UC-NRLF
$B 606 599

Eduard Engel

Deutsche Stilkunst

EXCHANGE
U.C.L.A.

847
E57
1922

Digitized by Google

Deutsche Stilkunst

Von

UNIV. OF ILLINOIS

Eduard Engel

Die Wahrheit muß herfür, zu gut
Dem Vaterland, das ist mein Mut;
Kein ander Ursach ist, noch Grund,
Drum hab ich aufgetan den Mund. (Hutten.)

Mit 18 Handschriften

Dreißigste, umgearbeitete und vermehrte Auflage

47. bis 57. Tausend

1922

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.
Wien G. Freytag G. m. b. H. Leipzig

Digitized by Google

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.
Copyright by G. Freytag in Leipzig 1912.

Druck von Gottlieb Gistel & Cie., Wien, III., Münzgasse 6.

PF 3410
E6
1922
MAIN

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

Erstes Buch.

Grundfragen.

1. Abschnitt: Der Zustand 11
2. Abschnitt: Vom guten Stil 19
3. Abschnitt: Von der Wahrheit 23
4. Abschnitt: Der persönliche und der unpersönliche Stil 29
5. Abschnitt: Vom besten Stil und vom Wege zu ihm 33
6. Abschnitt: Natur und Unnatur. Die Preziösen 37

Zweites Buch.

Die deutsche Sprache.

1. Abschnitt: Sprachschulmeisterei 52
2. Abschnitt: Deutsche Sprachlehre. — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit 60
3. Abschnitt: Drei Hauptsünden: Satzdreh nach Und. — Als und Wie. — Derselbe, Dieselbe, Dasselbe 68
4. Abschnitt: Hauptwort 78
5. Abschnitt: Zeitwort: 1. — Handlungs- und Leideform. — Erzählform und Vollendungsform. — Präsens der Erzählung. — Wenn mit ‚würde'. — Bin-Form und Sei-Form 83
6. Abschnitt: Zeitwort: 2. — Das Mittelwort. — Nennform mit Um zu. — Zusammengesetzte Zeitwörter. — Hilfszeitwörter . . . . . .
7. Abschnitt: Allerlei Sprach- und Stilgebrechen: Welcher. — Aussage mit Ein. — Ersterer und Letzterer. — Her und hin. — Selten günstig. — Rechtschreibung 87 93
8. Abschnitt: Freiheit 97

Drittes Buch.

Der Ausdruck.

Seite

1. Abschnitt: Die Macht des Wortes . . . 101
2. Abschnitt: Abklatschwort und Eigenwort. — Abgedroschenheit und Ursprünglichkeit 105
3. Abschnitt: Vom deutschen Wortschatz und seiner Mehrung 113
4. Abschnitt: Ausdrucksmittel 125
5. Abschnitt: Vom nachlässigen, vom schludrigen, vom schlampigen Stil 130
6. Abschnitt: Der sichtbare und der unsichtbare Stil 135
7. Abschnitt: Das Beiwort 145

Viertes Buch.

Die Fremdwörterei. — 1.

1. Abschnitt: Die deutsche Barbarensprache 158
2. Abschnitt: Zur Geschichte der Fremdwörterei 167
3. Abschnitt: Die Fremdwörterseuche . . . 177
4. Abschnitt: Der fremdwörtelnde Dünkel . 186
5. Abschnitt: Der fremdwörtelnde Schwindel 193
6. Abschnitt: Fremdwort und Verständlichkeit 201
7. Abschnitt: Milieu und Nüanksse 207
8. Abschnitt: Die Pücklerei 217

Fünftes Buch.

Die Fremdwörterei. — 2.

1. Abschnitt: Unwissenschaftliche Wissenschaft 229
2. Abschnitt: Kunstprosa und Fremdwörterei 236
3. Abschnitt: Die Verdeutschung der Fremdwörter 246
4. Abschnitt: Sprachmenger und Puristen 264
5. Abschnitt: Unsre klassischen Puristen. — Goethe und die Fremdwörterei . . . 274
6. Abschnitt: Fremdwörter und deutsches Volkstum 281
7. Abschnitt: Die Zukunft der Fremdwörterei 286

770629

Sechstes Buch

Der Satz.

Seite

1. Abschnitt: Satz und Persönlichkeit. — Papierstil und Redestil 293
2. Abschnitt: Die harmonische Periode und der schöne Satz 300
3. Abschnitt: Länge und Kürze des Satzes 307
4. Abschnitt: Der Schritt des Satzes . . . 313
5. Abschnitt: Haupt- und Nebensätze. — Neben- und Untergeordnet 317
6. Abschnitt: Der Schachtelsatz 327
7. Abschnitt: Wortstellung 338
8. Abschnitt: Zeichensetzung 348

Siebentes Buch.

Der Aufbau.

1. Abschnitt: Ordnung und Unordnung . . 356
2. Abschnitt: Anfang, Übergang, Schluß . 363
3. Abschnitt: Belebung 373
4. Abschnitt: Kurz und bündig 383
5. Abschnitt: Wortmacherei 389

Achtes Buch.

Der Ton.

1. Abschnitt: Stilgemäß und Stillos . . . 397
2. Abschnitt: Schlichtheit 406
3. Abschnitt: Übertreibung 412
4. Abschnitt: Humor, Witz, Ironie 417
5. Abschnitt: Geistreichtum und Geistreichtun 425
6. Abschnitt: Geborgter Geist: Zitat, Manier, Phrase 429

Neuntes Buch.

Die Schönheit.

1. Abschnitt: Schmuck 438
2. Abschnitt: Bild 444
3. Abschnitt: Musik 457
4. Abschnitt: Klarheit und Verständlichkeit 466
5. Abschnitt: Hilfsmittel zum guten Stil . 476

Zehntes Buch.

Die Stilgattungen.

Seite

1. Abschnitt: Belehrungsstil 485
2. Abschnitt: Zeitungsstil 494
3. Abschnitt: Kunstschreiberstil 501
4. Abschnitt: Kanzleistil 509
5. Abschnitt: Rednerstil 515
6. Abschnitt: Briefstil 521
7. Abschnitt: Deutsche Prosameister 527
8. Abschnitt: Deutscher Stil im Weltkriege . 536

Nachwort 539

Quellenweiser 541

Handschriften.

Luther (Psalmenübersetzung) 15
Schopenhauer (Nachlaß) 38
Jakob Grimm (Rede auf Schiller) 67
Nietzsche (Fröhliche Wissenschaft) 114
Storm (Zerstreute Kapitel) 154
G. Freytag (Soll und Haben) 173
Goethe (Aus den Schriften über Kunst) . . 277
Schiller (Deutsche Größe) 294
Lessing (Emilia Galotti) 311
H. von Kleist (Katechismus der Deutschen) . . 346
Lessing (Entwurf zum Nathan) 351
Bismarck (Gedanken und Erinnerungen) . . 361
Moltke (Letzte Gedanken) 387
Keller (Kleider machen Leute) 441
Mörike (Roman im Nachlaß) 462
Heine (Memoiren) 482
Treitschke (Cavour) 517
Uhland (Walther von der Vogelweide) . . 532

Einleitung.

Was ich in solchem erfunden hab, so viel mir möglich ist, will ich das von der Jungen wegen an den Tag legen und mich nit unterstehen, die großen Meister zu lehren, die da Bessers wissen, aber gern von ihnen unterwiesen werden wollen.

(Albrecht Dürer.)

Dies ist ein Buch der Lehre von einer Kunst, und doch ist das Wichtigste aller Kunst: das Können, unlehrbar. Keine sogenannte ‚Stilistik' vermag einen guten Schriftsteller heranzuziehen; keine aus einem schlechten einen guten zu machen. Dennoch wünsche und hoffe ich, daß dieses Buch, wenn die Ausführung nicht allzu weit hinter dem Willen zurückblieb, bei den richtigen Lesern den richtigen Nutzen stifte. Es scheint allerdings fast ein hoffnungsloses Beginnen, den deutschen Prosastil auf die Höhe sonstiger deutscher Kunst heben zu helfen. Die an manchen Stellen des Buches beklagte unglückselige Sprach- und Stilgeschichte Deutschlands hat bewirkt, daß wir im allgemeinen von der Prosa als einer sehr edlen, aber sehr schwierigen Kunst nur dunkle Ahnung haben. Für die deutsche Prosa, nicht für die Dichtung gilt immer noch Schopenhauers Wort: ‚Das Publikum wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück.' Gelänge es mir, die Wichtigkeit der Form für die Prosa nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern durch überzeugendes Wort und noch überzeugenderes Beispiel in hellerem Licht als bisher zu zeigen, so wäre schon dieser Erfolg die vieljährige Mühe wert.

Guter Stil läßt sich nicht künstlich anlernen; wohl aber läßt sich jeder Schreiber, der eines guten Willens ist, auf den Urgrund aller echter Stilkunst leiten: auf die Wahrheit, die Natürlichkeit jedes von ihm geschriebenen Wortes. Ist dieser Urgrund erreicht, o dann ist viel, ist fast alles gewonnen, was zum guten Stil erstes Erfordernis ist. Ein solcher Schreiber wird zugänglich sein so mancher nützlicher Lehre fürs Tun, besonders aber den noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen. Weitaus die meisten, jedenfalls die ärgsten Stilfehler, soweit sie nicht aus den Urtiefen des Charakters fließen, sind angebildet und lassen sich ablegen.

Ein Buch für Schreiber und Redner jeder Art soll dieses sein, kein Leitfaden für Schriftsteller. Schreiber bedeutet mir ein für allemal jeden, der sich regelmäßig oder häufig zum Übertragen seiner Gedanken auf Andre der Schrift, der gedruckten oder der nur geschriebenen, bedient, und ich verstehe darunter vornehmlich den angehenden Schreiber, den Schüler im Schreibwesen, das noch möglichst wenig beschriebene Blatt. Daß ein fertiger Schriftsteller, wohl gar ein für den Augenblick berühmter, sich durch mein Buch und dessen abschreckende Beispiele, etwa die von ihm selber beigesteuerten, oder durch irgendein Buch belehren lassen werde, deutsch zu schreiben, wenn er ein Menschenleben hindurch gefremdwörtelt oder in Zungen geredet hat; nicht mehr preziös zu schnörkeln, gelehrttuerisch anzudeuteln, unentwirrbar zu schachteln, Tiefsinn durch absichtliches Dunkel vorzugaukeln,

— nein, diesen Wahn hege ich nicht. Es wäre auch von keiner großen Bedeutung, wenn mir das in einem Einzelfalle wider alles Erwarten gelänge. [Einschaltung 1921: Es ist mir in einer überraschend großen Zahl von Fällen gelungen; so hat z. B. Harry Mayne sein schönes Buch über Mörike für die zweite Auflage ins Deutsche übersetzt, und mehr als ein deutscher Schriftsteller ist seinem Beispiel gefolgt. Über die Wirkung meines Buches auf Erich Schmidt, den ehemaligen Anführer der Verteidiger fremdwörterlich durchsprenkelter Sprache, wird an geeigneter Stelle gehandelt.]

Unvergleichlich wichtiger für die hohe Bildungsfrage einer deutschen Stilkunst ist die Wirkung auf die heranwachsende und die gereifte Jugend. Die schlechten alten Schreiber werden bis an ihr Ende schlecht schreiben und mögen mich schelten; das ist ihr Schreiberrecht, wie es mein Leserrecht war, sie zu schelten. Die noch nicht verbildeten Jungen aber möchte ich durch das Aufdecken der schlechten Stile gewisser Alten auf den Weg zum bessern Stil weisen: dies war der stärkste Antrieb zu meiner Arbeit.

Zugleich wünsche ich, mein Buch möge ein hilfreicher Stilratgeber fürs Lesen sein. Der durchschnittlich gebildete deutsche Leser hat meist ein richtiges, oft ein feines Urteil über den stofflichen Wert eines Buches, eines Aufsatzes, einer Rede; in den Fragen des guten oder schlechten Stiles lebt er fast durchweg im Stande taufrischer Unschuld. Der gelehrte Schreiber, zumal der mit einem berühmten Namen, ist ihm der gute Schreiber; denn eine strenge Stilprüfung, auch gegenüber der Wissenschaft, wie in Frankreich und in andern Ländern gibt es in Deutschland so gut wie nicht. Die Gelehrsamkeit oder sonstige wertvolle Eigenschaften der für die Beispiele am häufigsten benutzten Schriftsteller lasse ich auf sich beruhen; einzig ihre Stilkunst galt es zu untersuchen und dadurch dem Leser eine Richtschnur zum eignen Unterscheiden zwischen guter und schlechter Prosa zu geben.

*

Brauche ich zu rechtfertigen, daß ich meine Tausende von Beispielen, besonders die abschreckenden, fast ausschließlich den Schriften bekannter, ja berühmter Schreiber entnahm? Daß ich nur in seltnen Fällen mit sogenannten Stilblüten aus unbekannten Büchern und Winkelblättern zu wirken suche? Stilblüten von der allbekannten lächerlichen Art, einem sonst guten Schriftsteller aufgemutzt, beweisen nichts weiter, als daß ihm einmal ein Unglück widerfahren ist, wie es jedem, auch dem achtsamen, aus menschlicher Schwäche zustoßen kann. Bin ich sicher, daß mir, trotz größter Vorsicht, in einem Augenblick des Nachlassens gespannter Selbstprüfung nicht doch eine bedenkliche Stilblüte entschlüpft ist? Fast alle Beispiele dieses Buches sollen bestimmte Stilcharaktere, oder wenn man will Charakterstile veranschaulichen und je nachdem anspornend oder abschreckend wirken. Beispiele schlechten Stils von Schmierern sind wertlos, denn daß Schmierer schmieren, ist nichts Neues. Mein Buch will ohne Menschenfurcht die Überzeugung stärken und verallgemeinern, daß die neudeutsche Prosa mit wenigen Ausnahmen nicht gute Kunst, nicht einmal gutes Handwerk ist. Hierzu konnte ich nicht die schlechtgeschriebenen Bücher und Aufsätze der anerkanntermaßen schlechten Schreiber gebrauchen, sondern mußte mich überwiegend an die der berühmten und von mir in manchen Fällen trotz ihrer Unkunst hochgeschätzten Prosaschriftsteller halten. Gegen keinen der um der Sache willen sachlich Getadelten hege ich die geringste persönliche Feindschaft, für mehr als einen Verehrung und sachliche Dankbarkeit.

Die Handschriften sollen nicht als Schriftproben dienen, sondern die künstlerische Feinarbeit unsrer großen Prosameister unmittelbar veranschaulichen.

Jedes Buch wie dieses, das an gegenwärtigen Zuständen, an zeitgenössischen Leistungen strenges Urteil übt, ist dem Vorwurf der überheblichen Splitterrichterei ausgesetzt. Ich hoffe ihm dadurch entrückt zu sein, daß mein Buch sich eben nicht mit Splitterchen, überhaupt nicht mit Kleinigkeiten befaßt, sondern überall aufs Ganze und Große der Stilkunst abzielt. Da, wo verhältnismäßig weniger Wichtiges behandelt werden mußte, wie namentlich im zweiten Buch, habe ich in dem Gefühl, daß wir deutsche Schreiber allzumal Sünder sind, weitherzige Milde walten lassen. Alle Schärfe, die mir eigen, habe ich noch schärfer geschliffen zum Angriff gegen die einzige Todsünde des Stils, gegen sie, die nicht vergeben werden kann: die Unwahrhaftigkeit, in allen ihren so mannigfachen versteckten und doch unversteckbaren Äußerungen.

Welche unheilvolle Schäden am Leibe deutscher Sprache, am Geiste deutschen Stils zu bekämpfen sind, zeigt an lehrreichen Beispielen fast jede Seite dieses Buches. Für meinen Ton gegen die ärgsten Schäden und Schädlinge berufe ich mich auf die von unsern zwei größten Prosameistern zur Rechtfertigung ihrer rücksichtslosen Schärfe getanen Aussprüche bei ähnlichen Anlässen: ‚Zum Besten der Mehreren freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. — Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich ist grob' (Lessing). — ‚Wir sehen voraus, daß wir auch manchmal in den Fall kommen werden, daß ein Liebling der Menge nicht gerade auch unser Liebling sei, und wollen die deshalb unvermeidlichen Vorwürfe gern über uns ergehen lassen. Nur werden wir manchmal erinnern, daß wir nur mit dem Künstler sprechen. — Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen' (Goethe). — Als Herakles die Ställe des Augias reinigte, wird es nicht nach Lawendeln gedustet haben. Wer aber trug die größere Schuld, Herakles oder Augias? Und doch hat wahrscheinlich Augias wütender auf Herakles geschimpft, als umgekehrt.

Gegen brandige Wunden wie die Fremdwörterei hilft nur das glühende Eisen des Zornes; gegen den Gesichter schneidenden Veitstanz des preziösen Geschnörkels nur der derbe Prügel; gegen die Affenschande des französelnden Gebildeten Hausknechts nur der Höllenstein beißenden Hohnes. In diesen und ähnlichen Dingen mag man meinen Ton vor jedes unbefangene gerechte Stilgericht stellen. Wer von mir gegen unsre ärgsten Sprachverschmutzer und Stilverderber Höflichkeit fordert, dem erwidre ich mit einem zweiten Worte Goethes:

So sei doch höflich! — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Ich bekenne mich frank zu der wohlerwogenen Absicht, meinen Lesern Widerwillen gegen solche Schreiber, gleichviel ob berühmte oder unberühmte, einzuflößen, deren Sprache und Stil eine Gefahr für den künstlerischen Aufschwung unsrer Prosa und ein Makel deutscher Geistesbildung gegenüber dem Auslande ist. Man fürchte nichts: ein Klassiker der Kunstform ist nicht darunter, und der innere Wert ihrer Schriften wird sie ohnehin

nicht lange überleben. Hierbei kann keine Rücksicht geübt werden auf Forscherverdienst, noch weniger auf bloße Tagesberühmtheit:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst. (Uhland.)

Mit ängstlicher Vorsicht habe ich die Schiffbruchsklippe der meisten Bücher über den Gegenstand zu umfahren gestrebt: die herrische Gesetzgeberei aus dem eignen einzig richtigen Geschmack, d. h. aus der eignen selbstherrlichen Willkür. Als maßgebend galt mir und sollte den Lesern gelten der Sprachgebrauch unsrer besten Schreiber, soweit sie nicht unter den störenden Einflüssen überkommener und zeitgenössischer sprachlicher Unkultur gelitten; und ihr Stil da, wo er die Höhe ihrer Kunst bezeichnet, nicht wo er aus gelegentlicher Nachlässigkeit in den Niederungen stecken geblieben ist.

Alle Gelehrttuerei in Worten, eine gar leichte Fingerfertigkeit, habe ich verschmäht. Dem Schüler kann durch kein Gerede von Parataxe und Hypotaxe, von Zeugma und Chiasmus, Epizeuxis und Epanalepsis die Notwendigkeit eines durchsichtigen Satzbaues beigebracht werden; und es bedarf keiner tiefgründigen sprach- und kunstphilosophischen Untersuchungen des wahren Wesens der Metapher, der Katachrese oder der Antonomasie, um vor der Bilderbogenschreiberei und dem ‚Blumenkohl' zu warnen. Vorausgesetzt wird eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprachlehre; gewünscht die eines der mancherlei nützlichen neueren Hilfsbücher wie Heintzes Gut Deutsch, Th. Matthias' Sprachleben und Sprachschäden, Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten, wobei allerdings Vorsicht gegen die in allen herrschende Sprachmeisterei geboten ist. Grundsätzlich frei von jeder selbstherrlichen Sprachschulmeisterei ist mein Buch ‚Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig' (Leipzig, Hesse und Becker).

Eine außergewöhnliche Schwierigkeit für das Planen und Ausführen meines Buches lag in dem Mangel fast aller Vorarbeit, soweit es sich um deutsche Stilkunst handelt. Das meiste dessen, was sich bei uns ‚Stilistik' nennt, ist entweder gelehrte Stilgeschichte, Figurenbeschreibung und Sprachphilosophie, oder Grammatik mit Formenlehre und Syntax für Schulen. Mit der einzigen Ausnahme des Abschnittes ‚Über Schriftstellerei und Stil' in Schopenhauers Parerga und Paralipomena besitzen wir nichts Zusammenhängendes über unsern Gegenstand von einem großen deutschen Schreiber, der selbst ein Künstler des Stiles war. Das einst berühmteste deutsche Buch über Stil, das von Adelung, rührte her von einem mittelmäßigen rechthaberischen Gelehrten, der überhaupt nicht den Namen eines Schriftstellers verdiente, aber von der Höhe seiner angemaßten sprachmeisterlichen Selbstherrlichkeit die Forderung überlegen belächelt haben würde, daß, wer über Stil zu schreiben sich erkühne, selber einen haben müsse.

Über meinen eignen Stil habe ich kein Urteil, steht mir auch keines zu. Von meiner Darstellung darf ich bemerken: ich strebte, durch eine möglichst einfache, selbstverständlich reine Sprache von jedem Leser ohne Unterschied der Bildung mit jedem Satz, mit jedem Wort genau begriffen zu werden. Mein Buch ist nicht für solche Gelehrte bestimmt, deren jeder sich kraft seiner Gelehrsamkeit schon für einen Meister des Stiles hält; sondern für die gleich mir nach einem guten Stil ringenden Ungelehrten, die der liebreichen Unter-

weiſung bedürfen und ihr zugänglich ſind. Um ſolche Leſer belehren zu können, mußte mein Buch ſo geſchrieben ſein, daß man es ohne Langeweile, alſo willig und bis zu Ende leſen könnte. Langweilige, darum widerwillig geleſene Bücher pflegen nicht zu belehren. Aber auch danach erkühnte ich mich zu trachten, daß mein Buch über Stilkunſt vielleicht eins der Beiſpiele werde, wie man Fragen der Kunſt in künſtleriſcher Form behandeln könne.

*

Ein Buch wie dieſes bleibt zunächſt und für lange nur ein Verſuch. Es auf eine gewiſſe Höhe der Vollkommenheit, ja nur des Genügens zu fördern, dazu bedarf es der Mitarbeiterſchaft jedes ihm freundlich geſinnten Leſers. Wer dieſem Buch irgendwelche Belehrung zu verdanken glaubt, der helfe, es in Lehre und Beiſpiel fortan zu vertiefen und zu bereichern. So viele Bände auch für den ſchwerſten Teil der Arbeit, das Aufſuchen der Beiſpiele, durchblättert wurden, darunter an erſter Stelle die 35 Jahrgänge der jedem Sprach- und Stilforſcher unentbehrlichen Zeitſchrift des Deutſchen Sprachvereins, — erſt durch die ſtete Mitwirkung der Leſer kann der Beiſpielſchatz ſeiner mir wohlbewußten Mängel entkleidet und in ſeiner Überzeugungskraft verſtärkt werden.

Ein Menſchenalter unabläſſiger Mühe des Vorbereitens, Sammelns, Ausführens wurde neben und zwiſchen allen ſonſtigen Arbeiten meines Berufs- und Neigungslebens an dieſes Buch gewandt. Es wird die letzte meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſein, die am langſamſten gereifte ſpäte Frucht alles deſſen, was ich aus einer lebenslangen liebevollen Beſchäftigung mit Sprachen und Literaturen mancher Völker an Keimen und Trieben gewonnen habe. Vor allem andern war es gemeint als Dank aus den Tiefen des Herzens für den Heimatſtolz, die Arbeitsfreuden, die Kunſtentzückungen, die ich dir, o Mutterſprache, reichſte aller Zungen, ſchulde. Aus allen meinen Kräften täppiſches Beſudeln und Verunſtalten von dir abzuwehren, bleib ich bis zum letzten Hauche verpflichtet. Könnte gar dieſes Buch, wie ich leiſe zu hoffen wage, nur den Saum deines Feierkleides ſäubern helfen; zu deiner künſtleriſchen Pflege, da wo die Proſa des Lebens herrſcht, im geringſten anſpornen, ſo wäre dies Lohnes übergenug und beſeligende Erfüllung des heißen Wunſches:

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?

Berlin, April 1911.

Eduard Engel.

Geleitwort zur 30. Auflage.

Nachdem eine Reihe von Auflagen wegen der Kriegsnot in fast unverändertem Abzug von den Platten hatte erscheinen müssen, ist es der Verlagshandlung endlich gelungen, mit großen Opfern diese neugesetzte Ausgabe zu veranstalten. Sie nennt sich mit Recht umgearbeitet': es gibt in ihr nicht einen unverändert gebliebenen Absatz. Ich hoffe, daß die Veränderungen als Verbesserungen gelten werden.

Mein Buch ist mit der Zeit in Kreise gedrungen, auf die ich ursprünglich nicht gehofft hatte: viele Leser mit bescheidenen Fremdsprachekenntnissen, aber leidenschaftlichem Streben nach würdigerem deutschem Ausdruck haben aus der ‚Stilkunst' Belehrung zu schöpfen gesucht. Es wäre eine unverzeihliche Überhebung, wollte ich deren Bitte ablehnen, die fremdsprachigen Anführungen mit einer Übersetzung zu begleiten. Dies war nur in solchen vereinzelten Ausnahmen untunlich, wo das Übersetzen keine Belehrung bieten würde. Diese Beispiele deshalb ganz wegzulassen, weil einige Leser sie nicht würdigen, wäre ein Unrecht an den vielen, die aus ihnen etwas lernen können.

In meinen vier kleineren Büchern: ‚Sprich deutsch!, — Entwelschung, — Gutes Deutsch, — Deutsche Sprachschöpfer' stehen zahlreiche Ergänzungen, die in der ‚Deutschen Stilkunst' nicht wiederholt werden können. Zu meiner Freude betrachten die Leser meine Schriften zur deutschen Sprache als ein Gesamtwerk und ergänzen selbst herüber und hinüber. — Winke zu Verbesserungen werden auch in Zukunft sehr willkommen sein; mancher Leser wird manche seiner Anregungen beachtet finden.

Das Verlangen nach einem lichteren Satzbilde wurde als berechtigt anerkannt und erfüllt. Hierdurch und durch sehr viele Zusätze ist das Buch von 30 auf 35 Bogen angewachsen, obwohl einiges weniger Wichtige gekürzt wurde.

Bornim (Mark), April 1922.

Eduard Engel.

Erſtes Buch.

Grundfragen.

Erſter Abſchnitt.

Der Zuſtand.

Dem Durchſchnitt des lebenden Geſchlechts gebricht das Sprachgefühl ſo gänzlich wie keiner anderen Generation ſeit Leſſings Tagen. Ja ſelbſt die Deutſchen des 17. Jahrhunderts verſündigten ſich an ihrer Sprache nicht ſo frech wie die heutigen. — Die heutigen Barbarismen entſpringen der Mißachtung, einer Roheit des Gemüts, die gar nicht mehr weiß, was der Deutſche ſeiner Mutterſprache ſchuldet. (Treitſchke.)

Unter allen ſchreibenden Kulturvölkern ſind die Deutſchen das Volk mit der ſchlechteſten Proſa. Dieſe Tatſache braucht nicht bewieſen zu werden, ſie ſteht nach dem Urteil der berufenen Kenner der Sprache und des Stiles feſt, und zum Urteil der deutſchen Wiſſenſchaft geſellt ſich übereinſtimmend das der ſprachenkundigen Proſakünſtler des Auslandes. Sogar unſre ſchlechten berühmten Schriftſteller haben eine Ahnung vom jetzigen Zuſtande deutſcher Proſa, halten mit verwerfenden Ausſprüchen nicht zurück, nehmen freilich ſich ſelbſt von ihrem Verdammungsurteil aus. Ein anſehnliches Heft aber ließe ſich füllen mit nachdrücklichen Ausſprüchen hervorragender Männer über unſre klägliche Proſa, die alle mit Treitſchkes obenſtehendem Satz im Kern zuſammentreffen. Man könnte dabei bis in die Anfänge unſrer neuern Literatur zurückgreifen und würde durch zwei Jahrhunderte fortſchreitend immer dieſelbe Klage, nahezu in den gleichen Wendungen, hören.

Wer nicht durch unzeitigen Eifer verblendet und beider Nationen Tun kundig, muß geſtehen, was oft bei uns vor wohlgeſchrieben geachtet wird, ſei insgemein kaum dem zu vergleichen, ſo in Frankreich auf der unterſten Staffel ſteht. — Hingegen wer alſo Franzöſiſch ſchreiben wollte, wie bei uns oft Teutſch geſchrieben wird, der würde auch vom Frauenzimmer (in Frankreich) geladelt werden. (Leibniz in ſeiner ‚Ermahnung an die Teutſchen, ihren Verſtand und Sprache beſſer zu üben', 1703.)

Mir iſt aus der ganzen Literaturgeſchichte kein Volk bekannt, welches im ganzen ſo ſchlecht mit ſeiner Sprache umgegangen wäre, welches ſo nachläſſig, ſo unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches ſo liederlich geſchrieben hätte, als bisher unſer deutſches Volk. (Bürger, 1787.)

Wie wenig der Deutſche Deutſch kann, liegt am Tage; nicht der Bauer, nicht der Handwerker reden größtenteils ein verworrenes, abſcheuliches, verruchtes Deutſch; ſondern je höher hinauf, da geht es oft deſto ſchlechter. (Herder, 1798.)

Unſere Sprache geht, wenn ſie auf dem jetzt betretenen Wege weiter wandelt, nicht nur einer Verſchlechterung — denn dieſe iſt gegen das vorige Jahrhundert ſchon vorhanden —, ſondern ſelbſt der Zerrüttung unausbleiblich entgegen. (Der Germaniſt Moritz Heyne, 1883.)

Hierzu ein einziges überzeugendes Beiſpiel! Als die ſtädtiſchen Behörden Berlins im März 1871 dem Fürſten Bismarck das Ehrenbürgerrecht verliehen, fanden ſie für die zu überreichende Urkunde, die doch gewiß mit Aufgebot der feinſten Proſakünſte ihrer höchſten Beamten zuſtande gekommen war, folgende Form: „Wir, der Magiſtrat der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, urkunden und bekennen hiermit, daß wir (uſw.) dem Fürſten Bismarck, welcher, *nachdem er*“ — folgen 26 Druckzeilen mit Schachtelſätzen und Schachtelſchachtelſätzen — „das Ehrenbürgerrecht unſerer Stadt erteilt haben“. In welchem andern Land der fünf Weltteile wäre ſolche beſchämende Mißhandlung der Landesſprache möglich?

Wir ſind das Volk mit einer Dichtung, die ſich an Adel und feinſtem Reize der Form mit der jedes noch ſo ſprachkünſtleriſchen Volkes meſſen kann, und wir ſind das Volk mit der ſprachlich mangelhafteſten und unkünſtleriſchſten Proſa. Kaum irgendwo

anders iſt die Mutterſprache Gegenſtand ſo eifriger gelehrter Unterſuchung, und nirgend wird ſie ſo fehlerhaft, ſo ſtümpernd in der ungebundenen Rede behandelt. Die Unfähigkeit, deutſche Proſa nur vollkommen richtig, geſchweige ſchön zu ſchreiben, iſt ſo allgemein, daß jedes im letzten Menſchenalter erſchienene Buch über Gebrauch und Mißbrauch des Deutſchen viele ſeiner ſchlimmſten Beiſpiele aus Werken berühmter, ja beſter Proſaſchreiber ſchöpfte.

Iſt dieſes Gebrechen auf einem der wichtigſten Gebiete geiſtiger Feinbildung dem Deutſchen angeboren oder durch ſeine traurige völkiſche und ſprachliche Entwicklung anerzogen? Gewöhnlich entſchuldigt man in Deutſchland die ſchlechte Proſa mit der allgemeinen Redensart vom höheren Formenſinn andrer Völker, beſonders der romaniſchen. Ihr widerſpricht die Vollendung der Kunſtform in der deutſchen Liederdichtung; ihr widerſpricht aber auch die Schönheit deutſcher Proſa von der mittelhochdeutſchen Zeit bis faſt zur Mitte des 16. Jahrhunderts, alſo bis zur Deutſchverderbung durch die Humaniſterei. Die Proſa des Meiſters Eckhardt, der großen Prediger des 13. Jahrhunderts, Taulers, Geilers, nun gar Luthers ſteht an ſprachlicher Reine und künſtleriſchem Formenadel nicht zurück hinter den großen zeitgenöſſiſchen Proſaſchreibern Frankreichs, Englands, Italiens.

Geſcholten allerdings wurde von jeher in Deutſchland über die ſchlechte Behandlung des Deutſchen; jedoch in den Jahrhunderten vor dem Humanismus nur ſo, wie bei Franzoſen und Engländern über Nachläſſigkeit gegen die Mutterſprache geklagt wurde. Wenn z. B. Otfried ſchreibt: ‚Sie ſcheuen ſich vor Fehlern in fremden Sprachen, aber der Ungeſchicktheit in der eignen ſchämen ſie ſich nicht‘, ſo bezieht ſich dies nur auf ſeine faſt ausſchließlich lateiniſch ſchreibenden Standesgenoſſen. Freilich, ein Stilgebrechen des Deutſchen iſt nach den Zeugniſſen eines Jahrtauſends beinah ſo alt wie die deutſche Literatur: die Durchſprenkelung des Redegewebes mit fremden Sprachfäden. Offenbar billigend ſchreibt Gottfried von Straßburg über ſeinen Helden Triſtan:

Der hovesche hovebaere
Lie siniu hovemaere
Und fremediu zabelwortelin
Underwilen fliegen in.

Und der Dichter des ‚Welſchen Gaſtes‘, Thomaſin von Zirkläre, verteidigt, ja empfiehlt gradezu die ‚Streiſelung‘ des Deutſchen mit welſchen Wörtern; allerdings nur aus Bildungseifer:

Daz ensprich ich dâ von niht
Daz mir missevalle iht,
Swer strifelt sine tiusche wol
Mit der wehlsche, sam er sol:
Wan dâ lernt ein tiusche man
Der liht niht welhische kan,
Der spaehen worte harte vil,
Ob erz gerne tuon wil.

*

Die geſchichtlichen Urſachen der Minderwertigkeit der deutſchen Proſa liegen klar zutage. Die wirkſamſte war der Mangel eines weltlichen und geiſtigen Mittelpunktes. Wo in Deutſchland hat es zwiſchen den Zeitaltern der Hohenſtaufen und Luthers eine oberſte Sprachſchule gegeben, wie ſie zu allen Zeiten und bei allen Bildungsvölkern in einer Hauptſtadt mit ihrer geiſtigen Ausleſe geblüht hat? Man rufe ſich die Zuſtände Deutſchlands im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges zurück; denke an den Schüler der Franzoſen, Friedrich den Großen; laſſe ſich berichten von einer der ‚deutſchen‘ Akademien des 18. Jahrhunderts, der Kaſſeler, die ſatzungsgemäß für alle ihre Schriften und Preisarbeiten die franzöſiſche Sprache vorſchrieb, ſo daß Herders deutſche Schrift über Winckelmann unbeachtet blieb, — und man wird begreifend verzeihen, daß die deutſche Proſa im 17. und 18. Jahrhundert nicht mit der franzöſiſchen und engliſchen wetteifern konnte. Ja man muß ſtaunen über jedes lesbare deutſche Proſabuch aus den Jahrhunderten zwiſchen Luthers Tod und Leſſings Proſameiſterwerken. Ein franzöſiſcher König, Franz 1., hat in einem Erlaß von 1539 den Gebrauch des Lateiniſchen für alle öffentliche Urkunden verboten und deren Abfaſſung vorgeſchrieben: *en langage maternel français, et non autrement;* ein andrer franzöſiſcher König, Ludwig 18., das Wort geſprochen: *Il faut savoir la grammaire française et connaître les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France.*

In Deutschland hat es mehr als einen Fürsten gegeben, man denke an Ernst August von Hannover, der von Grammatik und Wortbedeutung des Deutschen weniger wußte als sein ungebildetster Dorfschulmeister.

Jahrhunderte hindurch waren in Deutschland einzig die Hochschulen Mittelpunkte des höheren Geistes- und Sprachlebens; aber bis zu dem kühnen, noch lange nach ihm vereinzelten Wagnis des Leipziger Professors Thomasius, an einer deutschen Hochschule eine deutsche Vorlesung zu halten (1687), war die deutsche Gelehrsamkeit die Hauptfeindin der deutschen Sprache. Während in den andern Bildungsländern kein noch so gelehrter Mann zur höchsten Bildungsschicht gehörte, wenn er nicht meisterlich oder doch anständig seine Muttersprache beherrschte, galt oder hielt sich jeder deutsche Gelehrte für eine der Blüten am Baume der Menschheit, ob er gleich unfähig war, eine lesbare Seite auf Deutsch zu schreiben. Die Nachwirkungen jener Vorherrschaft des Gelehrten im deutschen Geistesleben spüren wir noch heute darin, daß manchen wissenschaftlichen Schreibern mit kläglichem Stil jeder gute Prosaschreiber als ‚unwissenschaftlich' verdächtig ist. Des Professors Klotz anmaßliches Gerede über den unzünftigen Stil des ‚Literaten' Lessing kehrt, oft in kaum veränderter Form, noch heute wieder, so oft sich schlechtschreibende Gelehrte dünkelhaft über gutschreibende Schriftsteller emporblähen möchten. Einzig in Deutschland können Gelehrte mit schauderhaftem Deutsch und hilflosem Stil für große Schriftsteller gelten: Hunderte von Beispielen findet der Leser in diesem Buch.

Man hat die Hauptschuld an der schlechten deutschen Prosa häufig auf die zu frühe Beschäftigung unsrer Schreibenden mit den alten Sprachen, besonders dem Lateinischen, geschoben. Schwerlich mit Recht; denn auch in Frankreich, England, Italien lernen die Knaben Latein, schreiben aber zu Männern geworden richtiges, zumeist gutes Französisch, Englisch, Italienisch. Daß anderseits die Kenntnis der alten Sprachen ohne bildenden Einfluß auf die Prosa in der Muttersprache ist, beweist die übergroße Zahl der schlechtes Deutsch schreibenden Altsprachler; beweist ferner die nicht mehr abzuleugnende Tatsache, daß die Prosa unsrer guten und mittelguten Schriftstellerinnen keineswegs hinter der ihrer männlichen Kunstgenossen zurücksteht und den größten Teil der deutschen wissenschaftlichen Literatur bei weitem übertrifft. Ob unsre ‚klassisch' vorgebildeten Mädchen besser oder schlechter schreiben werden als ihre unklassischen Vorgängerinnen, bleibt abzuwarten.

Auch die Entschuldigung unsrer schlechten Prosa versagt, daß die deutsche Sprache so überaus schwer zu erlernen sei. Es gibt überhaupt keine leichte Sprache, sobald man über die Unterstufen hinausgekommen. Nur auf diesen gibt es Gradunterschiede der Schwierigkeit; auf den Oberstufen, zumal auf der des literarischen Gebrauches einer Sprache, hören die kleinen Handwerksunterschiede auf, denn da beginnt die Kunst, und eine leichte Kunst ist keine.

*

Neben den geschichtlichen Gründen der Kunstlosigkeit deutscher Prosa wiegt am schwersten das Verhältnis der deutschen Schule zum deutschen Stil. Die Schule möchte ihren Schülern gewiß gern einen guten Stil beibringen, und in neuster Zeit steigert sich dieses Streben unsrer Schulbehörden und Deutschlehrer in erfreulicher Weise. Jedoch eine mehrhundertjährige Erziehungslosigkeit oder schlechte Erziehung in einem der wichtigsten Bildungsfächer läßt sich nicht in einem oder zwei Menschenaltern gutmachen. Zum Unterricht im guten Stil gehört vor allem andern ein Lehrer mit Einsicht in die Geheimnisse der Stilkunst und — mit eignem gutem Stil. Die Durchsicht der Werke einer großen Zahl unsrer Schriftsteller über Unterrichtswesen hat mir, bei aller sachlicher Förderung, doch gezeigt, daß es zur Stunde nicht viele schreibende Lehrer, besonders Hochschullehrer, mit untadligem Deutsch oder gar mit künstlerischer Prosa gibt. Bei gleich rücksichtsloser Prüfung werden mir die nach Besserung dieses Zustandes strebenden Lehrer selbst die Richtigkeit meiner Behauptung zugeben. Nietzsche bekennt in einem Brief aus seiner Studentenzeit unter den Vorbereitungen zu einer Arbeit: ‚Ich habe im Deutschen schlechterdings keinen Stil, obgleich den lebhaften Wunsch, einen zu bekommen. — Als

Gymnasiast schreibt man bekanntlich keinen Stil; als Student hat man nirgends Übung; was man schreibt, sind Briefe, somit subjektive Ergüsse, die keinen Anspruch auf künstlerische Form machen. Also kommt einmal eine Zeit, wo uns die tabula rasa unsrer stilistischen Künste ins Gewissen steigt.' Ja, bei einem auf künstlerische Prosa angelegten Schreiber wie Nietzsche; bei den meisten andern deutschschreibenden Menschen rührt sich das Gewissen ob der Unkunst ihrer Prosa niemals, herrscht vielmehr der rührend einfältigliche Glaube, sie könnten Prosa schreiben, ohne diese Kunst erlernt zu haben.

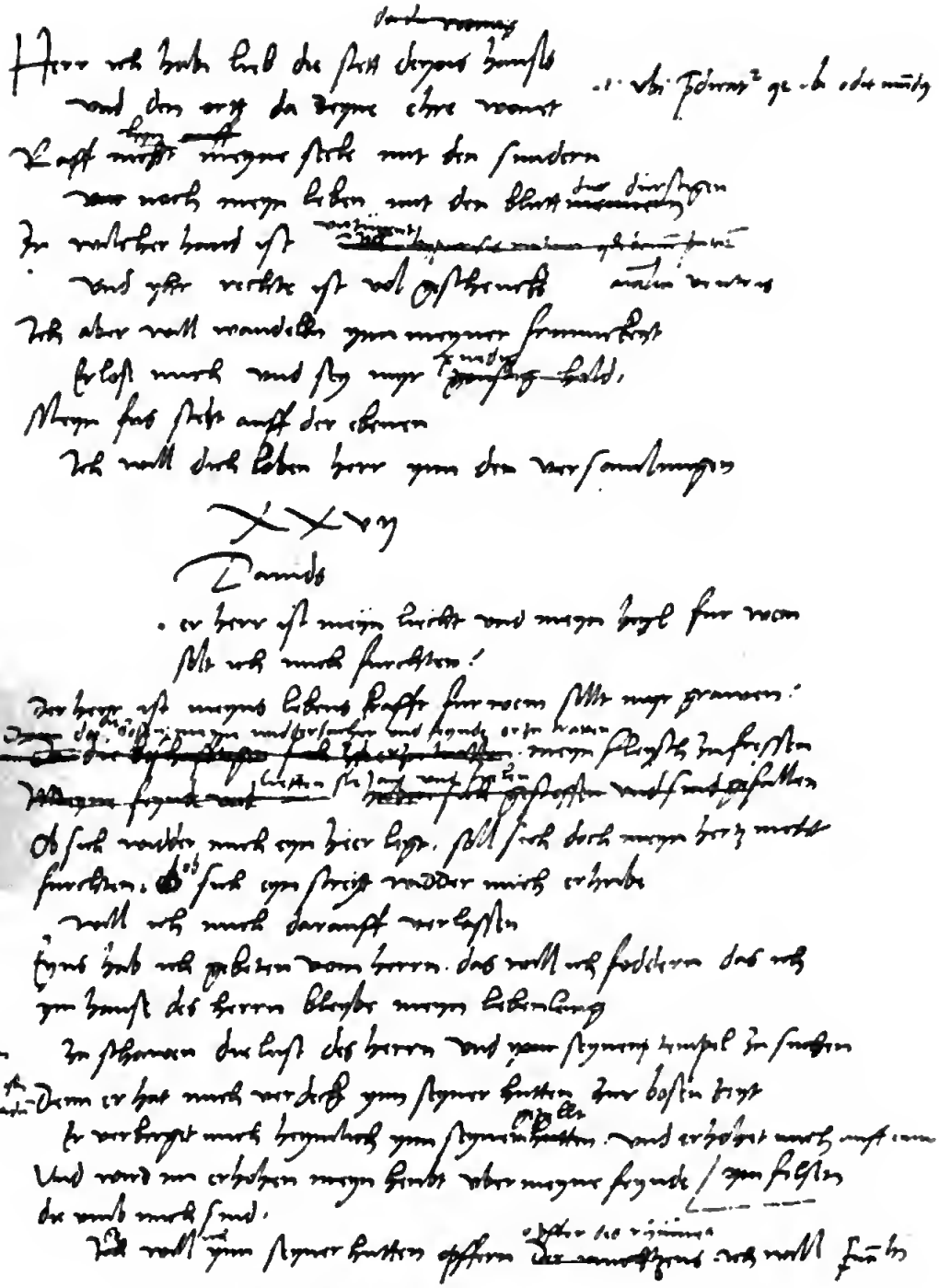
Die Prosa eine Kunst? Aber Prosa entsteht doch so zu sagen von selbst: man tunkt die Feder ins Tintenfaß, schreibt vom linken Rande des Blattes zum rechten und hat eine Prosazeile hervorgebracht. Oder wie Molière in seinem Bürgerlichen Edelmann spottet:

Jourdain: Quoi! quand je dis: Nicole, apportez-moi mes pantoufles et me donnez mon bonnet de nuit, c'est de la prose?

Le maître de philosophie: Oui, monsieur. (Jourdain: Wie! wenn ich sage: Niklas, bring mir meine Pantoffeln und meine Nachtmütze, so ist das Prosa? — Der Philosophielehrer: Jawohl, mein Herr).

Fast jeder höher gebildete Deutsche klagt über den deutschen Unterricht in unsern Schulen; wie viele aber ziehen daraus den notwendigen Schluß: Folglich muß ich selbst im reifern Alter nach- und zulernen —? Wie viele deutsche Schriftsteller haben wenigstens eines unsrer mancherlei nützlichen Hilfsbücher für gutes Deutsch durchgearbeitet? Den meisten deutschen Schreibern wird nach ihrer Überzeugung die deutsche Prosa durch die Geburt als Deutscher mitgegeben, zu erlernen ist da nichts. Verse sind Zeilen mit leeren Rändern, Prosa Zeilen ohne Rand, und — ‚die Hauptsache bleibt doch der Inhalt'. Mit Verlaub, der Inhalt des meisten Geschriebenen ist weder so neu, noch so bedeutsam, daß man von ihm als von einer Hauptsache sprechen darf. ‚Es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist' (Goethe). Der Durchschnittsdeutsche hält sich schon für einen Schriftsteller, wenn er irgend etwas zu sagen hat; der Franzose nur dann, wenn er schreiben gelernt hat. Voltaire hätte sich auf den Inhalt seiner Schriften ebenso viel einbilden dürfen wie die Mehrzahl unsrer heutigen Prosaschreiber; von ihm aber rührt der feine Satz her: *Les choses qu'on dit, frappent moins que la manière dont on les dit; car les hommes ont tous à peu près les mêmes idées de ce qui est à la portée de tout le monde: la différence est dans l'expression ou le style.* (Die Dinge, die man sagt, wirken weniger als die Art, wie man sie sagt; denn die Menschen haben alle ungefähr dieselben Gedanken über das jedermann Zugängliche; der Unterschied besteht im Ausdruck oder Stil). Also die gleiche Auffassung wie bei Goethe.

Kein großer deutscher Prosaschreiber hat sich allein auf den Inhaltswert seines Buches verlassen; jeder hat seine Arbeit für Kunst gehalten und aus allen Kräften das Seine getan, sie künstlerisch zu gestalten. Luther, unser gewaltiger Sprachherrscher, gesteht: ‚Ich meinte auch, ich wäre gelehrt, und weiß mich auch gelehrter denn aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnaden; aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutsche Sprache kann.' Und Lessing, der Begründer neudeutscher Prosa, beabsichtigte keinen verblüffenden Witz, als er schrieb: ‚Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse.' Schreiber, die sich zur Entschuldigung ihrer schlechten Prosa auf ihren großartigen Inhalt berufen, hat Bürger abgetrumpft: ‚Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen.' Hebbel hat ähnliches unter anderm Bilde gesagt: ‚Was ist doch ein Mensch (er spricht vom Schriftsteller), dem die Form fehlt! Ein Eimer voll Wasser ohne den Eimer!' Heine geht so weit, nur vom Dichter gute Prosa zu erwarten: ‚Um vollendete Prosa zu schreiben, ist unter anderm auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich', ein Satz, der bei Gottfried Keller, in einem Brief an Freiligrath, lautet: ‚Es hat sich neuerdings herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können.'



Aus Luthers Psalmenübersetzung.
Mit Erlaubnis der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Die höchsten Ansprüche an die Prosa als Kunst stellte Nietzsche. Er fordert: ‚zu wissen, daß Kunst in jedem guten Satz steckt'. Feiner noch als Heine und Keller begründete er die dichterische Grundlage eines guten Prosastils: ‚Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind. Fürwahr man schreibt nur im Angesicht der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird.' Nietzsches Empörung über den Zustand der neusten deutschen Prosa grollt aus dem Satze: ‚Keins der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie die Deutschen. Der Grund davon ist, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten, kommt ihm vor, als ob man ihm aus dem Fabellande vorerzählte.' Ach wie zufrieden wollten wir sein, wenn jeder Schreiber an einer Seite Prosa nur wie der Schuster an einer Sohle arbeiten wollte. — Schon vor Nietzsche hatte Storm ähnlich wie Lessing erklärt: ‚Ich arbeite meine Prosa wie Verse'.

Natürlich rächt sich die Kunstlosigkeit der Schreiber an ihren Werken. Ranke verdichtete seine Erfahrungen über das Versinken wissenschaftlicher Literatur in den Satz: ‚Es bleiben nur die schöngeschriebenen Geschichtswerke.' Erschreckend groß, bei weitem größer als in andern Literaturen, ist der schnelle Untergang der berühmtesten deutschen Gelehrtenbücher. Die Wissenschaft von gestern hat gar geringen Sachwert für den Leser von morgen, und die Kunst der Darstellung, wodurch allein gelehrte Bücher gerettet werden könnten, ist in Deutschland zu selten. Auf jeden noch lebendigen deutschen Prosaband aus dem 18. Jahrhundert kommen zwanzig französische oder englische, und das 19. Jahrhundert hat an diesem Verhältnis wenig geändert. ‚Die Muttersprache kann zu allem übrigen sagen: ohne mich könnet ihr nichts tun. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell vergessen von der Nachwelt' (Herder). Ungeheuer ist der Verlust geistigen Volksvermögens in Deutschland durch den selbst vortreffliche ältere Werke vernichtenden Stil. Wo sind die Schriften der hochmütigsten ‚Führenden (vgl. S. 170) ein Menschenalter nach ihrem Tode?

Kein Volk besitzt einen solchen Schatz von Liedern zum Preise der Muttersprache wie das deutsche. Mit tiefem Gefühl wird Schenkendorfs ‚Muttersprache, Mutterlaut!' in und außer der Schule schmelzend vorgetragen. Die Franzosen haben kein einziges nennenswertes Lob- und Liebeslied auf ihre Sprache; wie innig aber ist das Herzensverhältnis noch des letzten französischen Schriftstellers zur Sprache seines Vaterlandes! In Deutschland kann man es zum weitberühmten Manne der Feder bringen, sich im äußersten Hochmut neben ‚die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker' zu stellen erdreisten (vgl. S. 170), aber sprachlich selbst unter einem mittelmäßigen deutschen Zeitungschreiber stehen. Auch hierfür wird dieses Buch genug und übergenug Beispiele darbieten. Man beachte z. B. den Unterschied zwischen deutscher und französischer Bücherbesprechung! Ein deutscher Schreiber muß schon von aller Sprachlehre und Wortschatzkunde verlassen sein, um unsern Besprechern eine Bemerkung über seine ‚etwas mangelhafte Form' abzuzwingen; der Franzose läßt kein Buch ohne ein Urteil über Sprache und Stil durch, und wehe dem französischen Schriftsteller, der sprachlich nicht auf der Höhe guter französischer Literatur steht. Manchmal artet diese berechtigte Strenge in schrullenhafte Ungerechtigkeit aus; auf die Frage, wie er über Zola denke, erwiderte der Stilkünstler Anatole France: Ich lese nur französische Bücher.

*

Welche Gattung schreibender Menschen in Deutschland schreibt den schlechtesten Stil mit der schlechtesten Sprache? Die fast regelmäßige Antwort lautet: die Zeitungschreiber. Schopenhauer wütete gegen den ‚schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind', und der noch gröbere Nietzsche gegen das ‚Schweinedeutsch! — Verzeihung, Zeitungsdeutsch!' Beide Schimpfer waren Männer der Wissenschaft, die den Splitter im Auge der Pressemänner, nicht aber den Balken der Fachgenossen bemerkten.

Das schlechteste Deutsch, den schlechtesten Stil schreibt die deutsche Wissenschaft; die rühmlichen Ausnahmen kenne ich und würdige sie doppelt. Der strenge Ausspruch des hervorragenden Deutschforschers Moritz Heyne über die Deutschverderbung des Zeitalters (S. 11) paßt auf keinen Zweig unsers Schriftentums so genau wie auf das immer barbarischer werdende Missingsch des größten Teiles unsrer wissenschaftlichen Bücher und Aufsätze. Nur die ererbte Scheu vor der Gelehrtenkaste läßt den Deutschen die himmelschreienden Sünden der wissenschaftlichen Schreiber gegen Sprache und Stil übersehen und den großen Unbekannten, den Zeitungschreiber, als Sündenbock in die Wüste der Sprachverdammnis hetzen. Daß der Zeitungsmann seine Verstöße im fürchterlichen Drange des Augenblicks, der Wissenschafter seine Untaten in der weihevollen Stille des Studierzimmers begeht, sollte gerechter als bisher gegen einander abgewogen werden. Ich stelle die sachlichen Leistungen der deutschen Wissenschaft so hoch wie irgendwer; zur deutschen Literatur jedoch gehören nur verschwindend wenig Bücher deutscher Forscher. Die Gabe, Klargedachtes kurzgefaßt und in richtigem, gar in edlem Deutsch auszudrücken, ist in Deutschland bei weitem seltner als das dichterische Vermögen. Der Satz des geistreichen Paul Cosmann in seinen Aphorismen: ‚Nicht jeder, der ein lesenswertes Buch schreibt, kann einen lesenswerten Satz schreiben' verträgt eine größere Verallgemeinerung. Wenn Nietzsche einmal einräumt: ‚Schlechte Schriftsteller notwendig. — Es wird immer schlechte Schriftsteller geben müssen, denn sie entsprechen dem Geschmack der unentwickelten, unreifen Altersklassen; diese haben so gut ihr Bedürfnis wie die reifen', so muß dem entschieden widersprochen werden. Es wird natürlich immerdar inhaltlich gute und schlechte Schriftsteller geben; dennoch ist es keine überspannte Forderung, daß jeder, der zu einem größern Leserkreise, zumal zu der Jugend, spricht, untadliges Deutsch und erträglichen Stil schreibe. In Frankreich und in England ist diese Forderung längst erfüllt.

Eine der größten Schwierigkeiten, aus dem herrschenden Zustande herauszukommen, liegt in dem Mangel an unbedingt mustergültigen Vorbildern. Den Versuch zu einer Sammlung der besten habe ich in meiner ‚Deutschen Meisterprosa' gemacht. In einem spätern Abschnitt (S. 527) wird hiervon eingehender gehandelt werden; schon hier aber darf der Hinweis auf die Tatsache nicht fehlen: wir haben keinen einzigen neuern Klassiker der Sprache in dem Sinne, wie jedes der alten und neuen großen Literaturvölker mindestens zehn aufweist. Uneingeschränkt mustergültige Sprache schreibt weder Lessing noch Goethe noch Schiller, weder Jakob Grimm, noch Gustav Freytag, nech Gottfried Keller, Moltke oder Treitschke. Die zahlreichen Beispiele mit argen Sprach- und Stilgebrechen selbst bei unsern Größten im Verlaufe dieses Buches werden erweisen, daß die Behauptung der Nichtmustergültigkeit unsrer Prosameister keine Mückenseiherei ist.

*

Daß der beklagenswerte Zustand unsrer Prosa nicht etwa in einer eingeborenen Unzulänglichkeit der deutschen Sprache begründet ist, duldet keinen Zweifel. In der Hand eines unsrer Prosakünstler vermag das Deutsche mit seinem unerschöpflichen Wortreichtum, seiner ganz einzigen Freiheit von Wortstellung und Satzbau alles, was irgendwelche andre Sprache leistet. Unsre fast zu reiche Übersetzungsliteratur beweist, daß das Deutsche in Wahrheit die eigentliche Weltsprache ist oder sein könnte. Schon Goethe hat dies nachdrücklich hervorgehoben. Keine andre Sprache hat bisher vermocht, die Dichtungen aller Völker in ihren Versurformen übersetzerisch wiederzugeben, und unübersehbar ist die Reihe der künstlerischen deutschen Wiedergaben klassischer Prosawerke aus vielen Zungen. Dazu besitzen wir eigne Prosaschriften vom höchsten Range, die, abgesehen von gewissen Verstößen gegen fleckenlose Sprachrichtigkeit, stilkünstlerisch hinter keinem der berühmtesten Prosabücher andrer Völker zurückstehen. Und da sollte die Hoffnung unberechtigt sein, daß wir auch in den mittleren, ja selbst in den noch geringeren Erzeugnissen deutscher Prosa wenigstens die Durchschnittshöhe der französischen und englischen Prosa erreichen könnten?

Unumgänglich notwendig hierzu ist allerdings die schonungslose Aufdeckung der zur Zeit noch herrschenden Schäden, das unverblümte Aussprechen dessen was ist, und die

hoffentlich dadurch erweckte Einsicht der nicht unverbesserlich dünkelhaften Schreiber in den wahren Zustand unsrer, will sagen ihrer Prosa. Den Franzosen und den Engländern ist ihre künstlerische oder doch anständige Prosa nicht durch ein gnädiges Himmelsgeschenk zuteil geworden, sondern durch die Arbeit von Jahrhunderten, allerdings unter günstigeren Staatsverhältnissen als den deutschen. Die wichtigste Schule aber der guten Prosa ist in Frankreich wie in England — die Schule. Nur von ganz unten auf, wie jeder feste Bau, kann die deutsche Prosa gezimmert werden. ‚Das Amt eines Sprachlehrers ist ein königliches, ein hoheprieſterliches Amt. Er steht nicht im Namen der Schule, nicht im Namen einer Prüfungskommission, an die er einmal seine Schüler überliefern müßte, nicht im Namen einer Bildung, die der heutige Tag fordert, sondern im Namen des Volkes vor dem Schüler, des ewigen Volkes, das in allem Wechsel sich gleich bleibt' (Philipp Wackernagel). Der sich immer freudiger kundtuende Anteil grade der Lehrerkreise an allen Fragen deutscher Sprache und deutschen Stils; die große Verbreitung von wirksamen Büchern über gutes Deutsch, wie denen von Heintze, Th. Matthias, Weise — ich darf auch mein ‚Gutes Deutsch' nennen —; das ununterbrochene Wachstum des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins; endlich und hauptsächlich die nicht mehr zu übersehende Zunahme der bewußt auf reine und edle Sprache ausgehenden Schriftsteller und Dichter der Prosa — all dies zusammen stärkt die Zuversicht, daß der Gipfel des Sprachgeschlampes und Stilgeschluders überschritten ist und wir einem neuen Kunstgipfel unsrer Prosa entgegengehen. Besonders der Deutsche Sprachverein mit seinen 40000 Mitgliedern aus allen gebildetsten Ständen ist zu einer Macht geworden, die über alles hinausragt, was seit dem 17. Jahrhundert mit seinen Deutschen Sprachgesellschaften jemals in Deutschland zur Säuberung und Veredelung deutscher Prosa erstrebt und geleistet wurde. Der einzige, aber schwere Vorwurf, der diesem großen Verein sehr ernsthaft gemacht werden muß, ist der, daß er seine eigne Macht nicht kennt, sie darum nicht voll ausnutzt. Dem entschlossenen Willen von 40000 deutschen Gelehrten und Gebildeten, unter denen mehr als tausend in führenden Stellungen, müßte es bei richtiger Leitung gelingen, die schlechtgeschriebenen Bücher den gebildeten Lesern zu verleiden und die hochmütigsten der schlechtschreibenden Gegner jedes veredelnden Sprachstrebens zur Einkehr oder doch zum Schweigen zu zwingen.

*

Von Zeit zu Zeit verdichtet sich die Unzufriedenheit mit dem Zustande der deutschen Schriftsprache in den Wunsch: Hätten wir doch eine Deutsche Sprachakademie! Ich wiederhole hier die auf eine bekannte Rundfrage darüber in K. E. Franzos' ‚Deutscher Dichtung' 1902 von mir erteilte Antwort:

Erstens: Eine Deutsche Akademie ist genau so überflüssig wie die irgend eines andern Volkes. Außer zur Befriedigung unmännlicher Eitelkeiten hat in keinem Lande der Welt eine Sprachakademie zu irgend etwas Wertvollem gedient. Die Französische Akademie ist für die Entwicklung der französischen Literatur, ja selbst der französischen Sprache ohne alle Bedeutung gewesen und ist es heute noch.

Zweitens: Soll eine Deutsche Sprachakademie mehr sein als ein freier Verein freier deutscher Schriftsteller, so wird sie zu einer Art von Staatseinrichtung. Einer solchen wird nach den bei uns herrschenden Anschauungen niemals vollkommene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder gelassen werden. Den entscheidenden staatlichen Stellen werden ganze Richtungen nicht passen, und grade einige der hervorragendsten deutschen Schriftsteller werden von einer Deutschen Sprachakademie mit staatlichem Charakter grundsätzlich ausgeschlossen bleiben. Eine Akademie dieser Art würde weder bei den deutschen Schriftstellern noch im deutschen Volke besondere Achtung genießen.

Drittens: Alle Verteidiger der Gründung einer Deutschen Sprachakademie erwarten von dieser eine Pflege edler deutscher Sprache. Das Mindeste also, was man von jedem Mitgliede solcher Akademie verlangen müßte, wäre doch wohl, daß es ein fehlerloses Deutsch schriebe. Ich bestreite, daß es zurzeit in Deutschland eine genügend große Zahl hervorragender Schriftsteller — nun gar Gelehrter! — gibt, die auch nur richtiges Deutsch schreiben. [Man denke an G. Hauptmann! — Zusatz von 1921.]

Will man durchaus einmal eine Deutsche Sprachakademie gründen, so verschiebe man die Ausführung dieses Planes um etwa 50 Jahre, bis wir durch eine vollständige Änderung unsers höheren Unterrichtswesens ein Geschlecht von Lehrern und Schülern herangezogen haben, denen, ähnlich wie in Frankreich, die tadellose, ja die künstlerische Beherrschung der Muttersprache die Krone des Unterrichts ist.

Ich füge heute noch dies hinzu. Käme es dennoch zur Gründung einer Deutschen Sprachakademie, so würde sie Germanistisches Nationalinstitut heißen, und ihre

Zusammensetzung würde sie von vornherein jedes gesetzgeberischen Ansehens bei der Schriftstellerwelt berauben. Hier gilt kein Stand, kein Name; hier gilt nur eines: daß jedes Mitglied fehlerloses Deutsch schreibt. Noch sind wir nicht so weit, auch die Forderung zu stellen: schönes Deutsch; fehlerfreies und selbstverständlich reines Deutsch müßten einstweilen genügen, um außer hervorragenden literarischen Leistungen einen Schriftsteller oder Gelehrten zur Aufnahme in die Deutsche Sprachakademie zu befähigen. Man stelle sich vor, was garnicht unwahrscheinlich wäre, daß der Verfasser, der Veröffentlicher und die Unterzeichner der berüchtigten ‚Erklärung von 1889' (S. 170), also ‚die 41 Führenden', Mitglieder einer Deutschen Sprachakademie geworden wären! Einer großen Zahl jener Schriftsteller und Gelehrten hätte der Rat erteilt werden müssen, vorerst schülerhaft Deutsch zu lernen, ehe sie über Sprache und Stil ernsthaft mitzureden wagten.

In neuster Zeit ertönt wieder einmal der Hilferuf nach einem ‚Deutschen Sprachamt'. Gesetzt den Fall, es käme zu einer Verwirklichung dieses Gedankens, — wer würde an der Spitze stehn, wer den Rahmen bilden? Höchster Wahrscheinlichkeit nach die Berliner Akademie der Wissenschaften, dieselbe Akademie, deren germanistisches Mitglied Gustav Röthe sich, in einem von der Akademie ihm aufgetragenen Gutachten, gegen die schon landläufigen Verdeutschungen der überflüssigsten Fremdwörter ausgesprochen hat, der leidenschaftlichste Gegner der Säuberung der deutschen Sprache von ihrer vierhundertjährigen Besudelung. Zweifelt jemand, der mit der amtlichen Behandlung solcher deutscher Lebensfragen vertraut ist, daß in einem Deutschen Sprachamt die ärgsten Deutschverderber obenan sitzen und das große Wort führen würden? Das Deutsche Sprachamt würde zu einem Amt gegen die deutsche Sprache werden.

Zweiter Abschnitt.

Vom guten Stil.

Die allgemeine Quelle jedes Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. (Schiller.)

Mit ausführlichen und doch nicht fördernden gelehrten Auseinandersetzungen über Herkunft, ursprünglichen Sinn und Bedeutungsgeschichte der Wörter Prosa und Stil bleibe der Leser verschont; denn nicht um Wortwissen, sondern um Sachkenntnis ist es uns hier zu tun. Die kurzen Angaben müssen genügen, daß Prosa ein altlateinisches Wort ist, aus *Prorsa*, genauer aus *Proversa:* vorwärts gerichtete, nicht durch ein festes Maß gebundene Rede; Quintilian gebraucht es im Gegensatze zu *versu loqui*: durch Vers reden. Das griechische *Stylos* bedeutet Pfahl, Säule, Schreibgriffel; in der letzten Bedeutung entspricht ihm lateinischer *Stilus*, nach Wackernagels feiner Bemerkung begrifflich und lautlich verwandt mit Stiel.

Nicht viel fruchtbarer sind die meisten der zahllosen Erklärungen vom Wesen des Stils. Selbst diese von Hebbel nützt uns gar nichts: ‚Das sprachliche Produkt, das entsteht, wenn ein positiv individueller Geist — denn negativ individuell sind alle — den allgemeinen Geist durchdringt und befruchtet, wird Stil genannt.' Nicht besser steht es mit der Erklärung Buffons, des Verfassers der in Frankreich berühmtesten Abhandlung über den Stil (vgl. S. 32): *Le style n'est que l'ordre et le mouvement qu'on met dans ses pensées.* (Der Stil ist nur die Ordnung und Bewegung, die man seinen Gedanken gibt). Hierin ist schon die Beschränkung durch ‚nur' falsch, denn der Stil besteht in noch manchem anderm als der Folge und Gangart der Gedanken. Auf sich beruhen kann an dieser Stelle die Frage nach dem Wesen des Stils in Wendungen wie: Rafaels Stil, Wagners Stil, oder nach dem Sinne des Wortes in dem Satze: der oder jener Künstler hat Stil. Soweit dieses Buch mit solcher Frage zu tun hat, wird sie in dem Abschnitt vom persönlichen Stil erörtert (S. 29).

Schriftlicher Stil ist sprachliche Gedankenform: diese einfache Erklärung reicht hin, um uns in den Kern der Frage vom guten Stil zu führen. Eine Schrift mit gutem Stil

mag von Feinschmeckern als reines Kunstwerk ohne jeden andern Zweck als den der Schönheit genossen werden, so wie viele Römer und Franzosen eine Reihe schön gebauter Sätze an sich als Kunstwerk bewundert haben. Über jene Ansicht vom guten Stil sind wir, sind auch die Franzosen, längst hinaus.

Noch so schön aneinandergereihte Satzgefüge mit feinster Wortwahl und edelstem Lautwohlklang sind tönendes Erz und hohle Schelle ohne menschlich wertvollen Zweck. ‚Der Nutz ist ein Teil der Schönheit', heißt es schon bei Dürer; ohne jede Einschränkung fast wörtlich ebenso bei Schiller. Alles Gerede über guten oder schlechten Stil eines Schreibers bleibt unentschiedner Widerstreit beweisloser Geschmackslaunen, wenn wir nicht einen unerschütterlichen Ausgangspunkt für unser Urteil gewinnen. Es gibt keinen guten Stil an sich, es gibt nur einen zweckmäßigen und einen zweckwidrigen Stil; jener ist der gute Stil, dieser der schlechte. Die größten Meisterwerke der Prosa aller Zeiten und Völker fügen sich dieser einfachen Erklärung.

Warum wird geschrieben? Nicht zuerst, um ein Kunstwerk zu erzeugen, sondern um die Gedankenwelt des Schreibers so vollkommen wie möglich auf den Leser zu übertragen. Der älteste Schriftsteller über das Wesen des Stils, Aristoteles, — er nannte es Beredsamkeit —, erklärte diese als die Kunst im Erfinden von Überredungsmitteln; und der beste deutsche Schriftsteller über Stil, Schopenhauer, bezeichnete als Zweck alles Schreibens: ‚Mittels Worten den Strom der Gedanken in ihren (der Leser) Kopf zu leiten, mit solcher Gewalt, daß er den ihrer eigenen von dem Gange, den sie bereits genommen, ablenkt und in seinen Lauf mitfortreißt'. Das einzige vollkommne Mittel hierzu, den wertvollen Inhalt immer vorausgesetzt, ist der vollkommne Stil. Höchste Zweckmäßigkeit also ist höchster Stil, und alle Mannigfaltigkeit der guten Stilarten, die ganze Fülle der Stilmittel ist in dem Grundgedanken der Zweckmäßigkeit enthalten. Die erhabensten Weisheiten der Bibel wie die einfachsten Belehrungsätze einer Kinderfibel werden vom Stilgrundgesetz der höchsten Zweckmäßigkeit beherrscht. Ob im einzelnen Falle dichterischer oder prosaischer Stil, feierlicher oder alltäglicher, ernster oder heiterer, stiller oder bewegter, schlichter oder geschmückter Stil vorzuziehen, ist einzig nach dem Zweck des Schreibenden und seiner Schrift zu entscheiden. Jedes Beispiel dieses Buches empfängt sein Licht von der Klarheit, die jenem obersten aller Stilgrundsätze entströmt.

Alle Unterschiede der Sprachen, aller Wandel der Bildung und des Geschmackes, die unabsehbare Vielfältigkeit sogar der Seelen der Schreiber ordnen sich fügsam unter jenes allherrschende Gesetz. Napoleons Tagesbefehle an seine Soldaten in Ägypten und Kaiser Wilhelms des Ersten Drahtungen vom Siegesschauplatz sind grundverschieden, sind aber beide großer Stil, denn beide erreichen auf großartige Weise ihren Zweck. Du schreibst über Lessing, den Vernichter der geistigen Franzosenherrschaft in Deutschland, und du spreizest dich eitel mit überflüssig eingestreuten französischen Brocken: dein Stil ist erbärmlich, weil zweckwidrig, und dich selbst machst du obendrein lächerlich. — Du schreibst über Schiller, den Sänger höchsten seelischen Aufschwunges, in einem Stil wie über das beste Straßenpflaster oder den ergiebigsten Kunstdünger: zerbrich deine Feder, denn du hast keine Ahnung von Zweck und Wirkung deiner Schreiberei. — Man verlangt von dir einen Sachbericht über einen beobachteten Straßenunfall, und du schwögst seitenlang über deine Seelenstimmungen vor, während und nachher: du taugst nicht zum Berichterstatter, denn du schreibst an dem Zweck vorbei, der in nichts anderm besteht als in einem getreuen Abbild der Tatsachen. Du glaubst, eine schmucklose Wiedergabe der Tatsachen sei unter deiner Würde, schmückst also deinen Bericht mit Bildern aus allen Reichen der Natur, schüttest aus dem Füllhorn deines Geistreichtums ‚Brillanten' des Witzes oder doch der Witzelei darüber: du bist nichts als ein Schmock, der seinen Lebenszweck verfehlt hat, denn ein Klaun hättest du werden sollen, nicht ein Schriftsteller. — Du bist ein großer Gelehrter, beherrschest das weite Gebiet deiner Sonderwissenschaft und willst den Nichtwissenden aus deinem reichen Wissensschatze Belehrung spenden. In deinem Zunfthochmut aber dünkst du dich hoch erhaben über die Leser, für die du schreibst, und sprichst zu ihnen, als

müßten sie alles wissen, was du selber erst seit gestern weißt; sagst deshalb zur Katze nicht Katze, sondern gebrauchst geziert andeutende Umschreibungen, die enträtselt werden müssen: du verfällst dem komischen Dichter, etwa dem der *Précieuses ridicules* (der ‚lächerlichen Zierpuppen'), denn deine Schreiberei verfehlt ihren Zweck, der nicht im Rätselaufgeben, sondern in klaren Belehrungen besteht. — Oder du leidest an keinem von all diesen Stilgebrechen, kannst dich aber nicht entschließen, in einem Satze nur einen Gedanken auszusprechen, was in drei bis vier Druckzeilen möglich wäre. So wenig Herrscher bist du über deine Gedanken, daß du ihrer keinen ungestört im Hirn und auf dem Papier zu Ende denken kannst. Den einen Gedanken durchkreuzt der zweite, den zweiten ein dritter, ein vierter, und diese vier ineinander geschachtelten, einander unterbrechenden Gedanken stopfest du in einen einzigen Satz von 15 gedruckten Zeilen, bildest dir wohl gar auf deine kunstvollen Satzgebäude wunder was ein: dein Geschreibsel ist nichtig, weil zwecklos, denn bei den letzten fünf Zeilen hat der Leser die ersten zehn vergessen. — Oder endlich, du bist wirklich ein Meister des Stils, du beherrschest die innere Form, d. h. du findest den treffenden Ausdruck für deinen wertvollen Gedankeninhalt, müßtest also den Zweck deines Schreibens durchaus erfüllen: du verfehlst ihn dennoch, grade bei den feinsinnigsten unter deinen Lesern, durch einen peinlichen Erdenrest: du bist unsicher, ja ungebildet in den Gesetzen der von dir geschriebenen Sprache.

*

Ich sehe das erstaunte Gesicht manches Lesers und höre seine Frage: Du sprichst ja immerfort vom Leser, beinahe so viel wie vom Schreiber; der Stil hat es doch mit dem Schreiben, nicht mit dem Lesen zu tun. Mit Verlaub, alles Schreiben, vielleicht mit Ausnahme der Tagebücher, ist eine zweiseitige Tätigkeit: man schreibt nicht für sich, sondern für einen Andern, für einen Leser, für ungezählte, unbekannte Leser; für das Ding, das man itzo in Berlin Publikum nennt, wie sich Gottsched ausdrückte, als der Leserkreis sich über den Leipziger, den ‚Hällischen', den Zürcherischen und sonstigen Professorenklüngel auszudehnen begann. Als das Zusammenfassen der Mittel, auf diesen großen Unbekannten, das Publikum, eine ganz bestimmte Wirkung auszuüben, ließe sich neben anderm die Stilkunst bezeichnen.

Sorgsame Rücksicht auf den Leser ist eine der Urbedingungen des guten Stils. Sie ist in dem Grundgesetz der Zweckmäßigkeit mitenthalten, und keine Untersuchung des Stiles eines Schriftstellers ist erschöpfend ohne eine Antwort auf die Frage: Wie behandelt der Schriftsteller seine Leser? ‚Der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, so ist erst der Leser das ganze Leben des Geschriebenen' (Gottfried Keller). Man kann ohne gewaltsame Scheidekünste die Prosaliteraturen ganzer Völker und die verschiedenen Gattungen der Prosa eines Volkes je nach der Rücksicht der Schreiber auf ihre Leser in Rangstufen ordnen. Der französische Schriftsteller schreibt fast durchweg mit dem Gedanken an den Leser, der Deutsche nur in den seltnen guten Ausnahmefällen. Wer jedoch mit hochfahrenden Redensarten die Gleichgültigkeit vieler deutscher Schreiber gegen den Leser als einen Vorzug, etwa als ‚weltentrückten Idealismus' preisen wollte, dem ist nachdrücklich zu erwidern, daß der tiefere Grund jenes Mangels die Phantasielosigkeit der Schreiber ist. Phantasielosigkeit aber ist nach einem gescheiten deutschen Philosophen, Rosenkranz, gleichbedeutend mit Dummheit. Wer sich nicht, bewußt oder unbewußt, bei jedem Satze, jedem Worte, ja schon im Vorbereiten und Gliedern seiner Schrift in die Seele seines Lesers, des einen oder ihrer aller, oder doch eines gewissen guten Durchschnittes versetzen kann, der wird nur wie durch ein Wunder die Seele des Lesers ergreifen. Solch ein Wunder jedoch gelingt nur alle paar Menschenalter einmal, wenn ein außerordentlicher Schriftsteller durch die Macht seiner Gedanken oder ihres Ausdrucks die Leser so gewaltsam ergreift, daß er sie hoch über sich selbst hinaus steigert und in die fremde Gedankenwelt mit ihrer trotzig eigenartigen Form hinüberreißt. Wer sich für einen solchen Jahrhundertgeist hält, der mag's auf eigne Gefahr versuchen, nur für sich zu schreiben, nur an sich zu denken, den Leser als ein überflüssiges Anhängsel der Literatur zu betrachten

Ohne Phantasie, will in diesem Falle sagen: ohne Seelenwitterung, kein guter Stil; ohne sie keine Möglichkeit vollen Wirkens, kein Belehren, kein Bewegen, kein Überzeugen. Aus der Rücksichtslosigkeit gegen den Leser sind die großen und kleinen Formlosen mancher Literaturen hervorgegangen: Rabelais, dessen Gargantua und Pantagruel schon den Zeitgenossen kaum halb verständlich war und der heute selbst den Franzosen fast nur noch ein großer Name ist. Dann aber die einst hochberühmten, jetzt nicht mehr gelesenen Dutzende der deutschen Formlosen, von Fischart über Hamann, Jean Paul zu dem unübersteigbaren Gipfel der Unfähigkeit, für einen Andern als sich selbst zu schreiben: zu Hegel. Vielleicht ist das ihm zugeschriebene Wort: ‚Nur einer meiner Schüler hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden' nicht gesprochen worden: erfunden ist es meisterlich.

Da schreibt ein Gelehrter ein Buch oder einen Aufsatz für weniggebildete Leser; er soll, er möchte volkstümlich schreiben, hat aber keine Ahnung von den Ansprüchen, die grade ein Leser aus dem Volke an durchsichtige Klarheit der Gedankenfolge und des Ausdruckes stellt. Sein Geschreibe ist bei aller Gelehrsamkeit wertlos, denn es verfehlt seinen Zweck durch einen Grundmangel des guten Stils: die Phantasielosigkeit. — Ein andrer Gelehrter schreibt für zukünftige Fachgenossen, für Studenten, besitzt aber nicht Phantasie genug, um die mit Recht von diesen Lesern zu erfüllenden Voraussetzungen abzumessen. Er schreibt über Unbekanntes ebenso wie über Allbekanntes, deutet vornehmtuerisch das Fremdeste nur an, statt es klar zu bezeichnen. Dieser Gelehrte mag wissenschaftliche Tagebücher führen, zum Schriftsteller für Andre ward er nicht geboren. Jeder Leser hat das Grundrecht, vom Schreiber zu verlangen, daß er nicht zu den Schwierigkeiten des Gegenstandes Schwierigkeiten der Form füge, die nicht aus dem Gegenstande, sondern aus der Unbegabung des Schreibers herrühren. Der Richter vom untersten bis zum höchsten Gerichtshof ist verpflichtet, seine Erkenntnisse dem Verständnis der Rechtsuchenden, nicht dem der Richter anzupassen. Die von Zeit zu Zeit durch die Presse laufenden unübersehbar langen, den Laien ganz, den Rechtsgelehrten mit Ausnahme des Verfassers halb unverständlichen Gerichtsurteile, manche selbst vom Reichsgericht, rühren von Richtern ohne Phantasie, also von Schreibern ohne Stil her. Sie sind stilwidrig, weil sie zweckwidrig sind.

Verhältnismäßig leicht ist der gute, der zweckmäßige Stil da zu treffen, wo ein Schriftsteller sich an einen mehr oder minder eng begrenzten, ihm genau bekannten, ihm bildungsverwandten Leserkreis wendet. Hier bedarf es eines so geringen Aufwandes von Phantasie, daß ein schlechter Stil ganz unentschuldbar ist. Der Vortrag eines Hochschullehrers, der den Studenten unverständlich bleibt; die Abhandlung eines Forschers, die selbst den Fachgenossen unfaßbar ist; die Rede eines Abgeordneten im Reichstag an ungefähr gleichgebildete Zuhörer, die dunkel klingt: lauter Beweise von Stilstümperei.

Am schwersten ist das Schreiben und Sprechen zu einer großen, bunt zusammengesetzten Leserwelt. Daher steht der gute Volksschriftsteller, nur gemessen an den zu erfüllenden Stilforderungen, hoch über dem fachwissenschaftlichen Schreiber; der gute Zeitungsmann über den meisten durchschnittlichen Bücherschreibern, die sich im allgemeinen doch an eine enger begrenzte Leserschar wenden. Die ganz großen Meister des Stils, die Verfasser der an den zehn Fingern herzuzählenden ewigen Prosawerke, haben das Wunder vollbracht, dichterische Größe und Gedankentiefe in eine Form zu gießen, durch die sie den Weisesten und den Einfältigsten, den Greisen und den Jünglingen, den Männern und den Frauen gleichermaßen lieb und verständlich geworden sind.

Welche Trübungen schieben sich schon zwischen die eignen Gedanken des Schreibenden und die Ausdrucksform; welche abermalige Trübung zwischen seinen Ausdruck und die im Leser dadurch heraufbeschworene Gedankenwelt. Jedes Begriffswort einer Sprache hat so viele mehr oder minder verschiedene Widerklänge, wie es Leser gibt, ganz so wie nicht zwei Menschen denselben Baum auf dieselbe Weise sehen. Hier liegt die Endlichkeit des Zweckmäßigen selbst für den vollkommnen Schreiber. Keine Kunst des Stils kann Höheres

vollbringen, als durch das Erklingen jedes Wortes, durch den Zusammenklang jeder Wortgruppe, jedes Satzes, durch das Verknüpfen von Sätzen zu Absätzen, von Absätzen zu einem schriftlichen Ganzen ‚den Leser zu nötigen, genau ebenso zu denken, wie man selbst gedacht hat' (Schopenhauer). Womit wir denn zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückgekehrt sind.

Kein unbedingtes Erfordernis des zweckmäßigen, also guten Stils ist die Eroberung des Lesers für die abweichende Ansicht des Schreibers. Der beste Stil eines Ungläubigen wird den überzeugten Gläubigen nicht abtrünnig machen. ‚Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen' (Lessing an J. A. G. Reimarus, 6. 4. 1778). Allerdings muß der gute Stil des Ungläubigen bewirken, daß der gläubige Leser genau erfährt, was in der Seele seines Gegners vorgeht, und mehr darf von der höchsten Stilkunst nicht gefordert werden. Dennoch wird jeder gute Schriftsteller, der etwas zu sagen hat, über jenes Ziel restloser Gedankenvermittlung hinausstreben und den Leser zu überzeugen suchen. Die hierzu dienlichen Stilmittel gehören, soweit sie redlich sind, gleichfalls in die Lehre vom guten Stil. Daß sie redlich sind, dafür ist durch den Grundstein jedes Stilbaues gesorgt, denn dieser Grundstein duldet nur eine Inschrift: Wahrheit.

Dritter Abschnitt.

Von der Wahrheit.

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stil desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen! (Lessing an Göze.)

Scheidet man alle Stilgebrechen aus, die durch unheilbare Unbegabung oder durch verbildende Sprach- und Stilerziehung zu erklären sind, so bleiben eigentlich nur zwei Hauptstilarten übrig: der wahrhaftige und der unwahrhaftige Stil. Alle Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit lassen sich verzeihen und durch Unterricht beseitigen. Unbeholfenheit des Ausdrucks, Schwerfälligkeit des Satzbaues, Verworrenheit im Ordnen der Gedanken lassen sich mindern oder abstellen. Die unverzeihliche Todsünde des Stils, die Sünde gegen den heiligen Geist in der Menschenrede ist die Unwahrheit. Alle Dichter und alle Weisen, die über Sprache und Stil geschrieben, stimmen mit Vers und Prosa in dieser Grundansicht überein. Quintilian, der doch nur oder zumeist an die öffentliche Beredsamkeit gedacht hat, nennt die wahrhaftige Überzeugung die Quelle der Rednererfolge: *Pectus est enim quod disertos facit. — Ideoque imperitis quoque, si modo sunt aliquo affectu concitati, verba non desunt* (Das Herz macht beredt. Daher fehlen die Worte auch Ungeübten nicht, wenn sie nur von einer Leidenschaft erregt sind). Und sehr ähnlich dem Lessingschen Leitgedanken über diesem Abschnitt heißt es schon in Boileaus ‚Dichtkunst': *Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable* (Nichts ist schön als das Wahre, einzig das Wahre ist liebenswert). — Uhland mahnt: ‚An deiner Sprache rüge Du schärfer nichts denn Lüge, Die Wahrheit sei ihr Hort!' Eichendorff singt vom Stil der Wahrheit:

Der Ehre sei er recht zum Horte — Das hell aus reinem Herzen bricht. —
Der Schande leucht' er ins Gesicht! — Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Viel Wunderkraft liegt in dem Worte, — Das andre ist erbärmlich Ding.

Und Ruskin schreibt aus der Erfahrung von drei Menschenaltern: ‚So lange kein Wort anders als in Redlichkeit ausgesprochen wird, steigt die Kunst der Sprache höher und höher. — Kein edler Stil hat sich je anders als auf ein ehrliches Herz gegründet.'

Man betrachte einmal alle unverzeihliche Stillaster nicht vom sprachgelehrten oder künstlerischen Standpunkt, sondern von dem des unerbittlichen Seelenforschers, und man

wird als ihren Urgrund die Unwahrhaftigkeit finden. Der geckenhaft gesuchte Ausdruck, die geistreichelnde Bilderei, das überflüssige Zitieren, das Prunken mit eilig zusammengerafftem Lesewissen, das eitle Auskramen von Brocken aus allen möglichen fremden Sprachen, die verstiegene Fremdwörtelei, die preziöse Vornehmtuerei, die papierne Unnatur des Schwulstes: sie alle fließen aus jener schriftstellerischen Unwahrhaftigkeit, die untrennbar ist von einer gewissen Unwahrhaftigkeit im Charakter des Schreibers. Auch dies ist eine uralte Erkenntnis; *Ἀνδρὸς χαρακτὴρ ἐκ λόγου γνωρίζεται* (Des Menschen Charakter wird aus der Rede erkannt) hieß es bei den Griechen, und die Römer forderten von dem wahrhaft großen Redner, daß er vor allem ein vir bonus (redlicher Mann) sei.

Alle Schwindelkünste des unredlichen Stils versagen für ein feines Ohr. Die Eitelkeit läßt sich so wenig verbergen wie die Liebe, der Husten und der Hunger, und kein eitles, also unwahrhaftes Buch hat die geringste Aussicht auf Dauer. ‚Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: habe eine große Seele. Wenn man's nur in der Apotheke bestellen könnte!' (Vischers Auch Einer). Nicht kann man aus dem Stil erkennen, ob der Schreiber geizig oder freigebig, pünktlich oder säumig, noch weniger ob er schön oder häßlich ist; hingegen ob er wahr oder unwahr, echt oder unecht, ob er die pupillarische Sicherheit besitzt oder mit Eitelkeit hypothekarisch belastet ist, wie Bismarck die Menschen beurteilte, ja das weiß der seelenurkundige Stilkenner untrüglich zu unterscheiden. An großen und kleinen Merkmalen, durch alle Schleier der Verstellung hindurch, genau so wie sich der Geizige, der Unpünktliche, der Unsaubre im Alltagsleben unfehlbar enthüllt. Der Stilkenner, der sich nicht bei Kleinigkeiten aufhält, sondern auf den Kern sieht, vermag nach einer Druckseite die Wahrheit oder Unwahrheit des Schriftstellers zu bestimmen, wie der Tierforscher aus einem einzelnen Knochen das ganze Gerippe aufbaut. Das bekannte Wort Goethes über die Grundlage des Stils: ‚Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken', trifft in den Mittelpunkt unsrer Frage, und keiner von uns kann mehr als jenes Wort wiederholen oder umschreiben. W. Münch sagt in seinem Aufsatz ‚Sprache und Ethik' (er meint Sittlichkeit): ‚Die Sprache ist ein Abbild auch des sittlichen Innenlebens', und sagt damit nur dasselbe wie Goethe. Willst du also zu einem guten Stil kommen, so sei wahr und sage deine Wahrheit. Diese braucht nicht die ewige, den Menschen verborgene Wahrheit zu sein, sondern eben nur die von dir ehrlich erforschte, ehrlich geglaubte Wahrheit. Treitschke war ein schlechter Geschichtschreiber, aber ein guter Schriftsteller; aus Vorurteil hatte er sich in vielen Fällen in die tatsächliche Unwahrheit verirrt. Sein Stil jedoch mutet uns schön an, weil er das Gepräge der Wahrheit trägt, wenngleich nur der, an die Treitschke aus tiefer Überzeugung glaubte. Die aus der Wahrheit fließende Schönheit in seinem Stil hat bisher dieselbe Tragkraft geübt, wie der Stil in Voltaires wissenschaftlich unhaltbaren Geschichtswerken.

Wer aus einigen klassischen Beispielen lernen will, wie selbst bei einem so wahrhaftigen Schriftsteller wie Goethe die geringste Verschleierung der vollen Wahrheit, nicht einmal ihre Entstellung, sich in einem gewundenen, halb unverständlichen Stil verrät, der lese seine Briefe aus dem Juli und August 1788 an Charlotte von Stein, also aus der Zeit der Verheimlichung seiner Liebe für Christiane:

Heute früh komme ich auch noch einen Augenblick. Gern will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Äußeres. — Ich danke dir fürs Frühstück. Fritz soll mir lieb sein, es freut mich immer seine Gegenwart, und wenn ich ihm was sein kann. Laß mir die Archivscheine zurück und lebe wohl. Mögest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein. Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. — Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.

Hier ist einer der seltnen Fälle, wo wir bei Goethe auf eine unvollkommne Wahrhaftigkeit mit einem unvollkommen wahren Stil stoßen. Von noch höherem Reiz ist es für den Leser von Dichtung und Wahrheit, die verschleiernde Stilkunst zu untersuchen, mit welcher Goethe im zehnten und elften Buch die traurige Wirklichkeit der Sesenheimer Tage durch alle Zauber der Poesie zu verhüllen bemüht ist. In diesen beiden Fällen handelt es sich um Lücken der unbedingten Wahrheit aus Rücksicht auf einst geliebte Menschen, nicht um eine schriftstellerische Unwahrhaftigkeit. Niemals aber, in keinem einzigen Satze, wird man Goethe auf dem fahlen Pferde der Stillüge ertappen, wo es galt, die reine schriftstellerische Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu bekennen. Jene höchste Wahrheit, die Vischer durch den Mund des Riesenweibes Natur in dem Gedichte ‚Ischias' von jedem Schreiber bei Strafe unentrinnbaren Todes heischen läßt:

Wissen will ich, ob du dem Wahren,
Wo du es selber mit klaren
Augen erkannt, und wo man es voll
Und ganz erwarten darf und soll,
Ob du da in deinem ganzen Leben
Der Wahrheit hast die Ehre gegeben.

Jeden Satz, jedes Wort so lauterwahr zu schreiben, als liege man auf dem Sterbebett, das zwingt den guten, den großen Stil herbei, und wäre der Schreiber noch so ungeübt in den mannigfachen Stilkünsten, die in den Schriften der Alten und den zahllosen Stillehren der Neuen gebucht und gepriesen stehen. Von Nietzsche wird einmal mit der Überschrift: ‚Grenze der Ehrlichkeit' gewarnt: ‚Auch dem ehrlichsten Schriftsteller entfällt einmal ein Wort zuviel, wenn er eine Periode abrunden will.' Leider, denn auch der ehrlichste Schriftsteller ist ein Mensch mit menschlichen Schwächen, und eine dieser, eine unsrer Schwächen heißt Eitelkeit. An dem Willen und der Kraft, diese unsre schlimmste Schreibererbsünde zu bekämpfen, erkennt man die Redlichen und die Unredlichen. Ein Hauptmerkmal des Klassischen ist das Freisein von Eitelkeit.

Wie ein grundehrlicher Schreiber es fertig bringt, an der Klippe der Unwahrhaftigkeit des Stils durch die Macht eines wahrhaftigen Willens heil vorbei zu steuern, das mag uns Lessing der Wahre an einem wundervollen Beispiel lehren. In seiner vierten Abhandlung über die Fabel rechtfertigt er die Prosaform seiner eignen Fabeln im Gegensatze zu der so sehr viel zierlicheren Versform der alten und neueren Fabeldichter. Lessing erklärt, er habe nicht die Absicht gehabt, die Welt mit seinen Fabeln zu belustigen:

Ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze [des Phädrus] in Versen zu erreichen. Lafontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche sie will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfte, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen.

Also weil Lessing fürchtet, die Versform könne ihn zu einem Wort, einer Wendung mehr als für seinen Zweck nötig verführen, ihn von der blankgemünzten Wahrheit, wie Lessing sie will, um Haaresbreite ablenken, darum verschmäht er den sonst bequemeren, aber geschwätzigeren Vers und stellt sich die Aufgabe eines Meisters der Prosa: das Höchste an Zweck mit dem geringsten Aufwand an Mitteln zu erreichen. Und wie vollkommen hat er es erreicht in jenen künstlerisch viel zu wenig geschätzten Fabeln, denen an äußerster Knappheit des grade notwendigen Ausdrucks vielleicht nur einige auserlesene Stellen in Moltkes kurzer Geschichte des Krieges von 1870 gleichkommen.

*

‚Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben', heißt es kurz, aber ausreichend bei Goethe, und fast wörtlich gleich bei Schopenhauer: ‚Der gute Stil beruht hauptsächlich darauf, daß man wirklich etwas zu sagen habe.' Dieser fährt dann fort: ‚Bloß diese Kleinigkeit ist es, die den meisten Schriftstellern unsrer Tage abgeht und daran Schuld ist an ihrem schlechten Vortrage. — Da wird das schwache Minimum eines Ge

dankens mit fünfzig Seiten Wortschwall diluiert und nun, mit grenzenlosem Zutrauen zur wahrhaft deutschen Geduld des Lesers, ganz gelassen, Seite nach Seite so fortgeträtscht.' Über einen Gegenstand, von dem man nichts weiß, noch so beredt zu schreiben, ist Unwahrhaftigkeit, also niemals guter Stil. Der Sachkenner und Stilforscher wird durch die gewandtesten ‚europäischen Redensarten' nicht getäuscht. Ihm offenbart schon der schielende Stil, wie Lessing ihn nennt, den Schwindelhuber: ‚Das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.' Man prüfe das schielende Geschwafel Julian Schmidts auf S. 301; oder man vergleiche den schielenden Stil Fichtes in seinen philosophischen Schriften mit der mannhaften Wahrhaftigkeit und Klarheit jedes Satzes in seinen Reden an die deutsche Nation. Denn auch bei nichtbewußter Unkenntnis muß die Darstellung dessen, was man nicht weiß, nicht wissen kann, schielend, nebelhaft, unverständlich ausfallen. Cato riet: *Rem tene, verba sequentur* (Habe die Sache, so folgen die Worte), und Buffon mahnte: *Pour bien écrire, il faut posséder pleinement son sujet* (Um gut zu schreiben, muß man im völligen Besitze seines Gegenstandes sein).

Gibt es z. B. irgend etwas dem Nichtdichter Unzugängliches, so ist es das Geheimnis der dichterischen Zeugung. Schreibt ein noch so gelehrter Nichtdichter über jenes ihm ewig dunkle Rätsel, so nimmt sein Stil trotz bestem Glauben die Farbe der Unwahrheit an. Der wackre Gelehrte Dilthey, der vom Aufkeimen eines dichterischen Gebildes nichts wissen konnte, da er selbst dieses Aufkeimen nie verspürt hatte, wagte sich in einem Aufsatz ‚Goethe und die Phantasie' an die Darlegung dessen, was Goethen selbst dämonisch verborgen schien und sich keiner noch so umfassenden Gelehrsamkeit je entriegeln wird. Und was kam bei solchem Schreiben über eine nicht gewußte, eine nicht wißbare Sache heraus? Folgender Hauptsatz über die Phantasie: ‚Sie ist doch nur (!) eine mächtigere Organisation (!) gewisser Menschen, welche in der seltenen Stärke bestimmter (?) elementarer (?) Vorgänge gegründet ist.' Jetzt wissen wir endlich, was die Phantasie ist! In Wirklichkeit wissen wir genau so wenig wie vorher; wir haben nur einen hohlen Wortschwall vernommen. Daß ein Hauptbestandteil solches Wortschwalles über nichtgewußte Dinge fast regelmäßig in verschwommenen Fremdwörtern besteht, sei schon an diesem ersten Beispiel seiner Art nachdrücklich hervorgehoben. In den Schriften aller Sachunkundiger über die seelischen Vorgänge des dichterischen Schaffens, von Gottsched über Scherer bis zu Dessoir, kann der Leser für Goethes und Schopenhauers Aussprüche eine Fülle von Belegen finden, z. B. von dieser Art:

> Das ist nun meines Erachtens die beste Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poesie geben kann, davon soviel Streitens unter den Gelehrten ist. Ein glücklicher munterer Kopf ist es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiser sprechen möchte. Dieser Witz ist eine Gemütskraft (bei Dilthey: ‚eine mächtigere Organisation'), welche die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann. (Gottsched in der Kritischen Dichtkunst.)
>
> Aufgabe ist die Analysis (!) des dichterischen Prozesses (!) ... Der dichterische Prozeß muß in solche Elemente (!) aufgelöst werden, an welche das Bewußtsein eines jeden von uns (!) anknüpfen kann ... Der ganze Prozeß, der zur Schaffung poetischer Kunstwerke führt, kann als ein Prozeß der Phantasie bezeichnet werden. (Großartig!) .. Die Phantasie ist die verwandelnde Reproduktion (!) (W. Scherer.)
>
> Im ganzen angesehen ist diese Vorbereitung vor der Schöpfung ein Wogen von Gefühlen und Leidenschaften. Im Innern der Seele kämpfen Kräfte mit einander. (M. Dessoir.)

Alles nichts als bewegte Luft, nichts als Worte oder Wörter.

Übrigens hatte schon ein alter Römer, Horaz, dieselbe Entdeckung gemacht: *Scribendi recte sapere est et principium et fons* (Des rechten Schreibens Grund und Quell ist das Wissen). Da der vorsichtige Schreiber die Pflicht hat, jedes Mißverstehen seiner Worte möglichst zu verhindern, so sei wiederum hinzugefügt, daß nicht gefordert wird, ein Schriftsteller müsse die letzte, die ewige Weisheit über jeden von ihm behandelten Gegenstand besitzen; sondern nur, er solle nicht durch Stilmittelchen ein Gran mehr Wissens vor-

ſpiegeln, als er nach ſtrengſter Selbſtprüfung wirklich beſitzt. In Molières *Médecin malgré lui* (Arzt wider Willen) wird der Stil eines ſolchen Vorſpieglers köſtlich nachgeahmt. Sganarelle ſoll dem beſorgten Vater die vorgebliche Stummheit der Tochter erklären und vollbringt dies dem Beſchränkten gegenüber auf folgende Weiſe:

Sganarelle: Je touche au but du premier coup, et je vous apprends que votre fille est muette.

Géronte: Oui; mais je voudrais bien que vous me pussiez dire d'où cela vient.

Sganarelle: Il n'est rien de plus aisé; cela vient de ce qu'elle a perdu la parole.

Géronte: Fort bien. Mais la cause, s'il vous plaît, qui fait qu'elle a perdu la parole?

Sganarelle: C'est l'empêchement de l'action de sa langue.

Auf weiteres Drängen des durch ſolche Wiſſenſchaft noch immer nicht befriedigten Géronte erklärt Sganarelle:

Cet empêchement de l'action de sa langue est causé par de certaines humeurs qu'entre nous autres savants nous appelons humeurs peccantes, d'autant que les vapeurs formées par les exhalaisons des influences qui s'élèvent dans la région des maladies.

(Sganarelle: Ich gehe ſogleich auf den Kern der Sache und ſage Ihnen, daß Ihre Tochter ſtumm iſt.

Géronte: Ja, aber ich wünſchte wohl, daß Sie mir ſagen könnten, woher das kommt.

Sganarelle: Nichts leichter: Das kommt daher, daß ſie den Gebrauch der Sprache verloren hat.

Géronte: Sehr wohl; aber was iſt die Urſache, bitte, des Verluſtes der Sprache?

Sganarelle: Es iſt die Hemmung der Aktion ihrer Zunge. — Dieſe Hemmung der Aktion ihrer Zunge wird durch gewiſſe Humore verurſacht, die wir unter uns Gelehrten pekzierende Humore nennen, nämlich die Dünſte aus den Exhalationen der Influenzen, die in die Region der Krankheiten aufſteigen.)

Man beachte den reichlichen Gebrauch von lateinernden Fremdwörtern! Alle Sganarelle gleichen ſich darin.

*

Redlichkeit iſt die Lebensluft alles guten Stils; erſt weit dahinter kommt das, was man Stilkunſt und Stilkünſte nennen mag. Bei der kleinſten Unredlichkeit, dem geringſten Trachten nach einer Wirkung, die nicht ſtreng der Sache dient, nur der Eitelkeit des Schreibenden Befriedigung ſchaffen ſoll, iſt es mit dem großen Stil zu Ende, und es beginnt der kleine, der für eine Weile, eine ſehr kurze, ſeine Bewundrer finden mag, jedoch unfehlbar gleich einem langſam ätzenden Scheidewaſſer alles Geſchriebene zerfrißt. Hebbel vermerkt in ſeinem Tagebuch: ‚Daß ſo wenig Schriftſteller Stil haben, liegt in ihrer Unfähigkeit, dem letzten hohen Zweck die nebenbei erreichbaren näheren und kleineren zu opfern; überhaupt in der menſchlichen Unart, mit jeglichem Tritt eine Art von Ziel erreichen zu wollen.‘ Dies iſt nur eine andre Form für: Befriedigung kleiner menſchlicher Eitelkeiten. Wem es beim Schreiben nur um die Sache zu tun iſt, nicht um die eigne liebe Perſon, dem werden die meiſten äußerlichen Stilmittel ſozuſagen im Schlafe beſchert:

Such' Er den redlichen Gewinn! Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Sei Er kein ſchellenlauter Tor! Und wenn's euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Es trägt Verſtand und rechter Sinn Iſt's nötig, Worten nachzujagen?

Wer den Gehalt in ſeinem Buſen trägt, dem wird die Form in ſeinem Geiſt von ſelber zuteil. Eines der überzeugendſten Beiſpiele iſt das Lebenstagebuch des armen Schweizer Tagelöhners Ulrich Bräcker, eines Zeitgenoſſen von Leſſing und Goethe, die er gar nicht kannte: ‚Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg‘ (neue Ausgabe von A. Wilbrandt). Dieſer Ärmſte der Armen, der nur notdürftig leſen und ſchreiben gelernt und bis in ſein 20. Jahr keine zehn Bücher in der Hand gehabt, ſetzte ſich eines Tages in ſeiner elenden Hütte an den Tiſch, um ſich zum Troſte ſein Leben zu erzählen, ohne einen Gedanken an den Druck, ja ohne zu ahnen oder zu wünſchen, daß je andre Menſchenaugen auf ſeinen Blättern ruhen würden. Und jener arme Mann im Tockenburg ſchrieb einen Stil, um den ihn viele ſehr berühmte Schriftſteller unſrer Tage beneiden dürfen (vgl. S. 297.) Von jenem Büchlein gilt Nietzſches Wort im Zarathuſtra: ‚Von allem Geſchriebenen liebe ich nur das, was einer mit ſeinem Blute ſchreibt. Schreibe mit Blut, und du wirſt erfahren, daß Blut Geiſt ſei.‘ Wenn du aber,

ohne dein Blut dranzusetzen, nach unsachlichen, äußerlichen Wirkungen suchest, so wirst du gesucht schreiben. Erscheint dir die angeborene Natur deiner Rede nicht vornehm genug, so verfällst du unrettbar der Unnatur, dem Zieraffentum. Bildest du dir etwas auf dein Lesewissen ein, das doch nur der Gewinn glücklicher Lebensumstände und beharrlichen Sitzfleisches ist, so wirst du zum Zitateles. Vollends, wenn dir die Sprache deiner Mutter und deines Vaters, die Sprache Goethes und Schillers nicht genügt, um die ganze Abgrundtiefe deines Geistes auszuschöpfen, und du geckenhaft in fremden Zungen radebrechst, so wirst du zu einer traurig-komischen Gestalt und zu einem öffentlichen Schaden.

Ein Ratserlaß der Stadt Braunschweig von 1330 schreibt für die Abfassung des Degedingebuches (Stadtbuches) vor: *We oc ghelard is in deme Rade, de scal to der scrift sen unde to deme dudeschen (deutschen), dat se redhelik sin.* Nicht versuchen, über die Kraft zu schreiben; sich nicht auf einen ellenhohen künstlichen Soccus stellen wollen; sich nicht für einen Meister des Stiles halten, wenn es einmal gelingt, auf wenig gebildete Leser durch Stilkunststücklein einen ach so schnell vorübergehenden Eindruck zu machen. ‚Jeder Mensch kann nur in dem Maße schreiben, als er Gedanken dazu hat; über seine wahre geistige Produktionskraft hinaus soll er gar nicht schreiben können' (Herbart).

Ein paar Beispiele mögen noch klarer machen, was ich unter unredlichem Stil verstehe. Ein Philosoph schreibt in einer Abhandlung von *‚imitatorisch darstellender Konstruktion'*. Wie das großartig klingt! Und doch handelt es sich nur um die allbekannte Nachahmung von Naturlauten (miauen, blaffen usw.), also deutsch und redlich gesprochen um nachahmende Wortbildung. Ich stoße beim Lesen in der dritten Zeile auf die *‚imitatorisch darstellende Konstruktion'*, weiß vom Sprachwesen dieses Schreibers genug und werfe das Heft in den Papierkorb. Möglich, daß er mir etwas zu sagen hat; er will aber mehr scheinen, als er ist, will eine kindlich einfache Sache durch Wortgepränge aufbauschen, ist also ein Sganarelle. Mag sein ein gelehrterer als der bei Molière, aber ihm fehlt für mein Empfinden die ‚pupillarische Sicherheit', ich traue dem Manne nicht.

Harden spendet aus dem Füllhorn seiner den Erdball umspannenden politischen Überweisheit den Satz: ‚Marokko ist ohne Geld nicht zu erobern'. Vortrefflich, allerdings bis zur Überflüssigkeit selbstverständlich. Der Schreiber ist zu klug, um die Richtigkeit eines solchen Satzes nicht zu fühlen; also bauscht er ihn auf durch den Zusatz: ‚wie nach dem von Montecuccoli zitierten Wort des Marschalls Trivulzio das Herzogtum Mailand'. Der harmlose Leser ist starr vor Bewunderung solches Wissens, und Harden dünkt ihn ein großer Schriftsteller und Gelehrter. Das ganze Einschiebsel über Montecuccoli, Trivulzio und Mailand ist sinnlos überflüssig, dient nur zur Befriedigung der sich blähenden Eitelkeit des ehemaligen Schmierenspielers, späteren Stilgauklers; ja es verrät nicht einmal eignes Wissen oder Gedächtnis des Schreibers, denn — die ganze Herrlichkeit ist entnommen den Seiten 469 und 470 des den Schriftstellern seiner Art unentbehrlichen Büchmann (23. Auflage).

Schopenhauer hat sich über solchen wichtigtuerischen Blähstil köstlich belustigt durch eine, natürlich selbstverfertigte, Buchhändleranzeige, die er ‚Liebhabern von Beispielen' widmet:

> Nächstens erscheint in unserem Verlag: Theoretisch-praktisch wissenschaftliche Physiologie, Pathologie und Therapie der unter dem Namen der Blähungen bekannten pneumatischen Phänomene, worin diese, in ihrem organischen und kausalen Zusammenhange, ihrem Sein und Wesen nach, wie auch mit allen sie bedingenden, äußern und innern, genetischen Momenten, in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen und Betätigungen, sowohl für das Allgemein-Menschliche als für das wissenschaftliche Bewußtsein systematisch dargelegt werden.

Schopenhauer hatte sich einen Spaß entgehen lassen: die deutsche Wissenschaft sagt natürlich nicht Blähungen, sie sagt *Flatulenz*.

Strenge Sachlichkeit erzwingt sich den redlichen, den guten Stil; das Schreiben nicht um der Sache willen, sondern zum Selbstbespiegeln, zur Schaustellung des eignen unvergleichlichen Ichs führt unfehlbar zum unwahren, zum unerträglich schlechten Stil.

Man prüfe die Theaterberichte, die Musik- und Bücherbesprechungen einiger berüchtigter großstädtischer Schreiber: was geht das besprochene Kunstwerk sie an? Nur sich selbst beäugeln, bespiegeln, bewundern sie, gleichviel ob sie loben oder tadeln, und der unsachliche Stil verrät in jeder Zeile den wahren Zweck des Geschreibes. Lessings Hamburgische Dramaturgie bespricht überwiegend wertloses, längst vergessenes dramatisches Gestümper; um die Sache aber, um eine sehr große Sache: um die Rolle des französischen Dramas in der dramatischen Weltliteratur und um die Zukunft des deutschen Dramas ist es Lessing zu tun; seine eigne Person kommt daneben gar nicht in Betracht, wenngleich er sehr oft mit Ich reden muß. Die Hamburgische Dramaturgie wird aller Wahrscheinlichkeit nach weitere anderthalb Jahrhunderte leben; wo werden in zehn Jahren die Dramaturgien unsrer so sehr viel geistreicheren Modeschreiber sein, die mit all ihren halsbrechenden Stilkünsten nichts als sich selbst zu geben trachten? Genau da, wo heute Saphirs gesammelte Werke sind.

Vierter Abschnitt.

Der persönliche und der unpersönliche Stil.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit. (Goethe.)

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn. (Schiller.)

Kein Mensch spricht wie ein andrer Mensch, wie sollte da ein Schreiber anders als ganz persönlich schreiben? Selbst die schlechtesten Schriftsteller haben einen persönlichen Stil, denn ‚Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil so wie seine eigene Nase'. Lessing ruft dies seinem Gegner Göze zu, als der sich nach der Art unsachlicher Streiter, wenn es an sachlichen Gründen fehlt, über den Stil des Herausgebers der Wolfenbüttler Fragmente aufgehalten hatte. So hatte sich der anmaßliche Professor Klotz über den ‚oft mehr als bloß satirischen Stil' des Magisters Lessing vornehmtuerisch empört. In neuster Zeit kann man hochmütiges Gerede der langweiligen zünftigen Schriftsteller über den ‚subjektiven Stil' der nichtlangweiligen freien lesen. In Wahrheit gibt es gar keinen andern als den subjektiven Stil; denn wenn das schwammige Fremdwort überhaupt etwas bedeutet, dann doch so viel, daß hinter dem Geschreibe ein menschliches Subjekt steht, das die Feder geführt hat. Höchstens könnte man Logarithmentafeln als ein Erzeugnis objektiven Stils ansehen. Rechenfibeln, Eisenbahnfahrkarten, Preislisten, mathematische Abhandlungen schon nicht mehr: alle diese scheinbar sehr trocknen Schriftstücke haben ihren eignen Stil, und der Stilkenner wird auch darin guten, mittelmäßigen und schlechten Stil zu unterscheiden wissen. Sogar der schlechteste aller Stile, der unnatürliche, ist durchaus persönlich, denn diese Unnatur, dieser Hang zum Anderscheinenwollen fließt eben aus dem Kern der unnatürlichen Persönlichkeit. Unsre schlechtesten älteren Prosaschreiber, z. B. Pückler, Spielhagen, Gottschall, schrieben einen ebenso persönlichen Stil wie Lessing, Schiller, Vischer. Nichts leichter als nach je einem herausgerissenen Blatt den fremdbröcklerischen Gecken Pückler, den ewigen Zitierer Spielhagen, den blumigen Schiefbilderer Gottschall so sicher zu erkennen, wie man ihre einmal bekannten Menschengesichter aus einem ganzen Bildersaal herausfindet.

Der alte Satz: ‚Sprich, damit ich dich sehe' kann gewandelt werden in: ‚Schreib, damit ich dich höre'. Allerdings versagt der so geformte Satz bei solchen Schreibern, deren schriftstellerische Unnatur noch nicht den ganzen Menschen durchseucht hat, sondern nur zu Tage bricht, sobald sie die Feder führen. In den meisten Fällen jedoch greift die Unnatur mit der Zeit aus der schreibenden Hand in den ganzen Menschen über, sie wird dann zu seiner zweiten Natur, und der Schreiber, wie einst Erich Schmidt, versichert mit Recht, dies sei sein natürlicher Stil.

Jeder irgendwie bedeutende Schreiber legt bewußt oder unbewußt sein inneres Wesen, alles Wichtige, alles Bleibende seiner Persönlichkeit in seinen Stil. Fast immer entschwindet uns nach einiger Zeit der Inhalt des Gelesenen, oder es bleiben nur einzelne Bruchstücke, oft wohl gar in mißverstandener oder durch das Gedränge andern Lesestoffes verzerrter Form. Stand aber hinter dem Buch ein deutlich sichtbarer Mensch, so hinterläßt dieser ein unverlöschliches Bild. Je mehr von seiner Persönlichkeit ein Schriftsteller in seinen Stil zu ergießen vermag, desto tiefer gräbt sich das Bild seines Wesens ein. Man kann von den meisten Büchern, selbst von den meisten bedeutenden, behaupten: Inhalt verweht, Form besteht. Weit mehr um des Stiles als um des Inhaltes willen liest man noch heute einen großen Teil der gelehrten Abhandlungen Lessings. Man hört seine Stimme, sieht die Gebärden seiner Hand, ja man vermeint sein ‚Geierauge' aufleuchten zu sehen, wenn man ohne allzu tiefes Eindringen in den Inhalt nur der Art seiner Beweisführung folgt, das Hineingreifen in seinen Wortschatz beobachtet, den Atemzügen und Pulsen seines Satzbaues lauscht. Der persönliche, der lebendige Stil offenbart sich in so vielen Formen, wie es Persönlichkeiten gibt; er ist so mannigfaltig wie das Leben selbst, und mit jedem neuen ganz persönlichen Schriftsteller, er braucht kein bedeutender, nicht einmal ein guter zu sein, vermehrt sich der ungeheure Formenreichtum der Geisterwelt. Einförmig ist nur die Langeweile.

Das Gesetz vom überragenden Stilwerte der Persönlichkeit duldet keine Ausnahme; es gilt für die strengste Wissenschaft wie für die leichtfertigste Plauderei. Fast alle bloß inhaltlich wertvolle Bücher der Wissenschaft sind dem sichern Untergange geweiht; die fortschreitende Wissenschaft hält die paar bleibenden Wahrheiten eines hochberühmten Werkes als Rohstoff fest, verarbeitet sie und vergißt nach einem oder zwei Menschenaltern den Urheber. Sein Name lebt höchstens in einer Geschichte seiner Wissenschaft fort, wenn man dies als ein Fortleben ansehen will. Hingegen das seltne Kunstwerk einer in ihrem Schreibstil deutlich ausgeprägten Persönlichkeit überdauert um Menschenalter, ja um Jahrhunderte den wissenschaftlichen Wert des Buches. Ganz im Sinne des Goethischen Ausspruches von der Persönlichkeit als höchstem Glück der Erdenkinder schreibt Treitschke einmal, er schätze es als höchstes Lob für einen Schriftsteller, daß der Leser zu dem Ausruf genötigt werde: ‚Das ist er selber!' Natürlich bedarf diese Verallgemeinerung des Zusatzes, den Treitschke sich dabei gewiß gedacht hat: vorausgesetzt, daß an dem Schriftsteller sonst noch einiges zu loben ist; denn auch über den schlechtesten Schriftsteller wird man jenen Ausruf oft genug vernehmen. Wer das Glück gehabt, eine Vorlesung Vischers zu hören, und gleich darauf nur eine Seite von ihm gelesen hat, der fühlt die Lebenswahrheit der Stelle in Mörikes Brief an den Freund Vischer: ‚Wenn ich etwas Neues, von dir selbst Ausgegangenes lese, so steht dein Vischer-Individuum vor mir in hellster lachender Beleuchtung.'

*

Die Wahrheit, daß der Stil durch den Charakter des Schreibers bedingt ist, war schon den Alten aufgegangen (vgl. S. 24). Mit weit größerer Sicherheit läßt sich aus dem Stil die ganze Persönlichkeit eines Menschen erschließen als aus der Handschrift. Kaum je hat sich der Verfasser dieses Buches in reiferen Jahren über das innerste Wesen eines Menschen getäuscht, wenn er sich an dessen Stil hielt; Schlüsse aus der Handschrift waren ebenso oft falsch wie richtig. ‚Der Stil ist Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes' (Schopenhauer), und in andrer Form bei ihm: ‚Der Stil zeigt die formelle Beschaffenheit eines Menschen, welche sich stets gleichbleiben muß, was und worüber er auch denken möge.' Zu beanstanden ist hierin: die formelle Beschaffenheit; der Stil ist noch mehr als bloße Form, wie ja der Gesichtsausdruck noch vieles andre ist als bloß körperliche Außenseite. Stil ist nicht die ganze Seele, aber er ist die Seele des Schreibers; und der noch tiefer als Schopenhauer grabende Goethe hat vom Stil der bildenden Kunst — es gilt aber ebenso von der Wortkunst — gesagt: ‚Der Stil ruht auf den tiefsten Grundvesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt

ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen'. Unwandelbar wie des Menschen Grundvesten überhaupt ist sein Stil. Es gibt mehr als ein Beispiel für das Verharren des gleichen Stils von früher Jugend bis ins höchste Alter. Man höre den vierzehnjährigen Lessing an seine Schwester:

Ich habe zwar an dich geschrieben, aber du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken: entweder kannst du nicht schreiben, oder du willst nicht schreiben. Du bist zwar deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, allein wer weiß, welches die größere Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen oder in seinem achtzehnten noch keinen Brief schreiben zu können.

Zeigt sich nicht schon hierin die Grundform seines Prosastils, die Gegensätzlichkeit, von der Lessing selbst gesagt: ‚Jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich in eine Antithese kleiden'? Auch den ‚epigrammatischen Nadeln', wie Schiller sie bei Lessing fand, begegnet man schon in den frühesten Briefen des unerbittlichen spätern Meisters der Kritik.

Das einzige scheinbare Gegenbeispiel ist Goethes sogenannter Altersstil. Dieser jedoch war kein natürliches Erzeugnis der Lebensentwicklung Goethes, kein Versteifen und Verkrusten des Blutlaufes in seiner Prosa, etwa als eine Begleiterscheinung körperlichen Alters. Goethes Altersstil war, abgesehen vom Einfluß des ihm dienstlich aufgezwungenen Kanzleistils, gewollte Manier, also Unnatur, das Ergebnis bewußten, ja absichtlichen Unterdrückens seines angeborenen und bis zur Höhe seiner Jungmeisterschaft geschriebenen Stils. Die Stilgeschichte aller Literaturen beweist, daß bei einem großen Schriftsteller das Alter allein kein völliges Umwandeln des Stiles zu erzeugen vermag, so wenig wie es das Grundgerüst der Persönlichkeit umstürzt. Der Stil, als ebenso deutlicher Ausdruck der Seele wie das Handeln, kann sich, abgesehen von Nebendingen, nicht im Kern ändern, so wenig wie Aussprache und Tonfall, so wenig wie das Spiel der Gesichtsmuskeln oder der Hände. Dichter und Schriftsteller von ähnlich hohem Alter wie Goethe haben sich keinen Altersstil künstlich geschaffen wie er, weder die Dichter Sophokles, Hans Sachs, Corneille, Grillparzer, Keller, Storm, C. F. Meyer, Vischer, Raabe, Heyse, Tennyson, Hugo, Manzoni, Carducci, Tolstoi, Ibsen, Björnson; noch die Schriftsteller Voltaire, Macaulay, Carlyle, Darwin, Ruskin, H. Spencer, Schopenhauer, Curtius, Helmholtz, Mommsen, Virchow, Moltke. Und Goethes eigne Mutter, diese Meisterin der Prosakunst ohne es zu wissen, schrieb mit 75 Jahren genau so frisch im Satzbau und Inhalt wie mit 40. Daß Goethes Altersstil eine absichtlich angelegte Maske war, beweisen die zahllosen Berichte über seine sehr natürlichen, oft ausgelassen munteren Gespräche, beweist die immer wieder durchbrechende unverschnörkelte Persönlichkeit in vielen Briefen, beweisen die lyrischen Gedichte bis ins höchste Alter. Man lese z. B. Goethes jugendlich heitres Gespräch mit Soret vom 17. März 1830 (bei Eckermann), oder die noch überzeugenderen französischen Briefe des letzten Jahrzehnts mit ihrer jugendlichen Frische; zur Umschnörkelung in den steifen Geheimratstil reichte seine Herrschaft über das Französische nicht aus. Bei schärfstem Untersuchen der Altersprosa Goethes wird man übrigens zahlreiche Spuren seines unveräußerlichen echten Goethestils durchleuchten sehen, wie auf den Palimpsesten die verblichenen klassischen Urhandschriften durch das Geschreibsel der mittelalterlichen Mönche schimmern. Man lese z. B. diese Stelle der Wanderjahre, eines Werkes mit sonst ausgesprochenem Altersstil:

Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in den beiderseitigen Locken spielten. — Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiderung wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande. Alle hochstämmigen Weiden un Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden: d Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang dah glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen.

Der Unterschied zwischen diesem Stil und dem des Werther ist nur gering.

*

Sprichwörtlich bekannt ist Buffons Satz über den Stil geworden, der in seiner Rede bei der Aufnahme in die Französische Akademie steht und, abweichend von der fast immer angeführten Form, wörtlich so lautet: *Ces choses* (er meint die Kenntnisse, überhaupt den Inhalt) *sont hors de l'homme; le style est de l'homme même* (Diese Dinge liegen außerhalb des Menschen, der Stil ist vom Menschen selbst). Ein herzlich platter Satz, der nur eine Selbstverständlichkeit gegensätzlich aufzuhöhen sucht. Die großen deutschen Schriftsteller haben bei weitem Tieferes über die Grundlage des Stils gesagt. Ja der Ausdruck Buffons kann irreführen, dem das *de* (vom) läßt die Deutung zu, als habe der Schreiber seinen Stil in der Gewalt. Leider trifft das nicht zu, sonst hätten wir nicht so viele unverbessertich schlechte Schriftsteller und Schreibarten. Sein Inneres kann der Mensch nun einmal nicht von Grund aus wandeln, aus seiner Persönlichkeit kann keiner heraus. ‚Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter' (Goethe zu Eckermann). Wilhelm von Humboldt maß der Prosa einen noch größern Wert als der Poesie für den Ausdruck der Persönlichkeit bei; nach Schillers Tode schrieb er an Goethe: ‚Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich.' Weit hinausgreifend über den einzelnen Schreiber verallgemeinerte er: ‚Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit miteinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden.' Bis jetzt haben wir noch keine vergleichende Naturgeschichte der Stile der Literaturvölker; eine erschöpfende Völkerseelenkunde ist ohne sie unmöglich.

Alles in allem ist der schlechte, nur nicht unnatürliche Schriftsteller mit allen Stillastern, hinter denen man aber aus gewissen Stileigenheiten eine Persönlichkeit erblickt, dem mittelmäßigen Schreiber vorzuziehen, der halbwegs sprachrichtig, beinah verständlich, in äußerlich wohlgebauten Sätzen schreibt, selbst aber hinter seinem unpersönlichen Geschreibe unerkennbar bleibt. Alles Geschriebene und Gedruckte soll nun ein für allemal nicht bloß Schreib- und Druckpapier sein, sondern des Menschen Geist in Sprache offenbaren. Es gibt einen männlichen und einen weiblichen Stil, beide gleichberechtigt, beide gleich wertvoll, wenn sie beide vollkommen natürlicher Ausdruck einer männlichen oder einer weiblichen Persönlichkeit sind. Es gibt einen norddeutschen und einen süddeutschen Stil, einen österreichischen und einen schweizerischen, vorausgesetzt, daß die Schreiber echte, in ihrer Eigenart wurzelnde Nord- und Süddeutsche, Österreicher und Schweizer sind. Alle diese Stile mit allen Neben- und Untergattungen können gleich wertvoll, gleich gut sein bei aller sofort in die Augen springender Ungleichheit:

Gleich sei keiner dem Andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Also vollendete sprachliche Wiederspiegelung einer Persönlichkeit, selbst einer mit den Schatten zum Licht, den Fehlern von Tugenden. Sollte das Unmögliche je Wirklichkeit werden, daß alle Schreiber, oder selbst nur eine Oberschicht der besten, denselben noch so guten Stil schrieben, so wären ihre Bücher trotz wertvollem Inhalt tödlich langweilig. Es gibt nichts Öderes als den über einen Kamm geschorenen Stil, z. B. den mancher Nachässer des Goethischen Geheimratstils: Varnhagens, Schölls und einiger andrer. ‚Hat jemand etwas zu sagen, so gibt's keine angemessnere Weise als seine eigene': das gute Wort rührt von Jean Paul her, und so wenig erfreulich sein eigner Stil war, — für das, was er zu sagen hatte, das Sammelsurium auf Grund von hundert Zettelkästen, war in der Tat sein Sammelsuriumstil der angemessenste, weil persönlichste. Je unpersönlicher ein Stil, desto reizloser. Der Behördenstil z. B. hat es bei uns zum höchsten Grade der Unpersönlichkeit gebracht; wer aber ohne dienstliche oder sonstige Verpflichtung mag ihn lesen? Aktenstücke aus der Bismarckischen Zeit, die von ihm selbst ausgingen, ja nur einige Striche

seines Riesenbleistiftes aufweisen, tragen für jeden Kenner die unvertilgbaren Spuren seines unnachahmlichen Stils.

Aus dem Begriff der Persönlichkeit als des nur ein einzigmal in der Welt Vorhandenen folgt die Unmöglichkeit, sich einen andern Stil anzuschaffen als den persönlichen. Von dem Stil der Nachäffer eines großen Schriftstellers spreche ich hier nicht, denn der ist kein Stil. Hieraus folgt die Pflicht jedes Schreibers, seine Stilforschungen an sich selbst zu beginnen, sich klar zu werden über die Grenzen, die Tugenden und mehr noch die Fehler seines Stils. Wie schlicht, wie ehrlich, zugleich wie schön ist Kellers Satz der Selbsterkenntnis: ‚Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte.‘ So blieb er denn bei seinem stillen Stil; aber wie vollmundig, wie durchglüht von edler Leidenschaft klingt uns Kellers Rede.

Schon hierher gehört die Bemerkung, daß der Fremdwörterstil in allen Fällen schlechter Stil sein muß, weil die Fremdwörter formelhaft, also unpersönlich sind. Sie steigen nicht aus den Urtiefen der fühlenden und denkenden Seele; in Fremdwörtern kann man zwar schreiben, aber weder fühlen noch denken noch träumen. Sie sind unpersönlich wie die Flaggen- oder Lichterzeichen der Seeschiffe nach einem vereinbarten Wörterbuch. Formel und Form stammen sprachlich von der gleichen Wurzel; mit jener Form aber, die wir Stil nennen, hat die Formel nichts zu tun, sie ist ihr äußerster Gegensatz, ihr Todfeind.

*

Der Leser, der bis hieher gekommen und sich vielleicht oft hat sagen lassen, ja bei strenger Einkehr sich selber gesagt hat, er habe keinen Stil oder höchstens einen sehr schlechten, möge wenigstens noch einen Abschnitt weiter lesen, ehe er dieses Buch, das er doch wohl zumeist mit der Hoffnung auf Gewinn für eignen guten Stil zur Hand genommen, hoffnungslos sinken läßt. Es gibt freilich so wenig einen Stiltrichter für Schreiber mit schlechtem Stil, wie es einen Poesietrichter für unpoetische Menschen gibt. Dieses Buch aber wäre nicht unternommen worden, hätte den Verfasser nicht dennoch die Überzeugung erfüllt, es müsse ein Mittel geben, dem noch nicht hoffnungslos verderbten Stil eines Schreibers von einiger Selbsterkenntnis und gutem Willen aufzuhelfen.

Fünfter Abschnitt.

Vom besten Stil und vom Wege zu ihm.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr. (Schiller.)

Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. (Goethe.)

Durch diesen Ausspruch Goethes hindurch hören wir den Satz: Im Anfang war das Wort. Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache und des deutschen Stils hat Wort und Begriff der Schriftsprache im Gegensatze zur Sprechsprache geschaffen und jene mit dem Hauch einer größern Vornehmheit umgeben. Die Schriftsprache gilt in Deutschland für das eigentliche Hochziel der Sprache; durch eine breite tiefe Kluft von ihr geschieden, führt die Sprechsprache, selbst der Gebildeteren, ein verachtetes oder mißachtetes Dasein. Die Schrift- und die Sprechsprache, oder sagen wir des Wohlklanges wegen lieber Redesprache, decken sich in keinem Lande vollständig, es gibt Unterschiede zwischen beiden in England, Frankreich, Italien; jedoch in keinem dieser drei Länder sind die Unterschiede der Wortwahl, der Wortstellung und des Satzbaues so groß wie bei uns Deutschen. In den romanischen Sprachen gibt es für Sprache und Zunge nur ein Wort! Mehr als irgendwo sonst ist unsre Schriftsprache wirklich nur eine geschriebene, nicht eine geredete; eine Tintensprache, nicht eine von Menschenlippen fließende. Wie sollte es in Deutschland anders sein, wo die Schriftsprache seit den Tagen der Humanisten den Leidensweg durch

das Lateinische, seit dem 17. Jahrhundert durch das Französische hat gehen müssen. In Frankreich galt schon vor der humanistischen Flut die Sprache der besten Pariser Gesellschaft für die beste Sprache zu jeglichem Zweck. So wurde denn jene am Hof, im Adel, in den gebildetsten Klassen des Bürgertums liebevoll gepflegte Redesprache im großen und ganzen zur allgemeinen Schriftsprache, auch zur Sprache der Wissenschaft. Alle führenden Stände der französischen Gesellschaft arbeiteten wetteifernd an der Formenfestigung und Stilverfeinerung einer Sprache, die kein Mann ‚von Welt' nachlässiger zu sprechen als zu schreiben, keiner unlebendiger zu schreiben als zu sprechen wagte. Gewisse Unterschiede hat es natürlich auch in Frankreich zu allen Zeiten zwischen der Sprache der besten Gesellschaft und der eines guten Buches gegeben. Immerhin ist in Frankreich das Urteil, jemand spreche wie ein Buch, kein Vorwurf, eher ein Lob; gleichwie kein französischer Leser Anstoß daran nimmt, daß ein Buch einer Menschenrede gleichkommt.

Die heutige deutsche Schriftsprache ist ein Erzeugnis der deutschen Gelehrten, die Jahrhunderte hindurch die deutsche Gesellschaft darstellten. Ihre Schriftsprache war zunächst und zumeist lateinisch gedachtes Deutsch, und nur dem machtvollen Eingreifen solcher Sprachumwälzer wie Luthers, Lessings, Herders, Goethes verdanken wir eine Schriftsprache, die etwas Besseres als beschriebenes Papier ist. Prüfen wir das Verhältnis der Sprache solcher Umwälzer zu der ihrer gelehrten Zeitgenossen, so finden wir als den tiefsten Grund der ungeheuren Wirkung den Bruch mit der Papiersprache, die mutvolle Rückkehr zur Redesprache. Mindestens ebenso sehr wie der Inhalt der Lutherschen Werke, besonders seiner in Flugblättern verbreiteten Einzelschriften, hat sein Stil gewirkt, seine Menschenrede zu Menschenohren und Menschenherzen. Seine Leser lasen nicht von einem bedruckten Papier die stummen Tintenworte eines stummen Schreibers, sondern vernahmen mit hellhörenden Ohren den Donnerhall seiner gesprochenen Rede. Nicht von den humanistischen deutschen Affen der Römer hatte er seine Vorbilder fürs Deutsche genommen: ‚Denn man muß nicht die Deutschen in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet!' — Redet, nicht schreibt! Die unsterbliche Größe Luthers des Spracherneuerers, Luthers des ersten Prosaklassikers neudeutscher Literatur, ist begründet in dem Wagemut des Genius, mit der Feder zu reden, statt bloß mit ihr zu schreiben. Luthers Redestil war der Schrecken seiner Gegner, das Hauptmittel seiner Macht über die deutsche Seele. Er war sich dieser Macht hell bewußt: ‚Die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin' heißt es einmal siegesstolz bei ihm, dem Kaiser deutscher Sprache.

Als nach mehr denn zwei Jahrhunderten der Literat Lessing zwischen die Schriftgelehrten trat mit seiner geschriebenen Menschenrede, da raschelte ein entsetztes Staunen durch die papierne Schreiberwelt, und alle Papiernen, Klotz an ihrer Spitze, rümpften die Nasen ob des Lessingschen Stiles. Das war der zweite große Krieg zwischen der bloß geschriebenen und der gesprochenen deutschen Sprache. Und immer aufs neue muß dieser Kampf geführt werden, immer wieder erhebt der Papierstil seine Ansprüche auf die Oberherrschaft im Reiche des Schriftenwesens; ja die ganze deutsche Stilgeschichte ist die des Jahrhunderte langen Kampfes zwischen Papier und Menschenzunge, zwischen Unnatur und Natur. Alle geschichtliche Mächte streiten im Lager des Papierstils. Auf der Schule, von der untersten bis zur höchsten, ist der Stil der Menschenrede verboten, und wehe dem Aufsatz eines noch so sprachbegabten Primaners, der sich nicht nur lesen, sondern sprechen läßt. Später duldet weder die Wissenschaft noch das Amt die Redesprache; den meisten Vertretern der Wissenschaft gilt der Stil der Menschenrede für unwissenschaftlich, und im Amt müßte ein Schreiber schon von Bismarcks Stamm und Art sein, um sich den Redestil herausnehmen zu dürfen.

Man darf die Gefahr nicht scheuen, scheinbar Selbstverständliches hier auszusprechen, um festen Boden unter die Füße zu bringen; muß daran erinnern, wie Goethe es getan,

daß alles Schreiben nur ein Notbehelf, und daß keine noch so beredte Feder die Rede des Menschen zum Menschen ersetzt. Der höchste Zweck alles Schreibens: dem Leser den eignen Gedanken aufzuzwingen oder doch ungetrübt zu vermitteln, und der daraus folgende höchste Maßstab des Stils: seine Eignung zu jenem Zweck — was ist das alles gegen die Wirkung des gesprochenen Wortes? Wer das Glück genossen, die Reden wahrhaft großer Männer mit eignen Ohren zu hören, etwa Bismarcks oder Moltkes, und gleich darauf ihre Reden gedruckt las, der wurde sich des gewaltigen Unterschiedes der Wirkung bewußt, selbst wenn der Druck die Rede genau wiedergab. Der Vorsprung alles Gesprochenen vor dem Geschriebenen liegt nun einmal in gewissen Unwägbarkeiten, die nicht aufs Papier zu bringen sind: Haltung, Stimmklang, Augenblitz, Muskelspiel des Antlitzes, Geberden. Erreichen kann die beste gelesene Prosa nicht die gleich gute gesprochene; Hochziel jedoch jedes guten Prosastils bleibt die Wirkung der gesprochenen Prosa. Kein großes, lebendig gebliebenes Prosawerk, das nicht leiser oder lauter an die lebendige Menschenrede anklingt; das man sich nicht unter seinen besondern Umständen von einem Menschen zum Menschen gesprochen denken kann.

Wodurch werden uns Goethes Wanderjahre, trotz ihrem so zukunftschweren Inhalt, so bleiern schwer zum Lesen? was macht sie so beklagenswert unlebendig? Daß sie sich weiter als irgendein größeres Werk Goethes von der Menschenrede entfernen, daß selbst die vielen darin gehaltenen Reden mehr Papiersprache als Redesprache sind. Wenn uns hingegen ein windbeutelnder Fölljetongschreiber ohne Wissen und Gewissen, behaftet mit allen andern Stillastern, ohne Sprachgesetzkunde, ohne tiefere Kenntnis der Muttersprache für ein Weilchen zu fesseln vermag, was ist der einzige Grund? Daß wir einen Menschen zu hören vermeinen, einen Windbeutel immerhin, aber einen Menschen mit menschlich lebendiger Rede.

•

Was folgt aus dieser durch die Literaturen aller Völker bestätigten Tatsache? Daß es nur einen Weg zum guten, zum besten Stil gibt: den zur Menschenrede. Jeder Schreiber hat einen Stil oder hat doch einmal einen gehabt, nämlich den von ihm gesprochenen. Dieser mag so fehlerhaft sein wie nur denkbar, — er besitzt eine Tugend, die gar viele Fehler aufwiegt: die Lebensechtheit. Die Schule und das vielverschlungene Leben mit seinen verwickelten Abhängigkeiten haben den allermeisten Schreibern ihren eigentlichen Stil in Grund und Boden verderbt, ja ihn bis zur Unmöglichkeit des Wiederauflebens zerstört. Schreiber dieser Art können sich nicht mehr auf ihren angeborenen Stil besinnen und schreiben ihr Lebenlang weiter in dem sogenannten Stil, den sie dem Papier entnehmen und aufs Papier übertragen. Daneben allerdings sprechen fast alle diese Papierschreiber im Alltagsleben einen Redestil, der an Menschensprache erinnnert; und wäre es ihnen nicht unfaßbar geworden, daß man diesen Redestil schreiben darf, so könnten auch sie zu einem erträglichen Stil gelangen. Sie brauchten nur beim Schreiben nicht ans Papier, ans Drucken, ja nicht einmal ans Lesen zu denken, sondern sich vorzustellen, sie sprächen mit bewegten Lippen zu lauschenden Ohren. Rückkehr zur eignen Natur, Wiederentdeckung des eignen Stils: einen andern Weg zum guten, zum besten Stil kann dem Stillosen kein Lehrer, kein Buch, kein Gott und keine von den Alten verehrte Göttin der Beredsamkeit offenbaren. Denke dir beim Schreiben einen nicht lesenden, sondern zuhörenden Menschen, einen nächsten und liebsten, oder einen dir fremden hochverehrten, und sprich zu ihm mit der Feder, da du kein andres Mittel hast, das Ohr des Abwesenden zu erreichen. Suche, in der Wahl der Worte, in der Wortstellung, im Tanzschritt des Satzes, in dessen Länge, im Klange der Wendungen deiner eignen Rede so nahe wie möglich zu bleiben; schreibe nicht ein einziges Wort hin, das du niemals, in keiner Stimmung, zu keinem lebenden Menschen sprechen würdest, — und sei sicher, du wirst, wenngleich noch lange kein großer Prosaschreiber, so doch einer mit etwelchem Stile sein. Diesen auf solche Weise eroberten, genauer: zurückeroberten, Stil magst du nachher mit allen Kunst-

mitteln der Sprachlehre und der Redekunst feilen und schmücken; hoch über alledem steht jedoch und stehe dir die Echtheit deines persönlichen Stils.

Hin und wieder begegnen wir bei hervorragenden Sprachforschern einer ungerechten Unterschätzung edler Schriftsprache gegenüber der Redesprache. Mag diese auch der unerschöpfliche Sprachborn bleiben, aus dem die Schriftsprache ihre Lebenskraft immerdar erneut, dennoch müssen wir in einer künstlerischen ausgebildeten Schriftsprache, vorausgesetzt daß sie nicht bloß Papiersprache ist, eine der kostbarsten Früchte der Geistesentwicklung erblicken. Wenn z. B. Mauthner in seinen Beiträgen zur Kritik der Sprache sagt: ‚In der Schöpfung der Schriftsprache liegt grobe Arbeit vor, ein brutales Hinwegschreiten über die wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten der Einzelnen', so muß dem widersprochen werden. Der Einzelne, sogar der schriftstellerische Genius, hat nur so lange ein Recht auf seine wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten, wie er nicht schreibt oder doch nur für sich schreibt. Sobald er die Feder ansetzt, waltet über ihm das Recht Derer, für die er schreibt, denn von ihnen will er verstanden werden. Offenbar ist das Schaffen einer Schriftsprache von jedem Bildungsvolk unbewußt als eine künstlerische Notwendigkeit empfunden worden; denn alle Literaturen, von der indischen über die griechische und hebräische bis zur römischen, französischen, englischen, italienischen und deutschen, zeigen uns eine Schriftsprache, die von den wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten der Einzelnen mehr oder weniger abweicht. Im Fortschreiten der Sprachbildung tritt dann allmählich ein Zustand ein, bei dem wenigstens die Allergebildetsten die Schriftsprache nicht nur schreiben, sondern sprechen. — Wenn Mauthner ferner meint: ‚Armut ist es, was die Dichtersprache zur Gemeinsprache macht', so ist dagegen einzuwenden: die Dichtersprache wird zur Gemeinsprache nach demselben Gesetz, nach dem alle Kunst verfährt. Kunst ist Auswahl, ist Verwerfen vieler nicht unerläßlicher Einzelheiten; je tiefer die Kunst, in diesem Falle die Wortkunst, das Geistesleben eines Volkes durchdringt, desto mehr findet in der Gemeinsprache dieselbe Auswahl statt wie in der Schriftsprache.

Sodann ist zu fragen: ist es wirklich Armut, was die Dichtersprache scheinbar zur Gemeinsprache macht? Man lese die Verse:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstumme,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Scheinbar sind dies alles Wörter der Gemeinsprache, und doch schwingen in jedem Wort seine Nebentöne mit, die der Gemeinsprache fehlen. Die Dichtersprache, obgleich scheinbar der Gemeinsprache der Gebildeten gleich, ist in Wahrheit viel reicher als sie, eben durch jene Nebentöne, die der mit dichterischen Werken vertraute Leser im innersten Ohre mitvernimmt.

*

Der Satz ‚Schreibe wie du sprichst' ist in dieser uneingeschränkten Fassung unzulässig, zumal in Deutschland, wo viel zu schlecht gesprochen wird, selbst von sehr vielen Gebildeten, als daß man ihre fehlerhafte Sprache nachschreiben dürfte. Indessen auch zwischen der untadligsten Redesprache und der nur leidlich guten Schriftsprache wird immer noch ein letzter seiner Unterschied bleiben. Untadlig wird uns doch nur die gehörte Rede klingen; beim Lesen der gedruckten werden wir gewisse Lichter und Schatten, gewisse feine Reize des Tonwechsels vermissen, die uns die Rede so sehr verschönen. Unzählige Male hab ich im amtlichen Beruf diese Tatsache durch den Vergleich der besten gehörten und gedruckten Reden festgestellt. Der Unterschied zwischen der besten Redesprache und der guten Schriftsprache ist nicht so groß, wie man gewöhnlich meint, doch immer noch groß genug, um zwei deutlich erkennbare Spielarten der gleichen Gattung: des lebendigen Stils, zu erkennen. Die Summe aller reinsinnlichen, dem Schreiber mangelnden Ausdrucksmittel des guten Redners auf der einen Seite; auf der andern die Summe der schriftlichen Ersatzmittel für die Sinnfälligkeit: dies beides bezeichnet gewissermaßen mathematisch den nie ganz aufzuhebenden Unterschied der beiden wichtigsten Sprach- und Stilformen.

Noch unzulässiger ist der, für die meisten deutschen Prosaschreiber offenbar geltende, Satz: Schreibe, wie nie ein Mensch gesprochen hat, spricht, noch sprechen wird. Von Vischer rührt der Ausspruch her: ‚Eine Rede ist keine Schreibe.‘ Hierdurch wird knapp und klar der letzte Unterschied zwischen der gesprochenen und geschriebenen Menschenrede angedeutet. Die Redesprache, zumal die des engsten Verkehrs zwischen zwei Menschen, fordert nicht das volle Aufgebot der Stilkunst wie die Schriftsprache, die sich an zahllose, abwesende unbekannte Leser richtet. Vieler Hilfsmittel des Schreibstils kann die lebendige Rede entraten, denn ihr dienen alle Reize, alle Gewalten der menschlichen Stimme und Geberde. Dieser Unterschied aber zwischen Rede und Schreibe ändert nichts an der, richtig verstanden, unerschütterlichen Wahrheit, erst recht nichts an der erziehlichen Wirkung des Satzes: ‚Schreibe, wie du sprichst!‘ Nicht wie du in Hemdärmeln, in der Trunkenheit, im Halbschlaf, ermüdet, gelangweilt, geärgert sprichst; sondern genau so, wie du sprechen würdest, wenn du dem einen Leser oder ihnen allen sprechend gegenüberständest. Schreibe, wie du aus Achtung vor dir und dem besten deiner Leser sprechen würdest, und dieser beste Leser kann ein weiser Fürst sein oder gar der Fürst der Schriftsteller. Der knabenhafte Jüngling Goethe weiß der Schwester Cornelie, deren Briefe er aus dem Frankfurter Ratsverwandtendeutsch in Menschenrede zu verbessern wünschte, keine andre Lehre zu erteilen als: ‚Schreibe nur, wie du reden würdest, und so würdest du einen guten Brief schreiben.‘ In seinem Werther hat er nicht viel anders geschrieben, als er redete, und ist durch dieses redegleiche Schreiben der Erneuerer unsers Erzählungs- und dichterischen Gesprächstiles geworden.

Sechster Abschnitt.

Natur und Unnatur.

Die Preziösen.

Wer preziös schreibt, gleicht Dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlichtesten Anzuge, nicht läuft. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht und dem tiré à quatre épingles den Plebejer erkennt; so am Preziösenstil den Alltagskopf. (Schopenhauer in dem Aufsatz „Über Schriftstellerei und Stil“.)

Der hätte mal Einen, wenn der sagen wollt, die Sünn is aufgegangen, denn sagte er: Aurora schaut schon über das Hakelwerk: und wenn er sagen wollt, es treckt en Swark auf, denn sagte er, es blüht und türmt sich im Westen empor; und wenn er sagen wollt, es drüppelt, denn sagte er, es tauet in leisen Tropfen vom Himmel hernieder — und dennoch! er hat noch en handlichen Menschen aus ihm zurechtgekriegt. (Bräsig in Reuters Stromtid 2, 19.)

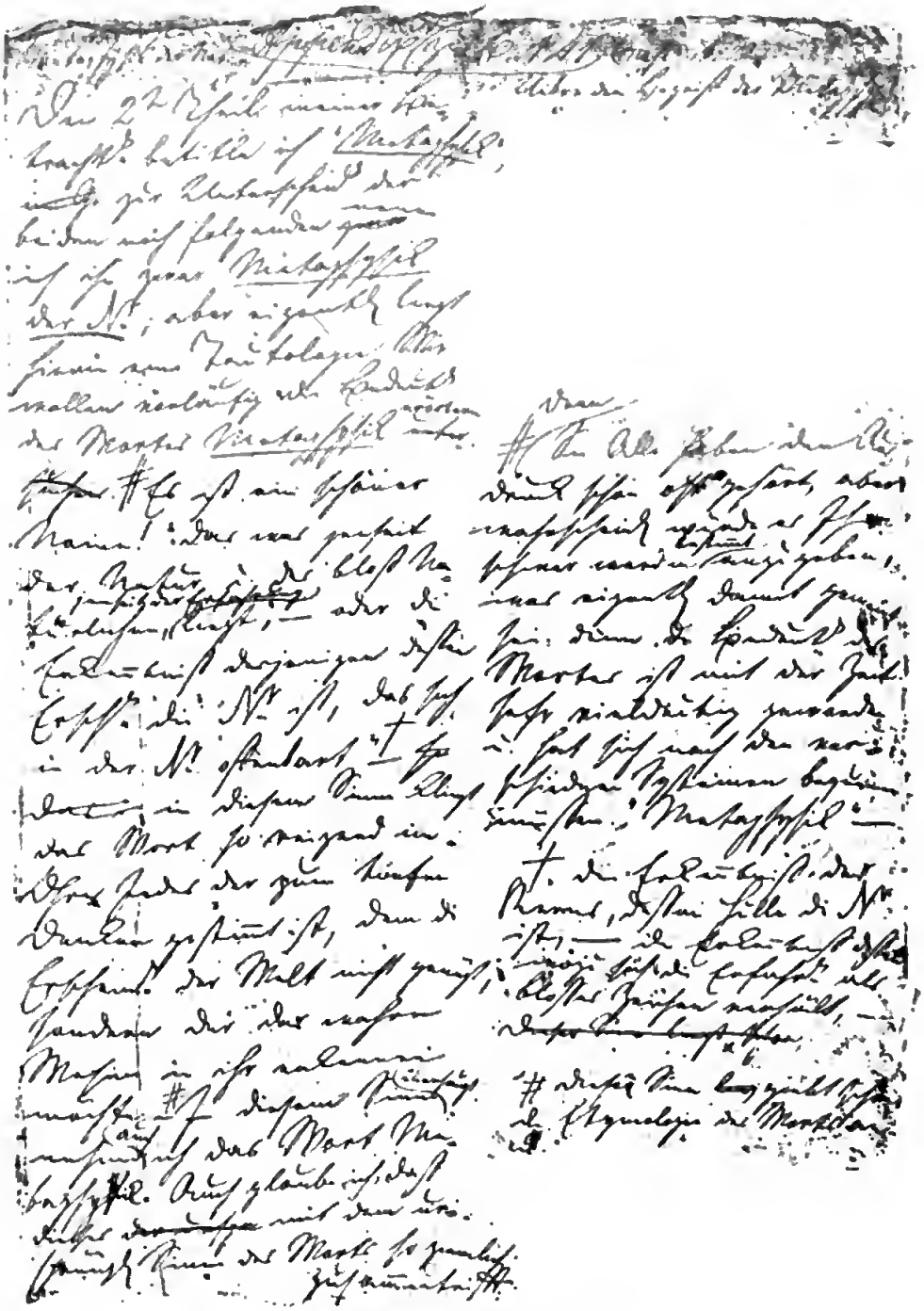
Von Schopenhauer, dem Todfeind alles Stilschwindels, rühren über den Gegenstand dieses Abschnittes noch einige andre Aussprüche her, die in keinem Werk über Stil fehlen dürfen:

Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mißverhältnis, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn in einem Kopfe ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, dunkle, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtsein davon: oft aber auch wollen sie sich selber und andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie wollen zu wissen scheinen was sie nicht wissen, zu denken was sie nicht denken, und zu sagen was sie nicht sagen. Wird denn Einer, der etwas Rechtes mitzuteilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich?

Schopenhauer führt dann den tiefen Ausspruch Quintilians an: Grade das, was von einem sehr genauen Kenner einer Sache herrühre, sei am verständlichsten und klarsten: *Erit ergo etiam obscurior, quo quisque deterior* (Je wertloser jemand ist, desto dunkler).

Schopenhauer ist unser eigentlicher Klassiker über schriftstellerische Unnatur, besonders über die der gelehrten Schreiber. Er hatte seine Beobachtungen an den berüchtigtsten

Zu Seite 37.



Aus Schopenhauers Nachlaß.

Mit Erlaubnis der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Mustern seiner Zeit, an den drei großen Zunftphilosophen der Jahrhundertwende gemacht und das Ergebnis mit einer in Deutschland nie zuvor erhörten Kühnheit des Unzünftigen ausgesprochen. Lessing hatte keine so reiche Erfahrung sammeln können, denn die Klotz, Lange usw. waren im Stil unschuldige Kinder gegen die gespreizte Schwindelhuberei zur Zeit Schopenhauers. Viel besser ist es seit dessen Tagen mit der sich spreizenden Unnatur in Wissenschaft und Tagesschriftstellerei nicht geworden, und fast alles, was er einst darüber geschrieben, ist lebendig wie der heutige Tag. Klarer und schärfer als Schopenhauer kann ich's nicht sagen; so setze ich denn einfach noch einige weitere Stellen aus jenem Aufsatz her, den übrigens jeder um seinen Stil bemühte deutsche Schreiber vom Anfang bis zum Ende lesen und wieder lesen sollte.

Schopenhauer meint, es sei zur vorläufigen Wertung der Erzeugnisse eines Schriftstellers nicht grade notwendig, zu wissen, worüber oder was er gedacht; sondern es reiche zunächst hin zu wissen, wie er gedacht hat. Dann heißt es bei ihm:

Von diesem Wie des Denkens ist nun ein genauer Abdruck sein Stil. — Im stillen Bewußtsein dieses Bewandtnisses der Sache sucht jeder Mediokre seinen ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren. Dies nötigt ihn zunächst, auf alle Naivetät zu verzichten; wodurch diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt. Jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehen erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, so wie sie es gedacht haben, einfach mitteilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein statt dessen *streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist.* Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neugeschaffenen Wörtern und weitläufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. *Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken.* Sie möchten ihn so aufstutzen, daß er ein gelehrtes oder tiefsinniges Ansehen erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zurzeit gewahr wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen, — oder aber sie befleißigen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm sein sollenden Schreibart, z. B. einer so recht gründlichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narkotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode gemartert wird; oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehen, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen. — Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdliche, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, *Worte für Gedanken zu verkaufen* und, mittels neuer oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammensetzungen jeder Art, *den Schein des Geistes* hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. — Ein Autor aber sollte sich vor nichts mehr hüten als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil dies im Leser den Verdacht erweckt, daß er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur das affektiert, was man nicht wirklich besitzt.

Endlich aus demselben Aufsatz noch dieses Stückchen:

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. *Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt.* Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, *preziösesten* und seltsamsten Redensarten. Ihre Sätze schreiten beständig auf Stelzen einher. Hinsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgedunsenen, preziösen, hyperbolischen und aerobatischen [luftwandlerischen] Stile ist ihr Typus der Fähnrich Pistol, dem sein Freund Falstaff einmal ungeduldig zuruft: *Sage, was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt!*

Zwei einst gerühmte Schriftsteller gab oder gibt es unter uns, auf die fast jedes Wort Schopenhauers so schlagend zutrifft, als habe er sie gekannt, wie wir sie kennen. Die gleichen allzumenschlichen Menschlichkeiten äußern sich eben immer wieder auf die gleiche Weise; in Deutschland noch etwas häufiger und in besonders auffallenden Erscheinungen, weil bei uns die Ehrfurcht vor dem bedruckten Papier, nun gar vor dem mit Gelehrsamkeit bedruckten, größer ist als in irgendeinem andern Lande. Die beiden neueren Hauptvertreter des Preziösentums, also der sich ‚kostbar' gebärdenden schriftstellerischen Unnatur, sind *Erich Schmidt* und *Maximilian Harden*, jener einer unsrer sach-

kundigsten Literaturforscher; dieser ein ehemals außergewöhnlich wirksamer Tagesschriftsteller mit dem berauschenden Ruhm, von einigen harmlosen Seelen ‚Deutschlands erster Stilist' genannt worden zu sein. Das größere Ärgernis gab Erich Schmidt, denn ein so bedeutender Gelehrter brauchte sich nicht der schlechten Mittel des Preziösentums zu bedienen, um den Schein einer noch größern Gelehrsamkeit zu erwecken, als er wirklich besaß. Er konnte so einfach wie möglich schreiben, und wir würden sein hinreichend großes Wissen im schlichten Gewande vollkommen schätzen und uns davon aneignen, was uns angemessen ist. Wo er sich frei hält vom Kitzel des Preziösentums, also der Geziertheit, wo er spricht wie ein Mensch aus dieser Welt, wo er dem krankhaften Reize widersteht, noch mehr Geist zu zeigen, als er hat, noch mehr Wissen auszukramen oder anzudeuteln, als für den gegenwärtigen Zweck nötig ist, da gelingen ihm ausgezeichnete Sätze, zuweilen Absätze, — eine ganze Druckseite freilich niemals, denn solange läßt ihm die Unnatur nicht Ruh. Es gibt schwerlich in unsrer gesamten wissenschaftlichen Literatur ein zweites Beispiel eines so verdienstvollen Forschers und Gelehrten mit einem so unnatürlichen, jeden feinfühligen Leser durch das unleidliche Preziösentum so verärgernden Stil, wie Erich Schmidt. Es braucht keines Splitterrichters, um auf jeder Seite seiner ‚Charakteristiken' und sonstigen kleineren Schriften, auf jeder zweiten Seite seines inhaltlich wertvollen ‚Lessing' einen der falschen Brillanten des Preziösentums zu entdecken und mit Lessings Tellheim zu sprechen: ‚Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.'

Erich Schmidt will sagen: Der Fauststoff keimte in Goethe zuerst in Straßburg auf. Dies wäre so einfach wie richtig, so verständlich wie genügend; freilich weder neu noch tief. Dies will er sagen, kann es aber nicht sagen, weil es zu einfach, zu gemeinverständlich wäre. Er sagt statt dessen: *Nur ein unbewußtes Keimen fällt nach Straßburg in die Wiege seiner Deutschheit.* Ein Keimen fällt, und es fällt in eine Wiege! Selbst ein Keim, der in eine Wiege fiele, käme zu spät; der Keim hätte schon etwas früher fallen müssen. Und dieser Keim, vielmehr dieses Keimen, sogar dieses unbewußte Keimen fällt nach Straßburg! Es fällt in die Wiege seiner Deutschheit, obwohl Goethes Deutschheit nicht in zwingendem Zusammenhang mit dem Auskeimen des allgemein menschlichen Fauststoffes steht. Weh dem Schriftsteller, der die Einfachheit verschmäht! Was ihn Erhabenheit dünkt, ist uns Lesern gedunsene Flachheit; wo er Brillantenschmuck anzubringen glaubt, da sehen wir Glasperlen; wo er überflüssige Bezüge andeutelnd einzuflechten sucht, da empfinden wir nur einen verschnörkelten Stil und sagen derb heraus: schiefgewickelt.

Selbst der niedrigste Paria hebt als dankbarer Adorant die Hände zum Herrn der Mächte. Vom Paria in den bekannten Gedichten Goethes ist die Rede, und Schmidt will sagen, daß selbst für den dankerfüllten Paria die Gottheit im Gebet erreichbar ist. Dies ist weder neu noch tief, aber warum soll man es nicht sagen? Nur verständlich soll man es sagen! An der Umschreibung ‚Herrn der Mächte' ist kein Anstoß zu nehmen, wenn denn doch einmal erhaben gesprochen werden soll. Wieviele Leser aber können die ganze Fülle des an dieser Stelle überflüssigen Wissens ausschöpfen, das sich in dem ‚dankbaren Adoranten' unwiderstehlich kundtun will? Sprachkundige ahnen, daß Adorant Anbeter heißt, und fragen sich, wenn sie Sprachgefühl und Geschmack haben, warum ein deutscher Schriftsteller für eine so grundeinfache Sache wie Anbeter oder Beter ein gelehrtklingendes Fremdwort setzen muß. Schmidt will aber mehr als das Ausreichende, er will das Überflüssige, denn — ihm fällt ein, daß das Berliner Museum eine römische Erzgestalt besitzt: einen betenden Knaben, den die Kunstgeschichte den Adoranten nennt: also muß der indische betende Paria mit dem römischen betenden Knaben zusammengebracht werden, obwohl die beiden weder an sich noch zur Erklärung des Goethischen Gedichtes das Geringste mit einander zu schaffen haben. Welcher Eindruck entsteht bei den Lesern? Bei den nicht so allwissenden, daß sie zum Verständnis eines platten Satzes die ganze Kunstgeschichte bereit halten, der eines überflüssigen und geschmacklosen Fremdwortes; bei den kundigen der einer an den Haaren herbeigezogenen Gelehrttuerei. Ungesucht fällt einem Kellers so unheimlich belesene Züs Bünzlin ein, die durch ihr sprudelndes Aus-

kramwissen den drei gerechten Kammachern so bewundernswert erschien: *Neapel, die Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, mit dem feuerspeienden Berg Vesuvius, auf welchem einst einem englischen Schiffshauptmann eine verdammte Seele erschien, wie ich in einer merkwürdigen Reisebeschreibung gelesen habe ... welche usw.*

Was bedeutet ‚Jung-Stillings *Vita*'? Im allgemeinen Sprachgebrauch die einer Doktorschrift angefügten Lebensnachrichten; bei E. Schmidt ist es die ins Unverständliche geziert verzerrte Umschreibung für das berühmte Buch ‚Jung-Stillings Jugend', dessen schlichte deutsche von Goethe herrührende Bezeichnung den großen Germanisten nicht vornehm genug dünkte. In Dichtung und Wahrheit (2, 9) nennt Goethe das Ding ‚Lebensgeschichte'; dies mußte von einem Germanisten gelehrttuerisch verlateinert werden.

Wie viel höchstgebildete Leser verstehen folgende Bünzlinerei E. Schmidts über H. von Kleists Thusnelda: *Kleist will weder mit einer ins Altdeutsche übersetzten Königin Luise noch mit einer Halmschen Prophetin, einer Pilotyschen Theatergermanin paradieren, sondern ...?*

Schmidt schreibt in seiner Einleitung zu Goethes Faust (in der Cottaschen Jubelausgabe) über Lessings Faustbruchstück: *Lessing wollte usw. Es blieb bei geistreichen und spitzsinnigen, zudem bloß den Wissenstrieb beachtenden, ganz unweiblichen Ansätzen.* Was sind ‚ganz unweibliche Ansätze!' Wer nicht eigens zum Verständnis dieses Schmidtschen Satzes Lessings Faustszenen liest, der errät schwerlich, was der Schreiber hat sagen wollen, aber nicht gesagt hat. Wer sie eben gelesen — man denke: nur um das dunkle Wort eines die hellen Tatsachen verdunkelnden Gelehrten zu enträtseln! —, dem dämmert vielleicht die großartige Bedeutung der unweiblichen Ansätze auf: in den Lessingschen Bruchstücken kommt kein Weib vor! Es war Schmidt unmöglich, etwa zu schreiben: ‚Es blieb bei einer Szene ohne eine weibliche Rolle.' Statt einer solchen oder ähnlichen allgemein verständlichen Wendung mußten die unweiblichen Ansätze heran, um den Schein zu erwecken, als stecke dahinter wunder welche Weisheit. Sachlich steht es natürlich so, daß aus der einen einleitenden Vorspielszene Lessings nicht das Geringste über weibliche oder unweibliche Ansätze zu folgern ist; so wenig wie aus dem Goethischen Faust bis zum Auftreten Gretchens, wäre uns nur dieses Bruchstück geblieben, etwas über Goethes weibliche oder unweibliche Ansätze zu schließen wäre.

Von den Wanderschicksalen der Parabel von den drei Ringen wird berichtet: *1760 siedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Hindostan an.* Was heißt dies? Hat jener Des Ormeaux die Parabel etwa nach Indien gebracht und als Bekehrungsprediger unter den Hindus verbreitet? Vielleicht, vielleicht auch nicht. In der Menschenrede hat Ansiedeln nur eine Bedeutung; im Sprachgebrauche Schmidts kann sie zehn verschiedene haben, nur nicht die eine natürliche. Da der so sehr gelehrte und zur Deutlichkeit zu vornehme Schreiber es uns nicht sagt, so zwingt er uns zum Rätselraten. Ich habe mehr als zwölf studierte Menschen, darunter Germanisten, befragt, keiner verstand den Satz. Es sollte ihn ja keiner verstehen! So sei denn die Vermutung gewagt: Des Ormeaux — wer ist das? — hat vielleicht eine der Ringparabel ähnliche Erzählung geschrieben, die er in Indien spielen läßt. Es kann aber auch eine Tragödie, ein Lustspiel, ein Gedicht, eine Fabel oder sonst etwas gewesen sein. Schmidt weiß wahrscheinlich, was es gewesen, läßt uns aber trotz all seiner Gelehrsamkeit im Dunkeln. Auch die Anmerkungen am Schluß hellen es nicht auf. Wozu aber dann das öde Auskramen von Wortwissen mit Des Ormeaux und Hindostan? Das einzig Wichtige wäre, zu erfahren, ob jene im modernen Hindostan angesiedelte Parabel irgendwelchen Einfluß auf Lessings Erzählung von den drei Ringen geübt hat. Dies bestreitet Schmidt in einer Anhangsanmerkung. Alsdann aber ist die preziös unverständliche Andeutelei mit Des Ormeaux und Hindostan und Ansiedeln erst recht ein Auskramen nutzloser, überflüssiger Bünzlinerei. — *‚Alexis und Dora' ist in einer südlichen Seelandschaft angesiedelt. — ‚Der Großkophta' ist im Vorhof der Pariser Revolution angesiedelt* (beides von E. Schmidt).

Noch ein Satz über die Schickſale der Ringparabel: *Viel behutſamer* (als Swift in ſeinem Märchen von der Tonne) *fuhr* (!) *der ſächsische Nachahmer* (?), *wenn* (!) *Gellerts Fabel aus der Tonnenmär ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.* Ohne den Satz lange hin und her zu renken, ahnt kein Leſer, daß Gellert ſelbſt der ſächſiſche Nachahmer ſein ſoll. Es wäre gar zu ‚unwiſſenſchaftlich', wohl gar beim erſten Leſen verſtändlich, wenn der Satz lautete: Viel behutſamer verfuhr der ſächſiſche Nachahmer Gellert (was hat übrigens Sachſen hier zu tun?), wenn er, oder indem er, oder einfach: der in ſeiner Fabel — uſw. Daß Gellerts Fabel nicht genannt wird, daß wir ſie in den geſammelten Fabeln mühſelig aufſuchen müſſen, da wir ja nicht einmal die Überſchrift erfahren, gehört zu jener Vornehmtuerei, die vom Preziöſentum nicht zu trennen iſt.

Darum hatte Lessing der Fabel die äußerste Präzision Aesops befohlen und sparsam seinen lyrischen Hauch hineingedämpft. ‚Hineingedämpft?' Was das wohl ſein mag? Die deutſchen Wörterbücher verſagen, wie zumeiſt bei den Schriften unſrer Preziöſen. Und wenn wir vielleicht dunkel ahnen, was hineindämpfen bedeuten könnte, ſo wiſſen wir noch lange nicht, was ein in die Fabel (oder in ſich ſelbſt?) ſparſam hineingedämpfter lyriſcher Hauch iſt. Wahrſcheinlich — mehr kann man ja in allen ſolchen Fällen nicht ſagen — hat Schmidt die ſchmuckloſe Knappheit der Leſſingſchen Fabeln gemeint; wird aber Schmuckloſigkeit und Knappheit einer Fabel nur oder vorzugsweiſe durch das Fernhalten oder das ſparſame Hineindämpfen des lyriſchen Hauches bewirkt? Die von Leſſing in ſeiner Abhandlung über die Fabel angeführten geſchwätzigeren Fabeldichter haben ja die Länge nicht etwa durch das Hineindämpfen ihres lyriſchen Hauches zuwege gebracht.

Was mag Schmidts Satz bedeuten: *Kästner lud ihn* (Leſſing) *zuerst auf das Gebiet* (des Epigramms)? Da wir kein Wörterbnch der Schmidtſchen Sprache beſitzen, ſo müſſen wir uns an das der deutſchen halten, und auf Deutſch bedeutet laden: laden, einladen, fordern. Alſo hat Leſſing ſeine Epigramme auf Einladung, Aufforderung Käſtners gemacht? Schmidt ſagt nirgend das Gegenteil, erläutert nichts, alſo wird es wohl ſo geweſen ſein. — Es iſt nicht ſo geweſen, ſoll nicht ſo heißen, ſondern: Käſtner hatte zuerſt (?) Epigramme gemacht, und dieſes Beiſpiel ſpornte Leſſing an. Es kann aber noch etwas Drittes, Viertes, Zehntes bedeuten, ſo wie mit dem wundervollen Des Ormeaux, denn mit völliger Sicherheit ſind die Rebus der Preziöſen niemals aufzulöſen.

Ein andres Rebus Schmidts: . . . *besonders seitdem Percy die old and heroïe ballads neu belebt und auch den deutschen Vettern ans Herz gelegt hatte.* Welch eine rührend ſchöne Bereicherung unſers Wiſſens von der deutſch-engliſchen Geiſtesgemeinſchaft im 18. Jahrhundert! Alſo der Biſchof Percy hat ſeine Ausgabe altengliſcher Balladen den deutſchen Vettern ans Herz gelegt? Der herzige alte Biſchof! Aber in keiner Ausgabe ſteht eine Silbe davon; Percy hat gar nicht geahnt, daß die deutſchen Vettern ſich um ſeine Sammlung kümmern würden; es iſt nichts als preziöſes Wortgeflimmer um einen dürftigen Gedanken herum und ſollte, vielleicht, bedeuten: Percy hatte geſammelt, und die Deutſchen hatten das Buch ans Herz genommen. So erzeugt ein ehrlicher Forſcher wie Schmidt durch den preziös ſchillernden Ausdruck gradezu wiſſenſchaftlichen Irrtum.

Über Geibel: *In Preisgesängen auf Platen hat Geibel sich schülerhaft übernommen.* Geibel ſchülerhaft? Der verehrungswürdige Dichter? Und an einem Preisausſchreiben für Lieder auf Platen hat er ſich beteiligt? Wie ſehr bereichert dies unſre Kenntnis von Geibel. Wie ſchade, daß Schmidt uns nicht verrät, wer den Preis ausgeſchrieben. Sollte etwa der Platenſchwärmer Minckwitz —? Aber all das iſt ja Unſinn, Geibel hat ſich um keinen Preis beworben; der Geibel, den wir kennen und von dem Schmidt ſchreibt, hat ſich nicht ſchülerhaft übernommen; vielmehr lautet die Überſetzung aus Schmidts preziös flimmerndem und irreführendem Deſperanto — das Wort iſt von K. Kraus — in menſchenverſtändliches Deutſch: ‚In Lobgeſängen auf Platen hat ſich Geibel in ſeiner Schülerzeit übernommen', und ſo gibt es einen mit der Literaturgeſchichte ſtimmenden Sinn. Soll die

Nachwelt Erich Schmidts Schriften benutzen, so müssen sie ins Deutsche übersetzt, oder es muß mit ihnen gemacht werden, wie Gottfried von Straßburg es für einen oder mehre Dunkelschreiber seiner Zeit empfiehlt:

Die aber in Mären wildern
Und wilde Mären bildern,
Mit Ringeln und Ketten klirren
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's! —
Dieselben wilden Jäger
Die müssen Wortauslegen
Mit ihren Mären lassen gehn;
Wir können sie so nicht verstehn.

Gellert und Rabener, ausgezeichnete Hauslehrer, aber keine kräftigenden Volksredner, sind die größtmöglichen Schriftsteller des damaligen Sachsens. Nichts in diesem Satze Schmidts oder in seiner Umgebung verrät uns, ob Hauslehrer im eigentlichen oder übertragenen Sinne gemeint ist. Bei der Häufigkeit der Hauslehrerschaft deutscher Dichter des 18. Jahrhunderts sind beide Deutungen möglich und zur Not passend. Der Einwand, bei genauerer Prüfung, zumal bei einiger Vertrautheit mit Schmidts unnatürlichem Stil werde der Leser doch wohl auf die Deutung kommen, Gellert und Rabener seien ausgezeichnete Lehrer des deutschen Hauses gewesen, entschuldigt nichts. Man schreibt nicht, um Rätsel aufzugeben; des Lesers Zeit und Verstand sind zu gut zum Rätselraten.

Von Gellerts und Rabeners Stil: *Früh und spat mußte dieser Stil das Scheltwort ‚kraftlos' vernehmen.* Das Natürliche und Einfache wäre, daß Gellert und Rabener das Scheltwort früh und spat vernahmen; das Natürliche und Einfache schien aber dem Schreiber nicht vornehm, nicht gelehrt genug: so bekommen denn nicht Gellert und Rabener, sondern ihr Stil das Scheltwort zu hören.

Schmidt will uns die großartige Tatsache mitteilen, daß Lessing noch ‚nennet' statt ‚nennt' schreibt: *Das zusammenraffende Streben hatte noch lange nicht den heutigen Kurs inne.* — In der Grazer Tagespost sollte jüngst mitgeteilt werden, daß ein Kalb sich verlaufen habe; dies geschah mit folgender Wendung: *Dem usw. kam vor kurzem eine schöne Kalbin außer Evidenz.* Der gewiß in einem germanischen Seminar vorgebildete Verfasser kann es weit bringen.

Die Stimmung am Ausgang des 18. Jahrhunderts soll uns geschildert werden: *Enthusiastisch Schillers Freudenruf ‚Alle Menschen werden Brüder'; phrasenhaft der Hauspoet, der den ‚guten edlen Menschen' tränenselig belohnte und den ‚Marodeur an der Menschheit' aus dem Festsaal des Biedersinns verstieß.* — Was gilt die Wette: mit Ausnahme eines einzigen begnadeten Lesers, der rein zufällig mit dem bestimmten Gedicht eines hier sorgsam geheimgehaltenen Dichters des 18. Jahrhunderts bekannt geworden, ahnt kein Mensch, wer jener Hauspoet war und um welches seiner Gedichte es sich handelt. Schiller wird überflüssigerweise genannt, obwohl sein Lied an die Freude jedem Leser bekannt ist; der allgemein unbekannte Hauspoet, den man an einer so farblosen Wendung wie ‚guten, edlen Menschen' nicht entdecken kann, wird nicht genannt. Warum? Damit wir dumme Leser uns zerknirscht unsrer Unwissenheit schämen und den allwissenden Schreiber um so mehr bewundern. Man lese noch einmal Schopenhauers Naturbeschreibung der Schriftsteller dieser Gattung von den Worten: ‚Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen' bis ‚als man zurzeit gewahr wird'.

Von Goethes Balladen ist die Rede; die älteren sind schon behandelt, nun kommt die Nachblüte seiner Balladendichtung zur Sprache: *Dann hielt er* (Goethe) *im alten Reiche Percys an.* Was soll das bedeuten? Etwa das alte Reich Percys von Northumberland? Aber was hat der mit Goethes Altersballaden zu tun? — Ha, wir haben's: Bischof Percy, unser Bekannter von Seite 38, hat 1765 eine Sammlung altenglischer Volksballaden herausgegeben; dieser Percy wird gemeint sein, und dieses Bischofs altes Reich bedeutet in der preziösen Rätselsprache: die altenglischen Balladen. Was kann einfacher, was natürlicher sein?

Noch einmal über Leſſings Fauſtſzene mit Anknüpfung an Marlowes Fauſt: *In den ausgeweideten* (!) *Trümmern* (weſſen?) *hatte Lessing Spuren Shakespearischen Genies erkannt, aber dem Publikum nur einen einzigen geschraubten Auftritt dargeboten* (von wem?), *der von seiner* (weſſen?) *eigentümlichen Umgestaltung nichts verriet.* Was ſind ausgeweidete Trümmer? Von wem rühren die Trümmer her? Wer hat ſie ausgeweidet? Und in dieſen ausgeweideten Trümmern — doch wohl des Marloweſchen Fauſtus, der uns aber keineswegs in Trümmern, ſondern vollſtändig erhalten iſt — ſoll Leſſing Spuren Shakeſpeariſchen Genies erkannt haben? Was ſoll dies bedeuten? Hat Leſſing etwa Marlowes Fauſt geleſen und in dieſem ein Genie von Shakeſpeares Art erkannt; oder hat er Marlowes Fauſtus Shakeſpearen zugeſchrieben? Nie wird ſich das Dunkel dieſes preziöſen Verſteckſpieles lichten. Obendrein iſt aber der ganze Satz irreführend, ja ſinnlos, denn dieſe preziöſe, auf Deutſch: ſich koſtbar machende, flimmernde Andeutelei iſt aufgebaut auf einer nicht einmal angedeuteten, ſondern vornehm verſchwiegenen Stelle im 17. Literaturbriefe Leſſings, die der Leſer natürlich auswendig wiſſen muß, um zehn Worte Schmidts zu verſtehen. Dann aber kommt das Beſte: es iſt Leſſing in jenem Literaturbrief gar nicht eingefallen, von Marlowes Fauſt mit angeblichen Spuren Shakeſpeariſchen Genies zu ſprechen, ſondern es handelt ſich um jenen Spaß, den ſich Leſſing gemacht und den nachmals die Gottſchedin ſcharfſinnig durchſchaut hat: ſeinen eignen Fauſt für ein altdeutſches von den Engländern beeinflußtes Drama auszugeben! Zur Bequemlichkeit des Leſers ſei die Stelle hergeſetzt:

Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen: Doktor Fauſt hat eine Menge Szenen, die nur ein Shakeſpeariſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Teil noch, in ſeinen Doktor Fauſt! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er!

Und nun folgt der ‚einzige geſchraubte (?) Auftritt‘ des Leſſingſchen Fauſt, der infolge des Schmidtſchen Verſteckſpieles als von Marlowe herrührend, von Leſſing nur umgeſtaltet verſtanden werden kann, ja muß. Noch dazu der Auftritt in einer Form, die, obzwar umgeſtaltet, doch wieder nichts von einer Umgeſtaltung verrät! — Der Leſer aber, der in der Länge meiner Erklärung zu einer ſo kurzen Stelle Schmidts ein Stilmißverhältnis erblicken möchte, ſei verſichert, daß mit weniger Worten in das Preziöſenkellerdunkel jenes einen Satzes kein Licht zu bringen war; ja ich fürchte, der Satz bleibt trotz meinen Aufhellungsverſuchen den meiſten Leſern ſo dunkel wie zuvor.

Schmidt ſpricht von den Vorläufern Goethes am Fauſt, dann von einer Reihe älterer Bücher: *Erst von Goethe kann man wirklich mit dem alten Buch sagen: Er nahm sich Adlerflügel.* Mit welchem alten Buch? Warum wird nur angedeutelt, nicht verſtändlich belehrend geſprochen? Es kann das Buch von Spieß, das von Widman, das von Pfitzer uſw. ſein; ja es kann die Bibel ſein, denn aus ihr hat Spieß das Wort von den Adlerflügeln entliehen.

Auch der werdende Führer romantiſcher Tageskritik fand ſich in dieſer Fülle der Motive und Töne [des Fauſt von 1790] nicht zurecht. Der Kreis desſelben Mannes, deſſen Antrieb dann den erſten Teil ans Endziel förderte, der Kreis Schillers konnte einer Charakteriſtik der poeſievollſten Mädchengeſtalt aller Weltliteratur das Stichwort ‚Gänschen‘ beimengen, die Bewunderung des Titaniſchen durch eine Bekreuzigung vor dem ‚Bänkelſang‘ dämpfen und aus Körners Munde, mit einer bemerkenswerten aber ſchief begründeten Witterung des Tatbeſtandes, die kritiſche Loſung gegeben: ‚Gewiß ſind die einzelnen Szenen zu ſehr verſchiedenen Zeiten gemacht.‘ (E. Schmidt in ſeinem ‚Urfauſt‘, 3. Aufl.)

Wer iſt der werdende Führer romantiſcher Tageskritik? Wilhelm oder Friedrich Schlegel? Warum wird uns der Name verſchwiegen und breitſpurig, irreführend umſchrieben, wie Harden ſtatt Karlsruhe ſchreibt: die Fächerſtraßenſtadt? Welcher Kreis Schillers iſt gemeint? Auf wen fällt der Verdacht, Gretchen — die nicht genannt ſondern umſchrieben wird — ‚Gänschen‘ genannt zu haben? Dies wollen und ſollen wir genau erfahren. Wer hat den Fauſt als Bänkelſang bezeichnet? Und dann: der Kreis Schillers konnte aus Körners ‚Munde‘ eine Loſung geben? Alſo hat der Kreis etwa Körner damit beauftragt? Was

für ſchief und krumme Andeuteleien ſtatt einer klaren Auskunft über die, allerdings ſehr wiſſenswerte Aufnahme des Fauſt von 1790 bei den bedeutendſten Zeitgenoſſen! ‚Iſt denn die Welt nicht ſchon voller Rätſel genug‘, fragte Goethe die preziöſen Flimmerſchreiber ſeiner Zeit, ‚daß man die einfachſten Erſcheinungen auch noch zu Rätſeln machen ſoll?‘

Man ſieht, ein Stilgebrechen wie das preziöſe Vornehmtun mit ſeinem Verdrechſeln, Andeuteln, Verſchrauben artet bis zur äußerſten Zweckwidrigkeit aus: dem Leſer werden grobe Irrtümer beigebracht. Allerdings dürfen Schriftſteller dieſer Art darauf rechnen, daß die meiſten Leſer ebenſo ungenau, verſchwommen dämmernd darüber hinhuſchen, wie die Verfaſſer geſchrieben haben. Aber iſt das eine Entſchuldigung?

*

Bei dem andern Großmeiſter des Preziöſentums oder Zierpuppentums, Maximilian Harden, entarten die Stilſchraubenwindungen in die äußerſte Komik und vernichten Inhalt ſamt Stil, dazu den Schreiber ſelbſt. Der uneigentliche erquälte Ausdruck ſtatt des eigentlichen wird zur Regel. Die gelehrttueriſche Aufdringlichkeit mit überflüſſigem, geſtern aufgeleſenem Wiſſen, meiſt Büchmann-Wiſſen; das Prunken mit Sprachkenntniſſen, die nicht aus der Sprachlehre, dem Wörterbuch, den fremden Literaturen, ſondern aus den landläufigſten Zeitungsfremdbrocken ſtammen: niemals hat es etwas Ähnliches, niemals etwas ſo Lächerliches und Ekelhaftes zugleich in irgendeiner Literatur gegeben. Der ehrliche einfache Schriftſteller, den Harden von hochoben verächtlich Tintenkuli ſchimpft, nennt Schopenhauer — Schopenhauer; Harden dünkt ſich wunder wie großartig mit ſeinem Brillantenſtil vom ‚deutſchen Feuilletoniſten aus der Goetheſtadt‘. Daß der ‚Feuilletoniſt‘ Schopenhauer nicht aus der Goetheſtadt — übrigens aus welcher? aus Frankfurt oder Weimar? —, ſondern aus Danzig ſtammt, kommt nicht in Betracht. Ariſtoteles iſt dem Brillantenſchmock nicht Ariſtoteles, ſondern ‚der Stagirit‘. London? Um keinen Preis, ſondern ‚das Themſemonſtrum‘. Karlsruhe iſt in ſchillerndem Wechſel: ‚die Hardtwaldſtadt, Friedrichs ſtille Reſidenzſtadt, die Stadt wo Karl (welcher Karl? Karl der Große? Karl Moor? Karl der Kahle?) Ruhe fand, die heſſiſche Fächerſtraßenſtadt‘; aus höchſteigner Vollmacht wird das badiſche Karlsruhe mit einem Federſtrich nach Heſſen verpflanzt, weil ausnahmsweiſe nicht im Konverſationslexikon nachgeſchlagen wurde.

Ein neuer Reichskanzler ſoll ernannt werden: ‚In der Preſſe werden ſämtliche Papabili beſchmeichelt und gehechelt‘. Papabili? Schmock mit den Stilbrillanten hat einmal in der Zeitung eines Tintenkuli geleſen, gewiſſe Kardinäle im Conclave zur Papſtwahl nenne man in Rom Papabili; dieſes verblüffende Wiſſen muß ausgekramt werden, gleichviel ob der Ausdruck auf die Verhältniſſe bei der Ernennung des deutſchen Kanzlers durch den deutſchen Kaiſer paßt oder nicht. — Es iſt die Rede von einer Sultanswahl in Marokko; bei Harden heißt ſie: ‚der Kürtag von Marakeſch‘. Mittelhochdeutſch iſt nämlich die Sprache von Marokko, — Verzeihung für unſre Unbildung! — ‚von Marakeſch.

Gewöhnliche Schreiber nennen den Zaren: Zar, und der deutſche Leſer verſteht dies, ohne den Schreiber ſonderlich zu bewundern. Der Preziöſe will aber nicht ſchreiben, damit der Leſer verſtehe, ſondern damit er den Schreiber ob ſeines unerhörten Wiſſens verblüfft bewundre; folglich ſchreibt Harden: ‚der Goſſudar aller Reußen‘ und nennt deſſen Thron den ‚Monomachenthron‘. Der Leſer hat zwar keine Ahnung, was ein Monomach iſt und was dieſer mit dem Zarenthron zu tun hat; aber das iſt ja grade die Abſicht Schmocks: er will nicht belehren, ſondern plattdrücken; nicht verſtanden, ſondern angeſtaunt werden.

Den Reichstag nennt Harden ſchlicht und gemütlich Wallotbräu. Allerdings hat Wallot den Reichstag gebaut, und die Abgeordneten können dort ein Glas Bier bekommen, folglich Wallotbräu. — Von Hohenlohes Reichskanzlerſchaft heißt es: ‚Chlodwigs Spalierzeit‘. Warum? Das letzte Geheimnis ſolcher preziöſen Kunſtſtücke beſitzt nur der preziöſe Schreiber.

Der Reichsschatzsekretär Sydow ist für Harden der ‚Entpostete'. Etwa weil er um seinen Posten gekommen ist? Grammatische Bedenken hindern keinen Preziösen, also wäre auch diese Auslegung möglich, genau so möglich wie die andre, daß Sydow früher der Postverwaltung angehörte.

Ganz Frankreich heißt bei diesem preziösen Großschmock: Allgallien; England niemals England, sondern in holdem Wechsel Albion, Britannien, Britenland, der Kanalvetter usw.

Ein gewisser d'Urfé hat einen Schäferroman ‚Astrée' geschrieben; Harden spricht von dem Verfasser, von dem er nie eine Zeile gelesen, den er auf S. 288 des Büchmann gefunden, nennt ihn aber nicht — wie Erich Schmidt nicht den Hauspoeten nennt (vgl. S. 43) —, sondern gibt seinen Lesern das Rebus zu raten: ‚der Astréeerzeuger. — Paris, Parisisch? Nie! Immer so etwa wie Lutetia, lutetisch: ‚eine nervöse Tragödin aus der Lutetiastadt' (Auflösung des Rebus: Rachel); jemand muß ‚die lutetische Luft meiden'. — In Nordamerika? O wie gemein, nur gut genug für den Tintenkuli, d. h. den fleißigen redlichen Zeitungsmann; der Brillantenschreiber sagt: ‚jenseits von der Atlantis'. — Für Bismarck hat Hardens Wörterbuch soviel Schnörkeleien, wie das des Arabers für Gott oder Pferd; Bismarck heißt der Mann nur ausnahmsweise. — Das mit England verbündete Rußland wird mit Dichterschwung zum ‚fest an die Flanke des Britenleun gebundenen Reußenreich' (welch ein Bild!). Die Italiener heißen bei Schmock einmal allerliebst ‚die Stieselinsassen'. Das Schwarze Meer ist der Pontuskäfig. Tasso wird nicht genannt, sondern heißt das ‚Goethische Künstlergedicht'; daß Goethe mehr als ein Dutzend wirklicher Künstlergedichte geschrieben, ist Tintenkuliwissen. Die päpstliche Bulle ‚rief (die Bischöfe) aus der Oikumene nach Rom'. Selbst von den akademisch gebildeten Lesern wissen neun Zehntel nicht, ob Oikumene zum Essen oder zum Trinken ist; aber das ist ja grade solchen Schreibern das Beste daran.

Die bisherigen Perlen habe ich selbst gesammelt; die folgenden Sprachrebus aus der Zeit vor dem Weltkriege hat ein Sonderforscher des Preziösentums, der Wiener Karl Kraus, auf die Schnur gereiht. Was bedeutet ‚Schälle täuben'? Kann man so sprachunwissend sein, nicht sofort zu wissen: ‚Gerüchte trügen'? Für Menschheit schreibt Harden: ‚Alles auf der Erdfeste Kribbelnde'; für Wilhelmstraße 65: ‚Das fünfundsechzigste Haus der Wilhelmstraße' (von wo aus gerechnet?). Der präsidierende Erni bedeutet den Reichstagspräsidenten Prinzen Ernst von Hohenlohe, Berni den Staatssekretär Bernhard Dernburg; denn Schmock hat mit allen unsern Staatsmännern als Schmöckchen Maxi oder Jsi in der Kinderstube gespielt, daher die vertrauten Kosenamen. — ‚Sein Wollen blößen' heißt auf Deutsch: seinen Plan enthüllen. — Adlerland? Preußen! Aber Österreich und Rußland haben ja sogar je zwei Adler. — Aus ‚Er gibt ihr nach' wird in dieser wonnesamen Sprache: ‚Er muß in den Weg ihres Willens einschwenken'. Aus der Königin Luise wird: ‚Der königliche Kopf der Strelitzerin', oder zur trauten Abwechslung: ‚Die Mirower Ahnfrau'. — Was mag wohl bedeuten: ‚Bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung trächt'g'? Etwas in einfacher Sprache Unaussprechliches: Fast in jedem Monat gab's ein Unglück.

Etwas leichtere Rebus sind: ‚Sich mit frivoler Hand aus dem Sonnenbezirk jäten'; Auflösung: sich umbringen. — ‚Die Wiederkehr der Stunde, die den heute zur Mannheit Emporgereckten ins Dasein rief'; ‚Der Tag, an dem der erste Blick ins Sonnenlicht sich jährte'. Auflösung: der Geburtstag. Kraus hat nämlich eine köstliche Entdeckung gemacht: Harden darf bei Strafe der Selbstentleibung niemals Geburtstag sagen! Geburttag wagt selbst er nicht zu schreiben, und Geburtstag wäre gegen seine heiligste sprachwissenschaftliche Überzeugung (vgl. S. 80); daher jene so sehr abkürzenden Umschreibungen.

Es gibt ein Wörterbuch der Sprache der französischen Zierpuppen des 17. Jahrhunderts; vielleicht beschert unsern fernen Nachfahren ein strebsamer Germanist ein Wörterbuch der Sprache Maximilian Hardens; gute Vorarbeiten findet er bei K. Kraus. Zur Gipfelhöhe seiner Verschauspielerung, treffender: ‚Verschmierung' der schutzlosen

deutschen Sprache klomm Harden im Weltkriege. Schmierenspieler mit jedem von ihm hingeschriebenen Satze — von seiner blutdürstigen Welteroberung und Feindbeschimpfung in den ersten Kriegsjahren bis zu seiner Schändung des Vaterlandes beim Ausgang und nach dem Zusammenbruch: ohne allen Zweifel die verabscheuungswürdigste Entartung deutschen Schrifttums in allen Jahrhunderten. Der Harden will sagen: ‚Ein Gerede geht um'. Dies wird bei ihm zu folgendem Komödiantengefasel: *Auf Umwegen über Bergwälle und Weltmeere kriecht, auf Spinnenbeinen, in der Schleimhaube, qualliges Gerede in die Heimat zurück, aus deren Klostertümpeln es einst in den Glaubensschlick krabbelte.* Aus ‚Wir wollen siegen' macht der im sichern Port sitzende in jedem Federzug unwahre Stilgaukler: *Jeden Lufthauch, der aus dem Brustschacht klimmt, rüttelt der männische Wunsch, den Erzrumpf des Feindes zu zerstücken, seines Hauptes Dach mit Flammenbiß aufzureißen, seine Polypenarme, als ein Bündel blutiger Fetzen, ins Meer zu streuen.* Genau wie der Schmierenbrüller in der Theaterscheune zu Tripstrill.

Der Oktober heißt in dieser Gauklersprache nur ‚Weinmonat', die Japaner sind ‚gelbe Stinkaffen', feindliche Kriegsschiffe werden nicht vernichtet, sondern ‚aus dem Gischt gepflückt' und so ging das Jahre hindurch, Woche um Woche in bogenlangem Geschmiere. Aber — ‚Entweihet den Tag nicht durch fruchtlosen Schwatz!' und ‚Meidet eitle Rede wie höllischen Schwefelstank!' mahnte seine Leser jener Mensch, neben dem Lohenstein zu einem Klassiker, Saphir beinahe zu einem Ehrenmann wird.

*

Die tiefste Wesensgleichheit des Hardenschen und des Schmidtschen Stiles, nicht etwa der Gesinnung, liegt auf der Hand; daß sie nicht längst erkannt ist, nimmt wunder. Beide Schreiber weichen mit Vorsatz und Überlegung dem natürlichen, dem eigentlichen, dem selbstverständlichen Worte aus, wählen statt dessen das unnatürliche, das uneigentliche, das unverständliche. Beide enthalten dem Leser die von ihm erwartete Belehrung vor; beide führen ihn, statt in die Klarheit, ins Dunkel. Beide aus dem gleichen Grunde: um durch den unverständlichen Ausdruck zwischen sich und selbst gebildetsten Leser eine, nicht etwa in den Bildungsunterschieden begründete, sondern erkünstelte Schranke aufzurichten. Beide, um dem Leser den irrigen Glauben beizubringen: das Nichtverstehen liege nur an der Unwissenheit oder Dummheit des Lesers; hoch über ihm, in den Äther hinein, das Haupt vom Sonnenlicht göttlicher Erkenntnis umstrahlt, rage der unerreichbare Schreiber. Beide sagen dem Leser Dinge, die er nicht versteht, die kein Mensch auf den ersten Blick verstehen kann, die keiner verstehen soll, und zwar Beide zumeist Dinge von verblüffender Plattheit.

Der Unterschied zwischen den Stilmeistern Harden und Schmidt — ganz abgesehen von der ehrenhaften deutschen Gesinnung Schmidts — ist einer des Grades. Harden, der von Schwächlingen und Dummköpfen Gefürchtete, ist gutmütiger: er gibt dem Leser zwar weit mehr Rebus auf als Schmidt, nahezu eins in jedem Satze; aber seine Rebus sind einem Leser mit der gleichen Bildung, nämlich einem mit alltäglichem Zeitungswissen, mit einem Büchmann und einem Konversationslexikon, ohne Ausnahme auflösbar. Einen feinen Vergleichsmaßstab bietet folgendes Beispiel bei Harden. Er will sagen: Bei jedem Morde fragt sich der Jurist: *Cui bono?* Dies wäre eine jedem Tintenkuli geläufige Abgedroschenheit, also muß sie preziös aufgeputzt werden: *Die Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla* (kürzer tut Schmock es nicht) *klingt auf jeder Mordstätte dem Kriminalisten ans Ohr.* Großartig, nicht wahr? Der Leser schlage Büchmann (23. Auflage, S. 382) auf, so findet er, wie solche Großartigkeiten zustande kommen. Damit vergleiche er Schmidts Rebus über ‚des Römers *Vim rebus*' (S. 488)! Harden nennt seinen Römer überausführlich, verschweigt aber dessen Wort; Schmidt führt das Wort an, verschweigt aber seinen Römer. Mit Hilfe des Büchmann bekommen wir Hardens Rebus sogleich heraus; für Schmidts Rebus gibt es keinen Büchmann, darf es keinen geben:

denn in Deutschland wächst die Berühmtheit eines wissenschaftlichen Schreibers mit seiner Unverständlichkeit.

Zuweilen gibt der Stilschäker Harden ungeübten Lesern scheinbar ziemlich schwere Rebus auf, z. B.: ‚Die Savoyertruppen, die Stieselinsassen, der Kniephofer, Theobaldus Cunctator, das Reich des Tenno, der heitere King, der winzige Sohn des Widukindlandes‘; aber sie sind weder so abgrundtief wie die Geheimnisse der Sibylla, noch so doppeldeutig wie die Orakel der Pythia. Jeder Handlungsreisende mit Sekundanerbildung, mit einem Brockhaus oder Meyer, vor allem mit dem neusten Büchmann bekommt jene Rebus heraus, verwundert sich dann allerdings über die große Mühe, die Schmock an die Umschreibung solcher Plattheiten gewandt hat. Die Auflösungen lauten nämlich: Die Truppen des Königs von Italien, die Italiener, Bismarck, Bethmann Hollweg, Japan, Eduard, Windthorst. Selbst eins der dunkelsten Rebus: ‚Strählt die Miautzer!‘ hat der auf Hardens Fährte gesetzte Spürer Karl Kraus, sein Sherlock Holmes, entziffert: Streichelt die Katzen! Solchen Scharfsinn hat der starke Gott schwachen Menschen zum Verstecken und Entdecken verliehen.

Anders Erich Schmidt. Er verstreut seine Rebus über einen größern Raum, so daß auf jede Seite eins oder zwei kommen, davon eins nur den gelehrtesten Lesern, eins überhaupt nicht auflösbar. Wem es gelungen, die zur äußersten Not erratbaren mit Hilfe einer gelehrten Bibliothek und mit dem Zauberwort ‚Mutabor‘ herauszubekommen, der staunt über die dürftige Gewöhnlichkeit des Ergebnisses seiner Mühe, z. B. ‚weibliche Ansätze‘ für ‚Spuren weiblicher Rollen‘, ‚in Hindostan ansiedeln‘ für ‚in Hindostan spielen lassen‘, ‚ausgeweidete Trümmer‘ für ‚oftbenutzten Sagenstoff‘. Seine schwersten Rebus verfertigt Schmidt nach dem Muster der unlösbaren Gleichungen, noch um einen Grad über die Diophantischen hinaus: mit drei unbekannten Größen auf eine Gleichung. Von dieser Art ist z. B. das von dem Hauspoeten auf S. 43. Für manche Leser besteht Erich Schmidts wissenschaftliche Bedeutung nicht in seinem unleugbaren Vielwissen, nicht in seiner oft bewährten Schärfe des Forscherblickes, nicht in seinem durch ein Leben voll Arbeit an Dichterwerken gebildeten Kunstgeschmack, sondern in der erkünstelten geheimnisvollen Erhabenheit seiner unerforschlichen Rebus.

*

Wohlverdientes Schicksal jeder Unnatur in der Kunst ist das schnelle Ausdermodekommen, der sichre Untergang. Alle unsre älteren Preziösen, darunter einige dazumal sehr berühmte, sind verschollen, oder dienen höchstens noch als Stoff für den Stilforscher. Dieser hat gleich dem Naturforscher seine rein wissenschaftliche Freude daran, zu beobachten, mit welcher Naturgewalt die unverbrüchliche Wahrheit vom Stil als dem schriftlichen Wesensausdruck sich durchsetzt. Immer und überall dieselben Mittelchen der Vornehmtuerei, der Andeutelei, des Umdenbreiherumgehens, des vorgespiegelten Tiefsinns, der aufdringlichen Allwissenheit seit gestern oder heute, des Hasses gegen die schlichte Wahrheit und Klarheit der Dinge, gegen das Einfache, das Gemeinverständliche. Ist man einmal argwöhnisch gegen einen dieser Preziösen geworden, und das wird jeder unverbildete Leser nach einigen Seiten, so verfangen alle jene noch so scheingeschickt versteckten Stilkniffe nicht. Durch all den verschnörkelten Wortfirlefanz hindurch erkennt man einen Schreiber, der die einfachsten Dinge aufzubauschen trachtet, also einen mit Bismarck zu reden ‚hypothekarisch belasteten‘ Geist. All seine Mühe ist umsonst, wir kennen seine Künste bald so genau, daß uns nur der Widerwille oder die Selbstachtung hindert, sie spottend nachzuahmen. Über Zeiten und Räume rufen wir ihm zu:

Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

Da goethelt Varnhagen: ‚Alle stimmten beeifert in dem klagevollen Bekenntnis überein, daß ihnen ein reichstes und bedeutendstes Lebensbild dahingesunken sei.‘ Da schnörkelt er geziert über den Tod der eignen Gattin:

Sie (die Freunde) fühlen meinen Verluſt in demjenigen mit, der auch ſie ſelbſt in mannigfacher Abſtufung und Richtung, aber gewiß alle zu ſchmerzlich hoher Würdigung durch dieſes Scheiden betroffen hat. — Sie bekennen alle, daß ſie von dieſer Erſcheinung einen ſeltenen und ahndungsvollen Eindruck der eigentümlichſten Kraft und Anmut empfangen haben, der jeder freigebigſten Vorausſetzung Raum gibt.

Da ſchreibt Schöll in ſeinem des Schnörkelſtils wegen unleſbaren Buche ‚Goethe in Hauptzügen ſeines Lebens‘ ſtatt ‚in Weimar‘: *in ſeines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung.* — Er will ſagen: Noch wollte Goethe ſich nicht verheiraten; da dies aber zu einfach, ſchlichtwahr und klar wäre, ſo drechſelt er: *Noch ließ er den Knoten des Familienlebens und der bürgerlichen Exiſtenz unzugezogen.* — Wer verſteht folgenden Satz Schölls genau, und aufs genaue Verſtehen kommt es an (über Goethes ‚Geſchwiſter‘): *Die Konzeption ſelbſt in dieſer Kasuiſtik zeugt von der vorzeitigen Experimentierſucht dieſer Natürlichkeitspoeſie?* — Statt ‚wie Goethe beſtrebt war‘ heißt es bei Schöll: *wie er ſelbſt ſie zur Bemeiſterung ſeiner Aufgaben und Entfaltung ſeiner Poeſie mehr und mehr ſich zu erwerben in der Richtung war.* — Wir haben ſo verſtändliche Wörter wie: Beziehung, Hinſicht, Gebiet, Zweig ſamt vielen andern: ſie genügen Schöll nicht, ſondern er erfindet ein halbverſtändliches: *Er* (Leſſing) *war in vielen Erſtreckungen ein Gelehrter und Schriftſteller auf ſeine Hand.* Man erzählt, Buffon habe aus Achtung vor der Kunſt des Stils zum Schreiben Handſtulpen angezogen; Schöll macht den Eindruck, als habe er dasſelbe getan, um für ſeinen Stulpenſtil die richtige Stimmung zu gewinnen.

Sehr löblich handelt ein Schreiber, wenn er ſich nicht mit der abgegriffenen Scheidemünze der Sprache begnügt, ſondern neue Goldſtücke zu prägen wagt. Kurs aber müſſen ſie haben, wiſſen muß man was ſie bedeuten und wert ſind. Schöll prägt nicht aus Sprachſchöpferdrang, ſondern aus preziöſer Eitelkeit, folgenden Satz: *Daß Goethe von ſeinen oſteologiſchen Erkenntniſſen in der Entdeckung des Menſchenzwiſchenknochens eine Probe vollzog.* Zunächſt was iſt ‚eine Probe vollziehen‘, nun gar bei einer rein zufälligen Entdeckung? Sodann die Folge des geſchraubten Satzbaues, daß man beim erſten Leſen ‚Erkenntnis‘ und ‚in der Entdeckung‘ zuſammenfaßt. Und das doch nur, weil Schöll, der Todfeind des Einfachen und Natürlichen, nicht ſchreiben wollte: ‚daß er eine Probe ſeiner oſteologiſchen Erkenntniſſe durch die Entdeckung des Zwiſchenknochens vollzog‘, was allerdings ſachlich immer noch Unſinn bliebe.

Wie großartig klingt Schölls Satz: *Noch iſt keine Akademie-Generation bekannt, die einen ſo tiefen Tag neuer Bildung ſo weit in die Nation gebreitet hätte.* Wenn er nur verſtändlich wäre! Was beſagt bei genauer Befragung der Wortſchwall ‚einen tiefen Tag in die Nation breiten‘? Vielleicht ſchwebte dem Schreiber jour = Licht vor; aber tief? Indeſſen bei Schreibern dieſer Gattung darf man nicht genau fragen; ihnen liegt mehr am Klang als am Sinn, mehr an der Fixigkeit als an der Richtigkeit.

Wo keine Wortdrechſelei ſtattfindet, wird wenigſtens der Satzbau aus ſeinen Gelenken gerenkt: *Die gemeinſam angegriffene rationelle Ökonomie, wenn ſie noch nicht zum Ausbau gelangte, ſo gewann doch der Herzog die reelle Kenntnis von den Zuſtänden des Landes. — Wenn nun, wie reich ſein Talent ſich bildete, die Dichtungen, auf die ich ſchon hinwies, offenlegen.*

Der unwiderſtehliche Drang zur Satzverrenkung bei all dieſen Schnörklern äußert ſich mit komiſcher Gleichförmigkeit. Beſonders reizt ſie das perſönliche Fürwort zu Verſchiebungen. Die guten Schriftſteller folgen dem natürlichen deutſchen Sprachgebrauch, indem ſie das Fürwort möglichſt weit vorrücken, was übrigens ſchon aus Gründen des Schnellverſtehens nötig iſt. Der Gaukler Harden ſtellt grundſätzlich ‚ſich‘ an die falſche Stelle: unmittelbar vor das Zeitwort, zum Schabernak fürs richtige Auffaſſen der Beziehungen. Schöll ſchreibt: *Wodurch Goethes Dichtung eine Lebenserhöhung und Beſeligung uns gegeben hat.* Bis zum ‚uns‘ weiß der Leſer nicht, auf wen ſich die Lebenserhöhung bezieht.

Zu den Preziösen gehörte auch Michael Bernays, wie denn festzustellen ist, daß sich unter den Goethe-Forschern, besonders in deren allerengstem Zirkel, auffallend viele Sprach- und Stilschnörkler finden. Sie schreiben die begeistertsten Lobreden auf Goethes höchst natürliche Jugendsprache, nehmen sich aber als Muster zum eignen Gebrauch seinen Altersstil, den sie dann noch auf ihre Weise weiter verschnörkeln und verdunkeln.

Als erquicklicher Gegensatz zu all dieser Unnatur sei eine Stelle bei Vischer angeführt; er schreibt in seinem berühmten Aufsatz ‚Mode und Zynismus' über das enganliegende Frauenkleid der Siebziger Jahre: *Das Kleid wird quer über den Leib geschnitten und spannt über .... Da haben wir's gleich! Wie wäre das zierlich auszudrücken? Sollen wir sagen: über die gewölbte Plastik des Mittelkörpers? oder: über die gewisse Gegend, wohinter sich die Verdauungsstätte befindet? Wäre das nicht viel zynischer, als wenn wir ehrlich schreiben: über den Bauch?* Gewiß wäre es zynischer, außerdem aber lächerliche Unnatur. Der leider viel zu wenig gelesene, noch weniger beachtete Stillehrer ‚aus der Goethestadt', Schopenhauer, vergleicht mit wohltuender Grobheit ‚die Affektation im Stil dem Gesichterschneiden'. Auch dieses kann, wenn nicht in sehr jungen Jahren ausgeprügelt, zu einem ungesuchten natürlichen Gesichtsausdruck, nämlich zur Fratze, werden.

Daß alle diese preziösen Schnörkler zugleich Ausbünde an Fremdwörtelei sind, versteht sich von selbst. Wer sich seines angeborenen, natürlichen Stiles schämt und mit aller Gewalt sich einen andern, unnatürlichen zurechtdrechselt, der wird sich erst recht seiner angeborenen Sprache schämen und sie zu verschönern oder, Goethisch gesprochen, zu verschönheiteln suchen. Und da sich hinter pomphaft klingenden Fremdwörtern und vornehmtuerischer Pücklerei (vgl. S. 217) die einfachsten und einfältigsten Gedanken am leichtesten verstecken lassen, so ist das Maccaroni-Deutsch die geeignetste und allernatürlichste Sprache der Stiläfferei. Mitschuld am Preziösentum trägt ein Grundfehler künstlerischer Ausbildung: das Mißachten des Einfachen, das Überschätzen des Verwickelten. Die Preziösen wissen eben nicht, daß der einfache Stil bei weitem künstlerischer wirkt als der verwickelte. Alles ganz Große ist ganz einfach.

*

Einen geringen Trost gewährt die Stilgeschichte mit ihren zahlreichen Beispielen des nichtigen Zieraffentums in manchen Zeitaltern und bei vielen Völkern. Schon Quintilian kannte die Gattung der Schreiber, ‚denen nichts gut genug ist, die alles ändern, alles anders, als es Brauch ist, sagen wollen'. Die römischen Stilmeister berichten Stückchen von den Schmidt und Harden ihrer Zeit, z. B. von einem, der, um nicht *spartum* (Pfriemgras) zu schreiben, *Ibericae herbae* (Spanierkraut) schnörkelte; von einem andern, der statt *salsamentum* (Fischlake) großartiger *duratos muria pisces* (Lake-harten Fische) schrieb.

Über das griechische Preziösentum heißt es in Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur: ‚Außerdem hatten die Athener in dieser Zeit ihrer größten Aufgewecktheit eine besondere Vorliebe für eine gewisse Schwierigkeit des Ausdrucks; ein Redner gefiel ihnen weniger, der ihnen alles plan heraussagte, als der sie etwas erraten ließ und ihnen dadurch das Vergnügen machte, daß sie sich selbst gescheit vorkamen.' Und Thukydides läßt Kleon sagen, ‚daß die Athener durch Neuheit der Rede leicht zu betrügen, Verächter des Gewöhnlichen, Bewunderer des Seltsamen seien.

Aristoteles spricht in der Rednerkunst 3, 3, 3 verächtlich vom einem zieräffischen Schönschwätzer Alkidamas, der statt ‚zu den Istmien' schrieb: ‚zu der isthmischen Festversammlung', statt ‚Gesetze': ‚die Könige der Staaten', statt ‚Philosophie': ‚Bollwerk der Gesetze', statt ‚in Eile': ‚in der Seele eilendem Sturme', und urteilt darüber: ‚Durch solche Ausdrucksweise bringt man zu der Unangemessenheit noch das Lächerliche und Frostige hinzu und wird daneben aus Schwatzhaftigkeit unklar.'

Quintilian hatte den wahren Seelengrund der Stilgaukler erkannt, indem er sie *ducti specie nitoris* (durch einen Scheinglanz verführt, also eitel) nennt. Und bei Lukrez (1, 162) stehen diese hübschen Verse:

Omnia enim stulti magis admirantur amantque
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt

(Wird doch des Dummkopfs Geſchmack durch den am meiſten bezaubert,
Der ihm verborgene Weisheit durch Wortgeſchnörkel erſchwindelt.)

Einer modiſchen Stilkrankheit geiſtreichelnder Schnörkelei, genannt Euphuismus, war der junge Shakeſpeare eine Weile zum Opfer gefallen, bis er ſich durch Selbſtverſpottung befreite. Aus dem 17. Jahrhundert, der Blütezeit ſprachlicher Unnatur in Deutſchland, haben wir ein paar hübſche Pröbchen, die uns der Satirenſchreiber Schuppius aufbewahrt hat. Einen verdrehten heſſiſchen Prokurator läßt er zu ſeinem Burſchen ſagen ſtatt: ‚*Jung, hol mir mein Messer*‘: ‚*Page, bring mir mein brotschneidendes Instrument*‘, *nämlich zu dem Zweck*, ‚*kundzumachen, daß ein Unterschied sei zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern*‘. Und ſtatt: ‚*Frau, es ist 9 Uhr, geh' zu Bett*‘: ‚*Du Hälfte meiner Seele, das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben; erhebe dich auf den Säulen deines Körpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide*‘. Gewiß, ſolche Sätze klingen wie alberne Übertreibung; iſt aber ein grundſätzlicher Unterſchied zwiſchen ihnen und der Schnörkelei Schölls: ‚in ſeines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung‘ für ‚in Weimar‘? Unſer neuſtes Preziöſentum iſt in Wahrheit die Rückkehr zu Opitz! Dieſer empfahl ja in ſeiner Deutſchen Poeterei: ‚Man muß ein Ding nicht bloß nennen, ſondern mit prächtigen, hohen Worten umſchreiben.‘ Gottſched nannte dergleichen Sprachverrenkungen mit einem bei ihm ſeltenen Humor: ‚Sich *en parlant* von der Canaille diſtinguieren.‘

Vorübergehend hat das Preziöſentum ſelbſt im klaſſiſchen Frankreich des 17. Jahrhunderts die Macht einer franzöſiſchen Mode an ſich reißen wollen. Weibiſches Naſerümpfen über die angeblich unedlen Wörter des täglichen Lebens führte, freilich nur innerhalb eines ſehr kleinen Kreiſes der *Précieuses* wie ſie ſelbſt ſich nannten, zu ſolchen blöden Umſchreibungen wie *conseiller des grâces* (Ratgeber der Grazien) für Spiegel, *écluses du cerveau* (Schleuſen des Gehirns) für Naſe, *les chers souffrants* (die lieben Leidenden) für Füße, oder zu einem Satzgebilde wie: *Contentez l'envie qu'a ce fauteuil de vous embrasser* (Befriedigen Sie die Luſt dieſes Seſſels, Sie zu umarmen) für: Nehmen Sie Platz. Eine köſtliche Sammlung jenes vornehmtueriſchen Kauderwelſch findet der Leſer in Molières Précieuses ridicules (Lächerliche Zierpuppen): das meiſte, wenn nicht alles, dem Leben abgelauſcht. In Frankreich aber verſteht man in Fragen der Sprache und des Stiles keinen Spaß; kein Rang, kein Anſehen hindert dort, die Unnatur und Albernheit bei ihren Namen zu nennen. Molières Luſtſpiel machte dem Preziöſentum in ſeiner verrückteſten Form ſogleich den Garaus. Allerdings die Sucht ſchlechter franzöſiſcher Dichter, ſeltner der Proſaſchreiber, zur weitſchweifigen Umſchreibung des Einfachen, zur ſcheinbaren Veredelung des angeblich unedlen Wortes überdauerte noch um zwei Jahrhunderte den Molièriſchen Feldzug gegen das Preziöſentum, bis endlich Victor Hugo ihn endgültig vernichtete durch ſeine ehrliche Verſsprache:

Je nommai le *cochon* par son nom: pourquoi pas?
J'ai dit au *long fruit d'or:* Mais tu n'es qu'une *poire.*

(Ich nannte das Schwein — Schwein; warum nicht?
Ich ſagte zur ‚länglichen Goldfrucht‘: Du biſt ja nur eine Birne.)

In Deutſchland dürfen ſich Unnatur und Preziöſentum, ſelbſt wenn ſie zu ſo krankhaft tollem Zerrſtil wie bei Harden ausarten, ungeſtraft ſpreizen; dürfen ſich ſogar für verfeinerten, veredelten Kunſtſtil ausgeben, wenn dahinter der Name eines deutſchen Schreibers ſteht, der ſich, wie E. Schmidt, durch Leiſtungen ganz andrer Art Verdienſte erworben hat.

Zweites Buch.

Die deutsche Sprache.

Sans la langue, en un mot, l'auteur le plus divin
Est toujours, quoi qu'il fasse, un méchant écrivain. (Boileau.)

(Der Verfasser hätte gerne einen deutschen Leitspruch über dieses ‚Buch' gesetzt; er fand keinen von gleicher Entschiedenheit, und — das ist die Moral davon.)

(In des Verfassers Buch ‚Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig' findet der Leser viele Ergänzungen, für die es im Rahmen der ‚Deutschen Stilkunst' an Raum gebricht.)

Erster Abschnitt.

Sprachschulmeisterei.

Laß ihn stehen, den Kopf, der eine lebendige Sprache
Vor der Bereicherung Glück hütet, als wäre sie tot.
Laß ihn stehen, er riecht ja nichts, er ist ja von Leder,
Lederne Nase verspürt nimmer den Hauch der Natur. (Vischer.)

Welch ein Unsinn: ein Kopf von Leder, der eine Sprache hütet! Welch eine Unmöglichkeit: die lederne Nase, der solch ein Vorwurf gemacht wird! — Alle Sprachschulmeister seit 200 Jahren würden einem Dichter wie Vischer solche Ausdrucksform beschnüffeln und berüffeln. Einen Kopf stehen lassen, einen Kopf, der nichts riecht, einen stehengelassenen ledernen Kopf — lauter schreiende Verstöße gegen die Logik, die Grammatik, die Hermeneutik, die Ästhetik, die Tropik und noch einige andre herrliche Dinge auf ik. Und doch hat der Dichter und Denker Vischer Recht nach Inhalt und Ausdruck; und doch hätte jeder ihn schulmeisternde Nichtdichter und Nichtschriftsteller Unrecht.

Um Himmelswillen keine bloße Schulmeisterei in Fragen der Sprache und des Stils! Möge ein gnädiges Schicksalswalten, möge der redliche Wille mich und mein Buch bewahren vor der Nachahmung der Pedanten und vor der Verwechslung mit ihnen, die seit Gottscheds Tagen sich zu Schulmeistern über ein Volk schreibender Menschen aufgeworfen haben, ohne den Rechtstitel der bescheidensten Frucht eigenen Könnens. Niemand vermag über deutsche Sprache und Stil mit Lehre und Beispiel zu schreiben ohne vielfache Rüge des Zweckwidrigen, des Schlechten, des Abscheulichen, des Unnatürlichen. Jedoch in kleinliche Splitterrichterei, in dünkelhafte Allwissenheit braucht solch Rügeamt nicht zu entarten. Ich bilde mir nicht ein, wie sie das alle getan haben von Gottsched zu Wustmann, daß ich mit beiden Ohren dicht am Born der ewigen Sprachweisheit und Stilkunst lauschend sitze und aufschreibe, was mir aus ihm entgegenrauscht. Die leiseste Versuchung zum Mückenseihen und Federchenbürsten habe ich nach Menschenmöglichkeit in mir erstickt: dessen sind Zeugen die Hunderte von Beispielen, die ich in den ersten Jahren meiner Sammelarbeit in allzu peinlicher Strenge vermerkt hatte, aber bei der Ausführung, immer milder werdend, unbenutzt ließ. Es gibt in der deutschen Sprache und im deutschen Stil lange nicht so viel unzweifelhaft ‚Falsches', wie die schulmeisterliche Betrachtung der ganz auf Freiheit gestellten Prosa uns glauben machen will. Der Verfasser hat sich aus allen Kräften gesträubt gegen die eigne sehr menschliche Neigung, seinen Sprachgeschmack, seine wissenschaftliche oder künstlerische Überzeugung allein entscheiden zu lassen über so ausnehmend schwierige Fragen wie die in diesem Buche behandelten. Er hat sich bei jedem Beispiel in die Seelen seiner gebildeten Leser mit unverbildetem Sprach- und Stilgefühl zu versetzen bemüht und durchweg den Grundsatz gelten lassen: in allem Zweifelhaften Vorsicht, Nachsicht, Milde. Wo er verwirft, da hofft er fest auf die Zustimmung der Mehrzahl seiner unbefangenen Leser;

ja er wagt zu hoffen, daß sogar mancher Verfasser der aufs schärfste gerügten Beispiele ihm beipflichten, Besserung geloben oder ohne Gelöbnis üben wird.

Wie tief uns allen — wer dürfte wagen, sich auszuschließen? — die Schulmeisterei in Sprachfragen im Blute steckt, dafür werden weiterhin überzeugende Beispiele in Menge beigebracht. Die Besten ermangeln hierin der Gnade, der wir uns befleißigen sollten. Luther schalt über die guten Neubildungen ‚Verwunderung, Gelassenheit, beherzigen, behändigen, ersprießlich'. Jakob Grimm beschulmeisterte ‚außer Augen lassen' bei Goethe; es müßte heißen: außer den Augen lassen! Und Goethe selbst wütete gegen den harmlosen, kaum entbehrlichen Ausdruck ‚nichts andres als'. Laube berichtet in seinen Erinnerungen: ‚Als Heine den Titel brachte ‚Französische Zustände', da schüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis ‚Zustände', und als darauf hingewiesen wurde, daß Goethe diesen Pluralis eingeführt habe, da sagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutsch sind.' Solche Beispiele jedoch sollen uns nur zur Warnung dienen, nicht zur Entschuldigung eigner überheblicher Polterei. Und dann: gewiß, wir schreiben böses Deutsch und bösern Stil, wir meisten, und so bleiben darf das nicht länger; wollen wir uns aber nicht wechselseitig mit einigem Humor behandeln? Schließlich könnten wir ja sagen: nach der trostlosen Sprachgeschichte Deutschlands, nach unsrer Sprach- und Stilerziehung dürften wir eigentlich noch viel schlechter schreiben, ohne daß wir uns gar zu sehr zu schämen brauchten. Also nichts da mit der groben Schulmeisterei selbst in den zweifelhaftesten Fragen; nichts mit der selbstherrlichen sprachlichen Großmannssucht wohl gar unsern Klassikern gegenüber; nichts mit der Verekelung der erlaubtesten, ja der wirksamsten Formen und Wendungen, nur weil sie dem Herrn Sprachmeisterer nicht wohlgefallen. Einige Sprachbücher des letzten Menschenalters, besonders das von Wustmann, haben bei manchem Leser ungefähr die Wirkung hervorgerufen wie gewisse volkstümliche Werke zur Gesundheitslehre, nach deren Durchlesen man an allen Krankheiten zu leiden wähnt und seines Lebens nicht mehr froh wird. Man glaubt, eine Beute aller nur erdenkbarer Sprachdummheiten zu sein, und wagt kaum noch einen Brief zu schreiben.

In Deutschland sind die Bücher oder Aufsätze von bewährten Schriftstellern zur Sprach- und Stilveredelung sehr selten; an diesem Mangel krankt unsre Sprachbildung aufs empfindlichste. Das ist in Frankreich und England anders. Aber schon so ausgezeichnete ältere Stillehrer wie Aristoteles, Cicero, Quintilian sollten uns beweisen, daß über Prosakunst nur schreiben darf, wer — Prosa schreiben kann.

Wissen wollt ihr und handeln, und keiner fragt sich: Was bin ich
Für ein Gefäß zum Gehalt? Was für ein Werkzeug zur Tat?

heißt es in den Xenien. Nie hat Gottsched mit seiner von den Schweizern gescholtenen ‚diktatorischen Dreistigkeit' an seinem Beruf zum Oberrichter in allen Fragen der Sprache gezweifelt. Nie ist seinem Nachfolger Adelung die Lächerlichkeit aufgedämmert, sich selbst an Lessing zu reiben und als Zeitgenosse Wielands, Herders, Goethes, Schillers über die zartesten Geheimnisse des Sprachlebens und des Stiles mit der größten Unverschämtheit zu orakeln, ohne durch ein einziges wenigstens mittelmäßiges Buch seine eigne Stilbegabung dargetan zu haben. In allerneuster Zeit haben wir dann die Spielart des groben Pedanten erlebt, der jedes Sprachunheil Deutschlands von den Berlinern oder gar den Juden herleitet. Der Beweis ist ja so leicht zu führen: ‚Für silberne Hochzeit zu sagen Silberhochzeit, darauf kann zum ersten Male nur ein Jude verfallen sein' (Wustmann). Die frühesten Fundstellen für Silberhochzeit stehen bei Johann Heinrich Voß und Johann Wolfgang Goethe; bei Börne und Heine kommt das gutgebildete Wort überhaupt nicht vor.

*

Gemeinsam ist allen Sprachmeisterern die Taubheit gegen das ewig fließende, ewig sich wandelnde Leben der Sprache im Munde lebendiger redender Menschen. Wie sie selber rein äußerlich an der Sprache stochern und basteln, so stellen sie sich vor, jede ihnen unbekannte neue Wendung sei ‚falsch', von einem ihnen an Sprachgelehrsamkeit weit nachstehenden Stümper willkürlich erfunden, also ebenso willkürlich zu verbieten. Mit besonderm

Hasse verfolgen sie alles Neue, Kühne, Unregelmäßige. Für Gottsched sind alle starke Zeitwörter verdächtig, denn sie sind so überaus unregelmäßig. Backe, buk, gebacken; bringe, brachte; schelte, schalt, gescholten — höchst bedenklich für den einzig guten, das heißt den Gottschedischen Geschmack, dem die Regel, das heißt die selbstherrlich aufgestellte, höchstes Gesetz ist. Er verwirft so vortreffliche, so unentbehrliche Bildungen wie: das Schöne, das Große, die sich ja nicht bloß im Deutschen finden. Er verwirft: Heil dir!, Sammler, wörtlich, entfesseln, verlocken, Beeinträchtigung, Fahrlässigkeit. Doch sei um der Gerechtigkeit willen nicht verschwiegen, daß wir dem vielgeschmähten Gottsched die Ausmerzung einer nicht unbeträchtlichen Zahl wirklicher Sprachwidrigkeiten und lästiger Sprachschäden verdanken.

Noch viel anmaßender als Gottsched spreizte sich der durch keine schriftstellerische Eigenleistung zum Sprachrichteramt berufene Adelung. Sein Buch ‚Über den deutschen Stil' sollte jeder einmal durchblättern, der sich über die Leidensgeschichte der deutschen Prosalehre unterrichten will. Nie zuvor, nie nachher, selbst zu Wustmanns Zeiten nicht, hat ein so von allen Musen der Sprache verlassener Dünkler eine gleiche Herrschermacht über die deutschschreibende Welt ausgeübt wie jener Adelung, von dem ein Feinmeister der Sprache wie Wieland schrieb: ‚Meine Frau muß es bezeugen, wie oft ich täglich diesen Hund nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben.' Undeutsch! — Die Willkür eines anmaßenden, geschmacklosen, unwissenden Pedanten, der jede neue Wortbildung, jede noch so sprachrichtige, sinnreiche und lebensvolle Bereicherung der Sprache verwirft, sich jedem wahren Sprachschöpfer aus der Fülle seines Dünkels widersetzt und der doch selbst dem ängstlich gemachten Goethe als eine Sprachquelle erscheint: ‚Den Adelung erbitte mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen, ich habe allerlei Fragen an dies Orakel zu tun' (an Schiller). Adelung erklärt Shakespeare für albern, Goethe für höchst bedenklich; seine Sprachmuster sind Gottsched, Weiße und noch elendere Schriftsteller. Er verwirft mit der bei all solchen Sprachmeisterern üblichen Grobheit die besten, längst eingebürgerten Schöpfungen. Menschlichkeit, Vervollkommnung — wofür er höchstens Vervollkommnerung zulassen will! —, Ingrimm, Langeweile, liebevoll, entgegnen (‚da wir bereits liebreich, erwidern haben'), Überblick (‚wir haben ja schon Übersicht'), tosen (‚nur noch in den gemeinen Mundarten üblich'). Verwirft Mehrzahlformen wie Generäle, Herzöge; brandmarkt: sacht, binnen, düster, Bucht (er fordert Bay!), blank, Diele, Schlächter, flugs, flink, kostspielig, sich beeilen, weitschichtig, Metzger, Fleischer, Schrein, Spind (Schrank ist nach ihm das einzig richtige), und beweist breitspurig und im felsenfesten Glauben an seine sprachliche Unfehlbarkeit: ‚warum sie verwerflich sind'. An Lessing benörgelte er Wörter wie: mutterseelenallein, Wirrwarr, schmeißen. Hätte Lessing länger gelebt, er hätte an Adelung gewiß ein Strafgericht vollzogen wie an Lange oder Klotz. Gegen Schulfüchse, die ihm sein ‚kömmst' und ‚kömmt' angegriffen hatten, legte er einmal los: ‚Ich ersuche Euch höflich, allen Euern Gevattern von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! Will ich nun einmal!' — Schulmeistert doch selbst Erich Schmidt an Lessings ‚kleiner Schrulle' zu schreiben: ‚Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte' sein, — es müsse heißen: diesen Gesandten. Warum? Lessing nannte dies ausdrücklich undeutsch!

Nach Adelung — Wustmann. Sein Verdienst, durch das grobe Buch ‚Allerlei Sprachdummheiten' in vielen Lesern das Sprachgewissen geweckt oder gestärkt zu haben, sei rühmend anerkannt; alles in allem hat er wohl doch mehr genützt als geschadet. Das hindert nicht, festzustellen, daß er in mindestens ebenso vielen Fällen wie Adelung aus Stumpfheit gegen den Sprachgebrauch der Gebildetsten, aus Mangel an Feinsinn für die immer regen neuen Sprachbedürfnisse der Menschheit, besonders aber aus der Erbkrankheit aller Sprachmeisterer: dem Gelehrtendünkel des nicht selbstschöpferischen Schriftstellers, die unschuldigsten, die notwendigsten, die vortrefflichsten alten oder neuen Bereicherungen der deutschen Sprache scheußlich, albern, dumm, jüdisch, schauderhaft schimpft. Wustmann verwirft Mehrzahlen wie Garne, Weine; nennt Vorstrafe, vorbestraft ‚unsäglich albern';

tadelt: Darbietung, Rückschlag, einwandfrei, minderwertig, selbstlos, Gelände in der Heeressprache (er, wie übrigens auch H. Delbrück und P. Cauer, zieht *Terrain* vor!); bemäkelt so ausgezeichnete Wortschöpfungen wie: fußfrei, eigenartig, Bahnsteig, Heizkörper, Werdegang (ein Lieblingswort Treitschkes), Röntgenstrahlen, Sedanfeier, Fahrkarte, Fahrgast, Lebewesen, ausreisen (von Schiffen), Beamtin, Fremdkörper, Großfeuer, Forstverein, bedankt (‚... mein lieber Schwan!') — obwohl sich für alle diese Wörter Belege bei unsern besten Schriftstellern finden, was allerdings noch niemals einen Sprachschulmeister an seiner hochüberlegenen Sprachweisheit irre gemacht hat. Er nennt Einakter eine ‚Scheußlichkeit'. Warum? Also dürfen wir nicht mehr Einhufer, Einmaster, Eindecker schreiben? Einakter ist nur scheußlich, weil Wustmanns Geschmack es scheußlich findet, wie dem Geschmacke Gildemeisters die trefflichen Wörter erziehlich, humorvoll, ‚unausstehlich' klangen. Wir finden es unausstehlich, daß jeder Eigenbrötler uns auf Druckpapier von seinen Geschmackslaunen berichtet.

Wustmann schimpft über das angeblich übel klingende ‚welcher', findet aber mit seinen überzartnervigen Ohren Sätze wie: ‚Habt ihr ihr ihr Land wiedergegeben?' höchst wohllautend. Gute, jedenfalls erträgliche Neubildungen wie: Goethedenkmal, Bismarckbeleidigung, Wagnerverehrer; harmlose Wendungen guter alter und neuer Schriftsteller wie: regnerische Tage, gärtnerische Anlagen werden als Sprachverbrechen behandelt. Unbedenkliche, ja unentbehrliche Sprachbequemlichkeiten neuzeitlichen Lebens, die sich bei allen Bildungsvölkern aus den gleichen berechtigten Gründen gebildet haben, wie: Schulze-Delitzsch, Hotel Hauffe, Antrag Ackermann erregen seine Galle. Hingegen verteidigt er das fast nur in Sachsen, auch dort nur in der läßlichen Alltagsprache der wenig Gebildeten vorkommende: ‚Ich gehe zu Hause'. — Weitere zahlreiche Beispiele für Wustmanns selbstherrliches Beschimpfen vortrefflicher deutscher Wörter und Wendungen stehen in E. Engels Buche ‚Gutes Deutsch'. — Nicht vergessen sei, daß Wustmanns Geschimpfe gegen vermeintliche Sprachdummheiten mit einer auserlesenen eignen begann: ‚Seit einigen Jahren sind uns plötzlich die Augen darüber aufgegangen, daß sich unsre Sprache usw.'

Wustmann war ein Sachse und ergoß seine Sprachbelehrungen von Leipzig aus über die deutsche Welt. Gottsched, der Ostpreuße, hatte gleichfalls in Leipzig seinen Leuchtturm für die richtungslosen Schiffer auf dem Weltmeer der Tinte entzündet; der Pommer Adelung in Dresden seinen Herrscherthron im Reiche der deutschen Wortwissenschaft und Grammatik aufgerichtet. Die Völkerkundigen mögen nach dieser seltsamen Übereinstimmung des landschaftlichen Genius forschen, die schwerlich bloßer Zufall ist.

Anders steht es mit dem in Sachsen geborenen und wirkenden Theodor Matthias, dem Verfasser des im allgemeinen ebenso nützlichen wie sachkundigen Buches ‚Sprachleben und Sprachschäden'. Mit seltnen Ausnahmen trifft er nicht nur das Richtige, sondern das Feine; um so verwunderlicher sind bei ihm gewisse Rückfälle in die Sprachmeisterei. Er tadelt ‚Entstehungsgeschichte des schwäbischen Bundes' und fordert ‚Geschichte der Entstehung —'; also darf man auch nicht sagen ‚Entstehungsgeschichte des Faust'? Er erklärt ‚die Stationsinsassen von M.' für eine Ungeheuerlichkeit, die unbedingt durch ‚die Insassen der Station M.' ersetzt werden müsse; verwirft mückenseihend ‚Straßburgs Eroberung durch Werder' und verlangt ‚die Eroberung Straßburgs durch Werder'; stimmt dem Tadel Andresens gegen den Jakob Grimmschen Ausdruck ‚Hammerwurf in den Rhein' bei, denn es dürfe nur heißen ‚der Wurf des Hammers in den Rhein', was also auch den ‚Pfeilschuß ins Schwarze' unmöglich machen würde. Statt ‚des Staatsbesitzes an Forsten und Bergwerken' fordert er den ‚Besitz des Staates an Forsten . . .' und nennt so schöne Blüten sprachlichen Feinsinns wie: unsanft, unfein, unzart ‚Ausgeburten der Zimperlichkeit'. Wie glücklich ist Heines Wendung: ‚Unjung und nicht mehr ganz gesund'! Wie gemütlich klingt: ‚Nichts für ungut!' Wohin kämen wir, wenn wir dem Dichter oder dem Prosaschreiber solche zartgefühlte Zwischenfarben des Ausdrucks tadeln wollten?

Der verdienstvolle Andresen schulmeistert in seinem Werke ‚Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit' an dem ‚Geschichtschreiber der Päpste': es müsse heißen ‚der Schreiber

der Geſchichte der Päpſte'. — Der wackre, nur gar zu oft pedantiſche Sanders tadelt, vielleicht mit einigem Recht: *der Wunsch und die Hoffnung des Kranken auf Genesung.* Was aber ſchlägt er als richtig vor? *Der Wunsch des Kranken nach Genesung und seine Hoffnung auf dieselbe.* Fehlt bloß noch: *und die Hoffnung desselben auf dieselbe.* — Er nennt ‚der Himmel blaute' (Marie Ebner) ‚durchaus unzuläſſig'.

In dem nicht üblen ‚Antibarbarus' von K. G. Keller wird geſpottet über ‚Baierherzen'. Darf man alſo nicht mehr ſchreiben: Römerherzen, Griechenherzen, Chriſtenherzen, Menſchenherzen? Oder trägt das fehlende n die Sündenſchuld? Keller verwirft den Gebrauch von ‚mächtig' in dem Satze: ‚In der Stube ſtand ein mächtiger Kachelofen'. Falſch iſt für ihn der Satz: ‚Die Juden in Lyſtra, fanatiſch und der neuen Lehre abgeneigt, ſteinigten den Paulus'; es müſſe heißen: ‚Fanatiſche Juden', ohne Artikel, weil nicht alle Juden in Lyſtra der neuen Lehre abgeneigt waren.

Der überaus anmaßende Germaniſt Müllenhoff, der ſich dünkelhaft an Klaus Groth rieb, erklärte u. a.: ein Vorredner könne nur jemand ſein, der regelmäßig Vorreden ſchreibe oder der den Leuten etwas vorrede.

So wird immer wieder ſprachliche Federfuchſerei kleinlicher Art von Männern verübt, die ſonſt ein ſtarkes Gefühl für den Geiſt der deutſchen Sprache oder doch Wiſſen ihrer Geſchichte bekunden. Wieviel Schaden durch ſolche Splitterrichterei geſtiftet wird, wie dieſe grade die einflußreichſten Schriftſteller erbittert und verſtockt, das ahnen die Sprachbenörgler nicht, obwohl ihnen die Beiſpiele aus unſrer Literaturgeſchichte bekannt ſein müßten. Wie anders hätte ſich z. B. Goethe zu Campes lobenswertem Streben nach Reinigung des Deutſchen von der überwuchernden Fremdwörterei geſtellt, wenn ihm nicht in den von Campe geleiteten ‚Beiträgen zur Ausbildung der deutſchen Sprache' ſolche Albernheiten, nicht von Campe ſelbſt, begegnet wären, daß man ihm ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll' als Fehler anſtrich, weil man doch weder ‚Tiefgeheimnis' noch ‚tiefvoll' ſagen könne; oder daß ihm ein unwiſſender Frechling ‚mein blutend Herz' in der Iphigenie tadelte: es müſſe heißen, ‚mein blutendes Herz', denn man ſage ja auch nicht ‚mein ſchön Haus'!

Aus einer Sammelmappe mit Sprachſchulmeiſterſtückchen hier noch eine kleine Auslеſe beſonders lächerlicher Pedantereien, davon der bei weitem größte Teil aus den Schriften hervorragender Sprachgelehrter und berühmter Germaniſten. Da verbietet einer: Kampf ums Daſein, das einzig Richtige ſei: Kampf fürs Daſein. Pflichterfüllung gegen das Vaterland wird getadelt, weil es ‚keine Erfüllung gegen das Vaterland gibt'. Mit den gleichen Gründen der ‚Logik' wird Reiſegelegenheit nach Berlin verworfen. Ein Feinſpinner bemäkelt *die Tochter mußte sich ihre Abfindung seinerzeit gefallen lassen:* es müſſe ‚ihrerzeit' heißen. Ein andrer ſchreibt vor: *Dieses Mädchen und sein Bruder sind verreist.* Goethe hätte nicht ſagen dürfen: ‚Den beſten Becher Weins', denn nicht der Becher, ſondern der Wein ſoll der beſte ſein, — was Goethe natürlich nicht gewußt hat. Da bezeichnet ein Sprachforſcher die durchaus einwandfreie Wendung ‚der wahrſcheinliche Ausgang des Prozeſſes' als ‚in gewählter Rede nicht zu empfehlen', ebenſo wenig wie Eigenſchaftswörter mit -weiſe. Sehr bedenklich erſcheint einem gelehrten Mückenſeiher: *Der Verwundete wurde nach Anlegung eines Verbandes in seine Wohnung gebracht,* und er fragt überaus komiſch: ‚Wer hat den Verband angelegt? Ein Arzt, ein Sanitätsdiener, ein Wachmann? Alſo ſage man das! Will man's unperſönlich bringen, ſo drücke man die Zeit richtig aus: nachdem man ihm einen Verband angelegt hatte.' Da fordert einer: *Ich werde Ihnen auf dem Klavier begleiten,* denn nicht der Sänger, ſondern ſein Geſang werde begleitet. Selbiger verlangt zu unterſcheiden: Ich danke dafür und Ich danke davor! Auch müſſe das Fräulein Müller ſeinen, nicht ihren Hut aufſetzen. Ein andrer Feinmeiſter rügt: *Steck es doch in deine Tasche;* es genüge ja: in die Taſche. Gewiß wird ſich ein noch tieferer Denker finden, der dies für zu unbeſtimmt und ‚deine' für unumgänglich nötig findet. — Ein Neunmalweiſer eifert gegen elektriſche Kronleuchter: nicht die Kronleuchter, ſondern die Lampen ſeien elektriſch;

streng genommen nicht einmal diese, sondern nur ihr Licht. So harmlose, keineswegs falsche Ausdrücke wie ‚6 Stück Zigarren' werden beanstandet: Stück sei doch ganz überflüssig. ‚Zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt' wird heftig getadelt; Machenschaften, Zusammenlegbarkeit werden als unerlaubt bezeichnet; buchhändlerische Ausstattung, gärtnerische Zwecke werden ‚schwerfällig und übellautend' gescholten; ‚eines Nachts' pöbelhaft genannt; ‚trockner Humor' für Unsinn erklärt, weil Humor ursprünglich — was fragt die Sprache nach dem Ursprung? — Flüssigkeit bedeutete.

Heftiger Streit tobte, tobt vielleicht noch, um die größere Richtigkeit von Wir Deutsche oder Wir Deutschen. Bismarck hat deutlich gesprochen: ‚Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt'; so habe ich neben ihm sitzend den Satz aus seinem Munde gehört, und so hat er ihn drucken lassen. Mir persönlich gefällt diese Form besser als Wir Deutschen; aber es kommt mir nicht bei, das Geringste dagegen einzuwenden, wenn einer Wir Deutschen vorzieht. Bei Luther steht einmal: ‚Wie kommen wir Deutschen dazu?', ein andermal: ‚Wir Deutsche sind Deutsche und wollen auch Deutsche bleiben.' Lessing, Goethe, Jakob Grimm schrieben regelmäßig Wir Deutsche; ebenso Freytag. Einer unsrer besten Sprachforscher, der zugleich ein sehr guter Schriftsteller war, Rudolf Hildebrand, erklärte ‚Wir Deutschen' für empfehlenswerter. Wo ist die Gewalt, die uns zwingen will oder darf, nur so oder so zu schreiben?

Dann gibt es die ängstlichen Seelen, die hinter Hunderten von unschuldigen gutdeutschen Ausdrücken französischen Einfluß wittern, Kerndeutsches für einen ‚Gallizismus' verschreien, z. B. eine Wendung wie ‚ich komme von Paris' verpönen und fordern: aus Paris. Dem Verfasser hat ein unverbesserlicher Fremdwörtler und Pücklerschüler, R. M. Meyer, den Titel des Buches ‚Goethe, Der Mann und das Werk' als undeutsch bekrittelt, da ja auch Franzosen sagen könnten: *L'homme et l'œuvre!* Und doch hat Goethe gesagt: ‚Mein Werk (Lebenswerk) ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt.'

Ein älterer, einst angesehener Grammatiker, Götzinger, beanstandete den Satz: ‚Der Mann, den ich mich nicht zu entwaffnen getraute' und schlug vor: *Der Mann, bei dem ich mich nicht getraute, ihn zu entwaffnen.* Ein neuerer rügte Sybels Satz: *das wurmt unserm Volke* als ‚kindlich ungrammatisch', obwohl es sich hier um einen der so häufigen schwankenden Sprachgebräuche handelt, die nicht durch Scheltworte, sondern einzig durch die Zeit und den Geschmack der guten Schriftsteller festgelegt werden. Richard Wagner schulmeisterte an Eduard Devrients Stil und nannte *eine Äußerung, die ihm gegen den Strich ging* Kutscherdeutsch. — Nach einem gelehrten Besserwisser ist ‚denn' in folgendem Satze Tiecks ‚Unsinn': *Da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg er den offenen Wagen mit unfreundlicher Miene, denn er mußte in den Bergen einen unangenehmen Tag erwarten.* Warum das Unsinn sein soll, ist sein Geheimnis. — Ein andrer tadelt das ‚als' in Kleists ganz richtigem Satzgebilde: *Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war Kohlhas schon, als er bei dem Gedanken an den Knecht und die Klage schrittweise zu reiten anfing,* und fordert: *aber bei dem Gedanken.* Ein Übergelehrter verwirft sogar die unbedenkliche Wendung: *Ich lasse es dahin gestellt* und fragt: Wohin? Ein Ganzfeiner beanstandet *ein älterer Mann,* weil dieser trotz der Steigerung jünger sei als ein alter Mann.

Ganz im Tone Schopenhauers und Wustmanns schreibt der Germanist Müllenhoff, jeder müsse sich solcher ‚abscheulichen Abstrakta (?) wie Beantragen und Beanstanden schämen'. Kein Mensch mit Sprachsinn braucht bei so guten und anständigen Wörtern die geringste Scham zu empfinden. Ja, ein Mann von bewährtem Geschmack, Erbe, mäkelt an dem Worte ‚Angewohnheit' als einer ‚häßlichen Verbreiterung von Gewohnheit', und der Germanist Minor nennt das unschuldige ‚ohnehin': ‚eine schauderhafte Bildung'. Warum? Sind auch ‚obenhin, vorhin' schauderhaft?

Aus der überreichen neuern Literatur der geringeren Federchenbürster, die aber sämtlich mit dem gleichen Anspruch auf Allwissenheit auftreten wie die größten Meister der Sprache, seien noch ein paar Proben der uns deutschen Lesern zugemuteten Tollheiten

herausgehoben. Ein Herr Sosnosky tadelt an Rosegger Wörter wie: Schrecknis, friedsam, geruhig, und beweist damit nur, daß er die deutsche Sprache nicht kennt. Ein gewisser Halatschka erdreistet sich, in einem naseweisen Büchlein auf das Zeitungsdeutsch zu schimpfen, und empört sich über Wörter wie: Geduldsproben, Gepflogenheit, Vormittagsstunde, Unverfrorenheit, Begegnis, Erdrutsch; diesem dummdreisten Sprachmeister genügt nur ‚Erdabrutschung‘. Er findet die garnicht überkühne, unanstößige ‚Fragerin‘ unerlaubt und fordert: ‚das Mädchen, das fragt‘. Das bei einem Dutzend unsrer allerbesten Schriftsteller übliche, vollkommen richtige ‚erstlich‘ dünkt diesen Sprachdünkler falsch, und er fragt: ‚Warum nicht auch zweitlich?‘

*

An dieses besonders lehrreiche Beispiel sei eine Einschaltung geknüpft, die keine Abschweifung ist: über das Hauptbeweismittel der Sprachschulmeisterei, die ‚Analogie‘. Wie sich Gottsched über die unangenehmen unregelmäßigen Zeitwörter ärgerte und sie am liebsten verregelmäßigt hätte, so der große Sprachkenner Halatschka über ‚erstlich‘, dem kein ‚zweitlich‘ mit rechtfertigender Analogie zur Seite stehe. Die Anschauung von der Sprache als einem in der Willkür der Sprechenden, wohl gar eines Einzelnen, liegenden Handwerkserzeugnis ist eben aus solchen Handwerksköpfen nicht herauszubringen, und es lohnt nicht, mit ihnen zu streiten. Auf eine Frage wie die des Herrn Halatschka: ‚Wenn erstlich, warum nicht auch zweitlich?‘ gibt es nur die Antwort: Darum! Wohl gehören Analogie und Logik zu den Lebenstrieben jeder Sprache; sie sind aber nicht die einzigen, in vielen Fällen nicht die stärksten. Warum heißt es zwar: Ich singe, sang, gesungen; dagegen Ich bringe, brachte, gebracht? Warum zwar: die Gabel, die Gabeln; aber der Löffel, die Löffel? Und so in Tausenden der Fälle, in denen uns die Sprache willkürlich zu handeln und der Analogie zu spotten scheint. Man denke nur an solche scheinbare Unsinnigkeit wie ‚der Bediente‘ für den Bedienenden! Für viele solche Abweichungen von der Analogie vermag die Sprachgeschichte Gründe beizubringen; für weit mehr versagt die geschichtliche Wissenschaft, und wir müssen uns mit der nackten Tatsache der Willkürlaune der Sprache begnügen. Die Sprachmeisterer arbeiten überwiegend mit der Analogie; treffen sie auf eine Ungleichheit zweier Formen oder Wendungen, so muß die Sprachlaune Unrecht haben, damit die Sprachmeisterer Recht behalten. Was ich mir nicht erklären kann, Seh' ich als einen Fehler an: so lautet der Hauptgrundsatz Derer, die von Sprachdummheiten reden, aber nie an ihrer eignen Sprachweisheit irre werden. ‚Untadelig‘ ist ein schönes Wort, obwohl es ‚tadelig‘ nicht gibt. Das Sprachgefühl der redenden Menschen, wofür wir Sprachleben zu sagen gewöhnt sind, wird seine guten Gründe für diesen Mangel an Analogie haben; unsre Unkenntnis der Gründe macht weder ‚untadelig‘ zu einer Sprachdummheit, noch würde sie etwa die Neubildung ‚tadelig‘ entschuldigen. — ‚Falsch‘ ist das s in ‚staatserhaltend‘; wer aber darf ‚staaterhaltend‘ schreiben? Aber dann denke man an die feine Unterscheiderin Sprache mit ihrem Gegensatz von Wassernot und Wassersnot!

Ich mache eine Verbeugung, aber: Ich tue einen Fußfall. Woher diese Verschiedenheit? Ich weiß es nicht, und keiner weiß es; trotzdem wäre es falsch zu sagen: Ich tue eine Verbeugung und Ich mache einen Fußfall. — Wir sagen: ein Wortbruch, aber: ein Vertragsbruch. Warum? Darum! Vielleicht aus Gründen des Wohlklanges, vielleicht auch nicht. Doch soll sich keiner unterstehen, der Analogie zuliebe Wortsbruch oder Vertragbruch zu schreiben. — Es heißt: der Hochmut, der Unmut, der Frohmut, der Wagemut, der Kleinmut; aber: die Demut, die Langmut, die Wehmut. Die Mutter, die Mütter; aber die Schraubenmuttern. Warum? Darum!

Alle Schreiber mit gesundem Sprachgefühl beachten den Unterschied zwischen ‚her‘ und ‚hin‘, ‚herab‘ und ‚hinab‘ usw. In großen Teilen Deutschlands verwechseln auch die Sprechenden, selbst die ungebildeten, niemals ‚her‘ und ‚hin‘. Dennoch spricht und schreibt man allenthalben trotz Analogie und Logik, ja trotz der sinnlichen Anschauung nicht ‚hinablassend‘, sondern ‚herablassend‘, z. B. in einem Satze wie: ‚Der

Kaiser zeigte sich freundlich herablassend zu den zahlreich versammelten Fremden.' Analogie, Logik und Sinnenhaftigkeit fordern hinablassend; die Sprache, unser aller Meisterin, folgt ihrem eignen Gesetz und sagt herablassend.

‚Ein gutes Glas Wein' ist aus allen möglichen sehr gelehrten und sehr vernünftigen Gründen eigentlich falsch; aus den uns verborgenen, aber gewiß sehr guten Gründen des Sprachgeistes ist es noch eigentlicher richtig, und kein Schreiber braucht sich davor zu hüten. — Was ist scheinbar sinnloser als ‚die sitzende Lebensweise' und ‚die wohlschlafende Nacht'? Die Lebensweise sitzt nicht, die Nacht schläft nicht, — also ‚Unsinn', und in der Tat hat schon mancher Sprachschulmeister jene beiden Ausdrücke mit den üblichen Grobheiten bedacht. Tut nichts, die gesprochene und geschriebene Sprache bleibt bei der sitzenden Lebensweise und der wohlschlafenden Nacht, und ihr guter Geist wird wissen, warum. Ähnlich steht es mit Ausdrücken wie ‚zu nachtschlafender Zeit, die fallende Sucht' und wer weiß wievielen andern sehr eigenwillig erfundenen, aller Analogie und Dutzendvernunft gröblich zuwiderlaufenden Redensarten.

‚Dem sei, wie ihm wolle': wie unlogisch, nicht wahr? Es kommt schon im 15. Jahrhundert vor, und es ist nicht zu entbehren. — Man darf sagen: die Herren Mitglieder, aber nicht der Herr oder das Herr Mitglied. Was sagt dazu die Logik?

*

Das Beste, was über die Grundfragen deutscher Stilkunst geschrieben wurde, rührt von Schopenhauer her; um so ärgerlicher ist seine grobianische Sprachschulmeisterei, die sich, nur dem eignen Geschmacke folgend, unwissenschaftlich austobt. Er schimpft einen Gegner einen ‚elenden Lumpen', weil der einmal ein Imperfekt statt eines Plusquamperfekts geschrieben, und erklärt: ‚Unter allen Infamien, die heut zu Tage an der deutschen Sprache verübt werden, ist die Ausmerzung des Perfekts aus derselben (!) und Substituierung des Imperfekts die verderblichste'. Was bleibt da noch für Urkundenfälschung und Landesverrat übrig? Schopenhauer gebietet von oben herab, ‚billig' sei ausschließlich ein ‚moralisches Prädikat, kein merkantilisches'; für dieses müsse man wohlfeil sagen. Er wütet gegen den Gebrauch von ‚ähnlich' und ‚einfach' als Adverbien und behauptet: ‚in keiner Sprache erlaubt man sich Adjektiva ohne weiteres als Adverbien zu gebrauchen.' Was bewiese dies, wenn es wahr wäre? Gar nichts, denn jede Sprache hat Eigenheiten, die allen andern fehlen. Es ist ja aber gar nicht wahr! Schopenhauer hätte sich bei ruhigem Besinnen erinnert, daß die Franzosen *vite, bas, haut* und viele andre Wörter ohne Umstandsendung gebrauchen. Ihm wäre auch eingefallen, daß selbst im besten Griechisch der Hang besteht, Umstandswörter mit Hauptwörtern zu verbinden: ὁ νῦν χρόνος (die ‚Jetztzeit'). Als ob wir Wustmann läsen, heißt es bei ihm: ‚Nur Deutsche und Hottentotten erlauben sich dergleichen, schreiben ‚sicher' statt ‚sicherlich' und dann statt ‚gewiß'. Zu diesen hottentottenhaften Deutschen haben Lessing, Goethe, Schiller gehört.

Zum lodernden Vertilgungszorn aber wird Schopenhauers Sprachmeisterei, wo er auf die angebliche Verstümmelung einzelner Wörter kommt. Ein so gutes Wort wie ‚Nachweis' könne nur von stumpfen Tölpeln herrühren, nach ihm muß es Nachweisung heißen. Und er beweist das mit den schönsten Gründen der Logik: ‚Die Nachweisung ist ein Subjektives, das heißt vom Subjekt Ausgehendes, die Handlung des Nachweisens.' Als ob die Sprache sich um alle diese schönsten Gründe der Logik einen Pfifferling kümmerte. Dabei widerfährt ihm dieselbe Lächerlichkeit wie Herrn Wustmann mit seiner angeblich jüdischen Silberhochzeit: er schimpft über die schändlichen Wortverkürzer, die aus Mephistopheles Mephisto machen, während doch Goethe selbst, der es wissen mußte, mehr als einmal Mephisto schrieb. ‚Jähzornig und schimpfsüchtig', wie Keller ihn mit Recht genannt eifert er bis zur äußersten Kleinlichkeit gegen ‚italienisch' statt ‚italiänisch', gegen so ausgezeichnete Neubildungen wie ‚selbstverständlich', es müsse heißen ‚von selbst verständlich'; Hochschulen statt Hohe Schulen, Dunkelkammer, beanspruchen (‚unverantwortlich dummes Wort'), Felswand (‚ohrzerreißende und maulverzerrende Härte'), das doch in einem der schönsten Gedichte Goethes steht; gegen Berufung, Geschick (es müsse nur ‚Geschicklichkeit'

heißen), Tragweite, achtbar, vorwiegend und Dutzende von andern gutgebildeten, bei unsern besten Schriftstellern häufig vorkommenden Wörtern. Dieser seltne Meistergeist im Stil der Philosophie und in der Philosophie des Stils wird zum polternden Philister, sobald er über Wörterbuch und Sprachlehre schreibt.

Der Germanist Gustav Röthe verwirft den seit Menschenaltern geläufigen ‚Ausschuß' — ‚wegen seiner Nebenbedeutung' — und verlangt *Kommission*. Er scheint nicht zu wissen, daß es einige tausend deutsche Wörter mit den allerverschiedensten Nebenbedeutungen gibt. Er tadelt ‚Rohstoffe' und zieht *Materialien* vor, und so in Dutzenden von Fällen — als echtes Mitglied der Berliner Akademie gegen die deutsche Sprache. Der Gräzist und Akademiker Diels nennt die kühne und ausgezeichnete Neubildung ‚Mundart' — von dem großen Verdeutscher Schottel — ‚unsinnig', findet den, im klassischen Griechisch unbekannten, *Dialekt* sinniger.

Alle Schulmeisterei solcher Art, sie rühre von sehr großen oder sehr kleinen Lichtern her, sie werde grob oder höflich geübt, ist in Deutschland noch für lange Zeit mindestens überflüssig. Selbst wenn sie sachlich richtig wäre und nicht grundfalsch, so wäre sie dennoch so unzeitig und schädlich, wie etwa das Tun eines Arztes, der einen mit dem Tode kämpfenden Typhuskranken zunächst einmal von den unschönen Sommersprossen befreien wollte. Der brechhafte Leib unsrer Sprache und Prosakunst stellt ganz andre Forderungen an die Heilkunde. Die Franzosenkrankheit der Fremdwörterei und Pücklerei, die Rückgratverkrümmung des unnatürlichen Preziösentums, die Elephantiasis der Riesenschachtelsätze, die Schwindsucht des Sprachgefühls — sie in ihrer Gefährlichkeit zu erkennen und mit den schärfsten Mitteln zu bekämpfen, das ist eine der ersten Bildungsaufgaben der führenden deutschen Männer, ist des Schweißes der Edlen wert. Ist sie gelöst, dann mögen die Sprachschulmeister mit ihren Schönheitspflästerchen, Hautreinigungspillen und Haarfärbemittelchen kommen; aber weit, ganz weit hinterher.

Zweiter Abschnitt.

Deutsche Sprachlehre.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.

Achtung vor der Sprache ist beinahe Sittlichkeit. (Alexander Vitet, allerdings ein Franzose.)

Ein gebildeter Mann sollte nicht einmal, wenn er im Schlafe spricht, grammatische Fehler machen. (Otto Gildemeister.)

Fragt sich nur, was grammatische Fehler sind! Seit einigen hundert Jahren bemühen sich grundgelehrte und andre Schriftsteller, uns Deutschen endlich unser richtiges Deutsch beizubringen; besonders im letzten Menschenalter ist eine große Literatur über Sprachrichtigkeit emporgeblüht, darunter manches vortreffliche, manches mittelmäßige, manches törichte Buch. Woher nehmen die Herren Verfasser fast all dieser Werke, der strengwissenschaftlichen wie der volkstümlichen, ihre Berechtigung zu solcher Arbeit und ihren Anspruch auf Geltung bei den Lesern und nachmaligen Schreibern? Aus einem geistigen Besitztum, das an sich seinen sehr schätzbaren Wert hat, jedoch zur Entscheidung über die meisten feineren Fragen des Sprachlebens nicht hinreicht. Sache der Sprachgelehrten ist es, die Sprachgeschichte bis in die Gegenwart zu erforschen und uns darzulegen. Die Sprachgeschichte ist eines der nützlichen Hilfsmittel, sich über die verschiedenen Zeitstufen einer sprachlichen Einzelerscheinung klar zu werden. Darüber hinaus reicht ihre Gewalt nicht; wo sie sich trotzdem zur Oberrichterin aufwerfen will, da stößt sie mit einer unvergleichlich höheren Macht zusammen, der sie in jedem Fall unterliegen muß: mit dem Sprachgebrauch der gebildeten Sprecher und der guten Schriftsteller. Wo der Sprachgelehrte zugleich ein guter Schriftsteller ist — in Deutschland ein sehr seltner Ausnahmefall —, da gebührt ihm ein höheres Gewicht als dem ungelehrten Schriftsteller; der bloß Gelehrte indessen hat nur das Recht, uns über die Entwicklungsgeschichte eines sprachlichen Vorgangs

durch die Jahrhunderte und bei den verschiedenen Schreibern zu belehren. In Frankreich und in England fallen die beiden Eigenschaften des Gelehrten und des guten Schriftstellers fast immer zusammen, wodurch ihre Bücher über Sprache und Stil einen erziehlichen Wert gewinnen. Ja, wenn Philologen wie Paul Heyse, Geibel, Hans Hoffmann uns ein Buch geschrieben hätten: Deutsche Sprache und Deutscher Stil!

*

Dem Grundirrtum von einem selbständigen Eigenleben der Sprache wurde schon begegnet. Es gibt eine lebendige Sprache nur im Munde redender oder in der Feder schreibender Menschen; deren Sprachgebrauch stellt die Wissenschaft fest, ohne ihm Vorschriften machen zu dürfen. Wäre die Sprache ein vom Menschenwillen unabhängiges Eigengewächs, so wäre es so gut wie unmöglich, auf ihre Entwicklung einzuwirken, und alles Schreiben über Sprachschäden zwecklos. So steht es zum Glück nicht. Machtvolle Dichter und Schriftsteller haben zu allen Zeiten auf die Sprachgestalt ihrer Völker im Ganzen wie in Einzelheiten bestimmend eingewirkt, und vernünftige Lehre von wissenschaftlichen und sprachfeinsinnigen Männern hat manches Unkraut ausreuten helfen. Man denke nur an die durch die deutsche Staatsgewalt erzwungene tiefe Umwälzung des Sprachgebrauchs im Dienste der Post, der Eisenbahn, des Heeres, der Verwaltung, der Gesetzentwürfe usw. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die deutsche Sprache sich wesentlich anders, besser entwickelt hätte, wenn Lessing, Goethe, Schiller, gleich den französischen Klassikern, eine durch jahrhundertelange sorgsame Pflege feingeordnete, wohlgebildete Schriftsprache vorgefunden und nicht nötig gehabt hätten, sich zu ihren Kunstwerken erst das Werkzeug umzuschmieden und zu feilen. Nun gar wenn ihnen, wie in Frankreich, mehr als ein Jahrhundert sprach- und stilwissenschaftlicher Arbeit vorausgegangen wäre. So gut wie nichts von dem kam unsern Größten zugute: selbst mußten sie sich und ihrer Sprache den Wert erschaffen, und, was ihr Lebenswerk für die deutsche Sprachwelt ins Riesenhafte steigert: sie waren geboren und auferzogen im 18. Jahrhundert, in der geistigen Franzosenzeit des deutschen Volkes. Verstöße gegen den richtigen Gebrauch des dritten und vierten Falles kommen befremdend oft bei Kleist (Was geht dem Volke der Pelide an?), Heine, Arnim vor. Dorothea Schlegel klagte bei ihrem Roman Florentin, daß ‚immer der Teufel an den Stellen regiere, wo der Dativ oder Akkusativ regieren sollte'. Man hat in Schillers Vers ‚Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen' die Richtigkeit des Drittfalls herausklügeln wollen; ich vermute, er ist nur die Folge der allgemeinen Sprachunsicherheit des Zeitalters. Dennoch, oder grade darum, hat kein schlechter Schreiber des 20. Jahrhunderts das mindeste Recht, sich für seine Sprachschluderei auf Lessing, Goethe, Schiller zu berufen. Dies sei schon hier nachdrücklich gesagt; zur Wiederholung wird leider noch oft Gelegenheit sein.

Das Meiste dessen, was in diesem Abschnitt über streitige Fragen der deutschen Sprachrichtigkeit und des Sprachgebrauches ausgeführt wird, hat kein Seitenstück in den Büchern über französischen und englischen Stil. Deren Verfasser dürfen bestimmt voraussetzen, daß jeder gebildete Schreiber die Gesetze seiner Sprache fehlerlos beherrscht. Man schämt sich, in einem Werk über deutsche Stilkunst reinsprachliche Fragen zu erörtern, die in den Oberklassen der Volksschule, in der Quarta der höheren Lehranstalten gar keine Fragen mehr sein dürften. Es wäre aber falsche Vornehmtuerei, wollte ich die fehlerlose Beherrschung des Deutschen voraussetzen, angesichts der allbekannten Tatsache, daß die Verfassung des Deutschen Reiches, die alte und die neue, unsre meisten Gesetze und Verordnungen von Sprachfehlern strotzen; daß manche hohe Beamte, viele Zeitungen, die Mehrzahl der Männer der Wissenschaft grobe Sprachschnitzer begehen, vom Stil gar nicht zu reden. Ohne eine saubre Sprache gibt es keine Stilkunst, wie es keinen Malkünstler gibt, der nicht zeichnen kann; keinen Tonmeister, dem die Gesetze der Harmonie fremd sind. Im Deutschen breitet sich ein großes Grenzgebiet zwischen Sprachform und Stilkunst, und wohl oder übel muß jedes deutsche Buch unsrer Art sich mit diesem Zwischenreich beschäftigen.

Alle Fragen nach der sprachlichen Richtigkeit irgend eines Ausdruckes bewegen sich in der Form: Wie schreibe ich besser, so oder so? Die Sprachgeschichte durchforscht den Sprachgebrauch von Ulfilas über Luther und Goethe etwa bis zu Freytag und gibt uns gelehrte Kunde vom wechselnden oder herrschenden Sprachgebrauch der guten, der besten Schriftsteller. Damit hat die Wissenschaft ihre Aufgabe erfüllt. Manche ihrer Vertreter beanspruchen, daß die lebenden Schreiber sich nach ihren Ergebnissen richten. Eine große Zahl jedoch der Schreibenden, und nicht der schlechtesten, widersetzt sich der geschichtlichen Sprachwissenschaft, nicht aus Eigenbrötelei, sondern gestützt auf den guten Sprachgebrauch der Gegenwart, und behauptet, der Lebende hat Recht. Wie kann in solchen Streitfällen ein besonnener Richter entscheiden? Soll er sich auf den Sprachgebrauch der Klassiker stützen? Aber der zuletzt gestorbene, Goethe, ist seit bald 90 Jahren tot; sein Sprachgebrauch hat in den 60 Jahren seines Schriftstellerlebens öfters geschwankt, und er selbst wäre der letzte gewesen, sich für alle Zukunft zum höchsten Richter in jeder Frage der Sprachrichtigkeit oder des Sprachgeschmackes aufzuwerfen. Gar vieles hat sich seit dem Entstehen der sprachedelsten Dichtungen und Prosawerke Goethes im Sprachgebrauch unsrer besten neuen Vorbilder gewandelt, und die leidenschaftlichsten Verehrer Goethes wagen nicht, seine Sprache durchweg als höchstes Gesetz in Sprachfragen aufzustellen. Wenn Lessing schreibt: ‚Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln', so liegt auch ein Ton auf ‚beobachten'; aus einer gelegentlichen Nachlässigkeit der Meister darf der Stümper keine Regel, nicht einmal eine Entschuldigung für die eigne gelegentliche Schluderei ableiten.

Betrachten wir z. B. die Streitfrage: Was ist richtiger, ich frug, oder ich fragte? Die Sprachgeschichte mag uns lehren, daß in den älteren Zeiten nur ‚fragte' gebraucht wurde, daß ‚frug' erst im 16. Jahrhundert auftaucht, daß sein Vorkommen bei den guten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts noch selten ist, daß es erst im 19. Jahrhundert häufiger wird, bis heute aber ‚fragte' überwiegt. Eine lehrreiche Auskunft, die uns indessen nicht vollkommen befriedigt. Das Zurückweichen von ‚ich frug' im letzten Menschenalter ist nachweislich nicht die Folge eines bessern Sprachgefühls, sondern des Einflusses der Sprachgelehrten und der Schule. Ausgestorben ist die Neigung zu ‚frug' keineswegs, weder bei den Dichtern noch bei Prosaschreibern, und aller Wissenschaft zum Trotze kann sich diese Form mit der Zeit die Herrschaft zurückerobern, wenn das Sprachgefühl ‚frug' für poetischer, kraftvoller oder nur bequemer hält. Gründe dieser Art müssen doch bei Bürger vorgewaltet haben: ‚Sie frug den Zug wohl auf und ab' und frug nach allen Namen —', oder bei Goethe: ‚Niemals frug ein Kaiser nach mir —'. Schiller schreibt: ‚Der Schwed' frug nach der Jahrzeit nichts'. Bei Storm steht fast durchweg ‚frug', und der war gewiß einer unsrer Dichter mit dem zartesten und sichersten Sprachgefühl. Köstlich ist die Erzählung Bismarcks: ‚Wenn mein Vater von der Jagd kam und es gemächlich hergegangen war, so sagte er: Ich jagte; ging es aber toll her, so sagte er: Ich jug. Die Grammatiker werden diese Bildung mißbilligen, aber ich selbst möchte meinem Vater Recht geben.' Beide Bismarcke waren auf der richtigen Jagdfährte; sie empfanden die starke Form als die belebtere und wirksamere. Noch heute wird entgegen den Verboten der Lehrer und dem Gepolter der Sprachmeisterer von guten Dichtern und Prosaschreibern mit Absicht ‚frug' geschrieben, und ich bestreite dem Sprachforscher das Recht, dies einen Fehler zu nennen, so lange der Sprachgebrauch der Gebildetsten sich nicht unabänderlich für ‚fragte' entschieden hat. Daß die Redesprache des Volkes immer noch ‚frug' bevorzugt, ist unleugbar und sehr beachtenswert. — Über diese Frage, wie alle folgenden, handelt ausführlicher des Verfassers ‚Gutes Deutsch'.

*

Die Sprach- und Stillehrer des Altertums und der neuzeitlichen Völker mit hochentwickeltem Sprachsinn haben der geschichtlichen Betrachtungsweise so gut wie keine Geltung eingeräumt. Der Sprachgebrauch der Gebildeten war und ist ihnen höchstes Gesetz, der *Usus* (Gebrauch), von dem Horaz geschrieben: *quem penes arbitrium est et*

jus et norma loquendi (bei dem die Entscheidung, das Recht und die Richtschnur der Sprache ist). Diesen Sprachgebrauch hat Aristoteles gemeint mit seinem Kernsatze: ‚Die erste Grundbedingung des sprachlichen Ausdrucks ist das Hellenischreden‘, d. h. Richtigreden; eine so verrückte Barbarei wie die, daß Hellenen fremdwörteln könnten, kam ihm nicht in den Sinn. Aber auch in Deutschland vollzieht sich die sprachliche Entwicklung trotz der sich noch immer vertiefenden Gründlichkeit unsrer Sprachwissenschaft nach dem Gesetze, daß nicht die Sprachlehre den Sprachgebrauch, sondern der Sprachgebrauch die Sprachlehre erzeugt und beherrscht. Die Sprachgeschichte und die Sprachsätze lehren: es sollte eigentlich und immer heißen ‚reines Herzens, hohes Mutes‘. Luther schreibt durchweg so, und Klopstock eifert ihm nach. Gildemeister erzählt, auf seinem Gymnasium wurde ein Fehler angestrichen, wenn ein Schüler schrieb: ‚sie sind voll süßen Weines‘, statt ‚voll süßes Weines‘. Aber schon bei Goethe gehen beide Formen fast gleichberechtigt nebeneinander her, nachdrücklich erklärt er sich für ‚köstlichen Sinnes‘ statt ‚köstliches‘; und heute hat sich der Sprachgebrauch fast ausschließlich für ‚süßen Weines‘ entschieden. Gildemeister glaubt an den Wandel durch eine gewisse ‚Mundfaulheit‘; mir scheinen nicht unberechtigte Gründe des Wohllauts eingewirkt zu haben. Gleichviel, ‚süßen Weines‘ gilt längst nicht mehr für falsch; aber auch ein Romantitel wie ‚Reines Herzens schuldig‘ (von Helene Böhlau) verletzt unsern Sprachgebrauch nicht so, daß wir von einem Fehler reden dürfen.

*

An wenigen sogenannten Sprachfehlern läßt sich der Streit zwischen der durch Geschichte und Grammatik geforderten Sprachrichtigkeit und dem übermächtigen Sprachgebrauch so klar offenlegen, wie an den Beiwörtern mit -weise: die teilweise Benutzung, die stufenweise Entwicklung, die wechselweise Belehrung. Die Sprachgeschichte widerspricht ihr, die Sprachlehre verbietet sie, die Bücher der Sprachverbesserer belegen sie mit groben Schimpfwörtern. Treitschke nennt die Beiwörter auf ‚weise‘: ‚ein Zeichen gänzlicher Verrohung unseres Sprachgefühls‘, und Gildemeister erklärt, sie machen ihm Ohrenschmerz.

Ich gebrauche niemals Beiwörter mit ‚weise‘, bin nie in Verlegenheit geraten, sie durch echte Beiwörter zu ersetzen, ärgre mich, so oft ich sie bei einem sonst guten Schriftsteller finde, — und stimme dennoch nicht in Treitschkes viel zu scharfes Urteil ein. Ich werde bedenklich und milder als er, wenn ich bei Lessing finde: ‚stufenweiser Gang, stufenweises Steigen, wechselweise Antworten, zu wechselsweisen Erläuterungen, stückweise Schilderung‘; bei Goethe: ‚teilweiser Besitz, stufenweise Ausbildung‘; bei Schiller ‚wechselweiser Übergang‘. Ich werde um so milder, wenn ich bei unserm klassischen Prosaschreiber Moltke auf ein ‚angriffsweises Vorgehen‘ stoße, und bei Bismarck auf die ‚teilweise Vernichtung eines Werkes‘. Lessing, Goethe, Schiller, Moltke, Bismarck haben so gut wie wir alle gewußt, daß Zusammensetzungen mit ‚weise‘ eigentlich Umstandswörter sind und strenggenommen nicht als Beiwörter gebraucht werden dürfen. Keiner hätte ein französisches Umstandswort auf *ment* beiwörtlich gebraucht.

Wie haben wir uns diese doch wohl bewußte Abweichung von einer wohlbekannten Regel zu erklären? Sie fühlten den Mangel eines echten Beiwortes, wollten sich nicht der Mühe des Suchens nach einem vollwertigen Ersatz unterziehen und behalfen sich mit einer sprachgesetzlich nicht untadeligen Form. Es könnte seltsam erscheinen, daß die deutsche Sprache nicht imstande gewesen wäre, für stufenweise, wechselweise, stückweise, besonders für teilweise sich echte Eigenschaftsformen zu schaffen, und hiermit kommen wir zum Kern der Frage. Unzweifelhaft besäßen wir für alle jene Begriffe Beiwörter, wenn sich nicht in den Zeiten der Humanisterei und des Franzosentums das Lateinische und Französische vorgedrängt und den schöpferischen Sprachtrieb abgestumpft hätten. Wozu ein Eigenschaftswort für ‚teilweise‘ suchen, wenn man *partial* oder *partiell* sagen durfte, und ähnlich der Reihe nach mit ‚stufenweise‘ *(graduell)*, wechselweise *(alternierend)*, stückweise *(fragmentarisch)*? Ohne *partiell* hätte man etwa ‚teilig‘ gebildet, wie man ja ‚zweiteilig, dreiteilig‘ usw. sagt. Der ganze Unsegen der Fremdwörterei zeigt sich an einem solchen scheinbar unbedeutenden Beispiel. Als gebildeter Mensch schämt man sich heute

denn doch, *‚partiell, graduell'* usw. zu schreiben, wagt aber nicht die so natürlichen Neubildungen ‚teilig, stufig, gradig' usw., sondern greift in der Not lieber zu einem so bedenklichen Hilfsmittel wie dem Beiwort mit ‚weise'. Ich werde es niemals gebrauchen, sehe aber voraus, daß der Sprachgebrauch in diesem Fall unwiderstehlich über die Sprachlehre hinwegschreitet. Waren doch ‚zufrieden, vorhanden, ferner, einzeln, behende' ursprünglich nur Umstandswörter; heute nimmt kein Sprachmeister mehr Anstoß an ihrer Wandlung zu Beiwörtern. Daß die guten Schriftsteller sich so lange wie möglich dem schlechten Sprachgebrauch widersetzen, ist nur in der Ordnung, mag selbst in der alten Reichsverfassung ‚teilweise' beiwörtlich stehen. In diesen wie in allen ähnlichen Fällen ist die Vermeidung von ‚teilweise' kinderleicht. Schmoller brauchte nicht zu schreiben: ‚unter Friedrich I. kam dann ein Plan zur teilweisen Ausführung', sondern: ‚kam ein Plan teilweise (ein Teil des Planes) zur Ausführung', und ich wüßte nicht, was den Germanisten B. Litzmann zwänge, von einer ‚teilweisen Umarbeitung' zu sprechen.

Reine Sprache, richtige Sprachform, peinliche Sorgfalt in allen Sprachfragen, und dennoch keine Pedanterei! In dem Abschnitt über die Freiheit der Sprache (vgl. S. 97) wird hierüber noch eingehender gehandelt werden. Wir wollen keinen Anstoß nehmen an einem Satze Gustav Freytags: *Dem Landmann war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden*; wollen uns nicht vermessen, Goethes Verse zu bemängeln:

Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

Ja, wir wollen bei Arndt, der wahrhaftig Deutsch verstand, ohne Kummer lesen: *Der Graf hat die wenigsten seiner tapferen Jünglinge wieder zu Hause gebracht.* Wollen endlich nicht immer gleich von einem Verstoß gegen die Sprachgesetze sprechen, wo vielleicht nur ein Druckfehler oder ein Übersehen vorliegt; so wenn Erich Schmidt schreibt: ‚Im Hause des Kaiser Franz'. Streng, d. h. pedantisch genommen, gibt es keine deutsche Literaturgeschichte, sondern nur eine Geschichte der deutschen Literatur; keine französische Unterrichtsstunde, sondern eine Unterrichtsstunde im Französischen oder gar eine Stunde des Unterrichts im Französischen, wie tatsächlich von gewissen Sprachmeisterern verlangt wurde. Freiheit aber ist nicht Zuchtlosigkeit, eher ist sie das Gegenteil; und grade wer geneigt ist, der deutschen Sprache den höchsten Grad von Freiheit zu gönnen, ja zu wünschen, wendet sich mit doppelter Entschiedenheit gegen die Schlamperei, die mit dem Mantel der Freiheit prunken will. Was die Größten unsrer größten Zeit sich aus Gründen, die wir nicht immer ganz verstehen, gelegentlich herausnahmen, ist ihren sehr kleinen Nachfahren noch lange nicht erlaubt. Die Regel über *das* und *was* im Beziehungssatze steht heute ziemlich fest, schwankte aber zu Goethes Zeit, und er hat mehr als einmal das und was verwechselt. Die entschuldigt nicht die Schluderei Julian Schmidts: *Künstlerisch betrachtet ist das Buch (Lelia) das mißlungenste, was von Georges Sand ausgegangen ist.* Ist Lelia das mißlungenste Buch der Sand oder das Mißlungenste von all ihrem Tun, das ja nicht bloß Bücherschreiberei war? Zu vermuten ist: das mißlungenste Buch, — aber dann müßte es *das* heißen; meinte Schmidt das Mißlungenste überhaupt, so hätte er's sagen und *was* schreiben sollen.

Unsre wie jede Sprache hat Klippen, an denen der unachtsame oder ungeschickte Schreiber scheitern kann. Sie genau zu kennen, sich der lauernden Gefahren bewußt zu werden, gehört zu den Pflichten jedes Schreibers. Beim unbestimmten Hauptwort sind nicht alle Fälle der Beugung sofort zu unterscheiden; dieser doch schon in den untersten Klassen gekannten Tatsache sollte sich jeder Schreiber sein Lebelang bewußt bleiben. Unsre treffliche Luise von François schreibt einmal: *Viel wird der idealistische Schwärmer Meister Bismarck nicht nützen.* Wir stutzen einen Augenblick, müssen den Satz noch einmal lesen, um zu merken, ‚Meister Bismarck' soll der Drittfall sein; der idealistische Schwärmer nämlich ist Wildenbruch.

Das Deutsche ist formenreicher als das Englische, formenärmer als alle übrige Hauptliteratursprachen. Unser regelmäßiges Zeitwort, das schwache, bildet nur zwölf verschiedene Beugeformen; die französischen Zeitwörter auf *er* bilden 36, die italienischen auf *are* 40, die spanischen gegen 100. Das deutsche Hauptwort ist allerdings formenreicher als das französische und italienische; dennoch unterscheiden Französisch und Italienisch vermöge ihrer festen Wortstellung sicherer als das Deutsche die Fälle des Hauptwortes. Es geht nicht an, sich immer auf das sofortige Verständnis des Lesers zu verlassen, der beim Anblick des Wortes Goethe erkennen soll, ob er den ersten, dritten oder vierten Fall vor sich hat. Ist etwa ein Satz wie: ‚Schiller hatte Goethe von Anfang an bewundert' immer nur eindeutig? Im 18. Jahrhundert war man sorgsamer: man beugte auch die Eigennamen, schrieb: Schiller hatte Goethen von Anfang an bewundert, und vermied jedes Mißverständnis. Nichts hindert, diese Form noch jetzt anzuwenden, — nimmt doch niemand Anstoß an den Zweitfällen ‚Goethes' und ‚Schillers'.

* *

Mit ganz vereinzelten Ausnahmen haben denn auch alle große deutsche Schriftsteller die Notwendigkeit einer sprachgesetzlich saubern Ausdrucksform anerkannt und sich darum bemüht. Seit den ältesten Zeiten unsrer Literatur ertönt die Klage der Besten über die Vernachlässigung der Muttersprache. In der vom Deutschen Sprachverein herausgegebenen schönen Sammlung ‚Deutscher Sprache Ehrenkranz' findet der Leser eine fast lückenlose Wiedergabe. Uralt ist die Klage, daß der Deutsche sich mehr vor Fehlern in einer fremden Sprache als in der eignen schäme, und nicht ohne Bewegung liest man in der, allerdings lateinischen, Widmung Otfrieds zu seiner Evangelienharmonie an Kaiser Ludwig den Deutschen die herben Rügeworte auf S. 12.

Hamann dem Dunkeln, dem ‚Magus des Nordens', war es unmöglich, selbst für Klargedachtes den klaren Ausdruck zu finden, geschweige für das viele Unklargedachte. Aus diesem Bewußtsein heraus schrieb er den Satz ‚Die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit.' Weder die Griechen noch die Römer haben in der gefesselten Sprachrichtigkeit eine Gefahr für Reichtum, Stärke und Mannheit der Sprache gefürchtet, und weder dem Französischen noch dem Englischen, dem Italienischen oder Spanischen hat die sprachliche Strenge im mindesten geschadet.

Nur in Deutschland gibt es gebildete Menschen, die glauben, jemand könne einen guten Stil mit groben Sprachschnitzern schreiben. Er kann es höchstens zu einem Stil bringen, dessen Reize uns noch mehr ärgern als erfreuen, wie uns ein mit herrlicher Stimme begabter Sänger ärgert, der sich nicht an die ihm pedantisch scheinenden Noten halten will. Nein, dreimal nein: nach dem höchsten Stilgesetz von der vollendeten Zweckmäßigkeit muß selbst der bestgebaute Satz, die musterhaft geordnete Darlegung, der treffendste Ausdruck, der edelste Satzschritt das feine Ohr beleidigen, somit die Wirkung verringern oder verzerren, wenn all jenen Schönheiten des Stils die sprachliche Stümperei zugesellt ist. Ein noch so kunstvoll vorgetragenes Lied des begnadetsten Sängers wirkt lächerlich, peinigend, wenn er alle zehn Takte eine Note um einen halben oder ganzen Ton zu hoch oder zu tief nimmt.

Nur in Deutschland konnte ein sonst so strenger Kunstrichter wie Vischer den Satz schreiben: ‚Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.' Wie tief beklage ich, daß ich in den unvergeßlichen Stunden, die ich einst mit unserm größten Kunstlehrer nach Lessing zubringen durfte, diesen Satz noch nicht gekannt, also nicht zur Sprache gebracht habe. Der gütige widerspruchsfrohe Mann hätte mir nicht gezürnt, wenn ich ihm erwidert hätte: Jede Nachlässigkeit — es sei denn eine kunstabsichtlich anmutige — stört den Leser durch das von ihr erzeugte Gefühl, der Stilkünstler habe ans Gestalten seiner Gedanken doch nicht die letzte Kraft gesetzt, ihnen also selber nicht den höchsten Wert beigemessen. Jede Härte macht den Leser stocken, hemmt also den Gedankenfluß. Jedes Wärzchen lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, vom

Inhalt des Geschriebenen ab, und welcher Schreiber möchte dies wünschen? Vischer hätte, als Franzose, Italiener oder Engländer geboren, einen solchen Satz sicher nicht geschrieben; als Deutscher konnte er ihn nur schreiben, weil er die Mehrzahl der deutschen Leser kannte, also wußte, daß sie auf eine untadlige Form keinen Wert legen.

Noch für lange müssen wir in Sprache und Stil eiserne Zucht fordern und üben. Jedes Nachlassen der Zügel führt, dies lehrt uns wahrlich eine mehrhundertjährige Leidensgeschichte unsrer Sprache, zur Zuchtlosigkeit. Zum Glück wächst zusehends die Zahl der Leser in Deutschland, die gleich mir dem gemütlichen Satze Vischers entschiedenen Widerspruch entgegenstellen und höchstens dem Genius ein gelegentliches Abweichen von den Sprachgesetzen nachsehen. Die Sprachlehre ist ja keineswegs die Zuchtmeisterin, die auf Ordnung hält um der Ordnung willen. Nicht Willkürlaune hat die Sprache, d. h. die Sprechenden, zur Beobachtung strenger Regeln gezwungen; nicht aus der Herrschsucht schulmeisterlicher Sprachbüttel sind die Verbote gegen den Satzdreh nach Und, den Mißbrauch von Derselbe, Dieselbe, Dasselbe, die Verwechselung von Als und Wie geflossen. Kein Schreiber mit geistigem Freiheitsgefühl brauchte sich jenen Verboten zu fügen, wenn er sie für nutzlos, für bloße Schulmeisterwillkür hielte. Der freie Mann, gar der von Natur zur Eigenbrötelei neigende Deutsche gehorcht nur solchen Geistesgesetzen, die seiner Einsicht als heilsam erscheinen. Die Sprach- und Stillehrer aller großer Bildungsvölker haben die Unerläßlichkeit der von den schlechten Schreibern als Kleinigkeitskrämerei verschrienen Sprachlehre nachdrücklich betont. Schon bei Quintilian heißt es: *Ne quis igitur tanquam parva fastidiat grammatices elementa* (Halte keiner hochmütig die sprachlichen Grundsätze für kleinlich), und von den Aussprüchen der berühmtesten französischen Stillehrer wurde schon manche bedeutende Probe geboten.

Viel Unheil hat Jakob Grimm, doch selber ein Meister der Sprache und des Stils, ein peinlicher Befolger sprachlicher Regeln, zuweilen auch ein strenger Richter der Nachlässigkeit in den Sprachformen, — viel Unheil hat er angerichtet durch Aussprüche wie: ‚Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, das heißt ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen'. Wäre dieser Satz Grimms richtig, so würde die deutsche Sprache in hundert Jahren verwildert sein wie etwa das Indische zum Zigeunerischen, und Jakob Grimms Lebenswerk wäre ganz überflüssig gewesen. Das Einschiebsel ‚nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen' ist der Schlüssel zu dem unbewußten Trugschluß in jenem Ausspruch. Ein Franzose durfte allerdings jeden gebildeten Franzosen, ja manchen ungebildeten, eine selbsteigne, lebendige Grammatik nennen, denn in Frankreich hat seit der Befestigung des Königsitzes in Paris und der Angliederung einer höheren, sprachgebildeten Gesellschaft eine nie unterbrochene feine Sprachpflege geblüht: dort kann so leicht keine Verwilderung mehr einreißen, wie wir sie in Deutschland oft genug und immer aufs neue zu beklagen haben. Jakob Grimms Satz bedeutet im Grunde nichts andres als: Sprachfehler gibt es im Deutschen überhaupt nicht; jeder darf sprechen und schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen und die Feder geschnitten ist. Von dem ehrwürdigen Manne wissen wir aber, wie er zu seiner Abneigung gegen Schulstunden in deutscher Sprachlehre gekommen war. Er fürchtete, daß die damalige Lehrerschaft mit ihrer geringen Deutschkunde den Unterricht in der Muttersprache nach dem Muster des Unterrichts im Lateinischen und Griechischen gestalten, jeden Freiwuchs des Sprachgefühls beschneiden, kurz eine echte und gerechte Regelmühle daraus machen würde. Statt dessen wollte Grimm lieber gar keine deutsche Sprachlehre in der Schule.

Ganz anders steht es mit dem lahmen Versuch seines Neffen Herman Grimm, sich gegen die vernichtende Verurteilung seiner Sprache und seines Stils durch einen unnachsichtigen Fachmann gleichfalls auf das Recht der Freiheit, will sagen der eigensinnigen Zügellosigkeit zu berufen: ‚Es sei keinem verwehrt, auf eigenen Wegen seine eigene Sprache auszubilden; trete kein Schuldeutsch an Stelle dieser natürlichen Vielfältigkeit. Keinem Schüler soll unter Garantie der Richtigkeit ein offizielles Deutsch eingeprägt werden und

Zu Seite 66.

18

[die brust erwärmt und hinreißenden

volks sichtbar darstellen und viel seine lieder die würde unserer natur erhebend allen menschen ideale bilder des lebens geschaffen haben. er ist zum lieblingsdichter des volks geworden und geht ihm über alle andern.

Nach dieser hinter dem was gesagt werden sollte zurück ~~bleibenden~~ gedichteten betrachtung seiner unvergänglichen ~~werke~~ gedichte ist übrig einen blick auf sein leben, auf seinen ruhm und die ausgabe seiner werke zu werfen.

In stürmischer ungebändigter jugend konnte neben hochstrebender, freudiger entfaltung aller seelenkräfte auch manche harte stunde des unmuts und der entsagung über ihn kommen, einmal in gedicht auch ist was in Arkadien geboren überwältigt ihn die rührendste klage

da steh ich schon auf deiner finsten ~~blicke~~ brücke,
furchtbare ewigkeit!
empfange meinen vollmachtbrief zum glücke,
ich bring ihn anerbrochen dir zurücke,
ich weiß nichts von glückseligkeit;

und anderwärts sang er:

erloschen sind die heitern sonnen,
die meiner jugend pfad erhellt,
die ideale sind zerronnen,
die einst das trunkne herz geschwellt.

aber diese empfindungen ~~konnten~~ vermochten nicht anzuhalten, bald muss alle qual von ihm gewichen, und wie die schatten entfliehen, neue heiterkeit in breiten streifen sein leben wieder eingenommen haben ein fruchtbares, von schweren krankheiten oft gebeugtes und erschütterte mannes alter, der innere mut kehrte ihm in den besseren tagen stets zurück:

[war eingetreten

nun glühte seine wange roth und röther
von jener jugend, die uns nie entfliegt,
von jenem mut, der früher oder später
den widerstand der stumpfen welt besiegt,
von jenem glauben, der sich stets erhöhte
bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
damit das gute wirke, wachse, fromme,
damit der tag dem edlen endlich komme.

In die schwäbische heimat war keine bleibende wiederkehr, kaum zeit zum besuch seiner bürgerlich rechtschaffenen altern und geschwister,

Aus Jakob Grimms Rede an Schillers hundertstem Geburtstag.
Mit Erlaubnis der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Digitized by Google

er ſich über deſſen Beſitz auszuweiſen haben.' Wenn irgendeinem unſrer neueren, ihres ſachlichen Wertes wegen geſchätzten Schriftſteller ſtrengſte ſprachliche und ſtiliſche Zucht nötig geweſen wäre, dann grade jenem Grimm, den ſchon ſein Name zu muſterhaftem Deutſch verpflichtete. Der Leſer prüfe die in dieſem Buche beigebrachten Proben von Herman Grimms loddriger Sprache und bilde ſich ſelbſt ein Urteil über deſſen Recht, in Fragen der Sprache und des Stils entſcheidend mitzureden.

Dritter Abſchnitt.

Drei Hauptſünden.

Satzdreh nach Und. — Als und Wie. — Derſelbe, Dieſelbe, Dasſelbe.

Hauptgebrechen deutſcher Zunge. (Jakob Grimm.)

Hierdurch beehre ich mich, Ihnen ergebenst anzuzeigen, daß mein Vertreter Herr Isidor Cohn Ihre Firma demnächst aufsuchen wird, und hoffe ich, daß Sie demselben recht reichliche Aufträge in Strumpfbändern übermachen werden. So ſchreibt das ehrenwerte Haus der Herren Schulze und Meyer in Treuenbrietzen an einen Geſchäftsfreund in Buxtehude und dünkt ſich damit auf der Höhe kaufmänniſcher Bildung und fließenden Geſchäftſtils. Es iſt nicht ſchön, daß die Herren Schulze und Meyer einen Hauptſatz nach ‚und' in die Frageform ſetzen; nur ſollte man dieſe widerwärtige Umdrehung den Herren Schulze und Meyer überlaſſen in dem Vertrauen, daß gebildetere Kaufleute ſchon nicht mehr ſo ſchreiben, ja daß Schulze und Meyer ſich die Unart mit der Zeit abgewöhnen werden. Anders ſteht die Sache, wenn wir in der alten Reichsverfaſſung Sätze wie die auf Seite 75 leſen, oder in einem kaiſerlichen Erlaſſe: *Dieselben liefern den Beweis, daß in meiner Armee nicht überall nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und sehe ich mich daher veranlaßt* —. Die Sprache des *Präsidenten* der deutſchen *Republik* oder ſeiner *republikanischen Koalitionskabinette* iſt um nichts beſſer geworden.

Wuſtmann und andre Sprachſchulmeiſter behandeln den Satzdreh nach Und wie Raubmord oder Einbruch. Es gibt viel ärgere Verſtöße gegen Richtigkeit und Schönheit der Sprache; doch ſtimme auch ich dafür, daß jene Umdrehung mit Stumpf und Stil ausgerottet werden muß. Man hat ſie mit allerlei Weißwäſchermitteln zu retten geſucht, hat Sätze erkünſtelt, in denen ſie nicht ganz ſo garſtig klingt; trotzdem heißt es in dieſem Falle wie in manchem andern: Das Heilmittel liegt nur im grundſätzlichen Vermeiden. Die ſchlechten Schreiber, die über einer Frageſtellung nach Und ertappt werden, berufen ſich, wie immer in ſolchen Fällen, auf unſre größten Schriftſteller und führen einen vereinzelten fehlerhaften Satz bei Goethe und Schiller oder wohl gar bei Luther an. Über dieſe Berufung eines ſchlechten Schreibers auf die guten und beſten wird an andern Stellen mit allem Nachdruck das Nötige geſagt. Die verhältnismäßig häufige Umdrehung nach Und bei Luther beweiſt nichts, denn faſt alle ſolche Stellen ſind in ihrem Satzbau ganz anders zu beurteilen als in der heutigen Sprache. Es iſt etwelcher Unterſchied der Fügung und des Stiles zwiſchen dem Satze: *Wir haben Ihre Order erhalten und werden wir dieselbe bestens effektuieren*, und den Stellen in Luthers deutſcher Bibel: *Es lief das Volk zu, und kamen etliche Tausend zusammen.* — *Und die Gräber taten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen.* Auch der Satz in einem Grimmſchen Märchen iſt nicht fehlerhaft: *Da ging das Kind in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau.* Bei Leſſing kommt die Umdrehung nach Und niemals vor, bei Goethe und Schiller ſehr ſelten. Wenn es im Fiesko heißt: *Elf Uhr vorüber, von Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Palast und kommt kein Fiesko*, ſo iſt dagegen nichts zu ſagen. Der 17jährige Goethe, geſcheiter als mancher neuere Stillehrer, rät einmal ſeiner Schweſter Cornelie: Streiche das Und, ſetzte davor einen Punkt und beginne einen

neuen Satz. Hätten doch die Verfasser der folgenden Satzgebilde jenen Rat Goethes gekannt und befolgt:

Auf dem Domanium (!) F. wird zum 1. Oktober ein tüchtiger Kuhhirt gesucht, er muß verheiratet sein und muß die Frau mitmelken. (Aus einer Kreisblattanzeige.) — Von Dienstag auf Mittwoch hält das 16. Infanterieregiment eine größere Nachtübung ab. Mittwoch erhält dasselbe feldmäßige Verpflegung und wird auf dem Gelände geschlachtet. (Wörnitzer Bote.) — Der Schwerverletzte wurde nach Hause gebracht und schwebte sein Leben lang in Gefahr. (Aus einer Straßburger Zeitung.) — Der Vorsitzende schloß die Versammlung und forderte sodann bei dem immer größer werdenden Tumulte Bürgermeister L. zum Verlassen des Saales auf.

Und das ließ sich der Bürgermeister gefallen? Aber nein, er selbst war ja der Auffordernde.

In einer großen Zeitung begann ein Manöverbericht: *Übrigens ziehen schon vorher unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldwebel—.* Hier stockt der heereskundige Leser und fragt: wovon? Erst die letzten Worte beruhigen ihn: ‚das Gelände'.

Aus dem Brief eines feingebildeten Beamten an einen Freund, nicht etwa aus der Einladung des Atreus an Thyest: *Willst du mir eine rechte Freude machen, dann komm um 6 Uhr, wir werden dann bis 8 Uhr fertig sein und können deine lieben Jungen mit dem Vater zusammen bei uns zu Abend essen.*

Hoffentlich sind dem Leser diese treu dem Leben entnommenen Sätze gebührend lächerlich erschienen. Nicht nur, weil er sich selbst durch die Umkehr nach Und gleicher Lächerlichkeit aussetzt, sondern weil sie dank den erfolgreichen Warnungen der Lehrer und der Sprachhilfsbücher jetzt gradezu eines der Kennzeichen sprachlicher Unbildung geworden, nehme sich der Leser vor, sie unter keinen Umständen mehr zu setzen. Zu streiten gibt es hier nichts mehr.

*

Was bedeutet folgender Satz: *Wir müssen den Alkohol höher besteuern wie in der Schweiz?* Für sprachlich ungebildete Menschen ist er überhaupt unverständlich; da sie als und wie fortwährend miteinander verwechseln, so kann der Satz einmal bedeuten: Wir müssen den Alkohol höher besteuern, als man ihn in der Schweiz besteuert; und mit demselben Recht: Wir müssen den Alkohol höher besteuern (als bisher), wie man das schon in der Schweiz tut. Der sprachlich saubre Mensch, der seinen eignen strengen Maßstab an alles Gelesene legt, kann nur die letzte Auffassung zulassen.

Dilthey schreibt: *In andern Dichtern wie in Schiller ist die Entstehung jedes darstellenden Werkes ein . . . Prozeß gewesen.* Lese ich einen solchen Satz, so muß ich zunächst untersuchen, ob Dilthey zu den sprachlich saubern Schriftstellern gehört, die ‚als' und ‚wie' streng unterscheiden; erst dann kann ich wissen, ob ‚wie' hier wirklich ‚wie' oder ob es nicht ‚als' bedeutet. — Wenn Otto Ludwig über Hamlet schreibt: *Ein eigenes Stück, bei weitem weniger dramatisch und von konziser Form wie seine übrigen Tragödien,* so ist man beim ersten Lesen nicht vor jeder Möglichkeit des Mißverstehens geschützt, zumal da das ‚weniger' vor ‚konzise' nicht wiederholt wird.

Was bedeutet der Satz: *Niemand anders hat gesprochen wie du?* Die sich über alle Sprachgesetze großartig hinwegsetzenden Schreiber werden auf solche Weise ausdrücken, daß keiner außer dir gesprochen hat; ein sprachgebildeter Mensch aber kann diesen Satz nur verstehen: Kein andrer hat so gesprochen wie du.

Wenn es irgendeine sprachgesetzliche Frage gibt, über die alles Streiten für immer aufhören sollte, so ist es die von ‚als' und ‚wie'. Es ist lächerlich, daß der so notwendige richtige Sprachgebrauch sich in Deutschland noch immer nicht durchgesetzt hat. Man verschone uns mit den abgedroschenen Berufungen auf den unsichern Gebrauch von ‚als' und ‚wie' bei unsern größten Schriftstellern; wer weder einen Faust noch einen Wallenstein geschrieben, möge wenigstens seine Alltagsprosa ohne diesen groben Fehler verfertigen. Übrigens haben selbstverständlich alle unsre besten Dichter und Schriftsteller in der weit überwiegenden Zahl der Fälle den Unterschied zwischen ‚als' und ‚wie' beachtet; die Abweichungen sind verhältnismäßig selten. Der einzige große Dichter, der das ‚als' nach

der Steigerung ſo gut wie gar nicht kennt, iſt beklagenswerterweiſe Hebbel; die Folge iſt, daß mancher Satz in ſeinen Tagebüchern und Briefen doppeldeutig oder unverſtändlich wird. — So iſt auch der Vers von Klopſtock: *Des Maies Erwachen ist nur schöner noch, wie die Sommernacht* zunächſt nicht vor jedem Mißverſtehen unbedingt geſchützt; denn man ſetzt grade bei Klopſtock voraus, daß er den, ſchon damals richtig erkannten, Unterſchied zwiſchen ‚als‘ und ‚wie‘ beachtet haben wird. Ähnliches gilt von dem Satze Schillers: *Katharina hatte gegen beide weit leichteres Spiel wie sonst.*

Alle ſolche Mißverſtändniſſe ein für allemal zu vermeiden, gibt es nur ein Mittel, die ſtraffe Regel: ‚als‘ ſteht für das Vergleichen ungleicher, ‚wie‘ für das Vergleichen gleicher Begriffe. Jede große Bildungsſprache unterſcheidet genau und ohne irgendwelche Ausnahme zwiſchen dieſen beiden Gattungen des Vergleichens; im Alt- und Mittelhochdeutſchen, aber noch mehre Jahrhunderte ſpäter, wurde der Unterſchied bei uns gefühlt und durchweg ſtreng bezeichnet. Der ſprachgebildete Deutſche würde ſich entehrt dünken, wenn man ihm öffentlich vorhielte, er habe *Il est plus grand comme lui* oder *He has more money as the other* geſchrieben. Sollte es unmöglich ſein, ihn zu bewegen, im Deutſchen dieſelbe ſehr notwendige Unterſcheidung mit gleicher Strenge wie im Franzöſiſchen und Engliſchen innezuhalten? Es handelt ſich ja in dieſem wie in den meiſten ähnlichen Fällen nicht um eine bloße Schulmeiſterregel, ſondern um die vernünftige und zweckmäßige Ordnung des Ausdruckes.

*

Was haben wir auf der Schule über die perſönlichen Fürwörter im Deutſchen gelernt? Doch wohl, daß ſie heißen: Ich, Du, Er, Sie, Es, Wir, Ihr, Sie? Dies haben wir in den unterſten Klaſſen gelernt, und hätte man dieſe Kenntnis in den höheren Klaſſen mit dem gleichen Nachdruck befeſtigt wie die des Unterſchiedes zwiſchen *hic* und *ille, is* und *idem*, ſo gäbe es im deutſchen Schriftweſen nicht einen der ärgerlichſten Sprachfehler. Ein Sekundaner, der in einer lateiniſchen Arbeit *is* und *idem* verwechſelte, oder in einer franzöſiſchen ſchriebe: *Philipp war der König von Makedonien, le fils du même était Alexandre*, würde von dem mit Recht ergrimmten Lehrer angefahren werden; wiederholte er dieſen Unſinn öfter, ſo bliebe er ſitzen. Der erwachſene Deutſche bleibt leider niemals ſitzen, wenn er ſtatt der perſönlichen Fürwörter mit Vorliebe Derſelbe, Dieſelbe, Dasſelbe ſchreibt. Trotz allem Eifer gegen dieſen Unfug findet man noch immer in der Mehrzahl der amtlichen Schriftſtücke, in manchen Zeitungen und faſt allen wiſſenſchaftlichen Büchern das ſchleppende dreiſilbige Ungetüm. Auch in dieſem Falle haben wir es nicht mit einer ſprachmeiſternden Schrulle zu tun, vielmehr iſt der Mißbrauch von Derſelbe ein Verſtoß gegen zwei Grundgeſetze des Stiles: Anwendung des geringſten Mittels und Sicherheit gegen Mißverſtändnis.

Der Ungeſchmack und die Sprachwidrigkeit von Derſelbe ſtatt Er liegen nicht allein in der ſchleppenden Dreiſilbigkeit, wiewohl ſchon ſie jeden Schreiber mit Sprachfeinſinn zur Wahl des einfachen Er zwingen müßte. Schlimmer als die Schwerfälligkeit iſt, daß Derſelbe nachdrücklich auf die Gleichheit mit einem vorangehenden Wort hinzuweiſen ſcheint, die zumeiſt gar nicht vorhanden, oder auf die eigens hinzuweiſen überflüſſig, ja lächerlich iſt. *Der Unterstaatssekretär im Reichspostamt Fritzsch, welcher vor längerer Zeit seinen Abschied erbeten, hat jetzt denselben vom Kaiser bewilligt erhalten.* Denſelben, beileibe keinen andern. — *Auf seinem Rittergut im Kreise Konitz ist Herr Oskar Wehr gestorben. Derselbe vertrat früher den Landtagswahlkreis Konitz-Schlochau.* Nur ja Derſelbe! Wie leicht könnte man ſonſt auf den Gedanken kommen, es handle ſich um zwei verſchiedene Menſchen.

Aus dem Bewußtſein vieler Schreiber iſt ganz entſchwunden, daß es ein perſönliches Fürwort Deſſen gibt. Man kann dicke Bücher und blätterreiche Zeitungen durchleſen, ohne ein einziges Mal Deſſen zu finden, dagegen alle zehn Zeilen das ſtelzbeinige Desſelben. Woher mag das dreiſilbige Schleppwort ſtammen? Das älteſte Deutſch kennt es als Erſatz für das perſönliche Fürwort überhaupt nicht. Erſt im 17. Jahrhundert taucht

es in der Literatur auf, zunächſt vereinzelt, faſt niemals mit der gleichen Überflüſſigkeit wie heute. Es rührt wahrſcheinlich aus der deutſchen Kanzleiſprache her, die ja urſprünglich nichts andres war als Überſetzungsdeutſch, lateiniſch Gedachtes in deutſcher Nachſtümperung. Otto Schroeder hat dem Dreiſilber die Hälfte ſeines lehrreichen Büchleins ‚Vom papierenen Stil‘ gewidmet; auf den wahren Urſprung ſcheint er mir nicht gekommen zu ſein. Ich bin ſelbſt nicht ganz ſicher, ihn entdeckt zu haben, ſpreche aber die Vermutung aus: das dem Hauptwort nachgeſtellte *ejus* hat dazu verleitet. Der deutſche Humaniſt, der ſich aus Überſetzen machte, gab mit ſeinem verrotteten Sprachgefühl *filia ejus* wieder: die Tochter desſelben. Der Franzoſe mit ſeinem geſicherten Sprachſinn ließ ſich durch die abweichende fremde Form nicht im natürlichen Gebrauch der eignen beirren: nie hat ein franzöſiſcher Kanzleiſchreiber oder gar Schriftſteller *filia ejus* anders als mit *sa fille* überſetzt; *la fille du même* hätte ihn als untauglich für ſein Amt erwieſen. Ähnlich in England; hier dient ſogar *the same* ſtatt *he* oder *she* zur abſichtlichen Kennzeichnung der Sprechweiſe ungebildeter Menſchen. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich deutlich, daß wir faſt durchweg Wendungen wie *filia ejus* ungerügt überſetzen durften: die Tochter desſelben.

Heute ſtehen die Dinge ſo, daß man ohne Übertreibung die guten und die ſchlechten Schreiber der Gegenwart einteilen kann in die mit und die ohne Derſelbe. Nicht etwa ſo, als ſtempelte der einmalige oder ſeltne Gebrauch eines falſchen Derſelbe den Schreiber ohne weiteres zum Schmierer; hingegen darf man ſicher ſein: bei jedem Liebhaber von Derſelbe, bei jedem der es häufiger ſetzt als Er, Sie, Es, finden ſich auch die meiſten übrigen Verſtöße gegen Sprachlehre und Stil beiſammen.

Das ſtrenge Verbot, Derſelbe ſtatt Er zu gebrauchen, iſt genau ſo wenig eine Willkürlaune der Sprachſchulmeiſter, wie das Verbot der Umkehr nach Und und des Wie nach der Steigerung. Auf die paar mittelmäßigen Sätze, in denen ein bequemer Schreiber ſich mit Derſelbe aus einer Verlegenheit zu helfen ſucht, kommt gar nichts an. Es gibt keinen Satz, worin Derſelbe unumgänglich nötig wäre. Gute Proſa, gleichviel ob auf Schreib- oder Druckpapier, iſt Kunſt, und nur von der Kunſt wird hier geredet, nicht von den Möglichkeiten, ſich zur Not verſtändlich zu machen. Die Kunſt aber iſt keine Sache für bequeme Leute, die ſogleich nach dem Allerweltsmittel Derſelbe greifen, weil ſie ihren Satz ungeſchickt angelegt haben und in ihren falſchen Unterbau zu verliebt ſind, um ihn ohne Derſelbe zu ändern. Hätte Spielhagen in dem Satze: *Einige Disziplinen, besonders in den oberen Klassen, waren in so schlechten Händen, daß in denselben Fortschritte zu machen unmöglich war* nicht durch das überflüſſig nachdrückliche Denſelben unſre Aufmerkſamkeit in die falſche Richtung gelenkt, ſondern einfach geſchrieben: *daß Fortschritte darin zu machen*, ſo wäre alles in Ordnung.

Natürlich berufen ſich die Schreiber mit der Derſelbigkeit auf Goethe, der gleich ihnen zuweilen Derſelbe geſchrieben. Der junge Goethe hat das ſehr ſelten getan, denn er ſchrieb veredelten Sprechſtil, und dieſer kennt kein Derſelbe. Otto Schroeder weiſt nach, daß es in den älteſten Teilen des Wilhelm Meiſter ſehr ſelten, in den aus ſpäterer Zeit ſtammenden häufiger iſt. In den zuerſt veröffentlichten Probeſtücken des ‚Urmeiſter‘ findet ſich ein einzigmal: *Im Grunde desselben (eines Hofes) stand eine künstliche Grotte.* Aus Italien ſchrieb Goethe (19. September 1786): *Wenn man diese Werke nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon.* Für die abſchließende Faſſung von 1816 ſchlimmbeſſerte er dies in den Altersſtil: *Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, erkennt man erst den großen Wert derselben.* — Ein zweites böſes Beiſpiel ſteht im ‚Philipp Hackert‘: *So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand.* Offenbar iſt ‚Jeder küßt ihm zuerſt mit Kniebeugen die Hand‘ ſatzbaulich wie ſprachlich beſſer; und hätte ein ſprachkundiger Zeitgenoſſe Goethen auf dergleichen hingewieſen, ſo hätte er es verbeſſert, wie er, durch Campe angeregt, in Neubearbeitungen überflüſſige Fremdwörter ausgemerzt hat.

Bei Winckelmann ſteht Derſelbe ziemlich oft; bei ihm aber, ſeltſam zu ſagen, faſt ſtilgemäß: es paßt nicht übel zu ſeiner feierlichen, zuweilen ein bischen geſpreizt hinwandelnden Rede.

Jawohl, Derſelbe kommt bei unſern Beſten vor; aber wie? Als vereinzelte Ausnahme. Bei unſern Mittelmäßigen, Schlechten und Schlechteſten aber kommt es oft, überoft, beinah als Regel vor. Sich auf vereinzelte Mißgriffe bei unſern guten Schriftſtellern zur Entſchuldigung für die eigne ſprachliche Unkenntnis zu berufen, iſt eine unziemliche Anmaßung, gegen die nur Grobheit ankommt. Im äußerſten Notfalle darf man ſogar einmal aus der deutſchen ‚Fraktur‘ ins Lateiniſche übergehen und ſolche Stümper zur Ordnung rufen: *Quod licet Jovi, non licet bovi!*

Ein ziemlich arger Derſelbiger iſt Heine: *Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche.* Haben wir gar kein Recht, Denſelben auf Eichhörnchen zu beziehen? Heine hat das ſchwerlich beabſichtigt, ſondern Denſelben ſollte ſich auf Tannen beziehen, alſo auf ein weiter als Eichhörnchen entferntes Wort. Erſt durch die ſcharfe Hinweiſung, die man naturgemäß auf das Nächſte bezieht, wird der Satz ſchief; das ſchwächere ‚ihnen‘ würde kein Mißverſtändnis hervorrufen. Noch beſſer wäre allerdings: darunter. — *Daß sie an ihrem Paschah-Fest Christenkinder schlachten, um das Blut derselben zu gebrauchen. — Der spukende Doktor, und derselbe demonstrierte so eifrig. — Der Prinz ist nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonfaloniere der Demokratie derselben die besten Dienste zu leisten.* Ein recht ungeſchickter Satz, der ſeinen richtigen Schick bekäme durch die kleine Einrenkung: *einige Zeit der Demokratie als ihr Gonfaloniere die besten Dienste.*

Bei Laube: *Unser Theater ist der Zweck. Zur Beleuchtung desselben komme ich sicherlich auf diesen Wegen, vielleicht auch zu einiger Förderung desselben.* Trotz zweimaliger, nachdrücklicher Hinweiſung erfährt man nicht mit völliger Beſtimmtheit, ob Desſelben auf Theater oder Zweck geht.

Bei Jakob Burckhardt: *Schließlich noch ein Wort über die Dialekte. Das Dasein derselben ist ein Phänomen. — Sie hatte derselben ziemlich viele. — Erst später erfolgte wieder eine absichtliche, aber bloß lokale Pflege derselben.* Dies alles kurz nach einander. Auf der nächſten Seite: *Auch Nichtangehörige dieses Dialekts dichten oder schreiben in demselben, wenn die Gründer der betreffenden Gattung demselben angehört haben.* So bei einem unſrer Beſten!

Bei Ihering: *Mit diesem Satz berührt unser Schriftsteller noch mit einem Fuß die Erde, dann aber reißt er sich von derselben auch mit letzterm* (!) *los und erhebt sich ...* Und kein gebildeter Setzer wagte es, den großen Gelehrten um Änderung zu bitten!

Bei W. Münch: *Die Sprache, die Mittel sein soll, macht sich in ihrer Rolle so breit, daß sie aus derselben herauswächst und zum Zweck wird.* — Bei Herman Grimm: *Über den Erfolg der Reise hat Curtius Bericht erstattet, und ist derselbe unter dem Titel ... besonders erschienen.* Eine prächtige Nutzanwendung des Herman Grimmſchen Sprachgrundſatzes auf S. 66 von der Freiheit! Die ſprachgebildeteren Leſer einer nahen Zukunft werden ſich die Freiheit nehmen, Schriftſteller mit ſolchen ſprachlichen Freiheiten nicht mehr zu leſen. — Adolf Stahr, einer der ſchlimmſten Derſelbiger unter den älteren Berühmtheiten, die man nicht mehr lieſt: *Kleopatra, das Weib, das als die Königin dieses wilden Karnevals die romantische Personifikation desselben darstellen sollte, wie ihr Ausgang den düstern Aschermittwoch desselben bildet.*

Hans Delbrück, der Herausgeber der berüchtigten ‚Erklärung‘ von 1889 (S. 170), wählt, wie alle Unterzeichner jener Erklärung, nach ſelbſterteiltem Zeugnis ‚ſeine Worte mit Bedacht‘, alſo wohl auch in dem Satze: *Von der Feuerwaffe möchte es scheinen, als ob man derselben gar keinen Einfluß zuerkennen wollte.* Er wird beredt beweiſen, daß hier nur ‚derſelben‘, beileibe nicht ‚ihr‘ ſtehen darf. Aber Eufemia von Balleſtrem hat das gleich gute Recht: *Juno Ludovisi! ich hatte sie nie wiedersehen wollen, weder in ihrer grandiosen Marmorschönheit, noch im Lichtbild derselben.* Und vermutlich hat

auch der Verfertiger dieſer Anzeige mit Bedacht geſchrieben: *Man bestehe deshalb auf Verwendung der Sunlight-Seife. Dieselbe ist erhältlich —.*

*

Die vorangehenden Beiſpiele ſollten nur die Häßlichkeit von Derſelbe dartun, wenigſtens den Leſern von Geſchmack. Da jedoch über Häßlichkeit und Geſchmack eifrig geſtritten, aber nichts bewieſen werden kann, ſo ſei verſucht, ‚Demſelben‘ durch den Nachweis ſeiner Gefährlichkeit den Todesſtoß zu geben. Bei Dilthey ſteht: *Daß aus denselben Keimen seine Schöpfungen erwuchsen, verteidigte er hartnäckig gegen die Neigung, denselben Ideen unterzulegen.* Das zweite Denſelben kann recht wohl auf ‚Keimen‘ bezogen werden. Selbſt nach mehrmaligem Leſen bleibt die Möglichkeit eines Zweifels, ob denſelben zu Keimen oder zu Schöpfungen gehört; beides gibt einen faſt gleich guten Sinn.

Wilamowitz-Möllendorff, ebenfalls einer der ſelbſtbewußten ‚Erklärer‘ von 1889, ein hartnäckiger Feind reiner Sprache, ſchreibt: *Dionysos hat seine Feiern, die zweijährigen Feiern in Berg und Wald, oder was an Stelle derselben tritt, eingesetzt.* Er hätte ſeine Worte mit noch größerm Bedacht wählen ſollen: der Leſer ſchwankt trotz dem ſcheinbar ſo ſcharf hinweiſenden Derſelben, ja gerade deswegen, ob die Feiern oder Berg und Wald gemeint ſind.

Bei Ranke über Richelieu: *In allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließlich herrschen.* Der einflußübenden Klaſſen oder der höchſten Gewalt? Selbſt der weitere Zuſammenhang ergibt nicht ſogleich das Richtige.

Zu den unverſtändlichſten deutſchen Schreibern gehört Schelling; ſeit Schopenhauers ſchonungsloſen Angriffen herrſcht hierüber kein Streit. Natürlich iſt Schelling auch ein Derſelbiger: *Dennoch ist eben diese unbekannte Wurzel, aus deren Erhebung* (?) *alle Bildungen und lebendigen Erscheinungen der Natur hervorgehen.* Dann folgt: *Ohne die Erkenntnis derselben ist die Physik ohne wissenschaftlichen Grund.* Man könnte einen Preis ausſchreiben auf die unzweifelhaft richtige Beziehung von Derſelben. Es kann gehören: 1. zu Wurzel, 2. zu Erhebung, 3. zu Bildungen und Erſcheinungen, 4. zu Natur. Ich würde mich um den Preis mit der Vermutung bewerben: zu Wurzel. Aber Schelling, wie unzählige Schreiber, hielt es für ſchlechten Stil, ein Wort aus einem vorangehenden Satze zu wiederholen und ſo ſeinem Gedanken den ſofort verſtändlichen Ausdruck zu geben, was ſeine Pflicht als Philoſoph und Schreiber war; ſetzte vielmehr ein ſchwammiges Wort, das Dunkelheit erzeugen mußte. Ob Schelling oder Hegel der Unverſtändlichere ſei, ſteht noch nicht feſt; jedenfalls iſt Hegels Satz: *Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existiert, kann allein das wissenschaftliche System derselben sein* ebenſo dunkel wie der von Schelling.

Heinrich von Sybel, einer unſrer guten Proſaſchreiber, treibt im allgemeinen keinen Mißbrauch mit Derſelbe; wo er es tut, wird er meiſt alsbald durch Mißverſtändlichkeit beſtraft: *Damit ist Frankreich durch Verletzung der Neutralität von der Kollektivgarantie zurückgetreten; folglich, nach der offiziellen englischen Theorie, existiert dieselbe nicht mehr.* Die Neutralität oder die Kollektivgarantie? oder gar die Theorie? Vielleicht trifft man durch öfteres Hin- und Herraten das Richtige; iſt aber der Geſchichtſchreiber zum Rätſelaufgeben, der Leſer zum Rätſelraten da? — *Ich bemerke, daß unsere politischen Parteien noch keineswegs feste Stellung zu den hauptsächlichen Fragen genommen haben; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten derselben durch die neuen Verhältnisse aufgelöst oder umgestaltet werden.* Es bleibt dunkel, ob die Parteien oder die Fragen aufgelöſt werden ſollen.

Eduard von Hartmann: *Es könnte ja sein, daß derselbe (Vischer) jetzt selbst zu hart über seine frühere Arbeit urteilt; dann würde die Geschichtsschreibung dieselbe gegen ihn in Schutz nehmen müssen. Es kann aber auch sein, daß sie sich der Verurteilung des Verfassers anschließen muß; dann wird dieselbe ihr allerdings gestatten —.*

Häckel beginnt ſeine ‚Welträtſel‘ mit den aller Welt rätſelhaften Sätzen: *Am Schlusse des 19. Jahrhunderts, vor dem wir stehen, bietet sich dem denkenden Beobachter eines der merkwürdigsten Schauspiele. Alle Gebildeten sind darüber einig, daß dasselbe* (doch zweifellos das Schauſpiel) *in vieler Beziehung alle seine Vorgänger unendlich überflügelt und Aufgaben gelöst hat.* Erſt jetzt dämmert es uns, daß doch wohl das weit voranſtehende 19. Jahrhundert gemeint ſei.

Henry Thode will uns belehren: *Das deutsche Element* (!) *gelangte zum vollen Sieg über das fremde. Worin dasselbe liegt, läßt sich mit wenigen Worten sagen* Es folgt eine längere Auseinanderſetzung, indeſſen erfahren wir nicht, ob Dasſelbe das deutſche oder das fremde ‚Element‘ bezeichnen ſoll. Er hätte es uns mit weit weniger Worten klar geſagt, wenn er je nachdem jenes oder dieſes geſchrieben hätte. Er hätte das unzweifelhaft getan, wäre ihm in ganz jungen Jahren beigebracht worden, daß Derſelbe kein Wort für einen denkenden Schüler iſt und einen ebenſo groben Fehler darſtellt wie *ut* mit der Bin-Form.

Bei dem in allen Sprachfragen meiſt peinlich ſaubern C. F. Meyer ſteht doch einmal (in der Verſuchung des Pescara): *Der Blick des Herzogs und der demselben aufmerksam folgende seines Kanzlers fielen auf ein schäkerndes Mädchen.* Warum überhaupt Derſelbe? Gerade durch die ſcharfe Hinweiſung wird man einen Augenblick auf den Herzog gelenkt ſtatt auf den Blick. Dieſer eine Augenblick aber genügt, um uns im reinen Kunſtgenuß zu ſtören. Man ſtreiche ‚demſelben‘, und alles iſt in Ordnung.

Heinrich Dernburg ſagt in einem Vortrag: *Wissenschaft und Kunst verlangen beide ausgebildete Technik und feste Formen. Damit sie aber nicht in denselben erstarren . . .* Wer erſtarrt, und worin? Gibt es nur eine Deutung? — Wenn Düntzer in einer Überſchrift ſagt: *Goethes Auffassung der (Faust-) Sage und die Darstellung derselben im ersten Teil,* ſo läßt er uns im quälenden Zweifel, ob Goethe die Fauſtſage oder ſeine Auffaſſung ‚derſelben‘ dargeſtellt hat. Und wenn Spielhagen berichtet: *Das Studium umfaßt 6 Jahre. Ich kämpfte mich während desselben allmählig zur regelrechten Ausübung meines Berufes durch. Als es beendet ist, stehe ich für den Rest meines Lebens in demselben fest,* ſo iſt uns alles ſonnenklar, nur wiſſen wir nicht, ob er nun in dem Studium, in dem Beruf, in dem Reſt oder in dem Leben feſtſteht.

Aus Zeitungen: *Der Ballon befand sich gerade über dem Garten des Herrn Kommerzienrats B., als derselbe platzte.* Hoffentlich platzte nur der Ballon. — *Den übrigen Gefangenen wurden die Nasen abgeschnitten und dieselben* (alſo die Naſen?) *verstümmelt dem Pascha wieder zugeschickt. — Der Sultan kam auf einem Rappen daher geritten und war die Brust desselben mit einem großen Orden geschmückt.* Sind wir ganz ſicher, daß nicht der Rappe den Orden trug? Bei Sultanen iſt vieles möglich.

*

Die folgenden Sätze rühren aus einer einſt ſehr einflußreichen Stillehre her, das heißt von deren Verfaſſer ſelbſt: *Wer das Wesen der Mundarten in diesem Sinne erfaßt und dieselben als etwas geschichtlich Berechtigtes erkennt, der wird auch nicht Gefahr laufen, dieselben zu unterschätzen. — So leicht man den pathetischen Rhythmus durch das Gefühl erkennt, so ist es doch nicht leicht, die besonderen Formen desselben zu bezeichnen. — Wirkt schon im Lateinischen das Manierte des Ciceronianischen Stils abstoßend auf einen wahrhaft gesunden Geschmack, so wird eine Übertragung desselben auf die deutsche Sprache unerträglich, das Unnatürliche desselben wird da doppelt empfunden.* Und wie erſt das doppelte Derſelbe! — *Althochdeutsch nennen wir diejenige Gestalt unserer hochdeutschen Sprache, welche dieselbe im 8. bis 12. Jahrhundert hatte.*

Es gibt Leute, die fragen, wie man in ſolchen Fällen Derſelbe vermeiden könnte? Es iſt ja nur die Folge breitſpuriger Wortmacherei; oder ſagt der letzte Satz mehr als: ‚Althochdeutſch nennen wir die Geſtalt unſrer hochdeutſchen Sprache im 8. bis 12. Jahrhundert‘? Übrigens iſt auch ‚unſrer‘ überflüſſig. — Aus einem andern Stilbuch, dem

Digitized by Google

Kellerſchen Antibarbarus: *Wie nun bei dem Widerſtreite der Meinungen für den Hochdeutſchen die Aufgabe erwächst, gegen keine derſelben ſich unparteiiſch zu verhalten, ſondern aus dem Angebot, das jede derſelben auf den Markt bringt —.* Der Leſer beſſere ſelber; es ſind nur zwei Striche nötig.

Dilthey über einen Katalog: *Für den Literaturhiſtoriker wäre am günſtigſten, wenn derſelbe* (alſo der Literarhiſtoriker) *im Unterſchiede von Real- oder Namenkatalogen chronologiſch geordnet würde. Man könnte dann in demſelben —.* Ich fände es noch günſtiger, wenn zuvörderſt alle Literarhiſtoriker ſprachlich geordneter würden.

Was ſagt man zu folgendem Satze W. Scherers: *Die Miß Sarah Sampſon beruht auf denſelben Vorausſetzungen wie Diderots Stücke, iſt aber unabhängig von denſelben.* Und ein Schriftſteller wie Ernſt Curtius, auch einer der ‚Erklärer‘ von 1889, ſchreibt hin und läßt ſtehen: *Die höchſten Leiſtungen erheben ſich ja überhaupt ſo weit über dem Boden, welcher ſie getragen hat, daß derſelbe für die Erkenntnis derſelben gleichgültig wird.*

Ihering kennt das perſönliche Fürwort kaum, jedenfalls haßt er es: *Es wurden drei Fragen geſtellt, die eine derſelben betraf —. Was ſoll nun an die Stelle jener theoretiſchen Arbeiten treten? Wenn dasjenige, was ich bisher über die praktiſche Wertloſigkeit derſelben geſagt habe, richtig iſt, ſo begründet der Wegfall derſelben nicht die mindeſte Lücke.* Daß wir im Deutſchen die Wörter ‚deren‘ und ‚ihre‘ haben, fällt ihm nicht ein. — Auch zwiſchen Theobald Ziegler und den perſönlichen Fürwörtern beſteht unverſöhnliche Feindſchaft: *Schade, daß Treitſchke dieſelben noch nicht gekannt hat, zumal da derſelbe doch —. — Schiller findet, dasſelbe* (Goethes Stück) *ſchlage ins epiſche Feld hinüber, ſobald man den ſtrengen Maßſtab der Tragödie an dasſelbe lege.* Zu ihrem Glück ſind manche der ſchlimmſten Derſelbiger ſchon Hochſchullehrer. — Bemerkt zu werden verdient, daß Erich Schmidt niemals derſelbert.

Eine beſondre, ſehr ſeltne Spielart: das vorausgenommene, frei in der Luft ſchwebende Derſelbe wird durch dieſen Satz des ‚Erklärers‘ Rodenberg vertreten: *Sie* (die Füchſe) *machten zum großen Schrecken derſelben häufige Spaziergänge und Beſuche in der Nachbarſchaft.*

Das Beſchämendſte aber leiſtete in dieſem Punkte das wichtigſte Stück früherer öffentlicher deutſcher Proſa: die alte Reichsverfaſſung. Nicht ein einziger Artikel (derſelben!), der nur die entfernte Möglichkeit zur Einſchmuggelung des langgeſchwänzten Kanzleiwortes (in dieſelbe!) bot, iſt von dem Verfaſſer (derſelben!) verſchont geblieben. Ich weiß nicht, welcher hohe Staatsbeamte 1870 mit der Wortfaſſung (derſelben!) betraut war; wohl aber weiß ich, daß ſein Sprachgefühl von äußerſter Stumpfheit geweſen ſein muß. Die Folgen ſind nicht ausgeblieben: Mißverſtändniſſe aller Art entſtehen durch die mißbräuchliche Derſelberei. Im Artikel 8 heißt es: *In jedem dieſer Ausſchüſſe werden .. mindeſtens vier Bundesſtaaten vertreten ſein und führt* (Satzdreh) *innerhalb derſelben jeder Staat nur eine Stimme.* Welcher derſelben? Der vier Bundesſtaaten oder der Ausſchüſſe? — Eins der ärgerlichſten Beiſpiele für die Sprache der alten Reichsverfaſſung bietet der erſte Abſatz des Artikels 53: *Die Kriegsmarine des Reiches iſt eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaiſers. Die Organiſation und Zuſammenſetzung derſelben liegt dem Kaiſer ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieſelben nebſt den Mannſchaften eidlich in Pflicht zu nehmen ſind.* Hätte man dem Verfaſſer die Bibel zur kanzleimäßigen Umarbeitung übergeben, wir würden wahrſcheinlich als erſten Vers leſen: ‚Im Anfang wurde von Seiten Gottes einerſeits der Himmel, andrerſeits die Erde zur Erſchaffung gebracht; letztere war eine wüſte und leere und war es finſter auf derſelben.‘

Mit dem Stil der Reichsverfaſſung wetteiferte der des alten Reichstages. Einige der letzten Präſidenten — die früheren und frühſten konnten Deutſch — leiteten die Verhandlungen in folgender anmutreicher Sprache: ‚Wünſcht der Herr Antragſteller das Wort? — Er hat dasſelbe‘, oder ebenſo ſchön: ‚Derſelbe hat es‘. — ‚Ich eröffne die Diskuſſion über § 1.

und — ſchließe dieſelbe. Wünſcht der Herr Referent noch das Wort? — Derſelbe verzichtet', oder: ‚Er verzichtet auf dasſelbe'. — Daß die Sprache der *National*verſammlung und der heutigen deutſchen *Kabinette* beſſer geworden, habe ich nicht bemerkt.

*

Wir wären nicht Deutſche, wenn ſich nicht Verteidiger Desſelben gefunden hätten. Mein lieber Deutſchlehrer Albert Heintze verſucht in ſeinem Buche ‚Gut Deutſch', *Derſelbe* wenigſtens in gewiſſen Ausnahmefällen zu entſchuldigen; ja er empfiehlt gradezu einen Satz wie: *Hat der Veräußerer eines Grundſtücks eine beſtimmte Größe desſelben zugeſichert*, in der Meinung, hier ſei Desſelben unvermeidlich. Ich behaupte: es läßt ſich ſchlechterdings kein Satz mit Derſelbe bilden, der nicht durch geringfügige Änderungen ohne die kleinſte Umgeſtaltung des Sinnes von ‚Demſelben' gereinigt und dadurch geſchmeidigt werden kann. Was iſt einfacher, als in Heintzes Satz zu ſchreiben: ‚Hat der Veräußerer eines Grundſtückes dieſes (oder es) in einer beſtimmten Größe zugeſichert'? Ja, es wäre ſogar zuläſſig: ‚Hat der Veräußerer eines Grundſtücks eine beſtimmte Größe zugeſichert'; denn auch dieſe Faſſung läßt für vernünftige Menſchen keine Doppeldeutung zu.

Th. Matthias erklärt unbegreiflicherweiſe Desſelben für notwendig in folgendem Satz eines Grimmſchen Märchens: *Es blieb nichts übrig, als den Bart abzuſchneiden, dabei ging ein kleiner Teil desſelben verloren.* Wie konnte nur einem ſo feinſinnigen Sprachkenner entgehen, daß an dem Satze nicht das Geringſte geändert wird, wenn man Desſelben ſtreicht? Ganz allgemein: das beſte Mittel, ſich Derſelbe, Dieſelbe, Dasſelbe vom Halſe zu ſchaffen, iſt in vielen Fällen die Streichung. *Die ſtädtiſchen Behörden dürfen ſich nicht von einem unteren Beamten der Krone abfertigen laſſen durch die Weigerung desſelben, die Akten höheren Orts zu unterbreiten.* Man ſtreiche Desſelben, und der Reſt bedeutet genau dasſelbe. — *Wenn das Rohr auch nicht gerade eins der optiſch ſtärkſten iſt, ſo erfüllt es doch ſeinen Zweck, dem Publikum den Anblick der Wunder des geſtirnten Himmels zu ermöglichen, vollauf. Wir bringen nebenſtehend vortreffliche Abbildungen desſelben.* Desſelben? Welches ſelben? Des Himmels? Wahrſcheinlich nicht, ſondern des Rohres. Man ſtreiche Desſelben, und alle Zweifel ſchwinden.

Was ſoll man dazu ſagen, wenn man in einer Kinderfibel für die unterſte Stufe der Volksſchulen in einem Leſeſtückchen über die ‚Zeit' den Satz findet: *Der Anfang des Tages heißt der Morgen, die Mitte desſelben* (des Morgen?) *der Mittag.* Ein beſonders aufgewecktes Kindchen fragte ſeine Mutter: ‚Was iſt denn desſelben? Das iſt ja gar nicht wahr'! Das ſiebenjährige Mädchen hatte einen feineren Sprachſinn als der Verfaſſer der Fibel. Die Mutter wußte dem Kinde nicht zu raten; ich riet ihm (demſelben): ‚Streich's weg'! Mit ausgelaſſener Freude ſtrich es (dasſelbe) das überflüſſige Zeug weg, und ſiehe da: der Satz war nicht nur kürzer, er (derſelbe) war auch verſtändlich geworden.

Richard Wagner: Er wohnte einer Vorſtellung des ‚Ring (!) des Nibelungen' bei und erklärte infolge deſſen meinem Freunde, zu jeder Aufführung desſelben wieder nach Bayreuth kommen zu wollen. — Paul Lindau: Der Inhalt dieſes Buches iſt ſehr mannigfaltig und bis auf die letzten pietätvollen Seiten desſelben ... — Spielhagen: Wenige Tage darauf war er in ein Bad gereiſt. Bevor er aus demſelben zurückkam ... — Ich hatte eine Reiſe nach Erfurt gemacht und war von derſelben als Verlobter meiner jetzigen Frau zurückgekehrt. — Ihering von den Aufgaben der juriſtiſchen Prüfer: Nur wer ſelber die Schwierigkeiten einer Aufgabe nicht kennt, kann ſich in der Wahl derſelben in der Weiſe vergreifen, daß er ...

Man ſtreiche hier lieber gleich den ganzen Zuſatz ‚in der Wahl derſelben': der Reſt wird dadurch verſtändlicher.

Wilhelm von Humboldt: So wichtig die Geiſtesfreiheit, ſo ſchädlich jede Einſchränkung derſelben. — Wundt: Leſſing ſtellt den Satz nicht an den Anfang ſeiner Betrachtung, ſondern an das Ende derſelben.

Ein Verteidiger Desſelben hat es in folgendem Satze Wundts für unerſetzbar erklärt: *Die franzöſiſchen Kunſtrichter ſind ihm in der dramatiſchen Kunſt trotz der Ver-*

kehrtheit ihrer Ansichten oder vielmehr gerade wegen derselben die willkommensten Objekte. Unerſetzbar? Man ſchreibe: *trotz oder vielmehr gerade wegen der Verkehrtheit ihrer Ansichten.* Erſetzt iſt hierdurch Derſelben freilich nicht; aber wozu erſetzen, wo man ſtreichen kann und ſoll?

*

Außer dem Streichen von derſelbe gibt es das Wiederholen des Hauptwortes. Bei zahlloſen deutſchen Schreibern herrſcht die grundfalſche Meinung, man dürfe niemals ein Begriffs- oder Zeitwort innerhalb weniger Zeilen wiederholen. Eine törichte Sprachmeiſterregel, die zu allerhand Schnörkeleien führt. Das Wiederholen iſt keineswegs bloß ein Nothilfsmittel, iſt (!) vielmehr unter Umſtänden ein Mittel (!) zum helleren Belichten oder zum Verſtärken des Ausdrucks. Weder die franzöſiſche noch die engliſche Stillehre kennt das Verbot der Wiederholung am rechten Platz. Der ausgezeichnete Stilkunſtlehrer Lanſon beginnt ſein Werk über den franzöſiſchen Stil: *Le livre s'adresse aux jeunes filles, puisqu'il fait partie d'une collection à l'usage des jeunes filles.* Alle ältere deutſche Stillehrer hätten in einem ſolchen Falle ‚zum Gebrauche derſelben' geſchrieben. Sie hätten es richtiger gefunden, wenn es bei Schiller hieße: *Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch dasselbe gewonnen sein.* Oder bei Goethe im Wilhelm Meiſter (4, 13): *eine große Tat auf eine Seele gelegt, die derselben* (bei Goethe: *der Tat!*) *nicht gewachsen ist.* Offenbar nur aus Angſt vor der Wiederholung ſchreibt Eduard von Hartmann lieber unklar: *Übrigens ist es zweifelhaft, ob und wie weit Kant mit den ästhetischen Arbeiten Winckelmanns und Lessings bekannt war, da er dieselben meines Wissen nicht erwähnt.* Erwähnt Kant nicht die Arbeiten, oder erwähnt er nicht einmal die Namen Winckelmann und Leſſing? Beides iſt ſehr wohl möglich, jedes aber gibt einen weſentlich verſchiedenen Sinn. Klar würde Hartmanns Meinung nur durchs Wiederholen werden: ‚da er ihre Arbeiten, oder: da er dieſe beiden Schriftſteller nicht erwähnt.' Der Leſer Hartmanns hat allen Anſpruch, genau zu erfahren, ob Kant wirklich nicht einmal die Namen Winckelmann und Leſſing nennt, zumal da wir wiſſen, daß Goethes Name ſich in keiner der Schriften Kants findet.

Vor dem Niederſchreiben des Satzes: ‚Das Volk las damals noch nicht, alſo konnte für das Volk unmittelbar nichts geſchrieben werden' hatte ich einſt zu überlegen, wie ich die Rückverweiſung auf das Volk ausdrücken ſollte. Als gebildeter Menſch wäre ich, nach Gildemeiſters hübſchem Wort, ſelbſt im Schlafe nicht auf ‚Dasſelbe' verfallen. Ich ſchwankte ein Weilchen zwiſchen ‚Es' und der Wiederholung von ‚Volk' und entſchied mich für die Wiederholung. Ich habe ſie in ſpäteren Auflagen ſtehen laſſen, mehr aus Rückſicht auf die meiſten Leſer als aus ſprachlicher Überzeugung. Ich wollte eigentlich lieber ſchreiben: alſo konnte für es nichts geſchrieben werden. Da jedoch meine Leſer in der Schule gelernt hatten: ‚es' darf niemals in Präpoſitionen ſtehen, ſo zog ich jene an ſich ja nicht ſchlechte Wiederholung vor. In einem Stilbuch wird bemerkt: *Diese Anfeindung* (von Derſelbe) *dürfte wohl die meisten zu der Frage veranlassen, was an diesem Worte denn so schlimm sei, und wie man sich ohne dasselbe behelfen solle und könne.* Dieſer Satz ſollte zugleich beweiſen, daß es in gewiſſen Fällen ohne Dasſelbe nicht gehe. Abgeſehen davon, daß der Verfaſſer ſchreiben durfte: wie man ſich auf andre Weiſe oder anders behelfen ſolle, — warum denn nicht: ohne es?

Adelung war der eigenmächtige Verbieter des Es nach Vorwörtern. Eigenmächtig, denn weder der ältere, noch der zeitgenöſſiſche Sprachgebrauch berechtigte ihn dazu. Jakob Grimm verteidigte, ja empfahl dringend die Schreibung: ‚durch es, für es' und ſchrieb in der Vorrede zum Deutſchen Wörterbuch über das gemeinſame Geſchäft mit dem Bruder daran: *Auf welche Weise wir uns beide in es finden und einrichten* —. Und in einem der Grimmſchen Märchen heißt es: *Das eine der beiden Kinder war von einer Tür, die über es gestürzt war, das andere durch einen auf es gefallenen Stuhl beschädigt worden.* Man erſetze die Es durch Dasſelbe, und man hat die ſchönſte Kanzleiſprache, aber keine Menſchenrede. Es wäre ein Gewinn für unſre Sprache, wenn wir

Grimms Beispiel befolgten. Man ersetze in dem Aufrufe Wilhelms 1. vom 18. Juni 1866: *Das Vaterland ist in Gefahr! Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen* das kanzleimäßige Dasselbe durch das sich von selbst auf die Lippen drängende natürlichere Es oder Uns, und die Wucht des Satzes wird eher verstärkt. In Süddeutschland und Österreich, wo ‚es' gesprochen wird, wäre es leicht, die blöde Adelungsche Regel umzustoßen. Wie kräftig klingt der Vers in Seidls bekanntem Gedicht Hans Euler: *Für es hab' ich gestritten, für es schlug ich ihn tot!* Allerdings können solche Umschwünge nur durch das kühne Beispiel unsrer Dichter und besten Prosaschreiber bewirkt werden.

Zum Glück darf festgestellt werden, daß Derselbe heute zum Abschütteln vom Lebensbaum der Sprache reif ist. Vielfach begegnet man schon dem bewußten Kampfmittel unsrer Romandichter, die sprachliche Unbildung eines ihrer Menschen durch den Gebrauch von ‚Derselbe' zu kennzeichnen, z. B. bei Georg Reicke im ‚Grünen Huhn'. Die rechthaberischen Rettungsversuche einiger unkünstlerischer Schreiber, so R. M. Meyers, die auf den bequemen Notbehelf nicht verzichten wollen, sind aussichtslos; spätestens in einem Menschenalter wird ‚Derselbe' nur noch von den Bildungslosen geschrieben werden.

Vierter Abschnitt.

Hauptwort.

Worte sind der Seele Bild — Sagen herbe, deuten mild,
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten! Was wir haben, was wir hatten. (Goethe.)

Dieses Buch ist keine Sprachlehre für Kinder, auch keine für die des Deutschen unkundigen Ausländer; es werden darum hier, wie in den vorangehenden drei Abschnitten nur solche Sprachfragen behandelt, die mit der Stilkunst zusammenhängen. Die Kenntnis der Geschlechtsregeln und der Hauptwörterbiegung wird vorausgesetzt; über Zweifelhaftes gibt jede bessere Sprachlehre unsrer Schulen Aufschluß.

Nahezu unbegrenzt ist die Möglichkeit brauchbarer Zusammensetzungen von deutschen Hauptwörtern. Sie nehmen zu; im Nibelungenlied stehen nur 86 zusammengesetzte Hauptwörter. Grimms Wörterbuch enthält 730 Verbindungen mit Land, über 600 mit Hand, 510 mit Geist, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe — die von Andern um mehr als 600 bereichert wurden —, 144 mit Bier, sicher unvollständig. Im Griechischen sind uns nur 72 Zusammensetzungen mit *ψυχή*, nur 305 mit *θεός* bekannt. Auch das Sanskrit, das zusammensetzungsreiche, steht weiter hinter dem Deutschen zurück. Das Deutsche läßt alle europäische Sprachen an Fülle hauptwörtlicher Neubildung weit hinter sich; dafür sind aber die andern Sprachen geschützt gegen solche Geschmacklosigkeiten wie: Persönlichkeitsglaubensbekenntnis (J. Hart), Reichskanzleramtspräsidentenstelle, Puritinkesselsteinverhinderungsmittelerzeugungsgesellschaft (kein erfundenes Wort), Kommunalsteuereinschätzungskommission, Zentralgenossenschaftskassengesetznovelle (im preußischen Abgeordnetenhaus, 1896), Kyffhäusergeschenkartikelhalle, Werftverwaltungssekretariatsassistent, Kriminaldienstthundpatrouillen, Zündwarensteuerausführungsbestimmungen. In Regensburg zeigte jüngst ein Finanzrechnungskommissariatsakzessist die Geburt eines gesunden Mädchens an; es wird dereinst in das Heiratsverzeichnis des Standesamtes als Finanzrechnungskommissariatsakzessistentochter eingetragen werden, denn es hat dasselbe gute Recht wie die Ansbacher Stiftungsadministrationskontrolloffiziantentochter Magdalena F., die sich kürzlich mit einem Landesversicherungskammersekretär von Mittelfranken verehelichte. — Österreich wetteifert mit Bayern als Heimat der reichsten Amtstitel: dort gibt oder gab es Statthaltereikonzeptspraktikanten, Einreichungsprotokollsdirektorialassistenten, Hilfsämterdirektionsadjunkten. — Besonders geschmacklose Zusammensetzungen finden sich bei Gutzkow, z. B. eine Nuraufgottbezogenheit, ein Nachneunuhrzubettgehen. Ich finde den Hottentottenpotentatentantenattentäter der Fliegenden Blätter geistreicher und sprachrichtiger.

Allgemeine Regeln über die noch zulässigen Grenzen für hauptwörtliche Neubildungen durch Zusammenziehen — oder Zusammenziehungsneubildungsgrenzregeln? — lassen sich nicht aufstellen. Sie hängen vom guten oder schlechten Geschmack ab, und der gute Geschmack läßt sich nicht eintrichtern, der schlechte nicht hinaustadeln. Allzu streng dürfen wir nicht sein, denn wir wollen uns erinnern, welche Fülle herrlicher Dichterneuworte wir dem fast überkühnen Drange Goethes zum künstlerischen Zusammenschweißen verdanken: Lächelmund, Schlossensturm, Führertritt, Unglücksmann, Rettungsdank und reichlich hundert andre. Wenige sind in die allgemeine Schriftsprache, noch weniger in die Redesprache eingedrungen: z. B. Blütenträume, Wonneschauer, Spottgeburt, Sternenall, die Lebensfluten und der Tatensturm, Sprechergewicht; doch wer nähme Anstoß an solchen nur ihm eigen gebliebenen Wortschöpfungen wie: Knabenmorgenblütenträume, Weltwirrwesen, Brandschandmalgeburt, Wonnegraus, Wechselnichtigkeit (von der hohlen Briefschreiberei des Gleimschen Kreises), Flügelflatterschlagen, Pappelzitterzweig. Kellers wundervolles ‚Lindenwipfelwehn' ist nicht in die Alltagssprache gedrungen, gehört ja aber in eine höhere Welt.

Ohne Wagemut keine Neubildung, ohne manches unlebendige Neuwort Goethes und Andrer keine Bereicherung durch solche Sprachkleinode wie: Anempfinder und Anempfinden, Mitsinn (statt Sympathie), Umwelt (ein Jahrhundert vor dem überflüssigen, modegeckischen Milieu), Übermensch (ein Jahrhundert vor Nietzsche), Buntheit, Halbheit, meilenfern, Mundart, Unstern und wie viele andre, die sämtlich den Adelungs unmöglich und abgeschmackt erschienen. So hüte man sich, Neuschöpfungen der Gegenwart wie Goetheschwärmer, Wagnerfreunde, Bismarckbeleidigungen als Sprachdummheiten zu verschreien. Neue feste Begriffe forderten und erzwangen sich neue feste Ausdrücke. Ich möchte selbst einem so schlechten Kunstschreiber wie Meier-Gräfe nicht den Spaß verderben, zu schreiben: *Man ärgert sich über die Kaltehundeschnauzigkeit bei einem Volke.* Vollends ist es bloße Pedanterei, der Verwaltungssprache so klare und nicht übel lautende Neubildungen wie Solleinkommen und Istausgabe zu benörgeln.

Daß unsre Neuworte in der Mehrzahl Zusammensetzungen sind, ist begreiflich; neuer sprachlicher Urstoff entsteht nur unter besonders glücklichen Umständen. Doch ein Schöpfer ist schon, wem das Formen des kunstvoll Neuen aus vorhandenem Stoffe gelingt; ist das Neugebilde fertig, so erscheint es selbstverständlich, und grade dies ist seine Goldprobe. Jeder Dichter strebt nach solchen Neuschöpfungen, manche schwelgen darin bis zum Übermaß, so z. B. Rückert. Nietzsche spielt kühn und schön mit Schöpferkraft:

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
Wer sich wickeln muß mit Binden,
Angebunden, Krüppelgreis,
Wer da gleicht den Heuchelhänsen,
Ehrentölpeln, Tugendgänsen,
Fort aus unserm Paradeis! (An den Mistral.)

Die Zusammensetzung wirkt fast immer dichterischer als die Nebeneinanderstellung, darum liebt jene der Dichter und der dichtende Volksmund. Im Griechischen des 1. Korintherbriefes, 13, stand: Zungen der Menschen und der Engel; der griechische Schreiber durfte nicht anders, denn selbst das zusammensetzungsfrohe Griechisch versagte. Luther schrieb als etwas ganz Natürliches: Menschen- und Engelzungen. In der Apostelgeschichte (1, 24) steht: ‚Herr aller Herzen Kündiger'; erst der dichterische Volksmund schuf hieraus den Herzenskündiger. Mit noch so kühner Zusammensetzung der Griechen halten wir Schritt: Wolkenkuckucksheim (zuerst bei J. Minckwitz) läßt sich neben des Aristophanes *νεφελοκοκκυγία* sehen. — Grimmelshausen bildete Freudenschall; Klopstock das Hohngelächter (der Hölle), das Lessing in der Emilia wiederholte; Schiller schrieb zuerst die Worte Gedankenfreiheit, Herrscherseele, Lügenbrut.

Aus dem 19. Jahrhundert haben wir den Waldmeister, die Burschenherrlichkeit, den Blaustrumpf (nach dem Englischen), den Untertanenverstand (allerdings nur den beschränkten), den Prinzipienreiter (vgl. S. 451), den kostbaren Staatshämorrhoidarius (von Pocci in den Fliegenden Blättern), den Struwwelpeter, zweifelsohne (‚so reinlich und so zweifelsohne', siehe Büchmann), den Großmachtkitzel, den Salontiroler, die Milchmädchenrechnung,

das Rauhbein, den Tingeltangel, den Halsabschneider oder Kravattenmacher, und aus neuster Zeit den Lockspitzel (von Henckell), die Scharfmacher und Wadenstrümpfler. Schon hier weise ich hin auf mein Buch ‚Deutsche Sprachschöpfer', das mehr als zweieinhalbtausend Neubildungen behandelt.

Wie üppig das Kraut oder Unkraut der Zusammensetzerei gelegentlich aufschießt, zeigen die geilen Schößlinge von ‚Khaki' (so um 1900): Khakiruhm, -patrioten, -armee, -logik, -politik, -moral, -anleihe, -taumel, -kurs, -presse usw.; oder gar die zahllosen von ‚Ersatz' aus den traurigen Weltkriegshungerjahren.

*

Über das seit mehr als einem Jahrhundert umstrittene Binde-s in hauptwörtlichen Zusammensetzungen sei bemerkt, daß Jean Paul, der es in späteren Jahren nach einem Hauptwort weiblichen Geschlechtes durchweg ausmerzte, aus sprachgeschichtlicher Unkenntnis handelte, indem er das s für das Zeichen des männlichen, also falschen Zweitfalls hielt, anstatt für einen aus seinem Sprachmusikgefühl eingeschobenen Wohlklangston. In der 39. Makame hat ihn Rückert köstlich ausgespottet. Harden, der Jean Paul nachäfft, hat nicht einmal dessen Entschuldigungsgrund für sich, denn die heutige Sprachwissenschaft könnte ihn eines Bessern belehren. Seine Regierungräte, Liebelieder, Milderunggründe sind ebenso abgeschmackt wie übelklingend. Zur Strafe hat Harden weder einen Geburtstag noch Geburttag (vgl. S. 46). — Hoffentlich ist die ‚Hilfslosigkeit' bei einer Sprachmeisterin wie Ricarda Huch nur ein Druckfehler.

Feste Regeln für und gegen das Binde-s sind bisher nicht aufgestellt worden; es stände traurig um das Sprachgefühl eines deutschgebornen Menschen, wenn ihn sein inneres Ohr nicht untrüglich über diese Frage belehrte. Allenfalls ließe sich die Regel aufstellen: Die im Deutschen reichlich vorhandenen Zischlaute sollten nicht durch ein Binde-s gehäuft werden. Dieses kann in Hoffnungschimmer, Volkschule, Geschichtschreiber Zeitungschreiber, Verwaltungsprache, Gesellschaftsitten, also beim Zusammenstoß von Zischlauten oft unbedenklich wegbleiben, denn darin wird es selbst auf den besten Bühnen nicht gesprochen.

*

Unter den fehlerhaften Zusammensetzungen ist die bekannteste und lächerlichste die von der Art der reitenden Artilleriekaserne, oder des ledernen Handschuhmachers. Eine Erklärung des solchen Sprachfehlern zu Grunde liegenden Irrtums ist überflüssig. Die folgende Sammlung beansprucht nicht, vollständig zu sein. Der Parlamentsprache gehören an: geheimes Stimmrecht, unlauteres Wettbewerbsgesetz, Einfuhrverbot amerikanischen Schweinefleisches, Getreideeinfuhrscheine nach Rußland, theologischer Kollegienbesuch. Aus andern Sprachschichten stammen: der rote Weintrinker, kleines Gewehrfeuer (statt Kleingewehrfeuer), künstliche Wasserfabrik, keimfreie Eisgesellschaft, der getragene Kleiderhändler, die verfaulte Obstfrau und der gedörrte Obsthändler, der wohlriechende Wasserfabrikant und der rohe Seidenhändler, die verwahrloste Kinderanstalt und die aufgelösten Klosterjungfrauen, die bärtige Mannesstimme, der ausgestopfte Tierhändler, der zahlreiche Familienvater, der unorganische Naturforscher (so bei Emil du Bois).

Eine Abart dieses aus Gedankenverschwommenheit entspringenden Fehlers stellen Wendungen dar wie: der Bekehrungsversuch eines Gegners, statt: der Versuch, den Gegner zu bekehren; die Anpassungsmöglichkeit an die Umgebung. Da in diesem Buche zu gebildeten Menschen deutscher Zunge gesprochen wird, so bedarf es keiner umständlichen sprachlichen Darlegung; der Leser begreift aus seinem gesunden Sprachgefühl, daß und warum alle jene Beispiele arg fehlerhaft sind, und wird sich hüten, meine Sammlung durch eigne Erzeugnisse zu bereichern. Er entschuldige sich nicht etwa mit dem je einmal bei Goethe vorkommenden plastischen Metallarbeiter, dem unreifen Traubensaft, dem wilden Schweinskopf, dem geschnittenen Steinhandel, der römischen Kaiser-Krönung, oder mit Lessings verschmitzten Frauenrollen; denn der Leser ist weder ein Goethe noch ein Lessing, und vereinzelte sprachliche Nachlässigkeiten bei unsern Klassikern dienen einem

vernünftigen Menſchen nicht zum Vorbild, ſondern zur Warnung. Bei Jakob Grimm ſteht einmal ‚ungeborne Lämmerfelle.‘ Sanders tadelte Grimms Titel Deutſches Wörterbuch, benamſte das ſeine: Wörterbuch der deutſchen Sprache und bewies dadurch nur ſeinen Mangel an feinem Sprachſinn. Wollen wir etwa Kellers Lobſpruch auf Storm, den ‚ſtillen Goldſchmied und ſilbernen Filigranarbeiter‘, pedantiſch bekritteln? Ebenſowenig wie Goethes Italieniſche Reiſe, oder den franzöſiſchen und engliſchen Sprachunterricht; ja wir wollen nicht überſtreng ſein gegen italieniſche Reiſeeindrücke. Vereinzelte ſcherzhafte Wendungen wie ſaure Gurkenzeit oder ein dummer Jungenſtreich ſind nicht weſentlich anders zu beurteilen als Sauregurkenzeit oder Dummerjungenſtreich.

*

Daß ein gebildeter Deutſcher Haupt- und Eigenſchaftswort richtig beugen kann, ſetze ich voraus; über gewiſſe zweifelhafte Doppelformen (die Werke vieler großer Männer oder vieler großen Männer uſw.) geben Hilfsbücher, z. B. mein ‚Gutes Deutſch‘, Aufſchluß. Sextanerfehler bei bekannten oder berühmten Schriftſtellern wie: *Aus aller Herren Länder* (ein Büchertitel Rodenbergs), *des Meister Retzsch, der Besuch des Hofrat B.* (bei Heine) ſind beſchämend, aber gar nicht ſelten.

Auf viele Schreiber wirken die „ “ wie die geſenkten Wegeſchranken an der Eiſenbahn auf die Kutſcher, nämlich, daß ihnen alle Räder der Sprachwelt plötzlich ſtillſtehen: *die Personen in Schillers ‚Räuber‘, der erste Akt von ‚Die Jungfrau von Orleans‘, in Varnhagen von Enses ‚Deutsche Erzählungen‘* (dies letzte bei Heine!).

Welcher Sprachmeiſterer hat die Regel erfunden, nach der man nur ſchreiben darf: mit ſtarkem engliſchen Whisky? Ich glaube, Adelung. Warum nicht engliſchem? Bei Goethe ſteht: nach überſtandenem ſorgenvollem Leben, aus natürlichem frommem Gefühl, nach bezahltem teurem Lehrgeld, eine Art von unnatürlichem wiſſenſchaftlichem Hunger; bei Schiller: mit weitem flammendem Rachen; bei Treitſchke: Geſtalten von unvergänglichem menſchlichem Gehalt. Wir haben wahrlich Wichtigeres zum Vertiefen des deutſchen Sprachſinnes zu tun, als ſolche überflüſſige Federfuchſerei zu treiben. Die ausgetiftelten Gründe von der ‚Koordinierung und Subordinierung‘ kenne, aber mißbillige ich.

Der Verfall unſrer Beugeformen iſt ſo arg, daß wir retten ſollten, was noch zu retten iſt. Es iſt keine ſchrullenhafte Altertümelei, wenn man zur größeren Klarheit im dritten und vierten Fall Goethen und Schillern ſchreibt, und es iſt beſſer, im zweiten Opitzens als Opitz’ zu ſchreiben, denn man ſchreibt doch nicht bloß fürs Auge. Leſſing bildet ſelbſt von dem engliſchen Namen Hill: Hillen, Schiller ſchreibt Karln dem Fünften. So werden wir wohl nicht mehr ſchreiben; dagegen ſollten Lenzens Hofmeiſter, Voſſens Odyſſee, Maxens Fahrrad in gepflegter Sprache die Regel ſein oder wieder werden. Wie wird die ſofortige Verſtändlichkeit, und ſie iſt das Ziel, verſtärkt in dem Satze: ‚Goethe war damals Shakeſpeare der einzige echte Dramatiker der modernen Völker‘ durch die Änderung ‚Goethen‘!

Den Ausländern macht die Unterſcheidung des Dritt- und Viertfalls im Deutſchen die größten Schwierigkeiten: im Munde oder unter der Feder der Deutſchen iſt die meiſtmißhandelte Beugung der Zweitfall. Ein Oberreichsanwalt am Reichsgericht ſchreibt: ‚Des Feſtungsgefangenen Rechtsanwalt Liebknecht.‘ Überhaupt werden von Schreibern mit ſtumpfem Sprachgefühl alle Berufsnamen als beugungslos betrachtet. Man weiß allerdings nicht, was ärger iſt, die Weglaſſung des Zweitfall-s oder die Erſetzung des echten Zweitfalls durch Von mit Drittfall, ähnlich engliſchem *of* und franzöſiſchem *de*. Es iſt ſprachwidrige Schluderei, zu ſchreiben: *Die Größe von Berlin, die Bedeutung von London, die Vorstellung vom königlichen Theater*, und man ſollte ſich in jedem ſolchen Falle nach der Schule und dem Deutſchlehrer des Schreibers erkundigen. Bei Schmoller ſteht: *vollständiges Einverständnis auf Grundlage von dem Worte des Ministers*. Im Literariſchen Echo wird durchgelaſſen: *Phryne verwirrt als Modell und Geliebte des großen Praxiteles das Herz von dessen Schüler Lysippos*. — Natürlich ſchreibt Goethe ſchön und untadelig: *Es kann die Spur von meinen Erdentagen*, denn hier liegt kein reines Zweitfallverhältnis vor. Und in Grimms Schneewittchen heißt es nicht unrichtig:

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein. — Schopenhauer empfiehlt eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller, wo der Unterschied zwischen Genetiv und Ablativ gelehrt werde, und fragt mit Recht: Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer (das Leben von Leibniz statt Leibnizens Leben) aufgenommen werden? Er nennt Von mit Dativ statt des Genetivs den ‚Deutschfranzosenjargon' und hat wiederum Recht.

Gefährlich wird der echte Zweitfall, wo er in Massen auftritt, ähnlich den Wanderraupenzügen, Glied an Glied gehängt. In einer reichsgerichtlichen Entscheidung (Strafsachen Band 3, Nr. 20), also aus der Feder eines der höchsten Richter im Reich, heißt es: *Die Zulässigkeit der Berücksichtigung der Unkenntnis der Tatsache der Existenz einer solchen Verordnung ist vom Gesetz nirgends versagt.* Hiermit ist aber noch nicht das Äußerste des Raupen- und Bandwurmstils erreicht; die Frankfurter Zeitung berichtete jüngst folgende Juristenleistung: *Die Tatsache der Berechtigung der Nennung des Namens des Verfassers des inkriminierten Artikels der Nummer der Heidelberger Zeitung des betreffenden Tages.* Möglich wären solche Kettensätze ja auch im Französischen und Englischen; warum wohl sind sie ein Vorrecht des deutschen Stils? — Im griechischen Wortlaut der Offenbarung 19, 15 stehen 5 Zweitfälle hintereinander, — ein Beweis, daß kein gebildeter Grieche das geschrieben hat; Luther hat 3 Zweitfälle daraus gemacht.

*

Was hätte ein deutscher Quartaner zu befahren, der in einer lateinischen Arbeit schriebe: *Vita Alexandri, filius regis Philippi?* Es ist nicht auszudenken. Daß er nicht nach Tertia versetzt werden würde, ist das Mindeste. Ein hochgebildeter Deutscher, Rodenberg, durfte schreiben: *Meine Jugendjahre verflossen mir als Berliner Schusterjunge* (nicht etwa drollig gemeint) und eine hochfahrende Erklärung gegen den Deutschen Sprachverein unterzeichnen.

Eine unsrer sprachlich sehr ungebildeten Schriftstellerinnen, Ossip Schubin, die in mindestens vier Sprachen grobe Böcke schießt, läßt ein Mädchen sagen: *Als Mensch hab ich ihm auch nie besondere Sympathien abzugewinnen vermocht.* Wer ist der Mensch, Er oder Sie? Der weitere Zusammenhang ergibt: Er; Ossip Schubin kann nicht deutsch genug, um dies auszudrücken. — Heinz Tovote erzählt von Anna: *Sie hielt sich gern in diesem kleinen Vorzimmer auf, eine Art Boudoir.* Daß dies kein Druckfehler ist, sondern einer eigenwüchsigen Sprachlehre entstammt, beweist eine etwas spätere Stelle: *In das kleine Vorzimmer, ein schmaler, einfenstriger Raum.* Ich zweifle nicht, daß der Tertianer Tovote dies oder etwas Ähnliches seinerzeit in richtigem Latein gesagt haben würde; im Deutschen kommt es bekanntlich auf solche Pedantereien nicht an.

Lublinski, ein von seiner Gemeinde ehemals gefeierter Richter über deutsche Literatur, findet die Kenntnis der Anfangsgründe deutscher Sprachlehre für sein hehres Amt entbehrlich; er schreibt über Bleibtreu und fährt fort: *Als Kritiker dagegen war diese dichterische Schwäche in den Tagen der Revolution seine entschiedenste Stärke.*

Von mittelmäßigen Schriftstellern wie Rodenberg, Ossip Schubin, Tovote, Lublinski fordern wir mit Recht, daß sie wenigstens die deutsche Sprachlehre beherrschen. Lesen wir dagegen bei Richard Wagner: *Daß die todesmutige Begeisterung sich immer wieder nur an der Wacht am Rhein stärke; ein ziemlich flaues Liedertafelprodukt,* so sagen wir: Nachlässigkeit des Genius, und nehmen uns vor, als arme Schächer doppelt vorsichtig zu sein. Mit gleichem Gefühl lesen wir Schillers bedenkliche Verse: *Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen Zerreißen sie des Feindes Herz,* worin ‚zuckend' zunächst fälschlich auf ‚sie' bezogen wird, und Goethes Satz: *Der Zug windete sich durch die Katharinen-Pforte, seit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang.* Selbst bei Lessing dem Klaren steht einmal diese zweideutige Nachlässigkeit: *Als Prediger bin ich mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht.* Wer sich aber für ähnliche Nachlässigkeiten auf Wagner, Lessing, Goethe und Schiller

berufen wollte, wäre mit aller Schärfe in seine Schranken zu weisen. Und wenn ein sonst so feiner Prosaschreiber wie Lothar Bucher sich einmal gehen läßt: ‚In der Arbeit des Kolonisierens wurde das deutsche Volk geführt von zwei Fürstenhäusern, beide Grenzwächter des Reichs', so sagen wir: schade, daß man so nicht schreiben darf! Zurechtzuflicken sind solche Sätze nicht, sie müssen gründlich umgeformt werden.

Fünfter Abschnitt.

Zeitwort.

1. — Handlungs- und Leideform. — Erzähl- und Vollendungsform. — Gegenwart der Erzählung. — Wenn mit „würde". — Bin-Form und Sei-Form.

Im Anfang war die Tat!

Wer das Zeitwort beherrscht, der beherrscht die Sprache und ist auf dem Wege zum Stil. Das Zeitwort, nicht das Hauptwort, ist die Wirbelsäule des Satzes; wo diese verkrümmt ist, da trägt in zehn Fällen neunmal die schlechte Behandlung des Zeitwortes die Schuld. Natürlich gehören die meisten Verstöße gegen die sichere Beherrschung des Zeitwortes streng genommen in die Sprachlehre, und fast alles in diesem Abschnitt zu Sagende müßte jeder mittelgebildete Leser aus seiner Schule unverlierbar mitbringen. Gewiß ist ihm alles irgendeinmal von einem Lehrer gesagt worden, leider ohne den gleichen Nachdruck wie im lateinischen und griechischen Unterricht. Ein Tertianer, der *quin* mit der Bin-Form, ein Sekundaner, der französisches *si* mit der Bedingungs-Form verbände, würde Schwierigkeiten bei der Versetzung finden; hingegen schadet ihm bedingendes ‚Wenn' mit ‚würde' schon weniger.

Alles Reden und Schreiben ist Ausdruck bewegter, sich abrollender, vorwärts strebender Gedanken; darum ist das Zeitwort in handelnder Form in jedem Zweifelsfalle der Leideform vorzuziehen. Ja sogar das zielende Zeitwort im Zweifelsfalle dem unzieligen. Bestimmtheit und Klarheit sind bei der Handlungsform; Umschweif, Abschwächung, Trübung bei der Leideform, d. h. in Zweifelsfällen, wie abermals hinzugefügt sei. — ‚Hinzugefügt sei'! Eigentlich wollte ich schreiben: wie ich abermals hinzufüge, und dies wäre das Einfachere und Bestimmtere. Da jedoch der Schreiber aus richtiger oder falscher Bescheidenheit nicht immer sein Ich aufdringen mag, so wählte ich zur Abwechselung die Leideform. Jakob Grimm schreibt einmal aus ähnlichem Grunde: *Es wird sich ausdrücklich darauf berufen* und begeht aus Bescheidenheit eine arge Härte. In einer großen Zeitung finde ich: *Dadurch unterscheidet sich die Kurie von allen andern Mächten, daß sie niemals und unter keinen Umständen auf irgend ein Recht verzichtet, das je von ihr beansprucht wurde.* Wer beansprucht, die Kurie von einem Andern, oder der Andre von der Kurie? Erst nach zweimaligem Lesen oder zweimaligem Durchdenken trifft man das Richtige: daß die Kurie ein Recht von einem Andern beansprucht; indessen die Auffassung, daß der Andre von der Kurie ein Recht beansprucht, ist angesichts der nie aufhörenden Kämpfe zwischen Kurie und Staat nicht sinnlos.

*

Die deutschen Sprachlehren und die neueren Sprachbesserungsbücher bemühen sich mit löblichem Eifer, zwischen Erzählform *(Imperfektum)* und Vollendungsform *(Perfektum)* unverrückbare Grenzlinien zu ziehen. Ich gebe zu, daß es viele Fälle gibt, wo über die ausschließliche Zulässigkeit des einen oder des andern kein Zweifel, auch kein Schwanken in der Schreibart guter Schriftsteller besteht. Ich bestreite aber (in der weniger bestimmten Leideform: bestritten wird), daß sich für den Unterschied der beiden Zeiten scharfe, jedem Schreiber verständliche Regeln aufstellen lassen, die immer nur die Erzählform oder die Vollendungsform richtig wählen lassen. Ich mache mich anheischig, jeder

der in den Sprachlehren aufgestellten Regeln samt ihren Beispielen aus unsern besten Schriftstellern hundert Beispiele entgegenzuhalten, die bei gleichem gedanklichem Verhältnis das Gegenteil beweisen. Schopenhauer wettert mit der bei ihm in Sprachfragen so häufigen Selbstverblendung gegen alles ihn Widerlegende:

Diese unwissenden Tintenklecker haben in den Vierzigerjahren aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt [beide finden sich reichlich bei hundert zeitgenössischen Schriftstellern], indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Kosten, nicht etwa bloß aller feineren Richtigkeit, oder auch nur aller Grammatizität (!) der Phrase [er meint des Satzes]; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indem barer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie. Ich wollte wetten, daß aus diesen letzten zehn Jahren sich ganze Bücher vorfinden, in denen kein einziges Plusquamperfektum, ja vielleicht auch kein Perfektum vorkommt.

Schopenhauer würde seine Wette sicher oder, um schopenhauerisch zu schreiben, sicherlich verloren haben.

Weiterhin stellt er eigenmächtig, wie alle Sprachmeisterer, die Regel auf: ‚Man darf im Deutschen das Imperfekt und Perfekt nur da setzen, wo man sie im Lateinischen setzen würde; denn der leitende Grundsatz ist in beiden Sprachen derselbe: die noch fortdauernde, unvollendete Handlung zu unterscheiden von der vollendeten, schon ganz in der Vergangenheit liegenden.' Diese Regel mag gelten oder nicht, — in unsern besten Prosawerken finden sich soviele Abweichungen, daß der Begriff einer Regel nahezu erlischt. Man wird sich in diesem Falle wie in so vielen andern auf das an den Mustern geschulte Sprachgefühl der Gebildetsten halten müssen. Was würde Schopenhauer z. B. gesagt haben gegen Goethes Verse in der Achilleis:

Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Toten,
Der ihm den Freund erschlug und der nun bestattet dahinsank?

Denkgesetzlich richtiger wäre ‚erschlagen hatte'; doch welcher Leser wagt, ‚schlug' für falsch zu erklären? Selbst in guter Prosa wäre gegen solch eine ‚falsche' Erzählform nichts zu sagen.

*

Bekannt ist der Gebrauch der Gegenwartsform zur Belebung und Abwechselung des Stils; in größeren Erzählungswerken ist sie unentbehrlich, und alle Literatursprachen gebrauchen dieses wichtige Stilmittel. Zur richtigen Anwendung gehören Takt und Geschmack: der Inhalt muß durch wertvolles Eigenleben die Verlebendigung der Form rechtfertigen. Unzulässig ist das Hin- und Herschwanken zwischen der Gegenwarts- und Vergangenheitsform auf kleinem Raum. Dahlmann, eine Mischung aus nüchternem Denker und leidenschaftlichem Empfinder, bedient sich immerfort der belebenden Gegenwart, weil ihm andre Belebungsmittel spärlich zu Gebote stehen, und gerät dadurch in störende Stillosigkeit: *Mirabeau verläßt sein Regiment, flieht nach Paris. Von hier begann eine Reihe von Verfolgungen für ihn. Sein Vater läßt gerade . . . Er beschloß, ihn von nun an . . .*

Daß Wendungen wie: ‚Der Herr Kommerzienrat sind ausgegangen' weder mit Sprachlehre noch mit Stil etwas zu schaffen haben, daß sie vielmehr in die deutsche Sittengeschichte gehören, leuchtet ein. Besser gefällt mir schon der Bericht jenes Offiziersburschen: ‚Der rechte Stiefel des Herrn Leutnants sind entzwei', denn die wahre Manneszucht ergreift den ganzen Mann, vom Scheitel zum Stiefel.

*

Wie streng wird in unsern Schulen darauf gehalten, daß die Jungen lateinisches *si*, griechisches εἰ und ἐάν mit den richtigen Zeiten und Aussageformen verbinden, die Mädchen wenigstens das französische *si*, das englische *if*. Dürfte ein deutscher Schüler seine höhere oder mittlere Schule verlassen, ohne mit ähnlicher Strenge belehrt zu sein über den Gebrauch des deutschen Wenn? Hamerling, ein ehemaliger Lehrer, schrieb über Fehler wie: ‚Wenn ich wissen würde', statt ‚Wenn ich wüßte': ‚Ich stelle den Antrag zur Grün-

dung eines Vereins zur Konservierung der organischen Form des Konjunktivs *imperfecti* im Deutschen'. Wir bedürfen keines besondern Vereins, die Schule ist der beste Verein, und von ihr ist nachgrade dringend zu fordern, daß sie den Schülern einhämmere: Es heißt einzig ‚Wenn ich wüßte', niemals ‚Wenn ich wissen würde'. Abweichungen von dieser so einfachen wie notwendigen Regel kommen bei guten Schriftstellern äußerst selten vor, bei den meisten überhaupt nicht. Bei der trefflichen Sprachkünstlerin Marie von Ebner-Eschenbach fand ich sie nur einmal in der entschuldbareren Wendung ohne Wenn: ‚Würde ich damals geahnt haben (statt: hätte ich), so wäre ich . . .' In den Bummelversen des Scheffelschen Trompeters steht:

Ach Gott, und doch wär's besser,
Es würd' ein Andrer sein.

Es wäre für Scheffel eine Kleinigkeit gewesen, einen Reim zu finden auf ‚Wenn es ein Andrer wär'!'; selbst ein nicht ganz reiner Reim würde das gebildete Ohr weniger beleidigen als jener grobe Sprachfehler.

In seiner prächtigen Redesprache hätte Rosegger niemals gesagt: *Die Mühle stand so versteckt im Gebüsche, daß ich vergebens nach derselben (!) ausgespäht hätte, wenn an ihr nicht zwei Tannen emporgeragt haben würden*, sondern grade umgekehrt: ausgespäht haben würde, . . . geragt hätten. Wie denn überhaupt Rosegger allemal dann unsicher wird, wenn er aus der natürlichen Menschenrede in die Papiersprache abbiegt.

Bei den Ganzpapierenen ist ‚Wenn' mit ‚würde' beinah die Regel, so bei dem Geschichtschreiber Ottokar Lorenz: *Es wäre eine vollkommene Täuschung, wenn man den alten Goethe für den Lobredner vergangener Zeiten halten würde.* — Nicht ganz so schlimm steht es mit folgendem Satze Chlodwigs von Hohenlohe, eines Meisters in der Behandlung der abhängigen Rede: ‚Ich fragte ihn, ob es ihm recht wäre, wenn ich ihn in Dieppe besuchen würde.' Und wer will etwas sagen gegen die Verse im zweiten Teil des Faust:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen.

*

Über den Gebrauch der deutschen Sei-Form (des *Konjunktivs*) gibt es eine ansehnliche sprachwissenschaftliche Literatur; in einigen wenigen Hauptpunkten stimmt sie ziemlich überein, leider sind das die, worin alle gebildete Schreiber ohne sprachgesetzliche Unterweisung übereinstimmen. Selbst in der französischen, sehr viel feiner durchgearbeiteten und durch den festen Sprachgebrauch aller guter Schriftsteller unterstützten Sprachlehre gibt es schwierige Zweifelsfälle des richtigen Gebrauches des ‚Subjonctifs'. Es kann einer Sprache garnichts schaden, wenn nicht alles und jedes ein für allemal nach dem eisernen Kantel einer starren Regel gradegezogen ist. Eben da, wo die wissenschaftlichen Regeln aufhören, bekommt das künstlerische Sprachgefühl Spielraum, und wir wollen es nicht beklagen, daß im Gebrauche der deutschen Sei-Form selbst bei den besten Schriftstellern eine edle Freiheit besteht. Freuen wir uns dieses geringen Restes alten Formenreichtums, folgen wir dem Rufe der sprachedeln Isolde Kurz: ‚Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv!'; hüten wir diesen jedenfalls sorgsam. Dulden wir nicht, daß er durch gröbliche Schlamperei verwüstet werde; erlauben wir aber den Regelschmieden nicht, den wirklich bedachtsamen Schreibern unnötige Fesseln anzulegen.

Einverständnis über den Gebrauch der Bin- und der Sei-Form herrscht für Sätze wie: ‚Der Fürst verdient, daß man ihn liebt' (er verdient die ihm schon gezollte Liebe), und: ‚Der Fürst verdient, daß man ihn liebe' (er verdient die, ihm noch nicht gezollte, Liebe). Und was sollten wir ohne die Sei-Form anfangen, um zu unterscheiden: ‚Du hast es nicht verdient, daß man dich begnadigt' (aber du bist dennoch schon begnadigt worden), und: ‚Du hast es verdient, daß man dich begnadige' (aber du bist noch nicht begnadigt worden). Die Sprachmeisterei geht weiter und behauptet aus der Tiefe ihres Gemütes, keineswegs gestützt auf einen feststehenden Sprach- und Schreibgebrauch der guten

Schriftſteller, es ſei falſch (ebenſo gut: es iſt falſch), zu ſchreiben: ‚Er ſagt mir, er iſt krank'. Unbedingt falſch iſt das nicht; eine feinere Wiederſpiegelung der Gedankenwelt des Sprechenden wird aber unterſcheiden, ob er das Geſagte glaubt oder bezweifelt oder in der Schwebe läßt. In den beiden letzten Fällen wird man durch die Sei-Form abſchatten: ‚Er ſagt mir, er ſei krank'.

Offenbare Sprachſchlamperei iſt die Bin-Form in dem Zeitungſatze: *Die Kommandogewalt des Kaisers soll nicht beschränkt werden, aber es soll ihr (!) nahe gelegt werden, daß sie sich nicht anders als im modernen und volkswirtschaftlichen Sinn betätigt.* Der Gedanke iſt: dies tut ſie noch nicht, ſonſt brauchte ihr ja nichts nahe gelegt zu werden; alſo zweifellos nur ‚betätige'. Nicht beſſer ſteht es mit dem Satze: *Goethe fordert, daß die Ehrfurcht vor der realen Gegenwart* (gibt es auch eine irreale?) *unsere Individualität fast auslöscht.* Goethe brauchte das nicht zu fordern, wenn die Ehrfurcht das ſchon täte, wie die falſche Bin-Form ausſpricht; alſo unbedingt nur: auslöſche. Wir beurteilen dieſe Nachläſſigkeit nicht milder, weil wir bei Nietzſche einmal leſen: *Vom Instinkte des Lebens aus müßte man nach einem Mittel suchen, einer solchen Häufung des Mitleids einen Stich zu versetzen, damit sie platzt.* So falſch wie dieſe Bin-Formen iſt eine Sei-Form nach ‚wir fanden', das heißt: wir ſtellten feſt, bei Otto Ludwig, allerdings in ſeinen nicht für den Druck durchgeſehenen Aufzeichnungen über Shakeſpeare.

Wie unſicher im Unterſcheiden beider Zeitwortformen ſelbſt ſolche Schriftſteller ſind, die auf höchſte Klarheit hinarbeiten, zeigt uns der Satz bei Kant in der berühmten Ausführung über die Imperative: *Wenn ich mir einen hypothetischen Imperativ überhaupt denke, so weiß ich nicht zum voraus, was er enthalten werde, bis mir die Bedingung gegeben ist. Denke ich mir aber einen kategorischen Imperativ, so weiß ich sofort, was er enthalte.* Die erſte Sei-Form ‚enthalten werde' iſt unerläßlich und richtig; der zweite ‚enthalte' erſcheint uns heute falſch, weil ſinnwidrig und irreführend. Indeſſen auch bei Goethe kommen für den Ausdruck beſtimmten Wiſſens gelegentlich Sei-Formen vor, die uns befremden: *Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sei.* Wir erwarten hier ſtatt ‚ſei' das feſte ‚iſt'. Ebenſo in dem Satze: *Es ist klar, daß man mehr die Resultate als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde*; ſo an Zelter in der Zeit des Altersſtils, der überhaupt die Sei-Form liebt. Unantaſtbar dagegen iſt dieſe in den Verſen des Weſtöſtlichen Divans:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie geſtehn zu jeder Zeit,
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Perſönlichkeit —

denn dieſe Verſe ſpricht Suleika und läßt es ungewiß, ob ſie an die Wahrheit ſolches Ausſpruches glaube. Ja ſelbſt wenn ſie daran glaubte, wäre *sei* nicht unzuläſſig.

Wenn es bei Ernſt Curtius heißt: *Gott hat die Völker ihre Wege dahingehen lassen, auf daß sie in verschiedenster Weise zeigen sollten, was aus natürlicher Kraft der Mensch vermöge*, ſo iſt *vermöge* richtig; aber *vermag* falſch zu ſchelten, wäre mindeſtens übertrieben. Ebenſo iſt die Sei-Form, trotz der Abhängigkeit von einem Ausdruck völliger Gewißheit, in Laubes Satze nicht durchaus falſch: *Ein Franzose findet es unzweifelhaft natürlich, daß sein Interesse ganz und gar in erster Linie stehe und daß eine Frage der Höflichkeit gegen das Ausland eine untergeordnete sei.* Auf den Schreiber wirkte der Neben- oder Untergedanke mit ein, daß der Franzoſe dies zwar unzweifelhaft natürlich findet, daß es ihm aber vom Ausland beſtritten wird.

Wiederum iſt Chlodwig Hohenlohes Feinheit im Gebrauche der Sei-Form zu rühmen; ſein Lehrer muß ihn einſt beſonders auf die Notwendigkeit hingewieſen haben, für die mangelnden Sei-Formen der Mehrzahl der Gegenwart den richtigen Erſatz zu bieten:

Ich mache darauf aufmerkſam, daß die Enthaltung [Deutſchlands von der Pariſer Weltausſtellung] jetzt einen ſchlechten Eindruck machen werde, nachdem die Zeitungen ſich günſtig ausgeſprochen hätten und dies die Hoffnung erregt habe, daß wir mittun würden. Oder: Wadding-

ton sagte mir heute, daß St. Ballier von Berlin telegraphiere, Deutschland nehme seine Vermittlungsversuche wieder auf, und dies verspräche günstig zu enden.

Was freilich wäre ein Botschafter ohne genaueste Kenntnis der ungewissen Sei-Form! Die ist ja die Seele des Berichtes.

Für manche Sprachmeisterer gibt es allerdings keine Schwierigkeit auf diesem überaus zweifelhaften Gebiete: mit einigen straffen willkürlichen Regeln oder mit grober Anmaßung wird jede Schwierigkeit im Umsehen beseitigt. Der Verfasser eines früher weitverbreiteten Stilbuches, F. Becker, verfügte von seinem Oberrichterthron an die schreibende deutsche Menschheit: ‚Er glaubt die Sache besser zu verstehen' ist unlogisch; ‚Er glaubt, daß er die Sache besser verstehe' ist schon etwas weniger unlogisch; ‚der logischen Form des ganzen Gedankens vollkommen angemessen' ist einzig: ‚Er glaubt, er verstehe die Sache besser'. Da an solchen Feinmeistermaßstäben gemessen unsre sämtlichen Klassiker arme unlogische Schächer sind, so hätte sich der Mann, der das Gras der Logik wachsen hörte, die Mühe nicht verdrießen lassen sollen, sie sämtlich auf die vollkommne logische Form der Gedanken durchzusehen und zu verbessern, denn er glaubte offenbar, er verstände die Sache besser.

Auch Wustmann versteht sie allein gut, besser, am besten: *Nur ganz unklare Köpfe sind im Stande, Sätze zu schreiben wie: Hamerling hatte bewiesen, daß man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein könne.* Der klarste Kopf brauchte sich nicht zu schenen, so zu schreiben; Sätze von gleicher gedanklicher Form finden sich von Lessing an bis heute bei unsern besten und klarsten Prosaschriftstellern zu Tausenden.

Wenn Frenssen im Jörn Uhl schreibt: *Er schüttelte sich, als wenn ihn ein Grauen überkam,* so ist dies norddeursche nicht zu lobende Redesprache. Und wohl nur dem Reim zuliebe schrieb Geibel die sehr bedenkliche Bestimmtheitsform in den trotzdem sehr schönen Versen:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug es sieht,

Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Aber — das Lesenswerteste über die Frage, ob ‚Konjunktiv oder Indikativ', rührt von Geibel her. Man genieße sein recht unbekanntes Gedicht ‚Schulgeschichten' mit dem schalkhaften Schluß!

Sechster Abschnitt.

Zeitwort.

2. — Das Mittelwort. — Nennform mit Um zu. — Zusammengesetzte Zeitwörter. — Hilfszeitwörter.

Die Sprachlehrer sind dem deutschen Mittelwort *(Participium)* nicht hold; einige, und gleich ihnen fast alle Sprachmeisterer, hassen es wie einen Schädling. Wustmann behauptet: ‚Das unflektierte Partizip überhaupt, wenigstens das der Gegenwart, behält für unsere Sprache immer etwas Fremdartiges'. Nun, es ist der deutschen Sprache seit den ältesten Zeiten eigen, kommt bei unsern größten Prosameistern auffallend häufig vor, wird also schwerlich sehr fremdartig sein. Die Abneigung der Sprachgelehrten hat ihren hauptsächlichen Grund in dem bei schlechten Schriftstellern massenhaften Mißbrauch der Mittelwörter, und die Schuld an diesem liegt wohl in der früher üblichen stümpernden Schülerübersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen. Fremdartig oder nicht, das Mittelwort ist ein Satzbaumittel, das den alten Sprachen, aber auch dem Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen unentbehrliche und ungemein nützliche Dienste leistet. Das Deutsche hat nur noch zwei Mitielwortformen, eine Armseligkeit gegenüber dem Reichtum des Indischen, Griechischen, Lateinischen. Jean Paul schalt die deutsche Sprache ‚mit ihrer erbärmlichen Partizipiendürftigkeit gegen die griechische eine Straßen-

bettlerin'. Die romanischen Sprachen und das Englische haben allerdings nur drei und zwei Mittelwörter, gebrauchen diese aber viel ausgiebiger, als das Deutsche.

Unsre Mittelwortnot wird ärger, seitdem gewisse Sprachmeisterer das große Wort führen. Man wagt ja kaum mehr, ein Mittelwort, besonders eins der Gegenwart, zu schreiben, aus Furcht, für einen steifleinenen Nachahmer der Lateiner erklärt zu werden. Andresen verwirft ‚bei einbrechender Nacht', fordert ‚bei Einbruch der Nacht' und tadelt die einwandfreie Wendung: ‚Das nächstens erscheinende Buch': es müsse unbedingt nur heißen: ‚Das Buch, das nächstens erscheinen wird'. Doch selbst das Mittelwort der Vergangenheit wird verfehmt; das einst hochgeschätzte Stilbuch von Becker erklärt für ‚unschön': *Die Rebellen haben ihren von Gott gesetzten, rechtmäßigen, gekrönten und anerkannten König abgesetzt* und empfiehlt als ‚besser': *Der rechtmäßige König war gekrönt und anerkannt, und die Rebellen haben ihn abgesetzt.* Behielten solche Stillehrer Recht, so müßten wir Schriftsteller überhaupt zu schreiben aufhören, denn so schön können wir's entschieden nicht.

Was lehrt uns die Sprachgeschichte über das Mittelwort der Gegenwart? Es war in den ältesten Zeiten etwas ganz Gewöhnliches, trat in Wendungen auf, die es nicht einmal im Griechischen und Lateinischen gibt (*Und als er in vrägende wart* im Iwein Hartmanns von Aue), und bezeichnete nicht nur die Gegenwart, sondern unter Umständen auch die Zukunft. Luther schreibt: ‚Du wirst lebend bleiben' statt leben bleiben, und: ‚Die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.' Bei Goethe sind die Gegenwartmittelwörter nicht zu zählen; er hatte eine besondere Vorliebe für das Mittelwort überhaupt. An Riemer schrieb er einmal: ‚Vielleicht gelingt Ihnen hie und da die Umwandlung in die Partizipialkonstruktion, die ich scheue, weil sie mir nicht geraten will.' Sie geriet ihm fast immer aufs beste, schon in den Zeiten, wo es keinen Riemer für ihn gab:

Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterm Betragen und lebhaftem Reden mehr als einmal beteurend — was gab es da nicht. — Man erinnere sich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerschaften sich vom Osten her bewegen, wandelnd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend. — Der Dichter, der immer in sich lebend, strebend und urteilend, bald die unschuldigen Gefühle seiner Jugend —. Die tätigen Männer, einer guten geglückten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum Voraus sich erfreuend, hatten (hier sogar die Mittelwörter aller drei Hauptzeiten). — Wenn er dann noch in freier nächtlicher Stunde abschüttelnd allen Druck über einen großen Platz wandelte (im Urmeister).

Zu den etwas ungeratenen gehört: *Den 26. Oktober von Zürich abreisend langten wir den 5. November in Nürnberg an.* Wahrscheinlich war ihm irgendein Sprachmeisterverbot gegen ‚abgereist' auf die Seele gefallen. In den Gedichten steht einmal: *Mich Geblendeten, Taumelnden.* An Schiller schreibt er: *Ich bin verlangend* (ganz so wie Hartmann von Aue), *ihre neuen Ideen zu hören,* und bei Schiller heißt es an Goethe: *Ich bin ungeduldig verlangend, Sie wiederzusehen. — Ich bin sehr erwartend.* In Schillers Spaziergang allein kommt das Gegenwartmittelwort 66 mal vor.

Kant schreibt: — *sonst würde der Tugendhafte, unaufhörlich in mitleidigen Tränen schmelzend, bei aller dieser Gutmütigkeit gleichwohl nichts weiter als ein weichmütiger Müßiggänger sein.* Und in Fichtes Reden An die deutsche Nation steht gleich im Eingang: *Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen —.*

Goethe und gleich ihm fast alle Schriftsteller des 18. Jahrhunderts wagten sogar Wendungen wie: *Die vorhabende Herbstreise,* und der berühmte Brief Werthers lautet, wörtlich nach dem des unglücklichen Jerusalem: *Wollen Sie mir zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistole leihen?* Natürlich kommt bei Goethe auch *die wohlschlafende Nacht* vor, und Schiller schreibt einmal: *Nach einer schlechtschlafenden Nacht.*

Nichts ist ferner einzuwenden gegen die folgenden Mittelwortsätze späterer Schriftsteller:

Er suchte rasch seine Stube, nicht wissend, wie er noch länger hier werde verweilen können. (Immermann.) — Die Fenster vor der Herbstluft schließend, eine Kiste Zigarren vor Oswalb öffnend, das Streichfeuerzeug ihm hinschiebend, sagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung . . . (Gutzkow.)

Da seht diesen Meister . . als elenden Kantor und Organisten . . sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß . . ; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche . . und nun sehe man . . (Richard Wagner über Sebastian Bach; was für lange Nebensätze wären sonst nötig gewesen!). — Denn er (der Staatsanwalt), das Wort Revolution immer nur in seiner engen juristischen Bedeutung nehmend, vermag das Wort nicht zu lesen ohne geschwungene Heugabeln vor seiner Phantasie zu sehen! (Lassalle, noch dazu in einer wirklich gehaltenen Rede.)

Seine Flamme hatte er vor den Augen seiner katholischen Todfeinde aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in festlichem Zuge unter Drommetenschall dem herzoglichen Schlosse vorüberreitend. (C. F. Meyer.) — Er trat, gleichsam zufällig, unter sein Haustor, nicht scheinenwollend, als ob er jedem Verzehrer einer Portion Milch seinen Diener mache, und doch verlangend, dem Gaste seine Höflichkeit zu bezeugen. (Kürnberger.)

Der Satz fließt glatt, glätter als mit Ersatzmitteln für das Mittelwort.

Ein heutiger badischer Oberschulrat, der aber, zu den kleinen Geistern gehörend, teufelswild ist, weil ich . . . (Hansjakob.) — Das schneidende Weh durchschauerte mein Herz so tief, daß ich aufsprang und fühlend, daß ich es nicht länger ertragen könne, nach einem Messer griff. (M. v. Meysenburg.) — Die stark verregnete Karte in der Linken, hier und dort einen Kameraden grüßend, mir von Patrouillen Auskunft geben lassend, trabte ich meinem Ziele zu. (Liliencron.) — Sich selbst fragend und zur Rede stellend, drang er ins Waldinnere. (Gerhart Hauptmann.) — Er weiß die einzelnen Kunstwerke hinreißend zu beschreiben, gern sittliche Motive herauskehrend. (Erich Schmidt über Winckelmann.)

Absichtlich wurden so viele Beispiele der verschiedensten Schriftsteller beigebracht: sie zeigen alle, daß grade durch das Mittelwort die Lebendigkeit der Rede gesteigert, der Satz schlanker gemacht wird. Und allen diesen Schriftstellern war sicherlich von ihren Deutschlehrern einst gepredigt worden, daß das Mittelwort der Gegenwart schleppend, daher möglichst zu vermeiden sei. Trotzdem haben sie alle es mit Bedacht gesetzt und wohl daran getan.

Daß es mit einiger Vorsicht zu gebrauchen ist, gebe ich zu. Liliencron geht in seiner ausgesprochenen Liebhaberei für das gegenwärtige Mittelwort zu weit in Sätzen wie: ‚Ein Feuer aus trocken sein müssendem Holze' oder ‚neben überwintert habenden Brombeerblättern'; wie denn allgemein zu warnen ist vor habend und seiend, nun gar in Verbindung mit einem Mittelwort der Vergangenheit: dies gehört habend, tiefverstimmt seiend. Erst recht vor dem Aneinanderschmelzen zweier Mittelwörter, deren eins vom andern abhängig ist: ‚Staunend in den Garten hineinblickend' (Wagner im Parsifal). Und gar dem Zeitungsschreiber, der da berichtete: *Seine dummen Streiche bereuend beantragte der Staatsanwalt für den Angeklagten nur drei Tage Gefängnis*, wäre dienlicher gewesen, er hätte die abschreckenden Warnungen seiner Lehrer vor dem Mittelwort befolgt, denn wer nicht damit umzugehen weiß, läßt es lieber ganz. Zu diesen Nichtumzugehenwissenden gehörte der König von Bayern und Partizipanien, Ludwig der Erste.

Man hat sogar das harmlose und in spärlicher Anwendung nützliche ‚betreffend' auf die Verbannungsliste zu setzen versucht; ohne zwingenden Grund. Daß ‚selbstredend' allmählich aus der Rede gebildeter Menschen verschwindet, auch in den Zeitungen kaum noch gebraucht wird, ist nur zu billigen. Ursprünglich war das Wort garnicht so übel; es kommt z. B. bei Justus Möser vor: ‚Unter der selbstredenden Bedingung' (Patriotische Phantasien 4, 313). Zum Modewort geworden (z. B. ‚selbstredend mußte er schweigen'), sank es immer tiefer, wurde durch ‚selbstmurmelnd' verspottet und ist jetzt so unmöglich wie ‚voll und ganz'. Hoffentlich wird es dem guten ‚stillschweigend' nicht ähnlich gehen.

*

Beim Mittelwort der Vergangenheit gibt es die Streitfrage über dessen Zulässigkeit bei Zeitwörtern mit ‚haben'. Die Schulregel lautet: erlaubt bei Zeitwörtern mit sein, verboten bei denen mit haben; also erlaubt: ein ungebetener Gast; verboten: ein ungebeteter Gast. Dies trifft im allgemeinen zu, duldet aber recht viele Ausnahmen: gegen ‚einen studierten Mann, einen befahrenen Seemann, einen verdienten Beamten' ist nichts einzuwenden. Die Grenzen dieses Mittelworts verschieben sich immer mehr

zugunsten der Zeitwörter mit ‚haben', offenbar aus einem Sprachbedürfnis. Bismarck schreibt unbekümmert um die Regel: *Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan*, ohne Furcht, ein Pedant könne wähnen, Bismarck sei nicht gefrühstückt worden. Der bis zur Vergewaltigung der Sprache pedantische Andresen nennt sogar solche notwendige und durchaus fehlerfreie Wendungen wie: *ein gern gelesener Schriftsteller, die in der Schule gelernten Sprachen* ‚bedenklich', weil er mit äußerlichem Formverstand diese Mittelwörter nur für die Vergangenheit, nicht für die Gegenwart verwendet wissen will. Ginge es nach ihm, so dürften wir also nicht mehr sagen: ein gern gesehener Gast, eine mit Genuß verspeiste Frucht, und so mit hundert ähnlichen nicht nur erlaubten, sondern gebotenen Ausdrücken. Alle europäische Bildungssprachen bedienen sich des Mittelworts der Vergangenheit, in gleicher Weise wie das Deutsche, auch als einer Leideform der Gegenwart. Kein Leser mit gesundem Sprachgefühl wird mit Andresen Anstoß nehmen an Goethes Satz: *Wir besuchten die von Quäkern angelegte wie auch betriebene Messerfabrik und wohnten ihrem nahe bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst bei.* Die Fehlerhaftigkeit soll darin bestehen, daß die ersten zwei Mittelwörter die Vergangenheit betreffen, das dritte die Gegenwart! Mittelwörter allerdings wie in Goethes Erklärung der Novelle: *eine sich ereignete Begebenheit*, oder in Jakob Grimms Wendung: *die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen* sind nicht nachzuahmen, kommen auch kaum mehr vor.

•

Zur Nennform *(Infinitiv)* nur ein paar Beispiele aus schlechten, leider auch aus sehr guten Schriftstellern über das irreführende Um zu, das ein beabsichtigtes Tun andeutet, wo von einer Absicht keine Rede sein kann. Wir sollten es loszuwerden trachten, und bei einiger Aufmerksamkeit wäre das nicht schwer. Wenn es bei einem Goethe-Forscher heißt: *Für lange Zeit entfremdet sich Goethes Muse der Heimat, um Italien aufzusuchen*, so verleitet er uns zu der Annahme, Goethe habe sich eigens zu dem Zwecke seiner italienischen Reise der Heimat entfremdet. Lächerlich wirkt bei Schöll: *Von den epischen Werken* (Goethes) *sind die bedeutendsten bloß angefangen, die ‚Geheimnisse' in Oktaven, um unvollendet zu bleiben.* Als ob Goethe die zu schwierige Oktave eigens gewählt habe, um die ‚Geheimnisse' nicht vollenden zu müssen. — Schön ist es auch nicht, wenn Erich Schmidt von der Urschrift des Goethischen Prometheus bemerkt, sie war *im Privatarchiv Charlottens eingesargt, um nach langen Jahrzehnten als teures Kleinod gen Straßburg zu wandern.* — Noch bedenklicher ist Julian Schmidts Bemerkung: *Byron reiste ab, 28 Jahre alt, um sein Vaterland nicht wiederzusehen.* — Rodenberg läßt *ein paar Gespanne vor der Universität Halt machen, um gleichgültig weiter zu rollen, wenn ein Herr ausgestiegen*, und Hanslick schreibt über José in Carmen: *Er gesellt sich zu Schmugglern und Räubern, um schließlich als Mörder Carmens durch Henkershand zu enden.*

Der Einwand, der vernünftige Leser könne solche Sätze nicht mißverstehen, gilt nicht; einige der Sätze können tatsächlich mißverstanden werden, und in den andern ist wenigstens ein Abirren des Verstehens für einen Augenblick sehr leicht möglich. Der gute Schriftsteller schreibt so, daß der Durchschnittsleser nicht für einen Augenblick auf die falsche Fährte, manchmal gradezu auf die lächerliche verlockt wird. Milder ist diese Nachlässigkeit zu beurteilen in Herman Grimms Satze: *Sofort läßt Michel Angelo die Arbeiten an der Sakristei abbrechen. Diesmal, um sie nie wieder aufzunehmen;* hier ist ein Mißverstehen beinah ausgeschlossen. Nicht ganz bei Ricarda Huch: *Selbst Agnes verwindet ihren Liebesgram, um eine brave Familienmutter zu werden.* Wer sich aber berufen wollte auf die ergreifenden Worte Goethes über seine letzte Begegnung mit Schiller: *So schieden wir vor seiner Haustür, um uns niemals wiederzusehen*, die übrigens nicht mißverstanden werden können, dem wäre zu erwidern, was Schubart jenen Hohlköpfen erwiderte, die sich für ihre Lebensverzweiflung auf Goethes Werther beriefen: ‚So hat 'nmal 'n Mensch gehandelt, aber so sollst du nicht handeln!'

Wir werden beim Satzbau eingehend vom ‚Nachklappen' zu sprechen haben (S. 333), also von Satzbildungen wie in Palleskes ‚Schiller':

Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er [wohin?], was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirtschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar [ach so!].

Erst das allerletzte Wort eines ziemlich langen Satzes verschafft uns Klarheit über ‚stellte' und über den Zusammenhang des Ganzen. Es bedarf keines Beweises, daß dies ein Stilfehler ist, weil durch einen solchen Satzbau der oberste Zweck alles Schreibens vereitelt wird: seinen Gedanken ohne die geringste Trübung dem Leser zu vermitteln.

In vielen Fällen trägt außer der Ungeschicklichkeit des Schreibers das zusammengesetzte Zeitwort einige Mitschuld. Natürlich wird hierdurch der nachklappende Schreiber nicht entschuldigt: er soll die Gefahr des zusammengesetzten Zeitwortes kennen und sie aus allen Kräften bekämpfen. Er kann den ersten Bestandteil eines solchen Zeitwortes schon früher als am Schlusse bringen, wenn er denn doch auf seinen langen Satz nicht verzichten will. Daneben gibt es noch ein, allerdings mit großer Vorsicht zu gebrauchendes, Hilfsmittel, von dem ich wünschte, es möchte durch das Ansehen unsrer besten Schriftsteller breitern Boden gewinnen: die Nichttrennung des zusammengesetzten Zeitwortes auch im Hauptsatz. Bei einigen dieser Zeitwörter erregt das Nichttrennen keinen Anstoß mehr: ‚er übersiedelte nach Berlin' wird nur noch von einigen Sprachmeisterern bekrittelt, und zahlreiche Beispiele bei unsern Klassikern und Nachklassikern beweisen außer dem Bedürfnis auch die Überzeugung dieser Schreiber von der Notwendigkeit, die starre Regel zu einem höhern Zwecke zu durchbrechen. ‚Ich anerkenne' kommt bei Goethe ziemlich oft vor, so im Prometheus mit starker Wirkung: ‚Anerkennst du seine Macht?' Es findet sich bei Fichte, Schiller, besonders häufig bei den großen neueren Schweizern, wie denn überhaupt der gebildete Sprachgebrauch in der Schweiz mehr und mehr auf die Nichttrennung hinausgeht. Keller schreibt im Grünen Heinrich: ‚Er anerbot dem Alten'; im Sinngedicht: ‚Er anbefahl dem Alten die Obhut seiner Wohnung.' — Bei C. F. Meyer steht: ‚Das Spiel seiner Natur überquoll wie der Schaum eines jungen Renners.' — Auerbach versuchte mit voller Absicht diesen Gebrauch durchzusetzen: ‚Der Bruder einsegnete das Paar. Mythus und Volksdichtung vorbereiten die Stoffe. Andere beistimmten ihm.' Leider war Auerbachs Geltung nicht stark genug, solche Neuformen einzubürgern. — Bei Rosegger wimmelt es von Nichttrennungen, z. B.: ‚Weiter ausbreitete sich der Aufruhr.' — Immermann läßt Lisbeth im Oberhof zur Verstärkung der Rede sprechen: ‚Ich würde sündigen an seiner unsterblichen Seele, zugäbe ich, daß'. Doch nicht bloß in Dichterwerken wagen unsre besten Schriftsteller die Nichttrennung; Goethe scheint auch so gesprochen zu haben, wenn wir seinem Echo Eckermann trauen dürfen: ‚Ich anbete in ihr (der Sonne) das Licht und die zeugende Kraft Gottes.' Um wieviel klanglich wirksamer ist dies als das hinten nachklappende ‚an'!

Wendungen wie: *Ich anvertraue dir mein Kind, Ich anbefehle dir Gehorsam, Ich anempfehle dir Nachsicht, Er anähnlichte sich ihm, Goethe hineingeheimniste im Alter mit Vorliebe allerlei Symbolisches, Ich unterordne mich, Eine Arbeit obliegt mir, Bismarck obsiegte über alle Widerstände* sind nicht mehr streng zu beanstanden, werden zum Teil schon allgemein zugelassen. Mit der Zeit müssen wir dahin kommen, daß Sätze wie: ‚Er schätzte ihn mit Recht (folgen drei bis vier Druckzeilen) gering' nur noch in der Stilschreckenskammer des Kladderadatsch vorkommen.

*

Der Ausdruck Hilfszeitwörter besagt, daß sie uns beim Reden und Schreiben helfen, nicht daß sie uns hindern oder gar die Kraft unsrer Sprache lähmen sollen. Goethe hatte eine natürliche Abneigung gegen solche Hilfen: ‚Besonders verdrießen mich die unglücklichen Auxiliaren aller Art' (an Riemer während der Arbeit an Dichtung und

Wahrheit), und der junge Goethe vermied sie dank dem Springquell seiner Jugendsprache nach Möglichkeit. Man kann aufmerksam lesend eine deutliche Zunahme der Hilfszeitwörterei bei Goethe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bemerken, zumal nach der italienischen Reise. Einen Gipfel erreicht sein Altersstil in der Briefstelle: *Es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponiert finden mochte, dürfte verursacht haben* (an Zelter nach Augusts Tode). Daß hierin aber nur Schreibmanier, nicht Lebenssprache vorliegt, beweist die an Hilfszeitwörtern arme Sprache Goethes in seinen Unterredungen mit Eckermann, Soret, Müller bis ins höchste Alter.

Wir Deutsche haben es schlimmer als die Völker des Altertums, die Inder, Griechen, Römer, Goten, mit ihren mancherlei Zeitwortformen, die wir nur durch Hilfszeitwörter umschreiben können. Ja selbst die Franzosen, Italiener, Spanier, von den germanischen Völkern die Skandinavier, brauchen nicht für soviele Zeiten und Aussageweisen wie wir ein Hilfszeitwort zu setzen. Diese unsre Armut an echten Beugemitteln hat zu der sehr natürlichen, also nicht unberechtigten Weglassung der Hilfszeitwörter in gewissen Fällen geführt. Wird hierin weises Maß gehalten, so verdient diese sprachliche Selbsthilfe nicht die grobe Schelte willkürlicher Sprachmeisterer. Zu diesen gehörte Schopenhauer, der Freund einer gewissen Behäbigkeit und Breitspurigkeit des Stils, die wir bei ihm ertragen, weil er uns soviel Gewichtiges zu sagen hat. Er wetterte: ‚Was in aller Welt haben die Auxiliarverba verbrochen, daß sie ausgelassen und übersprungen werden? Der Leser muß sie notwendigerweise aus eigenen Mitteln hinzufügen.' Sie haben verbrochen, daß sie noch mehr schwächen als helfen, und bei maßvoller Weglassung fügt der Leser sie ohne einen Augenblick Nachdenkens aus eignen Mitteln hinzu. Jean Paul nannte die Hilfszeitwörter ‚abscheuliche Rattenschwänze der Sprache, und man hat jedem zu danken, der in eine Schere greift und damit wegschneidet'. Nicht jedem, wohl aber dem Schreiber mit seinem Sprachgefühl, der also tut. Wie heilsam hätte die Schere gewirkt an einem Satze wie diesem von Spielhagen: *Aber diese Weise, wie sie unnachahmlich ist, dürfte, wäre sie es nicht, doch nicht nachgeahmt werden*, — drei Hilfszeitwörter hinter einander, in drei verschiedenen Gliedern eines Schachtelsatzes!

Das Bedürfnis nach größerer Straffung des Satzes drängte früh zum Einschränken der Hilfszeitwörter; doch ebenso früh lehnte sich gegen diesen lebendigen Drang der Sprache, d. h. der sprechenden und schreibenden Menschen, die Papiersprachlehre auf. Schon der alte Schottel eiferte in seiner Deutschen Sprachkunst gegen solches Streben. Vor jedem Übermaß des Auslassens warnte Jakob Grimm mit Recht: ‚Die Sprache sträubt sich wider Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, die dabei entspringen', aber doch nur unter der Feder dunkler und zweideutiger Schreiber! Lessing ließ die Hilfszeitwörter mit zunehmenden Jahren immer häufiger aus, sicher nicht zum Nachteil seines kernhaften Stils; Wendungen: ‚Wie wir oben gesehen, wie schon berührt', sind überall bei ihm zu finden, und es stört uns nicht, daß wir nicht peinlich genau erfahren, ob hatten oder haben, wurde oder worden ist, gemeint wird.

Allerdings gibt es in unsrer klassischen Prosa einige recht bedenkliche Sätze, z. B. diesen von Goethe: *Alles dies wäre zu tragen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet*; aber bedenklich doch nur wegen seines Übersehens der Gleichheit von Mittelwort und Gegenwart. Alles in allem müssen wir Hebbel zustimmen, der das Weglassen der nicht unbedingt nötigen Hilfszeitwörter aus künstlerischen Sprachgründen forderte: ‚Der Numerus (Rhythmus) des Stils verlangt gar oft das Kappen dieser abscheulichen Schlepptaue'.

Siebenter Abſchnitt.

Allerlei Sprach- und Stilgebrechen.

Nach ſeinem Sinne leben iſt gemein:
Der Edle ſtrebt nach Ordnung und Geſetz. (Goethe.)

Welcher. — Ausſage mit Ein. — Erſterer und Letzterer. — Her und Hin. — Selten günſtig. — Rechtſchreibung.

Der Sprachmeiſterer Wuſtmann haßte keine der ſogenannten ‚Sprachdummheiten‘ mit ſolcher Berſerkerwut wie das bezügliche Fürwort Welcher. Er hat Schule gemacht bei ſolchen, die ſich durch Grobheit einſchüchtern laſſen; vielen gilt jetzt für einen guten Schreiber ſchon der, welcher ſich angſtvoll vor jedem Welcher hütet. Indeſſen wie ſo oft: Wuſtmann ſei trotzdem bedankt; denn ſo übertrieben, faſt krankhaft ſein Zorn gegen Welcher geweſen, er hat es doch dahin gebracht, daß heute nicht mehr ſo unlebendig, ſo kanzleimäßig gewelchert wird, wie vordem.

Die ſprachgeſchichtliche Unterſuchung lehrt uns nicht viel; denn aus dem Nichtgebrauch von Welcher als Bezugswort im Alt- und Mittelhochdeutſch folgt für das lebendige Recht der neuhochdeutſchen Schriftſprache garnichts. Anderſeits würde das Vorkommen in den erſten Jahrhunderten des Neuhochdeutſchen nicht beweiſen, daß wir gleichfalls ruhig welchern dürfen. Wuſtmann, der ein für allemal nur Der Die Das im Bezugſatz gelten laſſen will, und den ſelbſt Die die die, in gewiſſen Fällen ja die unvermeidliche Folge, erträglich, wohl gar ſehr wohlklingend dünkt, könnte ſich auf eine vereinzelte Stelle aus dem 13. Jahrhundert berufen, auf den Satz bei dem großen Volksprediger Bertold von Regensburg: *Die werdent danne viel zornlîchen rihten unde hâzzelichen über die, die die heiligen habent gerihtet ûf ertrîche.*

Für die Literatur zwiſchen 1750 und 1850 hat Minor durch Zählungen ſeiner Schüler feſtgeſtellt, daß von 2000 Bezugſätzen doppelt ſo viel mit Der wie mit Welcher angeknüpft ſind. Unbedingt notwendig iſt Welcher in keinem einzigen Falle; künſtlich verzwickte Sätze beweiſen nichts, denn man ſoll eben keinen Satz ſo verzwicken, daß ihn nur ein Welcher retten kann. Hingegen gibt es Fälle, worin Welcher entſchieden falſch wäre, Wendungen wie: Ich, der (ich), z. B. in Leſſings Briefſatz: ‚Ich, der die ganze Welt ausreiſen wollte …‘ Zuzugeben iſt nur, daß in den meiſten Fällen rein ſprachgeſetzlich Welcher ohne Fehler ebenſowohl wie Der ſtehen kann, vorausgeſetzt daß man nichts gegen einen kanzleimäßigen, unlebendigen Stil hat. Denn kanzleimäßig, unlebendig klingt nun einmal das ſchwere Welcher mit ſeinen zwei Silben ſtatt einer und mit ſeiner nicht allzu flüſſigen Mitlautergruppe; hurtiger, vor allem redeſprachlicher fließt das leichte Der. Ein Schreiber, der grundſätzlich nur Der ſetzt, aber ‚Die die‘, gar ‚Die die die‘ und etwaige Doppeldeutungen meidet, wird niemals Anſtoß geben; der überwiegende Gebrauch von Welcher beſchwert jeden Stil mit einer auf die Dauer fühlbaren Laſt. Welcher iſt unmöglich in beflügelter Rede; ſtillos, weil ſchleppend, wirkt es z. B. in einem aufgeregten Satze von Laube: *Ich ſchmachte hier und weiß doch, daß ich dieſen Staat wenigſtens nicht minder liebe und gewiß nicht minder gefördert ſehen will als derjenige, welcher mich hierher geworfen*; nun gar: derjenige welcher, ſtatt des einfachen: als der mich. Laube ſchreibt überhaupt häufiger Welcher als Der; aber er war ja kein Dichter, ſo wenig wie ein Stilkünſtler. Bei den meiſten guten Schriftſtellern der Gegenwart ſteht Der häufiger als Welcher.

Hoffnungslos ſind die Bemühungen feinſpinnender Sprachmeiſter, allerlei Regeln für den wechſelnden Gebrauch von Welcher und Der zu ertifteln; keine läßt ſich auf die geſprochene Rede, keine auf eine ſtetige Anwendung bei den guten Schriftſtellern ſtützen. Sie haben alle nur Papierwert, nicht Lebenswert. Da predigt z. B. eine Stillehre: ‚Wenn ein Adjektivſatz das Attribut des Individuums in einem Satze beſonders hervorhebt, ſo wird die Hervorhebung durch Welcher bezeichnet.‘ Der Verfaſſer war ſicherlich der einzige.

der diesen Satz verstand. Und wenn er zum Beweise den Goethischen Satz anführt: *Die Verehrung, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich*, so ist das ohne jede Beweiskraft, denn in diesem Satze könnte ohne die allergeringste Änderung des Sinnes und der Wirkung stehen: *Die Verehrung, die Gellert* . . . Bei Luther heißt es: *Daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich*, doch aus keinem andern Grunde abwechselnd, als aus Rücksichten der Klangschönheit. Bei Storm, gewiß einem unsrer feinsten Wortwäger, heißt es: *Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüberkamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen.* Will jemand leugnen, daß nicht ebensogut zuerst Dem, zuzweit Welche stehen dürfte? Und was sagen gar die Todfeinde von Welcher zu diesem Stormschen Satze: *Mit seinen dunkeln Augen, in welche sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnenduft vor ihm lag* —?

Trotzdem wiederhole ich: unbedingt notwendig ist Welcher in keinem Falle; aber bequem und nützlich kann es zuweilen werden:

Alle gehorchten dem Befehl, auch die, welche die Feindseligkeiten begonnen hatten. — Deutschland wird diesen Schritt, seit welchem eine merkliche Beruhigung eingetreten ist, nicht bereuen. — Die Regierung beabsichtigt nicht, eine Vorlage einzubringen, durch welche vier Vertreter der Kolonien ernannt werden sollen.

Freilich ist in diesen Sätzen Welcher geeignet, Übelklang oder Mißverständnis zu verhüten; sie würden sich aber alle auch ohne Welcher gut bauen lassen. Ja selbst ein Satz wie: *Der Mann, der für die Sicherheit der Fürsten zu sorgen hatte und zu dem König Leopold einmal sagte* . . . fordert nicht unbedingt Welchem; ‚zu dem der König Leopold' würde jeden Zweifel ausschließen. Indessen es soll ja niemand bei Strafe der Stilverdammnis gehalten sein, immer und einzig Der zu schreiben. Das unbarmherzig schneidende Messer des Stilarztes findet noch für lange an ganz anderen Leibesschäden der deutschen Sprache dringendere Arbeit.

Der weise Rat, bei zwei ineinander geschachtelten Bezugsätzen mittels Welcher und Der für holden Wechsel zu sorgen, ist überflüssig: man braucht eben nicht zu schachteln. Und wenn K. G. Keller in seinem Antibarbarus als Beispiel für die Notwendigkeit von Welcher zum Abwechseln den Satz hinschreibt: *Die Deutschen haben eine zweite Blütezeit der Nationalliteratur vor hundert Jahren erlebt, in welcher die Klassiker hervorgetreten sind, deren Sprache für die Gegenwart auch größtenteils mustergültig ist*, so ist zu erwidern: wozu denn durchaus einen zweiten Bezugsatz lose an einen ersten leimen? Man setze hinter ‚erlebt' einen Punkt oder Strichpunkt, fahre fort: ‚in ihr sind die Klassiker hervorgetreten', dann braucht man kein Welcher und erreicht die Verbesserung des Satzbaues obendrein.

*

Die Arbeit war eine gute, meine Furcht war eine überflüssige, das Haus in der Friedrichstraße ist ein großes, — daß man solche Albernheiten überhaupt erwähnen muß, wenn man von Stil spricht, ist ärgerlich. Verschwinden wird die Unsitte nur, wenn sich jeder Schreiber mit der allgemeinen Stilwahrheit durchdringt, daß zwei Wörter überall da vom Übel sind, wo sie nicht um ein Haar mehr als eins bedeuten und dazu breitspurig, schlaff und flau wirken. Der Mathematiklehrer mag zu dem Schüler sagen: Diese Linie ist eine krumme, jene eine grade; der Zeichenlehrer darf nur sagen: Deine Linie ist recht krumm. Man hat den Ursprung von Ein mit der Aussage aus dem Englischen herleiten wollen: *a great one;* schwerlich mit Recht. Es ist urdeutsches Gewächs, entsprossen dem an breiter Wortmacherei jeglicher Art so überfruchtbaren Treibhausbeet unsrer Kanzleien.

*

Ihm ‚verdanken' wir gewiß auch die geilen Wucherpflanzen Ersterer, Letzterer, Mehrere; in den älteren Zeiten unsrer Sprache kannte man sie nicht. ‚Mehrere' wird

vielleicht dem Spotte weichen, den man ſchon jetzt mit ihm treibt: mehrererere. Die drei E mit den zwei R fordern ihn heraus: die Spötter fühlen eben die Überflüſſigkeit der Steigerungsſilbe. Warum nicht einfach ‚mehre‘? Ich ſchreibe ſeit Jahren nicht anders, und noch nie hat ein Leſer ſich daran geſtoßen oder mich auf einen etwaigen Druckfehler hingewieſen.

Daß der Erſte und Letzte genau dasſelbe beſagen wie der Erſtere und der Letztere, iſt ſicher; daß es zur Abwechſlung noch die Wörter Jener und Dieſer gibt, wiſſen manche Schreiber nicht. Aber wer iſt gefeit gegen die Einflüſſe der Kanzlei? Auf die Beſten hat ſie abgefärbt: *Ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsre Achtung nicht versagen, so wird diese letztere nicht wenig . . .* (Schiller). Wozu hier überhaupt ‚Letztere?‘ ‚Dieſe‘ genügt ja vollkommen. Goethe hatte im Urmeiſter (3,3) geſchrieben: *letztere*, in den Lehrjahren änderte er's in *letzte!* — Einen ganz tollen Mißbrauch bietet Heine: *Oder ist es schon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Teil der Bürger, die nur für das Landesinteresse besorgt sind, meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten, sobald man sie über letzteres befragt.* Alſo über das Stillſchweigen? Nein, über das Zeichen des Mißvergnügens; oder nicht vielleicht noch beſſer über das Landesintereſſe? Solchen Lächerlichkeiten aus Unachtſamkeit iſt eben jeder ausgeſetzt, der ſich ‚letztere‘ nicht ganz abgewöhnt; zehnmal glückt's, das elfte Mal bringt es eine Stilblüte hervor. Sehr ſpaßhaft wird es, wenn es ſich nicht um die Wahl zwiſchen zwei, ſondern mehr Dingen handelt: *Bestimmt die auswärtige Politik eines Landes die innere? oder die innere die auswärtige? oder stehen sie in Wechselwirkung zueinander? Die erstere Anschauung dominiert.* (Haus Delbrück.) Sollte man dann nicht lieber das einfache ‚erſte‘ ganz abſchaffen?

Ebers ſchreibt, noch dazu in einem Roman: *Xanthe näherte sich dem Kranken. Dieser letztere . . .* Dergleichen würde wohl nur einer unter hundert Kanzleiſchreibern begehen. — Die Straßburger Poſt berichtet: *Die Pferde seines Wagens gingen durch, Insasse und Kutscher wurden aus dem Wagen* (warum übrigens nicht: demſelben?) *geschleudert, und die Räder des letzteren gingen ersterem über den Leib.* Die Räder des letzteren: äußerſt notwendig, denn wie leicht käme man ſonſt auf den Gedanken, es handle ſich um die Räder des Inſaſſen oder des Kutſchers. Wer iſt übrigens der erſtere? Der Inſaſſe oder der Kutſcher?

Der Rübsen wird in ein kleines blechernes Sieb abgeschüttet und unter beständigem Umrühren mit Wasser übergossen. Nachdem das letztere (nicht etwa das erſtere, das Sieb) *abgeflossen . . .* (Karl Ruß). Wollen wir nicht auch zur größeren Kanzleideutlichkeit verbeſſern: *Jesus aber stund vor dem Landpfleger; und der Letztere fragte den Ersteren und sprach: Bist du der Juden König? Der Erstere aber sprach zu dem Letzteren: Du sagst es.* Wie unüberwindlich muß der Einfluß der Kanzlei ſein, wenn ein Stilmeiſter wie Bismarck einmal ſchreiben — nicht ſprechen — konnte: *Wenn man es ablehnt, es auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Absicht Aller zu grunde legt, so . . .*

*

Daß Her und Hin etwas Verſchiedenes bedeuten, ahnt zwar der Nord- und Mitteldeutſche, hält das aber nur für eine bedeutungsloſe Lehrmeinung; der Süddeutſche fühlt es und ſpricht demgemäß ſo lange unbeirrt richtig, wie er nicht durch die allgemeindeutſche Schriftſprache, beſonders durch die norddeutſchen Zeitungen ſtumpf geworden. *Ich ging zu ihm herunter* iſt eine Sprachwidrigkeit, über deren Unzuläſſigkeit kein Zweifel bei gebildeten Menſchen herrſchen ſollte. *Bauch hinein, Brust heraus!* hat ein Unteroffizier zu befehlen. Wenn bei dem Süddeutſchen Mörike einmal vorkommt (in der herrlichen Stelle über Goethes und Schillers Briefwechſel): . . . *die ruhige tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick herunterließ*, ſo vermute ich eher einen Druckfehler. Dagegen hat kein Druckfehler den Satz bei Bartels verſchuldet: *Ich glaube nicht an den Kritiker, der auf den größten Künstler herabblickt*, weil deſſen Deutſch noch an ſchlimmeren Übeln krankt. Und wie mag ſich Julius Hart die

Lage gedacht haben in diesem Satze über Tolstoi: *Wir sehen halb mit Staunen und halb mit Abscheu herab auf den Wilden, der an unsern Mauern tobt . . .?*

Bei Herman Grimm darf uns nach seiner Verteidigung jeder sprachlichen Willkür (vgl. S. 66) garnichts wundern; immerhin zerbricht man sich den Kopf, aus welcher Sinnenwelt es geflossen sein mag, wenn Grimm Goethen *vom geöffneten Fenster* (seiner Frankfurter Dachstube) *in die Stille* (der Straßen) *herablauschen* läßt und gleich darauf schwärmt: *Von der Mainbrücke herab sehen und hören wir nachts neben ihm stehend* (auf der Brücke oder im Wasser?) *die dunkeln Wellen ihm entgegenströmen.* Er hätte vielleicht doch weise getan, in dem Deutschen Wörterbuch des Vaters und des Oheims ein Weniges über den Sinn von her und hin, herab und hinab zu lesen.

Betrübend sind bei zwei Germanisten solche unmögliche Sätze wie: *Unter den Frauengestalten Goethes ist Dorothea die einzige, die nicht zu der Klugheit und Besonnenheit des Mannes heraufzusehen braucht,* und: *Goethe schreitet auf dem Hochgrat seines Lebensgebirges, . . . während er die abstürzenden Kletterer nicht ohne eine gewisse Schadenfreude herabgleiten sieht* (beides bei R. M. Meyer). Oder bei Schönbach: *Bis herauf zu Winckelmanns Schreibübungen für den Grafen von Bühnau hatte das Mittelalter als eine Fundgrube . . .* Steht der Schreiber so unmittelbar neben Winckelmann, daß er ‚herauf' sagen darf?

Einer der Verehrer des so allgemein beliebten ‚Milieu' schreibt in einer großen Wochenschrift: *Eines Tages überfällt uns das heiße Verlangen, aus unserm Milieu herauszutreten, um mit vollen Segeln in die Welt hinauszufahren.* Wenn sich der Schreiber hierbei überhaupt etwas gedacht hat, dann wahrscheinlich dies: heraus und hinaus sind zwei gleichbedeutende Wörter, die man des Klangwechsels wegen beliebig vertauschen kann. Warum sollte er nicht? Er hatte ja auch nicht zwischen den Dutzenden guter deutscher Wörter für Milieu gewählt, sondern ohne Besinnen das fremde Formelwort hingeschrieben. Das wäre ein merkwürdiger Fremdwörtler, der Her und Hin richtig oder gar fein unterschiede.

Allerdings breitet sich hier, wie so oft im deutschen Sprachleben, ein Gebiet mit fließenden Grenzlinien. Während über die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Beispiele kein Zweifel bestehen kann, verdienen die folgenden Sätze ein milderes Urteil. Wenn Max Dreyer schreibt: *Jetzt, wo sie in der Dämmerung zu Hause ist, wo sie sich herausgestohlen hat* (gewissermaßen zu sich selbst) *aus dem Dunkel, noch einmal von der Sonne zu kosten,* so ist das zur Not möglich. Und Karl Frenzels Satz: *Wenn die Franzosen ein wenig spöttisch und von oben her auf die deutsche Gesellschaft und Geselligkeit herabsehen,* ist nicht ganz unrichtig, denn es kommt auf den augenblicklichen Standpunkt des Schreibers an: Frenzel sah die Franzosen oben, sich samt der deutschen Gesellschaft unten.

Eine Ausnahme von der sonst strengen Regel bilden einige derbe Zeitwörter wie rauswerfen, rausschmeißen, reinfallen, die übrigens in Süddeutschland meist mit n ('nauswerfen) gebraucht werden. Vielleicht hat das rollende R mit seiner stärkeren Tonmalerei dazu verführt. Und gegen das *Ran an den Feind!* für unsre ruhmreiche Flotte im Heldenjahre 1914 ist gar nichts zu sagen. Selbst bei Lessing steht einmal: *Wenn man uns zum Hause herauswirft* (Minna von Barnhelm). Der Süddeutsche Goethe weicht äußerst selten von der Regel ab; wer in ihr unsicher ist, merke sich als Denkspruch seine Verse: *Da stand es gut um unser Haus: Nur viel herein und nichts hinaus.* — Einige versteinerte Wendungen wie: den Preis herabsetzen, ein Werk herausgeben beweisen nichts gegen die Regel, zumal da sich der Schreiber den Preis und das Werk als zu sich herabgesetzt, zu sich herausgegeben vorstellen kann.

*

Ein junges Mädchen mit selten angenehmem Wesen: dies wird von wohlgekleideten Menschen geschrieben, die sich auf hohen, sogar auf sehr hohen Schulen aufgehalten haben. Ist es begreifbar, wie jemand so schreiben kann, den man ein einzigmal

auf den unbeabsichtigten Unsinn aufmerksam gemacht hat? Was bedeutet: ‚*Bei dem selten günstigen Wetter des letzten Monats*‘? Unzweifelhaft nur, daß meist schlechtes Wetter war. Und wie sollen wir Fontanes Satz verstehen, daß er von Bismarck den Eindruck ‚*eines selten edlen und gütigen Wesens*‘ empfangen habe? Wer Fontanes oft sehr schneidendes Urteil über Personen kennt, der bleibt über den Sinn eines solchen Satzes zunächst im Dunkeln.

Würde ein Schüler der Mittelklassen eines Gymnasiums oder einer Realschule schreiben: *Inter Caesarem et inter Pompejum* oder *Entre lui et entre moi?* Schwerlich. Deutsche Schriftsteller aber dürfen in all ihrer Berühmtheit schreiben: *Es entsteht dann eine immer größere Spaltung zwischen den Einzelnen und zwischen der Totalität der Nation* (Julian Schmidt in seiner Deutschen Literaturgeschichte).

*

Über die deutsche Rechtschreibung klagte Jakob Grimm 1847: ‚Mich schmerzt es tief, gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt, wie das deutsche.‘ Mit unbegreiflicher Übertreibung, denn sinnloser als die deutsche ist die französische und gar die englische gewiß. Grimm meinte vielleicht nur die damalige Regellosigkeit, nicht den Grad des Abweichens der Schrift vom Laut. Durch zwei amtliche ‚Orthographiereformen‘ ist jetzt wenigstens der Zustand geschaffen, daß man ‚richtig‘ schreiben kann, wenn man will, das heißt, wenn man sich nach den amtlichen Beschlüssen und den entsprechenden Wörterverzeichnissen richtet. Daß unsre Klassiker und ihre Zeitgenossen meist sehr schwankend und nach heutigen Begriffen sehr unrichtig schrieben, ist bekannt. Beim Freiherrn vom Stein kommt vor ‚Crayß‘ statt ‚Kreis‘. Sicherlich hat sich die deutsche Rechtschreibung im Vergleich mit der des 18. Jahrhunderts wesentlich gebessert; schon die endlich errungene Einheitlichkeit ist ein Segen, selbst wenn dabei manches Unbegreifliche untergelaufen ist, so namentlich das ieren (‚wegen seiner Abstammung vom altfranzösischen *ier*‘, dem wir Deutsche uns natürlich ehrerbietig unterwerfen müssen). Rechtschreiberische Eigenbröteleien in deutschen Wörtern sind nicht zu dulden, allenfalls mit Ausnahme solcher Fälle, in denen durch groß- und klein-Schreiben (Alle, alle, Andre, andre) Mißverständnissen vorgebeugt werden kann. Von den Fremdwörtern dagegen sollte es heißen: Schreibt zu, dies Wort ist vogelfrei! Je lächerlicher man sie schreibt, desto eher werden sie verschwinden; es ist ein Ärgernis, daß die Verfasser unsrer Wörterbücher der Rechtschreibung Tausende von Fremdwörtern mitaufnehmen. Ich habe nichts gegen axeptieren, echstirpieren, Milljöh, Nüanßße, Fong, Fotöllch, Detalch, Aukßangbel, Enkteröhr, Emallje, Bassänkß, zumal da diese Schreibungen die Aussprache der höchstgebildeten Fremdwörterfreunde getreu wiedergeben.

Achter Abschnitt.

Freiheit.

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe.)

Begonnen wurde dieses zweite Buch mit einer Betrachtung der knechtenden Sprachmeisterei; beschlossen sei's mit der Freiheit. Sollte ich selber dem Leser, der bis hierher ausgehalten, als ein schulmeisternder Pedant erschienen sein, weil mir einiges in Sprache und Stil unsrer guten, gar vieles in den Werken unsrer mittelmäßigen und schlechten Schriftsteller mißfällt, so habe ich für ihn nicht geschrieben, denn er vermag nicht den Zorn der Liebe zu unsrer ruhmwürdigen Sprache von Pedanterei, nicht Freiheit von Willkür zu unterscheiden. Ich hoffe jedoch, daß die meisten Leser deutlich herausgefühlt haben, wie ich über Zwang und Freiheit in dieser unsrer gemeinsamen großen Sache denke. Mein Grundsatz ist in sechs Worten: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit; und

da es weit mehr Zweifelhaftes als unerschütterlich Notwendiges gibt, so darf ich mich rundweg einen Vertreter größtmöglicher Freiheit in allen Fragen deutscher Sprache und Stiles nennen.

*

‚O Muttersprachel reichste aller Zungen!' Wahrlich, deine Schatzkammern sind so unerschöpflich, so unübersehbar; deine Mannigfaltigkeit, deine Herrschgewalt gepaart mit bestrickender Zartheit so einzig in der Welt, daß dir mit kleinlicher Silbenstecherei und eigensinnigem Kleinmeisterwesen garnicht beizukommen ist. Freiheit hat dich durch die Jahrtausende begleitet; oft ist sie ausgeartet in zügellose Unordnung; fremdes Unkraut hat deine blühenden Saaten durchwuchert, manchen gesunden Keim auf ewig zerstörend. Doch immer wieder hat deine unvertilgbare Lebenskraft obgesiegt über Heimsuchungen, die den Sprachen andrer Völker den Untergang oder die Zersetzung ihres innern Wesens bereitet haben würden, vielen bereitet haben.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höhn hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Diese ‚Reine Jungfrau, ewig schöne, Geist'ge Mutter deiner Söhne, Mächtige vom Zauberbann', wie Rückert sie in einem seiner schwungvollsten Lieder besingt, soll uns keine gelehrte Knechtschaft in Fesseln schlagen. Das bedeutet aber durchaus nicht, daß nun jeglicher seine aus Trägheit und dünkelhaftem Eigensinn zusammengezwirbelte Willkürlaune an ihr austoben, der erstbeste Schreiber seine sprachwidrige Unform als ‚individuellen Eklektizismus' verteidigen darf. Es mag sehr wenig ‚genial' klingen und dem ‚Rechte des Individuums, sich sprachlich auszuleben', schnurstracks zuwiderlaufen: ‚durch' steht nun einmal im Neuhochdeutschen mit dem vierten, ‚bei' mit dem dritten Fall, und nicht der mächtigste Herrscher, nicht der erhabenste Genius darf sich herausnehmen, ‚bei' mit dem vierten Fall zu gebrauchen, wie Stefan George sich das herausnimmt. Und Sonne bleibt weiblich trotz Herrn Momberts ‚Der Sonne'. Der wahre Genius hat sich noch niemals über die Urgründe der Sprache, des Atems seiner Seele, erhaben gefühlt, sondern hat ihren unbegreiflichen, seinem eignen Wesen verwandten und unentbehrlichen Geist andächtig verehrt:

Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz;
Überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung
Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz. (Hebbel.)

Kein gewaltsamer Eingriff in das Grundgerüst der Sprache ist je geglückt, etwa von der Art des Vorschlages Friedrichs des Großen, die ihm zu stumpf klingenden Nennformen auf en durch ein angehängtes a (z. B. gebena) volltöniger zu machen; oder des Einfalles Bürgers, das für den Vers angeblich unbequeme ‚oder' durch englisches *or* zu ersetzen. In den unendlichen Bereichen der deutschen Sprache ist Raum für die freieste Form, den kühnsten, den eigenwilligsten Stil, für jede noch so schrankenfeindliche große Persönlichkeit. Aber nur dieser, nicht jedem unkünstlerischen Stümper, der durch willkürliche Sprachmätzchen Aufsehen erregen will, räumen wir die Freiheit ein, die wir meinen. Goethe durfte ruhig schreiben: ‚Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache selbst'; dies war in ganz anderm Sinne gemeint als die von Herman Grimm gepriesene Willkür jedes Einzelnen, und dahinter stand Goethe, der Mann und sein Werk. Die von ihm geforderte Freiheit ist eben die Goethische überhaupt: ‚die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun.' Was in der Prosa die Freiheit des Vernünftigen sei, darüber entscheidet nicht der Schreiberhochmut des Einzelnen, sondern ein sehr vornehmer und strenger Richter: der gute Geschmack. ‚Der Prosaist hat die Ellenbogen gänzlich frei und (echt Goethisches ‚Und'; nicht ‚aber') ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles, was den Geschmack verletzen könnte, kommt auf seine Rechnung.' Und Herder erklärte: ‚Ein Meister entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler.' Aus demselben Geiste

Schiller: ‚Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte, wie seine Begriffe, an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist; um nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, ... so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß.‘ Der Schulverstand tadelt: *Um 9 Uhr abends ist es in der Volksbibliothek am leersten;* leer dulde keine Steigerung. ‚Leerst‘ ist selbst verstandesmäßig richtig, denn ‚leer‘ bedeutet nicht die vollkommne Luft- oder Menschenleere, so wenig wie ‚voll‘ ein festumgrenzter Begriff ist. Ginge es nach diesen strengen Verständlern, so dürfte man auch nicht sagen: Ich habe dich seit einer Ewigkeit nicht gesehn, nun gar: seit einer halben Ewigkeit.

Goethe hat sich dieser Freiheit für seine Prosa in einer Weise bedient, die für alle Zeiten durch ihre Kühnheit und zugleich Mäßigung vorbildlich sein könnte, wenn uns nicht die Sprachmeisterei um fast alle Goethische Freiheiten gebracht hätte. Sie verbietet uns zu schreiben: *Dein Rock und Mütze, — Gleichen Wuchses und Würde, — Sein sonstiger Ernst und Trockenheit, — Sein gelb und rotes Kleid, — In jung und alten Tagen, — Die klein und große Welt, — Den künftigen Tag- und Stunden, — Jeden Nachklang fühlt mein Herz Froh und trüber Zeit, — Mein Leben und Gesundheit, — Inn und äußeren Feinden.* Goethe schreibt: ‚füßte‘; wir müssen hübsch genau ‚süßeste‘ schreiben. Goethe wußte so gut wie die Sprachmeister, daß der Höchstgrad von ‚hübsch‘ nach der Schulsprachlehre ‚hübscheste‘ heißt, und schrieb dennoch ‚hübschter Backfisch‘, doch wohl darum, weil er, der in allem Ordnung liebende, dies für keine willkürliche Unordnung, sondern für eine klangschönere Freiheit hielt. Er nennt Clavigo ‚einen halb groß halb kleinen Menschen‘; wie froh dürften wir sein, wenn wir dies wagen und einmal eines unsrer übermäßig häufigen klangschwachen en beseitigen könnten. Goethe erlaubt sich mit Recht: *Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten;* es ist nicht auszudenken, was die Wustmänner unsrer Tage über einen neueren Schriftsteller mit solcher ‚greulichen Liederlichkeit‘ zusammenschimpfen würden. Wenn Goethe schreibt: *Alle vorhergegangene Süße, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor,* so ist gar nichts dagegen zu sagen; wo aber ist heute der Kühne, der den Sprachmeisterern zum Trotze solches wagt? Goethes Freiheit: *Ein Wundergut, das ich mit Sorgfalt mehr als den Besitz ererbt, errungener Güter ... pflege* (Natürliche Tochter) ist nicht nur in der Dichtung erlaubt, sondern gar wohl, natürlich mit Maß, auch für die Prosa dienlich.

Schiller schreibt, ähnlich wie Goethe: *Geschah mit meinem Wissen und Erlaubnis;* und es ist nicht anzunehmen, daß ihm der Schulfehler entgangen sei in der Ankündigung seiner ersten Vorlesung: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*

Heines Reisebilder beginnen: *Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität,* schrecklicher Fehler, den Heine wohl bemerkt haben wird. — Storm dichtet in ‚Immensee‘: ‚Für all mein Stolz und Freude‘, weil diese Freiheit volkstümlicher, für ihn also in dem schönen Liede zweckmäßiger ist. — Bei Keller heißt es im Hadlaub: ‚Ein schöner Mann mit dunklen Augen und Haar.‘ Wie leicht wäre dies richtig zu machen gewesen; Keller tat es nicht und hatte Recht, es nicht zu tun.

Sollen wir die Stelle in einem Briefe Marianne Willemers an Goethe schelten: *Zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein seliger Traum?* Was hindert uns, nachzuempfinden: mir, demütig und stolz, schien alles?

Novalis spricht von der Geistlichkeit mehrmals in der Einzahl, schreibt aber im folgenden Satz: ‚Die niedrigen Begierden waren ihnen zu Kopf gewachsen.‘ Warum nicht?

Nach der strengen Sprachlehre ist Annette von Drostes Satz falsch: *Das Fräulein Sophie starb ihm bald nach, sie war nie recht gesund gewesen, und diese beiden Stöße zu hart für sie;* nach der Freiheit eines schöpferischen Schreibermenschen ist er durchaus richtig.

Heyse und Geibel nehmen sich als Dichter die Freiheiten des Dichters Goethe heraus, schreiben: ‚in gut und bösen Tagen, den erst und letzten Kuß, von rot und blauer Zier‘ und

tun wohl daran; gleichwie C. F. Meyer das Recht hatte, zu schreiben: ‚Mit nur ein bischen Freude. ‚Wer einwenden will: Ja in der Dichtung!, dem sei gesagt, daß jede gute Prosa an die Dichtung streift, und daß ihr nichts dienlicher ist, als sich aus den Sprachquellen der Poesie Frische und Kraft zu schöpfen. Wir müssen doch nicht alle wie Kanzleiräte schreiben.

Heinrich Seidel, einer unsrer reinsten und feinsten neueren Prosakünstler, schreibt ohne Gewissensbisse: *so muß ich noch immer an Auras* [Name eines Polizeidieners] *seine Augen denken.* Grober Fehler? Nein, feine Freiheit, besser als Auras' oder Aurassens. Die Kanzlei allerdings fordert: *so muß ich noch immer an die Augen des Polizeidieners Auras denken.*

Ich bekenne offen, daß mich sogar Liliencrons Satz: *Früher durch Jahre im großen Generalstabe beschäftigt, lag ihm noch der leidende Zug im Gesicht* nicht grade entsetzt, trotz dem auf S. 81 Gesagten. Ich nehme keinen Anstoß an Schmollers *Mit und durch die Accise*, lese gleichmütig selbst bei dem mir sprachlich zuwidern Herman Grimm: *Vom gemeinsamen Vaterlande und Volksvertretung mußte vorsichtig gesprochen werden*, und finde Moltkes Anrede in einem Brief an seine Frau: *Mein klein liebes Weibchen!* allerliebst.

Alle deutsche Schriftsteller aller Zeiten haben sich jede Freiheit zunutze gemacht, die im Wesen deutscher Sprache begründet ist. Die Wendungen bei Luther wie *In deiner Stadt oder Dorf, — Wenn man seinen Rat und Bedenken hört, — Samt der Seele und Leib, — Aus eurem Unglück und Trübsal* sind nicht zu zählen. Paul Gerhardt wagt: ‚Das Kleid und Schuhe', weil er weiß, der sprachgesunde deutsche Leser wird aus dem einen Geschlechtswort das zweite mühelos herausfühlen. Winckelmann schreibt schulmäßig falsch, deutsch richtig: *Das schöne Geschlecht unter den Griechen wußte von keinem ängstlichen Zwang in ihrem Putz*, und Claudius in einem Brief an Herder: *Schreibt mir doch ehrlich und gerade heraus, wie es mit Max seinem Examen hergegangen ist.*

O ja, wir haben es in den Richtigkeiten solcher Art mit Hilfe der Schule herrlich weit gebracht; wohin aber ist Saft und Kraft unsrer Sprache entflohen? und wieviel Bereicherungen aus der Kanzleisprache sind an ihre Stelle getreten? Da aber, wo sich gesunde Triebkräfte der Sprache noch regen wollen, wo das Leben, das vielgestaltige, neue Formen, neue Wortgebilde erzeugen will, da wird ihm, man kann es nicht milder sagen, im Unteroffizierston von den Sprachmeisterern der Gattung Wustmann entgegengebrüllt: Albern! Greulich! Scheußlich!, oder was der anmutvollen Sprachkasernenblüten mehr sind. Da wird bemäkelt: Neusprachlicher, naturgeschichtlicher Unterricht, und gefordert: Unterricht in den neueren Sprachen usw. Die eidesstattliche Versicherung wird getadelt, ‚weil statt eine Präposition ist, also nicht dekliniert werden kann'. Als ob die Sprache, d. h. das Sprachgefühl, eine Ahnung hätte, was für ein Ding so eine Präposition sei. Eidesstattlich wurde als sprachliche Notwendigkeit empfunden, und man sollte sich solcher Neubildung freuen. Österliche Schulaufnahme, herbstliche Truppenübungen, rechtsseitig, linksseitig, Briefe von und an Schiller, ein klassischer Philologe, Höchstbedarf, Mindestmaß, Erstaufführung, beiderseitig — lauter von der neusten Sprachmeisterei verfehmte Wörter und Wendungen. Da werden wonnevoll, würdevoll geschmäht, es dürfe nur heißen wonnig, würdig. Wir dürften also nicht mehr unterscheiden: Goethes würdige Haltung und seine würdevolle Haltung. Die tollsten dieser Pedantereien hatte Jakob Grimm noch nicht erlebt, als er seinen Aufsatz über das Pedantische in der deutschen Sprache schrieb, worin es heißt: ‚Wenn das Pedantische früher noch nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben'.

Geht es mit diesen knechtschaffenen Federfuchsereien so weiter, wohl gar in den Sprachlehren angesehener und nicht unverdienter Männer, so kann man es gebildeten Lesern kaum verdenken, daß sie einen wahren Abscheu vor allen neueren Büchern haben, die in der besten Absicht, das Sprachgefühl zu bessern und die Sprachschäden auszurotten, die gesunde Freiheit der Sprache in Fesseln schlagen und den Schreibern alle Lust fröhlichen Mitschaffens am Kunstwerk der Sprache überstauben.

UNIV. OF CALIFORNIA

Drittes Buch.

Der Ausdruck.

Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden. (Hebbel.)

Erster Abschnitt.

Die Macht des Wortes.

Ein guter Ausdruck ist so viel wert als ein guter Gedanke. (Lichtenberg.)

Ein geistreich aufgeschloßnes Wort wirkt auf die Ewigkeit. (Goethe.)

Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu klingen, sprichst du aus das Zauberwort.
(Eichendorff.)

Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: Ich will! (Halm.)

Mehr als ein Volk hat in seiner Lieblingsdichtung, dem Märchen, die Zauberkraft eines einzigen Menschenwortes geschildert. ‚Sesam, tu' dich auf', und die festverschlossene Pforte tut sich auf. ‚Rumpelstilzchen' muß man rufen, sogleich stampft das böse Gezwerge die Erde und reißt sich selbst entzwei. Hauffs *Mutabor* im Kalifen Storch ist zwar für ein Märchen zu gelehrt, tut aber seine Wirkung. Ohne *Abrakadabra* ist der mittelalterliche Zauberer ohnmächtig; ohne *Perlipe perlappe* kein Teufelspuk in den ältesten Puppenkomödien von Faust. Und wie im Märchen, so in der Wirklichkeit, im hellsten Tageslicht der Presse, in der Volksvertretung, im Königsaal, auf der ernsten und heitern Schaubühne — wie oft hat ein einziges Wort Myriaden, Millionen ergriffen, bewegt, gewandelt! Drei Worte nur schrieb unsichtbarer Finger auf weiße Wand, — ein Königsthron stürzte um in selbiger Nacht, und durch die Jahrtausende hallen noch immer die kaum verstandenen drei Worte *Mene Tekel Ufarsin* als warnende Zauberformel gegen gleiches Geschick. *Gueux*, Bettelhunde, hatten die spanischen Machthaber die freiheitliebenden niederländischen Edelleute geschimpft; furchtbar haben die Geusen den Namen zu Ehren gebracht: er hat den Spaniern die Niederlande gekostet. Man denke an Catos *Carthago delenda* (Karthago muß zerstört werden), an Welf und Weibling, an *Tabu*, *Schiboleth*, Arier und Semiten. Und im Weltkriege waren es nicht zum wenigsten Worte, die dazu beigetragen haben, uns das Rückgrat zu brechen, obenan das blöde Wort *Militarismus*, ein Gewächs aus dem Unkrautgarten der fluchwürdigen deutschen Welscherei. Mit teuflischer Freude bedienten sich die Feinde dieser ihnen von uns geschmiedeten Waffe.

Ist es kein Wort, so ist es ein Satz. Je kürzer, desto zauberkräftiger. Schlagt nur im Büchmann nach: da stehen sie friedlich beisammen die geflügelten Worte, die Sätzlein, deren viele wie Schicksalshammerschläge dröhnen, deren mancher ein Lebenszauber oder ein Todesurteil für ganze Völker geworden. Vom *Ἔσσεται ἦμαρ* (Einst wird kommen der Tag), dem Weissagespruch über Trojas Untergang, dem Weheruf des Siegers über Karthagos Zerstörung — bis zu der Depesche: ‚Welch eine Wendung durch Gottes Führung!' Wo immer wir in den Büchern der Geschichte blättern, auf jeder Seite steht solch ein bedeutungschwerer Satz, und es macht keinen Unterschied, ob jeder wirklich gesprochen oder nachher vom Treppenwitz der Weltgeschichte ebenso gut oder besser erfunden wurde. Zwei Sätze, die auf dem zehnten Teil dieser Druckseite Platz finden, die berühmte Emser Depesche (vgl. S. 322), eines endlos geschwätzigen Kanzleiberichtes knappeste

Zusammenfassung durch die Meisterhand eines an Wort und Tat gewaltigen Mannes, haben einen verhängnisvollen Krieg unvermeidlich gemacht und eine Weltwende bewirkt oder vorbereitet.

Wir in dem Meere bedruckten Papiers fast ertrinkende Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts werden stumpf und stumpfer gegen Worte und Sätze von noch so mächtiger Wucht, denn morgen schon umrauschen uns neue Wellen der Rede und überfluten die Brandung von gestern. Einst aber gab es Zeiten, da man eingeritzten Worten, den Unheilzeichen bei Homer, den Runen bei den Normännern, Macht über Tod und Leben zuschrieb; und ein Nachklang jenes Glaubens oder Aberglaubens muß jeden Redner oder Schreiber durchzittern, der auf Menschen, auf viele viele Menschen mit dem Hauch seines Mundes, mit den stummen Zügen einer Schreibfeder wirken will.

Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden: dies schrieb Hebbel nieder, ohne zu wissen, daß es, wie das meiste Gescheite, schon mehr als einmal in andrer Sprache gesagt worden war. Jedem tiefen Sprach- und Stildenker ist die Wahrheit aufgeleuchtet: es gibt nur ein einziges Wort für jede Sache. *Le mot propre* nennt es der Franzose mit schlagkräftigem schlichtem Ausdruck, den wir zum bequemen Gebrauche mit Eigenwort schlicht verdeutschen dürfen. *Optima verba rebus cohaerent* (Die treffendsten Worte hängen mit den Gegenständen zusammen) heißt es überaus fein bei Quintilian, kürzer und feiner noch als La Bruyères: ‚Es gibt für jeden Gedanken nur ein Wort'; oder als Flauberts Rat an Maupassant: *Quelle que soit la chose qu'on veut dire, il n'y a qu'un mot pour l'exprimer, qu'un verbe pour l'animer et qu'un adjectiv pour la qualifier* (Für alles, was man sagen will, gibt es nur ein Hauptwort des Ausdrucks, ein Zeitwort zur Belebung, ein Beiwort zur Unterscheidung).

Quintilian lüftet zugleich den Vorhang, hinter dem wir die Lösung des Geheimnisses suchen müssen. Sie lautet mit der Umdrehung eines Leitspruches über diesem Abschnitt: Wer die Sache hat, der hat das Wort! Noch an manchen späteren Stellen wird vom Sesam zu der Schatzkammer unsrer Sprache mit ihrer halben oder vielleicht ganzen Million Wörter zu reden sein, wie schon einmal von ihm die Rede war (S. 25): von der Sachlichkeit, d. h. der vollkommnen äußern und innern Beherrschung des Stoffes. Ohne Furcht vor dem Verbote des Wiederholens sei es hier noch einmal gesagt: Nur aus dem sichern Eigentum an der Sache gewinnt der Schreiber das eine, das einzige, das Eigenwort.

Der deutsche Schreiber noch ausschließlicher als der fremdländische; denn jener hat zu graben, zu suchen, zu wählen in einer ihn verwirrenden Reichtumsfülle, wie sie keiner zweiten Literatursprache beschieden ward. Man vergleiche in einem beliebigen lateinischen und deutschen Begriffswörterbuch die paar Ausdrücke der Römer für Essen und Trinken, Kämpfen und Schlagen, Lieben und Hassen und Betrügen mit den Dutzenden, den Hunderten der sogenannten ‚Synonymen' im Deutschen. Ich darf bitten, in meiner ‚Entwelschung' bei *düpieren* nachzusehen. Die begeisterten Lieder deutscher Sänger zum Preise unsers Sprachreichtums sind zwar keiner bloßen völkischen Ruhmredigkeit entsprungen; hören wir aber doch lieber die noch überzeugendere Prosa Börnes, des Schriftstellers mit den überscharfen Augen zorniger Liebe für alle Mängel deutschen Wesens:

Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und mild als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwätzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und gold und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt, usw.

Ja, das alles und viel mehr dazu ist und hat und kann die deutsche Sprache; nur unsern Fremdwörtlern ist und hat und kann sie nichts, wenn sie nicht Bettelanleihen bei andern Völkern aufnimmt. Wir aber, die wir uns ihrer lebendig reichen Schöne im

Innerſten erfreuen, wir wollen in Liebe und Haß, mit Glimpf und Schimpf unterſuchen, wie der Schreiber, dem ein gnädiges Geſchick ſolch Werkzeug beſchert hat, es bedachtſam prüfend und kunſtvoll wählend benutzen ſoll. Der Fremdwörtler allerdings hat es leichter: der braucht nicht zu prüfen, nicht zu wählen; der ſchlägt das ſeelenloſe Simmelſammelbuch ſeiner Mengſelſprache, ſeinen ‚*Code*‘ auf und trifft blindlings zutappend: *Interesse, Moment, Element, Koeffizient, Faktor, Milieu, Interieur, Naturalismus, Realismus, Individualismus, speziell, reell, partiell, qualifizieren, exemplifizieren, assimilieren, isolieren, Popularität, Realität, Originalität, Quantität, Qualität, Individualität, Spezifikation, Qualifikation, Impression, Legitimation, Naturalisation,* und ſo durch das ganze ſtrotzende Wörterbuch der europäiſchen Redensarten.

*

Weil das Wort allmächtig iſt, weil genau genommen jedes Wort ſeinem Schreiber eine vorher nicht zu berechnende Verantwortung zuwälzt, muß aus den vielen allenfalls möglichen das eine notwendige gewählt werden. Alle Kunſt iſt Auswahl; die Wortkunſt, die wir Proſa nennen, iſt die Auswahl der Auswahl, und nur der ſeine Wortwähler iſt ein Wortkünſtler. Was für reingedankliche Erwägungen, was für unbewußte Gefühlſchwingungen, was für ſinnenhafte Unterſtrömungen wirken bei der Wahl des Ausdruckes mit, das heißt: ſollen mitwirken! Bis zur durchſichtigſten Klarheit muß der verarbeitete Gedanke geläutert ſein, ehe das Eigenwort, das einzig treffende, aus dem dunkelwogenden Meer des Sprachſchatzes hell im Schreiber emportaucht. Wo immer wir auf einen nachläſſigen, trüben, ſchillernden, ſchielenden Ausdruck ſtoßen, da wiſſen wir: der ihn ſchrieb, hat nachläſſig, trübe, ſchillernd, ſchielend gedacht. Doch ſelbſt wenn er das nicht getan, wenn er vielmehr eifrig und klar und redlich gedacht hat, was für Unheil kann ihn auch dann noch treffen! Weniger ſchuldvolles, doch keiner entſchuldigt ihn. Die geringſte Unvorſichtigkeit, ein ſekundenlanges Nachlaſſen des innern Ohres, und die ganze Wirkung iſt dahin. Lichtenbergs feiner Rat: ‚Ein guter Schriftſteller vermeidet alles, wobei dem Leſer etwas zum Schaden des Eindrucks einfallen könnte‘, iſt berechtigt; wo aber iſt der Schreiber, der ſie allzeit buchſtäblich befolgen kann? Wie manche ungewollte Zweideutigkeit in keuſcheſter Rede, wie manche Lächerlichkeit inmitten des grimmigſten Ernſtes iſt Schriftſtellern und Rednern widerfahren, die an kein Arg beim Schreiben dachten. Es gehört nebſt allen guten Gaben und ehrlichen Mühen auch Glück zum Schreiben. Den frommen Schreiber jedoch, ihn den nie das Gefühl verläßt, daß alles Schreiben einen Hauch von Gottesdienſt haben muß, wird das Schickſal vor unverdientem Unglück behüten.

Kenntnis des Gegenſtandes, oder um Goethes Wort noch einmal zu beſchwören: ‚Um gut zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben‘; Kenntnis des deutſchen Wortſchatzes in den Höhen und Tiefen, vor den Augen und in den Winkeln; künſtleriſche Strenge der Wortwahl: habe dieſe drei, ſchreibe mit ihnen deinen Eigenſtil, ſuche den redlichen Gewinn und trachte nicht nach unrechtem Gut. Dann wirſt du — vielleicht kein großer Proſameiſter werden, denn ihrer gibt es in einem Menſchenalter nur ein halbes, kein ganzes Dutzend; aber man wird dich leſen, auf Schreib- oder Druckpapier, wird dich verſtehen, und haſt du etwas Ungewöhnliches zu ſagen gehabt, ſo wirſt du keinen gewöhnlichen Eindruck machen. Nach mehr laß dich nicht gelüſten; nicht nach dem gefährlichen Ruhm eines geiſtreichen Schriftſtellers, wenn du nicht wirklich geiſtreich biſt; nicht nach dem des Tiefſinns, wenn du nur in Worten tiefſinnig ſcheinen kannſt, es nicht in den Dingen biſt. Vor allem aber nicht nach einem Stil, der dir nicht angeboren iſt, den du nur zurechtgemacht haſt, um zu blenden. Du blendeſt ja doch nur die Blinden oder Kurzſichtigen, und der Ruhm, der dir von ihnen kommt, iſt gar nicht fein. Und zu allerletzt, was immer das Wichtigſte iſt: ſchreibe keine Zeile, kein Wort nieder, ohne genau ſo empfunden oder gedacht zu haben.

Als Goethe ſich dieſes Urgeheimniſſes ſeiner Kunſt bewußt geworden, ſchrieb er aus Wetzlar an Herder, in ähnlichen Jubel ausbrechend wie 15 Jahre ſpäter aus Venedig

über die Enthüllung des Geheimnisses der Einheit aller Lebeweſen: ‚Wie eine Götter-erſcheinung iſt es über mich herabgeſtiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das wie Gedank' und Empfindung den Aus-druck bildet'. Herder hatte ihm das in Straßburg gepredigt; ja ſchon Klopſtock das ſchöne Bild von Gedanken und Sprache gezeichnet: ‚Wie dem Mädchen, das aus dem Bade ſteigt, das Gewand anliegt'. Doch erſt durch eignes Erleben im Innern war Goethen dieſe Grundwahrheit fruchtbar aufgegangen. So würde all mein Predigen dem Leſer nichts nützen, — ‚wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!' Zwing all dein Fühlen und Denken in einen Punkt, in den deiner Federſpitze, wie alle Strahlen der Sonne in den Brennpunkt des Hohlſpiegels geſammelt werden, und ſei gewiß, dir wird das rechte Wort zur rechten Sache im rechten Augenblick nicht mangeln. Ihr Höchſtes leiſtet die Proſa gleich der Poeſie nur aus dem ganz von einem Gefühl erfüllten Herzen. Du ſitzeſt am Schreibtiſch, ſtarrſt gegen die Wand, ſinnſt, ſchreibſt, ſtreichſt aus, ſchreibſt neu, ſtreichſt wieder aus: das erſte Wort dünkt dich zu ſchwach, das zweite zu ſtumpf, das dritte zu verſchwommen in den Umriſſen, das vierte zu blaß an Farbe. Stärke deine ſachliche Be-meiſterung des Gegenſtandes, und dir wird das ſtärkere Wort auftönen; ſpitze beim Denken noch ſchärfer zu, und der ſchärfere Ausdruck iſt plötzlich da; weiſe alles nicht ſtreng zur Sache Gehörige weit von dir, und eine ſcharf umreißende Wendung ſteht da; ſieh was du denkſt, und das farbige Wort prangt leuchtend vor deinen Augen. ‚Alle Blumen des Vortrages müſſen aus der Sache ſelbſt, an dieſem Ort, an dieſer Stelle, wie Blumen aus dem Schoße ihrer Mutter Erde hervorgehen' (Herder). Denke nicht an die Schreib-ſtube, ſondern ans Leben; begnüge dich alſo nicht mit der ſchwammigen ‚Drehvor-richtung', ſondern ſage dir ſelbſt: die Sprache iſt keine Kanzleiſchreiberin, muß alſo ein Lebenswort dafür haben: Kurbel heißt es. Tu nicht gelehrt mit *hydraulischer Energie*, denn dies iſt halb Eitelkeit, halb Unverſtändlichkeit; ſondern ſchreibe in der Sprache deines Vaters und deiner Mutter: Waſſerkraft. *Hydraulische Energie* kann ja nur einem Menſchen in die Feder kommen, der dabei weder das fließende Waſſer ſieht, noch deſſen Donnerkraft hört, dem ſich vielmehr alles grüngoldene Leben in graues Aktenpapier verwandelt. Ein bißchen ſpieleriſch, aber doch ganz luſtig rät Rückert:

Laß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirſt du ſchnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannſt du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirſt du ſchnell den rechten Eindruck machen.

Selbſt ein Schriftſteller wie Guſtav Freytag wird matt und verſchwommen, wo er ſich nicht um das Eigenwort bemüht, ſondern mit einem der flauen, nichtsſagenden Fremdwörter vorlieb nimmt: *Ihre Opposition* (der deutſchen Humaniſten) *hatte einige Momente, welche sie von der italienischen unterschieden. — Momente!* ein Allerwelts-wort wie ‚machen': ‚Ich mache nach Dresden' oder wie das allgemeine Erſatzwort für unbekannte Eigennamen: ‚Herr Dingsda' (im Franzöſiſchen *Monsieur Chose*). Daß *Momente* verſchwommen iſt, läßt ſich ſehr leicht beweiſen: man kann ohne jede Änderung des Sinnes ein andres ebenſo verſchwommenes Fremdwort, ein Schwammwort an die Stelle ſetzen: *Elemente, Faktoren, Attribute, Koeffizienten.*

*

Gibt es für jede Sache nur ein einziges in den Zuſammenhang paſſendes beſtes Wort, ſo kann es keine Synonymen geben, d. h. Sinnverwandte, die ſich miteinander vertauſchen laſſen. Alle ſogenannte Synonymen ſind eben nur ſinnverwandt, nicht ſinn-gleich. Selbſt in den Fällen, wo man bei läßlicher Auffaſſung von Sinngleichheit ſprechen möchte, wird durch die Klangfarbe mit all ihren feinen Nachſchwingungen im innern Ohr ein weſentlicher Unterſchied bewirkt. Schon Leſſing ſchrieb mit aller Beſtimmtheit: ‚Voll-kommene Synonyma gibt es nicht,' und Goethe ſtimmte lebhaft dem Ausſpruche W. von Humboldts zu, der Leſſings Satz noch erweiterte: ‚Kein Wort in einer Sprache iſt voll-kommen einem in einer andern gleich'. Der gute Schriftſteller vertauſcht nur ſcheinbar

ein Wort mit einem sinnverwandten andern; in Wahrheit vertauscht er nichts, sondern beim scharfen Vergleich seiner Gedankenwelt mit allen sich darbietenden Ausdrucksformen wählt er sorgsam, oft unter Qualen, das Eigenwort, das sich, soweit es der menschlichen Sprache überhaupt gegeben ist, am genauesten mit seinen Gedanken deckt. Wilhelm Schlegel wollte die Möglichkeit der Synonymen auf die Prosa beschränken: ‚Es gibt logische Synonyme, aber keine poetische‘; mit Unrecht, denn auch in der Gedankenwelt gibt es streng genommen keine vertauschbare Synonymen. Man vergleiche z. B. die sinnverwandten Wörter trinken, kneipen, zechen, bechern, picheln, sausen, um nur wenige aus Hunderten herauszugreifen. Der Stilmeister, ja schon der mittelmäßige Schreiber und trinkfeste Mann wird bei nüchterner Prüfung für jede besondere Trinkgelegenheit nur ein einziges jener Wörter gebrauchen.

Was hieraus für die Fremdwörtelei folgt, braucht vorerst nur angedeutet zu werden. Fast jedes Fremdwort läßt mehr als eine Verdeutschung zu; solche Dunstwörter wie *Interesse, Milieu, Moment, Element, Faktor* usw. sind überhaupt nicht mehr Wörter wirklicher Menschenrede, sondern Formeln, die nur das begrifflich Gemeinsame von Dutzenden unterscheidbarer Begriffsfarben andeuten, etwa so wie die chemische Formel H_2O das Wasser im Menschenauge, in der Regenwolke, im Bach, im Fluß, im Teich, im See, im Meer und wo nicht sonst noch andeutet.

Zweiter Abschnitt.

Abklatschwort und Eigenwort. — Abgedroschenheit und Ursprünglichkeit.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht. (Faust.)

Vielleicht hat Goethe in dem Augenblick, als er diese Verse schrieb, nicht einmal gewußt, daß sie die beinah wörtliche Übersetzung des Ausspruches von Terenz waren: *Nullum est jam dictum, quod non sit dictum prius* (Nichts wird gesagt, was nicht schon früher gesagt worden), die prächtige Bestätigung der tiefen Wahrheit jenes Gedankens. Goethe hat sich immer wieder mit ihm beschäftigt: er sah darin die Lösung des Geheimnisses aller Wortkunst. In den ‚Maximen und Reflexionen‘ steht der tiefe Satz: ‚Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.‘

Schopenhauer hat diesen Ausspruch Goethes nicht gekannt und doch dasselbe gesagt: ‚Schriftstellerische Vortrefflichkeit besteht darin: man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge; aber sie machen es umgekehrt.‘ Wohl der feinste Reiz des Goethischen Liedes und der schönsten Stellen in seinen Prosawerken liegt für den genießenden Leser in der Zauberwirkung des Alltagswörterbuches, dessen sich Goethe bedient. In dem erhabenen Psalm: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut‘ gehört nicht ein einziges Wort der eigentlich dichterischen Sprache an; doch welche Weihe strömen diese nicht einmal in feste Verse gebundenen Worte aus! Man prüfe Wort für Wort die unsterbliche Strophe: ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte Auf seinem Bette weinend saß, Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte‘: scheinbar nichts als Prosa, keine poetische Blume eingestreut; aber jedes Wort, jeder Vers wie ein Seufzer aus schmerzgequälter Brust, und darum vollendetes Lied.

‚Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst‘, lehrt uns derselbe größte Meister deutschen Stils in der Dichtung und der Prosa. Entzückt las Goethe im Nibelungenlied: ‚Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang‘ und rief: Das ist kapital! Aus dem ungeheuren Schatze deutscher Rede, aus den zehn, zwanzig, hundert ähnlichen Wörtern für einen Gegenstand, eine Bewegung, ein Gefühl — das eine, das einzige Eigenwort zu treffen, das macht aus dem dichterischen Empfinder den dichtenden Künstler.

Aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib hervor. — Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn. — War so jung und morgenschön. — Es eifre jeder seiner unbestochnen Liebe. — Mehrheit ist der Unsinn. — Noch ist kein Fürst so hochgefürstet. — Rosenzeit, wie schnell vorbei. — Schenk ein den Wein, den holden. — Berauschter Triumphzug zu Babylon. — Doch nun wandl ich auf dem Abendfeld. — Die Sense sirrt im Ährenfeld. Braucht den Lesern wortreich auseinandergelegt zu werden, daß und warum alle diese Stellen unsrer Klassiker und Nachklassiker so unvergeßlich geworden sind? Der dichterische Gehalt muß natürlich da sein, er ist ‚das Moralische, das sich von selbst versteht'; seine höchste Wirkung jedoch übt dieser Gehalt erst durch den ‚eigentümlichen Ausdruck', dessen entscheidenden Wert für alle Kunst Goethe nachdrücklich hervorhebt. Keine fruchtbarere Schule des Stils als die unablässige Prüfung unsrer Meisterwerke auf ihre Eigenwörtlichkeit. Aus ihr wird der nach gutem Stil strebende Leser erkennen, worin das Geheimnis des Wortes liegt, und ist er der rechte Leser, so wird er hoffentlich zu der Einsicht kommen, daß das Wort sich nur vom richtigen Sucher finden läßt.

Hier die zwei äußersten Gegensätze des Suchens. Fontane bekennt in einem Briefe: ‚Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerad in den Sinn kommt; der Künstler, der echte Dichter sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort'. Börne erzählt, er habe acht Tage vergebens nach einem Wort (für *sub divo moreris*) gesucht, es erst am neunten gefunden. Ähnliche Äußerungen von den berühmtesten Meistern der Prosa lassen sich zu Dutzenden anführen, die meisten von den in der Wortwahl oft krankhaft peinlichen Franzosen. Edmond de Goncourt behauptet in seinem Tagebuch mit Nachdruck, sein Bruder Jules sei an der Überanstrengung gestorben, die er beim sprachlichen Ausfeilen aller seiner Arbeiten erlitten habe. Dies klingt durchaus glaubwürdig, und Ähnliches, wenn auch grade nichts Tödliches, hören wir von mehr als einem französischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. Noch nie ist ein deutscher Schreiber, auch Nietzsche nicht, an Stilüberarbeit zugrunde gegangen. Rücksichts- und schonungslos sind die allermeisten deutschen Schreiber nur gegen den Leser. Balzac und Flaubert z. B. haben unterm Suchen nach dem einzigen Eigenwort oder nach seiner besten Stellung im Satze körperlich gelitten. Jeder gewissenhafte deutsche Schriftsteller, der dies liest, wird sprechen: Auch ich. — Und nun das äußerste Gegenteil! Über Jakob Burckhardts Sprache mit ihren zahllosen überflüssigen Fremdwörtern hatte ich in meiner Deutschen Literaturgeschichte gesagt, was zu sagen war: daß seine inhaltlich ausgezeichnete ‚Kultur der Renaissance' kein sprachliches Meisterwerk sei. In einer schweizerischen Zeitschrift wurde mir von hochoben herab erklärt: Auf den Wortschatz eines Schriftstellers kommt doch nichts an. — Man stelle sich vor, was ein gebildeter Franzose hierzu sagen würde!

Fontane hat vierzehn Tage nach einem einzigen Worte gesucht, — also muß Fontane einen gesuchten Stil geschrieben haben? Nun steht aber keine Eigenschaft des Fontaneschen Stiles, abgesehen von seiner Fremdwörtelei, so fest wie die ungesuchte plaudersame Natürlichkeit. Es gibt zweierlei Sucher des Wortes: die einen suchen, um zu finden; die andern, um nicht zu finden. Jenen gelingt nach redlichem Suchen, je nach der Herrschaft über den deutschen Wortschatz, je nach Gabe und verdientem Sucherglück, der große Fund; diesen glückt höchstens das Aufspüren eines verblüffenden und zum Verblüffen, nicht zum Gedankenvermitteln bestimmten Wortgebildes. In dem Abschnitt über das Preziösentum findet der Leser allerlei ‚Preziosen', welche dieser Art von Suchern durch die böse Stilfee in die Hände gespielt wurden. Doch sind ja solche Sucher froh, mit gieriger Hand nach Schätzen grabend Regenwürmer zu finden.

Der gesuchte Stil mit all seiner verblüffenden Seltsamkeit entsteht auf die allereinfachste Weise: der Schreiber geht beim Suchen ängstlich an jedem Ausdruck vorbei, der ihm als der natürliche in den Sinn kommt, denn das Natürliche, womit sich alle große Schriftsteller begnügt haben, dünkt ihn, den Überschriftsteller, gemein. Er weiß nichts von den zarten Geheimnissen des Einfachen; für ihn haben die Klassiker der Völker nicht geschrieben, denn alles Klassische ist ganz einfach und natürlich. Hebbel hat diese Sucher des Unnatürlichen, des Unerhörten gekannt:

Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt.
Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?

Der ehrliche Sucher muß zwischen zwei fast gleich gefährlichen Klippen des Ausdruckes hindurchsteuern: hier umwirbelt ihn die Charybdis der Gesuchtheit, dort will ihn die Skylla der Abgedroschenheit verschlingen. Leichter zu vermeiden ist immerhin die Gesuchtheit; vor ihr schützt den Schreiber seine Redlichkeit, schützt ihn die Sache, wenn er nur die Sache geben, nicht sich vor die Sache drängen will. Wie aber schützt man sich vor dem abgegriffenen, abgedroschenen Ausdruck, vor der Schablone, dem Gummistempel, dem Abklatsch, dem *Cliché* in der Kunstsprache der Franzosen? Diese wichtige Frage heischt ihre eigne Betrachtung.

*

Das Menschengeschlecht ist hammelartig, sie folgen blind ihrem Führer. Ein geistreicher Mensch sagt ein Wort, und das genügt zur Wiederholung für tausend Schafsköpfe. (Friedrich der Große.) — Leute von Geist hingegen reden, in ihren Schriften, wirklich zu uns; nur sie stellen die einzelnen Worte mit vollem Bewußtsein, mit Wahl und Absicht zusammen. Daher verhält ihr Vortrag sich zu dem der Alltagsköpfe wie ein wirklich gemaltes Bild zu einem mit Schablonen verfertigten: dort nämlich liegt in jedem Wort wie in jedem Pinselstrich spezielle Absicht; hier hingegen ist alles mechanisch aufgesetzt. Denn überall ist stets die Allgegenwart des Geistes in allen Teilen, welche die Werke des Genies charakterisiert. (Schopenhauer.)

Voran geht diesen Sätzen Schopenhauers seine Untersuchung über die Geistlosigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe. Er findet den Hauptgrund darin, ‚daß sie immer nur mit halbem Bewußtsein reden ... Hieraus entspringt der sie charakterisierende fühlbare Mangel an deutlich ausgeprägten Gedanken, weil eben der Prägestempel zu solchen, das eigene klare Denken, ihnen abgeht; statt ihrer finden wir ein unbestimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke. Infolge dessen gleicht ihr nebliches Geschreibe einem Druck mit schon oft gebrauchten Typen.‘ Wollte man scherzen, so könnte man mit Reuter sagen: die Armut ihres Ausdrucks rührt her von der Powerteh ihrer Gedanken.

Und die Nutzanwendung? Sei wahr! Wolle nicht mehr sagen, als du sicher weißt, klar denkst, ehrlich fühlst, und du wirst weder gesucht noch abgedroschen schreiben. Groß ist die Kraft und der innere Reichtum der schlichten Rede, wenn Wahrheit sie durchglüht. Aus den stillen Alltagsworten erklingen alsdann überraschende Offenbarungen, greifen uns ans Herz, wie kein künstlich gebauschtes, aus irgendeinem Winkel der Gelehrsamkeit herausgestöbertes Wort, nun gar wie kein noch so pomphaftes griechisches Fremdwort. Die Gezierten ahnen hiervon nichts, obwohl ihrer manche ein Leben drangesetzt haben, den Stil unsrer Klassiker zu erforschen, der die Schlichtheit selber ist. Prüfet sie doch, die jedem feingebildeten Geschmack unerträglich gewordenen Hülsen, in denen niemals eine ganz gesunde Frucht gesteckt und die durch das immer erneute Ausdreschen zum ungenießbaren Wortstroh verödet sind: das großartige Voll und Ganz, das männerstolze Unentwegt, den roten Faden, die Bildfläche, den springenden Punkt, die Individualität mit ihrer untrennbaren persönlichen Note, die Differenzierung, Individualisierung, die Analyse, die Synthese, das Verankern und so viele andre Flickwörter, mit denen die Geistlosigkeit die Lücken ihres Gedankenbaues auszustopfen liebt!

Man könnte fragen: was haben diese allerdings abgedroschenen und für gebildete Menschen unmöglich gewordenen Ausdrücke verschuldet? Sie waren oder schienen doch ursprünglich sehr schön, und nur ihr Mißgeschick, allzu sehr zu gefallen, hat sie verekelt, wie die schönste Melodie durch den Leierkasten verleidet wird. Mag sein; doch hege ich gegen alle jene abgedroschenen Wörter und Wendungen den Verdacht, sie werden von Anfang an nicht viel wert gewesen sein, sonst hätten sie eben der Masse nicht so ausnehmend gefallen und zum immerwährenden Nachplappern verführt. Voll und ganz ist kein neues Modewort, es findet sich schon bei Tieck, ja schon bei Schiller, gelegentlich bei Immermann und Scheffel. Luther gebraucht ein paar Mal die Wendung ‚ganz und voll

kommen'; da jedoch zu seiner Zeit die Sprachäfferei noch nicht im Schwange war, so wurde daraus kein Schablonenwort. In einer Kriegsordnung von 1634 steht: ‚Ein jeder Hauptmann hat sich zu befleißen, die Zahl ganz und völlig zu haben.' Schon Gottfried Keller konnte es nicht ausstehen: ‚Voll und ganz ist das charakterloseste Wort, trotz seiner Fülle.' Er hätte sagen dürfen: wegen seiner Überfülle, und an ihr ist es zu Grunde gegangen, zumal da es begreiflicherweise mit Vorliebe von solchen Schreibern, von noch mehr Rednern gebraucht wurde, denen es innerlich an Fülle und Gänze gebrach. Wuchtig und nicht unschön wendet Arndt es in seiner Schilderung des Freiherrn vom Stein in andrer Wortstellung an: *Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war; er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich.* Dies war echt gefühlt und durfte ohne unechten Nebenton so gesagt werden. Im Anfang der Siebziger Jahre, wo die Ähre noch nicht so völlig und gänzlich ausgedroschen war, konnte ein so tüchtiger Stilmann wie Riehl schreiben: *Künstler, die voll und ganz im gebildeten Geiste der Nation stehen;* und Bernays, der schon eher zur wortreichen Breitspurigkeit neigte, doch nicht grade zu den Schablonenschreibern gehörte, schrieb arglos: *Aus der Übersetzung vernimmt man voll und ganz den drohenden Racheton, der wild grollend durch diese Strophen zieht.* Ja es kommt sogar in einem Gedichte Vischers vor (vgl. S. 25), und Geibel durfte noch in den Siebziger Jahren unbedenklich schreiben: *Im Weltall sucht' ich ohn Ermatten, Dich zu ergründen voll und ganz.* Daß ein halbwegs gebildeter Schreiber, selbst in der kleineren Presse, heute noch ‚voll und ganz' sagt, ist — ausgeschlossen.

Ausgeschlossen! Da steht es, das Lieblingswort mittelgebildeter Jünglinge und Mädchen, die damit ihre jugendliche Entschiedenheit im Verneinen bekunden wollen. Seine Wirkung tut es voll und ganz erst mit der richtigen Betonung: Áusgeschlóssen! Jeder Widerspruch nach diesem Kraftwort ist — ausgeschlossen. Noch in voller Maienblüte steht ‚restlos'; es nie geschrieben zu haben, ist mir eine angenehme Genugtuung. Lebe ich noch ein paar Jahre, so hoffe ich es dem Schicksal von ‚voll und ganz' verfallen zu sehen.

Voll und ganz samt Unentwegt wurden hauptsächlich von gewissen Bierbankschwätzern gemißbraucht, und da sich deren Redekunst vorwiegend von der Phrase nährt, so mußten die mit dem ‚Brustton der Überzeugung' hinausgeschmetterten Phrasenworte verhältnismäßig schnell abgenutzt und bald durch neue Abklatschworte ersetzt werden. Der rote Faden, die Bildfläche, der springende Punkt gehören immer noch zu den unentbehrlichen Notwörtern jedes Dutzendredners, nicht zu vergessen ‚die Fahne hochhalten', dessen sich der berechtigte Spott mit dem Zusatz ‚im steifen Arm' längst bemächtigt hat. Natürlich haben fast alle, die sich des roten Fadens oder des springenden Punktes bedienen, keine Ahnung, warum es grade ein roter Faden sein muß und was das für ein seltsamer Punkt ist, der springt. Zum Glück ist ja der Doktor Allwissend Büchmann da. Die Bildfläche, auf der etwas erscheint, verdanken wir der Erfindung der Photographie; manche Schreiber jedoch gebrauchen sie ganz formelhaft, ohne etwas dabei zu sehen: *Die Namen der Fremdlinge* (die Fremdwörter), *die wie Meteore auf der Bildfläche des Volkes erscheinen* (R. Kleinpaul).

Ein bißchen lächerlich geworden sind Schablonenwörter wie: eine Frage, einen Gedanken ventilieren, etwas auf den Aussterbeetat setzen, eine Frage anschneiden *(Plato war der Erste, der die Frauenfrage angeschnitten hat)*, einen Gegenstand aufs Tapet bringen und dergleichen. Übrigens ist die ventilierte Frage deutsches Eigengewächs, d. h. Eigengewelsch; die Franzosen, doch sonst die Sprachhelfer deutscher Gedankenlosigkeit, kennen das alberne Wort nicht.

*

Jedes Zeitalter, ja jedes Jahrzehnt erzeugt sich seinen eignen Vorrat von Abklatschwörtern, teils durch Neubildung, teils durch Herausgreifen von Ausdrücken, die bei einer besondern Gelegenheit schlagwörtlich gebraucht wurden. Wehe jedoch dem Worte, das auf solche Weise bevorzugt wird: in wenigen Jahren ist es durch die immerwährende Be-

nutzung, zumal die mißbräuchliche, ausgeschrotet und für einen Schreiber, der sich achtet, unbrauchbar geworden. Bei der ungeheuren Ausbreitung unsrer Presse, bei der wachsenden Lebendigkeit unsers öffentlichen Wesens geht das Ausdreschen einer solchen unglückseligen Wortähre immer schneller vor sich. Sogar manches fast unentbehrliche Wort ist schon ein wenig bemakelt: ‚Stimmungsvoll' schreibe ich schon seit Jahren nicht mehr, weil es mir ausgedroschen klingt; ‚Entwicklung' gebrauche ich spärlich, weil seit Darwin von früh bis spät entwickelt wird. ‚Eigenartig' z. B. darf man nur noch mit Vorsicht schreiben; ‚großzügig' kaum noch. ‚Sich ausleben' ist so anrüchig wie die meisten strohernen Wörter der ‚Moderne'. Wie kann ein gebildeter Mensch noch ‚Ausleben' in den Mund nehmen, nachdem es zu solchen Fratzereien gemißbraucht wurde wie in folgendem ganz ernsthaft gemeintem Satze des Kunstschreiberstils: *König Eduard ließ den untersten Westenknopf auf (!), damit die Weste sich energisch (!) nach unten zu ausleben kann* (kann!). Die sich auslebende Weste ist die sprachschöpferische Tat Poppenbergs (vgl. S. 504). Spärlich gebraucht, als Ausdruck echten Empfindens, hätte das jetzt verblödete Wort uns gute Dienste tun können. Es ist ja nicht neu, findet sich u. a. schon bei Freytag (‚Luther'): *Geschichtliche Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben.* Paul Heyse soll es zuerst geschrieben haben.

Was hat der krankhafte Mißbrauch aus dem guten Worte ‚tadellos' gemacht! Mit der gigerlhaften Betonung ‚tádellós' ist es jetzt kaum noch für bessere Kaufmannslehrlinge gut genug. Und doch heißt es in Otto Ludwigs schönem Gedicht ‚1848':

Und niemand soll dir's wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland voll Ehren,
Vor allen Völkern groß!

Der Krankheitsverlauf solcher Schablonenwörter gleicht auffallend dem gewisser Seuchen: auf ihrer Höhe angelangt, vernichten sie sich selbst durch ausgeschiedene Stoffe, in diesem Falle durch die Abgedroschenheit.

Entschuldbar ist der Reichtum unsrer Sprache an Schablonenwörtern aus der Heeressprache. Man macht energisch gegen etwas Front, legt für jemand eine Lanze ein (eine warme Lanze, wie neuerdings gespottet wird), steht Schulter an Schulter, schneidet gut oder schlecht ab, der Kampf entbrennt, tobt, wogt auf der ganzen Linie, man tritt mit einer Behauptung den Rückzug an usw. Ganz wird man solche Formelwörter nicht loswerden, und ursprünglich waren sie ja anschaulich und empfunden. Man glaube nicht, daß es sich bei allen diesen Vorgängen um eine neuzeitliche Sprachkrankheit handelt; allen Sprachen, der deutschen wohl am meisten, ist das eigen, was man ihren pessimistischen Zug genannt hat: das Sinken der Begriffswürde von Wörtern, besonders denen des Alltagslebens. Mähre, Schalk, Pfaffe waren einst vornehme Wörter, Dirne *(thierna)* hat ums Jahr 1000 die Mutter Gottes bezeichnet. Viel seltner ist das Aufsteigen der Wörter; doch kann es geschehen, daß ein durch Mißbrauch bis zur Unmöglichkeit abgenutztes Wort nach langer Unterbrechung wieder zu Ehren kommt: es wird dann beinah wie eine Neuschöpfung empfunden. Die Franzosen des 18. Jahrhunderts hatten ein so unentbehrliches Wort wie *vertu* durch empfindsam verlogenes Gerede den geschmackvollen Schreibern verekelt, und der deutschen Tugend erging es ähnlich. Schreibt heut ein ernster Schriftsteller Tugend und tugendhaft, so klingen die Worte wie schöne Neubildungen.

Zu Worthülsen werden auch stehende Wendungen, deren einzelne Teile von der Ansteckung frei sind. Zu Störungen tritt regelmäßig unliebsam, eine Frage ist allemal eine brennende, ein Grund immer triftig oder nichtig, die Folge unausbleiblich, der Zwang unweigerlich, ein Bestandteil integrierend, ein Protest flammend, eine Tatsache vollendet — gibt es auch unvollendete Tatsachen? —, ein Künstler allemal von Gottes Gnaden, Erwägungen werden entweder angestellt oder sind in der Schwebe, bestritten wird entschieden, noch lieber energisch usw. Dazu kommen solche Formeln, die altherkömmlich und von Hause aus gesund waren, heute jedoch mehr und mehr versteinern: nun und nimmer

sich drehen und wenden, bei Heller und Pfennig. Die Ungefühltheit solcher Versteinerungen wird durch den guten Witz beleuchtet: ‚Wenn alle Stricke reißen, hänge ich mich auf.‘

Ein gebildeter Schreiber wird sich ferner hüten vor solchen seit Menschenaltern verwelkten Redeblümelein, mit denen unsre Vorfahren ihre Schriften zu schmücken glaubten, Die läppische Spielerei des 18. Jahrhunderts mit der griechischen und römischen Götterwelt sollte, außer zu komischen Zwecken, unter keinen Umständen mehr aufgefrischt werden. Das Anrufen des *Jupiter pluvius* oder *Jupiter tonans*, des schelmischen oder neckischen Amor, der Terpsichore als Lehrerin eines Balletspringers, der Klio als Geschichtschreiberin des Bundes der Landwirte oder der Fortschrittspartei sollte ein für allemal als Erkennungszeichen des schriftstellerischen Schmockes gelten. Auch den Phönix könnte man endlich in seiner Asche ruhen lassen, und zur Ehre des trefflichen J. V. Widmann will ich annehmen, daß er nur halb scherzhaft diesen Satz beabsichtigt hat: *Ich kann von der nach dem Brande wie ein Phönix prächtig erstandenen Ortschaft (Grindelwald) diesmal nichts Neues berichten.* Selbst die Musen sind aus der Sprachmode gekommen; schade! Eulen dagegen sollte man niemals mehr nach Athen tragen. Das moderne Seinebabel, das perfide Albion, Spree-Athen, Elb-Florenz, das Tanzen auf einem Vulkan — lauter Zeichen der Stilschmockerei. Sogar mit gewissen Gummistempeln für angebliche Tatsachen wissenschaftlicher Erkenntnis sei man vorsichtig: ihre regelmäßige Wiederkehr macht die Tatsachen und die Ausdrücke verdächtig. Mit der Seife als dem feinsten Fortschrittsmesser der Menschheit ziert kein ernster Schreiber mehr seine Darstellung. So hoffe ich auch, daß einige der allerleersten fremdwörtlichen Strohhülsen durch ihre Abgedroschenheit doch mit der Zeit auf den Kehrichthaufen der Sprache wandern werden. Man wird nicht immer von jeder höheren Leistung sagen, sie stelle einen *Rekord* dar, oder noch stilgerechter: *Der Bau eines Hauses in Amerika innerhalb 12 Stunden konstituiert einen Rekord.* Fremdwörtler haben gefragt, wie man denn solch herrliches Fremdwort ersetzen könne? Als ob nie zuvor in Deutschland auf Deutsch ausgedrückt wurde, daß jemand mehr als alle andern geleistet hat! Es gibt zwanzig, dreißig gut deutsche Wörter für *Rekord*, kein einziges darunter von gleicher Abgedroschenheit und Sinnlosigkeit.

Daß ein gebildeter Schreiber noch Formelwörter wie: *Interesse* und *interessant*, *Individualität* und *indiviuell*, *Moment*, *Element* und *Faktor*, *Milieu* und *Nuance*, *differenzieren* und *analysieren* gebrauchen kann, ist mir ‚unerfindlich‘, um ein vergessenes Strohwort nachzuholen. Sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken, was der gute Schreiber bei jedem Begriffsworte soll, läßt sich ja nichts bei all jenem Häcksel europäischer Redensarten. Unsre feinsten Federn werden stumpf, sobald sie auf solch Zeug stoßen; Gustav Freytag spricht von der Erhebung des preußischen Volkes im Jahr 1813 in schwungvollen Sätzen mit durchglühter Sprache: *Schwerlich solange es Geschichte gibt, hat ein Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet; für den Deutschen aber hat dieses Moment eine besondere Bedeutung.* Fühlt man nicht, wie durch das abgedroschene *Moment* der Satz verflaut und verflacht wird? Ein andermal spricht Freytag von der ‚chaotischen Verwirrung‘. Muß man durchaus das Chaos anrufen, um eine Verwirrung zu schildern? Freytag ist durch seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit eine Art Volksschriftsteller geworden: versteht der Leser aus dem Volke ‚chaotisch‘; muß er es durchaus verstehen lernen?

Gradezu ein Modewort der Arbeiterpresse ist in neuster Zeit *Chaos* geworden. Der erste Satz der Neujahrsansprache des *Präsidenten* Ebert von 1920 sprach vom drohenden *Chaos*. Die meisten Arbeiter halten dies in aller Unschuld für französisch: und sprechen es auch französisch: *Schao*; so hab ichs mehr als einmal gehört. *Schaó* und *katastrophal* — dies ist die neudeutsche Bildungssprache des sich noch immer ‚deutsch‘ nennenden Volkes Luthers, Lessings, Bismarcks. Ist dies mehr zum Lachen oder zum Weinen; und wenn zum Lachen, zu was für einem?

In einer der ‚Byzantinischen Novellen‘ von Hermann Lingg, diesem sprachkernigen Dichter, steht einmal: ... *ein zweiter Faktor der Umgestaltung des alten Kultur-*

zustandes, auch dieses Element der Verjüngung war vergiftet. Ein vergifteter Faktor, der zugleich ein Element ist!

Und dann die kleinen Eitelkeiten im Pücklerstil (S. 217) mit den abgedroschensten fremdsprachlichen Zitätlein. Demonstriert wird immer *ad oculos*; zurückgewiesen nur *a limine;* schließlich oder endlich ist ja nur deutsch, also besser: *last not least.* Und weil einmal ein großer und geistreicher Mensch von den *Imponderabilien* in der Politik gesprochen, lallen es ihm Tausende von Andern nach und bewundert es ein Geist wie der des Germanisten Röthe. Keine Entlegenheit einer Sprache schützt sie vor dem Mißbrauch, vor der Abgedroschenheit im Munde des Deutschen. Nicht einmal im Scherz — wo ist der Scherz? — sollte man die deutsche Polizei eine *Hermandad* oder gar heilig nennen; ein als Dichter so wortkeuscher Schriftsteller wie Gustav Falke schreibt in der Prosa eines ernsten Romanes: *Das Publikum hatte nur halblaute Scherze für die heilige Hermandad,* in Hamburg!

Gewiß, gewiß, wir können einige der mißbrauchten Alltagswörter nicht entbehren, müssen zuweilen durch ihre schleimige Seichtigkeit hindurchwaten; dann aber so selten wie möglich, eilenden Fußes und immer mit dem Gefühl ihres geringen, fast formwörtlichen Inhaltes. Gutzkow schreibt papieren und abgedroschen: *Ich rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt vorzüglich wirken wird.* Noch vorzüglicher wirken würde seine Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe. Und der Germanist Muncker hätte bei einigem Suchen gewiß Besseres gefunden als die nichtssagenden Gesichtspunkte: *Morgenland und Deutschtum waren die beiden Hauptgesichtspunkte seiner gesamten Poesie.* Wir brauchen Standpunkt und Gesichtspunkt, aber wir sollen sie mit äußerster Sparsamkeit gebrauchen. Man muß nicht einen hochragenden Standpunkt einnehmen, um zu verkünden: *Meine Herren, ich stehe auf dem Standpunkt, daß ich die Tieferlegung dieses Rinnsteins für überflüssig halte* (aus einer Stadtverordnetenversammlung). Goethe gebraucht gelegentlich, nicht formelhaft, Standort; Standpunkt ist bei ihm sehr selten.

Am schablonenhaftesten ist wohl der Sprachgebrauch der Volksvertreter; die erstaunlichen Leistungen der besten Kurzschreiber, die es gleich gewissen Rednern bis auf 350 Silben in der Minute und mehr bringen, wären ohne die Ausgedroschenheit der Redehülsen kaum möglich. Beginnt ein Redner: ‚Meine Herren, ich stehe', so schreibt der kundige Kurzschreiber einfach: ‚Meine Herren, ich stehe' und weiter nichts, denn er weiß, daß auf ‚stehe' unfehlbar der Standpunkt folgt. Man hat das Wörterbuch sehr berühmter Abgeordneten auf seinen Umfang geprüft und ermittelt, daß z. B. in zwanzig langen Reden Eugen Richters über die verschiedensten Stoffe nur rund 2000 Wortstämme vorkamen, die Formwörter eingerechnet. Ähnliche Zahlen lieferten die Reden Laskers und Miquels. Größer war das Wörterbuch Bennigsens und der meisten süddeutschen Redner. Bei den Römern ist es nicht anders gewesen, wie die Reden Ciceros und der bescheidene Umfang der ‚Tironischen Noten' beweisen, mit denen damals Reden nachgeschrieben wurden.

Noch schlimmer als bei uns steht es mit der sprachlichen Formelhaftigkeit bei den Franzosen, nur daß diese sie nicht so blank und bloß zur Schau tragen. Sehr fein bemerkt einmal Goethe darüber (an Reinhard, 10. Juni 1822): ‚Der Franzose bedient sich herkömmlicher Ausdrücke, weiß sie aber so zu stellen, daß sie wie ein aus flachen Glasspiegeln zusammengesetzter Hohlspiegel kräftig auf einen Fokus zusammenwirken.' Aber merkwürdig, der gebildete Franzose leistet dem stumpfsinnigen Modewort viel größern Widerstand als der gebildete Deutsche: die meisten französischen Modewörter werden so zu sagen mit Gänsefüßchen geschrieben und gesprochen.

Wer wird uns endlich erlösen von dem öden ‚Zeichen', in dem wir und alle Dinge im Himmel und auf Erden stehen? Weil Kaiser Wilhelm 2. einmal 1891 unter sein Bild geschrieben: *Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs,* steht noch tief im 20. Jahrhundert alles in irgendeinem Zeichen: *Die Vogelwelt im Zeichen des Spätsommers, Deutschland im Zeichen des schlechten Wetters,*

oder des Umzugs, Berlin im Zeichen des Gänsebratens, Apulien im Zeichen der Cholera, Schlaflose Nächte im Zeichen der Wanze. Und weil derselbe Kaiser, der ein leidenschaftlicher Seefahrer war, irgendeinmal gesagt hat: ‚Und nun Volldampf voraus!', schreibt der Vorsitzende des Kegelvereins Vordereck auf eine Einladungskarte an die Mitglieder zu einem Sonntagsbummel: ‚Mit Volldampf voraus!', und der des Raucher-vereins Qualmtute, immerhin stilvoller, bei ähnlicher Gelegenheit: ‚Wir wandern unentwegt im Zeichen von Volldampf voraus!' Alles dies so treu wie möglich nach dem Leben, das phantastischer ist als die kühnste Dichterphantasie.

Ein Trost, doch nur ein schwacher, liegt in der Geschichte all dieser modischen Schlagwörter: sie schlagen die Sache, den guten Geschmack, zuletzt sich selber tot:

Auch Modewörter gibt's, so gut wie Modefarben;
Sie dauern freilich kurze Zeit.
Und viele Lieblingsphrasen starben
Im Sumpfe der Vergessenheit.

Sehr schön, aber so lange sie leben, leiden wir unter ihnen. Selbst die Grobheit ist machtlos wider sie. Das hat Lessing erfahren, als er gegen das modische Schablonenwort ‚Genie' in den Siebzigern des 18. Jahrhunderts wetterte: ‚Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier.' Wo sind die Tränen der Wehmut, die schöne Seele, die sanften Schauer, die tugendhafte Freundin, die zärtliche Sympathie, das Hinschmelzen in Zähren, die wonnigen Entzückungen, — all dieses leere Stroh des empfindsamen 18. Jahrhunderts? Schon 1785 schrieb Wieland im Teutschen Merkur: ‚Das Wort Aufklärung fängt jetzt allmälig an, so wie die Wörter Genie, gutes Herz, Empfindsamkeit und andre in üblen Ruf zu kommen.' Immerhin hatte die Aufklärung fast ein halbes Jahrhundert einen guten Ruf genossen; nur hören mochte man nichts mehr von ihr. Zwischen 1797 und 1830 war so ziemlich alles ‚romantisch', selbst mancher Ort in und bei Berlin war eine ‚romantische Jejend'. Heute gehört das Wort fast nur noch dem literaturgeschichtlichen Sprachgebrauch an. Von der ‚blauen Blume' der Romantik wurde mehr als ein Menschenalter mit himmelndem Blick geredet, ohne daß die meisten Redenden eine Ahnung hatten, was das für eine Blume sei. Später erschien das Gerede selbst den Romantikern läppisch.

Am schnellsten pflegen sich die politischen Wortschablonen abzunutzen. Wo sind sie hin die Schlagworte von 1848: der Rechtsboden, die breiteste Basis, die Gesinnungstüchtigkeit, die oktroyierte Verfassung, die Märzerrungenschaften? Und wie's mit den alten geschah, so wird's mit den neuen geschehen: sie werden in die Totenkammer der Sprache wandern, von wannen es keine Auferstehung gibt. Wer bildete einst die weltberühmte ‚Quadrupelallianz'? Wer weiß noch, wann, wo, worüber jemand ‚politische Beklemmungen' hatte? Was für ein Ding war der Scheiterhaufenbrief? Wie war's doch mit dem Weltmarschall?

Endlich die Abklatschworte, die uns die Wissenschaften, die Künste, die Gewerbe bescheren, ursprünglich meist ganz hübsche Neubildungen, nach einigen Jahren durch das Riesenheer der Nachäffer um jeden Reiz und Wert gebracht. Da wurde der elektrische Strom ein- und ausgeschaltet, — alsbald wird alles und jedes ein-, noch mehr ausgeschaltet: Parteien, Minister, Wetter *(Die Hitze ist in diesem bösen Sommer ausgeschaltet)*, Tugenden, Laster. In Hauptmanns ‚Webern' gibt es keinen Einzelhelden; dies drückt der Literaturforscher Lublinski aus: *Kein Drama im hohen Stil, weil jede Individualität ausgeschaltet war.* Die Maschinenbauer, dann die Nervenforscher bildeten sich das gute Kunstwort Auslösen; alsbald wurde kein Gefühl mehr erzeugt, hervorgebracht, entbunden, entzündet, erregt, sondern immer nur ausgelöst; jedes andre Wort — ausgeschlossen!

Ein nicht ganz dünnes Druckheft wäre nötig für die modischen Schlagworte vieler Literatur- und der meisten Kunstschreiber. Da gibt es großzügig und die entsprechende Großzügigkeit, die Höhenkunst und die Ausdruckskultur, die Differenzierung und Differenziertheit. Augenblicklich ist ein literarisches Lieblingswort — vielleicht für noch ein bis zwei Jahre — ‚die Linie, die inneren Linien', kein deutsches, sondern ein französisches Gewächs, ebenso wie die *Geste*, für die man zur Abwechslung, nicht etwa zur Verdeutschung,

zuweilen Gebärde sagt: die lyrische Gebärde, Kleists Gebärde, Max Liebermanns Frühgebärde. Ich lasse dahingestellt, welchen Gedankenwert Nietzsches Schlagworte haben; mir schwant, daß der Übermensch, die blonde Bestie, die fröhliche Wissenschaft, das Tanzen der Seele, ja selbst das Herdentier und die Umwertung der Werte über ein Kleines der Überliebe seiner Überfreunde zum Opfer gefallen sein werden.

Zu den Modeworten gehört die Modebeugung, z. B. die wundervollen Mehrzahlen: Sehnsüchte, Heimwehe, Dränge, Zukünfte, Brünste, Dürste — nicht aus dem Eignen, sondern aus dem Französischen. Oder der modische Gebrauch von Ein mit dem sachlichen Eigenschaftswort: ein Neues, ein Großes, was angeblich viel erhabener ist als neu und groß: *Schon dies, daß große allgemeine Interessen auf der Bühne frei ausgesprochen wurden, war ein Neues.*

Austoben lassen, wohl gar durch spöttische eigne Übertreibung, durch den Hohn der Gänsefüßchen totschlagen helfen! Mit Vernunftgründen ist gegen solche sprachliche Geisteskrankheiten nichts auszurichten. Vor zehn Jahren war ‚Schneidig' das meistgemißbrauchte Eigenschaftswort: schneidiges Mädchen, schneidige Zigarre, schneidiges Gedicht (von Über allen Gipfeln ist Ruh' selbst gehört). Wer darf das schreckliche Wort heute noch schreiben? Es ist selbst den Husarenrittmeistern verleidet worden. Wann wird ‚Staatserhaltend', ein ursprünglich anständiges, mit der Zeit zum politischen Schwindel benutztes Wort, ihm folgen? — Ganz vermeiden kann kein Schreiber gewisse Schablonen, und er soll es auch nicht versuchen. Wenn's zur Entscheidung kommt, mag er sich sagen: lieber noch ein ehrlicher Philister als ein auf Täuschung ausgehender Stilgaukler; besser ein unberühmter nützlicher Alltagschreiber, der weiß, daß er einer ist, als ein für ein Weilchen berühmter Preziöser, der sich für einen großen Mann hält.

Dritter Abschnitt.

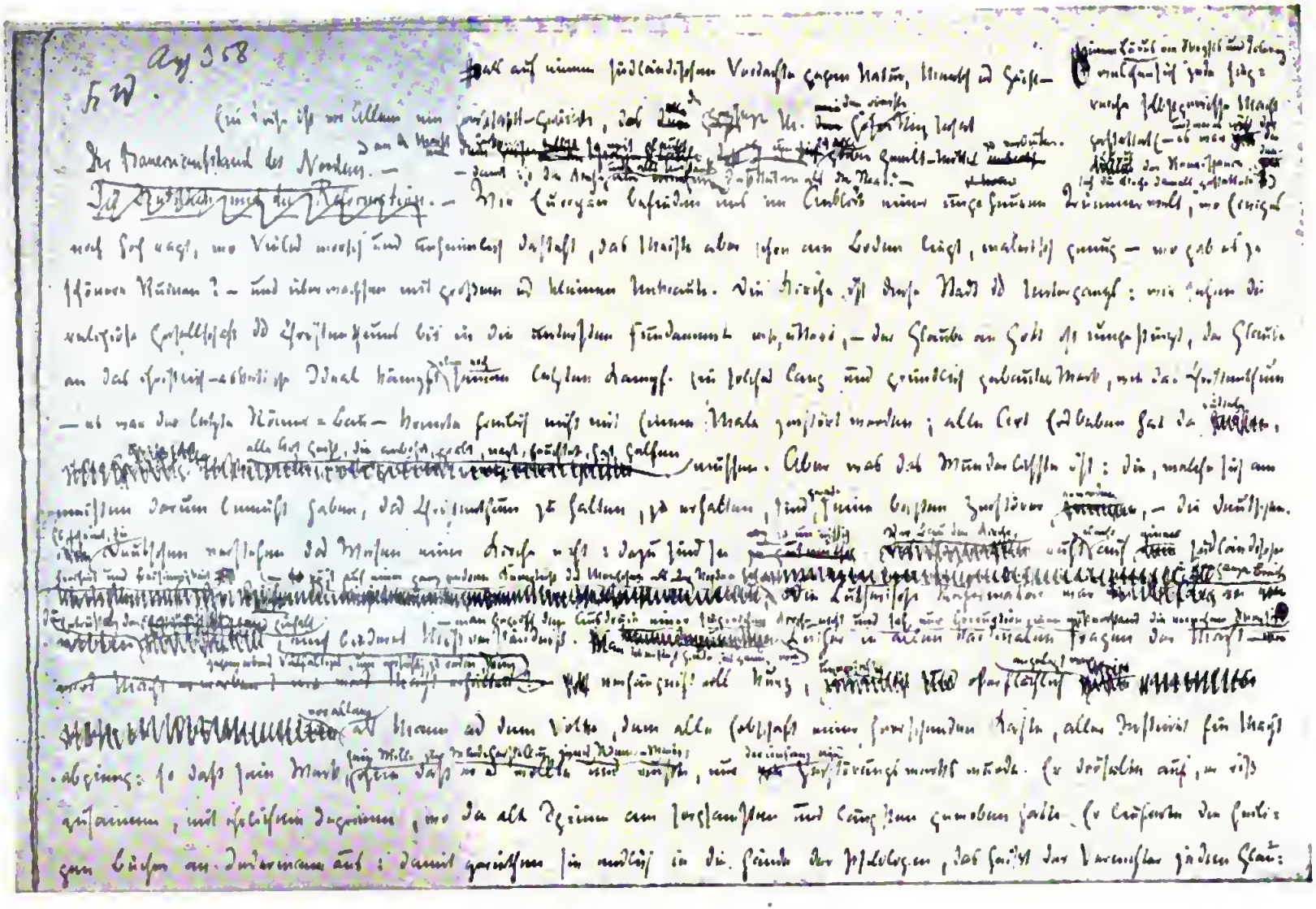
Vom deutschen Wortschatz und seiner Mehrung.

Der deutschen Sprache Schatz zu mehren, Und dieser Trieb soll nie verblühn,
Von Jugend auf war mein Bemühn, Solang des Lebens Tage währen. (Rückert.)

So oft ein staatliches Ereignis, eine Erfindung, eine Mode neue Begriffe schafft und Ausdrücke dafür fordert, jammert der unverbesserliche Fremdwörtler verzweiflungsvoll: dies kann die arme deutsche Sprache nicht bezeichnen, und stammelt sogleich den Franzosen, Engländern, Italienern, Amerikanern, Russen, Chinesen ihre unersetzlichen Wörter nach. Ihnen erkläre der sprachgebildete und sprachgesunde Deutsche rundweg: Das ist Unsinn; die deutsche Sprache, die reichste aller Weltsprachen, kann jeden Begriff in allen Abschattungen schön und klar bezeichnen, wenn ihr sie nur gewähren lasset. Nur du, undeutscher, fauler und unwissender Fremdwörtler, der du dich nie um edles, reines Deutsch bemüht hast, du kannst nicht anders sprechen als mit Hilfe von verquatschtem Rackerlatein, Zigeunergriechisch, Schneiderfranzösisch, Stallknechtenglisch.

Die Fremdwörter von ehedem haben manchen triebkräftigen Keim für immer zerstampft, so daß die fremde Saat an gewissen Wucherstellen nicht mehr auszurotten ist: man denke an Natur, Musik, Religion, Humor, Drama, naiv, spazieren. Unzweifelhaft hätte ohne das Dazwischentreten der Humanisterei die deutsche Sprache für diese Begriffe vollkommen zutreffende, schöne und echtbürtige Wörter aus ihrem fertigen Schatze wählen oder kraft ihrer unbegrenzten Neuschöpfung frisch erzeugen können. Ganz erstorben ist der Wurzeltrieb der deutschen Sprache noch heute nicht. Trotz dem massenhaften fremden Unkraut, das uns der Teufel der geckischen Ausländerei Jahr um Jahr, nein Tag um Tag zwischen den deutschen Weizen sät, ist unsre nicht umzubringende Sprache immer noch zeugungskräftig geblieben, wenn sie gleich in der geilen Fruchtbarkeit nicht Schritt zu halten vermag, mit den Verfertigern der jährlich mindestens 365 neuen Fremdwörter. Es wäre

Zu Seite 113.



Aus Nietzsches „Fröhlicher Wissenschaft“.
Mit Erlaubnis von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche.

eine der reizvollsten Aufgaben für einen fleißigen Erforscher des Neuhochdeutschen, die Neuschöpfungen auch nur der letzten 150 Jahre, etwa seit Lessings Minna von Barnhelm, zu sammeln und ihren Ursprung nachzuweisen. Solche Sammlung würde eindringlicher wirken als die zwar recht schönen, aber wenig überzeugenden Lieder zum Lobe der deutschen Sprache.

[Zusatz 1921: Da sich kein solcher Erforscher gefunden, so habe ich in meinem Buche ‚Deutsche Sprachschöpfer' (1919) den ersten Versuch einer solchen Sammlung gemacht.]

Schade, daß wir kein Wörterbuch der deutschen Berufs- und Standessprachen haben; es würde ein dicker Band werden. Gab es doch schon besondere Wörterbücher unsrer Heeressprache vor dem Weltkriege; und wie gewaltig sind sie durch ihn angeschwollen! Die gelehrten Fremdwörtler, deren ganzer Sprachschöpfertrieb sich in immer neuen, immer elenderen Fremdluderwörtern auslebt, werden von jedem einfachen deutschen Fußsoldaten beschämt. Wäre dem germanistischen Professor als Artilleriehauptmann die Namengebung überlassen worden, so hätte er das Permanenzfeuer, Kontinuierfeuer, Perpetuierfeuer gegeschaffen; dem einfachen Kanonier verdanken wir das Trommelfeuer.

Hier ein Pröbchen aus der Schülersprache, ein lange nicht vollständiges Verzeichnis der Ausdrücke für die Übersetzungshilfen: ‚Delsche, Klappe, Klatsche, Ponz (von pons = Eselsbrücke), Schmoch, Schmoll, Schmöker, Schniffel, Schwarte, Spelle, Spicke, Spritze, Transe, Wende'. Der Fremdwörtler nennt sie in edler Einfachheit Translationsauxiliarien.

Voran in der immer neuen Bereicherung des Wortschatzes stehen, wie sich's ziemt, unsre großen Dichter und Schriftsteller; doch hat auch mancher Geringere sein Scherflein zum Auffrischen des Bestandes beigesteuert. Ohne Wagemut geht es dabei nicht, und der Schriftsteller, der sich bei solchem Bemühn durch den Spott der Philister beirren läßt, taugt nicht zu diesem Geschäft.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört? (2. Faust.)

‚Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe' heißt es in Goethes Aufsatz ‚Deutsche Sprache', und er fügt bei: ‚Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos.' In der Tat würde die bloß äußerliche Reinigung die Sprache wohl säubern, sie aber nicht innerlich stärken und mehren. Zum Glück lehrt die ganze Geschichte der deutschen Sprachreinigung, daß diese immer zugleich eine wertvolle Sprachbereicherung bewirkt hat. Ja so segensreich war alle Zeit schon der bloße Wunsch, unsre Sprache vom gröbsten Schmutze zu befreien, daß selbst mittelmäßigen Schreibern beschieden ward, Worte zu schaffen, die es an Schlagkraft und Lebensdauer mit den Neuschöpfungen der Größten aufnehmen. Wir werden uns an andrer Stelle über diese nicht genug gewürdigte Seite unsers Sprachlebens zu unterhalten haben.

Daß der Philister jedes Neuwort beim ersten Hören verlacht, ist sein Philisterrecht. Man kann ja das Wesen des Philisters nicht besser bezeichnen, als daß er alles Neue haßt und verhöhnt, weil es neu ist, und es nach kurzer Zeit für das Notwendigste von der Welt, für gleichzeitig mit ihm, dem Philister, geboren hält. Man stelle sich vor, das Allerweltswort für die Seelenempfindungen des Menschen wäre noch heute, wie im 17. Jahrhundert bis tief ins 18te, *Sentiment*, und ein tollkühner Sprachschöpfer wagte zum ersten Mal das Neuwort Gefühl zu schreiben, wie das ein gewisser Tetens wirklich vor etwa 160 Jahren getan hat. Gefühl! welch ein albernes, scheußliches Wort! — so und nicht anders, vielleicht noch gröber, würde die Salbaderei derselben Sprachphilister lauten, die jedes noch so blöde Fremdwort sogleich nachstammeln. Wer's nicht glaubt, der lese die Urteile unsrer fremdwörtelnden Philister über vortreffliche Neuschöpfungen auf S. 252, dazu fast auf jeder Seite meiner ‚Deutschen Sprachschöpfer' nach. Allerdings haben die Wörter so gut wie die Bücher ihre Schicksale: scheinbar vortreffliche Neubildungen haben nicht Wurzel geschlagen: andre, die uns nicht ganz so gelungen scheinen, stehen noch heute in Saft. Für den Seelenforscher der Sprache gibt es wenige so fesselnde Untersuchungen wie die nach den Gründen des Glückes oder Mißgeschickes der neuhochdeutschen Wortschöpfungen.

Neubildungen müssen, das lehrt uns ihre Geschichte, funkelnagelneu sein, müssen durch ihre Neuheit dem Philister, besonders dem Fremdwörtler, aufs äußerste mißfallen, den Sprachsinnigen reizen, packen, zum Nach- und Einfühlen zwingen. Sie müssen bei aller Neuheit zwanglos, selbstverständlich klingen und durch nichts verraten, wie lange ihr Schöpfer gesucht, geprobt, gemessen, gewogen hat. Sie dürfen wohl den Geist in seiner Behaglichkeit stören, die Sprachgewohnheit gewaltsam durchbrechen, die Begriffswelt stürmisch umwühlen, wenn sie nur der Zunge und den andern Sprachwerkzeugen keine Mühe machen. Die unerhörte Neuerung ‚Gefühl', eine der kühnsten in unsrer Sprachgeschichte, hätte sich ohne den leichten Fluß ihrer Laute nimmermehr durchgesetzt. Im allgemeinen kann man feststellen, daß die guten, d. h. die lebenskräftigen Neubildungen dreist, kurz, leichtlautend, sinnenhaft sind; bloße Verstandesworte, noch so richtig gebildet, werden vom lebensfrischen Sprachsinn der nicht bloß verstandesmäßig gebildeten Leser abgelehnt.

Man überschaue die Geschichte von Zweirad und Rad: zuerst selbstverständlich lauter Fremdwörter, sintemalen unsre plumpe Sprak so großartige Begriffe wie den eines Leichtfahrzeuges mit zwei Rädern nicht ausdrücken kann, sondern, wie immer den großartigen Fortschritten des Feingewerbes gegenüber, in ihrer Hilflosigkeit auf den Beistand des Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen und einiger andrer gebildeter oder wilder Sprachen angewiesen ist. Mithin für das schnell dahingleitende, anfangs hohe, später niedrige Fahrzeug aus Stahl: Velociped oder Bicycle, nachher Safety und Bicycelette. Dann geschah das Unerhörte: die deutschen Velocipedfahrer besannen sich, daß das Ding, auf dem sie fuhren, bei Licht besehen nichts andres sei als ein Rädergestell. Da sie unter einander solche Unwörter wie Velociped, Bicycle und Safety schon wegen ihrer stillos klumpigen Vielsilbigkeit nicht sprechen konnten, so ließen sie sich herab, zum Rade Rad zu sagen, obwohl ihnen alle Sprachphilister einwandten: weder Zweirad noch Fahrrad noch gar Rad, wie man bald allgemein mit treffender und vollkommen ausreichender Kürze sagte, ‚decken sich' mit dem herrlichen Velociped — einer nichtssagenden, ja irreführenden Bezeichnung —, noch mit dem schon durch seine griechisch-römisch-englische Herkunft ausgezeichneten Bicycle, das zwar auch nur Doppelrad bedeutet, aber so unendlich viel vornehmer ist. Da die deutschen Radfahrer nichts vom Philister hatten, so siegte bald ihr gesunder, feiner Sprachsinn und schuf sich zuerst Hochrad, nach dem Verschwinden der Hochräder: Fahrrad, Zweirad, im Sprachgebrauch des Lebens noch besser Rad. Dieses uralte Rad ist in Wahrheit eine Neuschöpfung, eine der gelungensten des letzten Menschenalters; denn als Neuschöpfung müssen wir jedes Wort ansehen, das selbst bei gleichem Klang einen neuen Begriff neu bezeichnet.

Die Geschichte vom Hochrad, Fahrrad, Zweirad, Rad lehrt uns eines der Geheimnisse der glücklichen Neubildung: der Sprachsinn ist kein Pedant, er liebt nicht die peinlich genau unterscheidenden Beiwörter, zumal da diese das Wort länger und langweiliger machen. Das Einzige, was z. B. gegen Bahnsteig eingewendet werden mag, ist die pedantische Belastung mit Bahn; Steig würde genügen, denn daß es kein Gebirgssteig, oder Hühnersteig ist, weiß der Reisende auch ohne die ängstliche Belehrung des Eisenbahners. Ähnlich verlief die Geschichte der Vizinal- und Sekundärbahn; ein Menschenalter hindurch wurde lateinert, bis ein sprachgesunder höherer Beamter Otto Sarrazin Kleinbahn vorschlug: es behauptet heute schon die Alleinherrschaft.

Begierig dürfen wir sein auf die fernere Geschichte des Wortes Aviatiker. Anfangs war das Durchfliegen der Luft etwas so Seltnes, daher Vornehmes, daß es unbedingt mit einem nach der gewohnten blöden Art verdrechselten Küchenlateinwort bezeichnet werden mußte. Mit der Zeit werden sich die deutschen Flieger — schon Luftflieger wäre zu lang und zu pedantisch — ihres Rotwelsch schämen und, voran die Heeresleitung, ihre gute Sache mit einem guten Wort bezeichnen. — Wann wird die Geckerei mit *Ski* endlich aufhören? Nun gar die Geckennot mit der Mehrzahl! Der Vollgeck sagt so wonnesam *Schiĕr;* der Halbgeck so traut *Schis.* Die Norweger nennen ihre Schneeschuhe: ‚Scheite': ihr *Ski* bedeutet nichts Vornehmeres als Scheit In Süddeutschland, wo sprachlich

etwas weniger geäfft wird, sagt man zuweilen: Brettln; kann sich aber der deutsche Sportgeck mit Brettschuh begnügen?

Nicht zu den Sprachphilistern hat Kant gehört, und doch hat er den Ausspruch getan: ‚Neue Worte zu künsteln, wo die Sprache schon so an Ausdrücken für gegebene Begriffe keinen Mangel hat, ist eine kindische Bemühung, sich unter der Menge wenn nicht durch neue und wahre Gedanken, doch durch einen neuen Lappen auf dem alten Kleide auszuzeichnen.‘ Für gegebene Begriffe! Für diese mangelt es der Sprache allerdings nicht an Ausdrücken, und der Schreiber, der sich mit diesen begnügt, ist nicht zu tadeln. Indessen selbst für gegebene Begriffe will der künstlerische Prosaschreiber, an den Kant allerdings nicht gedacht hat, die durch Alter und Allerweltsgebrauch abgeschliffenen Wörter nicht immer verwenden. Es ist sein gutes Recht, nach neuen Ausdrücken für alte Begriffe zu suchen, um so mehr als ja die Farben der Begriffswelt sich mit den Menschengeschlechtern immer ein wenig ändern. Kant selber war gezwungen, für seine philosophischen Begriffe, die an sich so alt wie die Philosophie der Menschheit waren, neue Ausdrücke zu prägen, und gelegentlich ist er nicht davor zurückgeschreckt, in die Volkssprache seiner engeren Heimat zu greifen, um mit glücklicher Wendung den philosophischen Ausdruck zu bereichern. So schreibt er einmal: ‚Die Liebe ist hier (im Lustspiel) nicht so grämisch‘ (wie in der Tragödie).

Mit wie einfachen Mitteln noch das neuste Neuhochdeutsch sprachschöpferisch arbeitet, zeigen uns so kühne Neubildungen wie: Krach, Ring, Eisenbahner (warum also nicht auch Wissenschafter?), Urlauber, Eingemeindung, Franzôselei — bei Goethe Franzoserei —, Wettbewerb, durchlässig, minderwertig, übertragbar und unübertragbar, unstimmig, belichten, abrüsten, durchqueren, enteignen (dies noch nicht bei Goethe), verstaatlichen, verstadtlichen, Ausstand, streben und Streber in der bekannten abschätzigen Bedeutung, und so manche andre, die uns heute wie uraltes Sprachgut erscheinen. Fast jede dieser guten Neubildungen hat zuerst den Sprachphilistern Gelegenheit gegeben, sich lächerlich zu machen, denn keine ‚deckte sich‘ vollkommen mit den Flicken aus den Sprachen dreier Weltteile. Krach z. B. dünkt uns heute so natürlich und alteingesessen, daß wir die ganze Kühnheit dieses Neugebildes kaum noch ermessen. Wo ist in Krach die leiseste Andeutung von Banken, Aktien, Börse, Spekulanten, Gründern, Direktoren, Administratoren, Aufsichtsräten, Schwindelmanövern usw., wie die Sprachphilister von jedem neuen deutschen Worte fordern, während sie das Fremdwort überhaupt nicht auf seinen Begriffsinhalt prüfen? Krach ist ein zum Range des vollwertigen Begriffswortes erhobener Naturlaut und bezeichnet dennoch eine so reiche Begriffswelt wie nur irgendein tausendjähriges Urwort. — Kühne, gute Stammwörter der Elektriker sind: ‚erden (mit der Erde verbinden), funken, gefunkt‘ (Funken geben).

Nicht für möglich sollte man es halten, daß einst bei der Einführung des ‚Enteignungsgesetzes‘ von halsstarrigen Fremdwörtlern Einspruch erhoben wurde: Expropriationsgesetz dünkte sie viel schöner und richtiger. Beim Gesetz über den unlautern Wettbewerb wiederholte sich der ebenso lächerliche wie beschämende Vorgang (vgl. S. 255). Der Hauptschreier gegen die deutschen, für die fremden Ausdrücke war, wie allemal, Hans Delbrück. — Noch lange nicht ausgeschöpft ist der Jungbrunnen der Sprachbereicherung durch die Vorsilben be, ge, er, ver, zer, ent. Erlaubt oder nicht erlaubt, wer kann etwas Triftiges sagen gegen Heines Satz: *Die Chinesen verknixen und verbücklingen zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung ihrer Nationaltugend, der Höflichkeit?* Angelus Silesius bildete kühn ‚entwerden‘: *Je mehr du nach ihm* (Gott) *greifst, je mehr entwird er dir.*

‚Nicht durch das Aufpfropfen fremdartiger Reiser, vielmehr durch das Auftreiben neuer Schößlinge aus dem alten Stamm bildet sich die Sprache lebendig fort‘, heißt es bei Uhland; aber was bedeuten solche Eckarte deutscher Sprache wie Uhland unsern wissenschaftlichen Sprachverderbern wie Röthe! Und mit welcher Bitternis gemischt ist jede Vertiefung in den deutschen Sprachreichtum, wenn man ihm gegenüber die Ohnmacht unsrer Welscher sieht, aus ihm zu schöpfen; ihre Gier, jedem edlen Deutschwort das elendeste Fremdwort vorzuziehen. Im Schweizerischen gibt es 454 Apfelnamen, für Wacholder

hat man über 100, für Primel mehr als 50 Namen gesammelt; das Kölnische allein hat gegen 15 Wörter für Ohrfeige, das Mittel- und Niederfränkische etwa 64 Ausdrücke für Schmetterling — alles nutzlos, denn in Deutschland gilt das Welsch für eine Bereicherung unsrer armen Sprache, ‚darin soll sie nicht verarmen', wie E. Schmidt und seine vierzig Kämpen des Welsch feierlich erklärten (vgl. S. 170).

Eine widerwärtige, zum Glück lebensunkräftige Gattung der sprachlichen Neugebilde sind die Unwörter wie *Hapag* (Hamburg-amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft), *Bugra* (Buchgewerbe- und graphische Ausstellung), *Wumba* (Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt), *Flak* (Flugzeugabwehrkanone) und ähnliches Unzeug. Ihre einzige Entschuldigung ist: sie waren oder sind sprachliche Notwehr gegen die Taprigkeit bei der ursprünglichen Namengebung. Man war zu sprachohnmächtig, auch zu faul, ein bezeichnendes Kurzwort zu suchen, und griff nach der rohesten Aushilfe. In dieser Sprachroheit stehen wir ausnahmsweise nicht allein: die Engländer treiben es ebenso. — Ich verhehle nicht, daß ich die Benennung U-Boot für die deutschen Heldenschiffe stets gemein gefunden, sie nie in den Mund genommen habe. Gibt es denn nicht ‚Tauchboot'? Die romanischen Völker mit ihrem besonders feinen Sprachkunstsinn halten sich von derartigen Mißbildungen fast ganz fern.

Ein großartiger Wortschöpfer war Luther; ohne alle Rücksicht auf ‚Analogie' schuf er sich Kraftworte, wo er Kraft zeigen wollte: ‚Herren und Siegmänner des Todes' nennt er die Christen. — Sogar der lederne Opitz hatte in der Schule seiner französischen Vorbilder die Notwendigkeit der Neubildung im Deutschen nicht verlernt: ‚Neue Wörter, von andern Wörtern zusammengesetzt, zu erdenken ist Poeten nicht allein erlaubet, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschiehet, eine sonderliche Anmut.' — Lessing hat sich vor keinem schöpferischen Wagnis gescheut; wir verdanken ihm Neuworte wie weinerlich, empfindsam, Hirngespinst, und da das ahnende Genie allemal der langsamen Wissenschaft weit vorauseilt, so hat Lessing den wichtigen Grundsatz für alle sprachliche Neubildung, besonders für das Verdeutschen von Fremdwörtern, mehr als ein Jahrhundert früher geformt als der Deutsche Sprachverein. Dem Übersetzer von Sternes *Sentimental journey*, Bode, empfahl er 1768 das Wort Empfindsam und schrieb dazu: ‚Wagen Sie es! Was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.' Nach diesem Grundsatz müssen die Schriftsteller handeln, die zur Sprachbereicherung berufen und nicht gesinnt sind, für jede neue Begriffsfarbe zunächst und zuletzt ein neues Fremdwort zurechtzukneten.

Lasson wollte sagen: *Die großen deutschen Schriftsteller am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sind ihrem Bewußtsein nach Kosmopoliten.* Der Gedanke ist abgedroschen, aber der Schreiber wollte ihn wenigstens sprachlich aufputzen: so setzte er denn für ‚Schriftsteller' die küchenlateinischen ‚*Literatoren*', und wie groß stehen nun Mann und Satz da! Dies ist die Wortschöpfung, wie sie nicht sein soll, und nichts von solchen Ästergebilden bleibt am Leben. Nicht die Hyperempfindlichkeit, die ihr Verfertiger sicherlich für viel vornehmer und wissenschaftlicher gehalten als die Überempfindlichkeit; nicht die Metaerotik, nicht die Emotivität, nicht antiprometheisch. Nach einem Jahrzehnt liegt all solch vornehm klingendes Zeug auf dem Sprachkehrichthaufen, und meist folgen über ein Kleines den Wörtern die Bücher. Merkwürdig lange hat sich die unaussprechbare ‚Jetztzeit' gehalten, vermutlich weil das Wort grade wegen seiner zungenbrecherischen Mißlaute mittelgebildeten Menschen besonders großartig erscheint; heute gebrauchen es wohl nur noch innerlich taubstumme Schreiber. Geleimt hat es Jean Paul, dessen Sprachmusikgefühl herzlich grob war. Schopenhauer hat es mit gerechtem Zorn an den Schandpfahl der Sprache angeprangert.

Einer der erfinderischen und glücklichen Sprachneubildner war Ludwig Jahn: hat er doch einem ganzen großen Zweig unsers Erziehungswesens, dem Turnen, das Wörterbuch geschaffen. Von ihm rühren her: Turnen, Turner, Turnwart, Barren, Reck, Riege, Welle usw. Selbstverständlich wurde dies alles von den Neunmalweisen zuerst bespöttelt; französische oder englische Bezeichnungen hätten sie mit derselben Affenfreude ungeprüft

aufgenommen, mit der unsre heutigen Rasenballspieler, Fußballschläger, Ruderer, Segler sich ihr ganzes oder halbes Wörterbuch aus England holen, da die deutsche Sprache natürlich außer Stande ist, so unerhörte Krafttaten wie Ballspiel, Rudern, Segeln zu bezeichnen.

Den Mangel einer Sammlung sprachschöpferischer Neubildungen soll die folgende kleine Auslese natürlich nicht ersetzen; sie mag höchstens eine Ahnung geben von der Unabsehbarkeit der Grenzen unsrer Sprache, die den Fremdwörtlern so armselig scheint, daß sie diesen abgrundtiefen Schreibern für die einfachsten Begriffe versagt. Wenn eben nur der rechte Meister über sie kommt, der nach des sehr jungen Goethe Spruche tut: ‚Was reich und arm! Was stark und schwach!' (S. 125). Dem Sprachgewaltigen bietet fürwahr die deutsche Zunge alle Mittel der Milde und der Macht, er bedarf keiner Anleihen bei den Nachbarn; der Sprachstümper müßte ohne Fremdwörter stammeln.

Ohne weit über das 18. Jahrhundert rückwärts zu gehen, seien hier in bunter Reihe nur einige reizvolle Beispiele vermerkt. Simon Dach schrieb zuerst das zu seiner Zeit für ungemein kühn gehaltene ‚furchtlos'. — Erst durch Christian Wolf wurde ‚Leidenschaft' eingebürgert; erst durch Winckelmann ‚flau' für matt (von Farben). — Claudius bildete überkühn: ‚zerbrüdern' (Brüder entzweien); das Wort hat sich nicht halten können. — Von Lichtenberg haben wir das hübsche ‚verschlimmbessern'. — Von Lessing sei nachgeholt: ‚hämtückisch', was entschieden besser ist als das halb unverständliche ‚heimtückisch'. Goethe, der durch Aurelia in den Lehrjahren *perfide* für unübersetzbar erklärte, würde sich anders besonnen haben, wenn er hämtückisch bei Lessing gefunden hätte. — Der alte Voß erfand das prächtige ‚Anhündeln', was noch über das Byzantinern geht. — Krähwinkel war eine gute Erfindung Jean Pauls.

Ein reicher Sprachschöpfer war Schubart; wir verdanken ihm u. a.: Bluttat, Dichterstern, folgenschwer, herabwürdigen, Flugblatt, Strebsamkeit. — Von Jahn war schon die Rede. Mit ihm zu vergleichen ist E. M. Arndt, nur mit dem Unterschiede, daß diesem mehr die schönen Kraftworte gelangen, die an ihrem Orte mächtig wirken, von denen aber nur wenige am Leben geblieben sind. Er schreibt: Sendschaften austragen, die Abkraft und Unmacht des Alters, Kleinodien vergelden, Erstigkeiten (für Koryphäen), Dünkling; nennt den wortkargen Freiherrn vom Stein einen ‚rechten Kurzbold', spricht von einer ‚innerlichen Zornwühlung', wo der echte und gerechte Fremdwörtler nur an eine Irritation, Emotion, Emotivität, Indignation denkt, und wagt den für die damalige Rechtsprache sehr kühnen Ausdruck Halssachen statt Kapitalverbrechen.

Unsre Romantiker sind nicht grade fruchtbare Sprachbereicherer gewesen; selbst ihre an sich schönen Neubildungen, wie Arnims ‚Trösteinsamkeit', haben sich nicht behauptet. Brentano bildet einmal ‚gesündenfället', schwerlich in der Absicht, die Sprache dauernd zu bereichern. Von Heine rührt ‚verständnisinnig' her. Schleiermachers ‚schlechthinnig' hat sich nur sehr kurze Zeit erhalten, es ging an seiner Sprachroheit zu Grunde.

Nicht geblieben ist Schopenhauers in Frankfurt aufgegriffenes ‚messentlich' (jede Buchhändlermesse), wie denn Schopenhauer nicht zu unsern Sprachbereicherern gehört. Büchmann schreibt ihm die erste Anwendung von ‚Zeitungsdeutsch' zu; schwerlich mit Recht, und selbst wenn, so ist Zeitungsdeutsch kein Neuwort, das Erwähnung verdient, denn es versteht sich gar zu sehr von selbst.

Immermann erfindet im Oberhof das wunderfeine Wort ‚ehrenzart' (‚die keuscheste und ehrenzarteste Liebe'); noch sonst stehen im Münchhausen mancherlei Neubildungen, doch zumeist mehr seltsam eigenwillige als lebensfähige. — Annette von Droste wagt es mit ‚enttreiben'. — Ungemein reich an eignen Wörtern und Wendungen ist Gotthelf, dem freilich sein kernhaftes Schweizerdeutsch zu Hilfe kam. Wie sinnenhaft läßt er einer neuen Köchin ‚harthölzige Stimme die Treppe herunter erschallen'.

Das Wort ‚stetig', das man schon bei Luther vermutet, soll zuerst von Gneisenau und Clausewitz in einem gemeinschaftlich verfaßten Nachruf von 1813 auf Scharnhorst gebraucht worden sein. Das ist ebenso gut möglich wie der nachweisbar erste Gebrauch von ‚wohlig' durch Goethe (im Fischer). Man täuscht sich recht oft über das Alter allbekannter, un-

entbehrlicher Wörter: ‚Zeitgenossen' ist noch keine hundert Jahre alt, soll von Gutzkow erfunden sein. Dichtkunst, Sprachlehre, Gemeinwesen, Zahlwort und Zeitwort, Beschaffenheit, Gegenstand, Lehrsatz, Staatsmann, Verfasser, Mundart, Wörterbuch, Lustspiel stammen alle erst aus dem 17. Jahrhundert als Neuschöpfungen der großen Sprachreiniger aus dem Kreise der Fruchtbringenden Gesellschaft; Verhältnis, Bewußtsein, Vorstellung, Ergebnis sogar erst aus dem 18ten.

Treitschke schreibt einmal mit guter Umbildung von ‚verbrauchen' und ‚benutzen': *Unter all den hochbegabten Männern, welche der König an falscher Stelle vernutzte,* und ein andermal sehr gut von ‚eigenrichtiger Tadelsucht' statt von selbstgerechter. — Mommsens Versuch mit Hochpriester, um das längere ‚Der Hohepriester, Des Hohenpriesters' zu vermeiden, mißglückte; das zu ersetzende Wort war durch Luthers Bibeldeutsch zu fest gewurzelt.

Einer unsrer kühnsten Neuschöpfer war Vischer, und mindestens eine seiner Schöpfungen sollten wir lebendig halten: ‚brecherisch', für Zustände, die zum Brechen sind, also z. B. für die Fremdwörterei. Vischer schreibt mit Absicht: *Die Karaffe flog den Weg ihrer Geschwister und zerplatschte* (nicht: *zerplatzte*) *am Granitblock.* Vielleicht ist Vischers ‚Gröbe' (‚er kann das Gemeine in seiner Gröbe aufnehmen') schwäbisches Gut; dann sollten wir es erst recht ins Schriftdeutsche einheimen, schon um eine der ewigen heiten und keiten schlagkräftiger zu ersetzen. Ähnlich schreibt der Schwabe D. F. Strauß: ‚Bei aller Tiefe keine Trübe.' Schon im Faust singt Homunkulus: ‚In dieser holden Feuchte.'

Bei dieser Gelegenheit sei nachdrücklich auf die weiblichen Zeithauptwörter auf e als Bereicherungsquelle, zugleich als eines der vielen Entwelschungsmittel hingewiesen. Die Freunde reindeutscher Sprache brauchen nur an Kühnheit den hundertsten Teil der Unbeschämtheit der Welscher aufzubringen, die mit ihren *ation, ition, ution, isation, ifikation, ifizierung* usw. in hunderten, in tausenden von Fällen jedem saubern deutschen Wort aus dem Wege gehen. Wir haben die Beuge, die Kehre, Wende, Trage, Presse, Schurre; warum nicht auch die Treibe für *Motor*, die Liege für *Chaiselongue*, die Halte für *Station*, ja selbst für Haltestelle? Bei Goethe gibt es die Feuchte, die Kleine (statt Kleinheit), die Schöne (statt Schönheit), die Schnelle, die Steile, die Trübe. Aber in Deutschland wird ja jedes noch so gerechtfertigte Wagnis mit einer deutschen Neubildung von denen verhöhnt, die gegen die schamloseste Besudelung des Deutschen mit immer neuen, immer tolleren Welschereien nichts einzuwenden haben.

Paul Heyse bildet *abgründlich* für abgrundtief: *einer der schärfsten Denker und abgründlichsten Gelehrten*; warum nicht? — Ich liebe Wilhelm Jordan nicht, sage aber auch zu seiner Wendung *der arme Spötter und schneidige Hochmüter*: warum nicht? — Gottfried Kellers Neubildungen oder feingewandelte Anleihen beim Schweizerdeutsch würden eine gute Seite füllen. Die eine und andre war unlebendig, vereinzelt sogar sprachwidrig, z. B. *der Untersuch* (im Salander) statt Untersuchung. Wie lieblich aber ist bei ihm *ziervoll (das ziervolle Geschöpf)*, und so manches andre Eigenwort. Sein Halblandsmann J. V. Widmann schreibt: *An einem verdrießlichen Untage des letzten Winters*, und ich beneide ihn darum. Dagegen beneide ich nicht Ossip Schubin um ihr *bebeifallt*, sondern ziehe in diesem seltnen Ausnahmsfalle *applaudiert* beinah vor. — Hans Hoffmann bildet *füllig*, gewiß ein Neuwort für voll; er läßt Walter von der Vogelweide in einem der Bozener Märchen sprechen: *Wieviel fülliger wäre dann mein Ruhm!*, und es wäre zu bedauern, bliebe dieses schöne Wort an seiner wenig bekannten Stelle vergraben. Sudermanns *Sturmgesellen* wurden schnell zum Schlagwort.

Wir werden Bismarck nicht schulmeistern, wenn er an seine Frau einmal gemütlich schreibt: *Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe*, obwohl die Sklaven der Analogie einwenden werden: Zeitwörter auf *ungen* gibt es nicht. Bismarck würde solchen Schulmeistern erwidert haben: Um so schlimmer, dann müssen sie eingeführt werden. — Sybel spricht glücklich vom preußischen *Altland* im Gegensatze zu den neuen Provinzen von 1866; und Hans Delbrück, der nicht den Mut hatte, seine geliebte *Concurrence illoyale*

(er meinte *déloyale*) durch ‚Unlautern Wettbewerb' zu übersetzen, er wagte: *Das war für ihn ein Ungedanke*, und er sei dafür eher belobt als bekrittelt.

Wie kein Schöpfer aus dem reichen Borne seiner friesischen Heimat, so überhaupt kein kühner Neubildner war auffallenderweise Hebbel. Er mochte empfinden, daß ihm die ‚alten Stempel' (vgl. S. 107) bei kraftvoller Führung zu jeglichem Zwecke gefügig waren; ja er scheint eine bewußte Abneigung gegen die sprachliche Neubildnerei empfunden zu haben:

Viel sind der Sprachen auf Erden; schon dieses sollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf sich darum aber ein jeder die eigene bilden?
Besser wäre der Mensch stumm, wie die Fische im Meer!

*

Ein nicht zu verachtender Wortbildner ist der Volksmund, zumal der witzige. Freilich werden viele seiner Gebilde ob ihrer Unvornehmheit nicht über die Schwelle der Schriftsprache gelassen, über die doch so viel gelehrt klingender fremder Unsinn und Unform unbehindert schreiten dürfen. Fadenbeißer für Schneider, Nachtrat für Nachtwächter, Lumpensammler für den letzten Vorortzug oder Straßenbahnwagen, Wimmerholz für Geige, Schifferklavier für Ziehharmonika, Stottertante für Maschinengewehr, dicke Luft für Gefahr, Mußspritze für Regenschirm, Futterluke und Revolverschnauze für ein übermäßig essendes oder schwatzendes Maulwerk, die Mutter Grün, die Bleibe (Schlafstelle), die Quasselstrippe, der Riechkolben, der ursprünglich von Rückert erfundene Glimmstengel, der Hammelsprung, der Drückeberger — wieviel gute Laune, wieviel sprachliche Sinnenhaftigkeit offenbaren sich darin!

Reicher noch fließt der Zustrom brauchbarer Neuworte aus dem Quickborn der Mundarten. Jeder, der aus einer Landschaft mit eigner Mundart stammt, wie zu seinem Glück der Verfasser, wird aus freudigem Herzen dem Schwaben Vischer zustimmen:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,
Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
Vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk!
Immer wenn einer spricht, der nie gelebt in der Mundart,
Hör ich im Oberton einen didaktischen Klang.

Schlimmer noch: einen papierenen Klang! — Schon im 13. Jahrhundert empfahl der Verfasser des ‚Renners', Hugo von Trimberg:

Wer aus der Landsprach Gutes nimmt,
Das sich für seine Dichtung ziemt,
Mich dünkt, der hat nicht missetan,
Tut er's mit Kunst und nicht mit Wahn —

und bestätigte die noch immer geltende Tatsache:

Ein jeglich Mensche sprichet gern
Die Sprache, drin er ist erzogen.

Welches Stilgesetz waltet über der belebenden Wirkung der Mundart, schon über der eines vereinzelt eingestreuten Mundartwortes? Die Mundart ist Redesprache, nur ausnahmsweise Schreibsprache; man hört bei ihrem Klange sprechen, sieht bewegte Lippen, fühlt einen Menschen dahinter. Alle Schriftsprache ist zunächst nur beschriebenes Papier, und es muß ein lebensvoller Schreiber sein, der uns darin als ein lebendiger sprechender Mensch erscheint. Wie köstlich wirkt Bismarcks ‚Dor lach ik öwer' statt eines schöngestilten hochdeutschen Satzes mit der entschiedensten Widerlegung. Wie spricht das Leben selbst aus einer Briefstelle Bismarcks an Frau Johanna aus Versailles. ‚Trochü wollte Waffenstillstand, — is nich!', anstatt etwa: ‚aber wir haben seinen Wunsch zurückgewiesen.' Für sprachliebende Leser sind süddeutsche Zeitungen im allgemeinen erquicklicheres Gelese als die norddeutschen, besonders die großstädtischen. Selbst die Sprach- und Stilstümper ahnen den Zauber, der in der Mundart schlummert: die unbegabten unter den Jüngstdeutschen suchten sich durch ick und det als ‚hochnaturalistische Romanciers' aufzuspielen: und so oft — oh wie oft! — einem Berliner Possenverfertiger der Witz ausgeht, ersetzt er ihn durch eine Schnoddrigkeit in ‚vogtländischer', d. h. berlinischer. Mundart. Man

kann jedoch allgemein behaupten: wo immer ein deutscher Schriftsteller nach Menschenaltern lebendig geblieben, oder wo in unsern Tagen einer uns tief ins Herz trifft, da hat ihn in den Jugendjahren die Mundart umklungen. Selbst Heine wurzelt, wenngleich lose, in seiner Düsseldorfer Mundart. Nun aber die sehr Großen oder uns Innigliebten! Lessing streute, Herrn Gottsched zum Trotz, mit besonderm Vergnügen allerlei Lausitzisches ein: ‚begeizen, sterlen, ausgattern, schwude', und führte das heftig bekämpfte schweizerische ‚entsprechen' in die Schriftsprache ein. Freudig bekannte der Lausitzer in Hamburg, er habe erst dort, im Lande des Niederdeutschen, den ganzen Umfang der deutschen Muttersprache begriffen.

Goethe sprach in der Erregung oder zur Erhöhung der Gemütlichkeit noch als Achtzigjähriger sein singendes Frankfurtisch und rechtfertigte sich zu Wilhelm Grimm: ‚Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.' Die Mundart nannte er ‚doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft'. Anders als Jakob Grimm, der empfahl, ‚mit gesammelter Kraft eine einzige Sprache zu pflegen, die gleich der attischen streben sollte, über allen Dialekten zu schweben', hat Goethe über die heilsame Notwendigkeit der Mundarten geurteilt: ‚Es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei! Zu Verderbnis des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will?' Es war zwar wohlgetan, daß Goethe im endgültigen Faust die Frankfurtischen Liedcher, Frauens, Professors des Urfaust ins Schriftdeutsche umsetzte; freuen aber tut's uns doch, daß er in den Fastnachtspielen unbekümmert stehen ließ: hunten (hier unten), haußen, räsfeln, Bubens, Maidels, Bratens, Geschlapp und das prächtige Geles statt der flauen Lektüre. Selbst in so hochgestilte Dichtungen wie Pandora und den zweiten Faust nahm er die mundartlichen Formen abgewendet und abestürzt auf. ‚Abe, abe!' kommt in den Räubern Schillers vor, der gleichfalls bis an sein Ende der Mundart treu blieb. Ja, Schiller hat im lebhaften mündlichen Verkehr herzhaft geschwäbelt, und mancher Reim, manche Wendung bei ihm sind echtschwäbisches Heimatsgut. Unsre Klassiker werden uns durch solch sprachliches Bodengefährt, wie Vischer das nennt, durch das mundartliche Geschmäckle, nur noch herzlicher vertraut, und wir empfinden es nicht als einen Abbruch an ihrem Klassikertum. Wir genießen es wie eine edle Feinwürze bei Uhland und Mörike, bei unsrer großen Annette und bei der ehrwürdigen Ebner-Eschenbach, bei allen bedeutenden Österreichern von Grillparzer bis zu Rosegger, bei allen großen Schweizern von Gotthelf bis zu Keller, Meyer und Zahn; bei Storm und Otto Ludwig; nun erst bei Fritz Reuter und Klaus Groth. Nichts dergleichen haben die Franzosen uns gegenüberzustellen, denn Mistrals Mireio ist nicht in einer Mundart, sondern in einer selbständigen Sprache geschrieben und obendrein kein französisches Volksbuch geworden. Mit Recht wollte Max Müller die deutschen Mundarten mehr wie Quellbäche denn wie Nebenkanäle auch der Literatursprache angesehen wissen. Mit Recht schrieb Jahn: ‚Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam', und Gottfried Keller: ‚Durch energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsche vor der zu raschen Verflachung bewahrt.' Es ist ein schweres Unglück für die französische Schriftsprache, ein Hauptgrund ihrer formelhaften Erstarrung, daß sie nicht wie die deutsche immer neues Leben aus dem Jungbrunnen der ja auch in Frankreich vorhandenen Mundarten trinken kann oder will, weil den französischen, das heißt parisischen Schriftstellern alles Nichtparisische als *vulgaire* oder *patois* gilt.

Ganz frei von jeglicher Mundart ist kaum ein einziger großer deutscher Dichter oder Prosaschreiber. Selbst bei dem sprachlich wenig bodenständigen Hebbel kommt doch gelegentlich ein derbes Volkswort vor, so in dem strengen Epigramm ‚Der Allerdeutscheste':

Niemals wehrt sich der Esel; als deutschestes unter den Bestern,
Stört er niemands Genuß; selbst nicht des Wolfs, der ihn frißt.

Die guten Schriftsteller, allerdings nur sie, sollten sich noch viel sorgloser aus den Mundarten Lebensfrische und Sprachfarbe schöpfen. Wenn z. B. im Kölnischen ein listiger Mensch ein Lauer (Lauernder) heißt, warum sollten Schreiber vom Rhein solch malerisches gutgebildetes Wort nicht gelegentlich verwenden? Warum nicht wenigstens das treffliche lauersam, das übrigens schon bei Musäus vorkommt? Der rheinische ‚Klüngel' füllt wie kein Gleichsinnwort eine Lücke aus; wie könnte man z. B. den ‚akademischen Klüngel' schärfer ausdrücken und zugleich geißeln? Mundartlich sind Fex, heikel, Schneid; der Rheinfranke Goethe schreibt ‚schmorgen' für ‚absparen'; warum ist solch ein Prachtwort nicht allgemeiner Besitz geworden? Bismarck, der Gutsherr von Varzin, hat die hinterpommersche Wruke literaturfähig gemacht; warum schreiben wir sehr gebildet und sehr papieren noch immer Kohlrübe? Man braucht sogar nicht überängstlich zu sein gegen solche Landschaftswörter wie Mumpitz, Fatzke oder Stiefel; mit Vorsicht und am rechten Ort gebraucht, tun sie sprachliche Wunderdienste. Wie unvergeßlich ist das alsbald geflügelte Wort eines Berliner Polizeipräsidenten über die deutsche Literatur der Gegenwart: ‚Die janze Richtung paßt uns nich!' Ohne ‚janze' und ‚nich' wäre es saftlos. Und wie schlagend wirkte einst Bismarcks Kraftwort: ‚Wat nich will dieken, dat mut wieken.'

Ausnahmsweise kann selbst ein Fremdwort, vom rechten Mann an der rechten Stelle gebraucht, unübertrefflich wirken. Friedrichs des Großen Wort von den ‚Gazetten, die nicht geniret werden dürfen', und das von der ‚eignen Fasson, nach der jeder selig werden müsse', wollen wir nur so hören; auch nichts ändern an Moltkes derbem Soldatenwort der Freude, falls der Teufel seine ‚alte Carcasse' in einem großen Kriege für Deutschlands Ruhm holen sollte. Und wenn selbst die zwar überwiegend ekelhafte, zuweilen aber sehr malerische halbjüdische Gaunersprache ein brauchbares Wort hergibt, so wollen wir auch das, aber in bescheidenem Maß, für eine brauchbare Bereicherung halten, etwa Falle für Schwindel, Pleite für Bankrott. Hat doch Pleite ein so großartiges Bild erzeugt wie: Der Pleitegeier schwebt über dem Hause.

Daß hier nicht ganz allgemein dem Eindringen der Mundart in die Schriftsprache das Wort geredet wird, ist selbstverständlich. Vischer hat wiederum das richtige Maß dafür gefunden:

Die Mundart.

..Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohnlichen Haus.
Aber die Sprache, sie gleicht der Königlichen, der Sonne,
Wie sie ins Offne hinaus Meere des Lichtes ergießt.

Wo gar die Mundart Fehlerhaftes aufgenommen oder wo sie zu Unklarheiten führt, da verwehren wir ihr den Eintritt. Es wäre ein Flecken gewesen, hätte Goethe die Worte Gretchens im Urfaust: ‚Und macht doch eben so warm nicht draus' nicht geändert in: ‚Und ist doch eben so warm nicht draußt', selbst wenn wir uns Gretchen als Frankfurterin dächten. Wir wünschen nicht, daß noch andre als Hansjakob schrieben: ‚Die meisten Schüler der Klasse fürchteten sich auf seine Stunden', so anschaulich auch der Ausdruck zeichnet. Und wenn der Schweizer sagen darf: ‚Man fand eine große Erbsmasse vor', so möchten wir selbst ihm, bei aller Freude an seiner kernigen Mundart, doch empfehlen, daß er die Verwechselung mit einem Erbsenbrei unmöglich mache durch die Schreibart Erbmasse.

*

Solche Kleinigkeiten aber sollen uns nicht die Freude mindern an den vielen saftreichen Eigenworten grade der Schweizer, an ‚innert' bei Keller (innert der gegebenen Frist), an sein ‚äufnen' (seinen heimlichen Schatz äufnen = mehren). Verdanken wir doch den Schweizern ‚staunen' (erst seit Haller schriftdeutsch), ‚anstellig' (von Schiller zuerst bei uns gewagt), ‚geistvoll'. Wie nützlich wäre uns die Aufnahme des schweizerischen ‚anderlei' oder des ‚Fürsprechs' statt des ‚Rechtsanwalts'. Und wenn Anzengruber schreibt: ‚Die Glocken hatten vor langem geklungen', so ist dies kürzer und dichterischer als: vor langer Zeit. Mag Wustmann noch so wütend über die Mehrzahlwörter mit s schimpfen, —

Goethe und Schiller haben sich dieser derbgemütlichen Form (Kerls, Jungens, Mädels) am treffenden Orte treffend bedient, und der gute Schriftsteller darf ihnen das ruhig nachtun. Es ist noch lange kein Verbrechen, wenn Vischer, der Deutsch verstand, als eigenwilliger Schwab das Bleistift schreibt, oder ein Niederdeutscher das Talg. Grade aus dem Niederdeutschen, dem von allen Adelungs verachteten, haben wir Dutzende jetzt unentbehrlicher Wörter herübergenommen, deren Plattlandsursprung die meisten Oberdeutschen nicht ahnen. Niederdeutsch sind: echt, drall (zuerst in Lessings Nathan), Lippe, Lehm, Hafer, sacht, Nichte, Hälfte, Nelke, Treppe, Schrulle, ducken (erst durch Goethe eingeführt, von Moritz entschuldigt), Wucht, dreist, schwül. Niederdeutsch die meisten seemännischen Ausdrücke, z. B. Flotte, Ebbe, Tide, Flagge, Hafen, Baas, Maat und zahlreiche andre. Sollten einst die Mundarten auf dem Festlande ganz verstummen, so würde wenigstens das Niederdeutsche seine Zukunft auf dem Wasser noch für unabsehbare Zeit behaupten.

Ein nicht zu übersehender Vorzug der Mundart ist ihre unbestechliche Ehrlichkeit. Gefremdwörtelt oder erlogen gebildert kann in ihr nicht werden; sie ist ‚von allem, was undeutsch ist, abgesondert' (Goethe).

‚Un denn, möt ick Sei seggen, is dat Pladdütsch mi vel leiwer, as dat sine Hochdütsch, wat Sei schriewen, 't is doch kaum wenigsten noch nich von de Franzosen verfuscht un verdorben.' — ‚Es ist eine gemeine Sprache', rep Kägebein, de nu ok hitzig würd — de oll Konrektor was ‚t all lang' — ‚es läßt sich in ihr kein einziger feiner, poetischer Gedanke ausdrücken'. — ‚Dat fall sei ok nich', rep de Konrektor un slog up den Tisch, ‚dortau is sei tau ihrlich'. (Reuters Dörchläuchting.)

Ich liebe die österreichischen Mundarten im Munde der Österreicher zu sehr, um ihre in der Schriftsprache unberechtigten Eigentümlichkeiten überhart zu verurteilen. Nur das muß ihnen in aller Freundschaft mit Nachdruck geraten werden, sich gewisse ausschließlich österreichische Schreibgewohnheiten abzuerziehen, sobald sich die Schriften auch an reichsdeutsche Leser wenden. Wenn diese Österreichereien alle wenigstens lustig oder doch lebensvoll wären! Sie sind aber entweder nur Kanzleipapier oder unzierliche Nachlässigkeit. Es ist doch nicht gar so schwer, sich zu merken, daß ‚vergessen' bei keinem guten Schriftsteller anders als mit dem einfachen Viertfall vorkommt, sich also das Vergessen auf oder an etwas abzugewöhnen. Es heißt nicht ‚beiläufig 10 Gulden', sondern: ‚ungefähr 10 Gulden'. Es heißt nicht ‚beim Fenster hinaus', sondern ‚zum . . .'. ‚Bereits' und ‚fast' sind nicht dasselbe, sowenig wie ‚nachdem' und ‚weil'. Es heißt im Schriftdeutschen nur ‚in Zukunft', nicht ‚in Hinkunft'. Es heißt nicht: ‚ich habe nur mehr 10 Kreuzer', sondern: nur noch. Der Germanist J. Minor hat gegen Wustmanns ‚Sprachdummheiten' seine ‚Sprachgrobheiten' geschrieben. In aller Höflichkeit sei ihm gesagt, daß die gute Schriftsprache selbst einem noch gelehrteren Österreicher verbietet, zu sagen: *Die bündnerische Zeitschrift nimmt nur mehr von dem Verweise Notiz* und gleich darauf: *Schiller hatte es nur mehr mit dem Herzog von Württemberg zu tun.* Dies Verbot ist keine Schulmeisterei; z. B. in Minors Satze: *In Mannheim hatte Schiller nur wenig mehr zu tun* entsteht durch das falsche ‚mehr' gradezu ein Mißverständnis. Es ist schlechtes Deutsch ‚über' und ‚auf' zu verwechseln: über Beschluß des Ministeriums, oder: ein Ämtchen bot sich ihm über Verwendung . . . (so in J. J. Davids ‚Anzengruber'). Für Nichtösterreicher ist dies fast unverständlich, und die Österreicher schreiben doch mit der Absicht, auch nördlich und westlich von Bodenbach genau verstanden zu werden. Es heißt nicht nebstbei, es heißt nicht geziemen auf (z. B. bei Fallmerayer: wie es sich auf das baltische Tirol geziemt); es heißt nicht Abgang, sondern Mangel (bei Hamerling: *Der Abgang eines solchen Avisos* (!) *an den Käufer*. Alles dies ist weit entfernt von ‚norddeutscher Rechthaberei', sondern die einfache Feststellung schriftsprachlicher Tatsachen. — Wenn hingegen eine österreichische Behörde für Österreicher solch vorgebliches Deutsch verübt wie: *Hochortig erfloß eine Hofordnung über Antrag des . . . welche wir nebstbei*, so geht dies eben nur einige österreichische Sonderkreise an und hat mit gemeindeutscher Sprache und Literatur nichts zu tun.

Vierter Abſchnitt.

Ausdrucksmittel.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach! Fließt, Gottheit, von dir aus!
Iſt reich vergrabner Urne Bauch? Faß' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal? Und über Nachbarn Ruhm!
Greif milde drein, und freundlich Glück (Goethe, Die Sprache.)

In den älteſten Stillehren der Römer und in den alten der Franzoſen wurde mit großer Ausführlichkeit zwiſchen edlem und unedlem Ausdruck unterſchieden. Namentlich bei den Franzoſen, bis zu den Romantikern unter Victor Hugos Führung, erhielt ſich die Anſicht, es gebe an ſich edle und an ſich unedle Wörter; der gute Schriftſteller müſſe ausſchließlich jene anwenden, dieſe peinlich vermeiden. Im 17. und 18. Jahrhundert der franzöſiſchen Literatur artete dieſe Anſicht in eine wahre Entmannung der Sprache aus; Hunderte von treffenden Wörtern waren aufs ſtrengſte verpönt, weil ſie *ignoble* oder doch nicht *noble* wären. Unedel wurde zuletzt faſt jedes ſcharf bezeichnende Wort, beſonders für die Dinge der Sinnenwelt, und da man die ſinnenhaften Begriffe doch irgendwie ausdrücken mußte, ſo ſchrieb man ſtatt eines kurzen Wortes eine ganze Verszeile oder zwei bis drei. Der in ſolchen Umſchreibungen ebenſo großartige wie langweilige Delille drechſelte z. B. dieſe zwei Alexandriner:

Un insecte aux longs bras, de qui les doigts agiles
Tapissent les vieux murs de leurs toiles fragiles —
(Ein langarmiges Inſekt, deſſen flinke Finger
Die alten Wände mit ihren gebrechlichen Geſpinſten überziehen),

nur um nicht *araignée* (Spinne) zu ſchreiben, und dies war noch eine der verhältnismäßig kurzen Salbadereien, die an die Stelle des einen treffenden Ausdruckes traten. So tief hatte ſich dieſer Unfug in die franzöſiſche Dichterſprache eingefreſſen, daß Victor Hugo Stürme der Entrüſtung bei den ſogenannten Klaſſikern entfeſſelte, als er die Dinge mit ihrem Namen zu nennen wagte. In ſeinem *Hernani* antwortet jemand auf die ſchon unerhört kühne Frage: ‚Wieviel iſt die Uhr?' ohne eine langatmige edle Umſchreibung: ‚Um Mitternacht.' Als Alfred de Vigny 1827 ſeine gute Überſetzung von Shakeſpeares Othello auf die Bühne brachte, entſetzten ſich die meiſten Zuhörer bei dem Worte *mouchoir* (Taſchentuch), denn in keinem der klaſſiſchen franzöſiſchen Dramen beſitzt ein Held oder Nebenheld ein *mouchoir*. Als unedel galt und wurde dem ſo edlen Racine zum Vorwurf gemacht, daß er in einer Tragödie von *chiens* (Hunden) ſprach: er hätte eine poetiſche Umſchreibung wählen ſollen. Selbſt *chambre* (Zimmer) galt als unedel, *salle* (Saal) mußte es heißen. Der ſehr unfähige, aber ſehr edle Shakeſpeare-Überſetzer Ducis hatte ſtatt des unedlen *mouchoir* im Othello ſich mit dem edlen *bandeau* (Binde) aus der Not geholfen; Lebrun, ein andrer ſogenannter Klaſſiker, in ſeiner ſchwachen Überſetzung von Schillers Maria Stuart das edle *tissu* (Gewebe) gewählt. Um die unedle *poire* zu vermeiden, umſchrieb ein Verſedrechsler des 18. Jahrhunderts das harmloſe Wort durch drei Alexandriner mit zuſammen 36 Silben; die Romantiker ſagten dafür einfach *poire* (Seite 51). Victor Hugo hat jenen höchſt klaſſiſchen, aber höchſt unnatürlichen Zuſtand und die durch ihn ſelbſt am meiſten geförderte Umwälzung des Sprachgebrauches der Romantiker gut gekennzeichnet:

Les mots, bien ou mal nés, vivaient parqués en castes,
Alors, brigand, je vins . . .
Et sur les bataillons d'Alexandrins carrés
Je fis souffler un vent révolutionnaire.
(Die Worte, hoch oder niedrig geboren, lebten nach Kaſten gepfercht,
Da kam ich der kecke Räuber . . .
Und ließ über die aufmarſchierten Alexandriner-Bataillone
Einen umſtürzleriſchen Wind wehen.)

So arg wie in Frankreich iſt in Deutſchand dieſe lächerliche Scheidung des Wortſchatzes in Edel und Unedel niemals geweſen, und der geſunde Geſchmack wird auch in

Zukunft unsre Schreiber vor solchen Übertreibungen schützen. Darum genügt die Bemerkung, daß es, abgesehen von gewissen Wörtern aus den heimlichen Gemächern des Lebens und der Sprache, überhaupt kein unedles Wort in dem Sinne gibt, daß es nicht das einzig richtige und treffende an der richtigen Stelle werden kann. Man lese noch einmal Vischers Satz auf S. 50 und überzeuge sich, daß kein andres Wort an jener Stelle stehen durfte als Bauch. Warum der Bauch des Menschen unedler sein soll als seine Brust, ist nicht einzusehen. Vischer hatte vollkommen Recht: wenn es in solchen Geschmacksfragen, wie er sie behandelte, etwas Unanständiges geben kann, so liegt das viel eher in einer andeutenden Umschreibung als in dem ehrlichen kurzen Wort.

Es gibt nicht Edel und Unedel in der Sprache, es gibt nur Angemessen und Unangemessen. Wer in feierlicher Rede, die sich über die Niederungen des Alltaglebens erheben will, ein Wort gebraucht, das, an sich weder edel noch unedel, uns in jene Niederungen zurückführt, der begeht einen der schlimmsten Stilfehler: er behandelt den Ausdruck zweckwidrig. Die Wörter selbst sind alle ganz unschuldig; nur durch die Erinnerungsbilder, die ihr Aufklingen hervorruft, nehmen sie die Farbtöne von Edel oder Unedel, Hoch oder Niedrig, Ernst oder Heiter, Feierlich oder Alltäglich an. Ein sehr unanständiges Wort kann durch die Gewalt des Augenblicks geadelt, ja zur Höhe der Tragik emporgesteigert werden.

Der junge Goethe schied sprachlich nicht zwischen Edel und Unedel, sondern einzig zwischen Angemessen und Unangemessen. Derb und saftig bis an die äußersten Grenzen des noch Erlaubten, ja zuweilen einen Schritt darüber hinaus, in seinen Fastnachtspielen und kleinen dramatischen Schnurren; zart, linde, kosend im innigen lyrischen Liede; beides gut gemischt in den Briefen an die vertrauten Freunde und Freundinnen: so ist sein Jugendstil für alle Zeiten das herrlichste Muster für die künstlerische Wahl des treffenden Ausdrucks. Man sagt nicht kriegen; man sagt nur bekommen: so verfügt's der Sprachschulmeister. Aber Goethe schreibt im Götz: ‚zu Gesichte kriegen', und nur so darf es an der Stelle heißen. Manche Sprachmeisterer möchten all die guten bildlichen Wendungen wie: ins Gras beißen, auf den Leim gehen, am Zeuge flicken als unedel verbannen. Durchaus falsch, völlige Verkennung des Grundgesetzes alles Stils; jene Wendungen können an der richtigen Stelle nicht nur richtig sein, sondern richtiger als irgendwelche andre, die viel vornehmer, viel edler scheinen. In späteren Jahren scheute sich Goethe vor bestimmten Wörtern, doch nicht aus sprachlichen Gründen, sondern aus einer Gemütstimmung heraus; so zog er alle mögliche Umschreibungen für Tod und Sterben vor, weil ihm die Gedanken an die Todesstarre nach bewegtem Leben, an das Verwesen nach der Entfaltung unerträglich waren. *Das Ausbleiben meines Sohnes, — August kommt nicht wieder, — Die schließliche Ruhe, — Schiller entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden.* Goethe steht mit dieser Scheu ja nicht allein; der zartfühlende Mensch wählt unter den Bildern des Todes gern solche, die dessen Grauen mildern, sagt lieber heimgehen, abscheiden, entschlafen statt sterben, und gegen solche Wohlrede ist so wenig einzuwenden wie gegen den ‚Euphemismus' der Alten. Beide beruhen auf dem Glauben an die Zaubermacht des Wortes und fließen aus den letzten Tiefen der Seele. ‚Tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet', sagt Wilhelm Tell, nicht weil er sich vorm Tode fürchtet, sondern weil er ihn in diesem Augenblicke nicht sehen will.

Nur keine Pedanterei! lautet auch für diesen Abschnitt unsre Warnung. Man hat mit den Gründen der Logik Ausdrücke wie ‚silbernes Hufeisen' bekämpft, weil dies eine *contradictio in adjecto* (innerer Widerspruch) sei. Der Grund wird trotz dem Latein nicht triftig: silbern darf gar wohl zum Eisen kommen, wenn dieses seine Urbedeutung in einer Zusammensetzung nahezu verloren hat. Wir denken bei Hufeisen mehr an den Huf als an das Eisen, und wenngleich man nicht grade von silbernem Eisen sprechen wird, so ist gegen ein silbernes oder goldenes Hufeisen nichts zu sagen. Ebensowenig gegen das Wachsstreichhölzchen. — Gulden ist von Gold abgeleitet, trotzdem ist Silbergulden sprachlich nicht schlechter als Goldgulden. — Trinkhorn hängt mit Büffelhorn, jedenfalls

mit Horn zusammen; wer aber gegen ein silbernes Trinkhorn — oder eine goldene Stahlfeder — eifert, der ist ein Pedant.

•

Soll man lange oder kurze Wörter vorziehen? Eine allgemeine Regel hierüber gibt es nicht; es gibt eben nur die oberste Stilregel der Zweckmäßigkeit. Das kurze Wort kann kräftig, es kann aber in vielen Fällen unkräftig wirken; das lange kann schwächen, es kann aber auch stärken und vertiefen. Der Stilkünstler bedient sich zu seinen Zwecken jedes Mittels, und selbstverständlich ist es nicht gleichgültig, wie lange der Klang eines Wortes im äußern oder innern Ohre des Hörers oder Lesers nachschwingt.

Schlimmer als die ‚unedle' Sprache, mit Gänsefüßchen, ist die bedientenhafte, ohne Gänsefüßchen. Ausdrücke wie ‚alleruntertänigst ersterben, der höchstselige Ahnherr' hat es nicht einmal in Frankreich zur Zeit Ludwigs 14. gegeben. Beschämt liest ein aufrechter Deutscher jenen Brief Molières an den Sonnenkönig mit dem Eingang: ‚Sire, die Pflicht der Komödie besteht darin', und dem Schluß: *Mir genügt es, meine Anliegen in den Händen Eurer Majestät zu wissen, und ich erwarte von Ihr, mit Achtung* (!), *alles, was Ihr darüber zu befehlen gefallen wird. Molière.* Der verschnörkelte Byzantinerstil im Verkehr mit dem Landesfürsten, wie wir ihn von dem österreichisch-römisch-deutschen Kaisertum leider übernommen hatten, war längst gradezu unanständig geworden. Die wahre Ehrfurcht spricht anders. Wörtlich aus einer sehr großen Berliner Zeitung: ‚Seine Majestät traten allergnädigst in das Gotteshaus ein', erwiesen also dem Herrgott die Allgnade ihres Eintrittes. Dafür, daß ‚traten' schwächer wirkt als ‚trat', hatte der Schreiber kein Gefühl.

In Nürnberg wurde kurz vor dem Weltkrieg ein bayrischer Prinz zur Enthüllung eines Denkmals mit einer Rede angehündelt, worin es u. a. hieß:

In tiefster Ehrfurcht gedenken wir unseres allgeliebten Landesherrn, Sr. Königlichen Hoheit des allerdurchlauchtigsten, allergnädigsten Prinzregenten, allerhöchst welcher Eure Königliche Hoheit mit allerhöchster Vertretung bei der heutigen Enthüllungsfeier unseres Denkmals allerhuldvollst zu betrauen geruht haben, wodurch unser Fest die höchste Weihe erhielt. Für diesen allergnädigsten Beweis landesväterlicher Gesinnung entbieten wir Seiner Königlichen Hoheit allererfurchtsvollsten Dank. In treuester Verehrung schlagen unser aller Herzen und ehrfurchtgebietend (?) erheben wir unsere Blicke empor, um mit innigster Begeisterung und in tiefster Verehrung Euer Königlichen Hoheit allerehrerbietigsten Willkomm zu entbieten und dem innigsten Dank über höchsteigenes Erscheinen gebührenden Ausdruck zu verleihen ... Der heutige Tag wird sich ehrenvoll an die ruhmreiche Vergangenheit anschließen und einen Merkstein bilden in der Geschichte unseres lieben Bayernlandes ...

In diesem ‚Stil' weiter noch etwa 100 Zeilen lang. Und ein gebildeter Mensch, wie es der Prinz doch war, hörte solchen ekelerregenden Bafel bis zum Ende an! Ohne die ermunternde Duldung der deutschen Fürsten hätte sich die Byzantinerei nicht so schmach- und verhängnisvoll auswachsen können.

Will ich dem Leser meine Gedanken aufzwingen, so muß ich ihn zu diesem Hauptzweck aller Schreiberei vor allem zwingen, aufzumerken und — nicht einzuschlafen oder wegzulaufen. Kann ich ihm keine unerhörten Geistesschätze, keine verblüffenden Neuigkeiten offenbaren, so kann ich ihn doch angenehm fesseln durch das allgemein menschliche Reizmittel des Wechsels. Ich bin vielleicht genötigt, ihm oft von demselben Gegenstande zu sprechen, z. B. dem Leser dieses Buches immer wieder von Sprache und Stil; und spräche ich mit Menschen- und mit Engelzungen, sagte ich nicht nur mein Bestes, sondern überhaupt das Allerbeste über den Gegenstand, immer jedoch mit den gleichen Ausdrücken, kein Leser hielte mir stand. Stand aber soll er mir halten, nur darum schreibe ich. Trocken ist unser Gegenstand nicht, indessen nicht so reizvoll, wie wenn ich über die Liebe, die Dichtung, die Malerei schriebe. Alle diese schönen Dinge leuchten mit hundert farbigen Lichtschliffen in tausend eignen Regenbogen. Bei der Sprache hingegen handelt es sich in diesem Buche nur um ein paar Haupteigenschaften, die obendrein auf die Meisten einen sehr geringen Reiz üben, nur sehr Wenige beglücken; beim Stil am letzten

Ende nur um eine: höchste Zweckmäßigkeit. Fühlt also der Leser, wie überaus schwierig es ist, Fragen dieser Art — ich will nicht sagen kurzweilig, aber doch nicht allzu langweilig zu behandeln? Unlangweilig, nicht um ihn beim Lesen leichtfertig zu ergötzen, nicht um geistreich zu spielen, nicht um ‚interessant' zu scheinen; sondern um auf den Leser in meinem Sinne zu wirken. Die Langeweile mag wissenschaftlicher, vornehmer, abgeklärter, ‚objektiver' sein als die Kurzweile; sie ist aber weniger nützlich, weniger zweckmäßig, wäre also grade in einem Buch über Stilkunst so stilwidrig wie nur denkbar. Ich besitze kein Wörterbuch der ‚Synonymen', also der Sinnverwandten, wünsche mir keins, wenn es ein gutes gäbe, begnüge mich mit meiner Kenntnis des deutschen Wortschatzes, die so unvollkommen ist, wie sie einem so ungeheuren Reichtum gegenüber immer sein muß; wohl aber bemühe ich mich, für die ähnlichen Begriffe mir alle Möglichkeiten des Wechsels im Ausdruck dienstbar zu machen. Damit verstoße ich nicht gegen den auch von mir gebilligten Satz, daß es in Wahrheit keine Sinngleichen gibt; denn ich wähle zwischen: Sprache, Rede, Prosa, Schrift, Schreiben, Wort, Worte, Wörter, Ausdruck, Wendung usw. mit Bedacht und nicht ohne redliche Mühe, wie ich ohne Furcht vor dem Schein des Selbstruhmes sagen darf. Brauche ich zu erklären, daß ich das Beispiel dieses Buches nur wähle, um dem Leser meinen Gedanken möglichst nahe zu bringen?

Jeder Schreiber, der auf Stil hält, strebt nach Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, nicht um seine Rede äußerlich zu schmücken, noch weniger um sich zierig aufzuspielen, überhaupt nicht um irgend etwas zu scheinen. Die Sache will's, der Leser fordert's, und der Leser hat um der Sache willen Recht. Jedes Ding hat gar viele Seiten: Aufgabe des Prosakünstlers ist es, das Ding von allen seinen Seiten zu zeigen; künstlerisch frei mit dem Dinge zu spielen; Klänge und Farben, Bilder und Gefühle der vielen Wörter für das eine Ding alle mitwirken zu lassen zu dem einen einzigen Zweck alles Schreibens: der Unterjochung des Lesers unter den Willen des Schreibers. Wie langweilig wird z. B. in jeder längern Lebensgeschichte das doch unentbehrliche Wort Entwicklung; wie notwendig ist dessen häufiger Ersatz durch schärfer zeichnende Begriffs- oder Bildworte. Keineswegs bloß zum Vermeiden der Langenweile; sondern jeder Mensch entwickelt sich auf jeder Lebensstufe in andrer Weise, in anderm Zeitmaß. Manchmal ist es kein langsames Auswickeln langsam gewachsener Häute, — also würde Entwicklung ein falsches Bild zeigen. Goethe wählt einmal, schafft sich vielmehr das Wort Entwirken (‚Und hier mit heilig reinem Weben Entwirkte sich das Götterbild'), weil er an die wirkenden Kräfte des mit warmem Leben angefüllten Kindes denkt. Begreift jetzt der Leser die grauenvolle Öde, die einen feinfühligen Menschen aus einem immer und immer wieder gebrauchten Formelworte angähnt, z. B. aus *Evolution, Milieu, Interesse, Individualität, Element, Moment, funktionieren?*

Die Notwendigkeit, mit dem Ausdruck zu wechseln, ihn dem Klange, der Farbe, dem Schritt, der Seele des Satzes aufs genaueste anzugleichen, sie erstreckt sich durchaus nicht allein auf die Begriffswörter; der gute Schreiber wählt auch seine Formwörter mit feinem Bedacht. Es ist nicht gleichgültig, wie die Bezeichnung eines Gegensatzes eingeleitet wird; aber, doch, jedoch, hingegen, dagegen, indessen, anderseits usw. sind alle Geschwister oder Geschwisterkinder und dennoch einander nicht gleich. Jeder Satz, jedes Satzglied hat seine eigne Klangfarbe, seinen eignen Schritt und Tritt; an jeder Stelle paßt strenggenommen nur eins von jenen Sinnverwandten. Und da der gute Schreiber vornehmlich an den guten Leser denkt, so wird er, abgesehen vom verschiednen Begriffswert der Verwandten, schon für das Wohlbehagen des Ohres durch Abwechslung sorgen, also nicht immer abern. Der Verfasser litt früher an einer gewissen Taubheit für Auch, setzte es oft, manchmal überflüssig, manchmal unpassend; ein einzigmal darauf hingewiesen, erkannte er sein Stilgebrechen und besserte gründlich: aus der neuen Auflage eines einzigen, allerdings dicken Buches mußten wohl hundert Auch verschwinden oder sich durch ‚ebenso, zugleich, selbst, ferner, sogar' usw. ersetzen lassen. Wie viel können wir hierin von unsern klassischen Sprachfeinmeistern lernen. Wie gewandt wechselt Lessing:

Es ist rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem herausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

*

Neuschöpferisch zu schreiben, ist nicht vielen gegeben, nicht jedermanns Aufgabe, und keiner soll gescholten werden, der sich mit dem für alle gewöhnliche und viele ungewöhnliche Ausdrucksbedürfnisse wahrlich genügenden Wortschatz unsrer Sprache behilft. Diesen Schatz jedoch immer tiefer zu durchwühlen, sich immer mehr von ihm anzueignen, nicht immer bloß die abgeschliffene Scheidemünze dünner und glätter zu schleifen, das sollte sich jeder Schreiber, auch der nie etwas drucken läßt, zur erfreulichen Aufgabe machen. Glaubt man etwa, daß unserm meisterlichsten Beherrscher der deutschen Wortwelt, Goethe, diese Herrschaft durch eine Himmelsgnade beschieden ward? Erlebt und erlesen hat er sich seinen auserlesenen Sprachreichtum, und er hat uns zugleich manchen guten Rat gegeben, wie auch wir unsern lebendigen Besitz an Ausdrucksmitteln mehren können. Viel und richtig lesen war ihm eine werte Kunst: ‚Die guten Deutschen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen‘. Gewiß tut hierzu ein gut Gedächtnis guten Dienst; Wortgedächtnis aber stärkt sich wie von selbst, wenn man mit Liebe und Freude an der Sprache liest, nicht bloß mit Heißhunger nach Stoff ein Buch durchfliegt. Der landläufige Wörterschatz der letzten Gegenwart wird uns mühelos durch Alltagsleben und Zeitungen vermittelt; doch wer möchte sich bei diesen immer wieder durchgepausten Schablonen beruhigen? Der Schreiber mit einigem Wortkunstsinn empfindet viele nicht schlechte, aber nicht besonders gute Ausdrücke als matt und platt, lau und flau; dürstet nach mehr Saft und Kraft, mehr Bild und Klang; möchte, ohne die Absicht des Scheinens oder Auffallens, schärfer prägen, glühender malen, vollmundiger sprechen und schreiben. Manche Fundgrube wurde ihm schon in früheren Abschnitten gewiesen; eine der vollhaltigsten nennt uns Goethe, der sie so fruchtbar wie eifrig durchschürft hat: die Schriften unsrer alten und ältesten Literatur. Er empfahl z. B. ‚die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke‘ und gab den nützlichen Wink, auf die Abstammung der Wörter, also auf ihre Wurzelsilben schärfer zu achten:

Die Ableitung führt den Leser auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen.

Wieviel reines Sprachgold hat Goethe allein aus Luthers deutscher Bibel gefördert und erst dadurch mit jenem höheren Sprachleben begabt, das doch allein aus der Dichtung fließt. Herder, der lange vor der Sintflut des neuern Zeitungswesens, also in einer sprachkräftigeren Zeit als der unsrigen schrieb, hat ähnlich wie Goethe geurteilt: ‚daß allein in alten Schriftstellern die Adern gediegenen Goldes anzutreffen.‘

Außer den alten und ältesten Büchern, die leider vielen Lesern schwer zugänglich oder sonst unbequem sind, gibt es unter denen der Gegenwart vornehmlich die von süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Schriftstellern mit solcher Ader gediegenen Goldes. Je tiefer in der Mundart wurzelnd, je vollgehaltiger diese Schriftsteller, desto besser eignen sich ihre Bücher zum Auffrischen und Bereichern unsrer Scheidemünzensprache. Hebel, Vischer, Hansjakob, Anzengruber, Rosegger, Gotthelf, Keller, Zahn lese man nicht nur, um zu erfahren, was, sondern wie sie schreiben. Mit welcher Freude las ich z. B. bei Gotthelf von der Kleidung: ‚nicht kostbar, aber währschaft‘; es nachzuschreiben darf ich nicht wagen, wünsche aber, einer unsrer meistgelesenen Schriftsteller möchte es in die Schriftsprache einbürgern; vielleicht verdrängt es ‚solid‘. Schade, daß es keine Sammlung der saftigsten Aufsätze des bayrischen Preußenfressers Sigl gibt: viele Preußen könnten lachend oder sich ärgernd sprachlich von ihrem grimmigen toten Feinde lernen. — Daß es unter den Österreichern neuster Zeit einige unerträgliche Sprachgecken gibt, natürlich zugleich wilde Welscher, soll nicht verschwiegen werden: Hermann Bahr und Hugo von Hofmannsthal sind die abschreckendsten.

Im 17. und 18. Jahrhundert priesen die deutschen Sprachgelehrten unsern Reichtum an Machtwörtern. Manches ist ohne Schuld versunken oder so veraltet, daß die Belebung zur Gesuchtheit werden würde. Noch mehr sind der Fremdwörtelei zum Opfer gefallen: wohin diese rohe Plattfüßerin tritt, da verdorrt das Gras. Mit dem unterschiedslosen Aufgraben verschütteter Wortschachte ist es freilich nicht getan, und ich weiß nicht, welcher Ungeschmack ärgerlicher wirkt: die aufdringliche Teutschtümelei oder die abgeschliffene Gewöhnlichkeit. Goethe, der Meister in allen Grundfragen der Wortkunst, hat hierüber wie so oft das Unübertreffliche gesagt; an einen unbekannten Studenten Blumenthal schrieb er über den unausbleiblichen Werdegang der deutschen Sprache zur Kraft und Reinheit: er möge sich durch die Teutschtümelei nicht irremachen lassen, selbst der beste Zweck wird immer getrübt und verschoben; aber demohngeachtet wird das Treffliche gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar dadurch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache.'

Wie doch selbst in solchen uns neuen scheinenden Fragen alles schon einmal dagewesen ist! Die römischen Stillehrer empfahlen zum Auffrischen ihrer Sprache das gleiche Mittel wie Goethe; Horaz sang von manchen alten *vocabula: Multa renascentur quae jam cecidere* (Vieles lebt wieder auf, was schon versunken). Aber Paul Heyse war nicht der erste, der über eitle Sprachaltertümelei — über die ‚Butzenscheibenlyrik', besonders Julius Wolffs und Rudolf Baumbachs — spottete:

Der Maskentrödel, guter alter Zeit
Entlehnt, birgt nun moderne Nichtigkeit.
Da schleift und stelzt ein blöder Mummenschanz,
Ein Landsknechtminnespiel und „Gowenanz"

Mit Hei! und Ha! und Phrasenspuk verbrämt,
Der toten Kunstgebrauch sich anbequemt.
O wie den Herrn, die nichts zu sagen hatten,
Die fremde Schnörkelrede kam zu statten!

Schon Quintilian warnte vor geckischem Urlateinertum, denn *nihil est odiosius affectatione* (nichts ist abscheulicher als Ziererei), und Seneca belustigte sich wie Heyse über die altertümelnden Zieraffen seiner Zeit, *qui duodecim tabulas loquuntur* (die Sprache des uralten Zwölftafelgesetzes sprechen). Große Vorsicht und feiner Geschmack sind vonnöten, um nicht am hellerlichten Tage des 20. Jahrhunderts alfanzigen Sprachmummenschanz zu treiben. Mit der Scheinbelebung von Heigerleis, allhup oder gar des altfranzösisch-mittelhochdeutschen *Govinanze* ist nichts gewonnen; das letzte zumal bleibt so fremd und albern wie etwa der amerikanische *Cake walk*. Ein beliebiger Dichter unsrer Tage darf sich nicht herausnehmen, ringer statt geringer zu schreiben; Erich Schmidts geziert altertümelnde ‚Jahrzehende' haben keinen Tag mehr als unsre Jahrzehnte, und der sonst ‚hochmoderne' Dichter eines neuen Gudrunliedes wird unfreiwillig lächerlich mit Versen wie: *Nun will ich Sieglands Magen Behalten mir zum Pfand!*

Fünfter Abschnitt.

Vom nachlässigen, vom schludrigen, vom schlampigen Stil.

Jeder deutsche Schriftsteller sollte mit dem Bewußtsein schreiben, zu 100 Millionen deutschredender Menschen zu sprechen.

‚Schludrig' und ‚Schlampig' sind nach der Ansicht der meisten meiner Vorgänger sehr unedle Wörter; ich habe sie daher erst nach einigem Besinnen gewählt. Es nützt aber nichts, grobe Schäden mit feinen Wörtern zu bezeichnen, und warum sollte man mit Schreibern fein umgehen, die mit ihrer und unsrer Sprache sehr unfein umgehen? Natürlich werden die in diesem Abschnitt gelegentlich genannten Schriftsteller nicht samt und sonders zu den nachlässigen, schludrigen und schlampigen Schreibern geworfen. Auch sollen die in ihren Schriften gefundenen Beispiele nicht zu allgemeinen Schlüssen mißbraucht werden, es sei denn zu dem einen, daß in Deutschland selbst die besten Schriftsteller nicht jenes Maß peinlicher Achtsamkeit auf Sprache und Stil wenden, das in Frankreich sich

schon bei mittleren, ja bei noch viel tiefer eingestuften Männern der Feder von selbst versteht. Ich sehe voraus, daß die strengsten meiner Richter, natürlich die selbst makellosen, mir mehr als einen Beitrag zu meiner Sammlung aus diesem Buche liefern werden; ich danke ihnen dafür im voraus und entschuldige mich wie alle Andern, die trotz redlichem Bemühen um tadellose Sprache nicht immer Fehlern entgehen, mit dem Satze, der ebenso sehr Anklage wie Entschuldigung ist: Die deutsche Schule hat uns nicht streng genug gewöhnt. Auch hier gilt nicht Rang noch Namen: neben den mit Recht hochberühmten Dichtern und Schriftstellern stehen die mehr oder minder berühmten Stümper; neben den Zeitungschreibern die Professoren, sogar die der Germanistik; neben uns bescheidenen schreibenden Steuerzahlern unsre hochmögenden Herren Regierer, in neuster Zeit die des an Vornehmheit dem alten Ministerium noch überlegenen *Kabinetts*.

Da gab es vor etlichen Jahren z. B. einen preußischen Minister, einen Mann von Verdiensten sehr verschiedener Art, mit einem gar merkwürdigen Deutsch, nicht just so schlecht wie Wrangels, doch nicht so gut wie eines begabten Sekundaners. Eine seiner stehenden Redewendungen war: ‚meines Erachtens nach', und selbst das Gelächter eines ganzen Reichstags vermochte nicht, ihn von diesem Deutsch abzubringen. Er hat noch Ärgeres verübt; doch da er fast nur geredet, wenig geschrieben, so lohnt es sich nicht, weitere Proben seiner absonderlichen Sprachlehre zu geben. Fürst Chlodwig Hohenlohe schreibt einmal nachlässig: *Er ist einer, aus dem Reichskanzler gemacht werden.* Nachlässig übersah er, daß aus einem Menschen, selbst dem begabtesten, nicht mehr als ein Reichskanzler gemacht werden könne; er wollte schreiben: er ist einer von denen, aus welchen —, oder aus dem Stoff, woraus —.

Herzog Ernst von Koburg spricht in seinen Denkwürdigkeiten von einem Handstreich auf das Leben Friedrich Wilhelms 4.: *Es erregte eine furchtbare Aufregung und Erbitterung unter den Parteien, welche sehr geneigt waren, sich eine Art Mitverantwortung zuzuschieben.* Merkwürdige Parteien, noch merkwürdigere Selbsterkenntnis! — Ach so, der Herzog meinte das gar nicht so, er meinte, die Parteien seien geneigt gewesen, einander eine Art Mitverantwortung zuzuschieben; ein französischer Herzog, aber schon ein französischer Sekundaner hätte dies unzweideutig ausgedrückt.

Auf den Weimarischen Noten von 1854, also auf Schriftstücken von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit, stand die Strafandrohung: *Die Nachahmung, Verfälschung und wissentliche Verbreitung verfälschter Banknoten wird nach Maßgabe der Strafgesetze bestraft.* Demnach wäre im Großherzogtum Weimar damals die Nachahmung und Verfälschung echter Banknoten straffrei gewesen! Den Verfasser jener Aufschrift hat die unselige deutsche Angst vor der Wiederholung eines Wortes (vgl. S. 77) zu einem vollendeten Unsinn verleitet.

Hans Delbrück, selbsternannter Wortführer der ‚mit Bedacht' Schreibenden, bemerkt einmal: *Der preußische Konservatismus existierte nicht jenseits der Elbe.* Wo ist das? Auf dem rechten oder auf dem linken Elbufer? Die ganze Ausführung ist unverständlich, wenn man dies nicht weiß; die Schriftsteller schreiben aber für die Nichtwissenden, sonst brauchten sie überhaupt nicht zu schreiben. — Delbrück schreibt: *Die Bestätigung, daß hier das punctum saliens zu suchen ist, gibt die Antithese, welche unsere eigene Ära darstellt.* Wer versteht diesen Satz beim ersten Lesen? Wer beim zweiten? Woher sollen wir wissen, ob die Bestätigung und welche der erste oder der vierte Fall sind? Bei einem so unklaren Schreiber wie Hans Delbrück sind beide Möglichkeiten ziemlich gleich berechtigt.

Nachlässigkeit oder viel Schlimmeres bei Herman Grimm darf uns ein für allemal nicht wundern bei diesem Verteidiger der sprachlichen und darstellerischen Willkür: Er schreibt: *Man will heute Goethes Verhältnis zu Bettina damals so auffassen. — Die Zeit des klassischen Französisch scheint für die Franzosen vorüber und für uns wenig Gewinn dabei, es sich anzueignen. — Deutschland zerfiel von jetzt an auf fast zehn Jahre drei Hälften.* — Hier sei der angenehmen Unterbrechung wegen die nicht um einen

Grad zu grobe Erklärung Schopenhauers über die Nachlässigkeit und Schlamperei des Stils eingeschaltet:

Wer nachlässig schreibt, legt dadurch zunächst das Bekenntnis ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Wert beilegt. Denn nur aus der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unserer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck bedacht zu sein; wie man nur an Heiligtümer oder unschätzbare Kunstwerke silberne oder goldene Behältnisse wendet. Daher haben die Alten, deren Gedanken in ihren eigenen Worten schon Jahrtausende fortleben, und die deswegen den Ehrentitel Klassiker tragen, mit durchgängiger Sorgfalt geschrieben; soll doch Platon den Eingang seiner Republik siebenmal, verschieden modifiziert, abgefaßt haben. — Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlamperei entspringt aus derselben im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft.

Schopenhauer hätte hinzufügen sollen: wenn nicht in diesem Geschlecht, dann im nächsten ganz gewiß.

Julian Schmidt schreibt über Georges Sand. Er spricht von ihrer Lelia und nennt es eines der verrücktesten Bücher der Literatur; es habe eigentlich nur noch ein Ebenbild, den René: *René erschien 31 Jahre vor der Lelia; ein Menschenalter liegt zwischen ihnen.* Wem kommt hierbei der Gedanke, daß René das Werk eines ganz andern Schriftstellers, Chateaubriands, ist? Selbst nicht jedem leidlichen Kenner der französischen Literatur ist dies sogleich gegenwärtig. Warum könnte ein René nicht von der vielschreibenden Sand sein? Erst sieben Druckzeilen später wird Chateaubriand genannt. Dies nenne ich nicht Nachlässigkeit, sondern grobe Schludrigkeit. — Julian Schmidt will von den Untersuchungen gegen den angeblichen Demagogen Jahn sprechen und nennt sie ‚demagogische Untersuchungen'! Oder er schreibt: *Wunderlich genug sehen diese Klagen aus, mit dieser Kraft und Energie* (doppelt hält besser) *der Rede ausgesprochen.* Ein achtsamer Schreiber würde solche Klagen klingen hören. Oder: *eine verkehrte Ansicht des Protestantismus* — er meinte: Ansicht vom . . .

Wilhelm Scherer sagt von Goethe: *Er war religiös und sittlich tolerant.* Ist ‚religiös' Eigenschafts- oder Umstandswort? Beides ist möglich, beides gibt einen guten Sinn. Besonders im Satzbau ist Scherer von kaum glaublicher Schludrigkeit; auf jeder gedruckten Seite steht mindestens ein Satz, der zu Mißverständnissen verführt. Ich glaube nicht an eine Unfähigkeit Scherers zum richtigen Satzbau, beurteile ihn aber darum nur noch strenger. — Scherer über Goethe: *Als er im Alter von 16 Jahren die Universität Leipzig bezog, angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit um in allen Wissenschaften zu naschen und schließlich nur von einem Künstler, Oser, eine wahrhaft tiefgehende Anregung zu empfangen.* Also darum bezog Goethe die Universität Leipzig? In demselben Satze das richtige und das falsche ‚um zu'! Schludriger schreiben wenige unter den vielgeschmähten Zeitungschreibern. — Wiederum Scherer über Goethe: *Wie Goldsmith, den Herder so liebte, den englischen Landprediger und seine Familie geschildert hatte, so stand er vor ihm.* Wer vor wem? Goldsmith oder Herder oder der englische Landprediger? Alle drei sind an der Stelle möglich, und erst viel später kommt eine ungefähre Auflösung des Rätsels. — Noch einmal Scherer über Goethe: *Er meinte* (beim Götz) *eine Rettung zu vollziehen, wie sie Lessing gern versuchte, wenn er sein Andenken erneuerte.* Wer erneuerte wessen Andenken? — Immer noch Scherer über Goethe: *Er setzte die Figur des Helden halb aus sich selbst, halb aus dem jungen Jerusalem zusammen, einem Sohne des Braunschweiger Abtes, der sich am 29. Oktober 1772 erschoß.* Der Abt Jerusalem hätte sich 1772 erschossen? Der hat ja noch neun Jahre später eine Erwiderung auf Friedrichs des Großen Abhandlung über die deutsche Literatur geschrieben. — Ach so, nicht der Abt, sondern sein Sohn hat sich erschossen, und nur Scherers Schluderei verleitet zu dem Irrtum.

Wie viel unnütze Arbeit mutet Gervinus seinen Lesern zu, Arbeit, die er selbst hätte verrichten müssen: *So sind die ästhetischen Ausstellungen am Wallenstein wohl vielfach gerechtfertigt, wie bei Don Carlos, ohne daß darum das Wort Goethes nicht Wahrheit behalte, es sei dies ein so großes Werk, wie zum zweiten Male nichts Ähnliches vorhanden ist.* Hat Goethe den Don Carlos oder den Wallenstein als ein so großes Werk bezeichnet? Wer etwa einwendet, der Leser werde den Ausspruch Goethes kennen, also das Richtige treffen, dem ist zu erwidern, daß Gervinus dann die ganze zweite Hälfte des Satzes hätte weglassen sollen, denn was der Leser schon genau weiß, soll ihm kein Schreiber erst sagen. — Haym spricht von Schillers Fiesco: *Nicht als habe der Dichter eigentlich ein kaltes Napoleonsgesicht* (in Fiesco) *zeichnen wollen.* Um 1782 sollte das schwer gewesen sein.

Im Magazin für Literatur schreibt ein Professor Alfred Klaar: *Ich bedaure, selbst auf die Gefahr hin, den Vorwurf, gegen Hans Arnold, also eine Dame, eine Unliebenswürdigkeit zu begehen, hören zu müssen, es auszusprechen, daß der Stil Arnolds recht salopp ist,* und kommt sich dabei selbst wahrscheinlich als ein Stilmeister vor.

Selbst bei einem so feinen Schriftsteller wie Karl Hillebrand steht einmal: *Man spricht von der französischen Ignoranz des Auslandes;* er meinte damit die französische Nichtkenntnis des Auslandes, und nur das Fremdwort verursachte den schiefen, kaum halbverständlichen Ausdruck.

Überhaupt die Fremdwörter! Es gibt wenig grobe Stilgebrechen, an denen sie keinerlei Mitschuld haben. Der Rechtslehrer Holtzendorff, sonst ein klarer Schriftsteller, will rügen, daß ein so geringer Bruchteil der des Mordes Angeklagten verurteilt wird; dies drückt er so aus: *Von 134 Angeklagten wurde doch nur eine sehr große Minorität, nämlich 40, schuldig befunden.* In Wahrheit findet er diese Minorität nicht groß, sondern sehr gering; hätte er Minderheit geschrieben, so wäre ihm der Unsinn schwerlich widerfahren.

In der auf reine Sprache und klaren Stil haltenden Kölnischen Zeitung stand einmal: *Hier lernte er seine spätere Frau und Witwe kennen, heiratete sie und fuhr mit ihr nach Konstantinopel.* Daß jemand seine eigne Witwe heiratet und mit ihr in der Welt umherreist, ist immerhin ungewöhnlich.

Adolf Stahr läßt in seiner Kleopatra jemand sagen: *Inmitten der in deiner Heimat wütenden Furie des Bürgerkrieges.* Inmitten einer Furie? Wer kein Dichter ist, hüte sich vorm Bildern, und wer Fremdwörter schreibt, werde sich bewußt, was sie bedeuten. — Der Philosoph Lasson schreibt: *Denn immer tritt ein Punkt ein, wo —.* Was ein eintretender Punkt ist, bleibt rätselhaft.

Verwildert bildernde Phantasie läßt den Dichter Max Bewer schwärmen: *Bismarcks Hand schlug wie die Hand eines Helden, sein Herz wie das Herz eines Dichters.* Allzu streng ist diese Überkühnheit nicht zu beurteilen; gradezu großartig wirkt sie in einem Heeresbefehl des Prinzen Friedrich Karl an seine Krieger: *Lasset eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf die Feinde!* — wohl nach Cromwells Vorgang.

In jeder Sprachlehre steht die nicht schulmeisterliche, sondern sprachkünstlerische vollberechtigte Warnung vor dem Zusammenhäufen von Vorwörtern. Herman Grimm verachtet die Vernunft und Wissenschaft, die in der Sprachlehre steckt, und schreibt: *Eine kleine Anzahl von für Mathematik vorzüglich begabten Schülern.* Fälle dieser Art sind bei ihm so häufig, daß man an Absicht glauben muß. Ganz vereinzelt kommt diese Unschönheit bei Jakob Grimm vor (in der Vorrede zum Wörterbuch) *von an der Oberfläche klebenden Arbeiten.* — In einer Zeitung stand jüngst der großartige Satz: *So sehen wir ihn mit durch zum Bösen verlockende Welterfahrung und glückliche Erfolge immer gesteigerter Frechheit zum Jüngling heran- und dem Racheschwerte der ewigen Gerechtigkeit entgegenreifen.* Der Mann bekäme es fertig, alle Vorwörter in der Regel ‚an, auf, hinter, neben, in' aneinander zu reihen, und ein versitztes Satzgefüge drumherum zu bauen. — Auf die häufige Schluderei mit ‚her und ‚hin' sei hier noch einmal nachdrücklich hingewiesen (S. 95).

Außergewöhnliche Schlamperei begeht der Derselbiger Spielhagen:

Diese Betrachtung, daß der Genius, wie die Kinder, seine Sprache längst innerlich gesprochen hat, bevor er zur ersten Äußerung kommt, hebt das Wunder desselben freilich nicht auf, erklärt aber doch eines: den Vorsprung nämlich, welchen derselbe auf diese Weise vor dem bloßen Talente hat, und der durch keinen Fleiß des letzteren eingebracht werden könnte, selbst wenn derselbe die Energie des Fleißes des Genius hätte.

Selbst einem Schreiber wie Spielhagen hätte beim Durchlesen einfallen müssen, daß man nicht dreimal von demselben sprechen und jedesmal einen andern meinen darf.

Verzeihlicher sind Schludereien, die belustigend wirken. Auerbach erzählt in Dorf und Stadt: *Reinhold kam in das Bierstübchen, wo er sitzen blieb und stundenlang durch die menschenleeren Straßen wandelte.* — In einem der herrlichen Romane von Georg Ebers steht zu lesen: *Der Oberpriester trat ihm näher und legte beide Hände auf seine Schultern. Beide waren von gleicher Größe.* Gilt das nicht von allen Menschenhänden? Indessen Ebers meint den Oberpriester und den Ihm.

Max Kretzer, einer unsrer schlampigsten Schreiber, berichtet von den Arbeiterinnen einer Fabrik: *Sie waren alle schon Mütter gewesen, die einen mehr, die andern weniger,* und erzählt uns: *Der Schnee trieb die großen Flocken gegen die Fensterscheiben.* Der ihm nicht unähnliche Wilhelm Walloth schreibt im ‚Gladiator' von jemand: *Er sah sie mit halb verlegenem, halb wütendem, halb wehmütigem Blicke an,* ein mathematisches Wunder, gleich diesem andern eines Andern: *Das Drillingspärchen befindet sich recht munter.* — In einer großen Berliner Zeitung wird berichtet: *In S. fand man jüngst einen Lumpensammler als Leiche liegen, der nach seiner eigenen Aussage seit 17 Jahren nicht mehr in einem Bette geschlafen.* — In einer andern Zeitung: *Beide Fälle* (von Selbstmord) *betrafen Maurer, die gegenwärtig den besten Erwerb haben.* Dieser Unsinn ist die Folge der unseligen Anleimerei von Bezugsätzen (vgl. S. 324). — Für die Bilderzeichner unsrer Witzblätter liefert Philipp Galen in einem seiner Romane diesen fruchtbaren Stoff: *Nachdem sich die Portière geschlossen hatte, schlüpfte mit leisem Tritt ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerze.*

Bei Gerhart Hauptmann heißt es im ‚Griechischen Frühling': *als sänke sich von allen Seiten Finsternis.* Dieser ‚größte deutsche Dichter' hätte allen Grund, seine Kenntnisse in deutscher Sprachlehre für Volksschulen zu vervollständigen, anstatt in englischen oder gar in griechischen Fremdbrocken zu schwelgen (vgl. zu S. 288)

Karl Lamprecht will sagen: Sudermann ist hauptsächlich Dramatiker, hat zwar zuerst Erzählungen drucken lassen, tatsächlich aber zuerst Dramen geschrieben. Dies wird uns in Sätzen mitgeteilt, die so gebaut sind: *Der Dichter ist seiner Grundlage nach nicht Erzähler. Denn gewiß hat er der Reihenfolge seiner veröffentlichten Werke nach als Erzähler begonnen ..., allein diesem äußeren Anschein entspricht nicht der wirkliche Entwicklungsgang.* Hat Lamprecht gewacht oder geschlafen, als er die Worte ‚denn gewiß' hinschrieb?

Merkwürdigerweise war Liliencron, dieser leidenschaftliche Bewundrer einer saubern Sprache, oft recht nachlässig, und die mit der Herausgabe seiner gesammelten Werke betraute Freundeshand Dehmels könnte ruhig ausmerzen, was der Dichter bei längerm Leben auf Freundesrat gewiß gern selbst verbessert hätte. Es gibt bei ihm Wendungen wie: *Ein markerschütterndes Hurra entlassen unsere Kehlen. — Abseits der eigentlichen Wahlstatt dunkelte, in helles Mondlicht getaucht, ein Wäldchen. — Er sollte unsere Nordarmee zum Abrücken auf Paris verhindern.*

Überaus schludrig schreibt Adolf Bartels; an dieser Stelle sei nur seines regellosen Durcheinandermengens von Und und Wie gedacht, die er offenbar für ganz gleichbedeutend hält: *Die elementare Kraft wie das feine Gefühl für innere Form kann man sich nicht geben;* wir wären zufrieden, wenn Bartels sich einiges Gefühl für die äußere Form geben könnte. — *Geibel hat in der Tat eine größere Mannigfaltigkeit der Stoffe wie die vollständige Beherrschung der äußeren Form erreicht.* Dies beides auf einer Seite. — Bartels entschuldigt sich: er müsse von seiner Feder leben, also ‚flüchtig'

schreiben. Das freilich ändert die Sache; sonst aber betrachtet man deutschen Stil als eine Frage der Kunst und des tiefsten Seelenausdrucks, nicht als eine des Geldverdienens.

Ärgerliche Schludereien begegnen uns auffallend oft bei Heine: ‚Ich bin heut im Schoß meiner Familie zurückgekehrt, — Auf dem blanken Schwert gestützt, — Der Lasaro hat errötet', das letzte in Paris geschrieben, wahrscheinlich unter dem Einflusse von *a rougi*.

Gelegentlich verunglücken selbst unsre Größten und Sorgfältigsten; wir werden in solchen Fällen nicht spotten, vielmehr entweder an Setzerfehler, Durchleseversehen, oder an ein augenblickliches Nachlassen der Aufmerksamkeit denken und für uns daraus entnehmen, daß wir um so vorsichtiger sein wollen. Falsche Ehrerbietung vor dem überlieferten Wortlaut hat bis heute den widersinnigen Schreibfehler Lessings stehen lassen: *Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen* (Emilia Galotti 2, 6). Man sollte dies ohne weiteres verbessern. — Die berühmte Stelle bei Kant: *Der kategorische Imperativ ist also ein einziger und zwar dieser: Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde*, ist sprachlich fehlerhaft, und einer der Herausgeber Kants hat mit Recht vorgeschlagen, ‚durch die' zu ändern in ‚von der'. — Heinrich von Kleist schreibt in einem Augenblick der Gedankenlosigkeit: *Das Glück wollte, daß das Feuer wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff.* — Dagegen halte ich seinen Satz: *Ein Fluch ruht auf dein Haupt* (Schroffenstein 1, 2) nur für eins der vielen Beispiele seiner Unsicherheit in deutscher Fügung. — Gottfried Keller in Romeo und Julie: *Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche auf den Gründen lagen*, und dies an einer der schönsten Stellen des herrlichen Kunstwerkes!

Wenn wenigstens alle Unglücksfälle der Schreiber so erheiternd wirkten wie diese zwei aus einer einzigen Zeitungsnummer: *Der Feldmarschall von Manteuffel würde sich in seinem Grabe umdrehen, wenn er dies erlebt hätte. — Heute Abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechtes von Lehrer Kalb in Gera.*

Sechster Abschnitt.

Der sichtbare und der unsichtbare Stil.

> Zur Charakteristik [der Scheindenker] gehört auch dies, daß sie, wo möglich, alle entschiedenen Ausdrücke vermeiden, um nötigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können: daher wählen sie in allen Fällen den abstraktern Ausdruck: Leute von Geist hingegen den konkretern, weil dieser die Sache der Anschaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz ist. (Schopenhauer.)

Ein geistreicher ausländischer Seelenforscher, dessen Name mir leider entfallen, kennzeichnete einmal die drei wichtigsten Bildungsvölker nach der Art, wie sie die Aufgabe lösen würden, ein Kamel zu zeichnen. Der Engländer würde in die nordafrikanische Wüste ziehen; der Franzose in den Pariser *Jardin des plantes;* der Deutsche würde nichts dergleichen tun, sondern das Kamel aus der Tiefe seines Gemütes zeichnen. — Ganz genau hat jener Forscher uns doch nicht gekannt: der Deutsche würde zwei Kamele zeichnen und eins das subjektive, das andre das objektive nennen.

Hüte dich, o Leser, vor solchen Schreibern, die vom Kamel, oder sonst von Tieren, Menschen, Dingen gleichviel welcher Art, aus der Tiefe ihrer Gemüter sprechen, ohne irgendetwas gesehen zu haben: ihre Schriften werden dir nichts nützen, denn wer selber nichts gesehn, kann andre nichts sehn machen. Warum hat noch kein Germanist unsre Klassiker und Nachklassiker auf die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit ihrer Sprache untersucht? Im voraus darf das Hauptergebnis so bezeichnet werden: je sichtiger der Schreiber, desto

lebendig dauernder; je unsichtiger, desto vergänglicher. Goethe schrieb bei weitem sichtiger als Schiller und selbst um etwas mehr als Lessing: Goethes noch immer aufsteigende Geltung ruht nicht am wenigsten auf dieser unerschütterlichen Grundlage. Trotz der höher und höher schwellenden Papierflut ist der Leser des 20. Jahrhunderts ein Mensch mit Körpersinnen geblieben, und wehe den Schreibern, die nicht auf seine Sinnenseele zu wirken vermögen. Das Ding leibhaftig sehen soll uns der gute Stil machen; mit dem wortreichsten Zerdenken des Dinges ist nichts getan. Ein armseliger Papiermensch bleibt jeder Prosaschreiber, der nicht so viel vom Dichter hat, daß er Sinnenbilder in uns heraufbeschwören kann. Wie fein schildert Storm seinen Freund Mörike: ‚Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm innewohnende Drang, sich alles, auch das Abstrakteste, gegenständlich einzuprägen; die Monaden des Leibniz erschienen ihm wie Froschlaich.' Gewiß eine sehr unwissenschaftliche Art, sich die Monaden des Leibniz vorzustellen; und doch wird Mörike sie deutlicher gesehen haben, als die meisten darüber schreibenden deutschen Philosophen.

Ganze dicke Bücher, halbe Büchereien mit nicht ganz wertlosem Inhalt sind ungenießbar, unwirksam durch ihre sinnenlose, verblasene Ausdrucksform, die allemal die Folge unklaren Denkens ist. Es ist dem Menschen überhaupt nicht gegeben, vollkommen klar zu denken, ohne das Gedachte klar im innern Auge zu sehen. Jeder überwiegend ‚abstrakte', also abgezogene Stil ist das sichere Kennzeichen einer gewissen schriftstellerischen Unwahrhaftigkeit; denn unwahrhaftig ist es, von Dingen zu schreiben, die man weder mit dem äußern noch dem innern Auge gesehen, deren Wortwerte man beliebig durcheinander mischt, deren genaue Bedeutung kein Leser nachprüfen kann, weil ihm der einzige allgemeinmenschliche Maßstab fehlt: der sinnliche Eindruck. Allerliebst verspottet der sonst so ernste Lorm die Schwindelsprache der Nichtsseher:

Der Ritter sprach zum Knappen:
Auf! satle mir den Rappen!
Drauf ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf seinem Schimmel.

Hei, wie er flog zum Tanze
Mit Schwert und Schild und Lanze,
Er war der Feinde Schrecken
Auf seinem wilden Schecken.

Da schwirrten die Geschosse —
Der Ritter sank vom Rosse;
Er sank zu Aller Staunen
Herab von seinem Braunen; —

Besah die Todeswunde
Und rief: O Kunigunde,
Ich sterbe deinethalben —
Lag tot bei seinem Falben!

Man vergleiche die Sprache des Nichtssehers, also Nichtdichters Bleibtreu (S. 446).

Freilich kann auch der Schreiber mit sichtigstem Stil nicht Formeln aus der höheren Mathematik sinnenhaft anschaulich machen. Das aber ist die einzige Ausnahme, die allenfalls zu Gunsten der unsichtigen Schreibart einzuräumen wäre. Ein befreundeter Mathematiker versichert mir übrigens, daß es selbst in der höheren Mathematik möglich, ja erwünscht sei, künstlerisch zu arbeiten, daß nach der ‚eleganten Formel' gesucht werde, also nach einer, die auf die Sinne des mathematischen Denkers wirke. Und ganz gewiß wäre es ein schweres Stilgebrechen, z. B. über Stil schattenhaft, dunstig, abstrakt, d. h. abgezogen von aller sichtbarer Wirklichkeit, zu schreiben. Wie wäre ich unglücklich, wenn mir das in diesem Buche öfter als leider unvermeidlich widerführe! Nein, man braucht selbst über beschriebenes und bedrucktes Papier nicht papieren zu schreiben, denn man will ja auf lebendige Menschen wirken. Wie sinnfällig vom Stil gesprochen werden kann, zeigt uns Lessing. Er will auf Deutsch sagen, was auf Abstrakt und Hochwissenschaftlich etwa lauten würde: *Die linguistisch-psychische Form der graphischen Ideenexpressionen des Individuums steht in einer approximativ äquivalenten Relation zur konstitutionellen Synthese seines physischen Organismus.* Lessing drückt dies in seiner lebensfrischen Menschensprache aus: ‚Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase.' Oder man versuche sich den unsichtigen Wortschwall auszudenken, den ein Meister der Papiersprache über Lessings ‚Methode der kritischen Polemik' fertig brächte. Lessing, der alles was er schreibt zuerst gesehn, malt ein Bild seines kritischen Amtes, das nach anderthalb Jahrhunderten noch in den frischen Farben des Lebens leuchtet:

Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich nun auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemandem und helfe niemandem, und lasse mir von niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. — Mücken können dazwischen hinschwärmen, aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen. — Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.

In einer einst sehr berühmten Stillehre steht zu lesen:

Wenn in der Darstellung die Begriffe auf das Besondere einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt werden so erregt die Darstellung bei dem Angeredeten (!) dadurch, daß er selbst den Begriff als ein nicht sinnlich Allgemeines aus dem Besonderen reproduziert, ein besonderes Wohlgefallen,

hoffentlich ein größeres als das beim Lesen dieses Satzes empfundene. — Es heißt gleich darauf weiter:

Aber auch wenn der Begriff nicht von dem Angeredeten aus dem Besonderen reproduziert, sondern ihm unmittelbar mit dem Begriffswort mitgeteilt wird, hat der Angesprochene [man beachte die Feinheit des Wechsels!] an der Darstellung des Begriffes ein Wohlgefallen, und dieses Wohlgefallen hat in dem letztern wie in dem erstern Falle, jedoch auf andre Weise, seinen Grund in der Natur des menschlichen Geistes.

Nicht unmöglich, daß sich hinter diesen geheimnisvollen Sätzen eine tiefe Weisheit versteckt; dem Leser bleibt sie ewig verborgen, weil der Schreiber beim Schreiben nichts gesehn, nichts gehört, sondern eben nur stroherne, der Erde entrückte Worte aneinander gereiht hat.

Johannes Schlaf über die Völkerwanderung:

Sie treibt die Unrast solcher unerhörten Reibungen und Ausgleichungen bis zu dieser so wundersamen Wende der Renaissance. Und hier nun scheint die erste Klarheit des neuen Bewußtseinszustandes aufzudämmern. Es erhebt sich plötzlich mit höchster Energie und Entschiedenheit der Begriff der Individualität. Die Individualität entdeckt sich.

Wer so schreibt, ist vielleicht ein Denker, bestimmt kein Dichter: er gibt dem Leser nur Wörter zu hören, läßt ihn kein Ding sehen. Daß hinter der Unrast, den Reibungen und Ausgleichungen, hinter dem Bewußtseinszustande, der Energie und Entschiedenheit, hinter dem Begriff der Individualität und hinter der Individualität selber atmende Menschen standen, erfährt der Leser nicht.

Es gibt keinen Zweig des Menschenlebens, der den unsichtigen Stil fordert oder — erträgt. Nicht die Politik oder die Staatskunst, denn sie wird von Menschen für Menschen getrieben, nicht von wolkigen Behörden oder Volkvertretungen für wolkige Bevölkerungen und Klassen. Nicht die Volkswirtschaft, denn sie hat zu Gegenständen arbeitende Menschen und ihrer Hände Werk. Nicht die Dichtung und die bildenden Künste, denn Menschen schaffen in ihnen, schaffen Werke für genießende Menschen. Auch nicht die Philosophie, denn sie spricht von den Gedanken in Menschenhirnen. Wir haben in Deutschland über Unterricht und Erziehung Bücher, in denen man vor lauter Unterricht und Erziehung, meist *Pädagogik* und *Psychologie*, das Kind nicht sieht. Karl August von Weimar, der ganz sinnenhafte Mensch und Fürst, empörte sich über seine tief im Schreibwesen befangenen Unterrichtsbeamten: ‚Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Aktenstil vorgetragen zu sehen, ist unglaublich' (an Knebel). Seine Briefe waren bis zuletzt sprachlich durchtränkt vom Sinnenleben, in viel höherem Grade als d Altersbriefe Goethes, von denen der Herzog garnicht sehr erbaut war.

*

Zwei unverkennbare Merkmale haften dem unsichtigen Stil an: die Hauptwörter auf ung, heit, keit, und — die Fremdwörter. Goethe, besonders der Jüngling und der Mann, haßte die Ungerei und vermied sie, wo er konnte. Keller schalt in einem Brief an Storm über die ‚Anhäufung der verfluchten Endsilben ung, heit und keit'. Um wieviel schwächer, papierner klingt: ‚Ich habe keine Hoffnung mehr' als ‚Ich hoffe nichts mehr'. Ein Lehrer der oberen Klassen sollte einmal seinen Schülern die Preisaufgabe stellen, aus einem beliebigen Lesestück, selbst von unsern Klassikern, möglichst viele ungs und

Zubehör auszumerzen und durch sichtige Wörter zu ersetzen. Erscheint ein Schreiber unklar, so prüfe man ihn auf das Verhältnis seiner Dingwörter *(Concreta)* zu den Denkwörtern *(Abstracta)*. Schopenhauer hätte in dem Satze auf S. 135 noch besser getan, statt Anschaulichkeit zu schreiben: den Sinnen, obwohl auch dies ein Denkwort ist. Wo sich ein Schriftsteller selbst nicht ganz klar über die Dinge und Menschen geworden, die er darstellt, da ungt, heitet und keitet er.

Völlig vermeiden lassen sich natürlich solche Denkwörter nicht; indessen wer da will, daß der Leser hinter einem Buch einen Menschen gewahre, der wird sie aufs äußerste einschränken. Schon das Bewegen ist etwas weniger bloß gedacht als die Bewegung, das Strömen als die Strömung; und in nicht wenigen Fällen gibt es gute knappe Hauptwörter statt der meist langgeschwänzten auf ung und heit=keit. Je älter Lessing wurde, desto mehr bevorzugte er Wörter wie Teilnahme vor Teilnehmung, Befremden vor Befremdung. Das Neuwort Abteil in der Eisenbahnsprache ist freudig zu begrüßen und sollte vorbildlich werden. Einiges dergleichen haben wir ja schon: Abschluß, Nachschub, Ausstoß, Verputz, Verzehr, Betrieb, Bauwich. Das letzte würde auf Abstrakt lauten: *Distanceerelation zwischen den reziproken Situationen von Immobilienseitenfronten.*

Wie schattenhaft sind die Eindrücke dieses durchweg denklichen Satzes von Haym über Schillers Freund Körner):

Er war es noch mehr durch die unbedingte Zuverlässigkeit und Bravheit, durch die Gleichmäßigkeit, Ruhe und Überlegtheit seines Wesens, durch die Nüchternheit seines Verstandes, durch die Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er bei aller Sicherheit seines Selbstgefühls ...

Sehen wir vor lauter heiten und keiten einen Menschen?

Der Kunstwart, ‚Zeitschrift für Ausdruckskultur', leider nicht für Kultur des Ausdrucks, schreibt von den *Kosten der Beherbergung des Bevölkerungszuwachses;* gemeint sind die Kosten der Häuser für die zuwachsenden Menschen. Bei Lotze steht der Schattensatz: *Weder diese Atome noch jene Bewegungen sind so, wie sie sind, Gegenstände unsrer Beobachtung; beide sind die notwendigen Voraussetzungen, auf welche nur die Berechnung der Erscheinungen zurückführt.* Zum vollen Verständnis bedarf es eines Übersetzens ins Sichtbare. — Kohler vom Kriege: *Er trägt in allen Fällen die Kennzeichnung des Außergewöhnlichen an sich;* er meint die Kennzeichen.

Das bayrische Ministerium schreibt in einem sonst löblichen Erlaß gegen das Umhacken von alten Dorfbäumen: *In vielen Fällen wird sich schon durch einen Wechsel der Baumart Abhilfe schaffen lassen, ohne daß eine Auflassung der Allee Platz zu greifen hat,* statt: ohne daß man die alten Bäume umzuhauen braucht. Was bayrische Bauern mit ihrem gesunden Sprachsinn sich wohl unter ‚Auflassung der Allee' denken?

Unentbehrlich sind dem verblasenen Denkstil die lieben, lieben Fremdwörter; ohne sie, allein mit den ungen und heiten, gelänge ihm das Verdunsten und Umwölken der Gedanken doch nicht völlig. Je unbestimmter, flauer, europäischredensartlicher, desto besser passen sie in den Stil der bloß bewegten Luft. Ihre *Faktoren, Interessen, Momente, Elemente, Materie, Material,* nicht zu vergessen die ebenso lautschöne wie scharfzeichnende *Individualität* — was finge der Schreiber des nie Gesehenen noch Gefühlten ohne euch gefällige Allerweltsformeln an? Aber er rechnet mit des Lesers gläubigem Vertrauen: Wenn man nur Worte hört, so muß dabei sich auch was denken lassen. Das beliebteste aller dieser Dunstwörter ist zur Zeit wohl *Material:* Männer, Weiber, Kranke, Gesunde, Tiere, Bäume, Steine, Kleider, alle sind sie *Material.* Die Ärzte sprechen von Krankenhaus*material* und meinen nicht etwa Verbandwatte und Werkzeuge, sondern kranke Menschen: *Unser Material im Virchow-Krankenhause ist ein* (!) *sehr verschiedenes,* was bedeuten soll: Wir haben dort Kranke sehr verschiedener Art. — Ein Stadtschulrat klagt: *Diese Stadtgegend liefert uns schon seit Jahren nicht mehr genügendes Material für unser Gymnasium;* das *Material* sind lebendige Knaben. — Ein Minister im preußischen Abgeordnetenhause: *Wir verfügen über ein Richtermaterial von unver-*

ordentlicher Gewissenhaftigkeit; er meint lebendige Richter. — Avenarius schreibt: *Zum Streit um die Wachsbüste (die Flora von Lionardo) wollen wir erst Stellung nehmen, wenn wir ein wirklich brauchbares Anschauungsmaterial unterbreiten können;* er meint brauchbare Abbildungen. — Bei Lasson steht: *Ein glücklich geführter Krieg öffnet die Augen, die im Staatswesen vorhandenen schädlichen Materien zu erkennen.* — Leider hat auch Bismarck, allerdings nur den Sprachgebrauch der Kanzlei im Kriegsministerium wiedergebend, einmal gesagt: *Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial, als irgendein anderes Land.*

Bei B. Litzmann sind selbst Kellnerinnen *Elemente:* der junge Mensch kommt *in Berührung mit Elementen, die ihn das moderne Weib nicht von der idealen Seite kennenlernen lassen.* — Kohler, aber er nicht allein, schreibt: *Es ist für die Rechtspflege von Vorteil, wenn das Laienelement daran beteiligt ist.* Er meint: Laien. Weiterhin läßt Kohler dieses Laienelement *in seiner Lebenserfahrung stets Schwarz und Weiß zugleich sehen.* Ein Element, das sieht! Bei Kohler gibt es auch ein *mangelhaftes Geschworenenmaterial;* er meint Geschworene. Selbstverständlich könnte man Material, Element, Faktor und noch manches andre Fremdwort in den meisten Fällen miteinander vertauschen, ohne an dem Sinn des Satzes etwas Wesentliches zu ändern: was tut's, wenn sich eine Dunstwolke ein wenig verschiebt?

Bei Henry Thode, einem Gelehrten, der alle von ihm besprochene, greifbare Kunstwerke sprachlich verdünstet, wird aus einem begabten Künstler, Mann oder Menschen *‚eine begabte Individualität'*, und es heißt gar: *Begabte Individualitäten sehen die Nichtigkeit dieses Treibens ein.* Man versuche dies ins Griechische, Lateinische, Französische, Englische, Italienische zu übersetzen! Es ist unmöglich, denn es ist ja überhaupt keine Menschensprache, sondern Wortdunst auf Papier. — Aus folgendem Satze Thodes soll sich der Leser einen Begriff von der Aufgabe des Bildners machen: *Die Bewegung so zu bestimmen, daß die Phantasie bei dem Bestreben, sie für wirklich zu halten, nicht in Widerstreit mit der Wahrnehmung des tatsächlichen Verharrens der bildlichen Erscheinung gerät, ist die Aufgabe des Bildners.* Wenn der Leser sich trotzdem kein Bild davon machen kann, wer ist dann der Unfähige? — Bei einem weniger bekannten Kunstschreiber heißt es: *Damit hat Lionardo das Wesensprinzip der Kunst über eine Existenzform souverän gemacht, die ihr die härteste Eigengesetzlichkeit entgegenzusetzen scheint.*

Adolf Wagner spricht vom Arbeitsertrag: *Daran nehmen teil alle, die ihn geschaffen, die höheren Beamten, die Kapitalisten, die leitenden Elemente, die Unternehmer ebenso gut wie die Arbeiter,* und dies in einem Vortrag für Arbeiter!

Ranke, wie leider die meisten unsrer Geschichtschreiber, läßt mit Vorliebe Begriffe gegen einander anrücken, nicht lebendige Menschen. Die *Faktoren, Momente, Elemente, Materien* und *Materialien,* besonders aber die *Prinzipien* stehen bei ihm fast auf jeder Seite. Völker sind bei ihm nicht einheitlich gestaltet oder gesinnt, sondern: *Bisher hatte das Prinzip der Einheit in den abendländischen Völkern überwogen;* und nicht fühlen Menschen sich selbständig, sondern: *Das Prinzip der Selbständigkeit war bis in die unteren Kreise des öffentlichen Lebens eingedrungen.* Statt ‚Ehe' schreibt er einmal das *maritale Element.* Erfände dies ein Witzblattschreiber, so riefe jeder: törichte Erfindung! Wie immer kann man auch bei ihm ohne die geringste Sinnänderung *Element* vertauschen mit *Faktor, Moment, Prinzip* und noch einem Dutzend ähnlicher nichts und alles sagender Formeln. Köstlich ist Hegels, des Abstraktesten der Abstrakten, Ausfall gegen die Abstraktion: *Formeln in abstrakter Fertigkeit und Inhaltlichkeit als Selbstmöglichkeiten ihrer Wirklichkeiten sind ebenso unverständlich für den Geist wie greulich für das Ohr.*

Selbst die Guten sind bei uns nicht frei von dieser Verwolkung eines festen Gedankens. Bölsche spricht von dem Kritiker Fontane und will etwa sagen: Er war für mich nicht mehr der Verkörperer oder Vertreter einer mir unerfreulichen Macht, sagt aber dies: *Er war*

für mich nicht mehr der Typus eines mir unsympathischen Machtprinzips. Was ist ein Machtprinzip, und was ist der Typus eines Machtprinzips? Ich bekomme höchstens eine ganz verschwommene Ahnung, kein deutliches Bild. Ich schätze Bölsche, kann aber nicht umhin, Schopenhauers Ärger zu teilen über die Köpfe, die sich mit einem Helldunkel begnügen, ‚in welchem sich zu beruhigen sie gern nach Worten greifen, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen.' Dabei ist Bölsche im Hauptberuf darstellender Naturforscher, hat also die Pflicht, seine Leser etwas sehen und fühlen zu lassen.

Die meisten Bücher von Rudolf Gneist sind wegen ihrer ganz unsinnlichen Sprache nur halbverständlich, kaum lesbar; mit ihrem schnellen Versinken sind sie ein überzeugendes Beispiel, wie selbst die inhaltlich wertvollsten Schriften dauernd nur durch den Stil über den Abgrund der Vergessenheit hinweggetragen werden können. — Ein Gegenbeispiel ist Wilhelm von Humboldts berühmte und, was mehr ist, noch heute gelesene Schrift ‚Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen', ein künstlerisch feines Gemisch aus Begriffs- und Sinnensprache.

Unter den vielgenannten Männern der neueren Wissenschaft war Karl Lamprecht der dunstigste, besonders in den letzten Bänden seiner ‚Deutschen Geschichte'; an welchen andern Gebrechen sein Stil leidet, wird weiterhin zu untersuchen sein. Unsichtbar, blutlos, dabei wortreich bis zum breitesten Geschwöge und, selbstverständlich, unerträglich fremdwörterisch: so kann sein Stil aufmerksamen Lesern, die sich nicht durch Wortdunst benebeln lassen, als abschreckendes Muster die besten Dienste leisten. Sein ganzes reiches Lebenswerk versinkt vor unsern Augen schon jetzt, wenige Jahre nach seinem Tode.

Über den Menschen des 16. Jahrhunderts heißt es bei Lamprecht: *Er war isoliert selbständig; es wurde nicht vornehmlich an seine Auswirkung hinein in die Umwelt im Sinne der Betätigung eines lebendigen Subjektes gegenüber dem Objekte der Erscheinungen im Natur- und vor allem im menschlichen Dasein gedacht.* Jetzt kennt man den Menschen des 16. Jahrhunderts ganz genau. — Vom Seelenleben jener Zeit schreibt Lamprecht:

> Daß es nicht als eine Reihenfolge von aktuellen Vorgängen und die Seele selbst als Trägerin einer solchen Aktualität gegenwärtiger wie festgehaltener vergangener und geahnter zukünftiger Begriffe wurde, sondern als ein in sich abgezirkelter Vorgang auf der Grundlage der Vorstellung von einem ständigen innerlichen Sichgleichbleiben der seelischen Auswirkung.

Hat man eine Weile Lamprecht gelesen, so muß man nach Schopenhauer als einem der Nothelfer unsers Stilelends greifen und sich aus ihm Trost erlesen:

> Was die Schreiberei unserer Philosophaster so überaus gedankenarm und dadurch marternd langweilig macht, ist zwar im letzten Grunde die Armut ihres Geistes, zunächst aber dieses, daß ihr Vortrag sich durchgängig in höchst abstrakten, allgemeinen und überaus weiten Begriffen bewegt, dabei auch meistens nur in unbestimmten, schwankenden, verblasenen Ausdrücken einherschreitet. Zu diesem aerobatischen (luftwandlerischen) Gange sind sie aber genötigt, weil sie sich hüten müssen, die Erde zu berühren, als wo sie, auf das Reelle, Bestimmte, Einzelne und Klare stoßend, lauter gefährliche Klippen antreffen würden, an denen ihre Wortdreimaster scheitern könnten.

Gute Trösterdienste leistet auch Lassalles Schrift über Julian Schmidt. Darin nennt er jenen Wortmacherstil kurz aber deutlich ‚Bimbam' und schreibt von ihm:

> Sie haben sich aus den Schriften der Denker und Gelehrten einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit deren Hilfe sich eine eigene Art von gespreizter ‚Bildungssprache' erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine kaleidoskopartige durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen.

Vor allem aber lese man unsre großen Schriftsteller, deren Größe nicht zum mindesten darin liegt, daß sie nur schrieben, was in klaren festen Bildern vor ihrem innern Auge stand: Lessing, Goethe, Schiller. Gibt es einen scheinbar unsichtigeren Gegenstand als die Erziehung des Menschengeschlechts? Nun lese man Lessings Abhandlung mit diesem Titel und genieße bewunderungsvoll die strahlende Helle jedes Satzes, ja jedes Wortes! Wer zu solchen Stilübungen Gabe und Lust verspürt, der übersetze z. B. den Satz Lessings:

Warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?, dieſen höchſt ſinnfälligen Ausdruck für den rein gedanklichen Begriff der Seelenwanderung, in die Sprache Hegels, Schellings, Julian Schmidts, Lamprechts! Er braucht keinen Nachſpott zu beabſichtigen, er kommt von ſelbſt zuſtande. Leſſing verſtand das Allerunſichtigſte ſichtbar zu machen, weil er vor dem Niederſchreiben den Gedanken bis zu deſſen äußerſten Grenzen durchdacht und ſich mit höchſter ſinnlicher Deutlichkeit zu eigen gemacht hatte. Er veranſchaulichte ſogar das Nichts, indem er von deſſen ‚unfruchtbaren Lenden‘ ſprach, und erwiderte einem der papiernen Gegner, Goeze, der Leſſings Sinnfälligkeit benörgelt hatte: ‚Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß den kalten ſymboliſchen Ideen auf irgendeine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchade?‘

Der Abſtrakte ſchreibt: ‚Er war voll und ganz eine königliche Individualität‘; Shakeſpeare läßt Lear ſich hoch aufrichten: ‚Jeder Zoll ein König!‘ — Dem abſtrakten Rechtslehrer wäre das Haus: die Umgrenzung der Wirkung der Polizeiverwaltung; die engliſche Lebensſprache ſagt: ‚Mein Haus iſt meine Burg.‘ — Ein gelehrter Kriegsgeſchichtſchreiber würde ſich ausdrücken: ‚Durch die Schußwirkungen war eine Verminderung der Entfernung eingetreten‘; Moltke ſchreibt von einer Brigade, ſie habe ſich an den Pachthof ‚herangeſchoſſen‘. — Der Abſtrakte ſagt: ‚Nimmt die Lage eine ernſte Wendung —‘; der Sinnenmenſch: ‚Wenn Hart auf Hart kommt —‘.

Feindſchaft herrſchte von jeher in Deutſchland zwiſchen den ſichtigen und den unſichtigen Schreibern. Der Konkrete und der Abſtrakte, wie man meiſt mit überflüſſiger Gelehrttuerei ſo einfache Dinge benennt, haſſen einander, wie das Leben den Tod, wie der Tod das Leben haßt. Der Dunſtſchreiber ſchimpft den Sinnenſchreiber ‚Literat‘ oder ‚Feuilletoniſt‘, was auf Deutſch beſagt: Du kannſt ſo ſchreiben, daß man dich verſteht und gern lieſt; der Konkrete ſagt zum Abſtrakten: ‚Du biſt nicht Leben, ſondern Leder; du gibſt nicht Speiſe, ſondern Stroh, nicht Menſchenſeele, ſondern Papier, wirſt alſo weder verſtanden noch geleſen. Der ſichtige Stil kann flach ſein, wenn der Schreiber flach iſt; aber er iſt ehrlich, gaukelt keine Tiefe vor. Der unſichtige Stil erweckt faſt immer den Verdacht, daß der Nebeldunſt eine nichtvorhandene ungeheure Wiſſenswelt, der trübende Schleier ein ſcheinbar abgrundtiefes Gedankenmeer ahnen laſſen ſoll. Wie greifbar ſinnenhaft ſind Goethes naturwiſſenſchaftliche Arbeiten; wie ſichtbar Schillers ſchwierigſte philoſophiſche oder künſtleriſche Unterſuchungen. Man leſe z. B. in Goethes Aufſatz ‚Natur‘, einem ſeiner herrlichſten Proſaſtücke, dieſe Sätze, die den Bildern eines großen Malers gleichen:

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und verſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknüpft. Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Sie ſollen nur laufen; die Bahn kennt ſie.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſich verſchlingen. Sie hat alles iſoliert, um alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben der Mühe ſchadlos.

Oder man vergleiche Schillers Aufſatz ‚Anmut und Würde‘ mit Thodes wolkig verblaſenem Wortdunſt und mit dem Mengſeldeutſch ſo vieler andrer Kunſtſchreiber unſrer Zeit.

Es gibt allerdings auch eine falſche Anſchaulichkeit, wir werden ſie in dem Abſchnitt ‚Bilderei‘ (S. 444) näher betrachten. Es gibt das modiſche, den franzöſiſchen Symboliſten nachgeahmte Scheinverſinnlichen des Unſinnlichen durch Mittelchen, die jeder handhaben kann: man läßt irgendeinen Begriff nach der Reihe alle erdenkbare menſchliche oder tieriſche Handlungen vornehmen. Der Erzähler Gyſä iſt zur Zeit der Meiſter dieſer Spielerei:

bei ihm gibt es z. B. eine Stille, die sich je nachdem schlängelt, kriecht, sich zusammenballt, lichtet usw. (vgl. S. 447). — Sodann erfreuen wir uns der gelehrten Prosaschreiber, die durchaus Dichter sein möchten und dies durch versiegene Bilderei bewirken wollen. Karl Borinski schreibt z. B.: *Wir dünken uns heute sehr fortgeschritten und entwickelt. Unser Frack fühlt sich der Toga, dem Staatskleid der alten Römer, unendlich überlegen.* Gute Dichtung ist dies nicht, es ist nur schlechte Prosa. — Endlich gibt es in unsrer Alltagsprache eine Menge toter Wortklumpen, die ursprünglich sinnfällig wirken mochten, aber längst zu Formeln erstarrt sind: ins Leben treten, in die Erscheinung treten, in die Wege leiten, auf der Bildfläche erscheinen — drei, vier Wörter statt eines einzigen, also bloße Wortmacherei. Der Kanzleistil ist besonders reich daran, und die Zeitungssprache wetteifert erfolgreich mit ihm.

*

Nach dem Grade der Willigkeit und der Ausdauer steigern sich die drei Arten, Gedanken aufzunehmen, in dieser Reihenfolge: Lesen, Hören, Sehen. Lesen und Hören können bald einschläfernd wirken, Sehen erst nach längerer Zeit. Nur der Prosaschreiber, der gleich dem Dichter uns sehen macht, erzwingt sich unser Aufmerken. Dies wußten schon die klugen Alten: Quintilian preist die Kunst, die Dinge so auszusprechen, *ut cerni videantur* (daß man sie zu sehen meint). Lessing forderte die Sichtbarkeit sogar für den wissenschaftlichen Stil: ‚Was meine Art zu streiten anbelangt . . . ., ich suche allerdings durch die Phantasie auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden. Wer hiervon nichts weiß, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen.‘ Es gibt kaum zwei aufeinander folgende längere Sätze in Lessings wissenschaftlichen Schriften ohne ein Bild, und wo kein fertiges Bild, da enthalten seine nachdrücklichsten Worte Bildstoff. Was Vischer in seiner Ästhetik von der Aufgabe des Dichters sagt, gilt fast mit gleicher Notwendigkeit vom Prosakünstler: ‚Dafür zu sorgen, daß das Wort dem Hörer nicht mechanisches, totes Zeichen bleibe; er muß ihn zwingen, zu sehen und selbständig Belebtes, Lebendiges zu sehen.‘

Wo ich nur lese, nur höre, niemals sehe, da glaube ich nicht, ja da verweile ich nicht einmal, und was ist der Schreiber wert, der mich nicht vor allem zwingt, bei ihm zu verweilen? Ursprünglich war alle Menschensprache Bildsprache: sie gab durch die Lautmittel der Rede die Dinge selbst, und Tausende von Einzelwörtern oder Wendungen in allen alten und neuen Sprachen zeugen für jenen Urzustand menschlichen Ausdrucks. Fürs Deutsche hat Hermann Schrader in seinem lesenswerten Buche ‚Der Bilderschmuck der deutschen Sprache‘ eine sehr reiche und doch nicht vollständige Sammlung geliefert. Goethe, der Augenmensch vor allen andern, besaß die Zauberkraft, uns die ganze Welt hinter den Worten schauen zu lassen; ‚er gibt immer ein Ding statt eines Wortes‘, heißt es überaus fein bei Emerson. Die philosophischen Schriftsteller, besonders die deutschen, halten sich für vornehmer als alle andern, weil sie sich von aller Sinnenwelt durch einen möglichst abstrakten Stil abstrahieren, d. h. abziehen. Dies ist keine Vornehmheit des Stils, sondern die künstlerische Unfähigkeit des Schreibers, mit sichern Füßen im Wirklichen stehend sich sprachlich über alle Welten hinauszuschwingen, in alle Abgründe des Gedankens niederzutauchen. ‚Die ganze Welt der Reflexion, heißt es bei Schopenhauer, ruht und wurzelt auf der anschaulichen Welt. Alle letzte, das heißt ursprüngliche Evidenz ist eine anschauliche.‘

Wie unsinnlich, wie unwirklich die deutsche philosophische Schriftstellerei werden kann, lesen wir in einem köstlichen Briefe Fichtes an Schiller; darin wirft der nichtssehende Philosoph dem allessehenden Dichter vor: ‚Sie setzen die Popularität in ihren unermeßlichen Vorrat von Bildern, die Sie statt des abstrakten Begriffes setzen . . . Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen; ich muß alles erst übersetzen, ehe ich es verstehe‘, d. h. aus der Wirklichkeit in die Unwirklichkeit, aus dem Gesehenen ins Gedachte. Wie schade, daß Schopenhauer diesen Bekenntnisbrief Fichtes nicht gekannt hat. Von den Schriftstellern wie Fichte, den augenlosen, den phantasielosen, die immer nur in sich selbst hinein, niemals in die Seele des

Lesers blicken, rühren die unzähligen Aufsätze und Bücher, die uns nichts lehren, weil sie uns nichts sehen machen; die Beschreibungen von Maschinen die wir nicht begreifen, von Einrichtungen die uns beschriebenes Papier bleiben, die Literaturgeschichten ohne Proben. Über das in Gortys auf Kreta vor einem Menschenalter ausgegrabene altgriechische Gesetzbuch stand seiner Zeit in der Deutschen Rundschau ein langer Aufsatz ohne eine einzige zusammenhängende Probe der Inschrift!

Von den augenlosen Schreibern haben wir eine augenlose Sprache, die aus einem Ding einen Begriff macht, aus der Kurbel eine Drehvorrichtung, aus der Pumpe einen Schöpfapparat, aus dem Wasserfall die hydraulische Energie. Der Prosameister begnügt sich nicht einmal mit dem Eindruck aufs Auge; hören sollen wir auf sein Gebot, schmecken, riechen, fühlen mit allen Tastnerven unsers Leibes. Wir Schreiber können nicht alle wie Goethe mit Worten zaubern; wer sich jedoch dieses größte Vorbild nicht ein einzigmal, und wär's im Traum, zum Ziele setzt, der erreicht auch nicht die erste Staffel zum Kunststil der Prosa. Goethe läßt uns Mignon zuerst nur sehn; aber wie? in belebender Bewegung:

Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Philine bekommen wir nicht bloß zu sehn, wir hören sie, und im weitern Verlauf der Darstellung empfangen auch die andern Sinne ihr Teil:

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegengetreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehen gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

Dann riechen wir ihren Blumenstrauß, schmecken ihre gebrannten Mandeln, fühlen, wie Wilhelm Meister, ihre Knie, Strauß und Busen, hören sie endlich singend die Treppe hinunterklappern'. — Oder man genieße die jedes Wort mit Lebensblut durchtränkende Augenhaftigkeit der Verse im Faust: *Und dein Herz, Aus Aschenruh' Zu Flammenqualen Wieder aufgeschaffen, Bebt auf!*

Ein Meisterstück sinnenhafter Sprache ist die erste Seite von Immermanns Oberhof; da nicht darauf zu rechnen ist, daß jeder Leser sie im Augenblick zur Hand hat, so stehe sie, gewiß zur Zierde dieses Buches, bequemer hier:

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtsam in ein Feuer, welches zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitze einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfelles zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung festigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rotglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer glutrötliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gelonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein par Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Ja, ſo war's, genau ſo muß der Dichter alles dies mit ſeines Geiſtes Augen geſehen haben; und weil er's geſehen, vollbringt er das Kunſtwerk, es uns wie gegenwärtigſte Handlung miterleben zu laſſen. Alle Mittel des Sichtbarmachens, die großen wie die kleinen, beherrſcht Immermann in dieſem klaſſiſchen Stück Proſa. Sein Hauptmittel aber iſt die durch das Zeitwort in ununterbrochnem Schwung erhaltene Bewegung. Es gibt wenig Seiten in unſrer großen Proſa mit einem ſo drangvollen Reichtum an Wörtern hurtigrüſtiger Tätigkeit. Der anſchauliche Stil ruht, ſichrer als auf dem Hauptwort, weit ſichrer als auf dem Beiwort, auf den Eckpfeilern des Zeitwortes. Sehen iſt gut, Sehen gibt Umriß, Licht und Schatten, Farben und Körper; erſt das Zeitwort haucht den Geſichten den lebendigen Odem ein, ſetzt die Dinge, mit ihnen den Leſer, in Bewegung. Umfaſſende Zählungen müßten ergeben — der Verfaſſer hat nur kleinere, doch für den Zweck genügende vorgenommen —, daß bei den unſichtigen, den abſtrakten Dunſtſchreibern ſich die Haupt- und Eigenſchaftswörter in viel größerer Menge finden als bei den augenhaften Schriftſtellern, die nur Geſchautes niederſchreiben. Umgekehrt führt bei dieſen das Zeitwort die Herrſchaft, und hierdurch wird noch ein wichtiger andrer Vorrang vor den Abſtrakten gewonnen: die Sätze des Sinnenhaften werden kürzer, ihr Gang ſchneller, Herzſchlag und Puls durchbeben ſeine Rede. Erlernen läßt ſich dies ſo wenig, wie ſich der Gang des Menſchen umlernen läßt. Doch Zehntauſende gibt es, deren Stil durch die Verbildung eines Menſchenlebens auf Stelzen ſtatt auf Beinen geht, im Wolkendunſt ſtatt auf der feſtgegründeten Erde wandelt. Solchen durchs Verbilden unnatürlich gewordenen Stil kann man ablegen; denn ſehen kann ein jeder und es durch ſtrenge Selbſtzucht dahin bringen, nur das mit Augen des Leibes oder des Geiſtes Geſchaute auszuſprechen. In Wahrheit denkt ja kein Menſch aus Fleiſch und Bein überwiegend oder ausſchließlich in Begriffen. Auch der Abſtrakte ſieht beim Denken Innenbilder; nur ſpannt ſich in ſeiner Schreiberſeele keine Brücke zwiſchen Bildgedanken und Bildwort. Dichte graue Spinngewebe verhüllen ihm beim Schreiben die Lebensbilder; dieſe verdunſten ihm zu Schatten, wie Odyſſeus ſie in der Unterwelt unbeſtimmt, hin und her ſchwankend erblickt, und der blutloſe Stil des abſtrakten Schreibers vermag nicht die Schatten durch den Bluttrank des Lebens zum Sprechen zu bringen.

Der Abſtrakte ſchreibt z. B.: ‚Die Menſchheit bewahrt bis zum letzten Augenblick Hoffnungen, die ſich nie erfüllen', und iſt ſtolz auf dieſen verſtändigen, richtig gebauten Satz. Ja, höchſt verſtändig iſt er, nur ſieht der Leſer nichts dabei, und da er keine ganz neue Wahrheit hört, ſondern nur eine altbekannte in unſichtiger Sprache, ſo hat er ſie in der nächſten Minute vergeſſen. Nun aber kommt ein Meiſter der Proſakunſt über jenen beinah platten Satz und ſehenden Auges geſtaltet er ihn um: *Der Mensch schreitet dem Grabe zu mit der nachschleppenden langen Kette seiner getäuschten Hoffnungen.* So ſteht der Satz bei dem franzöſiſchen Proſakünſtler Boſſuet; und einem noch Größern gelänge es wohl, auch die Hoffnungen zu verſinnlichen. *Die Hoffnung fuhr wie ein leuchtender Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg* (Goethe, Wahlverwandtſchaften). Man achte auf den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der abſtrakten Menſchheit und dem ſichtbaren Menſchen. ‚Es gibt keine Menſchheit', ſo eiferte Goethe einſt gegen einen gelehrten Abſtrakten, ‚es gibt nur den einzelnen Menſchen'. Zweitauſend Jahre vor ihm hatte Ariſtoteles gelehrt: ‚Ein Einzelner iſt ſinnenhafter und künſtleriſcher als Arten und Geſchlechter.' Für die Proſa gilt dasſelbe große Stilgeſetz.

Was verzeihen wir nicht dem Schreiber, der geſehen hatte, bevor er ſchrieb! Es gibt grüne Bäume, es gibt für die Phantaſie goldne Bäume, es gibt aber keinen Baum, der zugleich grün und golden iſt. Und dennoch empfinden wir Goethes Verſe ‚Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie Und grün des Lebens goldner Baum' als vollkommen echt: ſo, grade ſo hatte Goethe den grünen, den goldnen Baum des Lebens geſchaut.

Der Wirkliche Geheime Abſtrakte am preußiſchen Miniſtertiſch würde der Fortſchrittspartei in einem wohlgebauten Satze vorgeworfen haben: ‚Ihre Beſtrebungen ſind nur eine Vorbereitung für die Entwicklung der ſozialiſtiſchen Bewegung.' Der die Ge-

danken und Worte aus der Sinnenwelt ſchöpfende Bismarck nennt die Fortſchrittspartei ‚eine ſehr gute Vorfrucht des Sozialismus‘, und alſogleich ſehen wir einen Acker, ſehen wir die Saat ſtreuen, die Halme ſprießen, die Ähren reifen. Jener Satz eines Abſtrakten wäre längſt wie Spreu verweht; Bismarcks Bildſatz, 1878 geſprochen, wird immer wieder aufgefriſcht zu immer neuem Verdruſſe der, mit Recht oder mit Unrecht, geſcholtenen Partei.

*

‚Wir können aber nicht wie Leſſing, wie Goethe, wie Immermann, wie Bismarck ſchreiben; wozu alſo dieſe unnachahmbaren, unerreichbaren Größten und Großen uns als Muſter vorrücken?‘ Wahrſcheinlich kann nicht einer von den Zehntauſenden, die ich mir zu Leſern wünſche, annähernd wie Leſſing, Goethe, Immermann, Bismarck Proſa ſchreiben, ſo wenig wie ich, und von keinem wird dies gefordert. Sehen aber könnt ihr alle, hierin ſeid ihr den Größten gleich: ſo habet den Mut, habet die blanke Redlichkeit, das zu ſagen, und nur das, was ihr geſehen, und ihr werdet, wenn nicht in der Kunſt, doch in etwas ſehr Koſtbarem auf gleichem Boden neben den Größten ſtehn: auf dem der Wahrhaftigkeit enrer Rede.

Siebenter Abſchnitt.

Das Beiwort.

Beiwörter ſind dichteriſche Hauptwörter. (Novalis.)
Nisi aliquid efficitur, redundat. (Quintilian.)

Die Proſa iſt, oder ſollte ſein, eine der ſchönen Künſte. Eines der oberſten Geſetze für jede Kunſt lautet: Du ſollſt deine größten Werke mit den geringſten Mitteln ſchaffen; dieſes Geſetz gilt auch für die Stilfrage des Beiwortes (Eigenſchaftswortes, Adjektivs). Cicero gebraucht das Beiwort in zahlloſen Fällen als äußerlichen Schmuck, zum ‚Abrunden‘ des Satzes, zum Steigern des Klanges, und ihm folgend, Jahrhunderte hindurch, hat man in alter und neuer Zeit, bei uns bis tief ins 18. Jahrhundert, mit dem Beiwort den Unfug der Schmückerei getrieben. Der nüchterne und doch ſo geſchmackvolle Stilforſcher Quintilian hat anders darüber gedacht; wie, das zeigt ſein Satz über dieſem Abſchnitt: ‚Wird durch das Beiwort nichts bewirkt, ſo iſt es überflüſſig.‘ Sehr einfach, aber, wie alles Einfache, nicht leicht zu finden. Das *Epitheton ornans*, das bloß ſchmückende Beiwort, iſt vielleicht ein Schmuck für den Schmock des Stils; dem Stilkünſtler iſt es ein Greul, etwa ſo wie dem Bildner der überladene Schmuckſtil der Rokoko-Puppen. Ariſtoteles berichtet in ſeiner ‚Rednerkunſt‘, in des Alkidamas Reden hätten die Beiwörter nicht bloß eine Würze (ἡδυσμα), ſondern die Hauptkoſt (ἐδεσμα) gebildet; danach wäre Alkidamas ein eitler blumiger Schwätzer geweſen — zur Beſtätigung des Satzes, daß der Stil der Menſch ſelber iſt. Die Nährkoſt der Rede beſteht in den Haupt- und Zeitwörtern; ſie ſind Brot und Fleiſch, die Beiwörter nur Würze und Beiguß. Auch dieſe können einen gar feinen Geſchmack im Munde erzeugen und hinterlaſſen, miſſen wollen wir ſie nicht; zum Sattwerden aber brauchen wir nahrhaftere Dinge, und wer uns mit dem Beiwerk ſeiner Kunſt abſpeiſen will, den halten wir für einen unredlichen Sudelkoch.

In den ſtaatlich und dichteriſch flauen Jahrzehnten des deutſchen 19. Jahrhunderts bewunderten die urteilsloſen Leſer die geſchmackloſen Schreiber der blumengeſchmückten Rede als glänzende Stilmeiſter. Das Schreien in allen grellen Farben, das Funkeln in allen Glitzlichtern unreinen Glaſes, das Begraben eines dünnen Wortkernes unter dem Rauſchgold und Flitterkram gehäufter Beiwörter: das war der ſchöne, der glänzende Stil. ‚Wahrheit allein gibt echten Glanz!‘ hatte Leſſing hundert Jahre zuvor gelehrt; aber wer von jenen Blumenſchreibern kümmerte ſich um Leſſing? Unwahr wie die Zeit und die Menſchen war ihr Stil; denn unwahr, es paßt kein milderes Wort, iſt jeder Schmuck, der an ſich nichts wert, der eben nur ſchmücken ſoll. Die Franzoſen haben einen kräftigen Ausſpruch über das Beiwort: *L'adjectif est l'ennemi du substantif* (das Bei-

wort ist der Feind des Hauptwortes). Vielleicht rührt es her von Voltaire, dem sparsamen Künstler des Beiwortes. Es soll bedeuten: das überflüssige Beiwort stärkt das Hauptwort nicht, sondern schwächt es, wie ja für den Stil der durchgreifende Satz gilt: Was nicht nützt, schadet. Doch jener Spruch trifft noch nicht in den Mittelpunkt der Frage; das Beiwort ist nicht nur der Feind des Hauptwortes, es ist eines der Erkennungszeichen des guten und des schlechten Schreibers. Jedes Beiwort besagt: das Hauptwort, bei dem ich stehe, reicht allein nicht hin auszudrücken, was der Schreiber gesehen und gedacht, ich muß helfen. Solche Hilfe ist manchmal, ist häufig unentbehrlich; denn unsre Sprache, wie alle Weltsprachen, vermag nicht durch ein Begriffswort den Begriff in allen seinen Abschattungen auszudrücken. Es gibt Sprachen unliterarischer Völker, die dies in viel höherem Grade vermögen; in ihnen ist die Zahl der Beiwörter geringer als in den feiner durchgebildeten Sprachen. Indessen der Schreiber, der immerfort nach Hilfen für seine Hauptwörter greift, beweist, daß es ihm an Denk- und Sprachkraft gebricht: er hat seinen Gegenstand nicht scharf genug geschaut, oder ihm fehlt eine genügende Kenntnis des Wortschatzes. — Bis zu gewissem Grade gilt das hier vom überflüssigen Beiwort zum Hauptwort Gesagte auch vom Umstandswort zum Zeitwort. Wer immer nur schreibt: schnell gehen, langsam gehen, stürmisch gehen, leise gehen usw., dem sind die Zeitwörter eilen, hasten, laufen, fliegen, rennen, hopsen, humpeln, schleichen, stürmen, schweben, gleiten usw. nicht geläufig. Er kennt sie, aber sie fallen ihm nicht zur rechten Zeit ein.

Den ganz großen Schriftsteller wie den bescheidenen Schreiber mit gutem Stil erkennt man schon an seiner Sparsamkeit mit Beiwörtern. Beide lassen sich ihr Stilgesetz von der Wahrhaftigkeit vorschreiben, die gebietet: Setze kein Wort, dessen Notwendigkeit du nicht empfunden hast. Notwendig aber ist einzig das Wort, das der vollkommnen Übertragung der Gedanken und Gefühle des Schreibers auf den Leser dient. Der sonst ziemlich strenge Quintilian ist nachsichtig gegen die Dichter, die von ‚weißen Zähnen' lund ‚feuchten Weinen' sprechen; dem Prosaiker verbietet er dergleichen. Ganz ähnlich erlaubt Aristoteles den Dichtern, verbietet er den Prosaikern die ‚weiße Milch'. Schwerlich mit Recht, denn alle Grundgesetze des Stiles gelten für Poesie und Prosa mit gleicher Strenge, und wären ‚weiße Zähne' wirklich nur eine Überflüssigkeit, so dürfte auch der Dichter so nicht schreiben. Weiße Zähne sind aber durchaus nicht immer eine Überflüssigkeit, stehen jedenfalls nicht in gleicher Reihe mit dem ‚weißen Schimmel': es gibt Fälle, wo grade die schimmernde Weiße der Zähne, nicht die Zahnreihe selbst, die Hauptsache ist. Überdies gibt es Zähne von so mancherlei Farben, daß die besonders weißen gar wohl als solche eine Rolle für den möglichst anschaulichen Ausdruck spielen können. Ebenso steht es mit der dunklen Nacht, dem hellen Tag, dem blauen Himmel, selbst mit der grünen Wiese. Ja sogar der weiße Schimmel läßt sich rechtfertigen: es gibt mehr als zehn Schimmelfarben. In allen diesen Fällen entscheidet die Wahrheit oder Unwahrheit der Empfindung dessen, der schreibt. ‚Da lag sie nun in ihrem weißen Kleidchen auf der grünen Wiese': warum nicht, wenn es dem Schreiber vornehmlich auf den Farbengegensatz zwischen Weiß und Grün ankommt, und dieser Gegensatz zu seinem Zwecke notwendig ist? Ganz abgesehen davon, daß nicht alle Wiesen Grün zum Hauptton haben. Besäßen wir eigne Wörter für grüne Wiese, Blumenwiese, bunte Wiese, kleerote, kleeweiße Wiese usw., so brauchte kein Schreiber in den Farbentopf der Beiwörter zu greifen. Ähnlich steht es mit dem weißen Schnee, dem kühlen Grabe, dem tiefen Meer, dem gelben Korn und noch manchen andern scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die unter der Hand des Künstlers zu Notwendigkeiten werden können. Anders ausgedrückt: jedes Beiwort, das nicht ein selbst dem passendsten Hauptwort fehlendes, aber wirksames, ja notwendiges Farbentüpfchen hinzumalt, ist eine Sünde gegen die Grundgesetze von der Zweckmäßigkeit und Wahrheit des Stiles. Goethe läßt seinen Werther in dem Abschiedsbrief an Lotte schreiben: *Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen.* Nichts von leuchtenden, strahlenden, glänzenden Sternen; nichts vom ungeheuren, bedeutungsvollen, nördlichen Wagen, denn auf all dies kommt es dem Sterbenden nicht

an; nur auf das Sternbild, zu dem er so oft der Geliebten gedenkend emporgeblickt. — Dann aber in den Schlußsätzen: *Diese blaßrote Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum ersten Mal unter deinen Kindern fand* . . . Die Schleife liegt ja in dem Briefe, Lotte wird sie sehen, wozu also die blaßrote Schleife? Aber in diesem eigenfarbigen Schmuck hat Werther Lotten zuerst gesehn; so oft er sich ihr Bild hervorruft, ist die Schleife da: so gehört denn sie samt ihrer Farbe notwendig zu den letzten irdischen Gesichten des Unglücklichen.

Je kräftig sinnlicher das Hauptwort, desto entbehrlicher das Beiwort; je erhabener Stoff und Stil, desto spärlicher das Beiwort. Der zweite Satz wird durch den ersten erklärt: der Schreiber des Erhabenen wählt die wirksamsten Worte, und diese sind zugleich die mit den reichsten Eigenfarben. Man zähle die Beiwörter im ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte! Man zähle sie in den Berichten der Evangelienschreiber über Jesu Tod! In dem Aufruf ‚An mein Volk' von 1813, in den Siegesdrahtungen des Königs Wilhelm aus Frankreich, in der Reichstagsrede Bismarcks auf seinen abgeschiedenen kaiserlichen Herrn! In dem Maße, wie sich die Menschenrede über das Kleine des Alltags erhebt, streift sie alles ab, was Schmuck heißt, aber nur entbehrliches Beiwerk ist. Zwei der größten neueren Lehrer und Meister des Stils, die Romandichter Flaubert und Edmond de Goncourt, stimmten überein, daß man den Künstler der Prosa am Beiwort erkenne; beiden war die Wahl des richtigen, das Streichen des überflüssigen Beiwortes oft die Arbeit von Tagen, die Qual von Nächten. Und von Jean Paul, der in seinen eignen Romanen leider so wenig die weisen Lehren seiner ‚Ästhetik' übte, rührt das Wort her: ‚Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius.' Vielleicht ein wenig übertrieben; denn man braucht nicht grade ein Genius zu sein, braucht nur aus allen Kräften seinen Gegenstand zu packen, zu sehen, um das rechte, das sinnliche Beiwort als ehrliche Frucht ehrlicher Arbeit zu pflücken.

Was nützt z. B. den ‚modernen' und ‚modernsten' Wortfarbenreibern und -mischern ihre buntschillernde Palette? Homer hatte keine sieben Wörter für die Farben am Himmel, auf Erden, im Meer, und doch sehen wir alles, was er gemalt, nach dreitausend Jahren noch in blühender Lebensfrische glänzen. Daß der Sehnerv Homers, der Griechen überhaupt, weniger Farben unterschieden habe als der unsrige, ist undenkbar; sie hielten es nur nicht für nötig, für jede Zwischenfarbe ein eignes Wort zu bilden, sondern verließen sich auf die Farbenphantasie des Lesers, der denn auch beim ‚weinfarbenen Meer' alles sieht, was für den dichterischen Eindruck nötig ist. Die stehenden Beiwörter Homers: der helmumflatterte Hektor, der wolkensammelnde Zeus, der ferntreffende Apollo, der listenreiche Odysseus, der schnellfüßige Achilleus, waren nicht als Schmuck beabsichtigt, wie ja schon ihre regelmäßige Wiederkehr beweist. Der Dichter der Homerischen Gesänge kannte das Gesetz vom Reize des Wechsels so gut wie irgendein bewußterer Dichter späterer Zeiten. Seine stehenden Beiwörter sind Namensformeln, vergleichbar unsern Vornamen zu den Familiennamen. Als *Epitheta ornantia* (Schmuckbeiwörter) wären sie ebenso langweilig wie unkünstlerisch.

Sicher ist dies: die Sparsamkeit mit Beiwörtern kann niemals zu einem so empfindlichen Stilfehler werden, wie schon eine bescheidene Freigebigkeit. Noch nie wurde ein Dichterwerk wegen seines Reichtums an Beiwörtern, selbst an schönen gerühmt; wohl aber gibt es vollendet schöne Dichtungen ohne alle Beiwörter. In Goethes ‚Über allen Gipfeln ist Ruh' steht keins, es fehlt sogar in dem 20 Zeilen langen Gedicht ‚Rastlose Liebe': der stürmische Schritt duldet keins. In dem Liede ‚Der du von dem Himmel bist' steht ein einziges, am Schluß, mit außerordentlicher Wirkung. Es gibt keine schmucklosere Lyrik als Goethes.

Wilhelm Schlegel kennt als Regel für das Beiwort nur ‚Weise Sparsamkeit und gefällige Verteilung' und vermindert durch die drei letzten Worte den Wert der zwei ersten. Nichts da von Gefällig und nichts von Verteilung, — damit wären wir ja wieder beim gefällig verteilten Schmuck. Einzig die Zweckmäßigkeit, also die Notwendigkeit,

entscheidet; was sie erzeugt, wird allemal gefällig und wohlverteilt sein. Ja schon ‚weise Sparsamkeit' ist ein noch zu mildes Gesetz; strengster Geiz ist besser. Wie heilsam wäre er z. B. für Lenau gewesen, hätte ihn verhindert, sich an Beiwörtern zu berauschen, die, so schön sie klingen, sich gegenseitig schwächen, ja totschlagen:

Weil' auf mir, du dunkles Auge, übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht.

Niemals hätte Goethe einen Vers wie den zweiten geschrieben. Nun gar Beiwortschwelgerei wie diese von A. Grün:

Unermeßlich und unendlich, glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet, altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Fast alle österreichische Dichter, Grillparzer eingeschlossen, haben zu ihrer Liebe für die Klangschönheit die Vorliebe für das gehäufte Beiwort als verhängnisvolle Zugabe bekommen. Bei Jean Paul sind Eigenschaftsklumpen von dieser Art nicht zu zählen: *Dabei hatte der Knabe ein so gläubiges, verschämtes, überzartes, frommes, gelehriges, träumerisches Wesen.*

*

Wollte man den Werdegang der Weltliteratur, oder auch nur der deutschen, an einem einzigen Stilmaßstabe messen, so, dürfte man einfach sagen: im Fortschreiten durch die Jahrhunderte häufen sich die Beiwörter. Die heutigen Schwelger in Beiwörtern erklären dies durch die ‚subtil differenzierte und raffinierte Psyche des modernen Individuums', das mehr und feiner sehe als der fossile Literaturmensch. Der Beurteiler, der sich nicht durch Worte irremachen läßt, erwidert: die Alten haben sinnenhafter empfunden, sinnenhafter gesprochen, und haben grade darum weniger Beiwörter gebraucht. Alle herrlichste Stellen in der Ilias und Odyssee, genau wie im Alten und Neuen Testament, sind bettelarm an Beiwörtern, überreich an Tiefgehalt der Haupt- und Zeitwörter. Erstaunlich arm ist das Nibelungenlied an Beiwörtern, selbst da wo es bewegtes Leben beschreibt, wie in der Jagd im Odenwald. Es gibt Dutzende von Versen hintereinander ohne ein einziges Beiwort, und je tiefer der mittelhochdeutsche Dichter gräbt, desto karger seine Sprache. Daß er die Kraft des Beiwortes gut gekannt hat, dafür zeugen die paar Stellen, wo es zu starkem Eindruck gehäuft steht, so von dem ungeheuren Steinwurf Brunhildens:

Man truoc ir zuo dem ringe einen swaeren stein,
Grôz und ungevüege, michel unde wel.

Wir sollen mit jedem neuen Beiwort die Last schwerer wuchten fühlen, — auffallend ähnlich dem homerischen βριθύ, μέγα, στιβαρόν zu gleichem Zweck.

Es gibt nicht viele so wirksame Reden an die deutsche Nation wie Luthers, z. B. die an den christlichen Adel. Man prüfe sie auf die Zahl ihrer Beiwörter: karg bis zur scheinbaren Dürftigkeit; aber welch Leben durchpulst die Sätze, wie dröhnen die Hammerschläge der Zeitwörter, wie leuchten die Farben der Hauptwörter! Auf zehn Seiten eines allermodernsten Romans, zumal von einem der Subtildifferenzierten, stehen doppelt so viele Beiwörter wie auf den sechzig der ganzen Lutherschen Flammenschrift.

Den Weg der Literatursprachen bezeichnet nicht die grade Linie; sie schwellen zu Wellenhügeln und sinken zu Wellentälern. Immer wieder folgt auf eine Zeit der Kargheit des Ausdruckes der Wortrausch: in Klopstocks Messias, mehr als in den Oden, spreizt sich das Beiwort der falschen Erhabenheit, des überflüssigen Schmuckes, der bloß rednerischen Phrase. Klopstock malt und malt, aber vor lauter Malerei sehen wir kein Bild. Von Winckelmann hätte Klopstock lernen können, wie das Erhabene, die ewige Kunst, karg und keusch im Schildern ist. *Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe*, hieß es in Winckelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke (1755), und wer sonst keinen Satz von ihm kennt, der hat von der edeln Einfalt und der stillen Größe gehört. Hier sind es die Beiwörter, die den Sieg über die Hauptwörter davon-

getragen: von Einfalt und Größe der griechischen Kunstwerke wußte man; daß aber ihre Einfalt edel, ihre Größe still sei, das hatte Winckelmann zuerst gesehen oder doch so gesagt, daß es wie zum ersten Male gesagt schien; mit Bewußtsein, denn er wiederholte später gern diese ihm so gut gefallenden Gabenworte eines gesegneten Augenblicks.

In der berühmten Beschreibung des Apoll vom Belvedere übt Winckelmann mit dem Beiwort die gebefrohe Sparsamkeit, die am rechten Orte verschwenden will. Man bedenke, daß zu jener Zeit nicht jeder Leser ein Abbild des Apollo neben sich liegen hatte, daß also Winckelmann der mangelnden Sinnlichkeit nachhelfen mußte:

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, welche der Zerstörung entgangen sind. — Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs (Wuchs), und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. — Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. — Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Öle der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen.

Lessing ist, wie alle Großen, einer der Beiwortkargen, obwohl er doch, nach Goethe, unser bildhaftester Schriftsteller ist. Sieht man von den dichterischen Werken Beider ab, prüft man nur ihre wissenschaftlichen Schriften, so trägt Lessing an bewegter Bildlichkeit den Preis über Goethe davon. Er veranschaulicht überwiegend durch Haupt- und Zeitwort; um so leuchtender sind die spärlichen Beiwörter, die er bei der geringen Sinnenhaftigkeit vieler seiner Gegenstände benötigt. Mit wie wenig Zutat kommt er z. B. in der berühmten Stelle seines 17. Literaturbriefes aus, von *Er* (Gottsched) ***hätte aus unsern alten dramatischen Stücken*** bis ***die gebahnten Wege der Alten betritt.***

*

Goethes Prosa ist begreiflicherweise reicher an Beiwörtern als seine Lyrik, weil diese, ganz Sinn und Gefühl, mehr in Dingen als in Wörtern sieht und spricht. Keine bessere Beiwörterzucht gibt es für den strebenden Leser, als Goethes schönste Gedichte einmal auf Zahl und Wert ihrer Eigenschaftswörter zu prüfen. Wenn Goethe im Werther schreibt: *Nein, ich betrüge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Teilnehmung an mir und meinem Schicksal,* so könnten die schwarzen Augen überflüssig scheinen. Sie sind es so wenig wie die blaßrote Schleife an Lottens Busen (S. 147). Werther sieht, wie jeder Liebende, nicht begriffliche Augen der Geliebten, sondern sieht sie in den Farben des Lebens, und ohne ihre Schwärze wären sie ihm weniger oder nichts. — Man prüfe den Schlußabschnitt des Werther, eine ganze Druckseite, so streng wie möglich auf Zahl und Notwendigkeit der Beiwörter: staunend wird man sich überzeugen, wie der Meister des Schreibens als eines Erlebens mit nur vier Beiwörtern ausreicht, von denen nicht eines ohne Bedeutung, ja Notwendigkeit ist. Der blaue Frack und die gelbe Weste müssen uns am Schlusse noch einmal gezeigt werden, und wie einfach sind die ‚heißesten Tränen', wenn wir an die Tränenschwelgerei des 18. Jahrhunderts denken.

Im Wilhelm Meister ist Goethe, wie überhaupt mit zunehmenden Jahren, freigebiger mit dem Beiwort; doch um wieviel sparsamer selbst da, wo höchste Bildlichkeit beabsichtigt

wird, als die allermeiſten Erzähler des letzten Menſchenalters. Nicht ein einziges Beiwort — denn das weibliche und ungewöhnlich haſtige Offizierchen zählt nicht — braucht Goethe im erſten Kapitel zur Schilderung des doch nicht gewöhnlichen Vorganges:

Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Mariannens auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber wie ſehr verwundert trat ſie zurück, als das weibliche Offizierchen, ohne auf die Liebkoſungen zu achten, ſich an ihr vorbeidrängte, mit ungewöhnlicher Haſt und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tiſch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Erſt am Schluſſe des Kapitels kommen die zwei für das Bild notwendigen Farbentöne: *Mit welchem Entzücken umſchlang er die rote Uniform, drückte er das weiße Atlasweſtchen an ſeine Brust.* Man denke ſich die beiden Farbenwörter weg, und das Bild erliſcht. — Oder man leſe in den Wahlverwandtſchaften das 13. Kapitel, die ergreifende Stelle, wo Eduards Kind ertrinkt und Ottilie zuſammenbricht, von den Worten ‚Horch! rief er aus' bis zum Schluſſe. Auf mehr als hundert Druckzeilen nur dreißig Beiwörter, von denen man höchſtens eins oder zwei anzweifeln könnte.

Im Alter wurde Goethe — wie minder ſinnenhaft, ſo beiwortreicher und überhaupt breitbehäbiger; immer jedoch, wo noch einmal in ihm der volle Blutſtrom dichteriſchen Lebens heiß emporquoll, fand er den ſtarken Sinnenton ſeiner reifen Jugendſprache. So leſe man z. B. in den Wanderjahren (3. Buch, 1. Kapitel) etwa das Stück ‚Das Geſpräch der Handwerker' bis ‚anmutig erweckt' und würdige beſonders die ſchon angeführte Stelle auf S. 31. Ebenſo prüfe man dieſe Stelle noch einmal auf ihre Beiwörter.

Gewiß kommen auch bei Goethe, wie bei jedem rechten Dichter, am rechten Ort die ſeiner ausmalenden Pinſelſtriche reichlicher vor, und nicht ſelten überfließt grade in einigen lyriſchen Stücken vom höchſten Wert ſeine Malerplatte von Farben mannigfach. Jean Paul bewunderte als Meiſterſtück die Verſe aus Goethes Proſerpina: *Wie greift's auf einmal durch die Freuden, Durch dieſe offne Wonne Mit entſetzlichen Schmerzen, Mit eiſernen Händen der Hölle durch.* Der Sonderforſcher würde Hunderte von Prachtſtellen ähnlicher und ſtärkerer Wirkung bei Goethe finden.

Schiller iſt von unſern drei Größten der an Beiwörtern reichſte; nicht wenige kommen auf Rechnung des redneriſchen Zuges in ſeiner Proſa und Dichtung. Indeſſen Schillers Reichtum beſteht nicht aus Glasperlen und Flittern; ganz überflüſſige Beiwörter ſind bei ihm ſelten, und da, wo ſie in verhältnismäßiger Menge ſtehen, helfen ſie färben oder belichten. Meiſter iſt Schiller im Beiwort des Charakterbildes, mehr als dem der Natur. Wenn er z. B. im Abfall der Niederlande die Gründe Egmonts zum Bleiben in Brüſſel erklärt: *Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Mut an kleinern Pflichten gefangen,* ſo können wir keines der drei Beiwörter miſſen. Und in dem Abſchnitt ‚Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont' weiß er die beiden grundverſchiedenen Führer ohne Verſchwendung durch gut, oft meiſterlich gewählte, faſt durchweg notwendige Beiwörter ſichtbar zu machen. Der Abſchnitt iſt ſorgſam nachzuleſen. Streiten könnte man über die Notwendigkeit des ‚magiſchen Spiegels' im letzten Abſatz; doch man ſetze dafür Zauberſpiegel, ſo wird magiſch nicht überflüſſig erſcheinen.

In einer berühmten Stillehre wird in Schillers Verſen: ‚Da tritt ein braun Bohemerweib mich an Mit dieſem Helm' ... ‚braun' ein verſchönerndes Adjektiv, ein *Epitheton ornans* genannt. Du lieber Himmel, verſchönernder Schmuck für die Zigeunerhexe! ‚Braun' iſt das Licht, durch das der ganze Auftritt erſt voll ſichtbar wird; iſt innerſte Notwendigkeit, nicht aufgeklebtes Schmuckſtück.

Mit einem breiten Sprunge über die Romantiker hinweg, die uns weiterhin mehr zur Abſchreckung dienen ſollen, zu einigen neueren Meiſtern im Sparen und Ausgeben des Beiworts. Die Stelle in Immermanns Oberhof auf S. 143 durchforſche man noch einmal auf ihre Beiwörter; ſo reich bewegt die Schilderung iſt, wie wenig ſind ihrer, und wie notwendig, wie aus dem deutlichen Innenbilde gefloſſen iſt jedes.

Als Beiwörtler iſt Heine ſehr ungleich; mehr als ſeiner Künſtlerſchaft nützlich ſtreut er oft mit der Schlegelſchen ‚gefälligen Verteilung' die beiwörtlichen ‚Brillanten' zwiſchen

seine Prosa, darunter viel Similisteine. Auf der Höhe seiner Künstlerschaft gelingen ihm gleich Goethen großartige Wirkungen durch Kargen wie Verschwenden. Nicht zu wenig, nicht zu viel Beiwörtliches enthält die Lorelei. Wundervoll wirkt die Kargheit in einem von Heines ergreifendsten Gedichten: ‚Wo wird einst des Wandermüden Letzte Ruhestätte sein?', und nicht ein Beiwort zu viel steht in dem schönen Lied auf Byrons Leichenfahrt in die Heimat:

Eine starke schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin,
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,
Mit enthlößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen,
An dem Kahn, wie Klagelaut.

Wie boshaft treffend ist das Beiwort in einem seiner Prosasätze, dem von der ‚brillanten Unwissenheit der Franzosen im Reiche der Tatsachen', so fein, daß hier sogar das Fremdwort als eine Zierde erscheint. Wie weiß er einen spinnwebenen Rationalisten zu versinnlichen *mit seinen abstrakten Beinen, mit seinem engen transzendentalgrauen Leibrock und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesicht.*

Der Österreicher Grillparzer ist nach der Art seines Stammes üppiger mit Beiwörtern, in der Prosa mehr als in den Dramen. Immerhin darf man ihn keinen Beiwörtler nennen: der strenge Künstler in ihm zügelte den läßlichen Österreicher. Wenn es im Eingang des ‚Klosters bei Sendomir' heißt:

Die Kleidung der späten Gäste bezeichnete die Fremden. Breitgedrückte, befiederte Hüte, das Elenkoller vom dunkeln Brustharnisch gedrückt, die straffanliegenden Unterkleider und hohen Stulpstiefel erlaubten nicht, sie für eingeborene Polen zu halten. Und so war es auch. Als Boten des deutschen Kaisers zogen sie, selbst Deutsche, an den Hof des kriegerischen Johann Sobiesky —

so sind alle diese Beiwörter künstlerisch geboten. — Im ‚Armen Spielmann', da wo der wunderliche Alte gezeichnet werden soll, steht gleichfalls kein Beiwort zu viel:

Endlich ein alter, leicht siebzigjähriger Mann in einem fadenscheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, sich selbst Beifall gebender Miene. Barhäuptig und kahlköpfig stand er da..., und so bearbeitete er eine alte, vielzersprungene Violine, wobei er den Takt... zugleich durch übereinstimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markierte.

Hebbel ist gradezu ein bewußter Feind des Beiwortes: ‚Leben, Situation und Charakter springen in kerniger Prosa ohne lange bauschige Adjektiva, die den Jambus so oft ausfüllen müssen, frisch und kräftig hervor.' Mit dem Jambus meint er seine Judith, doch ist auch diese trotz ihrer hochgestilten Sprache keineswegs beiwörtlich gebauscht.

Ein Kunstgenuß wird jedem Leser diese Stelle aus Kellers Grünem Heinrich sein:

Obgleich ich ... tief beschämt errötete, daß ich glaubte, die Röte meiner brennenden Wange müsse ihre weiße Schulter anglühen, an welcher sie lag: so sog ich doch Wort für Wort dieser süßesten Schmeichelei begierig ein, und meine Augen ruhten dabei auf der Höhe der Brust, welche still und rein aus dem frischen Linnen emporstieg und in unmittelbarster Nähe vor meinem Blick glänzte wie die ewige Heimat des Glücks. Judith wußte nicht, oder wenigstens nicht recht, daß es jetzt an ihrer eigenen Brust still und klug, traurig, und doch glückselig zu sein war.

Nicht minder diese aus einem Gedichte C. F. Meyers:

Mit edlen Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag

Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

*

Die Geſetze der echten Kunſt werden nicht durch Ländergrenzen beſchränkt: die große Proſa aller Völker und aller Jahrhunderte verdankt ihre Größe den gleichen Tugenden. Wo wir einem berühmten Schwätzer begegnen, da iſt er ein Beiwörtler; wo ein Klaſſiker des Stiles lebendig geblieben, da gleicht er im Gebrauch der Beiwörter dem Nibelungendichter und Luther, Leſſing, Goethe und Moltke. Von der Beiwörterarmut der Bibel war ſchon die Rede. Thukydides, Platon, Xenophon, Ariſtoteles, Demoſthenes, um nur die erſten Proſameiſter der Griechen zu nennen, ſind ſparſam mit Beiwörtern; von Äſchylos leſe man die anſchauliche Schilderung der Schlacht bei Salamis in den ‚Perſern‘ und bewundre die Sinnenkraft der Haupt- und Zeitwörter bei ſpärlichſtem Beiwort.

Der beiwortkarge Tacitus bildet den äußerſten Gegenſatz zu dem ſo oft mit zwei, drei Beiwortſklaven anrückenden Cicero, die dem matten Hauptwort die überlange Schleppe nachtragen müſſen. Mit wie wenig Beiwörtern kommt Tacitus in ſeinen bildhafteſten Schilderungen aus, z. B. in der des Teutoburger Schlachtfeldes (vgl. S. 493). *Ruere in servitium*, ohne Umſtandswort, ohne Beiwort, wie Cicero ſie ſchwerlich unterlaſſen hätte; aber die drei ſchlichten Worte genügen, um die ſpätrömiſche Selbſterniedrigung und jede noch ſpätere mit unverlöſchlichem Brandzeichen zu ſtempeln. *Quam arduum cuncta regendi onus* ſchreibt Tacitus mit falſchem Bilde, aber wie überraſchend und wirkſam. *Trepidi* (bebend) nennt er kühn die *nuntii*, alſo Eilboten. — Die knechtiſchen Schmeichler läßt er den Kaiſer anhündeln: *Tibi summum rerum judicium di dedere, nobis obsequii gloria relicta est* (Dir gaben die Götter das höchſte Urteil über die Dinge, uns blieb der Ruhm des Gehorſams). Nur *gloria*, welch ein Fund! Sein bloßes *seculum* (Zeitgeiſt) ſtatt eines Wortſchwalles. — Ein ausgezeichnetes Beiwort zu *judex* iſt bei Cicero *nummarius* (münzhaft) von einem Richter, der ſich durch Geldgründe in ſeinem Urteil beſtimmen läßt.

Bei Dante herrſcht, mit der Freude des Italieners an blühender Rede, ein größerer Reichtum der Beiwörter. In der Göttlichen Komödie macht ihn zuweilen der Zwang der ſchwierigen Reimform nachſichtiger als in der Proſa der *Vita nuova* (des Neuen Lebens) gegen den nicht unbedingt nötigen Zuſatz. Man wäge aber die in jeder Verszeile der Aufſchrift über der Höllenpforte ſtehenden Beiwörter: jedes hallt wie der gellende Klang der Poſaunen zum Jüngſten Gericht:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Von Shakeſpeare, in der Jugend mit dem Beiwort ſchwelgeriſch, bei wachſender Reife immer geiziger, ſei ein Stück des berühmten Lobliedes Johns von Gaunt auf England aus ‚Richard 2.‘ (2, 1) als Probe für ſeine feine Künſtlerſchaft auch in dieſem Punkte dargeboten:

This scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi paradise,
This fortress built by Nature for herself
Against infection and the hand of war,
This happy breed of men, this little world,
This pretious stone set in the silver sea, —
This blessed plot, this earth, this realm, this England —
This land of such dear souls, this dear dear land, —
England bound in with the triumphant sea.

Welches von den acht Beiwörtern in dieſen zehn Verſen, davon eins in einem Verſe dreimal, könnte von dem peinlichſten Stilprüfer bemängelt werden? Wie hinreißend wirkt gerade das dreifache *dear!* — In dem Selbſtgeſpräch ‚Sein oder Nichtſein‘ ſtehen in 32 Zeilen nur 12 Beiwörter; es lohnt ſie zu prüfen.

Unter den neueren Franzoſen — die meiſten älteren ſind Beiwörtler — war der ſtrengſte Selbſtbeherrſcher Flaubert (vgl. S. 202 u. 106). Jedem deutſchen Schreiber iſt

dringend zu empfehlen, diesen Künstler des Beiwortes sorgsam zu durchforschen, der nicht ein einziges mit Unbedacht niedergeschrieben. In *Salammbo* steht das wilde Gemälde: römische Soldaten auf dem Marsche durch die karthagische Wüste erblicken eine Reihe von gewaltigen Kreuzen mit draufgenagelten toten Löwen auf den verschiedensten Stufen der Verwesung, fürwahr ein Bild, das eine Fülle von Beiwörtern aus allen Sinneswelten zu fordern scheint. Flaubert braucht nur drei; *antérieures* zählt nicht, denn die Franzosen haben kein einfaches oder zusammengesetztes Wort für Vorderbeine:

C'était un lion, attaché à une croix par les quatre membres comme un criminel. Son muffle énorme lui retombait sur la poitrine, et ses deux pattes antérieures, disparaissant à demi sous l'abondance (!) de sa crinière, étaient largement écartées comme les deux ailes d'un oiseau. Ses côtes, une à une, saillissaient sous sa peau tendue; ses jambes de derrière, clouées l'une contre l'autre, remontaient un peu; et du sang noir, coulant parmi ses poils, avait amassé des stalactites au bas de sa queue qui pendait toute droite, le long de la croix.

*

Nur der Raum gebietet die Beschränkung auf diese wenigen etwas längeren Proben; der aufmerksam gewordene Leser wird sie selber nach dem Grade seiner Lust an solchen Untersuchungen vermehren. Daß diese zu den reizvollsten Arbeiten jedes wahren Forschers gehören, braucht nur angedeutet zu werden. Auf einem abermaligen, schnelleren Nachlesestreifzug durch ein paar Literaturen pflücken wir noch hier und da eine besonders schöne einzelne Blume. Da sind zunächst geschichtlich denkwürdige Beiwörter, deren einige die Jahrhunderte, die Jahrtausende durchdauert haben: das auserwählte Volk, die französische Republik *une et indivisible* (einig und unteilbar) aus der Revolution, das meerumschlungene und up ewig ungedeelte Schleswig-Holstein, die Bassermannschen Gestalten, die moralischen Eroberungen Preußens, die katilinarischen Existenzen, der bestverleumdete Mann, Victor Emanuels Wort von der *Roma intangibile* (dem unantastbaren Rom), Gladstones *unspeakable Turk* (unaussprechlicher Türke), Heinrich Leos strophuloses Gesindel, Reuleaux's Zusammenstellung Billig und Schlecht; Friedrich Wilhelms 4. gesinnungsvolle Opposition; die affenartige Geschwindigkeit, die 1866 eine Wiener Zeitung den siegenden Preußen vorwarf; das *archiprêt* (erzbereit) Leboeufs und das *cœur léger* (leichte Herz) Oliviers. Ein jetzt selbst in Frankreich wenig bekannter Dichter, August Barbier, verdankte seine frühere Berühmtheit zumeist einem einzigen malerischen Beiwort für Napoleon: *O Corse à cheveux plats* (glatthaariger Korse).

Von einigen großen Dichtern seien erwähnt: das unauslöschliche Gelächter bei Homer, die *dira necessitas* (schreckliche Notwendigkeit) bei Horaz, die fragwürdige Gestalt *(questionable shape)* in Shakespeares Hamlet. Welch glücklicher Einfall war Ibsens ‚dreieckiges Verhältnis' (in Hedda Gabler). Wie wirksam ist die ‚fröhliche Wissenschaft', die sich als Übersetzung eines altprovenzalischen Ausdrucks zuerst bei Herder, nach ihm bei Nietzsche findet.

Mit Goethe darf man gar nicht anfangen, wo wäre sonst ein Aufhören? Ein einziges, eines seiner so zahlreichen ganz schlichten und doppelt vielsagenden Beiwörter stehe hier für Hunderte: die freundliche Gewohnheit des Daseins, von der Egmont in seiner letzten Stunde spricht. — Schillers konfiszierter Kerl lebt bis heute. — Wie großartig wirkt bei Hölderlin:

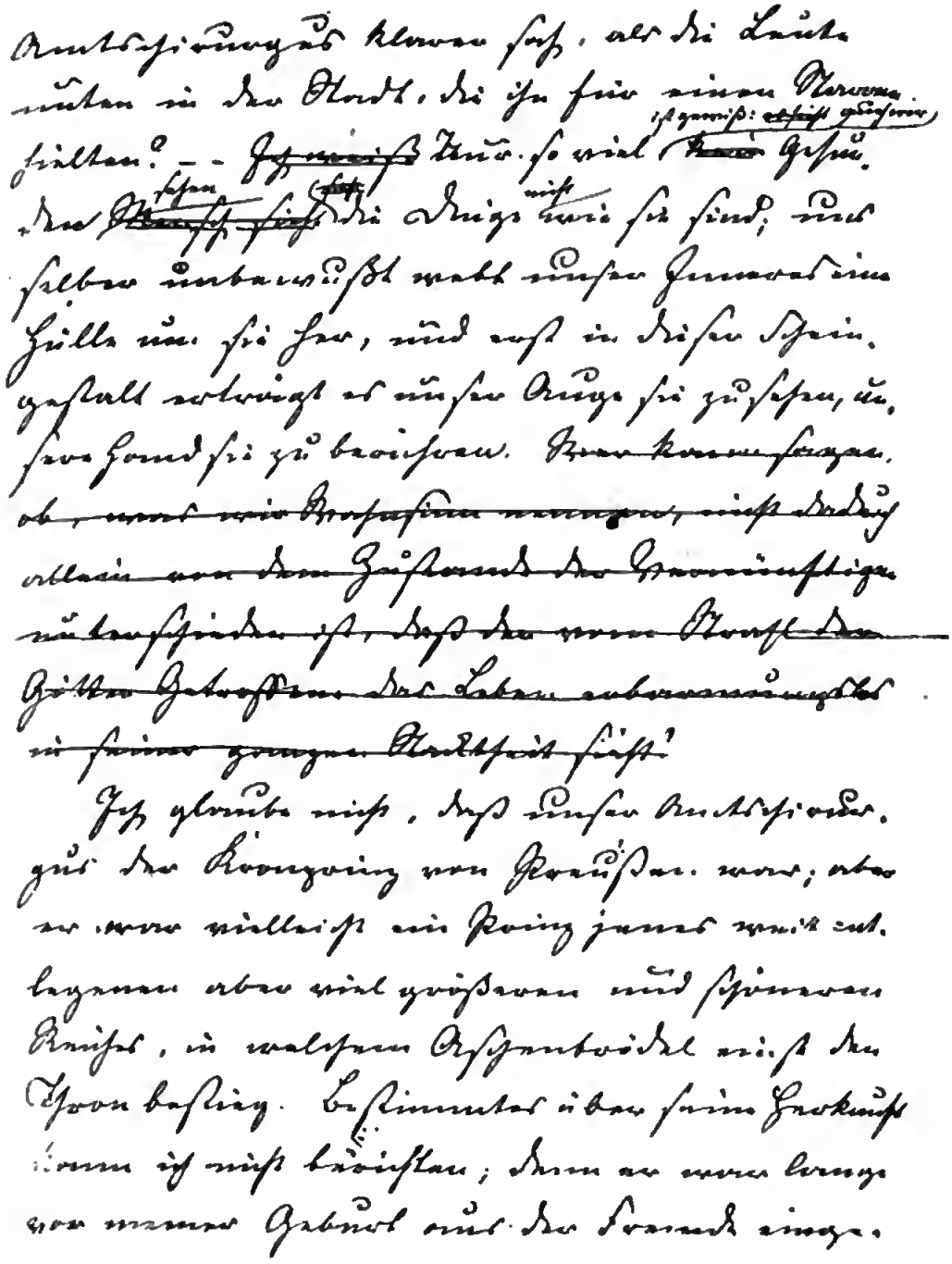
Mit ihrem heil'gen Wetterschlage, Die Not an einem großen Tage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Noch einmal gebraucht Hölderlin es in demselben Gedicht zu gleich starker Wirkung:

Im heiligsten der Stürme falle Und herrlicher und freier walle
Zusammen meine Kerkerwand, Mein Geist ins unbekannte Land.

Wie einzig treffend ist bei dem schwindsüchtigen Hölty: O wunderschön ist Gottes Erde! kurz vor dem Hinscheiden. Heine fand nichts Tieferes: Im wunderschönen Monat Mai. — Würde ein allerjüngstdeutscher Dichter mit all seinen Farbentöpfen nur annähernd die Wirkung erreichen wie Claudius: Der Wald steht schwarz und schweiget —? Und welch ein Glücksfund war der so selbstverständlich scheinende weiße Nebel wunderbar.

Zu Seite 155.



Aus Theodor Storms „Zerstreuten Kapiteln".
Mit Erlaubnis des Goethe- und Schiller-Archivs.

Als Kant zuerst vom kategorischen Imperativ sprach, wollte er nur ein strenger Verstandesmensch sein und war doch ein machtvoller Wortschöpfer. — Seumes übertünchte Höflichkeit, die richtiger heißen sollte übertünchende, ist in all ihrer Schiefheit beinah das einzige noch ganz lebendige Wort von Seume, wie die mondbeglänzte Zaubernacht beinah das einzige von Tieck. — E. M. Arndts greifender Wein (von Blücher), Uhlands hochgefürstet (Noch ist kein Fürst so hochgefürstet), sein wundermilder Wirt, sein süßes Grauen in Des Schäfers Sonntagslied — lauter Meisterworte. ‚Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein' von Kerner: wie paßt es als Gegensatz zu der trüben Scheidestunde.

Einer unsrer reichsten Beiwortpräger war Mörike: sein ‚sicherer Mann' ist unübertrefflich. ‚Frühling läßt sein blaues Band Wieder flattern durch die Lüfte' — sein blaues, nicht sein buntes. Wie köstlich sind die Beiwörter in: ‚O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe — Von sanfter Wollust meines Daseins glühe', hierzu noch die Adelung des gesunkenen Wortes Wollust; — ‚und welch Gefühl entzückter Stärke': dies alles in einem Gedicht, dem ersten in der Sammlung. Und nicht bloß der Dichter, auch der Briefschreiber Mörike findet das neue und dennoch nicht gesucht klingende Beiwort, so z. B. in dem Lobe für Paul Heyses Verse: ‚bei solcher Bündigkeit so silbenkeusch zu bleiben.'

Von dem Jungdeutschen Wienbarg soll ‚taufrisch' zuerst gebraucht worden sein, von Heine ‚europamüde'. Heines Beiwörter sind oft abgedroschen; dazwischen stehen aber wahre Perlen, so am Schlusse des Liedes An die Jungen:

O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon.

Von Alfred Meißner, dem immer mehr versinkenden, rühren her die bleichen Höhen und die alte braune Stadt in den Liedern auf Venedig.

Eine der schönsten Vertonungen Schuberts galt dem Liede seines Freundes Franz von Schober ‚An die Kunst': Du holde Kunst in wieviel grauen Stunden — ganz meisterlich. In demselben Liede des fast verschollenen Dichters steht der nicht minder schöne Vers: Ein süßer, heiliger Akkord von dir.

Der lange Knecht in Hebbels Heideknaben; Am grauen Strand, am grauen Meer von Storm; dessen goldne Rücksichtslosigkeiten, dessen Vers Schenk ein den Wein, den holden: — ja so wählt ein Dichter.

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte;

Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte

singt Keller, auch einer, bei dessen herrlichen Beiwörtern man nicht lange verweilen darf, von denen man sich so ungern trennt, z. B.:

Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.

Wer vergäße je seinen Maus den Zahllosen! Sein goldner Überfluß der Welt ist sprichwörtlich und zu einem Buchtitel geworden. Die erschrockene Stille im Tanzlegendchen, das sinkende Gestirn im Abendlied (Augen, meine lieben Fensterlein), vor allen aber das kühne Wagnis mit dem Grünen Heinrich.

Scheffels feucht-fröhlicher *Genius loci* Heidelbergs, Richard Wagners wabernde Lohe, Nietzsches blonde Bestie, Goldbergers unbegrenzte Möglichkeiten Nordamerikas: so verschieden an Größe die Finder, ihre Funde sind die Ausbeute der gleichen Wünschelrute: der auf einen Punkt verdichteten hellseherischen Anschauung. — Von Rotteck stammt das unsrer Behördensprache so unentbehrliche ‚schätzbare Material', von Mommsen die ‚voraussetzungslose Wissenschaft'.

*

Stilfehler oder Neigungen dazu werden noch besser durch Abschrecken geheilt als durch klassische Muster, denen gegenüber sich der Leser, zumal der junge ohnmächtig fühlt. Nach und neben den Klassikern benutze man die beiwörtelnden Schriftsteller zur vergleichenden Gegenprüfung. Fast alle unsre Romantiker trieben Mißbrauch mit dem Beiwort; denn da sie in ihrer verträumten Unsinnlichkeit die Dinge nicht in scharfen Umrissen, sondern

im blauen Nebel sahen, so wollten sie durch reichliche Beiwörter dem Verständnis nachhelfen. Tieck mit seinen flauen Haupt- und Zeitwörtern schwelgte in Beiwörtern, deren meiste man ohne Schaden streichen kann, deren viele das Bild doch nicht verschärfen.

Novalis, in seinen Sprüchen (‚Blütenstaub', von 1798) so knapp und scharf, ist im ‚Heinrich von Ofterdingen', dem romantischsten Buche der Romantik, überaus beiwörterisch, ohne unsern Sinnen dadurch sichtbarer zu werden. Wie sollen wir z. B. seine berühmte ‚Blaue Blume' vor Augen sehen aus Beiwörtern wie ‚hoch, lichtblau'; von welcher Art sind ihre ‚breiten glänzenden Blätter'? Hätte Novalis sie sinnenhaft gesehen, nicht rein begrifflich gedacht, so hätte er, der in seinen schönsten Gedichten oft genug das Eigenwort auch im Beiwerk trifft, uns mit einem einzigen Beiwort die blaue Blume sehen lassen.

Brentano setzt seine Beiwörter in der Prosa beinah, wie es Gott gefällt; nur in ‚Kasperl und Annerl', dem strafflsten seiner Werke, hält sich das Beiwort in den Grenzen der streng wählenden Kunst.

Auffallend flaue Beiwörter stehen oft bei Platen: *Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen*, und statt kraftvoll zu verdichten, häuft er das Verwandte: *Inbrünstige, fromme Gebete Dir, Kypria, send' ich empor.*

Unter den Philosophen, die den Romantikern nahe standen, sei hier Fichte rühmend genannt wegen der Zurückhaltung, die er am Beiwort in den ‚Reden an die deutsche Nation' übt.

Außer den Büchern kann uns das Leben lehren, welche Rolle das Beiwort in der mündlichen Menschenrede spielt, die doch immer der letzte Maßstab aller Stilfragen bleibt. Wir alle sprechen ja viel weniger Beiwörter, als wir schreiben, und von den Dichtungsarten ist das Drama, dessen Form die Menschenrede, das beiwortärmste. Schon dies muß uns nachdenklich und vorsichtig gegenüber dem Beiwort machen. Sodann: je sinnenhafter Ding und Hauptwort, desto weniger bedarf es des Beiwortes. All die kaum zählbaren Eigenschaften jedes Dinges, jedes Begriffes kann man ja doch nicht in jedem Falle herzählen. Jedes Wort der Menschensprache hat nur einen annähernden Begriffswert; seine Gedankenwellen sind nur ein sehr geringer Teil all derer, die beim Aufklingen eines Wortes im Menschenhirn mit- und gegenschwingen. Der gute Schreiber ist wie der gute Klavierspieler, der uns durch ein paar starke Vollklänge die ganze Tonart seines Spieles vorausverkündet. Eine Eigenschaft unter hunderten genügt, um im Zusammenhang mit dem Ganzen das Bild hervorzulocken, das dem Schreiber vor der Seele stand. Man darf für das Beiwort, mit einem selbstverständlichen Vorbehalt für die Ausnahme, die herrschende Regel aufstellen: eines wirkt stärker als zwei, zwei stärker als drei, keines oft stärker als alle zusammen.

Daß bei der Darstellung von ganz oder überwiegend unsinnlichen Gegenständen das Beiwort notwendig, ja unentbehrlich ist, leuchtet ein: erst durch es gewinnen die Begriffsdinge lebensähnliches Dasein. In einem Werke z. B. wie diesem geht es beim besten Willen nicht ohne Beiwörter, an manchen Stellen nicht ohne viele. Stil, Ausdruck, Sprachgesetze, Satzbau und wie viele andre Hauptbegriffe dieses Gebietes sind so gut wie ganz unsinnlich, können fast nur durch möglichst lebendige Beiwörter versinnlicht werden. Darum Nachsicht mit den Beiwörtern in wissenschaftlichen Schriften: sie sind oft das einzige Mittel, die Wissenschaft in Leben zu wandeln. Keine Nachsicht aber mit der Beiwortspielerei, wie sie aus begreiflichen Gründen von solchen getrieben wird, denen die Haupt- und Zeitwörter versagen. Spielerei ist es, wenn Wilhelm Wolters in einem Roman uns ‚Rembrandt-als-Erzieher-braune Ripsvorhänge' zeigen will: wir sehen weder das besondere Braun, noch die Ripsvorhänge. Nicht besser steht es mit dem beiwörtlichen Farbenspiel des Sohnes Roseggers, der in einer Novelle ‚einen törichtblonden Referendar' eintreten läßt. Es mag törichte Referendare geben und es gibt bestimmt blonde Referendare; es gibt aber ganz sicher keinen törichtblonden Referendar, und des jungen Rosegger Satz ist geistreichelnder geistloser Unsinn. Derselbe unbedeutende Sohn eines großer Vaters möchte durch Auffallsucht den Mangel an Gaben ersetzen und faselt von ‚dunkel

düsteren Schneeflocken'. Überhaupt große Vorsicht vor dem Farbenpinsel, wenn man ihn nicht zu führen gelernt hat! Ossip Schubin erblickt in ihrem Roman ‚O du mein Österreich' mit beneidenswerten Seheraugen *mitten in einer schwülen Augustnacht über den schwarzen Kronen der Bäume das blaue Himmelszelt.*

Auf der andern Seite darf die Vorsicht nicht in pedantische Ängstlichkeit ausarten. Wenn z. B. Th. Matthias tadelt: ‚kaltbleicher Frühschein' oder ‚es regen sich leisgeheime Säfte', so widersprechen wir ihm nachdrücklich; hier ist berechtigte, schöne Neuschöpfung, hier regen sich leisgeheime Säfte des Sprachlebens.

*

Fragst du, mein Leser, mich aber nach all diesen Betrachtungen und Proben, wie du selber in den Fällen der Notwendigkeit eines Beiwortes unter den zahlreichen Möglichkeiten die eine beste treffen sollst, und sprichst du verzweifelnd: Ich bin kein Dichter wie Goethe, ich bin kein dichterischer Prosameister wie Lessing, was also muß ich tun? —, so sage ich dir: Ich bin das so wenig wie du, mein Leser, und kann dir nur dieses raten: Geheimnisvolle Stilzaubermittel gibt es dafür nicht; so du aber nach meinem Tun und der Art meiner Lehre Vertrauen in mich setzest und glaubst, daß ich es redlich mit dir und unsrer Sache meine, so will ich dir statt einer Regel von obenher einfach vertrauen, wie ich es mache, um zum Wort das Beiwort zu finden, wenn ich eins brauche. Es ist immer dasselbe Mittel, das ich dir schon mehr als einmal empfohlen habe: Sachlichkeit oder, was beinah das gleiche, Wahrheit. Fasse das Ding, von dem du sprichst, so scharf wie dir's möglich ins Auge; packe die Seite, die Linie, die Farbe, die Wirkung, die dir zuerst und zuletzt am deutlichsten sind, dich am stärksten erregen, und du müßtest ein gar zu armseliger Kenner unsers Wörterschatzes sein, tauchte dann nicht ein gutes Beiwort aus den Tiefen deiner sehenden Seele. Laß dich nicht wirren durch den Zweifel, ob das Wort nun auch alle Eigenschaften des Dinges umfasse. Das vermag kein Eigenschaftswort, und wäre es aus Goethes Feder geflossen. ‚Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht'; — aber der italienische Wind ist nicht bloß sanft, er ist noch blumenduftig, staubwühlend, föhnschwül und manches andre; und der italienische Himmel ist blaßblau, hoch, höher als der deutsche, durchsichtiger, ätherglеich, und doch sagt Goethe mit ausnehmender Wortmeisterschaft nur: sanft und blau. Ebenso: die stille Myrthe, der hohe Lorbeer. Aber der Leser, in welchem der Schreiber die eine klingendste Seite angeschlagen, ergänzt willig alles Verschwiegene. In dieser steten regen Mitarbeit des Lesers beruht ein Hauptreiz aller Kunst.

Begnüge dich nicht mit dem guten Wort, es gibt ein noch besseres, ein bestes; und hast du erst das gute, so fällt dir bald das beste ein. Weise jedoch, ich rate dir treu, jedes nur gelesene, nicht zugleich selbstgefühlte Beiwort ab, sei ganz du selbst, und es kann dir unter glücklichem Stern gar wohl einmal gelingen, es den Größten gleichzutun.

Viertes Buch.

Die Fremdwörterei.

1.

Jetzt schrey ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen dißen Dingen Rach! (Ulrich von Hutten.)

(Als notwendige Ergänzung zu den folgenden zwei ‚Büchern' müssen hier genannt werden des Verfassers Schriften: ‚Sprich Deutsch!, Entwelschung, Deutsche Sprachschöpfer'.)

Erster Abschnitt.

Die deutsche Barbarensprache.

O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!
(Riccaut de la Marlinière.)

Es gibt wackere Deutsche, die diesen spitzbübischen Franzosen verachten und sich belustigen über seine Empörung, daß Minna von Barnhelm seine Künste im *monter un coup, filer la carte, sauter la coupe, plumer un pigeonneau, corriger la fortune* in ihrer abscheulich rohen Sprache Falschspielen, Betrügen nennt. Die wackern Deutschen haben Unrecht: Falschspielen und Betrügen sind gemeine, barbarische Wörter, was schon dadurch bewiesen wird, daß sie deutsch sind, ihnen also all die zarten Nüanßen mangeln, über welche Riccauts Falschspielerfranzösisch verfügt. Riccaut hat Recht: die deutsch Sprak ist ein arm Sprak, ein plump Sprak, und es muß wundernehmen, daß ein so feines Fräulein wie Minna von Barnhelm sich so tief erniedrigt, zu einem leibhaftigen Franzosen Deutsch zu sprechen und vom Französischen, das sie ja gelernt, mit lächerlich ‚chauvinistischem, nationalistischem Purismus' zu sagen: ‚In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier?' Riccaut der Zartfühlende verzeiht ihr in seiner französischen Überlegenheit solchen Anfall deutscher Geschmacklosigkeit: ‚Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutsch explizier', und er expliziert sich, ungefähr ebenso gut, wie sich viele Berliner auf Berlinfranzösisch explizier (vgl. S. 225 und 271).

Riccaut der Geldbedürftige hat sich noch viel zu höflich ausgedrückt. Eine Sprak kann arm sein, aber wenigstens das Notwendigste bezeichnen; plump, und dennoch den Bedürfnissen dessen genügen, der als minderwertiger Barbar sie zu sprechen verdammt ist. Indessen das Deutsche ist nicht bloß arm und plump; es ist die ärmste, die plumpeste unter allen Sprachen, von denen uns die alte oder die neue Geschichte der Menschheit berichtet. Der Hottentott, der Papua, der Fidschimensch, der Tunguse, der Eskimo, der Feuerländer — sie alle vermögen ihre Hausgenossen, ihre Gebrauchsgegenstände, ihre niederen und höheren Begriffe, so viel oder wenig sie deren haben, mit ausreichenden Wörtern ihrer Sprache zu bezeichnen. Glaubwürdige sprachkundige Reisende berichten, daß all jene braune, gelbe, schwarze, rote Menschen nicht nur ihren altererbten Vorstellungsbesitz, sondern auch die ihnen durch die Europäer vermittelten neuen Dinge und Begriffe einer höheren Gesittung, fremden Kunst, seltsamen Betriebsamkeit ferner Länder sehr bald in ihren Sprachen ausdrücken lernen, mit einem Neubildungstriebe, der jenen Reisenden Staunen einflößt. ‚Denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: wir haben keinem Volk

einen Propheten geschickt als in seiner Sprache' (Goethe). Einzig die Deutschen, dieses, wie verlautet, sonst nicht ganz unbedeutende Volk, von dem sogar die fremden Völker, die Gebildetsten und die weniger Gebildeten, zugeben, daß es etwelches in der Vergangenheit geleistet hat, ja heute noch allerlei leistet, einzig diese, offenbar maßlos überschätzten, Deutschen vermögen nicht, was die farbigen Wilden von den Hottentotten bis zu den Feuerländern vollbringen: alle unentbehrlichste Begriffe in der Sprache ihres Vaters und ihrer Mutter auszudrücken.

Ist dies die nichtswürdige Verleumdung eines deutschfeindlichen fremden Dummkopfes, oder die wahrheitsgetreue Zusammenfassung dessen, was ist? Der sonderbare Schwärmer Schiller verstieg sich allerdings einmal zu der Behauptung: ‚Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und Flüchtigste, den Geist, die Seele, unsre Sprache wird die Welt beherrschen.' Wie sollte sie das, sie die ja unfähig ist, von Schillers oder Goethes Seele — Verzeihung für das arme, das plumpe Gestammel — mit einem anständigen Worte zu sprechen und sich eins von den Griechen borgen muß: die so unendlich bedeutsamere *Psyche*. Die unfähig ist, Dürers oder Goethes Lebenswerk aus dem eignen Sprachschatz anders als mit dem kläglichen Stümperwort Werk zu benennen, also den Franzosen ihr *Œuvre* nachsäuseln muß, um die sprachliche Höhe eines halbwegs gebildeten Volkes zu ersteigen. Ja die — hier hört eigentlich alles auf — so armselig ist, daß einer unsrer gelehrtesten Goetheforscher, L. Geiger, nicht einmal das Heim Goethes auf Deutsch schildern kann, sondern sich bettelnd an die so sehr viel sprachgewaltigeren Franzosen wenden muß und dann hochbeglückt ‚*Goethe intime*' schreibt. Daß ein so vornehmes Leben wie Goethes keinen Gipfel, keine Spitze, keinen Höhepunkt, sondern nur eine *Akme* haben konnte, ist klar: Fischer, Kuno, hat sie ihm verliehen. Also weder über Seele, noch Arbeit, noch Haus, noch Leben kann der Deutsche, selbst der gebildetste, deutsch sprechen. Nun gar über Weltanschauung, Kunst, Wissenschaft, Staatsleben, Sittlichkeit, Gewerbe, Erfindungen, Leibesübungen, Gesellschaftsleben — ausgeschlossen!

Tacitus berichtet, die alten Germanen hätten die Taten ihrer Helden in Liedern ihrer Barbarensprache besungen. Die deutschen Gelehrten unsrer Tage, die über altdeutsche Heldenlieder schreiben, benennen ihr Tun mit einem Barbarenwort, zusammengemanscht aus Latein, etlichem Griechisch, wenigem Deutsch: die germanistische Forschung und schreiben, mit verschwindenden Ausnahmen alle, in ihren Büchern über die deutsche Heldendichtung ein ähnliches Sprachgemansche. Gustav Röthe, Professor obbemeldeter Germanistik, ist außerstande, selbst in einer weihevollen Festrede von der sittlichen Leidenschaft eines Menschen der altdeutschen Heldensage deutsch zu sprechen, sondern kann das nur küchengriechisch tun, z. B.: ‚Dieser Held, der immer *ethisches Pathos* besitzt.' Da von einem so angesehenen, sprachkundigen und deutschgesinnten Manne wie Röthe nicht anzunehmen ist, daß er die fremden Wörter aus Eitelkeit, aus Unkenntnis des Deutschen oder gar aus unvaterländischer Gesinnung hingeschrieben hat, so bleibt nur der Schluß, daß er das Deutsche für unfähig hält, den sittlichen Schwung, Hochschwung, Sturmzorn, Adel, die sittliche Leidenschaft, Würde, Glut, Erhabenheit, das sittliche Hochgefühl eines altdeutschen Helden auszudrücken. Vollends zu vermuten, Röthe möchte das *ethische Pathos* nur aus gedankenloser Gewohnheit nachgeplappert haben, wäre beleidigend für einen so gründlichen deutschen Gelehrten. Röthe darf verlangen, daß nicht der unzünftige, nichtbeamtete Laie, der ‚gelehrt ist, wenn er sein Deutsch versteht', sondern ein staatlich festbesoldeter Fachmann von genau gleichem Wissen und Können wie Röthe das Urteil über dessen Sprache fälle. Ein solcher fällt ihm dieses:

> Sie (die Fremdwörter) versagen, sobald unsere Rede in die heimlichen Tiefen der Seele dringen, den Adel erhöhtester und zartester Stimmung gestalten will. Es scheint mir wirklich ein großer Vorzug unserer Sprache, daß sie in ihren geheimsten Momenten (!) zur Reinheit strebt.

Dieses vortreffliche Urteil hat ein weiser, ein gerechter Richter über Röthes Sprache gefällt; es steht in den Preußischen Jahrbüchern (Band 114, S. 157) und rührt von Gustav Röthe her. Da seine Fremdwörtelei in einer Rede zur Feier des Geburtstages des

Kaisers in der Berliner Universität begangen wurde, so müssen wir eine noch erhöhtestere und zartestere Stimmung, einen noch geheimsteren Sprachmonang dieses Redners abwarten, um uns und ihn den gerühmten Vorzug unsrer Sprache einmal selbst genießen zu hören. Bleibt also von allen Möglichkeiten einzig die, daß jener Lehrer der Deutschkunde das Deutsche selbst in den erhöhtesten ‚Momenten' (oder Momaußß?) für zu armselig hält, um der Seelengröße eines altdeutschen Helden sprachlich gerecht zu werden.

Auf Deutsch kann man nicht ausdrücken, daß jemand sich wie ein Ehrenmann benommen hat: *Der Kaiser* (1913) *hat sein Bedauern ausgesprochen. Das war gentlemanlike, und diese faire Erledigung bringt die Person des Kaisers aus dem Spiel* (so in einer der meistgelesenen Berliner Zeitungen).

Wie freut man sich, bei einem der ‚Erklärer' (S. 170), Oskar Jäger, folgenden hochgeschwellten Satz deutschen Sprachstolzes zu lesen (in der Schrift ‚Das humanistische Gymnasium'): *Es hat sehr viele Mühe gekostet, das Deutsche aus fremden Banden zu befreien, aber es ist jetzt befreit* [Hurra!]. *Unsere Sprache ist zu voller Kraft und Reinheit entwickelt* [Hurra hoch!], *wir treten nicht mehr als Bettler und Borger an die andern Sprachen heran.* Heil diesem endlich zur Einsicht gelangten Verherrlicher der Sprachreinheit! Jener Satz aber folgt auf diesen andern: *Ein Verein, der auf dem Wege* (!) *der Agitation für eine bestimmte Art von Schulen Reklame macht und die Bildung ... mit demselben Empressement, wie eine Fabrik ihre Waren, dem Publikum anzupreisen sich verbunden hat.* — Ach über diesen seiner selbst spottenden Wortdrescher!

Wie gern vernähmen wir das letzte Geheimnis über die Gipfelgeister der Menschheit, solcher, die wir mit einem heiligen Worte der Römer *Genius* benennen! Das Wort lassen wir uns gefallen, denn unser größtes Zeitalter, Goethes und Schillers, und ihr verehrungswürdiger Sprachgebrauch haben es auch uns geheiligt. Mehr als einmal hat der Genius der Menschheit in Deutschland Menschengestalt angenommen; doch, o Trauer!, sein Wesen läßt sich auf Deutsch nicht aussprechen. Wilhelm Dilthey, dieser Beneidenswerte, wußte, was der Genius ist, konnte es aber seinen Landsgenossen nicht in ihrer elenden Barbarensprache mitteilen. Er setzte zur Verkündung des Geheimnisses auf Deutsch an: ‚Das Wesen des Genies ist', also er konnte bis zum gewissen Grade Deutsch, und wir sind aufs äußerste gespannt; dann kommt sie, die tiefe Enthüllung: ‚ist *Penetration* und *Konzentration*'; und, dies ist das Schönste, es gibt Leser, die sich einreden, wie Dilthey sich's eingeredet hatte, daß sie jetzt wissen, was das Genie ist. Ach, der große Mann hat uns das Genie nicht erklärt, sondern nur ein Fremdwort durch zwei andre umschrieben. Das trauen wir zur Not uns selber zu, etwa so: *Konzeption* und *Kulmination*.

Viele Menschen in allen Ländern, leider, haben neben vielen andern Trieben den der Selbstsucht (Campe), Ichsucht, Eigensucht, Eigenliebe, Selbstigkeit (so bei Goethe), des Eigenneids (G. Keller), Eigennutzes, Selbstsinnes, selbstischen Sinnes, Ichsinnes usw. Man möchte fast annehmen, irgendeins dieser Wörter müsse dem tiefspürendsten deutschen Seelenkündiger genügen, um von jenem allgemeinen Menschentriebe zu deutschen Menschen verständlich zu reden. Dazu käme noch das seit mehr als einem Jahrhundert eingebürgerte lateinisch-griechische überflüssige, häßliche *Egoismus*, an das uns jedoch die Fremdwörterei unsrer Vorfahren leidlich gewöhnt hat. Doch nein! all jene zehn Wörter genügen dem deutschen Forscher Theobald Ziegler nicht; keines bietet seinem zartüberfeinerten Sprach- und Begriffsgefühl die eine einzige seltenste Nüanße, die er notwendig braucht, um die letzten Gründe seines ungeheuren Wissens von den Geheimnissen der Menschentriebe auszuschöpfen. Kein Wörterbuch irgendeiner toten oder lebenden Sprache reicht hin, seine neue Weisheit den Lesern zu vermitteln; am Lateinischen und Griechischen verzweifelnd, das Deutsche selbstverständlich für ganz ungeeignet haltend, greift er zum vornehmeren Küchenlatein und bildet sich nach dessen anmutvollen Kühnheiten die *Egoitas*, so wie seine Vorgänger im 12. Jahrhundert sich die *Quidditas* und ähnliches erfanden. Doch da fällt ihm noch im letzten Augenblick ein, daß er sozusagen für deutschgeborene dumme Leser

schreibt, und sich liebreich zu ihnen herablassend wandelt er *tas* in tät, was zwar nicht deutsch ist, aber beinah so klingt, und schreibt *Egoität*. Jetzt endlich ist die nagelneue Begriffsnüankße, die Er zuerst entdeckte, auch zuerst mit gleichem Entdeckerglück in sein geliebtes Deutsch übertragen. Kämen wir ‚chauvinistische Puristen' ihm aber mit dem frechen Verlangen, uns das Ding auf Deutsch zu sagen, so würde er, dem Sinne nach wie Riccaut, nur sprachlich richtiger, erwidern: Im Deutschen gibt es kein sich vollkommen mit diesem von mir entdeckten nagelneuen Begriffe deckendes Wort. So dachte gewiß auch der noch tiefer bohrende Seelenforscher in einer Hamburger Zeitung, der vor der *utopistischen Ichologie* väterlich warnte.

Vom Christentum, überhaupt von einer Weltanschauung kann selbstverständlich nicht deutsch gesprochen werden. Die Hottentotten bis zu den Feuerländern können von ihrem Weltbilde, ihren Götzen, ihren Glaubensbräuchen ganz geläufig hottentottisch oder feuerländisch sprechen; der große deutsche Gottesgelehrte Adolf Harnack kann ähnliches nicht, sondern etwa so: *Die christliche Religion ist kein ethisches oder soziales Arcanum, um alles mögliche zu konservieren*, also ein Satz, in dem alle wichtigen Wörter aus drei fremden Sprachen geschöpft sind, aus dem Rackerlateinischen, Küchengriechischen und Griechisch-Römischen. Da Harnack ein Gelehrter und Schriftsteller ist, der in einer so wichtigen Sache wie dem Wesen des Christentums nicht ohne große, auch sprachliche, Sorgfalt schreibt, so beweist er, daß er das Deutsche für unfähig hält, eine so abgrundtiefe Wahrheit auszudrücken wie: ‚Der christliche Glaube ist kein sittliches oder gesellschaftliches Geheimmittel, um alles mögliche zu bewahren'. Die Religion als eins der ältesten Fremdwörter — das allerdings Luther nicht nötig fand! — gestehen wir ihm ohne Nörgelei zu.

Berliner Künstler veranstalten eine Ausstellung älterer deutscher Bilder. Da ihnen das Deutsche unbrauchbar scheint, eine so unerhörte Sache für jedermann verständlich zu bezeichnen, so müssen sie, o mit wie schwerem Herzen!, das einzig gemäße, jedermann ohne weiteres verständliche Wort wählen: *Retrospektive Ausstellung*.

Heinrich Hart will in seinen ‚Literarischen Erinnerungen' die zumeist durch ihn entfesselte jüngstdeutsche Literatur schildern. Er ist ein Deutscher, schreibt über deutsche Dichter zu deutschen Lesern, hält aber die deutsche Sprache für unvermögend, einer so ungeheuren Erscheinung gerecht zu werden; er braucht dazu ungefähr vier fremde Sprachen:

Mit realistischen und naturalistischen Versuchen, mit ideellen Gärungen [wirklich Gärungen, nicht Fermentationen!] hat sie begonnen; sie hat sich weiter entwickelt in allerdings neuromantischen, phantastischen, bizarren Spielereien ... Sie war im Beginn materialistisch und sozialrevolutionär, später wog das Individualistische, Aristokratische vor. [Seien wir dankbar, daß es nicht dominierte, prädominierte, präponderierte.] Das Reinästhetische drängte das Sozialistische in den Hintergrund, der Ästhet den Kämpfer.

Ein bis zur Leidenschaft begeisterter einseitiger Vorkämpfer deutschen Wesens, Friedrich Lange, schreibt ein dickes Buch: ‚Reines Deutschtum'; es wimmelt von den überflüssigsten Fremdwörtern. — Einer unsrer formbegabten neueren Versdichter, Ludwig Fulda, hat für die Prosa offen bekannt: ‚Die zahlreichen Fremdwörter, mit denen jede Sprache (?) sich behelfen muß, was bedeuten sie andres, als ebenso viele Zugeständnisse, daß ein treffender Ausdruck mangelt?' Doch! sie beweisen etwas ganz andres: die Stumpfheit der Prosaschreiber, aber nur der deutschen, die den treffenden deutschen Ausdruck gar nicht erst suchen, sondern das ungesuchte fremde Formelwort aufgreifen. Der fremdwortreine Versdichter Fulda wird sich hüten, so zu verfahren.

In seinem Buche ‚Die Kunst der deutschen Prosa' stimmte einst der Jungdeutsche Th. Mundt wahre Lobgesänge auf die reindeutsche Sprache an: ‚Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren.' Nichts als hohles Blech, denn auf derselben Seite und durch das ganze Buch wird in lächerlichen Fremdwörtern gestammelt.

Nein, die deutsche Sprache taugt weder für eines der höheren menschlichen Anliegen, noch für die gewichtigen Fragen der Stallfütterung, des Ackerdüngers, des Haar- und

Bartschneidens, des Schneiderns, Kochens, Tanzens, Reitens usw. Allenfalls zu solchen gleichgültigen Verrichtungen wie dem Gedichtemachen scheint sie, bis jetzt, unentbehrlich; doch wird das fortschreitende Raffinement im Evolutionismus der deutschen Psyche wie in allen Disziplinen menschlicher Energetik, im Religiösen, Ethischen, Sozialen, Ästhetischen, Artistischen, Politischen, Germanistischen, Agrikulturellen, sich schließlich wohl auch im Lyrischen, Dramatischen und Epischen zu einer kosmopolitischen Eklektik expressionistisch synthetisieren und damit endlich einen nicht mehr zu überkulminierenden *Comble* der linguistischen Differenzierung repräsentieren.

*

Von keinem andern Volk der bewohnten Erde als dem deutschen meldet uns die Geschichte, daß es seine eingeborene, mit ihm großgewordene Sprache für unzureichend erklärt hat, auszudrücken, was es sah und empfand, was es zeugend oder nachahmend vollbrachte, was ihm die Heimat bot, die Fremde ihm sandte. Kein totes oder lebendes Volk hat seine geredete oder geschriebene Sprache je auch nur annähernd mit so viel Hunderten, Tausenden, Zehntausenden von Wörtern aus fremden Zungen durchsprenkelt, wie das deutsche seit mehr als drei Jahrhunderten. Wir werden weiterhin den oberflächlichen Einwand zu widerlegen haben, auch die Franzosen und Engländer hätten Fremdwörter; es lohnt nicht, in dieser Einleitung von solchen Kleinigkeiten zu reden. Wir Deutsche selber, mit unserm regen Feingefühl für den fremden Sprachgeist, würden sofort die Albernheit im Munde eines Franzosen empfinden: *J'ai fait un joli* Spaziergang *autour des* Befestigungswerke *avec ma* Base *Marguerite;* aber wir sind unempfindlich gegen die Roheit eines Satzes wie: ‚Ich habe eine reizende *Promenade* mit meiner *Kusine* um die *Fortifikationen* gemacht'. Wir lachen über des Amerikaners Charles Leland englischdeutsche Breitmann-Balladen etwa in diesem Kauderwelsch:

> Dey reefed de Hall mid pusbes so nople to pe seen,
> Aroundt Beethoven's buster dey ondit a garlandt green:
> De laties vork like teufels dwo tays to scroob de vloor,
> Und banged a crate serenity mit Willkomm! oop de toor!

Ja, dies ist sehr lächerlich, aber es ist das Werk liebenswürdiger Frohlaune, ist nicht im mindesten ekelhaft, läßt sich begreifen und entschuldigen als die verderbte Mischrede entdeutschter Auswandrer und ihrer Kinder inmitten eines großen andersprachigen Volkes. Die Zahl der englischen Brocken in der Sprache der ungebildetsten Deutschamerikaner, z. B. im Pennsylvania-Deutsch, ist lange nicht so groß wie die der küchenlateinischen und kellnerfranzösischen in den Werken vieler unsrer ersten Gelehrten.

*

Gab es je ein Volk, dem man die Fremdwörtelei nachsehen könnte, so waren es die Römer. Ihre ganze höhere Bildung hatten sie von einem fremden Volke, den Griechen, übernommen, und wir dürften uns nicht allzusehr wundern, wenn ihr Fremdwörterbuch ein paar Tausend griechische Ausdrücke enthielte. Außer einigen Dutzenden griechischer Wörter, die sich überdies alle in die römischen Formen pressen, unter die römischen Tongesetze beugen lassen mußten — man denke an *música* aus μουσική, *grammática* aus γραμματική, *philosóphia* aus φιλοσοφία —, blieb Latein selbst in der Hochflut griechischer Bildung Latein, und kein noch so reich aus griechischem Wissen genährter römischer Schriftsteller hat je zu griecheln gewagt, wie im heutigen Deutschland die verhältnismäßig am reinsten schreibenden Männer der Wissenschaft und vieler andrer Berufe griechelu, lateinern, französelu, engländern usw. *Sermo purus erit et latinus* (Die Sprache soll rein und lateinisch sein), fordert Cicero von den römischen Rednern. ‚Ich spreche im Lateinischen, schreibt er einmal, ebensowenig griechisch, wie im Griechischen lateinisch.' Von griechischen Fremdwörtern wie Philosophie, Grammatik, Geometrie, Musik sagt er sehr verständig: das alles lasse sich auch lateinisch ausdrücken; da es aber einmal von den Vorfahren überkommen sei, so könne man dergleichen ausnahmsweise beibehalten. Nie ist ihm eingefallen, in den griechischen Fremdwörtern eine feine Bereicherung der

römischen Begriffswelt zu sehen und aus ihnen eine besonders wertvolle ‚Nuance' herauszutifteln. Er ließ sich nicht irre machen durch den bekannten Trugschluß der Sprachverderber, ein fremdes Wort sei kürzer als die Muttersprache: ‚Ich pflege auch in den Fällen, wo die Griechen ein Wort gebrauchen, es durch mehre (lateinische) wiederzugeben, wenn ich nicht anders kann' *(De finibus 3, 1)*.

Die Römer lernten von den Griechen Grammatik, es ist ihnen aber als einem sprachsaubern Volk nicht beigekommen, die griechischen Kunstausdrücke zu übernehmen. Wir Deutsche sagen seltner Fall als *casus*; die Römer nur *casus*, nicht πτῶσις. Wir schreiben Metapher (von μεταφορά); die Römer übersetzten sich das griechische Wort durch *translatio*. Cicero gebraucht in seinen philosophischen Schriften nicht den hundertsten Teil der griechischen Fachwörter, ohne die es in keinem deutschen philosophischen Buche abgeht. Wie glatt wäre z. B. über eine römische Zunge die *physiologia*, die *ironia*, das *criterium* geflossen; aber Cicero schreibt: *naturae ratio, irrisio, regula* oder *judicium*. Horaz gibt Elegie durch *querimonia* wieder. L. Seneca spricht sich offen über die Unzulässigkeit des Fremdwörtelns aus: ‚Solche Gleichmütigkeit nennen die Griechen εὐθυμία, ich nenne sie Gemütsruhe *(tranquillitatem)*. Wir brauchen ja nicht die griechischen Worte nachzuahmen.' Quintilian schärfte ausdrücklich ein: *Non alienum est admonere, ut sint quam minime peregrina et externa* (Es ist nicht unangebracht zu erinnern, daß so wenig wie möglich fremdländische Wörter gebraucht werden). Dabei sprach er, wie jeder gebildete Römer, fließend Griechisch. Von Erich Schmidt steht dies nicht ganz so fest, aber er muß den Juden Nathan einen εὔκολος nennen (vgl. S. 488). Und wenn von Reichs wegen die altdeutschen Urkunden gedruckt werden, so heißen sie *Monumenta Germaniae historica*, und die Herausgeber schreiben lateinische Einleitungen dazu mit grauslichem Latein.

Auch die alten Griechen hätten Fremdwörtler sein dürfen, ja sein müssen, wenn ihnen nicht ein so feinkünstlerisches Sprachgefühl innegewohnt, ihr Schönheitsinn nicht das Gemengsel der Formen für das edle Kunstwerk verboten hätte, welches Prosa heißt. Man tut immer so, als zwinge uns Deutsche von heute, uns einzigartiges Ausnahmevolk, unser Wohnen inmitten andrer Völker, unser Zusammenhang mit der Gesamtbildung der Welt unausweichlich zur Fremdwörtelei. Die andern heutigen Völker lassen sich jedenfalls hierdurch nicht zwingen, und die Griechen, eins der ersten Handelsvölker des Altertums, haben sich ebensowenig zwingen lassen. Mit allen Völkerschaften Vorderasiens, Süd- und Westeuropas, Nordafrikas haben sie in regem Verkehr gestanden, mit den Persern und Medern, den Bewohnern Italiens und Spaniens, mit Ägypten und Karthago; aber wie winzig sind im Altgriechischen die sprachlichen Spuren dieser Beziehungen. In den seltnen Fällen, in denen sie ein fremdes Wort für eine ihnen fremde Sache aufnahmen, verfuhren sie damit, wie die alten Deutschen mit den lateinischen Lehnwörtern: sie zerbrachen den Fremdwörtern alle Knochen und walzten sie so völlig griechisch um, daß erst die vergleichende Sprachwissenschaft den Ursprung ermittelt hat. Die Griechen vernahmen von des Perserkönigs Tiergehege in Susa, das *Pardesch* hieß: da sich dieses persische Wort nicht ins Griechische fügte, so wurde es griechisch gemacht durch eine griechische Vorsilbe *para*, aus *desch* wurde eine wenigstens nicht ungriechisch klingende Wurzel *deis*, die gutgriechische Endung *os* trat hinzu: so entstand aus dem persischen *pardesch* griechisches *parádeisos*, das Quellwort für unser Paradies. Doch wie wenig solcher Lehnwörter hat das Griechische! — Eigentliche Fremdwörter überhaupt nicht. Als unter der römischen Herrschaft ein griechischer gelehrter Geck eine Geschichte des Partherkrieges mit dünkelhaft eingestreuten wenigen lateinischen Wörtern geschrieben, entlud sich der Zorn des Spötters Lukian: ‚Sie (die Fremdwörter) sollen wohl dem Purpurlappen gleichen, den man als Aufputz (auf ein Kleid) setzt, um dem Ganzen ein schöneres Aussehen zu geben'.

Die Kenntnis des Griechischen in Rom war so weit verbreitet, daß um 80 v. Chr. ein griechischer Abgesandter seine Rede im Senat griechisch halten durfte; trotzdem dünkte es die gebildetsten Römer unter ihrer Würde, zu griecheln. Damit vergleiche man das

Gebaren vieler deutscher Gelehrten, die in fremden Sprachen meist nur stammeln können, aber bei jeder Gelegenheit fremde Bröcklein in den Kuchen ihrer Rede hineinstopfen.

Über das Verhältnis der Griechen zu fremdländischen Einflüssen bemerkte schon Plato mit Tiefblick: ‚Was die Griechen etwa von den Barbaren übernehmen, das verarbeiten sie schließlich zu etwas Schönerem.' Das taten auch die alten Deutschen mit ihren Lehnwörtern: man denke an das bequeme ‚Pferd' aus dem unbrauchbaren *paraveredus*. So undenkbar aber war einem Griechen das Einflicken fremder Sprachbrocken, daß in Aristoteles' ‚Rednerkunst' die ‚fremden Wörter', vor denen er warnt, nur ungewöhnliche, selten gebrauchte, aber reinhellenische Wörter bedeuten.

Wir Deutsche sind das einzige Volk, das sich einen festen Kunstausdruck für diese Sprachkrankheit geschaffen: ‚Fremdwort' ist eine Neubildung Jean Pauls und steht in der Vorrede zur 3. Auflage des Hesperus von 1819.

*

Ich stelle vier Sätze aus zwei recht verschiedenen Welten hier untereinander, alle vier ungefähr in gleicher Fülle fremdwörterisch:

Ich bin im Kittgen, und muß grandig schineckeln, und habe wenig zu acheln und zu pasen und der Schoter will mir immer Mackes stecken. (Aus einem ‚Kassiber'.)

Alle Relationen, die das bewußte Denken sich diskursiv appliziert, sind nur Reproduktionen expliziter oder Explikationen impliziter oder explizierte Reproduktionen implizierter Bewegungen. (Eduard von Hartmann.)

Prüfen wir die negativistischen Formen der Autosuggestion vom einfach satirischen Hang bis zum Herostratentum, voller Pessimism und zerstörender Anarchism, grundsätzliches Behagen am Relativieren und Zersetzen. (Karl Lamprecht.)

Der idealistisch teleologische Entwicklungstheoretiker identifiziert Teleologie und Kausalität und bringt diese Einverleibung des kausal-notwendigen Regresses in den teleologisch-notwendigen Progreß Berechenbarkeit des Geschichtsverlaufes und Konstruierbarkeit der letzten Ziele mit wissenschaftlich objektiver Sicherheit hervor. (Theologische Literaturzeitung von 1902, S. 388.)

Die meisten Leser werden den ersten Satz ekelhaft, die drei folgenden vielleicht nicht besonders schön, doch immerhin erträglich finden. Ja, diese drei würden den Lesern ohne meine Einleitungsworte und die Zusammenstellung kaum auffallen, z. B. wenn sie ihnen mitten in einem wissenschaftlichen Werke begegneten. Der erste Satz stammt aus der Gaunersprache und bedient sich des bekannten Mauschelgemisches aus verderbtem Hebräisch und verludertem Deutsch. Die drei andern Sätze manschen einige deutsche Wörter mit Küchengriechisch, Rackerlatein, Falschfranzösisch, und ihre Verfertiger haben dieses Gemansche ebenso schön wie tief gefunden. Ich nehme mir die Freiheit, alle vier Sätze Gemauschel zu nennen; ja, ich halte den Satz in dem Kassiber des eingesperrten Strolches für stilvoller: seine Bestandteile sind gleichmäßig verderbt, während das Rotwelsch der wissenschaftlichen Fremdwörtler ein paar gute deutsche Wörter mit vielen schlechten griechischen, lateinischen, französischen mengt. Gemauschelt aber klingen alle vier Sätze dem gesunden, nun gar dem feinen Sprachgefühl. Auch die Zwecke beider Sprachformen sind nicht völlig verschieden: der gefangene Gauner will einem bestimmten Leser etwas offenbaren, es aber zugleich vor den Uneingeweihten verstecken; die wissenschaftliche Fremdwörtersprache offenbart ihr Wissen nur halb, zur andern Hälfte verschleiert, verschleimt, versteckt sie etwas, nämlich die nicht vollkommne Klarheit des Schreibers über den Gegenstand. Selbst rein philologisch ist z. B. das Wort ‚Kassiber weniger unedel gebildet als Lamprechts ‚negativistisch': jenes aus einer hebräischen Wurzel *kassaw* mit einer deutschen Endung, dieses aus der lateinischen Wurzel *neg*, zwei lateinischen Bindesilben und einer griechischen, gefolgt von der deutschen Endung isch.

Noch an eine andre Sprache ist zu erinnern, an die eines unglücklichen Volkssplitters, ohne Staatsgefüge, ohne andres Band als das seines elend verderbten Geplappers, denn Sprache wäre zu edel: der Zigeuner. Aus Indien stammend, in altersgrauen Zeiten im Besitz einer der reichsten und schönsten Sprachen der Welt, eines Abkömmlings des Sanskrit, hat die gehetzte Wanderhorde der Zigeuner auf ihren Wegen durch die Länder anderszungiger Völker beinah die Hälfte ihres Wörterschatzes verloren, den Sprachbau

Digitized by Google

verelenden laſſen, Hunderte von Fremdwörtern aufgenommen — ihre ganze Sprache zählt ja kaum zweitauſend Wörter —, und könnte den deutſchen Fremdwörtlern als ein ähnliches Schreckbild dienen, wie das Kamel dem Pferde in der ſchönen Leſſingſchen Fabel, oder wie der kluge Schimpanſe einem faulen Trottel. Haben doch die Zigeuner ihren eigenſprachlichen Volksnamen verloren, nennen ſie ſich doch *Romani pal* (Römerbruder), wie ſich die gelehrten Deutſchforſcher ‚*Germanisten*‘ nennen. Ich kenne die Fremdwörtlerſprache genau, die Zigeunerſprache ein wenig, und erkläre ohne die geringſte übertreibende Abſicht: beim Leſen beſonders fremdwörtleriſcher Aufſätze oder Bücher, die vielen Andern keinen Anſtoß erregen — denn was erregt in Deutſchland ſprachlichen Anſtoß? —, höre ich's wie Klänge der Zigeunerſprache. Ich ſtehe nicht allein mit dieſer Anſicht; Auerbach nannte den fremdwörtelnden Stil der Wiſſenſchaft: ‚die Zigeunerſprache der Katheder, und der Abgeordnete Traub die welſche Sprache der deutſchen Volksvertretung: ‚die Gaunerſprache‘.

Mit einer ſolchen Auffaſſung, die ich nicht für krankhaft halte, die übrigens mit dem Urteil aller ausländiſcher Deutſchlandfreunde über unſre Fremdwörterſprache übereinſtimmt, kann ich dieſen Abſchnitt nicht in verzeihender Sanftmut ſchreiben. Ich laſſe es drauf ankommen, daß man meinen Ton über dieſe Frage vor jedes unparteiliche Stilzericht ſtelle, denn hier geht es um die wichtigſte aller Stilfragen, um die reine Sprache. Ich könnte mich für meinen Ton auf allerlei unverächtliche Vorgänger berufen, z. B. auf Ernſt Moritz Arndt, der mit goldner Rückſichtsloſigkeit ausſprach, ‚daß unſere ſchwächlich und kümmerlich gewordene Sprache die Krätze, ja die Franzoſen hat‘.

*

Noch eines unterſcheidet den fremdwörtelnden Deutſchen von allen Völkern: nachdem er tagüber in der Wiſſenſchaft, im Handel, im Gewerbe, in der Zeitung jeden Satz, oft jede Zeile mit einem Wort aus andern Zungen beſudelt hat, ſchlägt er in einer abendlichen Mußeſtunde vielleicht eine Blumenleſe unſrer ſchönſten Gedichte auf und genießt darin mit gerührter Freude die vielen Lobpreiſungen der Herrlichkeiten deutſcher Sprache von Klopſtock, Herder, Arndt, Geibel, Dahn, Greif, Platen, Leuthold, Rückert, vor allen aber das Liebeslied Schenkendorfs:

Mutterſprache, Mutterlaut!
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
Süßes, erſtes Liebeswort,
Erſter Ton, den ich gelallet,
Klingeſt ewig in mir fort. —

Sprache, ſchön und wunderbar,
Ach, wie klingeſt du ſo klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum in die Pracht,
Iſt mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht. —

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig iſt wohl mancher Brauch;
Aber ſoll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine ſeligſten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Im tiefſten Herzen bewegt, flüſtert er: O wie ſchön, wie wahr, wie innig! Und wenn er einer unſrer Germaniſten iſt, ſo ſetzt er ſich, von der Macht des Liedes getrieben, vielleicht hin und ſchreibt von deſſen *ethischem Pathos*, oder *pathetischem Ethos*, *Popularitätsgehalt*, *individualistischem Timbre*, ſeinem lyriſchen *Coin de la nature*, kurz unſerm ganzen großen lyriſchen *Oeuvre*. Und das in holder Unſchuld, ohne einen Gedanken an ‚Spottet ſeiner ſelbſt und weiß nicht wie‘.

Im Jahre 1783 ſetzte die königlich preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, mit Genehmigung Friedrichs des Großen, einen Preis auf die beſte Arbeit ‚Über die Urſachen der Weltherrſchaft der franzöſiſchen Sprache‘. An dieſer Weltherrſchaft und ihrem guten Recht zweifelte damals weder die preußiſche Akademie mit ihrem franzöſiſchſprechenden deutſchen Beſchirmer noch ſonſt eine gelehrte Anſtalt in Europa. Ein geiſtreicher Franzoſe, der Graf Rivarol, gewann den Preis durch die Schrift *Sur l'universalité de la langue française*, ein liebenswürdiges, ſehr geſcheites Büchlein. Darin ſteht der wie ein Peitſchenhieb klatſchende Satz: ‚Von den Deutſchen hat Europa gelernt, die deutſche Sprache geringzuſchätzen.‘ Stilloſeres, um ein viel härteres Wort zu unterdrücken, als die Verachtung des Deutſchen durch Deutſche im Verein mit wortſeliger Schwärmerei fürs Deutſche iſt kaum zu erdenken. In ſeinem bedeutſamen Werke ‚Die Lehre von den

Geistigen und dem Volke' schreibt der von manchen, auch von mir, geschätzte Philosoph Konstantin Brunner:

Ich, was mich betrifft, ich wollte wie gern! alle die paar (!) Wörter aus fremden Sprachen hingeben für einen einzigen (!) besseren und echten Ausdruck in meinem geliebten, gesegneten, meinem wonnigen, mächtigen, meinem wundertätigen Deutsch, das würdig genannt werden darf neben jenen großen Sprachen des Altertums, und das, ein furchtlos starker Adler, so hoch fliegt wie jene, sich emporzuschwingen vermag bis unmittelbar vor den Thron der Wahrheit! — Mit Jubel wollte ich die paar (!) Brocken und Leichen des Fremden hinschleudern für ein einziges Wort meiner Muttersprache, wodurch ich den Wert des Gedankens, den ich mitteilen soll, würdiger könnt' an den Tag bringen und ihm in den Gemütern Festigkeit und Dauer verursachen.

Und nach diesem berauschten und berauschenden Lobgesang auf die geliebte, gesegnete, wonnige, mächtige, wundertätige Muttersprache setzt der Sänger sich beruhigt hin und schreibt Sätze wie diesen: *Während Geist mit Analogon sich verbinden kann, weil der Inhalt des geistigen Denkens, das Absolute, und der Inhalt des analogischen Denkens, das fiktiv Absolute oder die absolut gedachte Relativität*, usw. Zur Rede gestellt, wie es ihm von mir geschah, kämpft er, wie jeder Fremdwörtler — Brunner ist nicht der schlimmste —, um jeden seiner Brocken und Leichenteile des Fremden mit Nägeln und Zähnen wie um ein unersetzlich kostbares Heiligtum. Alle fremdwörtelnde Schwärmer für das vielgeliebte Deutsch sind hierin zum Verwechseln gleich. Karl Spitteler wendet sich mit der ihm eignen innern Unwahrhaftigkeit und Selbstgerechtigkeit in verachtenden Worten gegen die Fremdwörtelei der Andern und schreibt dann einen Satz: *Jede ästhetische Wahrheit wird solange durch den Mund der Weisheit gezogen, bis sie schließlich infektiös wirkt.* Ich zweifle nicht, daß er aus allen Kräften für die Unentbehrlichkeit, die Unersetzbarkeit, die begriffliche Zaubermacht von ‚*infektiös*' grade an dieser Stelle kämpfen und jedes der zahlreichen guten deutschen Wörter für unmöglich erklären würde, etwa ansteckend, vergiftend, verseuchend, durchseuchend, anseuchend, verpestend, ankränkelnd. Ein deutscher Schriftsteller, der seine Worte wie ein Künstler wählt, darf in diesem unerhört sonderbaren Falle einzig ‚*infektiös*' schreiben.

Wie ernst meint es Adolf Bartels mit dem Deutschtum und der deutschen Sprache, wie giftig verfolgt er alles Nichturgermanische! Dieser deutsche Schriftsteller will über die ‚drei *Stadien*' des künsterischen Schaffens schreiben, und da die arme, die plumpe deutsche Sprache hierfür keine Ausdrücke besitzt, so muß er, o mit welchen Herzensqualen!, die *Stadien* selbst den Griechen, alles andre den Römern und Küchenlateinern entleihen: *Man* (wer ist ‚Man'?) *unterscheidet heute in der Regel drei Stadien: die Konzeption, die Reflexion, die Produktion.* Wie stillos wirken in diesem küchenlateinischen Satze die drei deutschen Fremdwörter ‚die'. Auch über das Urteil in dichterischen Fragen, meinethalben über die Kritik, kann ein noch so germanisch gesinnter Deutscher nicht deutsch schreiben; Bartels unterscheidet wieder drei *Stadien: ‚Konzeption, Reflexion, Reproduktion,* die der *Produktion* entspricht', und das urdeutsche Meisterstück ist fertig. — Bartels findet, wie jeder Verschmutzer deutscher Sprache, eine Entschuldigung: hätte er deutsch geschrieben, so hätte man ihn nicht verstanden. Man stelle sich das Gesicht eines Franzosen vor, der solchen das eigne Vaterland frech schmähenden Blödsinn läse!

*

Der Leser wird schon an dem Umfange dieser zwei ‚Bücher' über die Fremdwörter erkennen, welche Wichtigkeit ich der Frage für die deutsche Stilkunst beimesse. Sie ist in der Tat die Hauptstilfrage, ragt hoch und weit hinaus über die Bedeutung, die man ihr bisher fast immer nur aus Gründen des Volksgefühls oder der Sprachsauberkeit zugeschrieben hat. Wie hoch und weit hinaus, das soll vornehmlich in dem Abschnitt ‚Kunstprosa und Fremdwort' erwiesen werden. Schon hier aber sei der Feldruf vorweg verkündet, mit dem gekämpft werden soll: Es gibt keine große Prosa, überhaupt keine Prosakunst ohne das reine Kunstmittel, also ohne die möglichst reine Sprache.

Zweiter Abschnitt.

Zur Geschichte der Fremdwörter.

Wê dir, tiuschiu zunge,
Wie stêt dîn ordenunge? (Walther von der Vogelweide.)

Keine Sprachliteratur irgendeines andern Volkes außer dem deutschen kann sich ‚rühmen', ein Fremdwörterbuch zu besitzen. Hilfsbüchlein für die gewerbliche Sprache gibt es in Frankreich und England, Fremdwörterbücher nicht. Das erste wurde Deutschland schon 1571 beschert: die humanistische Überschwemmung mit Latein hatte es für solche Leser nötig gemacht, die nicht so lateinkundig waren wie die Müller, Schulzen, Schmiede, Bäcker, Schneider, die sich der anständigen deutschen Namen ihrer Eltern schämten und sich in Mylius, Scultetus, Faber oder Fabricius, Pistorius, Sartorius umbenamst hatten. Es war ein mäßig dickes Buch, 15 Bogen stark, doch sorgte die ‚Fremdgierigkeit' für das immer stärkere Anschwellen, und heute sind wir so weit, daß die letzte Auflage des Heysischen Fremdwörterbuches es auf mehr als 125000 wirklich gebrauchte Ausdrücke aus mehr als einem Dutzend Sprachen gebracht hat. Natürlich ist hiermit nicht das Ende erreicht: unsre Wissenschaft allein wird in den nächsten hundert Jahren für das zweite Hunderttausend sorgen, denn noch immer ist ja nicht jedes Wort des Griechischen und Lateinischen in ihre sogenannte deutsche Sprache verpflanzt.

Aus fremden Sprachschätzen entlehnt hat das Deutsche, wie alle neuere Sprachen, seit unvordenklichen Zeiten. Der Unterschied zwischen der uralten und der neuzeitlichen Aufnahme fremder Wörter besteht darin, daß der Sprachsinn unsrer Vorfahren zu fein und machtvoll zugleich war, um fremde Worte in ihrer fremden Form zu dulden. Rücksichtslos und ohne eitle Gelehrttuerei wurden die nützlich scheinenden fremden Ausdrücke für deutschgewordene Dinge eingedeutscht; einzelne Laute, ganze Silben, halbe Wörter ausgestoßen oder zermürbt, zerschrotet, um ein deutschklingendes Wort, jedenfalls eins mit deutscher Betonung auf der ersten Silbe, zusammenzukneten. Aus dem griechischen *Kyriaké* wurde mit der Zeit Kirche, aus *coróna* Krone, aus *pérsicum* Pfirsich, aus *cuminum* Kümmel, aus *monastérium* Münster, aus *présbyter* Priester, aus *archiatrós* Arzt, aus *praepósitus* Propst, aus *diábolus* Teufel, aus *paraverédus* Pferd. Lehnwörter heißen diese durch gewaltsame Umbildung völlig eingebürgerten Fremdlinge, denen von den bekanntesten noch hinzugefügt seien: Kaiser, Prinz, Kreuz, Zirkel, Bezirk, Tisch (aus *discus* vom griechischen δίσκος), Markt, Kerker, Zoll, Straße, Meile, Kelter, Keller, Kiste, Kohl, kosen, kosten, Trichter, Teller, Öl, Mauer, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Pulver, Speicher, Koch, Schüssel, Lampe, Spiegel, Seide, Staat, Kanzel, Schule, Orgel, Abt, Mönch, Nonne, Papst, Bischof, Vogt, Essig, Münze, Meister und alle älteren Zusammensetzungen mit der Vorsilbe erz: in allem über 200 ausgezeichnete altdeutsche Lehnwörter aus dem Griechischen und Lateinischen. In meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern' stehen sie ziemlich vollständig verzeichnet. Mit den späteren Ableitungen sind es jetzt zusammen ungefähr 1200. — Völker mit gesundem Sprachsinn machen es noch heute so, wie die Deutschen vor mehr als 1500 Jahren: aus der Kellnerin wird in Italien eine *chellerina*, aus dem Pudding ein *puddino* oder *bodino*, aus dem Plumpudding ein *blombodino*.

Nie hat ein vernünftiger Freund der deutschen Sprache und ihrer Reinheit gegen diese Lehnwörter etwas eingewandt, nicht einmal der verlästerte und verleumdete Philipp von Zesen, von dem kindische ältere Literaturgeschichten die lächerlichsten erlogenen Geschichtchen erzählen. Die Lehnwörter sind eine unentbehrliche Bereicherung unsrer Sprache, und wären die neueren Fremdwörter von gleicher oder ähnlicher Art, so gäbe es überhaupt keine Fremdwörterfrage. Keinem ‚Puristen', wenn solche Querköpfe noch anderswo als in den Köpfen der Fremdwörtler leben sollten, fällt es ein, unsre Lehnwörter zu bemäkeln. Sie sind fast alle mit bewundernswerter Sprachkraft und -kunst geschaffen, mit unvergleichlich größerer als sie irgendeinem fremdwörtelnden Germanisten eigen ist.

Ganz erloschen sind Kraft und Kunst des Neuschaffens noch heute nicht; besonders da, wo nicht die Sprachgelehrten entscheiden, sondern die urwüchsige Freude des einfachen Mannes am Spiel mit Lauten und Worten waltet, gelingen immer noch gute und nützliche Bereicherungen. Ganz wie ihre Altvordern zu den Zeiten Cäsars das Lateinische, verdeutschten sich unsre Soldaten 1870 in Frankreich das Französische: aus ‚*paysan*' wurde ‚der Pisang'; das Wort erlosch, als es unnötig geworden. Der Streik wurde von den Arbeitern geschaffen nach einer älteren, schlechteren Stricke. Rest, Rente, Rasse, Miene, Mode, Koffer, Kasse, Bresche, Pöbel, Gruppe, Truppe, Filter, Finte, Front, forsch, Dose, Prise, Brise, Zone, Kabel, Tube, Norm, Taste, Takt, Flanke, fad, Park, Frack, Sport, Huppe, Titel: lauter brauchbare Lehnwörter, die alle sich den deutschen Lautgesetzen fügen und fast als ebenso deutsch empfunden werden wie die echtdeutschen Wurzelwörter.

Schwindler, aus dem Englischen, ist erst ungefähr hundert Jahre alt; Scheck beginnt sich einzudeutschen, was durch deutsche Rechtschreibung zu beschleunigen ist; Soße könnte unbedenklich zum Lehnwort werden und die von Stephan vorgeschlagene Salße entbehrlich machen. Warum soll das Volk der mittelmäßigen Salßen und schlechten Tunken nicht etwas Gutes von den französischen Großmeistern der Soßenkunst entlehnen? ‚Seien wir doch vielseitig!' so riet Goethe grade in Küchenfragen. Er selbst schrieb einmal ‚Sößchen', und im Deutschen Zollgesetz von 1902 steht ‚Soße' als amtlicher Ausdruck. Auch die Bluse ist nachgrade kein Fremdwort mehr. Die in solchen Fragen sehr maßvollen Leiter des Deutschen Sprachvereins haben sich längst für die Aufnahme von Kontor erklärt, wiewohl dessen Tonfall undeutsch ist. Vor tausend Jahren hätte man aus Comptoir ohne weiteres Konter oder Komper gemacht; wir dürfen das nicht mehr wagen. Das heißt, wir dürften schon, aber ... wir dürfen eben nicht: der gelehrte Schulmeister und die ganze Schar der Fremdwörtler würden sich gegen uns erheben. Für diese gibt es heute nur ein *Comptoir*, sprich Komptoahr oder Kontoahr. Münze ist ein ganz deutschgewordenes Lehnwort aus *moneta*; was wäre einfacher, als daraus zu bilden: Entmünzen? Aber das dürfen wir nicht, es muß heißen ‚*demonetisieren*'; hingegen sind Ausmünzen, Vermünzen gestattet.

Ein kühnes neuzeitliches Lehnwort ist der Propörz für die Proporzionalwahl, angeblich zuerst in der Basler Nationalzeitung von 1890 gedruckt. Es widerspricht dem Lautgesetz des Deutschen, klingt ekelhaft und wird hieran doch vielleicht scheitern. Aus der Gaunersprache haben wir das Kümmelblättchen durch gute Volksumbildung aus *Gimel*- (drei) blättchen; Schmus und schmusen, schofel und Pleite. Für noch mehr möchten wir uns denn doch bedanken. Der Vorschlag, ähnlich wie die Altdeutschen mit kühner Schonungslosigkeit solche Fremdwörter wie *Elektrizität, elektrisch, Paragraph, Lokomotive, Telegraph, telegraphieren* in die Lehnwörter: Elze, elzisch, Parf, Tiwe, Telf, telen zu wandeln, war gutgemeint, aber in unsrer so sehr sprachgelehrten und sprachverbildeten Zeit undurchführbar. Vor tausend Jahren wären die Deutschen unbekümmert so verfahren, und heute krähte kein Hahn mehr danach.

Wie mächtig noch heute das deutsche Tongesetz wirkt, zeigen uns die Fremdwörter wie: Jápan, Kóran, Pánik, Téchnik, in denen der Ton vorgerückt ist.

*

Doch auch das Eindringen fremdbleibender Fremdwörter ins Deutsche ist so alt, daß man leicht einen eingeborenen, unvertilgbaren Hang zum Durchwirken des Redegewebes mit fremden Sprachfäden annehmen kann. Mit offner Billigung schrieb Gottfried von Straßburg über seinen Helden Tristan die angeführten Verse (S. 12). Im 13. Jahrhundert empfahl Thomasin von Zirkläre gradezu die ‚Streifelung' des Deutschen mit welschen Wörtern. In der höfischen Versdichtung vermied man die kernhaften deutschen Heldenwörter wie Recke und Degen und ersetzte sie durch die angeblich vornehmeren französischen Ausdrücke. Indessen jene ganze Dichtung war Literatur einer herrschenden, zum Teil einer gelehrten Kaste, ‚Literatenliteratur', aber kein Spiegelbild der wirklichen Volks- oder der gebildeten Verkehrsprache. Im Gegenteil, schon in den Frühzeiten unsrer Literatur rührte sich die Verspottung der französelnden Fremdwörterei: Tannhäuser der Minnesänger dichtete

Lieder mit absichtlich spottender Häufung von Fremdbrocken, und in der ältesten deutschen Dorfgeschichte, dem Meier Helmbrecht, wurde die mit fremdsprachlichen Wörtern durchsetzte Rede des heimkehrenden Taugenichts von Bauernsohn dem Hohne preisgegeben. Bis zur Humanisterei blieb unsre Literatur in Vers und Prosa ziemlich sprachrein. Man prüfe z. B. das alte Gesetzbuch Sachsenspiegel auf seine Sprachform: kaum ein Dutzend überflüssiger Fremdwörter stehen darin. Vollends Luthers Prosa ist von einer Reinheit, die bei der Fülle der von ihm behandelten großen Gegenstände unser freudiges Staunen erregt. Nach ihm allerdings begann die Fremdwörterseuche fast uneingeschränkt zu wüten, bis sie um die Wende vom 16. bis zum 17. Jahrhundert eine Höhe erreichte, auf der die Gefahr einer völligen Verfranzoserei Deutschlands, wenigstens seiner herrschenden Kasten, naherückte.

Rümelin, einer der standhaften Verteidiger der Fremdwörterei, meinte: ‚Es handelt sich um eine geschichtliche Entwickelung unserer Sprache, die unabhängig [?] als solche zu begreifen und zu begründen ist, die keines Menschen und keines Vereins Willkür wieder rückgängig machen wird.‘ Sprach- und bildungsgeschichtlich unhaltbar, denn eine ‚unabhängig als solche zu begreifende Sprachentwicklung‘ gibt es nicht; es gibt nur die den verschiedensten, auch sehr gewaltsamen, Einflüssen zugängliche Gewohnheit sprechender Menschen. Der durch vernünftige Unterweisung sich hebende Geschmack, das Erstarken des völkischen Sinnes, das Vertiefen der Sprachbildung, das gute Beispiel hervorragender Schriftsteller, nicht zum wenigsten die von einer gutberatenen Regierung angeordnete Verbesserung des deutschen Unterrichtes könnten in einem Menschenalter einen ungeheuren Umschwung bewirken, wie er durch ähnliche wohltätige Einflüsse z. B. im deutschen Kunstgewerbe im letzten Menschenalter eingetreten ist. Man denke nur an das bewußte Ausmerzen von mindestens tausend überflüssigen Fremdwörtern aus der Heeres-, der Post-, der Eisenbahnsprache und an ihren Ersatz durch vortreffliche, im Umsehen eingebürgerte deutsche Ausdrücke, um die Hohlheit der Redensart von der unabhängigen Entwicklung einer Sprache zu durchschauen.

Seit Jahrhunderten, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit nie wieder ganz versiegender Kraft, hat gegen die Sprachwelscherei die Sprachreinigung angekämpft. Dieser noch fortdauernde Kampf hat sich vollzogen durch den groben oder feinen Spott des Häufleins der Sprachreiniger über das Massenheer der Sprachverschmutzer, durch frechen Hohn der übermächtigen Fremdwörtler über die Sprachsäuberer. Unwiderleglich aber beweist die Geschichte dieses Kampfes, daß auf die Länge nicht die Fremdwörtler, sondern die Sprachreiniger obgesiegt haben; denn selbst unsre ärgsten Fremdwörtler bedienen sich vieler von ihren Vorgängern verspotteter, jetzt unentbehrlicher Sprachbereicherungen der ‚Puristen‘. Außer den unwissendsten Fremdwörtlern weiß man jetzt, daß die neuhochdeutsche Sprache den größten Teil ihrer dauernden Bereicherungen dem Verdeutschungseifer einiger Puristen verdankt, sogar des allerdings ein wenig sonderbaren Philipp von Zesen und des bekannteren Campe, des Verfassers des Neuen Robinson. In dem Abschnitt ‚Verdeutschungen‘ (S. 246) werden wir die Früchte ihrer Tätigkeit näher zu würdigen haben; in meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern‘ (1919) stehen sie, etwa 2500, annähernd vollständig beisammen.

Schon hier aber muß vorweggenommen werden die Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins durch den hochverdienten Hermann Riegel (1885). Der Verein hat im ersten Menschenalter seines Wirkens erfreuliche Erfolge geerntet und selbst den Gegnern oder Entstellern seiner Bestrebungen genützt, wie weiterhin gezeigt wird. Vor allem hat er das Sprachgewissen der Gebildeten geschärft; mehr als früher erkennen sie die Notwendigkeit, richtiges und reines Deutsch zu schreiben, bemühen sich auch leidlich darum, sind aber im allgemeinen, zumal die meisten Männer der Wissenschaft, noch nicht weiter gekommen, als den übermäßigen Gebrauch der Fremdwörter scharf zu tadeln — bei jedem Andern, dagegen jedes ihrer eignen zahlreichen Fremdwörter für unentbehrlich, ja für eine besondere Zierde des deutschen Stiles zu halten. Mit seinen mehr als 320 Zweig-

vereinen, nahezu 40000 Mitgliedern unter den gebildetsten Ständen ist der Deutsche Sprachverein eine Macht geworden, von der nur bitter zu beklagen ist, daß sie nicht mit viel größerer Wucht für die große Sache eingesetzt wird.

Der Verfasser dieses Buches hält sich für berechtigt, die geschichtliche Tatsache hier festzustellen, daß er im Januar 1881, vier Jahre vor der Gründung des Sprachvereins, als Herausgeber des ‚Magazins für Literatur' die ernste Mahnung an seine Mitarbeiter richtete und ihr dauernde nachdrückliche Wirkung erzwang: sich in ihren Beiträgen aller überflüssiger Fremdwörter zu enthalten.

*

Einige Jahre nach seiner Gründung widerfuhr dem Sprachverein das Beste, was geschehen konnte, um seinem Streben neuen Sporn und neues Ziel zu setzen: 1889 erschien in den Preußischen Jahrbüchern folgende ‚Erklärung der Einundvierzig':

Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schutz- und Trutzvereine (?) zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei Einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen zu stellen, und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte (?), fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund (?) der Entwicklung und der Bedürfnisse der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit (?) und der nationalen Widerstandskraft (?) unserer Sprache, Literatur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden (!) Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen (?) Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung (?) entschieden zurückweisen.

Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes (!) erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher (?) zum saubern Gebrauch der Sprache (?) und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.

Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (?) dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr (nur?) steuern kann. Die Regierungen mögen, von sach- und sprachkundigen Männern beraten, umfassender und zugleich behutsamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes (nur?) Wandel schaffen.

Die Unterzeichneten, denen es fern liegt (?), den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden (?) entschieden werde.

Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter (?) und Reichssprachmeister (?) mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit [der Verschmutzung] gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich (?) das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer (!) Begriffe als bereichernden Gewinn (?) darin festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen (!).

Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den (?) Vereinsorganen und der übergroße Eifer vieler Vertreter (?) zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung (?) von Ersatzwörtern Schaden (?) anrichten und Unwillen (wessen?) herausfordern (!).

Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen (!). Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimms Wort [seinem durch die Geschichte der zahlreichen geglückten Verdeutschungen längst als irrig erwiesenen Wort] in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.

Verfaßt war diese Erklärung von Erich Schmidt, einem geschätzten Gelehrten, zugleich aber einem Schriftsteller mit dem allerschlechtesten Stil, dem preziös verschnörkelten; veröffentlicht wurde sie von Hans Delbrück, für dessen Stil und Sprachsinn die Leser in diesem Buche zum Urteil ausreichende Proben finden. Die Unterschriften einiger bedeutender Dichter und Prosaschreiber waren, wie sich später ergab, nur dadurch herausgelockt worden, daß die Sammler die Unterzeichner über die Satzungen und die Ziele des Sprachvereins getäuscht hatten. Treitschke z. B. hat nachmals bitter bereut, seinen guten Namen einer so schlechten Sache gewidmet zu haben; ähnliches ist von Gustav Freytag bekannt geworden. Wildenbruch wurde sogar begeistertes Mitglied des Sprachvereins. Man hatte Männern wie Heyse, Klaus Groth, Gerok, Sybel, Virchow vorgeredet, der Verein suche die deutschen

Regierungen oder doch die preußische zu bewegen, den Schriftstellern von oben herab, etwa durch Gesetz oder Verordnung, vorzuschreiben, welche Fremdwörter erlaubt, welche verboten seien, und die wirklichen Meister der Sprache in Dichtung und Prosa hatten um der Kunstfreiheit willen ihren Namen hergegeben. Die stillosen Unterschreiber waren froh, sich als Hüter des wahrhaft guten Deutsch aufzuspielen, und die Mitläufer, die als Schriftsteller überhaupt nicht in Betracht kamen, unterschrieben mit Freuden, schon wegen der sie ehrenden guten Gesellschaft.

Wir müssen uns die Unterzeichner einzeln ansehen, doch erst nach einem Überblick auf die durch Abwesenheit Glänzenden. Keine Gefolgschaft hatten den großen Sprach- und Stilmeistern Erich Schmidt und Hans Delbrück geleistet von den damals noch lebenden Klassikern unsrer Dichtung und Prosa: Gottfried Keller, C. F. Meyer, Marie von Ebner-Eschenbach, Luise von François, Rudolf Lindau, Rosegger, Moltke, Bismarck, um nur einige der allerbedeutendsten und sprachreinsten Schriftsteller zu nennen. Von den hervorragenden Germanisten fehlten u. a.: Rudolf Hildebrand, Friedrich Kluge, M. Trautmann, Behaghel, Suphan, W. Wilmanns, O. Bremer, P. Pietsch, Wackernell, Heyne; hingegen glänzten die Namen grade der nachlässigsten oder noch schlimmeren Schreiber ziemlich vollständig unter der Erklärung. Von Diltheys, H. Grimms, Hayms, Rodenbergs, Wilamowitzens Deutsch stehen durch dieses Buch verstreut der kennzeichnenden Proben mancherlei. Spielhagen, von den damals berühmten Schriftstellern der mit der kläglichsten Sprache, dem unerträglichsten Stil, durfte nicht fehlen, wo sich schlechte Schreiber neben unsre Klassiker zu stellen erdreisteten. Trotz Treitschkes Widerwillen wurde er als Einundvierzigster ‚Führender' zugelassen. Wie es um Theodor Fontanes Sprache und Stil bestellt ist, werden die Proben beweisen, die jeder Leser beim Blättern in seinen Werken verhundertfachen kann. Ihm genügt z. B. nicht ‚glänzendes Elend', das doch Goethen genügte; er muß ‚splendide Misère' schreiben. Alle Achtung vor der guten Erzählungskunst Fontanes, sehr geringe vor seiner Prosasprache.

Einer der unbeschämten Unterzeichner war jener Karl Weizsäcker, der in seiner ‚verbesserten' Bibelübersetzung den Satz Luthers: ‚Sintemal ich nichts weniger bin, denn die hohen Apostel sind' (2. Korintherbrief 11,5), als ‚führender Schriftsteller, der seine Worte mit Bedacht wählt', verschönerte in: *Denn ich bin in nichts zurückgeblieben hinter den Extraaposteln.* Wir werden diesem ‚führenden' Johann Ballhorn noch öfter begegnen, wo mit der deutschen Sprache, mit Luthers Sprache Schindluder getrieben wird (vgl. S. 180). — Von einem andern Unterzeichner, einem gewissen Karl Bardt, der sich gleichfalls zum führenden Schriftsteller ernannte, rührt eine Übersetzung der Horazischen Episteln her, worin u. a. diese von feinstem Sprachsinn zeugenden Verse stehen:

In kräftiger Arbeit schleunig ausgegeben,
Beschloß er als Gamin hinfort zu leben (im alten Rom!) . . .
Oder: Habt ihr zusammen euch Motion gemacht, . . .
Ersucht er dich, noch etwas zu verweilen
Und sein splendides Jagddiner zu teilen.

Man sieht, wie kurzlebig der Eindruck solcher Züchtigungen wie der durch Lessings Vademecum an dem Horaz-Übersetzer Lange ist.

Außer diesem berühmten Herrn Bardt, der in holder Bescheidenheit ‚stehen wollte, wo unsere Klassiker standen', hatten noch eine Anzahl von Männern unterschrieben, die in ihren Berufen als Prediger, Schulmänner, Altphilologen, Zeitschriftleiter aller Ehren wert waren, aber kein einziges hervorragendes Prosawerk aufzuweisen hatten, überhaupt als Schriftsteller nur engen Fachkreisen bekannt geworden waren: Hermann Scholz, Gustav Uhlig, Dietrich Volkmann, Karl Weinhold, Gustav Wendt und andre.

Bemerkenswert ist noch folgendes: Gustav Freytag, 1889 über die Bestrebungen des Sprachvereins gröblich getäuscht, unterwarf bald darauf für eine neue Gesamtausgabe seiner Werke deren Sprache einer strengen Prüfung, beseitigte über 500 Fremdwörter, die er trotz dem ‚Bedacht', womit er angeblich geschrieben, achtlos hatte stehen

lassen. Er verfuhr dabei genau nach dem Leitwort des Sprachvereins in der Frage der Fremdwörter: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. So ersetzte er u. a. Generationen, mechanisch, Reputation durch Geschlechter und Geschlechtsfolgen, bewußtlos, Leumund. An Treitschke aber schrieb er bald darauf:

Die Agitation der Sprachreiniger hat weit mehr Segen als Nachteil [?] gebracht. Denn sie haben Hunderttausende an Perücke und Zopf gezogen und gemahnt, auf das deutsche Sprachgut gegenüber den neuen Importen zu achten. Ich selbst verdanke dieser Polizeiwirtschaft, daß ich aufmerksamer auf den deutschen Ausdruck und sparsamer im Gebrauch der Fremdwörter im Schreiben geworden bin.

Die kleinen Ungerechtigkeiten ‚Nachteil' und ‚Polizeiwirtschaft' verzeiht man dem Trefflichen: darf doch der geheilte Kranke die Bitterkeit des Heiltrankes schelten. Ebenso verfuhr später der Unterzeichner der Erklärung und Verteidiger der Fremdwörter Rümelin.

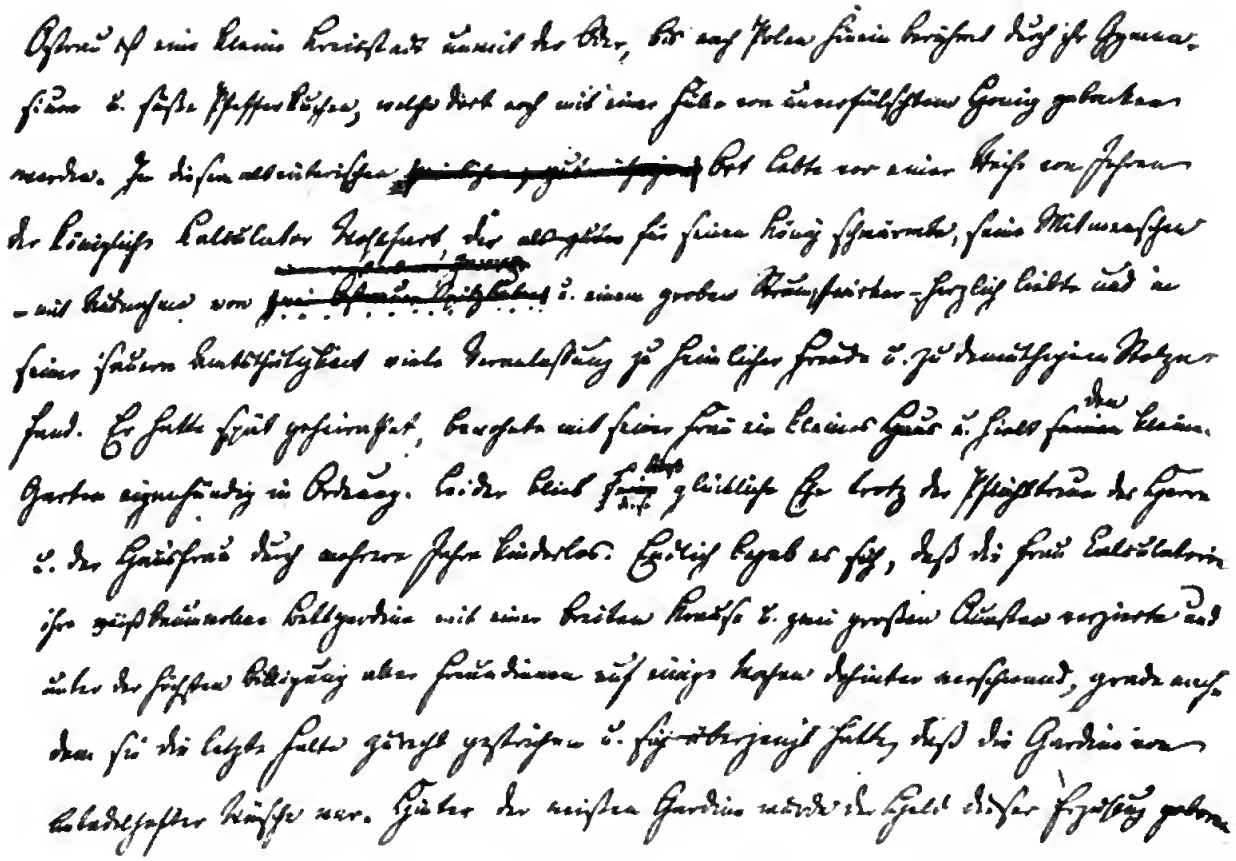
Zu den einzelnen Sätzen jener Erklärung noch dies. Unwahrheit enthielt die Behauptung, daß der Sprachverein den Sprachgebrauch von obenher geregelt sehen möchte. Unwahrheit die, daß die Abwehr der Fremdwörter vornehmlich zum Gebot des Nationalstolzes erhoben werde. Nicht minder Unwahrheit die, daß der Sprachverein gefordert habe, Sprachbehörden, Reichssprachämter und Reichssprachmeister einzuführen. Hohles Gerede war das von ‚den maßlosen Vereinsorganen'; es gab und gibt nur eins: die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, ein Muster der Maße, für manche einer allzu langmütigen Maße. Die Behauptung, daß die Puristen des Vereins die staatliche Autorität angerufen hätten, war leichtfertig aus der Luft gegriffen; der Verein hatte keinen Puristen im Vorstande, und dieser hatte niemals den Staat zum Zwange angerufen.

Schlimmer noch war die tolle Anmaßung des Inhalts der Erklärung. Man stelle sich vor: ein Gelehrter, der als mustergültiger Vertreter der schlechtesten aller schlechten Stilgattungen, der unnatürlich geschraubten, der eitel gezierten, schon damals galt, sammelte einige ausgezeichnete, viele mittelmäßige und mindestens sechs nach Sprache und Stil klägliche, ja abschreckende Schriftsteller um sich und trat mit ihnen einem großen Verein entgegen, der aus den edelsten Beweggründen für die Reinheit und Schönheit der verwahrlosten Muttersprache kämpfte. Dem Verein gehörten eine Anzahl unsrer bedeutendsten Sprachforscher und viele mit Recht angesehene Schriftsteller an: außerdem Hunderte von Oberlehrern, höchsten und hohen Beamten aller Zweige, führenden Männern in Rat und Tat des deutschen Volkes.

Natürlich begegnen wir in jener Erklärung all den selbstgefälligen Truggründen, mit denen von jeher die ärgsten Fremdwörtler ihr Kauderwelsch zu verteidigen gesucht. Der verschwenderische Mißbrauch der Fremdwörter — durch die Andern! — wird phrasenhaft gebrandmarkt; den Fremdwörtlern ‚liegt es fern, den Überschwang der Sprachmengerei' bei den Andern! — zu schützen'. Selbstverständlich ist jedes Fremdwort der Fremdwörtler unter den Verfassern, Sammlern, Veröffentlichern, Unterzeichnern unantastbar, denn — sie erklären sich ja aus eignen Gnaden zu ‚führenden Schriftstellern, die ihre Worte mit Bedacht wählen'. Mit gutem Recht wird daher in diesem Buche jedem der schlechten Schreiber, dessen Namen unter jener Erklärung steht, in den gröbsten Fällen seine selbstgerühmte ‚Bedachtsamkeit' bei der Wortwahl ins Kerbholz geschnitten.

Dann aber die Dreistigkeit, sich für die ärgsten eignen Sprachsünden auf unsre Klassiker zu berufen und sich anmaßend an deren Seite zu stellen: ‚Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsre Klassiker, standen.' Wo standen denn diese? Mitten im 18. Jahrhundert, der deutschen Franzosenzeit unsrer Sprache. Hervorgegangen aus der mehr französischen als deutschen Bildung ihres Zeitalters; mühsam ringend mit einer Sprache, die beinah zwei Jahrhunderte hindurch in Gefahr gewesen, Mengselsprache oder Barbarenrede zu werden; aufgewachsen in einer heimischen Literatur, die nicht ein einziges großes Sprachmuster neudeutscher Prosa bot: so haben unsre Klassiker Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, nicht zu vergessen Winckelmann, das Gewaltigste geleistet, was in aller Geistesgeschichte je in den Bereichen der Sprache und der Dichtung geleistet wurde: eine edle Literatursprache

Zu Seite 172.



Gustav Freytag: Anfang von „Soll und Haben".
Mit Erlaubnis des Herrn Dr. Hirzel in Leipzig.

und eine herrliche Literatur zu schaffen nach wüster Barbarei. In einem Reiche, dessen größter Fürst der vaterländischen Zunge nur stümperhaft mächtig, der vaterländischen Dichtung fremd, ja feindlich war. Kein Deutscher hat das Recht, einem unsrer Klassiker des 18. Jahrhunderts einen Vorwurf daraus zu machen, daß er, als Enkel eines Geschlechtes ohne Vaterland, als Erbe einer halbfranzösischen, viertellateinischen und kaum vierteldeutschen Geistesbildung, die sprachlichen Spuren der traurigsten Vergangenheit mehr als uns heute lieb aufweist. Wo in der Geschichte der Menschheit sehen wir einen zweiten Fall, daß ein großer Künstler sich erst Werkstoff und Werkzeug selber verfertigen, ein großer Schriftsteller erst seine Sprache schaffen mußte? Selbst als Dante den kühnen Entschluß faßte, ein großes Gedicht italienisch statt lateinisch zu dichten, hatte es längst eine brauchbare italienische Literatursprache gegeben.

Und da erdreisteten sich einige unsrer schlechtesten Schreiber am Ende des 19. Jahrhunderts, nach der ruhmreichen Arbeit der Klassiker und Nachklassiker von anderthalb Jahrhunderten an unsrer Sprache, nach drei Geschlechtern von wissenschaftlichen Ergründern deutscher Zunge, deutschen Stils, deutscher Dichtung, sich zur Verteidigung ihres Rückfalles in die Barbarei des 17. Jahrhunderts zu berufen auf eben jene Klassiker, die freien Meister der Sprache, die befangen in den Gewohnheiten vieler Menschenalter sich noch nicht ganz hatten befreien können vom Fluche der deutschen Franzosenzeit! Wo in Wahrheit der größte von allen, Goethe, ‚in diesen Fragen' gestanden, das wird am rechten Ort untersucht werden (S. 275). Hier muß vorderhand die schroffe Zurückweisung einer der lächerlichsten und zugleich empörendsten Überhebungen gegen die Meister unsers Stiles genügen.

Dann aber beachte man die tiefe innere Unwahrhaftigkeit jener berüchtigten Erklärung: sie war das einzige in nahezu reiner deutscher Sprache abgefaßte Schriftstück, das je aus der Feder des Verfassers und Verbreiters geflossen war! Mit einem lange unentdeckt gebliebenen Schreiberkniff hatten sie sich, gewiß im Schweiße ihres Antlitzes, eifrig bemüht, sich als edle Reinschreiber aufzuspielen, damit die unbefangenen Leser sich sagen möchten: Fürwahr, Schreiber mit so reiner Sprache haben ein Recht, im Namen der deutschen Sprache aufzutreten. Ich bin hinter jenen Kniff erst sehr spät gekommen. Jedenfalls hat weder Erich Schmidt noch Hans Delbrück je im Leben vor oder nach jener Erklärung etwas so Deutsches verfertigt wie ihre zur Verteidigung der Fremdwörterei erdrechselte Erklärung.

Unwillkürlich kommt einem beim Rückblick auf jene Erklärung der Vergleich mit Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur. Für den in allen Fragen deutscher Sprache und Literatur bejammernswert unwissenden König lassen sich Entschuldigungen beibringen; für die Urheber jener Erklärung keine. In jeder Geschichte der neuhochdeutschen Sprache wird sie eine Rolle spielen wie Friedrichs traurige Schrift, und die schlechtschreibenden Unterzeichner dürfen von Glück sagen, wenn man sie jetzt oder später nur drollig nimmt.

Noch ein andrer vergleichender Rückblick zwingt sich auf. Was hätten die wertlosesten unter den Erklärern erklärt, wenn sie zwei Jahrhunderte früher, 1687, zu den ‚Führenden' gehört hätten, dazumal als Christian Thomasius in Leipzig das Unerhörteste wagte, was ein deutscher Hochschullehrer wagen konnte: eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache anzukündigen? Man muß das Toben des Professorenklüngels jener Zeit darüber nachlesen: ‚daß das ehrliche schwarze Brett so beschimpft und *Lingua latina* als *Lingua eruditorum* so hindan gesetzet worden wäre.' In der dunstig phrasenreichen, preziösen Schnörkelsprache des Verfassers der Erklärung von 1889 hieß das: ‚die Entwickelung und die Bedürfnisse der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit.'

[Die Gerechtigkeit gebietet, in dieser Auflage hinzuzufügen, daß Erich Schmidt, der Verfasser der ‚Erklärung' gegen den Allgemeinen Deutschen Sprachverein, nach dem Erscheinen meines Buches jene früher unter seinen ‚Charakteristiken' prangende Erklärung aus einem Neudruck mit voller Absicht wegließ! Nach gut beglaubigten Mitteilungen hat

ihn, den gescheiten Mann, nur der Tod gehindert, die einstige Verirrung reuevoll offen zu bekennen. Die von ihrem besser belehrten Verfasser solchermaßen zurückgezogene Erklärung wurde von ihrem unbelehrbaren ersten Veröffentlicher Hans Delbrück nach 25 Jahren, mitten im Weltkrieg ums deutsche Dasein, abermals abgedruckt. Diesmal hat man sich nicht mehr darüber entrüstet, sondern lachend die Achseln gezuckt. Daß Delbrück in Sprachfragen überhaupt nicht mitzählt, weiß alle Welt. — Nachtrag von 1921.]

*

Seit einem Menschenalter ist die Sprachbewegung über jene ebenso empörende wie lächerliche Erklärung samt den Erklärern hinweggeschritten, und auf mehr als einem Gebiet ist mit erstaunlichem Erfolge der aufgehäufte Fremdwörterunrat der Jahrhunderte ausgefegt worden. Im Behördenstil, in der Sprache der besten Zeitungen, im Schriftverkehr der höheren Gewerbskreise herrscht heute unverkennbar größere Sauberkeit als um 1889. Unsre schöpferischen Schriftsteller huldigen fast durchweg dem Grundsatz der Reinheit als eines unerläßlichen Kunstmittels. Auch die Schule, die höhere wie die niedere, tut vielfach, aber lange nicht überall, ihre Pflicht im Ausrotten oder doch Beschneiden der Fremdwörterei, dieser Feindin ehrlicher Bildung, dieser Förderin der Schwindelbildung und des Bildungsschwindels. Ein Gebiet unsers geistigen Lebens jedoch ist von der Veredelung unsrer Sprache so gut wie unberührt geblieben: die in der ‚Erklärung' mit weisem Bedacht, oder vielmehr gleichfalls mit listigem Kniff völlig übergangene Wissenschaft. Grade diese aber verschmutzt die sprachlichen Blutbahnen, die sich säubern möchten, immer von neuem mit dem fremden Blutgift. Bei der hohen sachlichen Geltung der Wissenschaft in Deutschland ist diese Versündigung an einem der vornehmsten Volksgüter unverzeihlich. Ohne die fremdwörtelnde Sprache der Wissenschaft dürften wir hoffen, wenn nicht zu einer reinen, so doch allmählich zu einer leidlich saubern, anständigen deutschen Gemeinsprache zu gelangen. Mit der wissenschaftlichen Fremdwörterei ist hier nicht gemeint die Überkommenschaft früherer Jahrhunderte, sondern die Sucht, die Seuche, die Wut vieler wissenschaftlicher Schriftsteller von heute, immer neue, immer überflüssigere, immer tollere Fremdwörter zu erfinden. Wir werden diese Krankheit in einem besondern Abschnitt (S. 177) näher untersuchen; zur Kennzeichnung des gegenwärtigen Zustandes vorweg nur wenige Proben.

Zwei Jahrhunderte lang gab es Moral, moralisch, und auch wer sie nicht schreiben mag, weil Sittlichkeit und sittlich genau dasselbe besagen, wird sie als längst eingebürgert gelten lassen. Da Griechisch viel vornehmer ist als Latein, so wurde Ethos, Ethik, ethisch hinzugetan, und ein Verein zur Vertiefung der Sittlichkeit nannte sich vornehmtuerisch ‚Ethische Gesellschaft'. Bald aber reichten weder Moral noch Ethos aus, und es gab neue Bereicherungen unsrer armen Sprak: Immoral und Amoral. Nun fehlen aber noch immer Bimoral, Exmoral, Submoral, Metamoral, Prätermoral, Hypermoral usw. Aber vielleicht täusche ich mich, und sie sind schon alle da? Immoralismus und Amoralismus sind mir schon begegnet. Jedenfalls öffnet sich hier ein unermeßliches Feld für unsre Ethiker, die zwar die unmoralische Menschheit bisher nicht wesentlich gebessert zu haben scheinen, sich aber um so erfolgreicher der gebrechlichen Sprache annehmen. Bald werden Moral und Ethos völlig ausgeleiert sein, und was dann? Ja was dann? Ich empfehle den wortschöpferischen Ethikern das indische Dharma, das mit seinen vornehmen dh das griechische th noch überbietet. Auch zu Ableitungen ist es nicht ungeeignet: dharmatisch, Dharmatik adharmatisch usw. werden keine Schwierigkeiten bereiten. Ein Jahr nach ihrer Einführung wird der tiefgründige deutsche Dharmatiker den oberflächlichen Puristen beweisen, welche neue feine Nüankßen und subtile Differenzierungen dem Dharma gegenüber Moral und Ethos innewohnen.

Primitiv kannten wir, ach ja; seit einiger Zeit kennen wir auch Primitivität, Primitivismus, primitivistisch — sie alle bei gewissen Kunstschreibern und, wie immer, bei Karl Lamprecht. Motiv und motivieren gab es längst; Lamprecht hat uns um die Motivation bereichert, eine unendlich feinere Nüankße als Motivierung. Die Maschine war alt; jung

ist maschinös und wird fortzeugend eben so Schönes gebären, z. B. Maschinosität, Maschinismus, maschinistisch, maschinibel, maschinabel, maschinubel (wie volubel). Warum eigentlich nicht?

Wenn die Franzosen in ihren Witzblättern den Durchschnittsdeutschen schildern wollen, so lassen sie ihn in jedem Satze mindestens einmal ‚kolossal' sagen, was immerhin ein wenig übertrieben ist. Karl Scheffler, einer unsrer sich in Fremdwörtern überschlagenden Kunstschreiber, bildet aus dem ohnehin abgeschmackten ‚einfachen' Schwulstwort die Kolossalität; die Monumentalität hatten wir ja schon zum Glück, sonst hätte er sie erfinden müssen. — Die Imagination, ein Kunstausdruck des 18. Jahrhunderts, war einmal aus der Mode gekommen. Das ging nicht an, der berlinfranzösische Kunstschreiber Poppenberg, bei seinen Lebzeiten der größte Fremdwörtler dieser Gattung, erfand imaginatorisch Warum grade so? Warum nicht, ich frage im Ernst, imaginibel, -abel, -ubel? Warum nicht imaginal, imaginell, imaginös, imaginistisch, imaginalistisch, imaginalistizistisch? Der Leser halte mich nicht für boshafter, als ich vielleicht bin: blödes Zeug genau von dieser Art gibt es tatsächlich in unsrer so wonnesamen, so trauten Muttersprache. Die meisten Bereicherungen mit solchen Formen verdanken wir Karl Lamprecht. Seit Menschenaltern gab es das Wort historisch, und obwohl es nicht um einen Hauch mehr besagt als geschichtlich, obwohl die Engländer und Franzosen mit einer Wortwurzel für Geschichte und geschichtlich gut auskommen, mußten wir uns, da wir Deutsche sind, das Nebeneinanderbestehen von geschichtlich und historisch gefallen lassen. Indessen mit der Zeit bedienten sich des Wortes ‚historisch' außer den berufsmäßigen Geschichteforschern ganz gemeine, nicht zünftige Schriftsteller, Zeitungschreiber, Abgeordnete, Minister und andrer Bildungspöbel: folglich verlor das Wort für gewisse Berufsschreiber seinen Zunftadel, und — sie beglückten die Wissenschaft und uns mit historistisch.

Hierbei, so denkt der tumbe Laie, hätte sich die vornehmste Gelehrsamkeit beruhigen können. Sie beruhigte sich nicht, sondern suchte, um Gottscheds prächtiges Spottwort aufzufrischen, sich noch unverkennbarer *‚en parlant* von der *canaille* zu *distinguieren*': sie, das heißt Karl Lamprecht, erfand das herrliche historizistisch. Die Fremdwörtelei der Wissenschaft ist ja keine Fachsprache, die für Fachgenossen neue Begriffe kurz und schlagkräftig ausdrücken will; sondern sie ist eine Kastendünkelsprache, die ohne die geringste Begriffsbereicherung, durch bloßes Wortgeklingel, den Schein einer besonders neuen, besonders tiefen Geheimwissenschaft erzeugen will und bei Unkundigen leider oft wirklich erzeugt. Eins der wichtigsten Mittel hierzu ist die griechische Bindesilbe *ist*; wer hiermit Bescheid weiß, kann, ohne ein Wort Griechisch zu kennen, mit den berühmtesten Männern aller Wissenschaften in der Wortflunkerei wetteifern. Als Vorbilder mögen ihm, außer historistisch und historizistisch, dienen: schematistisch bei Gervinus, panlogistisch bei Th. Ziegler, impressionistisch bei allen Kunstschreibern, pogromistisch in schlechtgeschriebenen Zeitungen, hetäristisch, negativistisch, subjektivistisch bei Lamprecht. Doch wie armselig erscheint selbst dieser üppigste aller Fremdwortdrechsler! Ein Wort z. B. wie ‚hetäristisch' befremdet bei ihm durch die unfruchtbare Vereinsamung. Warum nicht ‚hetäribel' für ein Frauenzimmer das zur Dirne, ‚hetärös' für eine Gesellschaft die zum Dirnenwesen sich neigt? Warum nicht, mit feinster verallgemeinernder Abschattung, hetäribilistisch und die davon untrennbare Hetäribilistizität? Sprachlich, wenn man solches Lallen überhaupt zur Sprache zählen will, sind sie ebenso richtig gebildet wie irgendein andres Unwort; also bitte, warum denn nicht? Hermann Bahr ist ganz im Recht, wenn er von jemand schreibt: *Er ist nicht Marxist, nein, sondern Marxistist, so muß man es nennen.* Unter allen Umständen muß man es so nennen, denn die nächste Auflage des Heysischen Wörterbuches mit seinen lumpigen Hunderttausend Fremdwörtern muß doch um einige Tausend Neuschöpfungen vermehrt werden.

Renaissance erklärt jeder Welscher für völlig unersetzbar und unübersetzbar. Hält man ihrer einem vor, daß man ganz einfach ‚Auflebung' sagen könnte, so erklärt er uns für verrückt. Zeigt man ihm die Stelle bei Goethe (Italienische Reise, 22. 7. 1787), wo

ſtatt *Renaissance* Auflebung ſteht, ſo wird er verlegen, aber nur für einen Augenblick. *Renaissance* gehörte bis vor kurzem zu den armſeligen Welſchereien ohne Ableitungen, — da fand ich bei einem Meiſter des ‚Deutſchen', Th. Heuß: C. F. Meyer und der *Renaissancismus*. Es war die höchſte Zeit.

Sehr beliebt, allerdings nicht ganz ſo ergiebig, iſt die lateiniſche Bindeſilbe *iv*. Bierbaum will in einem Reiſebericht wiſſenſchafteln und ſchreibt von der Kunſt des im Kraftwagen Dahinraſenden: *Bilder objektiv registrativmäßig aufnehmen*. Doch gewinnt erſt Lamprecht dem *iv* die feinſten Reize ab. Intenſiv und Intenſität hatten wir zu unſerm Heile ſchon; aber wo blieben Intenſivität, intenſivieren? Jetzt hat Lamprecht ſie uns endlich geſchenkt. Agitator, Agitation, agitieren beſaßen wir; agitativ fehlte noch: vor kurzem fand ich es in einer Zeitung aus der Feder eines Mannes, der ſich als abgeſagten Feind des Fremdwörterunweſens — bei den Andern — bekannt hat. Julius Stinde, der Schöpfer der Familie Buchholz, bildete einmal derbſpottend als Ausfluß der Buchholzerei Acceptabilicität; er hatte Lamprecht auf ſeiner ſprachſchöpferiſchen Höhe nicht erlebt, ſonſt hätte er den Spott unterlaſſen. Die Wirklichkeit iſt ja immer erfinderiſcher als die Dichtung. Einem ſtrebſamen jungen Germaniſten auf dem Gebiete der Wortforſchung empfehle ich als Stoff zu einer Habilitationsſchrift (oder muß es gemäß den Fortſchritten deutſcher Wiſſenſchaft nicht vielleicht beſſer heißen: Habilitiſierung oder Habilitiſtizierung?): Karl Lamprechts ſprachliche Neuſchöpfungen. In einem Anhang könnte er noch die Theobald Zieglers behandeln, ſolche Herrlichkeiten wie: luxurieren, Egoität, individuallos (beſonders merkwürdig als bisher einziges Beiſpiel für die Zuſammenſetzung eines Beiwortes mit los), verabſolutieren, ſich ſkandaliſieren (weil die Franzoſen ſagen *se scandaliser*).

In den barbariſchen Zeiten unſrer klaſſiſchen Literatur ſagte man Verinnerlichung und dachte ſich etwas Lebendiges dabei; die deutſche Wiſſenſchaft kommt und ſetzt dafür Eſoteriſierung: welche Errungenſchaft! — Der Egoismus war von altersher da; als unentbehrliche Ergänzung wurde Altruismus geſchaffen: *Die ſchönſte Blüte des Chriſtentums iſt* — man erwartet: *die Bruderliebe;* nein: *der Altruismus* (in der Nationalzeitung). Doch wie kränkend für den echten und gerechten Fremdwörtler: die beiden äußerſten Pole des ſittlichen Empfindens waren glücklich mit lateiniſchen Namen bezeichnet: Egoismus, Altruismus, und die ſo wichtige ‚mittlere Linie' mußte ſich mit gemeinen deutſchen Benennungen begnügen: mit Gegenſeitigkeit, Wechſelgefühl, Gemeinſamkeit, Gemeinſchaftsgefühl. Dieſem Unfug mußte ein Ende bereitet werden: obwohl wir doch die ſo wohlklingende *Reziprozität* beſaßen, wurde *Mutualismus* hinzuerfunden, von einem angeblich lateiniſchen Worte *mutualis*, das es nie gegeben, und nun erſt hatte die liebe Fremdwörtlerſeele Ruh.

Dritter Abſchnitt.

Die Fremdwörterſeuche.

Melius malum Latinum quam bonum Tentonicum (Beſſer ſchlechtes Latein als gutes Deutſch). (Ausſpruch eines Nürnberger Lateinlehrers um 1530.)

Ihr, deren grob verderbtes Blut
Sich gleichſam als des Fiebers Wut
Ob meiner Schrift erhitzet und gefrieret,
Ihr miſchet Teutſch, Welſch und Latein,
Doch keines rein,
Euern Verſtand nicht zu lang zu verhälen.
(Weckherlin).

Was zur Erhaltung der teutſchen Sprache in ihrer anſtändigen Reinigkeit gereichet, abſonderlich zu beſorgen. (Leibniz in der von ihm verfaßten Stiftungsurkunde der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften über deren Aufgaben.)

Der vorige Abſchnitt ſchilderte den herrſchenden Zuſtand der Sprache unſrer Wiſſenſchaft; die löblichen Ausnahmen ſollen an ihrem Ort nicht verſchwiegen werden. Es nützt nichts, ſich die Augen zuzuhalten gegen die Tatſache, daß die Fremdwörterſeuche in

der Wissenschaft, aber noch auf manchen andern Gebieten unsers innern und öffentlichen Lebens immer verderblicher anschwillt. Besteht überhaupt die Möglichkeit, sie zu heilen, dann nur nach der Erkenntnis ihrer ungeheuerlichen Ausbreitung. Behörden und Sprachverein mögen noch so viele schmutzige Zuläufe reinigen und verstopfen, aus immer neuen Schlammgruben und Sielen sickert ununterbrochen neue üble Jauche in den stolzen Strom unsrer Sprache. Jeder der Schriftsteller, von denen auf den folgenden Seiten Beispiele der überflüssigsten, der lächerlichsten Fremdwörterei stehen, würde sich empören, wenn man ihn für einen Fremdwörtler erklärte; denn heißen will keiner so, und doch trifft diese Bezeichnung auf fast jeden zu, mit nur geringen Unterschieden nach Häufigkeit und Geschmack. An vielen unsrer guten Schriftsteller übersehen die meisten Leser die Fremdwörterei, weil ihr glänzende sühnende Eigenschaften gegenüberstehen. Ein Sprachlaster bleibt, was es ist, auch bei dem besten Schreiber; doch werden wir die gelegentliche Fremdwörtlerei bei Paulsen, Nietzsche, Dühring, Harnack, Rosenkranz, also ausgezeichneten Beherrschern des Ausdrucks und des Stiles, anders beurteilen als bei solchen Schluderern wie Spielhagen oder solchen Sprachgecken wie Poppenberg oder Hermann Bahr. Die Schreiber stehen in bunter Reihe nebeneinander; sie zeitlich oder nach dem Grad ihrer Fremdwörtelei zu ordnen, ist zwecklos.

Paulsen schrieb: *Cicero hat, seitdem die Imitation seiner Latinität aufgehört hat,* und wäre um Gründe für die eherne Notwendigkeit von Imitation statt Nachahmung nicht verlegen gewesen. Ob lateinischer Stil oder Wortgebrauch nicht dasselbe besagt wie Latinität, beantworte sich der Leser selbst. Ein andermal beklagte er *die Ekrasierung des Realgymnasiums.*

Rosenkranz wollte sagen (vor 1870): Wir Deutsche sind ein Volk ohne äußerlichen Mittelpunkt. Dies wäre verständlich gewesen. Was schreibt er? Keine Phantasie errät es: *ohne eine äußerliche Centralität!* Sprachlich und logisch ein Unsinn, und doch war Rosenkranz ein sehr gescheiter Mann.

Mommsen: ... *weil der von der Koalition beherrschten Fraktion dieser Körperschaft die Instruktionen der Machthaber fehlten.* So in einer Geschichte der Römer! Was würde ein römischer Schriftsteller, etwa Tacitus, zu Koalition, Fraktion, Instruktion im Munde eines Deutschen gesagt haben, zu drei Wörtern, die der Römer entweder gar nicht oder nicht in der Mommsenschen Anwendung kannte? Was gar zu einer sich lateinisch nennenden Darstellung, in der die meisten Hauptwörter schlechtes Germanisch wären?

Eugen Dühring begnügt sich nicht mit sozial und sozialistisch, sondern braucht unbedingt *sozialitär.* Weiß er, weiß irgendwer, was dies bedeutet? Es steht weder in einem Wörterbuch der französischen noch einem der Fremdwörtersprache: wie also kann ein noch so gebildeter Leser genau wissen, was Dühring meint?

Nietzsche, der nach seitenlanger Sprachreinheit oft wahre Krampfanfälle der Fremdwörterei erleidet, begnügt sich nicht mit Degeneration, die ja um nichts mehr oder besser ist als Entartung, sondern bastelt sich das tolle Wort *Degenerescenz* zusammen, das gleichfalls genau dasselbe besagt wie Entartung. An einer Stelle des ‚Antichrist' spricht er unaufhörlich von *décadence,* von *dekadenten* Werten und dergleichen, als ob er nicht Deutsch verstehe, und wenige Zeilen später schreibt er in genau dem gleichen Sinne vortrefflich: Niedergang, Niedergangswerte.

Carl Busse, einer unsrer lyrischen Dichter, der für die zarten lyrischen Empfindungen die zarten deutschen Ausdrücke findet, berichtet über Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin: *Sie gelten als eine Zierde unserer epistolographischen Literatur.* Er wird uns gewißbeweisen, welche feinere Nüankße diesem Schwulst als der ‚Briefliteratur' zukommt.

Hermann Bahr, der sein Deutsch gern aus dem Französischen übersetzt (z. B. Seelenstände aus *états d'âme*), findet das urdeutsche ‚Wesen' unzulänglich für die Schärfe seiner Sinne: *Der Gang ist ein Verräter unserer Essenz.* Wer sich mit Essenzen salbt und dann auf die Straße geht, den mag dieses sein Wesen wohl verraten.

Paul Kühn gibt einem Buche ‚Die Frauen um Goethe' den Untertitel ‚Weimarer *Intérieurs*', sprich: Änkteriörß, — oder wie sonst? — denn der französische *Pluriel* würde anders nicht zur geziemenden Geltung kommen.

Bierbaum, in vielen seiner Gedichte teutschtümelnd bis zur Übertreibung ins Mittelhochdeutsche, bringt ohne Küchenlatein und Speisekartenfranzösisch keinen längern Prosasatz fertig. Er gehört zu denen, die ein deutsches Begriffswort erst dann wählen, wenn ihnen durchaus kein fremdsprachiges einfällt. Ein Wagen ist bei ihm nicht unzulänglich, sondern insuffizient; ein Sitz wird zur Aufnahme weiterer Koffer nicht hergerichtet, sondern adaptiert; ein Schutzleder ist nicht sinnreich, sondern ingeniös erfunden. Gegen klappernde Fenster hat er nicht Abneigung oder Abscheu oder Widerwillen, sondern Aversion. Er rüstet sich nicht — es handelt sich um eine so großartige Sache wie eine Lustreise im Kraftwagen —, sondern equipiert sich; ein Kleiderkünstler oder noch einfacher ein Schneider ist ihm ein Kleiderkonstrukteur, eine Aussicht eine Perspektive, Hirsche haben ein *air* von Gelangweiltheit. Und der Mann war kein Kellner oder Handlungsreisender von einer jetzt auch schon aussterbenden Art, sondern ein sozusagen berühmter deutscher Schriftsteller.

Schöll will von der Welt, der Gesamtwelt sprechen; Welt genügt dafür, doch doppelt hält besser, also heißt es Totalwelt. Das Gegenteil dazu wäre dann die Partialwelt. Aber warum nicht vornehmer Totalkosmos oder Pankosmos?

Der Germanist Eugen Wolff, unfähig zwei Sätze hintereinander in deutscher Sprache zu schreiben, spricht von den Begleitumständen lyrischer Gedichte: *Sie muß der Dichter eliminieren, um dadurch die Gefühlserreger in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, prononzieren.* Wurde von einem der Dunse des 17. Jahrhunderts elenderes Gewäsch verübt? Könnte der hohnvollste Spötter einen Schreiber schonungsloser übertreibend nachäffen? Wolff ist Lehrer der Deutschkunde an einer deutschen Hochschule.

Der Germanist Max Herrmann, der nicht um sein Leben zu retten die Hauptbegriffe eines längern deutschen Satzes deutsch ausdrücken könnte, schreibt: *Goethes Werther fällt nicht aus dem Oeuvre des Dramatikers und Lyrikers heraus.* Er findet im Werther eine Mischung von *dramatischer Objektivität und lyrischer Subjektivität* und bewundert darin *die zyklisch-lyrische Rolle der Tageszeiten.* Es sei *ein erlesener Genuß, die Intensität* (nur so? nicht Intensivität?) *und die Diskretion zu erkennen, mit der auf wichtige Situationen vorgedeutet wird.* Jerusalems Tod sei für Goethe gewesen *das pragmatische Resultat seiner Reflexionen,* und eine Selbstschilderung heißt: *das autopsychologische Element.* Bei diesem Germanisten haben die deutschen und fremden Begriffswörter ihre Rollen vertauscht: die deutschen erscheinen wie Fremdwörter inmitten des fremdsprachlichen Gestammels. ‚Brecherisch' hätte Vischer dergleichen genannt. Zu solcher Entartung eines Teiles der sich mit Goethe beschäftigenden Germanistik stimmt es ausgezeichnet, daß das Goethehaus in Weimar jetzt amtlich ebenso undeutsch wie sprachwidrig ‚Goethe-National-Museum' heißt. Die große Weimarer Gesamtausgabe seiner Werke heißt allerdings bis jetzt noch nicht ‚Das *Oeuvre* Goethes' aber; unsre Wissenschaft, besonders die germanistische, ist ja entwicklungsfähig.

Vielen Germanisten versagt das Deutsche bis zum Lallen. Professor B. Litzmann will aufzählen, was für Früchte der ‚gemeinsame Nährboden der modernen Nervosität und Hysterie' in der Literatur erzeugt hat. Man sollte denken, einem deutschgeborenen und deutscherzogenen Manne, der die Erforschung der deutschen Sprache zu seinem Lebensberuf gemacht, müßte das, wenn auch mit einiger Mühe, in der Sprache seiner Eltern und seines Wissenszweiges halbwegs gelingen. Folgendes sind die Früchte: *Krassester Materialismus, mystischer Spiritismus, demokratischer Anarchismus, aristokratischer Individualismus, pandemische Erotik, sinnabtötende Askese.* Er vergißt: fremdwörtelndes Rotwelsch. Der Gelehrte, der solches Deutsch schreibt, wurde vom Staate dazu bestellt, deutschen Jünglingen Vorlesungen über deutsche Sprache und Dichtung zu halten.

Schreiber wie Litzmann haben uns Urteile zugezogen wie das in der Pariſer *Revue critique*: ‚*Ce style à moitié* (?, viel mehr als das) *français qui passe aujourd'hui pour de l'allemand*. Auf unſre gelehrten Welſcher macht kein noch ſo berechtigtes Hohnwort der Feinde Eindruck, denn mit ihrem Dünkelwelſch fühlen ſie ſich den ja nur reines Franzöſiſch ſchreibenden oberflächlichen Franzoſen hochüberlegen. Und dann wundern wir uns, daß die Feinde unſre ‚*Kultuuuhr*‘ verhöhnen und daß unſre einſtmaligen Freunde ſich von unſrer Würdeloſigkeit angewidert fühlen.

Der verſtorbene Germaniſt Haym ſchrieb über Schiller: ... *zu einer Biographie gestaltet, deren Motive sich auf dem Niveau des populären Interesses für Schiller bewegen* — jedes bedeutſame Wort fremdſprachlich.

Profeſſor Karl Weizſäcker hat Luthers Bibelüberſetzung u. a. wie folgt in ſein geliebtes Neuhochdeutſch verbeſſert: für Bürgſchaft ſchreibt er *Kaution*, für Hauptmann *Kommandant*, für Geſchöpf *Kreatur*, für Meuchelmörder *Sikarier*, für Kriegsoberſt *Offizier*, für Gerichtstage *Gerichtstermine*, für Ruhr *Dysenterie*, für beſeſſen *dämonisch*, für Fürſt *Regent*, für freundlich *human*, für Zerſtreuung *Diaspora*, für Gebot *Edikt*, für Kopfgeld *Kapital*, für Jugendgenoſſen *Proselyten*, für Vornehmſte *Notabeln*. Und dieſer Verballhorner eines der ewigen Meiſterwerke deutſcher Proſa hatte die Stirn, ſeinen Namen unter eine Erklärung von angeblich ‚führenden Schriftſtellern‘ gegen einen Deutſchen Sprachverein zu ſetzen! Gibt es außer dem deutſchen noch ein Bildungsvolk, unter dem ſolche Affenſchande möglich wäre? — Hierher gehört auch die Verbeſſerung Leſſings durch einen Germaniſten: Leſſing ſpricht im Laokoon über den ‚fruchtbarſten Augenblick‘; hieraus wird in der Abhandlung eines Deutſchlehrers an einem Berliner Gymnaſium: ‚der fruchtbarſte Moment‘ (wahrſcheinlich Momang auszuſprechen).

In einer Abhandlung über Novalis will Franz Blei von deſſen ins Erhabene verfeinertem Liebesgefühl ſprechen. Dies würde jeder Leſer verſtehen; da jedoch das, was jeder Leſer verſteht, zu gemein iſt, ſo ſpricht er von ‚Hardenbergs *sublimer Metaerotik*‘. Eine gebildete Frau wandte dagegen ein: ich dachte, Hardenbergs Geliebte hieß Sophie, nicht Meta; als ich ihr den Irrtum aufklärte, ſchämte ſich die Gute ihrer Unbildung.

Der Rechtslehrer Franz von Liſzt, kein Arzt, ſpricht von der *deletären Wirkung des Alkoholmißbrauches*. — Ein bekannter Literaturforſcher ſchreibt: *Der Leutnant von heute evolutioniert sich nicht zur Dekadenz*. — Der ‚Erklärer‘ Spielhagen ſpricht von einem *Stadium des Überreizes, des excitement*. Dies ſoll eine Steigerung ſein; Spielhagen weiß nicht, daß *excitement* ſchwächer iſt als Überreiz, aber Engliſch muß ausgekramt werden.

Hans Delbrück, der Sammler und Veröffentlicher der ‚Erklärung‘ ſchreibt: *Brandt war äußerlich prädisponiert, intellektuelle Leistungen für aktive Leistungen anzusehen*; gleich darauf aber, diesmal ſeine Worte wirklich mit Bedacht wählend: *Gneisenau aber hatte, wie man es öfter bei Männern der Tat findet, die mit der Anlage zur Wissenschaft* ... Alſo er kann deutſch, nur nicht immer. Natürlich wird er beweiſen, welche tiefe Nüankßenkluft zwiſchen Prädispoſition und Anlage gähnt; die Fremdwörtler beweiſen dergleichen in jedem Falle, denn ſie ſind von einem unſagbaren ſprachlichen Feingefühl beſeelt.

In Delbrücks Preußiſchen Jahrbüchern verkündete ein Herr Robert Heſſen: *Das Wort Journalistik deckt einen deutschen Kulturbegriff, der erst mit unsrer Nation untergehen wird*. Und doch hatte ſelbige Nation mehr als ein Jahrhundert Journaliſten gehabt, z. B. den Journaliſten Leſſing bei der Voſſiſchen Zeitung, ehe ſie juſt dieſes Wort für die Zeitungſchreiber erfand, und hatte doch beſtanden. Sie wird den Untergang des Journaliſten ebenſo heil überleben, wie ſie den der ‚Armee‘ überlebt hat; wenn ihr nur der ehrliche Zeitungſchreiber und das tapfere Heer bleiben.

Der große Sprachmeiſter Hans Delbrück kennt ein ‚*höchstes Maximum*‘ und beſchert uns die *Rejuveneszenz*. Wer aber meint, dies laſſe ſich verſtändlicher auf Deutſch ſagen, dem wirft er vor, ‚die deutſche Sprache unnational zu verſchleimen‘. Reines Deutſch hält

er nämlich für unnational. Würde irgendein gesundes Volk einem Menschen wie Delbrück gestatten, über Fragen der Muttersprache mitzureden?

In einer deutschgesinnten Zeitung, der Täglichen Rundschau, stand folgender Satz: *Drei Resolutionen sind beschlossen worden, um gegen die Zustände zu protestieren, insbesondere dagegen, daß die konstitutionelle Agitation despotisch unterdrückt werde.* Man stelle sich vor, ein Franzose schriebe: *Trois* Beschlüsse *ont été prises pour* widersprech*er à cet état de choses, surtout à la* gewaltherrl*ique suppression de la* verfassungsmäßig*elle* Werbearbeit', und man suche das Wort, das ihm von allen französischen Lesern ins Gesicht geschleudert werden würde. Dieselbe erbauliche Übersetzungsübung nehme man mit andren Pröbchen der deutschen Fremdwörtler vor.

Der Germanist Rudolf Lehmann, der einst an der Posener Akademie zum Vertreter des Deutschtums gegen fremde Einflüsse bestellt ward, der Verfasser eines großen Werkes über den deutschen Unterricht, spricht von einer ‚*Robustizität*' des Geschehenen und bekennt dadurch, daß solche abgrundtiefe Weisheit sich auf Deutsch nicht aussprechen lasse. Jeder gebildete Pole wird das auf Polnisch ohne weiteres sagen können. Aber mit solcher ‚Sprache' wie *Robustizität* sichert man vortrefflich den Bestand des Deutschtums, soweit die deutsche Zunge klingt, nicht wahr?

Ich liebe den prächtigen Erzähler Theodor Fontane und genoß die Ehre, Freund von ihm genannt zu werden. Lebte er, ich würde ihm ins Gesicht sagen — und er war der Mann, es ruhig anzuhören —, daß seine Fremdwörtelei über alles vernünftige Maß hinausgeht. Er fühlte sich nicht wie Chamisso als deutschgebildeten Franzosen, sondern war ein durchaus deutscher Mann; überdies waren seine Kenntnisse des Französischen von rührender Dürftigkeit. Das hat ihn leider nicht gehindert, bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit französische Brocken und Fremdwörter aller Art einzustreuen, beinah so arg wie die ärgsten Germanisten. In den ‚Fünf Schlössern' heißt es von deutschen Menschen: *Er ridicülisierte sie, worauf sie jene hautaine Miene annahm.* In ganz deutschem Zusammenhange spricht er von ‚*einem célèbren Rencontre*', denn im Berlinfranzösischen ist Rencontre sächlichen Geschlechts. Ist es nicht trostlos, daß einer unsrer liebenswürdigsten Dichter feinfühligen deutschen Lesern, nun gar französischen, lächerlich erscheinen muß durch solche dem tüchtigen Manne so übel zu Gesicht stehende Geckerei? Wie böse Streiche hat ihm seine Fremdwörtersucht gespielt! So z. B. wenn er von der Tafelrunde des Prinzen Friedrich Karl spricht, zu der außer einigen Offizieren gehörten: ein Hofprediger, ein paar Schriftsteller, darunter Fontane selbst, und diese Gesellschaft nennt: *die Paladine der Dreilindener Tafelrunde.*

Bei Marx, dem Vater des Sozialismus: *Die Arbeitsteilung reduziert den Arbeiter auf eine degradierende Funktion. Dieser degradierenden Funktion entspricht eine depravierte Seele.* Wie stören uns die anständigen deutschen Fremdwörter Arbeiter und Seele inmitten der küchenlateinischen Zigeunersprache.

Ein Leipziger Professor hält folgenden Satz für Deutsch: *Tacitus mit seiner prinzipiellen Abnormität der Satzkonstruktion ist ein Unikum der Literatur*, — doch schwerlich ein größeres als die gesamte wissenschaftliche Schreiberei solcher Art in Deutschland. — Eine Preisfrage der Leipziger Universität lautete: *Über das relativ beste Organisationsprinzip der Provinzialadministrativmittelinstanzen*, und zwar deutscher, nicht etwa römischer ‚*Instanzen*'!

Der Rembrandtdeutsche Langbehn, d. h. der Verfasser eines drittelgescheiten, drittelverrückten, drittelplatten Buches ‚Rembrandt als Erzieher' (1890), hat endlich das Geheimnis des Deutschtums entdeckt, wie Dilthey das des Genius (vgl. S. 160), und will, o Glück, es uns offenbaren: *Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutschtums aber heißt* — höher schlägt unser Herz, unser Atem stockt vor freudiger Erwartung — *heißt Individualismus.*

*

Die neusthochdeutsche Sprache beginnt bewußt das niedrige deutsche Wort Seele auszuscheiden; bei vielen Germanisten überwiegt schon die *Psyche*, ja für Goethe gibt es überhaupt fast nur noch die *Psyche*. Ich nenne keine Namen, es sind ihrer zu viele; und unter ihnen ein paar sonst sprachlich anständige. Vertiefen wir uns in die *Psyche* des ersten dieser germanistischen Fremdwörtler, des kühnen Entdeckers der Goethischen *Psyche*. Etwa dieses stumme Selbstgespräch rollte sich ab (ich übersetze aus dem Germanistischen ins Deutsche): ‚Wie ist es denkbar, daß ich für eine die Welt einsaugende und wieder rückstrahlende Seele wie Goethes mich eines so abgedroschenen, schon von jedem nicht goethereifen, ja von jedem nicht einmal promovierten, geschweige habilitierten Deutschen gebrauchten Wortes wie Seele bediene? Wie leicht könnte man in und nun erst außer den Fachkreisen auf den Gedanken kommen, daß ich selbst vielleicht gar keine tiefere Einsicht in das Wesen unsers größten Dichters habe als irgendein nichtzünftiger, nicht festangestellter Kenner und Verehrer Goethes. Setze ich aber *Psyche* statt Seele, so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe [seine übersetzerische Freiheit für ‚*Duplizität des Resultats*‘]: Ich zeige allen des Griechischen Unkundigen, daß ich Griechisch verstehe, was sehr angenehm ist, und ich erzeuge bei ihnen, vielleicht sogar bei einigen harmloseren Fachgenossen, den Glauben, daß ich noch ganz andre Geisteseigenschaften Goethes als die durch das banausische, laienhafte Wort Seele ausgedrückten erforscht habe.‘ Bei einigem Mut, der den welschenden Germanisten niemals fehlt, könnten dann Verbesserungen gewagt werden wie: ‚Glücklich allein ist die *Psyche*, die liebt, — Des Menschen *Psyche* gleicht dem Wasser, — Das Land der Griechen mit der *Psyche* suchend.‘

Bei der leutseligen Freigebigkeit der Fremdwörtler wurde *Psyche* bald ein Gemeinwort für die Seele überhaupt, von Goethes *Psyche* bis zur *Psyche* eines Rotkehlchens: *Wie verstanden sich aber diese einfachen Leute ganz unbewußt auf die Psyche ihres kleinen Lieblings* (Kunstwart, ‚*Organ* für Ausdruckskultur‘! von 1908). — *Zwei Hauptverfahren gibt es, die Seele, die Psyche, eines lebenden Wesens von außen zu studieren.* So ist's recht, die Leser wissen ja gar nicht mehr, was Seele ist, sie muß ihnen ins Griechische übersetzt werden. — *Über das organische Leben des Regenwurms waren wir längst unterrichtet; Taylors Studien haben uns auch die Psyche desselben näher gebracht.* — *Das Geheimnis der gelben Psyche* (der Chinesen!). Fehlt bloß noch, daß der Dünger die *Psyche* der Landwirtschaft genannt wird.

Im *Euphorion*, einer germanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte — Band 17, Heft 1, Seite 95, man kann mit solchen unschätzbaren Dokumenten nicht akribos genug prozedieren — veröffentlicht Heinrich Willemsen einen Aufsatz mit der Überschrift: *Von Heinrich Heines Schulzeit. Ein Beitrag zu seinem Bios.* Der Herausgeber des *Euphorion* fand diese Bereicherung unsers lächerlich kleinen Fremdwörterschatzes durchaus angemessen, und ich begreife nicht, wie Freunde, denen ich vom *Bios* berichtete, sich darüber entsetzen konnten. Auf *Psyche* für Seele müßte *Bios* für Leben folgen; man bedenke: in einer Zeitschrift, die den vornehmen Titel *Euphorion* führt! Entsetzt ihr euch denn über *Psyche, Ethos, Ethnos, Eros*, und alle ihre Sprößlinge? Schreibt ihr nicht längst *Biologie, Biographie, Makrobiotik, Biogenese?* Ist dem einfachen *Bios* nicht billig, was den Zusammensetzungen recht ist? Hätte Herr Willemsen geschrieben: Ein Beitrag zu seiner *Biographie*, so hätte sich ja kein Mensch entsetzt. Nun also! Kommt aber jemand auf den tollen Einfall, man solle schreiben: zu seiner Lebensgeschichte, so schimpft ihr ihn Purist. Also freuen wir uns über *Bios* und schaffen wir, zunächst für die berühmten Männer, das gemeine deutsche Leben ab; die Rotkehlchen und Regenwürmer werden mit der Zeit nicht zu kurz kommen. Übel allerdings an diesen so sehr vornehmen griechischen Wörtern ist ihre schnelle Abnutzung; je vornehmer, desto modischer und geckenhaft häufiger der Gebrauch, desto schneller also ihr Verschleiß. Was aber dann? Dann bleibt dieser Meta- oder Hypergermanistik nichts übrig, als meinen alten Rat zu befolgen: Zurück zum Sanskrit! Daß Ihr große Stilmeister es nicht kennt, tut nichts; denn das wäre ja noch schöner, müßte man alle Sprachen kennen, die man fremdwörtelnd bestiehlt und verschandelt.

Welche andre niedrige deutsche Wörter werden der Seele und dem Leben folgen? *Somatisch* habe ich schon gelesen, also weg mit Leib und her mit *Soma!* Zunächst für Goethe: Goethes *Soma;* später für uns gemeine Lebewesen. — Pflicht, Pflichtenlehre? Kinderfibelsprache! Der Gelehrte hat *Deontologie* zu schreiben. Die weitere Entwicklung unter den Händen unsrer gelehrten Prosakünstler male sich der Leser selbst aus. Denn wie der früh verstorbene Jüngstdeutsche Hermann Conradi so unnachahmbar schön sagte: *‚Das Fremdwort ist und wird bleiben das natürliche Motivationsherz des Aphorismus. Das Fremdwort ist das Prinzip der Synthese, es hat Atmosphäre‘.*

*

Haym bespricht Schillers Abhandlung ‚Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen‘ und fühlt sich gedrungen, Schillers gemeine deutsche Ausdrücke ‚Zusammenhang‘ und ‚tierisch‘ im weitern Verlauf in sein veredeltes Gelehrtendeutsch zu übersetzen: *Der Connex der physischen und geistigen Natur des Menschen.* Jetzt erst ist aus Schillers ungelehrtem, nur deutschem, nicht germanistischem Laiengestammel etwas Wissenschaftliches geworden.

Ein Naturforscher schreibt in einem Nachruf auf Robert Koch: *Inmitten dieses unermüdlichen Schaffens stand Koch als das energievolle Ferment, das die langsam verlaufende Reaktion der Entwicklung des Menschengeistes beschleunigte.* Ein Mensch ist ein Ferment, und die Entwicklung hat eine Reaktion. Er meinte Aktion, die Reaktion könnte doch erst nach dem Ferment eintreten; aber bei Fremdwörtern kommt auf solche Kleinigkeiten nichts an, wenn sie nur auf ion endigen und schwammig oder unverständlich sind.

Man sollte denken, ein so vornehmes und wohlhabendes Fremdwort wie *Villeggiatur* genüge für einen Sommeraufenthalt im pommerschen Heringsdorf. Doch da entdeckt einer von den Hyperakribosen, an denen wir reicher sind als sonst ein Volk, daß dies für einen Strandort ungenau sei, und schreibt ebenso gründlich wie schön: *Aquaggiatur.* Ist es zu grob, wenn man darauf mit einer in dem Wort enthaltenen Silbe „reagiert“? — In derselben Zeitungsnummer stand: *Dieses Je ne sais quoi besteht in dem Chic und Charme und Pli der Pariserin.* Warum aber das unverständliche Pli? Das richtige Berlinfranzösisch lautet doch Plü.

Hermann Bahr nennt seinen Band sehr schlechter Novellen: *Romanetten* und glaubt sie dadurch verschönert zu haben. Wie könnte ein so berühmter Mann etwa schreiben: Geschichten? — Der sich auf sein Urfrankentum viel einbildende M. G. Conrad spricht von ‚gelb gantierten Händen‘; gelbe Handschuhe sind zu vornehm, um deutsch ausgedrückt zu werden; vielleicht würde er braune Handschuhe einfach Handschuhe nennen.

Was ist eine *‚architektonische Kausalpsychologie‘?* Ich weiß es nicht, aber Karl Scheffler weiß es; auf uns dumme Leser kommt nichts an. — *Jetzt ist es neun Uhr abends, und die Königin Sonne hat ihren Séjour am Horizont noch nicht abgebrochen* (so im Berliner Tageblatt). — Schaukal heißt ein nicht unbegabter deutscher lyrischer Dichter, der sein Deutsch vergißt, sobald er Prosa schreibt: . . . *wie er überhaupt das Leben experimentierend traktiert.* Die Gesellschaft wird bei ihm zur *Sozietät,* das Gepräge zum *Cachet,* stürmisch zu *impetuos.* Natürlich höhnt er über die Fremdwörter der andern Lyriker, die es genau so machen, z. B. über deren *geste:* ‚Eure Gebärden sind im besten Fall Tätowierungen.‘ Es gibt keinen strengern Verdammer des Fremdwortes eines Andern als den Fremdwörtler.

In Frankreich ist das alte Wort *geste* zum Modewort geworden, — das haben die Franzosen mit sich abzumachen, denn sie fühlen etwas Unmittelbares bei *geste.* Die deutschen Affen der Franzosen fühlen nicht, sondern — äffen eben nur. Die Blätter für Kunst, d. h. Stefan George und die Seinen forderten 1900 großartig, ‚daß der Deutsche endlich einmal eine (!) *geste,* die deutsche *geste* bekomme; das sei wichtiger als zehn eroberte Provinzen.‘ — Aber wir haben sie ja längst, diese echtdeutsche *geste:* die Afferei; kein zweites Volk macht sie uns streitig; wohl aber haben wir einige Provinzen verloren.

In einer Fibel (von Dietlein, 79. Auflage!) wird zu deutschen kleinen Kindern gesprochen vom *‚Analysieren und Elementieren* (!) zweilautiger Wörter', von Vorübungen auf *‚quadratierter* (!) Tafel', und die Schulbehörde läßt solch Buch gemütlich zu. — Paul Güßfeld kam in einer Schrift ‚Die Erziehung der deutschen Jugend' u. a. auf Schleimsuppe zu sprechen und verteidigte ihr gegenüber die *crème d'orge* als das richtigere Wort. — Der Arbeiterführer Liebknecht schrieb in einer Zeitung für Arbeiter: *Das absolute Recht der Majorität ist der größte Despotismus und zugleich die größte Absurdität.* Er war der Verfasser eines besondern Fremdwörterbuches für Arbeiter!

Der Germanist W. Scherer mochte nicht ‚Herausgeber' (eines deutschen Werkes) schreiben; um wieviel feiner ist *Editor.* Verschiedenartig dünkte ihn unfein, also her mit *heterogen!* — Professor Schmoller wollte ein Bild Bismarcks zeichnen: dies nannte er *das Portrait fixieren.* — Man sollte denken, Konzert sei fremd genug; aber nein, ein deutscher singender Geck kommt in die deutsche Stadt Köln und kündigt an: *Vocal recitals,* und die annoch deutschen Kölner strömen in Scharen hin.

Eine große Berliner Zeitung berichtet über einen verbrecherischen Forstgehilfen: *Er ist typisch für den Jüngling, der im Intérieur der Stube erwachsen ist.* Wäre er doch im *Extérieur* der Stube erwachsen!, vielleicht wäre er dann nicht auf die Bahn des Verbrechens geraten.

Es gibt eine hübsche Zeitschrift ‚Die Biene', hauptsächlich gehalten von Bauern, Bahnwärtern, Waldarbeitern usw. Darin steht von einem Pfarrer ein Geschreibsel: *‚Apilogische Miszellen'.* Dem frommen Manne ist dringend das Lesen des Korintherbriefes 1, 14 anzuraten.

Die Zustände vor der Erfindung der Eisenbahn nennt ein Vortragender in Wien *präferrovial.* Hätte ihm jemand vorgeschlagen, ‚voreisenbahnlich' zu sagen, so hätte der gewiß die Antwort bekommen: Welch unschönes Wort! Gegen *präferrovial* aber ist nichts einzuwenden. Am Ende ‚deckt sich' voreisenbahnlich gar nicht mit dem unentbehrlichen *präferrovial?*

Deutschsprechende Menschen pflegten bis vor kurzem zu schreiben: Heidentum und Christentum; der Kunstprofessor R. Muther darf so nicht schreiben, denn jeder Leser würde das verstehen. Er schreibt Paganismus und Christentum; jetzt verstehen das die meisten weiblichen und manche männlichen Leser nicht, und mit jedem Leser, der einen Schreiber nicht versteht, steigt nach deutschem Brauch des Schreibers Ansehen. — Der Kunstwart, *‚Organ* für Ausdruckskultur', berichtet ernsthaft: *Moral ist lächerlich, sagte mir jüngst ein freidenkender Arzt. Ich kenne nur ethische Werte.* Weder dem Arzt noch dem Ausdruckskulturorganisten im Kunstwart dämmert es, daß dies genau so sinnreich ist, wie daß die Armut von der Powerté herrührt.

In einer der größten Berliner Zeitungen stand einmal: *Die bravouröse Haltung des Fürsten von Bulgarien.* Zufällig wurde dies dem berühmten französischen Kritiker Sarcey berichtet, und er schrieb: ‚Frankreich kann es durchaus nicht als eine stillschweigende Ehrenerklärung für seine Sprache betrachten, wenn ein Volk, dessen Sprachreichtum so bedeutend ist wie der deutsche, die französische Sprache so mörderisch entstellt, wie dies in Deutschland durch die Nachäffung französischer Ausdrücke geschieht.' Es gibt kein französisches Wort *Bravourös;* aber dem echten Fremdwörtler genügt ja weder das deutsche noch das fremde Wörterbuch, sein Wörterschatz muß immer größer sein, und er bereichert sogar den französischen (vgl. auf S. 220 *tomber en jeunesse*).

Es bildet sich ein Deutscher Postkartensammlerbund. Warum nicht? Aber wie nennt er sich? Philokartistenbund! Eines Philatelistenbundes (der Briefmarkensammler) durften wir uns längst rühmen.

Und angesichts dieses jedem Beobachter wohlbekannten Sprachzustandes schrieb einer der freiesten Köpfe der Sozialdemokratie, Anton Fendrich, im Weltkriege: ‚Wer innen deutsch ist, kann schadlos ein ganzes Schock Fremdwörter vertragen.' Welch ein Selbstbetrug! Als ob man über einen deutschen Schreiber mit einem ganzen Schock Fremd-

wörter ein Wort verlöre. Als ob es einen Fremdwörtler mit weniger als zehn, als hundert Schock gäbe. Als ob ſich nicht in der ganzen Proſa unſers öffentlichen und geiſtigen Lebens faſt neben jedem deutſchen Begriffswort, oft genug jedem voran, ein Fremdwort ſpreizte. Unſer Unglück iſt aber, daß der grauenvolle Zuſtand der deutſchen Sprache nur ſehr Wenigen vollbewußt geworden.

Das Tollſte, was auf dieſem Gebiet in der letzten Zeit erlebt worden, iſt der Fall Düſel. Dieſer, ein germaniſtiſcher Schüler Erich Schmidts, entdeckte im Weltkriege ſein germaniſtiſches Herz und gab ein Fremdwörterbuch heraus, das, feſt und treu auf den Arbeiten von Sanders, Dunger, Scalfeld ruhend, ganz brauchbar war. In ſeinem Vorwort ſchwärmte Düſel begeiſterungsvoll von dem ‚königlichen Reichtum' unſrer Mutterſprache; und nachdem dies geſchehen, machte er ſelber von ſeinen Verdeutſchungen ſo gut wie keinen Gebrauch, ſondern bediente ſich nach wie vor in allem Geſchriebenen derſelben Welſchwörter wie jeder andre welſchende Kunſtſchreiber. Der Bettlerſtaat der Welſcherei iſt ihm wertvoller und unentbehrlicher als der königliche Reichtum des Deutſchen.

*

Schadenfreude iſt nach Einigen die ſchönſte Freude; aber ach, es freut den Freund ſprachlicher Sauberkeit gar wenig, wenn er ſieht, wie die Fremdwörtler ſich ſelber mit ihrer Unwiſſenheit und Lächerlichkeit tagtäglich bloßſtellen. Z. B. wenn er in dem Aufſatz eines ſehr berühmten Schriftſtellers lieſt: *Trotz ſeiner Popularität iſt Tolstoi der großen Maſſe kaum dem Namen nach bekannt,* welcher Unſinn ihm nicht widerfahren wäre, wenn er ſich Popularität zu überſetzen verſucht hätte. — Die angeſehenſte öſterreichiſche Zeitung berichtete über ein Feſt: *Das Publikum maſſierte ſich* (gegenſeitig?) *vor und hinter dem Burgtheater.* Und das zu Ehren des Kaiſers! — Ach ſo, der Schreiber meinte wahrſcheinlich: es häufte, ſammelte, preßte, drängte, quetſchte ſich. Was aber ſoll der Leſer tun, der jenes abſonderliche ‚*maſſierte*' im deutſchen Fremdwörterbuch vergebens geſucht hat? Er muß ja ans Körperkneten denken.

Der Germaniſt J. Minor erzählt von Hamann, *ſein erſtes Début ſei ungeſchickt ausgefallen;* leider verſchweigt er den Ausfall ſeines zweiten Débüts. Gerechte Strafe für überflüſſige Fremdwörterei; aber iſt das ein Troſt?

Von derſelben Art ſind Sätze wie: *General Willisen hatte ſich endlich bereit gefunden, den offenſiven Angriff vorzunehmen, . . . Das Einzelindividuum iſt zu ſolcher Initiative unfähig, . . . Die akute Leichtigkeit, den Kopf zu verlieren* (dies bei Hamerling), . . . *nach welcher Seite das Schwergewicht gravitierte* (bei Pfleiderer), . . . *Der hypokratiſche* (!) *Zug in Herrn von Bethmanns Regiment* (in einer der größten deutſchen Zeitungen), . . . *Das äußerſte Extrem, . . . Das Momentane einer Augenblicksſtimmung.*

Vor einigen Jahren faſelte die Augsburger Allgemeine Zeitung von der *Unantaſtbarkeit der Integrität der Türkei.* Wendungen wie: *Vokalgeſang, . . . eine höchſtperſönliche Individualität, . . . numeriſch war ihre Anzahl viel kleiner, . . . oſtentativ zur Schau tragen* begegnen jedem Zeitungsleſer ungeſucht. Vom ‚Guerillakriege' lohnt nicht zu ſprechen, er gehört zum eiſernen Beſtand unſrer Zeitungſprache. — Wundervoll muß die Sprachgewalt eines Wiener Zeitungsmannes ſein, der jüngſt berichtete: *Vom Dache des Parlamentsgebäudes wehte ein ſchwarzgelbes Tricolorum.* O möchte es dort wehen *in ſecula ſeculorum!* — Sehr hübſch iſt auch Oſſip Schubins Küchenlatein für ‚Backfiſche': *Dieſes Mädchen hatte nichts von der eckigen Anmut moderner Adoleſcentinnen.* Im Fremdwörterbuch fehlte das noch, jetzt kommt's endlich hinein. Die *Epheben* für die gar zu gemeinen deutſchen Jünglinge hatten wir längſt.

Ein Herausgeber von Hebbels Tagebüchern ſpricht von einer *geſchloſſenen Phalanx der Gleichgültigen* gegen Hebbel. Dieſe neue Vorſtellung einer geſchloſſenen Phalanx der über die Welt Zerſtreuten iſt ſein ausſchließliches Eigentum. — *Im Zirkus Schumann ſind die Singhaleſen noch für zwei weitere Abende prolongiert worden* (aus einer Berliner Zeitung). Und ſolche Menſchenſchinderei nach der Art des ſcheußlichen Prokruſtes

duldet die Berliner Polizei! Hätte der Prolongierer, wenn ihm der unerhörte Gedanke gekommen wäre deutsch zu schreiben, auch ‚verlängert' geschrieben?

Dies ist der Zustand der Fremdwörterseuche in unsern gebildetsten Kreisen, soweit einzelne Beispiele, und würden sie aufs Tausendfache vermehrt, das Bild eines Zustandes zeichnen können. Aber ich weiß, der Leser, einmal rückhaltlos auf diesen Krebsfraß unserer Sprache hingewiesen, wird mein Urteil selber bestätigen; er braucht nur eine beliebige deutsche Zeitung, ein beliebiges wissenschaftliches Werk aufzuschlagen, und er wird durchschnittlich in je zwei Druckzeilen ein Fremdwort finden. Ja, es gibt Schreiber, besonders von wissenschaftlichen Werken, die im Durchschnitt nicht eine Zeile ohne ein Fremdwort fertig bringen, selbst wo es sich nicht um entlegene Sondergebiete mit vielen Kunstausdrücken handelt.

Mit einer Sprache von solcher Beschaffenheit ist eine Kunstprosa unmöglich.

Vierter Abschnitt.

Der fremdwörtelnde Dünkel.

Insolentia et frivola jactantia. (Quintilian.)

Sonder viel mehr liegt ihnen daran, daß sie in Vermummung fremder Sprach und Red vor andern etwas mehr geachtet seien. (Fischart.)

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distinguieren. (Gottsched.)

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Künstler wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck. (Schiller.)

Wie verfährt die Natur um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. (Schiller.)

Mit pathetischem Dünkel — Bisseziert den Winkel.
Quadriert den Zirkel, — (Goethe, Nachlaß zum Faust.)

Ach, smet Bräsig di Sid weg, Produkschon! — Das haben sie sich in den letzten Jahren erst angewöhnt; in meine Kinderjahren wußt kein Mensch was von Produkschon. Das will ich Sie sagen, Meister, das is en bloßen Zierrat, indem daß sie gelehrt aussehen wollen. (Fritz Reuter.)

Ein Tropfen Lüge und Eitelkeit im Menschen spiegelt sich notwendig in seinem Stile und kann ihn zwar glänzend, absonderlich, interessant und sonst noch manches machen, scheidet ihn aber aus dem Bereich der Schönheit. (Ricarda Huch.)

Unsre mehr oder weniger fremdwörtelnden Klassiker zeigen die Spuren der sprachlichen Zeitkrankheit ihres Jahrhunderts. Aufgewachsen zwischen der griechisch-lateinischen Gelehrten- und der französischen Gesellschaftsprache, verdienen sie keinen Vorwurf, daß sie nicht mit einem Schlage die ganze fremde Lumpenpracht vernichtet haben. Sie hatten eine noch gewaltigere Aufgabe für Deutschland zu erfüllen als die genügend große, uns aus dem Sprachelend abgelebter Jahrhunderte völlig zu erlösen. Nicht die leiseste Anwandlung kleinlichen Dünkels spricht aus den von Lessing, Goethe, Schiller gebrauchten Fremdwörtern, und wo immer ein eitler Fremdwörtler sich in irgendwelchen Erklärungen auf jene Meister unsrer Sprache zu berufen erfrecht, da darf man ihm gebührend grob über den Mund fahren. Jawohl, Goethe schreibt an Schiller von Apprehensionen, und Schiller antwortet ihm mit Assiduität; aber diese Wörter sprach alle Welt um beide herum, ohne viel darauf zu geben, und kein Gedanke daran, daß Goethe etwa Schillern, Schiller Goethen gegenüber mit dergleichen großtun wollte. Was aber das Entscheidende: Lessing, Goethe, Schiller sind mit dem ererbten Fremdwörtertrödel nicht nur ausgekommen, sondern haben eine große Menge bewußt ausgemerzt, Goethe sein Leben hindurch wie nur je ein Purist (vgl. S. 275), und keiner hat sich gleich einigen unsrer Wissenschafter von heute das Gehirn zermartert und täglich ein bis zwei neue Fremdwörter hinzuerfunden.

Halbbewußte, viertelbewußte, unterbewußte, in allen Fällen aber irgendwelche Eitelkeit liegt der heutigen Fremdwörtelei zu Grunde, soweit sie nicht aus der gedankenlosen Gewohnheit oder dem Zwange des Berufes entspringt. Als ich schon vor Jahren diese Überzeugung in einer Zeitschrift aussprach, wurde mir die Frage entgegengestellt: War auch Bismarck ein Fremdwörtler aus Eitelkeit? Hierauf habe ich geantwortet und wiederhole es hier, da ich den Einwand abermals erwarte: Bismarck war kein Fremdwörtler, denn die meisten Fremdwörter, die er gebrauchte, waren aufgezwungene Berufssprache. Die Meinung, Bismarck sei ein Fremdwörtler gewesen, ist dadurch entstanden, daß von ihm eine Reihe berühmter Aussprüche mit einem Fremdwort angeführt wird, z. B. der von den Imponderabilien der Politik, der pupillarischen Sicherheit, der Konvergenz. In Wahrheit ist Bismarck der Redner, der Schriftsteller, besonders der Briefschreiber mit viel weniger Fremdwörtern ausgekommen, als der jüngste Privatdozent und der untergeordnetste Zeitungsschreiber mit der ‚höheren Bildung' vereinbar hält. Bismarcks Fremdwörterei war die herkömmliche Handwerkssprache der Gesandtschaften und Ministerien. Als er seine Laufbahn als Staatsmann begann, herrschte das Französische im wechselseitigen Staatenverkehr, und selbst da, wo man deutsch sprach und schrieb, mischte man zum schnelleren Verständnis für die Leute vom Bau die geläufigsten Wörter der französischen Notensprache bei. So kam es, daß der ganz deutschdenkende Landjunker Bismarck als Gesandter mit den Wölfen heulen, also ihre Fremdwörtersprache reden mußte. Ähnlich steht es mit den Fremdwörtern Wilhelms des Ersten: aufgewachsen unter der Oberherrschaft des Französischen als der Gesellschaftssprache der regierenden Stände, mischte er gar manche, nicht sehr viele, Fremdwörter in seine Niederschriften, in Briefe mehr als in Erlasse, fühlte aber die Fremdwörter so deutlich als geistige Fremdlinge, daß er sie bis ins höchste Alter durch die Lateinschrift — ähnlich wie Schiller — unterschied. In des Kaisers Friedrich Aufzeichnungen und Briefen stehen schon viel weniger Fremdwörter als in denen seines Vaters.

Bismarck ist in den Briefen an Braut und Gattin ein deutscher Mann mit deutscher Sprache, die Fremdwörter in ihnen lassen sich zählen. Zieht man in seinen Reden die üblichen Kunstausdrücke der Parlamente ab, Wörter wie Debatte, Amendement, interpellieren und dergleichen, so muß man nach einer sorgfältigen Untersuchung der Staatsschriften und Reden Bismarcks freudig bekennen: Er war das Gegenteil eines Fremdwörtlers, wie es noch jeder wahrhaft große deutsche Mann und Schriftsteller gewesen ist. Die genaue Durchsicht einiger der wichtigsten Erlasse und Reden Bismarcks hat mir folgendes ergeben. In dem Runderlaß vom 18. Juli 1870 an sämtliche Gesandten des Norddeutschen Bundes, einem Schriftstück von drei Druckseiten, stehen nur elf Fremdwörter, allgemein übliche wie: existieren, Motive, Traditionen, oder zum gesandtschaftlichen Sprachgebrauch gehörige wie: Inzidenzfall, Souveräne. Noch weniger Fremdwörter gebrauchte Bismarck im Reichstag am 20. Juli 1870 in der Rede über die französische Kriegserklärung; auf den drei Druckseiten finden sich mit Ausnahme von ‚Genesis der Situation' nur ein paar landläufige Parlamentsfremdwörter. Ähnlich steht es mit den drei großen Seiten seines Berichtes an den König Wilhelm über die Verhandlungen bei Sedan. Man lese ferner die vier Seiten der Antwort Bismarcks an den schweizerischen Gesandten über die völkerrechtliche Seite der Beschießung von Paris: Reklamation, Zirkular, militärische Operationen, konstatieren, Feststellung der Identität und Nationalität, reklamieren, analog, internationale Courtoisie, militärische Aktion — das ist alles.

In der sieben Druckseiten langen Erklärung Bismarcks vom 1. März 1870 im Reichstag über die Todesstrafe kommen nur 13 Fremdwörter vor; in seiner letzten großen Reichstagsrede, der berühmten vom 6. Februar 1888, auf etwa 50 Buchseiten, finden sich nur gegen 20 über den beruflichen Sprachgebrauch hinausgehende Fremdwörter. Ganze Seiten in kraftvollem Deutsch, frei von jedem Fremdwort, so z. B. der schwungvolle Schluß jener Rede, zwei Buchseiten lang, darunter die Stelle: ‚Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.' — Endlich Bismarcks bewegte Ansprache an den Reichstag am 9. März 1888 über den Tod des ersten Deutschen Kaisers. Auf den mehr als drei Druck-

seiten kommen an Fremdwörtern nur vor: historisches Aktenstück, Dokument, Konsolidierung der Nationalität. Hiermit vergleiche man beliebige drei Seiten eines unsrer nur bescheiden fremdwörtelnden Gelehrten, der nicht über die Beziehungen des vielstaatlichen und vielsprachigen Planeten, sondern etwa über die zwischen zwei unbekannten Dichterlingen des 18. Jahrhunderts geschrieben. In allen großen Augenblicken seiner und der deutschen Geschichte hat Bismarck den buntlappigen Bettlermantel der Fremdwörtelei weit von sich geworfen, hat zu Deutschen und Fremden auffallend reines Deutsch gesprochen und geschrieben. Träte ein so im Kern deutschgesinnter Mann wie Bismarck, ausgerüstet mit der veredelten deutschen Sprachkunde der Gegenwart, in die deutsche Geistesbewegung unsrer Tage schreibend und sprechend ein, wer wagt zu bestreiten, daß er dann aufräumen würde mit dem undeutschen und unkünstlerischen Sprachgerümpel aus einer im Deutschgefühl so sehr viel schwächlicheren Zeit! Man lese gewisse Seiten in Goethes und Schillers Briefwechsel mit ihren oft unverständlichen, längst abgestorbenen Fremdwörtern: wer dürfte heute noch so schreiben? Das und manches andre sind Staffeln unsers Sprachweges, die hinter uns, wir dürfen sagen unter uns liegen, und zu denen wir niemals wieder zurückkehren werden.

Nein, es bleibt dabei: die fremdwörtelnden Quacksalber, Nahrungsfälscher, Speisewirte, Schneider, Schreiber aller Art, gelehrte und ungelehrte — sie alle wollen aus Gewinnsucht oder Eitelkeit mehr scheinen, als sie sind. Jeder spiegelt mit mehr oder weniger Bewußtsein den Lesern vor, hinter der Sprache seiner Salben, Gifte, Speisen, Kleider, Abhandlungen und Bücher stecke etwas im gemeinen Deutsch Unaussprechbares; Geheimnisse von so wunderbaren Eigenschaften, daß sie ohne Griechisch, Lateinisch, Küchenlatein echtes und berlinisches Französisch, Englisch usw. nicht auszudrücken, geschweige zu erfassen seien. Es ist dieselbe unvornehme, geschmacklose Eitelkeit, aus der sich manche Menschen mit falschen Diamanten schmücken und Talmiuhrketten mit erbsendicken Gliedern getragen werden. Bei den feineren Abarten dieser Eitelkeit sind es, um im Bilde zu bleiben, Talmiketten mit dünneren Gliedern. Talmi aber, Tombak, Simili oder wie sonst die mit Recht fremdwörtelnden Bezeichnungen für jeden protzenden Schwindel heißen, wird man bei unerbittlich strenger Prüfung auf dem Seelengrunde jedes wirklichen Fremdwörtlers finden. Der Vorsicht wegen füge ich hinzu, daß nicht jeder, der ein allgemein bräuchliches Fremdwort oder noch ein paar darüber gebraucht, schon ein Fremdwörtler ist. Der redliche Leser wird mich verstehen.

*

Man prüfe noch einmal die Beispiele mit *Ethos, ethisch, Psyche, Akme, Bios:* wer will uns einreden, daß solche Griechelei nur getrieben werde, weil das Deutsche nicht genüge? Ein hervorragender Germanist R. M. Meyer erwähnt die berühmte Stelle in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde über die zeitgenössische Dichtung. Sehr schön, also: Überblick, Überschau, Rundblick, Rundsicht, Rundschau, Umschau, Umblick, und zehn, zwanzig andre gute verständliche deutsche Wörter stehen ihm, wenn er nur will, mühelos zu Gebote. Aber er will nicht, *Teichoskopie* muß er schreiben, er kann nicht anders; denn obwohl das der Gelehrsamkeit Alexandrias entliehene Wort und Bild nicht im mindesten paßt, der Leser soll erfahren, daß der Schreiber die Ilias und Griechisch kennt, was jeder Leser dem Schreiber ohne Beweis zutraut, und daß dort eine Rundschau von den Zinnen Ilions vorkommt: darum so stillos wie möglich die *Teichoskopie* der Greise und Weiber auf die kämpfenden Feinde für den Gottfriedschen Rundblick über die dichtenden Freunde. Daß eine große Anzahl seiner Leser das seltsame Wort nicht ohne weiteres versteht, erhöht nur das Ansehen des Schreibers, soll es ja erhöhen. Wollen wir nicht in Zukunft auch Heines Gedicht mit dem ‚*Thalatta! Thalatta!*' die *Thalattoskopie* nennen?

Derselbe Gelehrte liest Goethes Wort über Egmont: *Ich gab ihm das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volkes, die stille Neigung einer Fürstin.* Goethe gebraucht ein einzigmal das italienische *attrattiva* im Gedanken an seine italienische Zeit und als Ausdruck

für eine außerordentliche, dämonische Anziehung. Sogleich wird dieses seltne Sonderwort aufgeschnappt und nun bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit losgefeuert, z. B. ‚Christianens *attrattiva*‘, obwohl diese doch einzig auf Goethe gewirkt hat.

Ein so ehrlicher Schriftsteller wie Bölsche läßt sich von dem kleinen Ehrgeiz — der große ist anders — unterkriegen und befremdet, verblüfft die Leser der Einleitung zu einer Volksausgabe von Humboldts Kosmos: *Diese oder jene hypsometrische Angabe stimmt nicht mehr.* Von zehn Lesern müssen neun ein Fremdwörterbuch aufschlagen, um was zu erfahren? Die großartige Enthüllung, daß hypsometrische Angaben bedeutet: Höhenangaben. Bölsche ist viel zu aufrichtig, um nicht einzugestehen, hier habe es einmal bei ihm gemenschelt. Welcher Erdgeborene wäre frei von jeder Spur der Eitelkeit? Der Verfasser dieses Buches ist kein Pharisäer, der sich in die Brust wirft: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene. Kämpfen aber soll der redliche Schriftsteller mit der uns allen eingeborenen Eitelkeit, der Todfeindin jeder Kunst; diesen Kampf wollen wir sehen. Wem jedoch die Talmikette der Fremdwörtelei protzigdick über dem Bauche baumelt, von dem sagen wir: Hebe dich weg, denn du hast nicht gekämpft!

*

Früher behandelte der Schreiber eine Frage, Aufgabe, Erscheinung, einen Stoff, Gegenstand, Vorwurf; heute ist alles ein großtuerisches *Problem*: *Das Problem des Kleistischen Versbaues, — Das Problem der rationellen Züchtung des eßbaren Kaninchens harrt noch immer seiner definitiven Lösung, — Das Müllproblem in Halberstadt.*

Halb oder doch viertel entschuldbar ist ein im Parlamentskauderwelsch altgewordener Schriftsteller wie Bamberger, wenn er von der preußischen ‚*Indemnitätsbill* von 1867‘ spricht, weil man in England ein Gesetz *Bill* nennt. Käme aber einem Engländer je der verrückte Einfall, von einem ‚*Indemnity*-Gesetz‘ zu sprechen? — In Berlin wird ein neues Museum errichtet, und seinen gelehrten Leitern fällt als das Selbstverständliche ein: *Ethnologisches.* Dem Kronprinzen Friedrich verdanken wir, daß es Museum für Völkerkunde heißt; dem Kaiser Friedrich die Umwandlung des *Ministerconseils* in den Kronrat.

Die Kölnische Zeitung, eine der bestgeschriebenen in deutscher Sprache, läßt doch einmal in der Eile der Herstellung den Satz eines auswärtigen Mitarbeiters durch: *Überhaupt geht durch die ganze Geschichte des Boulangismus ein ausgesprochen weiblicher, ich möchte sagen femininer Zug.* Möchten Sie nicht noch lieber sagen ein: ‚weibischer‘?

Von der Zigeunerform ‚Germanistik‘ wurde schon gesprochen (S. 165). Als ich in meiner Deutschen Literaturgeschichte diese Wissenschaft Deutschkunde nannte, nach dem Muster von Deutschlehrer, Deutschverderber, Lateinkunde, Erdkunde, Weltkunde, Wortkunde, Volkskunde, Völkerkunde, Sternkunde, schalt der Germanist Muncker das richtig gebildete selbstverständliche deutsche Wort: ‚scheußlich‘. Der Zufall fügte, daß ich in derselben Zeitung angezeigt fand: ‚Neue Erscheinungen der Germanistik‘, und durch zwei Zeilen getrennt: ‚Das hervorragendste Werk der Hühnerologie‘. Hätte Jakob Grimm, der leider kein fruchtbarer Wortschöpfer, auch kein geschickter Verdeutscher war, Deutschkunde geschrieben, so würde Muncker dies heute so natürlich finden wie irgendeines der Hunderte von Neuworten, die wir den kühnen älteren Verdeutschern verdanken. Aber was der Germanistik recht, das ist der Hühnerologie billig: beide Wörter sind auf gleich vornehme Weise gebildet, und gegen den Blumisten, Lageristen, Probisten, Hornisten, Comptoiristen kann kein Germanist etwas Triftiges einwenden. Natürlich darf der Blumist keine Blumenspenden verfertigen, sondern stilgemäß ‚*blumistische Arrangements*‘; wie der Germanist keine Untersuchungen mitteilt, sondern *Exkurse skizziert*, keine Ausgaben veröffentlicht, sondern *Editionen publiziert;* oder wie kein Anfänger im Schreiben einen Aufsatz zusammenstümpert, sondern einen *Essay*, der ihm keine größere Schwierigkeit bereitet als die der richtigen Betonung.

Der Bürger liebt das Steuerzahlen nicht — eine traurige Wahrheit, die etwas von ihrer Härte verliert, nicht wahr?, wenn wir schreiben: Der Bürger ist antisteuerzahlerisch.

Dies ist ein von mir erfundener lächerlicher Satz; steht es mit folgender Bereicherung unsrer Ausdrucksweise besser? Erich Schmidt will sagen: Der Einzelne hat sich, anders als Prometheus, in den Grenzen der Menschheit zu bescheiden; dies heißt in seiner uns bekannten Schnörkelsprache: ‚*antiprometheisch*'. Auch philologisch eine Unmöglichkeit, denn *anti* bedeutet nicht un-, sondern gegen, und der antisteuerzahlerische Bürger hat nichts gegen das Steuerzahlen der Andern. Warum wohl schrieb Schmidt nicht: anders als Prometheus, oder: im Gegensatze zu Prometheus, sondern *antiprometheisch*? Weil es anspruchlose Leser in Menge gibt, die *antiprometheisch* für gelehrt, ‚anders als Prometheus' kaum für gebildet halten.

Ich schalte hier ein schönes Gedicht aus dem Nachlasse Knoops (vgl. S. 427) ein:

Eine Unglückliche.

Auf meiner stillen Lebensfahrt
Traf ich ein Weib von sonderbarer Art,
Der Königsmantel schmutzig und zerfetzt,
Mit Flittertram und Lappenzeug besetzt,
Die unvergleichlich herrliche Gestalt
Gebeugt von eines schweren Grams Gewalt;
Und von Mißhandlungen, die es erfuhr,
Verriet das edle Antlitz manche Spur.
Mich trieben ihrer Blicke stumme Klagen,
Nach ihrem Schicksal mitleidsvoll zu fragen.
„Ich war ein Opfer", sprach sie, „allezeit
Der Roheit und der Niederträchtigkeit.
Von bösen Buben litt ich manche Schmach;
Der traurigste Philister stellt mir nach;
Selbst jene lassen kein Erbarmen walten,
Die sich für edel und für vornehm halten.
Und gar — was muß ich nicht von solchen dulden,
Die ihren Lebensunterhalt mir schulden!"
„Doch schützt dich nicht Gericht und Polizei?"
„Ach, die Justiz erklärt mich vogelfrei;
Vergebens würde ich zu jenen wandern,
Sie treiben es noch ärger als die andern."
„So unglückselig, wie geheimnisvoll!
Doch nenne dich, wenn ich dir glauben soll!" —
Sie aber sah mir traurig ins Gesicht:
„Kennst du die deutsche Sprache nicht?"

Hans Delbrück will in einem Aufsatz über Clausewitz sagen: ‚Die Abhängigkeit von den herrschenden Ideen seiner Zeit wirkte auf die Bildung seiner Entschlüsse ein.' Dies wäre einfach, verständig, verständlich. Mit vollem Bedacht, wie immer, schreibt er: *Die Abhängigkeit von ... war ein Koeffizient in der Bildung seiner Entschlüsse*, nebenbei ein mathematischer Unsinn: Delbrück dachte an Faktor; aber für die Fremdwörtler sind Koeffizient, Faktor, Element, Moment beliebig auswechselbare Worthülsen.

Der Naturforscher Forel hält in einer wissenschaftlichen Versammlung einen Vortrag, worin folgender Satz vorkommt: *Diese Weltpotenz besitzt an sich die plastische Expansionsfähigkeit einer endlosen evolutionistischen Diversifikation im Detail ihrer Erscheinungen.* Nicht wahr, eine große Offenbarung? Aus der gelehrttuenden Zigeunersprache in ehrliches Deutsch übersetzt: Die Natur ist endlos im Hervorbringen mannigfaltigster Einzelerscheinungen, — eine Plattheit, die keinem reiferen Knaben etwas Neues sagt.

Ein Augenarzt schreibt: *Die Intensität der Kauterisation muß proportional sein der Intensität der Blennorrhoë.* Erhaben! Einer unsrer hervorragendsten Augenärzte, Professor J. Hirschberg, erklärt, es bedeute nichts weiter als: ‚Je stärker die Eiterung, desto stärker die Ätzung.' Die erste Fassung ist die des Dünkels, die zweite die der Redlichkeit. — Was bedeutet wohl diese meisterliche Probe hochgeschwollener Welscherei: *Die Intelligenz der Agronomen ist irrationell proportional dem Volumen der produzierten Solanosen —?* Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln. Wäre ich Lehrer, so machte ich mit meinen Schülern Übungen dieser Art zum Abekeln.

J. Burckhardt schreibt in einem Satze: *Von der Perikleischen Grabrede bei Thukydides möge daher die Rede sein; das Altertum aber kannte auch von Gorgias einen epitaphischen Logos.* Was muß das für ein wundersames Ding sein! denkt der gutgläubige Leser. Epitaphischer Logos ist widerwärtig verunstaltetes Griechisch für Grabrede!

Ein wissenschaftelnder Geck schreibt in einer großen Berliner Zeitung über *die edaphischen Verhältnisse der Mark. Edafos* heißt auf Griechisch Boden; der Geck schwindelt den Lesern vor, er sei ein großer Gelehrter. — Ein mittelmäßiger unter uns lebender Philosoph spreizt sich: *Das allumfassende Weltpneuma;* Goethe kam mit ‚Weltgeist' aus.

— Krafft-Ebing will folgende Plattheit schreiben: Ein Gehirn, das nicht vernünftig denken kann, war schon im Keim entartet. Daraus macht er folgendes gelehrtklingende Geschwätz: *Ein Gehirn, dem diese auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe zivilisierter Menschen integrierende Fähigkeit abgeht, erweist sich als ein ab ovo inferior angelegtes, defektives, funktionell degeneratives.* — G. Hauptmann, ‚Deutschlands größter Dichter', will nicht in schlichtem Deutsch schreiben: ‚Die Sonne geht unter,' sondern er will irgend etwas Großartiges, Hochgebildetes, Griechischverstiegenes darbieten und schreibt: ‚Dies ist die *kosmische* Stunde.' Er hat zwar kein Griechisch gelernt, muß aber etwas weiterhin wiederum sagen: ‚Das *kosmische* Drama' (des Sonnenuntergangs). Ein deutsches Beiwort für die Stunde und das Schauspiel des Sonnenuntergangs findet dieser ‚größte Dichter unsrer Zeit' nicht. — Sehnsucht nach Einsamkeit heißt bei diesem deutschen Dichter: ‚Sein *quietistisches Ideal*.'

Der Germanist Gustav Röthe, der wütige Verfolger derer, die da meinen, in Deutschland müsse deutsch gesprochen werden, schreibt von der Schwindel erregenden Höhe seiner Wissenschaft hinab verachtungsvoll über die Verteidiger der Realschule: ‚Ich habe keinen Anlaß gefunden, mich *mit diesen Elementen* auseinanderzusetzen, und ich hätte ihnen kaum etwas zu sagen.' — In der Tat! Er hat ja, wie ihm ein hochverehrter Meister der Deutschkunde Friedrich Kluge öffentlich vorgehalten, seinen eignen Fachgenossen, den Germanisten, noch nichts zu sagen gefunden. Desto mehr hätten ‚diese Elemente' dem ebenso selbstbewußten wie bedeutungslosen Germanisten Gustav Röthe zu sagen, z. B. daß ein gebildeter Mensch, gar ein Angehöriger der Sprachwissenschaft, zumal der deutschen, allen Anlaß hätte, wenigstens durch seine Sprache zu bekunden, daß er auf der Höhe der Bildung ‚dieser Elemente' stehe.

Es muß endlich einmal gesagt werden: ein großer Teil der solch Deutsch schreibenden deutschverderbenden Wissenschaft ist nichts weiter als fremdwörtelnde Zungendrescherei, oder in ihrer eignen Sprache: pueriler Pennalismus. Man übersetze die geschwollenen Fremdwörter und man erhält platteste Gemeinplätze, vor denen sich Primaner entsetzen würden. Dies hat der fremdwörtelnden Scheinwissenschaft ins Gesicht einer unsrer besten Wissenschafter gesagt, der zugleich einer unsrer feinen Sprachmeister war, der große Arzt und edle Dichter Richard Volkmann (Leander): ‚Wird etwa ein wissenschaftlicher Aufsatz dadurch gelehrter oder geistreicher, daß man ihn mit allen möglichen, sei es selbst von der Straße aufgelesenen Fremdwörtern spickt?' Die Fremdwörtler reden das sich und andern ein.

Fremdwörtelnde Kultur, die alle Welt beleckt, hat auf die Strolche und Diebe sich erstreckt. Die Landstreicher heißen in der Amts- und Zeitungssprache Vagabunden, Landstreicherei ist Vagabondage. Mordbuben heißen in der irisch-amerikanischen Straßensprache Hooligans, folglich heißt ein Berliner oder Treuenbrietzer Raubmörder ein Hooligan, und, es mußte kommen, kürzlich berichtete eine Zeitung mit vollem Ernst in längeren Aufsätzen über ein ‚Syndikat der Hoteldiebe'.

In Berlin richten die Schuldiener eine Bittschrift — sie heißt natürlich Petition oder Petitum — an die Stadtverordneten um Verleihung des Titels Kastellan, ‚weil Schuldiener dem fortschrittlichen Geiste nicht mehr entspricht.' Warum sollten sie nicht? Tobt doch ein noch nicht geschlichteter Streit um den höheren oder niederen Rang der Titel Oberarzt oder Assistenzarzt, Stadtsekretär oder Magistratssekretär oder Magistratsassistent. Mit Entrüstung würden diese Stadtschreiber, wie Kaiser Wilhelm 2. sie gutgelaunt richtig benannte, die Zumutung abweisen, sich amtlich so nennen zu lassen. Ein gewisser Gottfried Keller dünkte sich nicht zu vornehm, Staatsschreiber zu heißen, und doch war er das, was bei uns zum mindesten ein Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat ist. — In Sachsen verlangten jüngst die älteren Weichensteller den Titel ‚Unterassistent'; da sie bescheidenerweise nicht gleich Subassistenten heißen wollten, so willfahrten die Behörden ihrem billigen, d. h. nichtskostenden Wunsche. — Noch heut und diesen Tag heißen in vielen Schulen die Bänke Subsellien; ein Unterschied allerdings zwischen Ober- und Unter-Subsellien, je nach dem Range der Schulen, wird bisher nicht gemacht.

In Preußen und andern deutschen Staaten wird eine veränderte Form der höheren Mädchenschulen geschaffen. Etwas so Großartiges ‚Höhere Mädchenschule' oder ‚Mädchenoberschule' zu nennen, geht selbstverständlich nicht an, denn wir sind in Deutschland, und wo bliebe da die ‚Bildung'? Folglich heißt das Ding *Lyzeum*, obgleich kein Unterrichtsminister, kein Lehrer, keine Schülerin genau weiß, was *Lyzeum* bedeutet. Die zutreffendste Übersetzung ist ‚Wolfsschlucht', und dahinein gehört das Scheusal.

Ein deutscher Tierbändiger, noch besser Bändiger, will nicht so erniedrigend heißen; mit ungebändigtem Stolze fordert er den Titel *Dompteur*, und Presse wie Zuschauer nennen ihn so. Ein Taschenspieler heißt *Prestidigitateur*; das Wort läßt sich schwer aussprechen, wird aber dadurch um so vornehmer. — Der *Defraudant* würde eine Beleidigungsklage gegen den anstrengen, der ihn Kassendieb nennte, und — würde sie wahrscheinlich gewinnen. — Die Berliner Lumpensammler handeln mit *Produkten*.

Ähnlich steht es mit dem literarischen Dieb und Diebstahl: viel seltner liest man diese ehrlichen Bezeichnungen der Unehrlichkeit als *Plagiator* und *Plagiat*. Ein *Plagiator* dünkt sich wohl gar sehr vornehm.

Darf man es unsern Bauern allzusehr verargen, wenn sie jetzt, dem lächerlichen Beispiel der ‚Gebildeten' folgend, nicht mehr ihren uralten Ehrennamen, sondern den eines ‚Ökonomen' führen wollen? Es ist zur Schmach für die neudeutsche Gesittung wirklich wieder so geworden wie im 17. Jahrhundert, als Moscherosch sein Schimpflied dichtete:

Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren sein
Und redt latein,
Wälsch und französisch
Halb japonesisch,
Wann er ist dall und voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht dann dies,
Wenn er gut Morgen sagt
Und grüßt die Magd;
Die wendt den Kragen
Tut ihm Dank sagen,
Spricht Deo gratias
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man sollt Euch peutschen,
Daß ihr die Mutterspracht
So wenig acht'!
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehren;
Die Sprach verkehren,
Und sie zerstören.

Der Hannöversche Anzeiger vom 10. September 1904 berichtet über die Verhandlung gegen einen Steinträger wegen groben Unfugs. *Auf die Frage: Sie sind Steinträger? antwortete er: Nein, das bin ich nicht, ich bin Baumaterialientransporteur. Schallendes Gelächter.* Warum Gelächter? Der Kerl tat doch nur nach den vornehmsten Vorbildern.

Beim Reichspatentamt wurde ein ‚Zeitkonstatierapparat' angemeldet. Ahnt der Leser, was für ein Ding das gewesen? Eine Uhr. Ein andermal ein ‚Ophthalmoskopischer Apparat', — es war ein Spiegel.

Wie armselig war doch die Sprache unsrer Klassiker: sie besaßen ja nicht einmal die unentbehrlichen Wörter *Suggerieren* und *Suggestion*, obschon ihnen der wundersam tiefe Begriff nicht ganz fremd gewesen zu sein scheint. Man findet bei ihnen: einreden, unterschieben, beeinflussen, einflößen, eintrichtern und 20, 30 andre Zeit- und Hauptwörter. Doch was ist das alles gegen *Suggerieren* und *Suggestion!* Ich vermute, daß jetzt in den Schulen nicht mehr vorgesagt, sondern suggeriert wird, und gegen eine so vornehme Mogelei werden hoffentlich die Lehrer nachsichtiger sein als gegen das gemeine Vorsagen. Dabei ist *suggérer* ein uraltes französisches Wort, durchaus kein Modewort.

Je länger ein Fremdwort, desto süßer stillt es die Eitelkeit. Der Franzose hat sich das leidlich lange Wort *Acclimatation* gebildet; der Deutsche findet das nicht gelehrt, nicht schwungvoll genug, er macht *Acclimatisation* daraus, wenn er sich nicht mit der etwas weniger gelehrten *Akklimatisierung* begnügt. Doch er verschmäht in der Not auch die kleinen Fremdwörter nicht: *clou* ist jetzt der *clou* der großstädtischen fremdwörtelnden Hanswursterei. Auf einem städtischen Grundstücke Berlins tut sich eine große Musikbaracke auf, die sich *Clou* nennt, — die städtischen Behörden dulden den Unfug. Und die Bevölkerung Berlins unterstützte Jahre hindurch einen Riesenrummelbau am Potsdamer Platz mit dem blöden Namen *Piccadilly*.

Die Amerikaner bringen ein Börsenwort *Concern* auf; daß die deutschen Börsen es nachsprechen, ist halb verzeihlich, aber es steht jetzt auch im politischen Teil mancher deutscher

Zeitungen: *Bethmanns Minister-Concern verspricht keine lange Dauer.* — In der mir vor kurzem zugesandten Bittschrift eines Wohltätigkeitsvereins wurde ich ersucht, ‚im Geiste der Charitativität' beizusteuern für dessen ‚charitativen Zweck'. O wie sich Herz und Geldbeutel des Menschenfreundes bei solchen tiefergreifenden Worten erschließen!

*

Der übergeduldige Leser hat genug; ihm wie mir wird von all der fratzenhaften Eitelkeit so dumm, als ging uns ein Mühlrad im Kopf herum. Zur Belohnung für ihn, zur Erquickung für uns beide setze ich ein erheiterndes Stückchen Dichtung zum guten Nachgeschmack (‚*pour la bonne bouche*' auf Gebildet) her. In Raimunds ‚Alpenkönig und Menschenfeind' gibt es einen ausnehmend gebildeten Hausknecht Habakuk, der sich in der gemeinen deutschen Wirklichkeit sehr unglücklich fühlt, denn er ist angeblich, wie er bei jeder unpassenden Gelegenheit ausposaunt, ‚zwei Jahre in Paris gewesen'. Kalisch hat diese spaßige Nebengestalt zu einer Berliner Posse ‚Der gebildete Hausknecht' erweitert. Raimunds Habakuk macht aus der Stubenmädelschaft eine Stubenmädeliade und spricht ganz im Tone des Fürsten Pückler (S. 217) und der Französlinge unter unsern gelehrten Fremdwörtlern etwa in diesem Ton: *Ich versichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein Herz, wie Euer Gnaden zu haben belieben, das ist wirklich nouveau.* Der gebildete Hausknecht wird sicherlich keine Kunstprosa zustande bringen.

Fünfter Abschnitt.

Der fremdwörtelnde Schwindel.

Was walsch ist, ist falsch. (Altdeutsches Sprichwort.)

Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit. (Kant.)

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgendeine fremde Beihilfe, hinreichend gewinnen kann. (Goethe.)

In einer Sprache wird man nur groß. Nur in der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle. (Jahn.)

Daher ich bei denen Italienern und Franzosen zu rühmen gepfleget: Wir Teutschen hätten einen sonderbaren Probierstein der Gedanken, der Andern unbekannt; und wenn sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das seye würklich was Rechtschaffenes: aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reinteutsche Sprache nicht an. (Leibniz.)

Die reindeutsche Sprache allerdings nicht, um so mehr die deutschzigeunerische Schwindelsprache:

Famosin, Mandlin, Pikantine, Neutraline, Albin, Palmutrin, Larin, Polarin, Pfannin, Ramin, Backin, Holmin, Laurin, Falin, Carnin, Spartin, Saladin, Bratin, Jasmin, Palmatin, Maslin, Selmina, Arlin, Wafseline, Dallmina, Alpin, Palmillo, Doramin, Kernin, Palmbutrin, Fettalin, Purin, Sanin, Baltina, Sanarine, Homanin, Aromin, Santin, Cosin, Acasin, Kunerol, Vegetaline.

Alle diese, bei weitem nicht vollständige, lieblich auf der Zunge zerfließende Bezeichnungen bedeuten in reinlichem Deutsch: Backfett. Für Stiefelwichse gibt es unter hundert andern feinen Räuberwörtern: *Liparin, Urbin, Pedol, Glättolin, Glanzol, Blendol.* Zum Hutbügeln wird *Zylindrol,* zum Stärken der Plättwäsche *Glanzin* angeboten, zum Glätten struppiger Haare: *Struwwelin.* Von den fünftausend Nähr- und Stärkungsmitteln seien nur *Leciferrin, Hämoglobin, Nutrol, Tropon, Somatol, Somatose, Sanatogen* herausgehoben; von den Wasch- und Schminkesalben: *Kosmin, Javol, Odol.* In einer einzigen Preisliste von Apothekermitteln — sie heißen natürlich ‚Pharmazeutische Präparate' — fand ich 166 Quacksalbereien auf *in,* 83 auf *ol,* darunter *Glühweinol,* 31 auf *al,* 9 auf *ose* — offenbar nicht den hundertsten Teil dessen, was mit griechischen oder lateinischen Wortschwänzen auf den Markt gebracht wird. — In dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, geht mir eine gedruckte Anpreisung von *Pneudichtol* zu. *Pneu* ist offenbar Abkürzung von *Pneuma* = Geist, *Dichtol* muß mit Dichten zusammenhängen, also wohl ein Rauschmittel

zur Abfassung geistreicher Gedichte. Oder sollte es nur ein Radreifenflickmittel sein? — Daß die Nahrungsmittelfälscher fast durch die Bank nur in Fremdwörtern schwindeln, ist bekannt und durchaus stilgerecht.

Allerliebst schilderten jüngst die Lustigen Blätter die ‚natürliche Schöpfungsgeschichte des Menschen‘:

Gott machte Adam und Eva eine subkutane Einspritzung von 1,5 Gramm Antischämolin mit der Folge, daß sich beide nicht schämten, obschon sie nackt waren. Später bekam die Schlange eine Dosis Listol und Lingu'n, um listig mit den Menschen sprechen zu können, worauf Adam und Eva von dem Philosophin am Baum der Erkenntnis in Tablettenform aßen.

Weiterhin gibt es dann noch ein *Transpirantil* für den Schweiß des Angesichtes und zuletzt ein *Antiparadisol*. — Dies ist sehr lustig und sehr lächerlich; steht aber wirklich *Blendol* philologisch tiefer als *Germanist*, *Antiparadisol* tiefer als *Antiprometheisch* (S. 190)? Doch nicht bloß philologisch sind *Blendol* und die ganze wüste Horde ähnlicher Unworte gleichwertig mit *Germanist*, *individuell*, *individualistisch* usw.; auch sittlich, moralisch und ethisch stehen die Quacksalberschwindelwörter nicht viel tiefer als die fremdwörtelnden Quacksalbereien für die einfachsten Begriffe jedes geistigen Menschen. Die Verfertiger von *Blendol*, *Glättolin*, *Kosmin*, *Pneudichtol* usw. kennen die ‚Psyche‘ ihrer deutschen Landsleute sehr genau. Sie wissen, daß nichts auf sie so tiefen Eindruck macht wie die Gelehrsamkeit oder, was in der Wirkung dasselbe ist, ihr äußerer Schein. Der Zusammenrührer einer neuen Stiefelwichse sagte sich: ‚Blitzblank‘ wäre das treffende, sogar das bestechende Wort, wenn ich nicht zu Deutschen spräche. Klebe ich aber meiner Schmiere einen Zettel mit *Blendol* auf, so glauben die wackern Leute, ich sei ein großer Chemiker und habe mit allen Geheimmitteln der Wissenschaft die einzig wahre Stiefelwichse herausbekommen — folglich: *Blendol*. Der Seelenvorgang ist bei dem Verfertiger von *Blendol* der nämliche wie bei dem von *Psyche*, *Bios*, *Ethos* usw.; die Vornehmigkeit des Standes und Berufes macht keinen Unterschied im Wesenskern der Fremdwörtelei.

Ein Geistesgenosse des Verfertigers von *Blendol*, auch ein *Intellektueller*, bot jüngst ‚*viskosives Konzentrikum*‘ an; es war eine Wagenschmiere, und ich bin sicher, daß er glänzende Geschäfte damit macht.

*

Mit Ausnahme einiger, sehr weniger, seit Jahrhunderten eingebürgerter, wenngleich ihrer Tonstelle nach immer noch nicht eingedeutschter Fremdwörter, wie etwa Natur, Musik, Melodie, Religion, Nation usw., leiden alle Fremdlinge an einem unheilbaren Gebrechen, durch das sie zu Werkzeugen jedes Schwindels vorausbestimmt sind: sie werden von dem, der sie schreibt oder spricht oder liest, nur halb oder weniger oder gar nicht gefühlt, nur halb oder weniger verstanden. Zunächst sind alle Fremdwörter für die Fremdsprachunkundigen hohler Schall. Campe hatte vollkommen Recht: für den, der nicht Griechisch und Lateinisch gelernt, könnte Hypothese ebenso gut Tipstaps, Subjekt Hurliburli heißen. Er wollte damit sagen: das sind keine Wörter, sondern Formeln. Es ist selbst für den Gebildeten unmöglich, bei Wörtern wie *individuell*, *individualistisch*, *Inkompatibilität*, aber selbst bei scheinbar einfacheren wie *Milieu*, *Nuance*, *Faktor*, *Element* etwas zu fühlen, was wir eben unter Fühlen verstehen: im Herzen miterleben. Alle diese und zehntausend andre Fremdwörter sind im besten Falle äußerlich angelernte, ‚auswendig gelernte‘ Begriffsformeln in fremden Lauten; die feinsten Empfindungsfaiten dessen, der sie spricht und schreibt, schwingen dabei nicht mit. Kraft des Grundgesetzes des guten Stils: der höchsten Zweckmäßigkeit, sind alle Fremdwörter schlechter Stil, weil sie in höherem oder geringerem Grade dem Zweck alles Schreibens: der vollkommnen, der ungetrübten Gedankenübertragung, widersprechen. Der Verstand, aber nur der des sprachlich vielseitig Gebildeten, erfaßt ungefähr die Absicht des fremdwörtelnden Schreibers; sein Herz bleibt unbewegt. Also eines der wichtigsten Werkzeuge zum tiefsten Eindruck auf den Leser und Hörer wird abgestumpft oder zerbrochen.

Niemals werden uns die Wurzelwörter, die wir nicht schon in der Kinderstube von Vater und Mutter und Geschwistern gehört, mit der vollen Gefühlskraft berühren, wie

ſie zum reſtloſen Aufnehmen eines unbekannten Stoffes erforderlich iſt. Goethe ging ſo weit, ‚daß niemand den Andern verſteht, daß keiner bei denſelben Worten dasſelbe was der Andre denkt‘, und hatte gewiß nicht ganz Unrecht. Immerhin iſt das Verſtehen leichter bei Worten, die dem Sprechenden von Kindesbeinen an vertraut ſind, die von allen ſie Gebrauchenden mit faſt gleichem Sinn verbunden werden, alſo bei denen der Mutterſprache. Wir haben hierfür den zwingenden Beweis in der jedermann bekannten Tatſache, daß ſelbſt die ärgſten Fremdwörtler von ihrem Zigeunerdeutſch ablaſſen, ſobald ein Urgefühl ſie ergreift: im Gebet, im tiefſten Leid, in höchſter Luſt, mit den Freunden, den Eltern, den Kindern, der Geliebten, der Gattin; kurz da, wo alle Lügen des Lebens, die großen und die kleinen, die Lügen der Geſellſchaft, des Staatslebens, der Wiſſenſchaft, dazu die Stillügen, im Sturm einer echten Leidenſchaft dahinſinken. Dann fährt über den ärgſten Fremdwörtler das reinigende Gewitter der lautern Wahrheit in Gedanken und Worten, der eiſerne Fegebeſen der Mutterſprache. Dann iſt es aus mit Röthes gelehrttuendem Bombaſt vom *ethischen Pathos*, und von Glück kann ein Fremdwörtler ſagen, wenn ihm alsdann die ſittliche Hoheit geblieben.

Ach und wie viele bedeutende Gelehrte machen ſich mit unverſtandenen Fremdwörtern lächerlich gleich berühmten Poſſengeſtalten. Ein hervorragender, nicht übermäßig fremdwörtelnder Germaniſt wollte ‚der Zukunft die *Diagnose* ſtellen‘. Er meinte die *Prognose*; da er aber bei keinem der beiden Formelwörter etwas fühlte, ſie nur aus dem Verſtande ſchöpfte, ſo verwechſelte er ſie, obwohl er Griechiſch gelernt hatte. Ein andrer Germaniſt ſprach von *kriminellen Verbrechen*, nur weil er nichts bei *kriminell* gefühlt hatte. Für eine große Berliner Zeitung ſchmierte ein Fremdwörtler hin: *Gladstones scharfes Wort über Sibirien wird seine Popularität am russischen Hofe wohl kaum verstärken*, weil er ſich bei *Popularität* etwas ganz Unbeſtimmtes, wenn überhaupt etwas gedacht hatte. Ungefühlt ſind Sätze wie: *Dieser Kreuzgang ist von Norden nach Süden orientiert. — Am Wege stand ein Kruzifix mit dem Bilde des Gekreuzigten — Betrachten wir nun Ludwigs 2. individuelle Persönlichkeit* (warum nicht *persönliche Individualität?*). — *England ist uns trotz der geringeren numerischen Anzahl darin überlegen. — Wagner machte dreißigjährig mit Rienzi die größte Furore.*

Alle dieſe Verquatſchungen — wie ſoll man ſolch Zeug höflicher benennen? — wären ohne die kaum halbverſtandenen Fremdwörter unmöglich. Wer fühlt denn etwas, ſo wie er bei deutſchen Ausdrücken fühlt, bei Wörtern wie *Fiskus, Patent, bigott, Fiasko, fanatisch, isolieren, Standard, Proviant, Reklame*, ja ſelbſt bei *Religion*? Mit dem Verſtande haben wir ſie uns zur Not angeeignet, das Herz weiß nichts von ihnen, ‚es iſt ein bloßes Nennen‘. Daß auch Philologen von zahlreichen Fremdwörtern nichts verſtehen, wird noch gezeigt werden (S. 204).

Das Fremdwort mit ſeinem Mangel an Gefühlswerten verengt den Kreis der Verſtehenden; kommt gar mangelndes Verſtändnis hinzu, etwas Unvermeidliches bei den ungeheuren Anforderungen an die fremdwörtelnde Sprachenkenntnis der Leſer, ſo ſchrumpft der Kreis noch mehr zuſammen. Die ſchönwiſſenſchaftlichen, nicht ſtreng fachlichen Werke mit ihren Fremdwörtern wenden ſich doch an einen gemiſchten Leſerkreis, müſſen aber einem großen Teil halb unverſtändlich bleiben. Daß viele Zeitungen, die zu Leſern aller Stände und auf den verſchiedenſten Bildungſtufen ſprechen, noch immer unmäßig fremdwörteln, grenzt an die bare Verrücktheit. Der Zeitungſchreiber will ja, daß ſeine Darſtellung von jedem Leſer gefühlt und verſtanden werde, handelt aber durch ſeine Fremdwörtelei zweckwidrig, wie ſonſt nur ein Sinnloſer. Selbſt in England, deſſen Sprache aus germaniſchen und romaniſchen Beſtandteilen gemiſcht iſt, gilt als Regel für das allgemeine Verſtändnis: möglichſt viele ‚ſächſiſche‘ Wörter ſtatt der lateiniſchen, weil der Leſer in der Kinderſtube überwiegend ſächſiſche Wörter gehört hat, ſie alſo tiefer fühlt, voller verſteht.

*

Das deutſche Wort iſt klar und rechtſchaffen, um mit Leibniz zu ſprechen; das Fremdwort im beſten Falle ſchwammig, ſchaumig, in den vielen noch ſchlimmeren Fällen un-

redlich, schwindelhaft. Erst auf Umwegen über die Wissenschaft steigt beim Klang des Fremdwortes eine Vorstellung in uns auf. Wie treffend ist der verächtliche Ausdruck ‚europäische Redensarten' für alle sprachliche Schaumschlägerei; von den europäischen Redensarten aber sind die verlogensten die mit Fremdwörtern. Lothar Bucher ruft einmal aus: ‚*Nationales Prinzip!* Ekelt nicht dem unverdorbenen Sprachgefühl schon vor dem Worte? Klare Gedanken, reine Sprache; reine Sprache, klare Gedanken; deutscher Sinn, deutsches Wort! Und dieses Ungetüm zusammengeflickt aus zwei geborgten Fetzen.'

Man ist bequem, zu suchen jedesmal
Das deutsche Wort, was dem genau entspricht,
Was man zu sagen wirklich willens ist.
Ein fremdes Wort ist uns geläufiger,
Und wir gebrauchen's, weil's bedeuten kann
Bald dies, bald das, und so denn hier auch paßt.
(Hoffmann von Fallersleben.)

Ja, wie die Faust aufs Auge! Köstlich ist die Geschichte, die Fürst Chlodwig Hohenlohe vom Berliner Kongreß (1878) erzählt. Die österreichischen Bevollmächtigten wären ohne Programm nach Berlin gekommen und hätten gemeint, es solle sich dort ‚kristallisieren'. Auf die Frage, was das bedeute, hätten sie geantwortet: ‚Wissen's, das ist so ein naturwissenschaftlicher Ausdruck, bei dem man sich allerlei denkt.' Ähnliche europäische Redensarten kennen wir schon: die Faktoren, Elemente, Momente usw. Wenn etwas nichts Besseres ist, — ein Faktor, Element, Moment, Koeffizient ist es immer noch. Ein Professor Karl Voll schreibt über ältere Bilder Lenbachs: *Ihr Wert ruht allein in den Faktoren der Pilotyschen Schule.* Kein Mensch versteht genau, was das Schwammwort hier bedeuten soll. Gleich darauf: *Die moderne Betrachtung hält Lenbach nicht mehr für einen der entscheidenden Faktoren.* Er hätte, wenigstens der anmutigen Abwechselung wegen, hier Elemente oder Momente oder Koeffizienten schreiben sollen.

Weil man phrasenhaft ‚*diametral* entgegengesetzt' schreibt, heißt es in Paul Friedrichs Einleitung zu seiner Ausgabe Grabbes: ‚Er scheint unserer Zeit durchaus *diametral* zu sein.' Jetzt wissen wir's.

Bin ich allein so überempfindlich gegen verblasenen Fremdwortdunst, oder fühlt nicht jeder unbefangene Leser mit mir, daß dieser Satz W. Scherers hohles Gerede ist:

Die wahre Methode literarhistorischer Forschung steigt durch die Zusammenfassung des Verwandten, das sich bietet, zu einem realen Allgemeinen auf und stellt dieses als bewegende Kraft hin, deren Entstehung aus einer Summe individueller Leistungen ein weiteres Objekt der Forschung, ein vorausgehendes Moment der Darstellung bildet.

Otto Sarrazin, der sachkundige Vorsitzende des Deutschen Sprachvereins, gibt in der Einleitung zu seinem Verdeutschungswörterbuch ein überzeugendes Bild der Armseligkeit, die durch eins der dunstigsten Fremdwörter: *Idee*, ins Denken, Schreiben und Sprechen kommt:

Für Plato war sie das Urbild der Dinge selbst. Auch wir verbinden mit dem Worte nicht nur den Vernunftbegriff, sondern auch andre hohe Vorstellungen. Der Dichter begeistert sich für eine Idee: einen großen erhabenen Gedanken, und dem Werke des wahren Künstlers wird immer eine künstlerische Idee: ein künstlerischer oder Kunstgedanke zu Grunde liegen. Aber das Bild: die Idee, welche diesmal in der Idee, der Seele des Künstlers gelebt, entsprach nicht der Idee: dem Begriffe, welchen man mit der für ein Kunstwerk geeigneten Idee: einem geeigneten künstlerischen Vorwurf oder dichterischen Stoff, zu verbinden pflegt. Es war eine plötzliche Idee gewesen: ein Blitzgedanke, ein plötzlicher Einfall; die Bezeichnung einer erleuchteten Idee, eines Lichtgedankens verdiente seine Idee: sein Gedanke, mit nichten. Er hatte hiervon freilich selbst wohl eine unklare Idee: eine undeutliche Vorstellung; aber zu der Idee: dem Entschluß, von der weiteren Durchführung seiner ursprünglichen Idee: seines alten Entwurfes, abzustehen, vermochte er sich nicht durchzuarbeiten. Die abweichenden Meinungen seiner Freunde hielt er für verkehrte Ideen: für irrige Ansichten, und es wurde bei ihm schließlich zur fixen Idee: zu einer Wahnvorstellung, zum festen Wahne, sie mißgönnten ihm nur die Vollendung seiner Idee: seines Planes. Vergeblich versuchte er, ihnen eine ausführliche Idee: einen Überblick und eine nähere Übersicht über seine eigentlichen Ideen oder Absichten zu geben; es kam damit nicht die Idee weiter: nicht die Spur.

Wir sind mit der Allerweltsidee noch nicht fertig: Die Anschauung oder Idee, daß es verhärtete Gemüter gibt, in denen auch die letzte Idee, der letzte Funke, von Menschlichkeitsgefühl erloschen ist, beruht keineswegs nur in der Idee oder Einbildung. Es ist aber ein Zeichen von augenblicklicher Erregung und Übertreibung, wenn jemand, nur weil beispielsweise der auf den Tisch gebrachte Salat einen etwas faden Geschmack hat, seine Köchin mit der Behauptung anfährt, sie habe von der ganzen Kochkunst nicht die leiseste Idee: nicht die blasse Ahnung, bloß weil sie unterlassen hat, eine Kleinigkeit, einen Tropfen, ein Tröpfchen, ein wenig, oder etwas... kurzum ‚eine Idee' mehr Essig an den Salat zu tun.

Seufzend schließt Sarrazin: ‚Ἰδέα ... armer Plato!'

*

Begreift der Leser, daß das Fremdwort nur eine Formel, kein Gefühls-, ja nicht einmal ein Begriffswort ist? Daß es schleimig, breiig, dunstig, neblig, wolkig, schleierhaft, schillernd, flimmernd, schwankend ist, also zur Unklarheit, zur absichtlichen und unabsichtlichen, damit aber zum Schwindel wie geschaffen ist? Der echte und gerechte Fremdwörtler jedoch wird unentwegt und voll und ganz dabei verharren: keins von den 34 guten deutschen Wörtern in der Sarrazinschen Plauderei ‚deckt sich vollkommen' mit Idee, und — er hat recht: Klarheit deckt sich nie mit Dunst, Schärfe nie mit Schaum, Redlichkeit nie mit Schwindel.

Bettina Brentano-Arnim schreibt an die Dichterin Günderode:

Schreib doch nicht mehr ‚passiert'. Das Wort ist nicht deutsch, hat einen gemeinen Charakter und ist ohne Klang. Kannst du nicht lieber in den reichen deutschen Ausdrücken wählen, wie es der reine Ausdruck fordert: vorgeht, ereignet, begibt, geschieht, wird, kömmt? Das alles kannst du anwenden, aber nicht passiert.

Noch viel mehr gute deutsche Wörter hätten sich der Günderode dargeboten: begegnen, vorfallen, eintreten, eintreffen, sich zutragen, sich abspielen, zustoßen, widerfahren — doch wo ist das Ende? Der so überaus zart fühlende und wählende Fremdwörtler wird abermals sagen: Keins von allen deckt sich mit der einzigartigen, unvergleichlichen Nüanke von Passieren.

Wie bedenklich, ja gefährlich die Nebelnatur des Fremdwortes werden kann, mußte Lassalle einst erfahren. In seinem Vortrage ‚Das Arbeiterprogramm' hatte er wiederholt von ‚Revolution' gesprochen und damit ebensowohl die gewaltsamen wie die friedlichen Umwälzungen gemeint. Der Staatsanwalt klagte ihn an und Lassalle wurde verurteilt. Es half ihm nichts, daß er sich verteidigte: ‚Mißbrauche ich vielleicht die Sprache, oder führe ich auch nur einen neuen Sprachgebrauch ein, indem ich das Wort Revolution in diesem Sinne nehme? Indem ich es auf die friedlichsten Erscheinungen anwende und den blutigen Aufständen verweigere?' Jawohl, er hatte seine Sprache, die deutsche, mißbraucht, denn sie ward nur den Unredlichen dazu gegeben, ihre Gedanken zu verbergen; dem Redlichen, um seine Gedanken so unzweideutig wie möglich kundzutun, und dies kann man, wenn überhaupt, nur in der Muttersprache. Lassalle erklärte: ‚Revolution heißt Umwälzung'. Jawohl, so heißt sie; indessen während Umwälzung damals und noch heute nicht unbedingt mit dem Begriff der Gewaltsamkeit verbunden werden muß, — kann, ja muß Revolution nach dem allgemeinen Sprachgebrauch und nach den geschichtlichen Erinnerungen allein oder weit überwiegend als gewalttätige Umwälzung gedeutet werden. Hätte Lassalle deutsch gesprochen, so wäre er nicht verurteilt worden.

In Berlin wurde ein Rechtsanwalt, der den strengen Strafantrag eines Staatsanwalts als ‚Rekord' bezeichnet hatte, mit einer Strafe wegen Ungebühr belegt: das Wort wurde wegen seiner Zugehörigkeit zur Sportsprache anstößig befunden. Erst das Berufungsgericht hob die Strafe auf, da Rekord auch allgemein ‚Höchstleistung' bezeichnen könne. Die Zeit wird kommen, wo kein sich achtender Anwalt so erbärmliche Stallknechtfremdwörter in den Mund nimmt.

Den Landwirten empfahl einst Bismarck, um Mißdeutungen vorzubeugen, ‚die Anwendung der Bezeichnung Agrarier gänzlich zu vermeiden und sich stets als das, was sie sind, als Landwirte, zu benennen und zu geben. Man braucht kein Purist der deutschen Sprache zu sein, um einen so verlogenen Ausdruck, wie es heutzutage die Bezeichnung

Agrarier geworden, zu perhorreszieren.' Die Agrarier ließen sich dies gesagt sein, gründeten den Bund der Landwirte und errangen unter diesem Wortschild Erfolge, die den Agrariern vermutlich versagt geblieben wäre.

Man erinnere sich der Heuchelei mit dem Wort *impulsiv* während der Regierungszeit Wilhelms 2.; des drei furchtbare Kriegsjahre hindurch von dem unseligen Bethmann mit den *realen Garantien* getriebenen Schwindels; der Entschuldigung der Rothautgrausamkeit der Franzosen mit der Kriegs-*Psychose*, der Erpressungsfolter der *Sanktionen*, der Verleumdung mit der deutschen *Kadaver*-Verwertung!

Was für ein schwindelhafter Unfug wird mit *Objektiv* und *Subjektiv* verübt, welche Gedankenverschleimung liegt ihrem Durcheinanderquirlen zu Grundel Max Osborn schreibt in einem Aufsatz ‚Die Kunst im Leben des Kindes': *Es ist die Frage, ob sich das Millionärskind in seinem sorgfältig ausgestatteten Kinderzimmer subjektiv wohler fühlt als das Proletarierkind auf der Straße.* Kann sich ein lebendiger Mensch anders als subjektiv wohl fühlen? — Häckel entschuldigt sein Buch ‚Insulinde', es werde recht wenig den Erwartungen entsprechen; ‚das gilt sowohl in objektiver als in subjektiver Beziehung.' Haben diese Dunstworte überhaupt einen Sinn, dann nur den: es wird weder den Erwartungen der Leser noch den meinigen entsprechen. Aber warum sagt der Mann das nicht in einer ehrlichen Sprache? — Karl Bleibtreu faselt wörtlich: *Freilich muß sich eine objektive Subjektivität und eine subjektive Objektivität verbinden* und glaubt sicher, etwas unerhört Tiefes gesagt zu haben. Ebenso Leo Berg über Bleibtreu: *Er hat auch noch nicht die Unmittelbarkeit seiner Subjektivität.*

In einer Zeitung lese ich von einem begeisterten Großgrundbesitzer und Anhänger der Kornzölle: *Wenn die Liberalen die Lage der Landwirtschaft objektiv prüfen, so müssen sie die Zölle billigen.* — Aus der Rede eines Reichstagskandidaten: *Meine Herren, ich bitte, meine Stellung zur Finanzreform objektiv zu beurteilen.* — Aus einer Reichstagsrede: *Die Ausführungen des Herrn Vorredners stellen doch nur seine ganz subjektive Meinung dar.* — Aus der Besprechung einer Deutschen Literaturgeschichte: *Die Urteile über Hauptmann und Sudermann sind durchaus subjektiv.* All dies Geschwätz von Objektiv und Subjektiv bedeutet, wenn irgend etwas, nur dieses: Objektiv ist meine Meinung, subjektiv jede andre; ich besitze die objektive ewige Wahrheit, ihr alle seid in schnöder Subjektivität befangen. Es erinnert an die schöne Erklärung von Egoismus: ‚Dieser Mensch ist der verkörperte Egoismus! Über eine Stunde unterhalte ich mich mit ihm, und nicht ein einzig Mal spricht er von mir.' Objektiv und Subjektiv, allenfalls mit Ausnahme der philosophischen Fachsprache, sind flimmernde Schwindelwörter, die in den Stil keines gebildeten, keines redlichen Schreibers mehr hineingehören.

Wer schwammig und verschwommen denkt, schreibt unfehlbar in schwammigen und verschwommenen Fremdwörtern: *Die Kenntnis Rafaels, der Besitz seiner Werke ist zu einem Element geworden, auf dem die menschliche Bildung überhaupt beruht* (Herman Grimm). Die Bildung beruht auf einem Element: was hat sich Grimm dabei gedacht? Nichts Deutliches, also denken auch wir dabei nichts Deutliches.

Was ist *prägnant?* Es wird selbst von sprachkundigen Fremdwörtlern fast nur in der falschen Bedeutung: ‚scharf, genau' gebraucht, also im Durcheinander mit ‚präzis', z. B. ‚eine prägnante Äußerung'. Goethe schreibt ‚prägnant' selten, dann aber in richtiger Anwendung für inhaltsvoll: vor der Schlacht bei Jena hatte er eine ‚prägnante Unterhaltung' mit dem Herzog Karl August. — Erich Schmidt rühmt den eignen Stil als ‚prägnant', weil er in seine Sätze allerlei nicht hinein Gehörendes stopft.

Was heißt *‚differenziert'*? Wie man es zur Not übersetzen könnte, brauche ich nicht zu sagen. Heute ist es zu einem Modeschwindelfremdwort geworden, das jeder anmaßlichen Untüchtigkeit gepaart mit Sittenlockerung zum trügenden Aushängeschilde dient. Früher sprach man von einer ‚verdrehten Schraube' und wußte, woran man war. Heute nennt man ein Frauenzimmer, das von den Pflichten des Hauses nichts weiß noch wissen will, das aber einen öden Wust von aufgeschnappten Brocken der Kunstgeschichte, Literatur-

geſchichte, Modengeſchichte weghat und ebenſo elendes Franzöſiſch und Engliſch radebrecht, ein ‚differenziertes Weib‘ und erzeugt in dieſem ganz überflüſſigen Geſchöpf den Dünkel, ſie bezeichne eine höhere Stufe des Frauentums. In Gedanken nennt übrigens jeder vernünftige Mann ſie nach wie vor ‚verdrehte Schraube‘, wenn er ſie nicht, mit Rückſicht auf die vielſeitige Differenzierung ihrer Gunſt, ‚Kokotte‘ nennt.

Reizend verulkt Hartleben in der ‚Geſchichte vom abgeriſſenen Knopf‘ die ſchwindelnde Verſchwommenheit der Fremdwörter. Da hat ein blöder Bildungsphiliſter der kleinen Lore geſchrieben: ‚Ich war ſuggeſtiv prädisponiert‘, und Lore fragt mit Recht: ‚Quatſch! was heißt denn das?‘ Als ihr erklärt wird: ‚So viel wie reingefallen, auf den Leim gekrochen‘, erwidert ſie: ‚Aha! da hat er nun gedacht, das würd' ich nicht verſtehen‘.

In Anzengrubers ‚Jungſerngift‘ (5,10) gibt es folgende Unterhaltung:

> Regerl: Du, fürs erſte, ſag mir amal, was biſt denn du eigentlich?
> Foliantenwälzer: Linguiſt.
> Regerl: Dös is g'wiß nix Rechtſchaffn's, weil d' dir's net deutſch z'ſagen traufſt.

Das Regerl hat eine feine Naſe.

Hans Delbrück ſchreibt: ‚*Die feine Eleganz der Sprache*‘ und zwingt uns zu der Frage: gibt es auch eine unfeine? — Ein preußiſcher Miniſter von Hammerſtein erklärte im Abgeordnetenhauſe: *Meine Herren, wenn ich ‚absolut‘ sage, so meine ich das natürlich relativ.* Unbezahlbar!

Bethmann, der Mann mit den *realen Garantien*, den *Démarchen*, dem *Désintéressement*, hält im Reichstag gewiſſe Zolländerungen für *akzeptabel*; auf erſtaunte Zurufe berichtigt er dieſen *Lapsus*: ‚für *diskutabel*‘. Er hätte ſie je nachdem auch für *blamabel* oder *lamentabel* erklärt; das alles macht einen deutſchen Reichskanzler im deutſchen Reichstag nicht — *pitoyable* oder *abominable*.

Zu welchen Verſchwommenheiten die ungefühlten Fremdwörter ſelbſt einen guten Schriftſteller verführen können, zeigt dieſer Satz bei Riehl: *So lange ein Wissenszweig bloß dient, ist er überhaupt keine Wissenschaft; er wird dies erst, indem er sein Zentrum in sich selber findet.* Sicherlich hätte er nicht Mittelpunkt geſchrieben, denn auch ein dienender Wiſſenszweig hat ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt. Er meinte irgend etwas andres als Mittelpunkt; was aber, wird uns nicht klar, ſelbſt nicht durch ſeinen Zuſatz: ‚das heißt, indem er frei und ſelbſtändig auftritt.‘

*

Von der Verſchwommenheit des ungefühlten Ausdruckes iſt es zum Schwindel nicht weit. Schwindel iſt ein hartes Wort, aber ich finde kein andres ebenſo treffendes. Wer es gar zu hart nennt, dem räume ich ein: das Schwindeln mittels der Fremdwörter iſt vielleicht nicht ganz ſo gefährlich wie das Fälſchen von Banknoten oder Wechſeln, aber — geſchwindelt iſt geſchwindelt. Kein Schwindel z. B. im Erwerbsleben iſt ohne Fremdwörter vollkommen: man erinnre ſich des über die Gaunerſprache Geſagten. Im Deutſchen lügt man, wenn man noch ſo höflich fremdwörtelt. Nicht immer wird 2×2 gleich zu 5 hinaufgeſchwindelt, wohl aber mindeſtens zu $4\frac{1}{4}$, und ſchon das iſt viel zu viel. Von der Quackſalberſprache war ſchon die Rede; man prüfe die Sprache der ſchwindelhaften Ausverkäufe, der Nahrungsmittelfälſcher, der prahleriſchen Schaubudenbeſitzer, der Tingeltangel — überall ein ganz ähnliches Zigeunerdeutſch wie in den Werken unſrer vornehmſten fremdwörtelnden Forſcher. Nie hat z. B. ein Nahrungsmittelfälſcher vor dem Weltkriege von einem Erſatzmittel geſprochen, immer nur von einem *Surrogat*. Die edle Zichorie war kein Erſatz, kein Zuſatz, ſondern ein *Surrogat* für Kaffee. Nach Bonn kam einſt ein Guckkaſtenmann und kündigte Vorſtellungen ſeines *Panorama international* an (‚à Perſon 20 Pfg.‘). Ein anſtändiger Bürger machte Lärm in der Ortszeitung: ſofort änderte der pfiffige Budenbeſitzer ſeine Anzeige in ‚Rundbilder aus aller Welt‘. Er hatte geglaubt, mit *Panorama international* ein beſſeres Geſchäft zu machen, und ſich dieſes einzige Mal geirrt.

In Stuttgart zimmert jemand ein paar Schwimmbuden zusammen und benamst sie: *Balneologisches Institut.* — Aus einem schwäbischen Nest bietet ein Winkelhändler die Reben und Obststämmchen seines ‚*Önologischen und pomologischen Instituts*' an. — In einer Hauptstraße Berlins kann man in Schaufenstern Edelsteine aus Glas sehen; sie heißen natürlich: *Imitationen*, echte *Imitationen*, sogar *garantiert echte Imitationen*'! Künstliche Edelsteine heißen ‚*synthetisch*', weil die deutsche Bezeichnung in ihrer Ehrlichkeit die Unechtheit sofort aufdecken würde. — Über einem Kellerloch in Berlin fand ich die Inschrift: *Zymotechnisches Institut.* Das hatte ich noch nie gehört, und die Wißbegier trieb mich, Namen und Art zu erfragen: Bärme, Hefe, Sauerteig wurde in dem Kellerloch verkauft.

Die Wissenschaft tut gelehrt mit Individuell, Faktor, Moment, real usw., das Kleingewerbe spielt sich auf mit Institut, Atelier, Salon usw. Ein Brillenladen ist ein ‚*Optisches Institut*', Fingernägel werden im ‚*Institut für Schönheitskultur*' geputzt, Zähne im ‚*Zahnatelier*' ausgezogen oder eingesetzt, ein Haarschneider hat einen oder mehre ‚*Frisiersalons*'. Wenn über diesem Kleinschwindel wenigstens ein bißchen Humor waltete, wie ihn der Begründer einer ‚Hemdenklinik' übte! Oder wenn sich fremdwörtelnder Urväterkram so putzig gebärdete wie in diesem Bericht der Rostocker Zeitung vom 7. März 1899 über die Einführung eines neuen Predigers:

Gemäß dem Introduktionsformulare verpflichtete Introducens dann Introducendum mit Ja und Handschlag. Nun erfolgte die solenne Begrüßung Introducendi. An der Amtswohnung Introducti angelangt, richtete der erste Bürgermeister beglückwünschende Worte an Introductum usw. Das ist ein ernstgemeinter Bericht, und doch liegt Rostock nicht in Narragonien, sondern im vernünftigen Mecklenburg.

Der wegen unsagbarer Verirrungen zum Zuchthaus verurteilte Oskar Wilde nannte sich einen *Hedonisten*, und so nannten ihn selbstverständlich mit Wonne alle seine deutschen Bewundrer; die richtige Bezeichnung für ihn war ein ganz andres griechisches Wort. — Die Wünschelrute wird von einem gutgläubigen Schwärmer zu harmloser Selbstbeschwindelung gebraucht: sogleich schreibt ein grundgelehrter Mann über die ‚*rhabdomantischen* Versuche'. — Wie fein läßt Gottlieb Keller von dem Gauner Wohlfeind den arglosen Salander fremdwörtelnd beschwindeln: ‚Zinsfuß und Zeitberechnung sind *amikal*'. Ähnlich läßt Goethe seinen Erzschwindler Cagliostro, den Großkophta, geschichtlich treu mit dem selbstgemachten Unsinn *Melion Helion Tetragrammaton* denen, die nie alle werden, das Geld aus der Tasche fremdwörteln. Unser alter Freund Sganarelle (S. 27) sei hierbei in gebührende Erinnerung gebracht.

Wir leben im Zeitalter der Erotik: kein Buch über die Beziehungen von Mann und Frau ohne *Erotik, erotisch, Erotiker.* ‚Ein ganz unentbehrliches, unersetzliches Wort.' Wahrscheinlich so alt wie die Liebe selbst. Aber seltsam — bei Goethe kommt keins jener unentbehrlichen Wörter vor! Wahrscheinlich hat er von der *Erotik* noch nichts verstanden. — Der *Dramatiker* und *Skeptiker* Lessing kennt weder diese Wörter noch *skeptisch, Skeptizismus, Skepsis.* Wie armselig ist doch der Wortschatz unsrer Größten, — jeder bessere Sekundaner von heute überbietet sie.

In neuster Zeit wird in allen deutschen Groß- und Mittelstädten straßauf straßab besonders eifrig geschwindelt mit *Zentral, Spezial, Universal, National.* Ein kleines Kellergeschäft nennt sich: ‚Zentralhalle für Milchkonsum'; ein winziger Laden, worin Seife verkauft wird: Spezial-Seifenmagazin; ein Schuhflicker nennt seine Bude: Universal-Besohlungsanstalt; ein Zahnbrecher seine Folterkammer: Laboratorium für Prothese. Daß eine Zahnprothese 20 Mark, ein Zahneinsetzen nur 3 Mark wert ist, entspricht der Schwindelzeit, in der wir leben. Man lese in Reuters Stromtid (2. Teil, 20. Kapitel), wie Pomuchelskopp mit Malchens und Salchens ‚eigenem Appartement' großtut. Pomuchelskopp und Bräsig sind zwei Fremdwörtler:

Äwer't was en groten Unnerscheid tuschen de Beiden. Bräsig wußt recht gaud, dat hei allerlei dummes Tüg mit de Frömdwürd' anrichten ded, äwer hei hadd't sik einmal anwennt, kunnt' nich laten, hadd sin Plesir doran un scheerte sik wieder um de Welt nich; Pomuchelskopp äwer wull sine Red' dormit upposamentieren.

Nicht viel besser auf geistigem Gebiet. Zwei blutjunge liebenswerte Anfänger, die Brüder Hart, kommen aus Westfalen nach Berlin; flugs gründen sie eine Zeitschrift ‚Deutsche Monatsblätter' und geben ihr den ‚anmaßlichen Nebentitel' (Heinrich Harts eigne Worte): ‚Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart'. Darf inmitten solches Geflunkers ein Gelehrter vom Range R. M. Meyers anständigerweise noch Zentralfrage für Kernfrage schreiben? Was sollte durch E. Schmidts Allerweltsfremdwort ‚universalistisch' upposamentiert werden? Und was besagt das gelehrttuerische Geprahle G. Hauptmanns, er wollte *Komplexe* geben, nicht *Konflikte*?

Der Vorsitzende des preußischen Prüfungsamts für junge Rechtsbeflissene, H. Ule, berichtete unterm 25. 1. 1913: ‚Die Vorliebe für Fremdwörter zeigt sich besonders bei schwächeren Referendaren, denen solche Ausdrücke bisweilen über Schwierigkeiten oder über mangelhafte Schärfe und Klarheit des Gedankens hinweghelfen sollen.' Also — Schwindelhuberei! Hoffentlich hat Herr Ule solche Schwindelhuberchen ‚rasseln' lassen.

*

Von hier aus erblicke ich, der ich trotz allen Bemühungen des Sprachvereins, der Behörden, der besten Zeitungen keinen Rückgang unsrer krebsartigen Sprachkrankheit wahrnehmen kann, die ferne Möglichkeit einer Heilung. Alle Versuche, dem Übel mit dem Berufen auf die Sprachwissenschaft, auf den völkischen Stolz beizukommen, sind gescheitert. Man hat den guten Geschmack aufgeboten gegen den schlechten; indessen die Fremdwörtler halten ja ihr Zigeunerdeutsch für wunderschön. Man führe aber den Kampf als einen der Sprachredlichkeit gegen den Sprachschwindel, gegen ‚die sprachliche Ehrlosigkeit', wie der deutschschreibende Germanist M. Trautmann die Fremdwörtelei seiner Fachgenossen nennt; halte den Belehrbaren unter den Fremdwörtlern die Fremdwörtelei der Quacksalber und der Unehrlichen aller Gattungen unter die Augen, und man wird, vielleicht, durch die Scham vor der Gemeinschaft mit der fremdwörtelnden Schwindlerwelt erreichen, was nicht gelang durch das Pochen auf den ja immer bestreitbaren guten Geschmack oder auf die Vaterlandsliebe, die man selbst unsern ärgsten Fremdwörtlern nicht aberkennen mag. Gelänge es, in unserm Volk das Gefühl zu erzeugen: übe arg wöhnischste Vorsicht vor jeder Ankündigung, Zeitung, Schrift mit ausgesprochener Fremdwörtelei, denn sicherlich handelt es sich dabei um nichts vollkommen Redliches, immer steckt eine große oder kleine Unwahrhaftigkeit, ein Mehrscheinenwollen als Sein dahinter, so wäre die Kraft einer uralten deutschen Krankheit gebrochen. Kein vornehmer, kein saubrer, kein ehrlicher Schreiber würde dann ein einziges Fremdwort mehr gebrauchen, als einstweilen noch unbedingt nötig ist.

Eine Kunstprosa wird der Sprachschwindler nicht zustandebringen, denn die Kunst ist ehrlich.

Sechster Abschnitt.

Fremdwörter und Verständlichkeit.

Wer teutschet mir das Teutsche? Es ist ohne einen Dolmetscher, der etlicher Sprachen mächtig ist, nicht zu verstehen. (Karl Gustav von Hille, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft.)

Wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Franzosen, nicht den Italienern, nicht den Spaniern; sondern es geschieht dem ehrlichen Teutschen zu lieb. Aber was ist das, da so viel Französisch, Italienisch, Spanisch, darinnen, das solches kein Teutscher verstehen kann, und ist gewiß, welcher nicht auch im Französischen oder Italienischen Bescheid weiß, daß derselb kein Zeitung verstehen kann. (Schill in ‚Der Teutschen Sprache Ehrenkranz', 1644.)

Von jeher ist der Zweck der Einmischungen (der Fremdwörter) gewesen, zuvörderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen. (Fichte.)

Vom Griechischen und Lateinischen reden die Rüger der sprachlichen Alamoderei des 17. Jahrhunderts gar nicht; die beiden alten Sprachen verstanden sich in allen Büchern und Zeitungen von selbst; das Englische war damals von den deutschen Fremdwörtlern

noch nicht entdeckt, tauchte erst im 18. Jahrhundert bescheiden auf und ergießt sich in vollem Schwalle seit einem Menschenalter über unsre Sprache des öffentlichen, ja schon des häuslichen Lebens. Was aber würden sie sagen, wenn sie folgendes Pröbchen der neusten wissenschaftlichen Alamoderei lesen könnten:

Erweitert erscheint die Suggestibilität der Anfänge der zweiten subjektivistischen Periode: auf kirchlichem Gebiete der Klerikalism, auf staatlichem und nationalem der Chauvinism, zu geschweigen der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Egoismen. (Karl Lamprecht.)

Ungeschmack, Albernheit, Eitelkeit, Schwindel: lauter äußerste Gegensätze des geschmackvollen, vernünftigen, schlichten, ehrlichen Stils. Indessen mit all diesen Fehlern kann man immerhin auf geschmacklose, alberne, gutmütige, leichtgläubige Leser wirken. Die Berühmtheit einer ganzen Reihe widerwärtigster Fremdwörtler unter unsern Schreibern ist ja nur so zu erklären: sie und ihre Leser sind einander würdig. Eine Seite aber der Fremdwörtelei verstößt gegen das Grundwesen alles Stils, den Zweck alles Schreibens, greuzt unmittelbar an den Wahnwitz: ihre Unverständlichkeit. Da schreibt ein Mann der Wissenschaft einen Aufsatz, ein Buch über einen alle Gebildete fesselnden Gegenstand; nicht etwa für seine engsten Fachgenossen, sondern für einen aus allen gebildeten Ständen bunt zusammengesetzten Leserkreis. Natürlich will er von jedem verstanden werden; das Gegenteil anzunehmen, hieße ihn für verrückt erklären. Ein Augenblick Nachdenkens muß dem fremdwörtelnden Schreiber sagen, daß er selbst von sehr gebildeten Lesern keine immer gegenwärtige Kenntnis des Griechischen, Lateinischen, Küchenlateinischen, Französischen, Berlinfranzösischen, Englischen, Spanischen erwarten darf. Allenfalls mag er eine oberflächliche Bekanntschaft vieler Leser mit einigen jener Sprachen annehmen; aber ist es nicht eine Tollheit, zu fordern oder zu hoffen, daß jeder Leser jedes noch so entlegene, noch so knifflige Wort einer in früher Jugend notdürftig gelernten, aber seitdem doch größtenteils vergessenen Sprache ohne weiteres verstehe? Man denke z. B. an die *Teichoskopie* (S. 188) und ziehe die Wörter auf S. 204 heran: nicht einer von tausend Gebildeten kennt ihre genaue Bedeutung, nicht einer von zehntausend ihre Wurzelform und deren Sinn. Nie hat es in der Geschichte des Schriftentums der Welt eine so unbegreifliche Tollheit gegeben wie die, daß Schreiber, die, wie alle Schreiber, den Zweck verfolgen, verstanden zu werden, alles tun, um einer großen Zahl von Lesern das Verstehen unmöglich zu machen. Übrigens würde jede scharfe Prüfung ergeben, daß die Fremdwörtler sich auch untereinander nicht verstehen, der griechelnde nicht den französelnden, der lateinernde nicht den engländernden usw.

In einer Besprechung meines ‚Goethe' machte mir einer der ärgsten Fremdwörtler, R. M. Meyer, den sanften Vorwurf, daß ich selbst die ‚brauchbaren Fremdwörter' verschmäht hätte. Er nannte keine einzelnen, aber ich vermute, er meinte die Allerweltsformeln individuell, Individualität, Faktoren, Momente, Elemente, Milieu, interessant, Evolution und dergleichen. Nicht ihm — er ist wie jeder altgewöhnte Fremdwörtler unbelehr- und unbekehrbar —, aber dem unbefangenen Leser will ich sagen, warum ich die angeblich brauchbaren Fremdwörter nicht gebrauche. Geschähe es nicht zur Aufklärung des Lesers über eine der wichtigsten Seiten der Fremdwörtelei und damit des deutschen Stils, so spräche ich wahrlich nicht von mir und irgend jemandes Meinung über meine so bedauerlich fremdwortarme Sprache. Ich verschmähe die Fremdwörter, weil sie wegen ihrer schillernden Zweideutigkeit für mich als einen redlich bemühten Schriftsteller unbrauchbar sind. Ich schreibe, obwohl mir mancher Völker Sprachen bekannt, einige durch die tägliche Notwendigkeit eines Menschenalters geläufig sind, nicht für einen mir bekannten kleinen Kreis fremdwörtelnder Philologen, sondern für eine mir unbekannte Lesermenge auf den verschiedensten Bildungstufen, und ich will mit jedem meiner Sätze von jedem meiner Leser bis in die letzten Gründe meines bescheidenen Denkens, bis in die äußersten Schwingungen jedes meiner einfachen Worte verstanden werden. Dazu aber taugt keines der von andern vielleicht noch brauchbar befundenen Fremdwörter. Warum es nicht taugt, wurde in dem vorangehenden Abschnitt aufgezeigt. Ich will nicht bloß verschwommen ver-

ſtanden werden mit dem, was ich etwa verſchwommen gedacht hätte; ſondern das Wenige, was ich mich aus allen Kräften bemüht habe zu durchdenken und zunächſt für mich ſelbſt bis in die höchſte mir erreichbare Klarheit zu ſteigern, das ſoll mir jeder meiner Leſer, der gelehrte wie der ungelehrte mit guter Volksſchulbildung, in höchſter Klarheit nachdenken.

Und wie, wenn ich ſo vermeſſen wäre, zu glauben, meine Kenntnis des Deutſchen reiche hin, um jeden meiner ſchlichten Gedanken deutſchen Leſern lückenlos auf Deutſch mitzuteilen? Wie, wenn ich die meiſten angeblich brauchbaren Fremdwörter unbrauchbar und dazu ſprachlich gemein fände? Wenn ich von Leſſing (vgl. S. 250) gelernt hätte, daß alle jene brauchbaren Fremdwörter ‚nicht das geringſte mehr ſagen als die deutſchen und auch dem einen Ekel erwecken, der nichts weniger als ein Puriſt‘? Wenn ich z. B. da, wo mein Beurteiler ‚*providentieller Moment* (Momang)‘ ſchreibt und dies ſehr brauchbar, wohl gar ſehr ſchön findet, ‚Schickſalſtunde, Sternenſtunde‘ ſchriebe und dies brauchbarer, verſtändlicher, ja ſchöner fände? Und endlich, wie wenn ich alle Schriftſtellerei für eine Kunſt hielte, die Fremdwörterei für Unkunſt, und mir ernſtlich verbäte, von Fremdwörtlern, die nicht deutſch ſchreiben können, die dies ſelbſt eingeſtehen, über Sprach- und Stilkunſtfragen des Deutſchen belehrt zu werden?

*

Die Fremdwörterei iſt die granitne Mauer, die ſich in Deutſchland zwiſchen den Gebildeten und den nach Bildung ringenden Klaſſen erhebt. Die meiſten belehrenden Schriften in deutſcher Sprache ſind jedem nicht fremdſprachlich Gebildeten kaum halb verſtändlich, da ja grade viele der wichtigſten Begriffswörter nicht deutſch, ſondern griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, engliſch ausgedrückt werden. Dieſe ungeheuerliche Tatſache hat ſogar Erich Schmidt durch ein offnes Bekenntnis beſtätigt: durch die von ihm beſorgte Volksausgabe der Hauptwerke Goethes, worin er jedes Fremdwort in einem Rieſenanhang ſauber verdeutſcht hat. Hierdurch hat er ſelbſt bezeugt, daß die Leſer dieſer Ausgabe unfähig ſind, die Fremdwörter Goethes ohne Erklärung zu verſtehen, worin er übrigens durchaus Recht hat. Und wie beſchämend, ja entwürdigend: der Verlag der ſchönen Jugendſchriften-Sammlung von Bachem in Köln ſieht ſich gezwungen, jedem Band ein kleines Fremdwörterbuch am Schluſſe beizugeben, damit deutſche Leſer verſtehen, was deutſche Schriftſteller — gar für die Jugend — in fremden Zungen für ſie geſchrieben haben. Wo hat es je ein mit ſolcher Geiſtesſchmach beladenes Volk gegeben!

In der vierten ſeiner Reden an die deutſche Nation ſagt Fichte von ſo wichtigen Wörtern wie Humanität, Liberalität, Popularität: ‚Dieſe Worte, vor dem Deutſchen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgeſprochen, ſind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm ſchon Bekanntes durch Verwandtſchaft des Lautes erinnert und ſo aus dem Kreiſe ſeiner Anſchauung und aller möglichen Anſchauung ihn vollkommen herausreißt.‘ Welchen unerträglichen Dünkel bekundet jeder Schriftſteller, der für einen großen unbeſtimmten Leſerkreis ſchreibend von dieſem verlangt, daß er genau ſo viele fremde Sprachen verſtehe, oder unverſtanden nachplappere, wie er. Oder der erwartet, die meiſten Leſer beſäßen ein Fremdwörterbuch und ſchlügen voll Ehrerbietung für den Schreiber jedes der zahlloſen unverſtandenen, unverſtändlichen Wörter auf. Geſellt ſich zu dieſem Dünkel noch die unwiſſende Oberflächlichkeit des Schreibers ſelber in den vielen verſprahlten fremden Sprachen, von denen er in Wahrheit meiſt nur die Fremdwörterbrocken, ja nicht einmal dieſe genau nach Urſprung und Bedeutung kennt, ſo erreicht ſeine Anmaßung den Grad, wo das Überſchnappen beginnt.

Vollends da, wo man ſich an ſprachenunkundige Menſchen wendet, zu fremdwörteln, — gibt es ein zu grobes Wort für ſolche Verrücktheit? Da wird ein Erholungsheim für Arbeiter und Arbeiterinnen geſtiftet, aber es darf natürlich nicht Erholungsheim heißen, denn der Stifter oder der Leiter darf ja nicht ‚ſeine akademiſche Bildung verleugnen‘ (vgl. S. 263). Es wird alſo kurz und klar *Rekonvaleszentenheim* benamſt, und einer der Ärzte ſtellte folgende Briefaufſchriften an die Benutzer der Anſtalt feſt: *Regenvaliszentenheim, Rekonfaliszenthenheim, Rekonvalizentenheim, Reckawaliszentenheim.*

Rekonfalißzendenheim, Reconfalleszentenheim, Recomfalenzenheim, Rekawaleszentenheim, Rekowaleszentenhaim, Rekomvalenzenheim, Rekonfalzentenheim, Rekonfazentenheim, Reskonvalenzentenheim, Rekanvaleszentenheim, Rekonvolzentenheim, Rekovalleszentenheim, Rekonesvaleszentenheim, Rexonfaleszentenheim, Revonwaleszentenheim, Rekonfalescendenheim, Reckonftaleszentenheim, Rekovaliszerteheim, Renevales Zentenfeind.

Vielleicht noch widerlicher ist die gegenseitige Heuchelei, womit die fremdwörtelnden Schreiber und ihre Leser sich selbst und einander vorschwindeln, daß es sich um lauter genau verstandene Wörter handle. Könnte man doch mit diesen Überphilologen einmal eine kleine Prüfung vornehmen, z. B. ihrer einen vor allem Leservolke fragen: Du hast da ‚*sarkastisch*' geschrieben — erkläre es mir sprachlich, aber vom Fleck und ohne griechisches Wörterbuch! Von tausend sogar gelehrten Schreibern weiß das vielleicht einer. Die 999 haben also ein Wort hingeschrieben, das sie selbst nicht verstehen, bei dem sie sich nur irgend etwas Unklares denken. — Was, o ihr sechs oder sieben Sprachen mißhandelnde Fremdwörtler, die ihr euch über die sprachenunkundige Menge emporbläht, was bedeutet: *Hallucination, mediatisieren, Kontrast, bizarr, isolieren, faszinieren, panegyrisch, fanatisch, Apophthegmen*? Aber bitte: vom Fleck und ohne Wörterbücher! Erkläre mir, du dich mit nicht vorhandener Kenntnis des Französischen spreizender Franzosling, was bedeutet *Caprice, capriciös, kokett?* Was ist ein *Roué*? Aber bitte nicht bloß ungefähr, sondern ganz genau und mit Angabe ihres sprachlichen Ursprungs, wie es sich für so überaus gelehrte Leute ziemt. Was ist *frivol*?, was *Sabotage, Police, Veterinär, Siesta, Utopie, Menu, Palliativ, Pasquill, Porträt, Praliné, Nuance, Niveau, barock, banal?* Was ist *Fiasko*, was ist *Fiasko* machen? Es klingt italienisch, und du, o fremdwörtelnder Mezzofanti, wirst es verstehen und mir erklären; denn du bist ja zu vornehm, um etwa zu sagen: Das Stück war erfolglos, fiel durch, wurde abgelehnt. Nein, dir genügt einzig die angeblich italienische Nüankße: es hat *Fiasko* gemacht.

Was ist ein *Epizootien*-Rat? Wolffs Telegraphenamt weiß es sicher nicht, berichtet aber auf Grund eines Telegrammes aus Österreich seinen deutschen Abnehmern darüber; diese, die Zeitungen, drucken es, obwohl kein Zeitungschreiber eine Ahnung hat, was es wörtlich bedeutet. Die Leser sehen es, verstehen keine Silbe und bewundern die Bildung der Zeitungschreiber. — In dem Buch eines gewissen Wilhelm Lange über Hölderlin lese ich das Wort *psychotisch*. Nichts dem Ähnliches steht in den dicksten griechischen Wörterbüchern, das Fremdwörterbuch kennt es nicht — wann wird der Schleier sich heben, der die Tiefen dieses großen Unbekannten noch verhüllt? Und warum nicht psychitisch, psychetisch, psychatisch, psychistisch? — Von Zeit zu Zeit geht durch deutsche Blätter das Gerede von einem Inkompatibilitätsgesetz; die Schreiber erklären es den Lesern nicht, die Leser, mit einer Ausnahme auf zehntausend, verstehen es nicht, das Ganze nennt man die ‚Erzieheraufgabe der Presse'.

Ist denn selbst von jedem Hochgebildeten zu erwarten oder zu verlangen, daß er in all den Sprachen zuhause sei, aus denen die Welscher zu mausen belieben? Herder der Sprachenkundige bekannte freimütig: ‚Ich schäme mich nicht, meine Schwäche [?] zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache [die eigne] vollkommen fassen zu können.' Ganz dasselbe bekennt der Verfasser dieses Buches von sich. ‚Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht' heißt es bei Goethe; diese Aufgabe, eine ungeheuer schwere, einigermaßen zu erfüllen, ist ein sehr feiner Ruhm.

Zu wie ernsten politischen Kämpfen, zu wie schweren Gewissensnöten Wilhelms 1. von Preußen hat das vieldeutige Fremdwort Indemnität im Herbst 1866 geführt! Bismarck berichtet:

Es kam dazu eine staatsrechtliche Auffassung Seiner Majestät, die ihm ein Verlangen nach Indemnität als ein Eingeständnis begangenen Unrechts erscheinen ließ. Ich suchte vergeblich diesen sprachlichen und rechtlichen Irrtum zu entkräften, indem ich geltendmachte, daß in Gewährung der Indemnität nichts weiter liege als die Anerkennung der Tatsache, daß die Regierung und ihr

königlicher Chef rebus sic stantibus [wie die Dinge lagen] richtig gehandelt hätten; die Forderung der Indemnität sei ein Verlangen nach dieser Anerkennung.

Schließlich wählte man den Ausdruck: ‚nachträgliche Verwilligung', und Bismarck fügt in seinen Gedanken und Erinnerungen hinzu: *In verbis simus faciles* (seien wir in Worten [oder Wörtern] willig). Der ganze traurigkächerliche Zwischenfall wäre vermieden worden, hätte man von Anfang an deutsch gesprochen, etwa Gutheißung oder Nachbewilligung gesagt. Statt dessen drohendes Zerwürfnis zwischen siegreichem nachgiebigem König und versöhnlich gestimmten Volksvertretern um ein nichtsnutziges, sinnloses Fremdwort, dessen wahrer Sinn niemals erforscht werden konnte, sintemalen es im Französischen eine ganz andre Bedeutung hat: Entschädigung, und im Römischen überhaupt nicht vorkommt. Es ist ein küchenlateinisches Fremdwort mit verschwommenen Begriffswert. Sowie man nach einem deutschen Worte suchte, womit deutsche Staatsmänner hätten anfangen müssen, war das Zerwürfnis beseitigt.

Was soll man dazu sagen, daß eine Reichsbehörde über Beihilfen an ehemalige Kriegsteilnehmer eine Verfügung erläßt, worin gesprochen wird von *Personen, welche sich nicht im Besitze des deutschen Indigenats befinden!* Dies soll ein armer wundgeschossener ehemaliger Bauernbursche in Hinterpommern verstehen. Bitte, Herr Geheimer oder Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, dem diese Verfügung entflossen, erklären Sie selbst mir vom Fleck den geheimen Ursprung von *Indigenat*, ich meine seine Wurzel samt Zubehör! Sie wissen es nicht? Dann sollten Sie sich schämen, es zu schreiben. — In dem preußischen Stempelsteuergesetz von 1889 steht: *Der von antichretischen Verträgen zu entrichtende Stempel* . . . Weiß ein Leser, was das für Verträge sind? Man sollte meinen, Gesetze werden erlassen, um verstanden zu werden; in Deutschland ist das freilich anders als in allen übrigen Ländern.

Haym schreibt über Schiller und dessen neuen Dramenstoff: *Diesen Don Carlos konzipierte er jetzt als sein eigenstes Ebenbild.* Was bedeutet das? Das lateinische *concipere* klärt uns nicht auf, denn das hat mehre, recht verschiedene Bedeutungen; und das deutsch-küchenlateinische *konzipieren*, mit dem allein wir es hier zu tun haben, läßt uns ebenso sehr im Dunkeln, denn es hat in seiner Verblasenheit noch mehr Bedeutungen als das gutlateinische Wort. Sollte es bedeuten: innerlich empfangen, oder schriftlich entwerfen, oder darstellen? Haym war ein großer Gelehrter, aber ein schlechter Schreiber, denn er vermochte nicht — dies ist ja nicht der einzige Fall —, seine Gedanken unzweideutig auszudrücken.

Wilhelm Bölsche ist der Verfasser dieses Satzes: . . . *ein vollständig verändertes Denken und Fühlen. Von dieser Rekreation aus bin ich heute nicht nur der Weltstadt entfremdet* . . . Was bedeutet das? Der einzige Sinn, in dem das törichte Fremdwort sonst vorkommt, ist: Erholung; an jener Stelle aber soll es vermutlich — etwas Gewisses weiß man nicht — mit der ursprünglichen Bedeutung von *recreatio* gelten: Wiedergeburt.

Hans Delbrück erzählt seinen Lesern etwas von *hypostasieren* und von einer *Hyperbolie des Momentes.* Wie würde er sich entrüsten über die in Deutschland zunehmende Unbildung der besten Leser, wenn er erführe, daß neun Zehntel nicht wissen, ob das zum Essen oder zum Trinken ist.

Was ist ein *Ubiquitärer*? Es hängt unter Umständen Freiheit oder Einsperrung eines Schreibers davon ab. Harden nannte den Kaiser Wilhelm 2. so; im dicksten aller Fremdwörterbücher steht es nicht, das lateinische ist stumm, das beste französische, von Sachs-Villatte, belehrt: *Ubiquitaire* = *Ubiquitarier* (der an die Allgegenwart des Leibes Christi glaubt). Aber das paßt nicht zu Hardens Satz. Was für ein unerhörter Sprachgelehrter ist doch dieser Harden, der nicht nur alle Sprachen Europas, dazu das Arabische, Chinesische, Japanische kennt, sondern sie besser kennt, als die berühmtesten Wörterbuchverfasser! Der Gerissene weiß sehr gut, daß das blöde Welschwort ein Schutz gegen das Verstandenwerden ist und daß er genau solange für einen Mordskerl gilt, wie man ihn nicht versteht.

Was beſagt folgender Satz von Avenarius im Kunſtwart (dem ‚Organ für Ausdruckskultur‘!) über Wolfgang Kirchbach: *Manches seiner sichern Urteile war mehr dogmatisch als zertitudinal gedacht?* Da ich mit Kirchbach befreundet war, ſo wüßte ich für mein Leben gern, was das bedeuten mag. Nie werde ich's erfahren, denn alle Wörterbücher ſchweigen, und durch eine Anfrage bei Avenarius ihm meine Unwiſſenheit im Keltiſchen — oder iſt es Finiſch? — zu verraten, bin ich zu philologiſch-eitel.

Ein ſo feiner Lyriker wie Ludwig Jacobowski wird, wie ſo mancher andre, ungenießbar, ſobald er ſich in die Gelehrtenproſa verirrt. Er will ſagen: Der verſchwommenen Lyrik der Romantik fehlt die deutliche Naturanſchauung; hieraus wird: . . . *fehlt die Prägnanz* (!) *der Physis*. Die zarteſten Seelenregungen kann der Lyriker Jacobowski deutſch ausſprechen, zum Ausdruck ſolcher einfachen Sache erklärt er ſeine ſo heißgeliebte Mutterſprache für unfähig.

Dilthey in einem nicht fachwiſſenſchaftlichen Aufſatz über Fauſt: *Der Genius Goethes ist ohne Reticenz in seinem Faust enthalten.* Von zehn Leſern müſſen drei bis vier in einem Wörterbuch nachſchlagen, und was finden ſie? Dieſe verborgene köſtliche Weisheit: *reticentia* heißt Verſchwiegenheit, und ein deutſcher Gelehrter kann oder darf dies nicht deutſch ſagen. — Was heißt *grassieren?* Welcher Sprache zahmer oder wilder Völker entſtammt es? Adolf Bartels will ſagen, daß im Oberlehrerſtande, ‚philologiſcher Hochmut und Kleinigkeitskrämerei immer noch ſehr weit verbreitet iſt oder wütet‘; hieraus wird: ‚ſehr ſtark *grassiert*‘. — Er entſchuldigt ſich mit dem Hinweis aufs franzöſiſche gras oder etwas Ähnliches. Eine triſtige Entſchuldigung für einen urdeutſchen Schreiber, denn wir müſſen als echte Deutſche ja vom Franzöſiſchen ausgehen.

Richard Wagner erklärt, er wolle *bestimmt und für immer mit der formellen Gegenwart brechen.* Recht ſo; aber wir wüßten gern, was er damit meint. Erſt nach längerem Weiterleſen ahnen wir: er will mit den Formen der Gegenwart brechen. — Eine Arbeiterzeitung ſchreibt beim Tode des Sozialiſtenführers Singer: ‚Vor 30 Jahren war er aus dem Konfektionsgeſchäft der Brüder Singer formell ausgetreten.‘ Die gegneriſche Preſſe höhnte nicht mit Unrecht: Aha, nur formell, in Wahrheit war er Teilhaber geblieben. — Die Arbeiterzeitung hatte gemeint: in aller Form.

Roſenkranz ſpricht von Goethes höfiſcher Feſtdichtung, und dies würde der gebildete Leſer verſtehen; dagegen verſtehen von den Gebildetſten 99 unter 100, vielleicht alle 100 nicht, was *enkomiastische Epigrammatik* iſt, nebenbei ein ſchiefgewickelter Ausdruck. — Was iſt ein *Epichronismus?* Novalis ſchreibt in einem Brief an ſeinen Bruder: *Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht.* Ob auch nur ſein Bruder dies verſtanden hat?

Was, o ihr G tter, Muſen und Grazien, iſt eine *Theke?* Die Zeitſchrift für öſterreichiſches Gymnaſialweſen (Band 32) teilt folgende Satzperle mit aus einer k. k. unterrichtsbehördlichen Verfügung: *Ferner ist darauf zu sehen, daß die Theken auch in ihrem Format bei allen Schülern übereinstimmen, daß die Seiten der Hefte paginiert werden, daß das Elaborat stets links, das Correctum rechts geschrieben werde.* So viel ich weiß, war noch bis vor kurzem die Unterrichtſprache auf deutſch-öſterreichiſchen Gymnaſien deutſch.

*

Sollte man es für möglich halten, daß dasſelbe unverſtändliche Zigeunerdeutſch den einfachen Leſern in Arbeiterzeitungen dargeboten wird, wie in den geſchwollenſten bürgerlichen Blättern? *Auch ein modernistisch-dekorativ-demokratisch zugestutzter Monarchismus verrückt den Sozialdemokraten nicht den Aspekt der Dinge* (Vorwärts, *23. 7. 1911*). Großartig in der Fremdwörterei war der alte Liebknecht, der Verfaſſer eines Fremdwörterbuches für Arbeiter: *Es muß alles aufgeboten werden, um Licht über die Sache zu verbreiten. Insbesondere Fürst Bismarck ist engagiert.* Wahrſcheinlich dazu engagiert, denkt der leſende Arbeiter, um Licht über die Sache verbreiten zu helfen? Man muß das Franzöſiſche ſchon ſehr gut kennen, um zu ahnen, was ‚engagiert‘ hier bedeuten

mag. Daß man auf Französisch nicht sagen kann: *Bismarck est engagé*, nur nebenbei. Liebknecht, wie übrigens alle Sozialisten mit ‚akademischer Bildung', fremdwörtelte mit Leidenschaft, aber — er fügte in den tollsten Fällen die Verdeutschung in Klammern hinzu: *Das nationalliberale enfant terrible (Schreckenskind) Hans Blum.* Als ob die Arbeiter nun wüßten, was ein Schreckenskind ist! Hat Liebknecht selber es gewußt? Wer von meinen Lesern weiß es? Wahrscheinlich denken sie an etwas wie eine Schreckenskammer. Erst mit Hilfe von Sachs-Villatte kommt man hinter die Bedeutung, erst durch Büchmann erfährt man ihren Ursprung. Schriftstellerei dieser Art ist nicht Wiedergabe des klaren Sprechens, sondern des halbbewußten Lallens, ist nicht wesentlich verschieden von der Sprachbehandlung in folgenden zwei Beispielen. In Berlin fand jüngst ein Pferderennen statt, mit Beteiligung von Last- und Droschkengäulen. Natürlich mußte das Ding *Concours hippique* heißen. Ein Droschkenkutscher mit einem sehr schönen Pferde lehnte ab: ‚Ick werde mir doch nich selber in Konkurs bringen.' — Eine Leipziger Köchin schreibt einen Brief an ihren Schatz in Sibirien und fügt auf klugen Rat den Beförderungsweg bei: *Vivat (via) Sibirien!* Sehr lächerlich, nicht wahr? Ist es wirklich lächerlicher als Hardens Ubiquitärer?

Lächerlich oder nicht, eins steht fest: Der Schriftsteller, der sich in unverständlichen Ausdrücken gefällt, wird keine Kunstprosa schaffen.

Siebenter Abschnitt.

Milieu und Nuance.

Es sagen auch die Meister wol,
Mehr als das Wort ein Beispiel tut! (Boners Edelstein.)

Wie schwer ist das[2]-Nüance-gebende Fremdwort oft zu ersetzen. (Carl Busse.)

Höd di vör de Inbildung! (Fritz Reuter.)

In dem seit Begründung des Deutschen Sprachvereins schon ein Menschenalter währenden erneuten Kampfe gegen und für die Fremdwörter hat man von beiden Seiten die Streitfrage immer ganz allgemein behandelt. Man hat von der Entbehrlichkeit oder Notwendigkeit, von dem Geschmack oder Ungeschmack ‚der' Fremdwörter gesprochen, hat aber kaum versucht, an einem einzelnen Fremdwort, dessen Geschichte sich von uns Lebenden leicht übersehen läßt, die ganze Frage wie an einem Musterbeispiel zu prüfen. Ein solches Wort ist das vor etwa 25 Jahren mit der in Deutschland üblichen ‚affenartigen Geschwindigkeit' zu einem scheinbar unentbehrlichen Modewort gestempelte Milieu. Als ich einst in einer Berliner Zeitung in einem Aufsatz über Modewörter auch Milieu für ein überflüssiges und abgedroschenes Schablonenwort erklärte, nahm der fremdwörtelnde Herausgeber in einer Anmerknng das Milieu, ohne das er selbst keinen seiner Aufsätze fertig bringt, in Schutz. Die Verteidigung seines Lieblings lautete:

Milieu wurde zuerst in Frankreich und dann in Deutschland als technischer Ausdruck der Kunstsprache eingeführt; es bedeutet da nicht Umgebung schlechtweg, sondern die Umgebung, die auf die Bildung des Charakters entscheidend einwirkt. Ein deutsches Wort mit diesem besonderen Sinne müßte erst geprägt werden.

Diese Anmerkung ist lehrreich; sie enthält den am häufigsten gebrauchten, nach der Ansicht der Fremdwörtler unwiderstehlichen Beweisgrund: der armen, plumpen, deutschen Sprache fehlt für einen unentbehrlichen Begriff gebildeter Menschen ein kurzer Ausdruck, in die Lücke mußte also ein Fremdwort treten.

Die ganze Beweisführung ist bodenlos. Nur dem unfähigen Schreiber fehlte der kurze deutsche Ausdruck, und diese seine persönliche Unfähigkeit erklärte er für einen Mangel der deutschen Sprache. Niemals brauchte eine Lücke der deutschen Sprache durch ein Fremdwort ausgefüllt zu werden, noch dazu durch ein ganz französisch gebliebenes. ‚Umgebung, die auf die Bildung eines Charakters entscheidend einwirkt': das soll ein ganz neuer Begriff sein? Solange sich der Charakter eines jungen deutschen Menschen in irgend-

welcher Umgebung ausgebildet hat, also seit Hermanns des Cheruskerfürsten Tagen, muß es einen Ausdruck für diesen landläufigen Grundbegriff gegeben haben, oder das deutsche Volk und seine Sprache hätten gestanden und ständen noch heute auf einer der untersten Stufen geistiger Bildung.

Das französische Wort *milieu* ist sehr alt und schon zwei Jahrhunderte vor Zola genau in derselben Bedeutung wie bei ihm gebraucht worden. Schon vor Zola hatte Taine es zu einem abgenutzten Schlagwort gemacht: in seinen Schriften über Lafontaine und Livius, noch häufiger in seiner Geschichte der englischen Literatur, gebrauchte er *Milieu* für seine bekannte bequeme Erklärerei aller führenden Menschen. Seine Lehre ist längst zu den Toten geworfen, sein Schlagwort hat die Lehre überlebt. Zola konnte für seine auf ähnlichen Gedankengängen wie bei Taine gewonnene Ansicht vom Entstehen eines Einzelcharakters kein nützlicheres Schlagwort finden als das Tainesche *milieu*. Für Frankreich haben Taine und Zola das Wort zu Tode gehetzt, dort wird es von den besten Schriftstellern nur noch selten gebraucht. Neu konnte es den Franzosen niemals klingen; für Taines und Zolas Leser war es ja nur die ermüdend häufige Anwendung eines ihnen längst geläufigen, nichts Sonderliches besagenden Wortes. Schon in älteren Auflagen des Wörterbuches der Französischen Akademie findet sich als eine der Erklärungen für *milieu*: *Le fluide qui environne les corps* (das die Körper umgebende Mittel), und das Beispiel wird angeführt: *L'air est le milieu dans lequel nous vivons* (die Luft ist der Bereich, in dem wir leben). Ferner erklärte das Wörterbuch *milieu* als *la société où nous vivons* (die Gesellschaft, in der wir leben). Man sieht, weder Taine noch Zola haben dem Worte *milieu* irgendwelche neue Bedeutung beigelegt; denn daß das Mittel, der Bereich, die Gesellschaft, worin wir leben, den Charakter bilden können, steckt ja nicht in dem Worte *milieu*, sondern muß sich erst aus dem Zusammenhang ergeben. Es ist übrigens selbstverständlich; daß Erziehung und Leben in jedem Daseinskreise auf den Charakter einwirken, hat man lange vor Taine und Zola gewußt, sonst gäbe es nicht das sehr alte Sprichwort von den bösen Beispielen, die die guten Sitten verderben. Also: Höd di vör de Jubildung!

Aber auch im Sinn einer Charakter und Taten bestimmenden Umgebung ist *milieu* über 200 Jahre alt. In Pascals ‚Gedanken' steht der Satz *Nous voguons sur un milieu* (Welt) *vaste*, und in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon kommt *milieu* genau in der gleichen Bedeutung vor wie bei Taine und Zola: *Louvois fut employé dans un milieu* (Schicht) *qui fit le malheur du royaume.*

Schon durch die deutschen Besprechungen von Taines Englischer Literaturgeschichte drang das Wort als Modeformel in den deutschen Sprachgebrauch, daß heißt in den der Fremdwörtler. Das angeblich neue Modewort wurde als etwas Köstliches gierig aufgegriffen, sofort in den Zigeunersprachschatz aller eitler Kunstschreiber aufgenommen und diente fortan dazu, den in die letzten Kunstgeheimnisse eingeweihten Mann vom Bau wie durch ein Freimaurerzeichen kundzutun. Der redliche gebildete Mann sagte nach wie vor: Umgebung, Kreis, Lebenskreis, Dunstkreis, Lebensluft, Welt, Umwelt, Gesellschaft, Schicht und je nach dem Zusammenhang zwanzig, dreißig andre gute, malende, anschauliche Wörter; der Literaturschmock sprach und schrieb und schreibt nur *milieu*, am Morgen, am Mittag, am Abend, in der Nacht.

Daß es sich um keine Sprachlücke für Deutschland gehandelt hat, sondern nur um eins der tausendfachen Beispiele für die unausrottbare deutsche Fremdwörterseuche, dafür gibt es einen schlagenden Beweis in dem Verhalten aller übriger Bildungsvölker gegenüber dem Modewort Milieu. Wäre dieses eine großartige Bereicherung der Kunstbegriffswelt gewesen, so hätten die Engländer, die Italiener, die Skandinavier es gleichfalls aufnehmen müssen. Das ist ihnen nicht eingefallen. Obgleich Taines Buch über die Englische Literatur England besonders nahe anging, hat sich kein Engländer einen Fetzen des Tainesschen Sprachgewandes angeeignet; alle sind sie ruhig bei ihren guten, vollkommen ausreichenden Wörtern wie *world, circle, sphere, society, surrounding, company, set, province, community* usw. geblieben. Ebenso haben die Italiener ihr treffliches, mit *milieu* gleichbedeuten-

des *Ambiente* neben vielen andern Wörtern mit gesundem Sprachsinn beibehalten; die Skandinavier ihr *Omgifning*, und selbst die sonst ziemlich arg französelnden Russen haben Milieu nicht aufgenommen, sondern schreiben wie früher ihr gutes *Sredá* (Mitte, Gesellschaftskreis).

Bezeichnete Milieu eine ganz neue Begriffswelt, so hätten es ja grade die Engländer noch aus einem besondern Grunde aufgreifen müssen, wenn sie an einer ähnlichen Sprachkrankheit wie wir Deutsche litten: das Milieu, die bestimmende Umgebung, war ja für einen viel Größern als Taine, für Darwin, ein noch wichtigeres Rüstzeug seines Beweises. Wie muß ein deutscher Milieu-Schwärmer staunen, wenn er in Darwins drei Hauptwerken: Ursprung der Arten, Umbildung von Tieren und Pflanzen, Abkunft des Menschen und Zuchtwahl, die ja zum Teil erst nach Taines Schriften erschienen, nicht ein einziges Mal Milieu findet!

Unsre armen, plumpen Klassiker mit ihrer ebenso armen plumpen Sprak, wie müssen die gelitten haben unter der Sprachlücke, die angeblich erst durch das Zauberwort Milieu ausgefüllt wurde! Garnicht haben sie gelitten, und damit berühre ich die tödliche Stelle der ganzen Fremdwörtelei. Die Verteidiger der Fremdwörter tun immer so, als ob ihre Lieblinge lauter neue Sprachoffenbarungen seien, köstliche Hilfen in unsrer Armut. Liest man daraufhin unsre größten Schriftsteller des 18. und des 19. Jahrhunderts vor Taine, so zeigt sich, daß die ganze Fremdwörterherrlichkeit eine Lumpenpracht ist. Zahlreiche schlichte, aber grade darum sinnschwere deutsche Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller und den größten unter ihren Nachfolgern sind durch die schmockische Eitelkeit der Fremdwörtler vernichtet, sind verschlungen worden von irgend einem farblos neben igen Fremdwort, bei dem sich Hörer und Leser alles Mögliche, nur nichts Bestimmtes denken können, — nichts denken sollen.

Gibt es ein deutsches Buch vor allen, in dem sich Milieu finden müßte, wenn dies ein unentbehrliches Wort für den Begriff ‚entscheidend auf die Bildung des Charakters einwirkende Umgebung' wäre, so ist es Goethes Dichtung und Wahrheit. Keiner unsrer jungen und jüngsten Klassiker der letzten 25 Jahre wäre im Stande, seine eigne wundersame Tertianerzeit ohne einige Dutzend Milieus zu schildern. Nicht ein einziges Mal kommt bei Goethe etwas derartiges vor, etwa Atmosphäre, wie man ehedem fremdwörtelte. Der heutige sprachliche Ungeschmack würde es herrlich finden, hätte Goethe in Dichtung und Wahrheit geschrieben: *Der Erlöser, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun im Milieu der Erzväter, Propheten und Vorläufer.* Oder: *Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das Einzelne erhielt. Unser Milieu erhält dadurch ein Leben wir sehen es in geistiger, liebevoller Verknüpfung.* Oder: *Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle: er ist Vater Hausherr, Landmann. In diesem reinen, schönen, irdischen Milieu ruht sein höherer Beruf.* Etwas weiterhin: *Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von dem Milieu machte, in dem sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte.* Oder in der Schilderung der Sesenheimer Tage: *In diesem Milieu trat unversehens die Lust zum Dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor.* Absichtlich teile ich die gut deutschen, feinabgetönten, ‚nüanßierten' Goethischen Worte nicht mit, versichere aber dem Leser, daß sie alle es mit der Allerweltsformel Milieu aufnehmen. Die Stellen mag er zu seiner Erbauung selbst aufsuchen.

Ebenso würde kein ‚modernster', etwas auf sich haltender Literaturjüngling einen Leidenschaftsroman wie Werther schreiben zu können glauben ohne reichlichen Verbrauch von Milieu. Sein Werther würde z. B. sagen: *Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht der Tor wäre. Ein so schönes Milieu findet sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als das ist, in dem ich mich jetzt befinde.* — In den Wahlverwandschaften schildert Eduard den Hauptmann: *Diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Kein Milieu*

ist ihm gemäß. Natürlich schreibt Goethe anders und besser, nämlich deutsch, was für einen deutschen Schriftsteller immerhin das Gemäßere ist. — In Stella spricht Frau Sommer von ihrem entschwundenen Gatten: *Er wird aus seinem Milieu in das unsre hineingezogen, mit dem er im Grunde nichts gemein hat.* Das heißt, so würde sie sprechen, wenn man damals schon den Franzosen das ‚unentbehrliche Milieu' nachgeplappert hätte.

Aber um Himmelswillen, was schreibt denn Goethe in solchen Fällen? Ach, so armselig, so nüanßenlos, wie man sich eben nach der Meinung unsrer Fremdwörtler überhaupt auf Deutsch nur ausdrücken kann. So heißt es bei Goethe über Winckelmann: *Der Bibliothekar eines deutschen Grafen ist für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich zu Hause finden.* Da schreibt also ein Mann, den man immer, offenbar irrtümlich, für einen unsrer sprachgewaltigsten Schriftsteller ausgegeben hat, ganz einfach, wie etwa ein deutscher Arbeitsmann sich ausdrücken würde, über ein Leben wie Winckelmanns beim Kardinal Albani, also über sehr vornehme Verhältnisse, höchst gewöhnlich: ‚zu Hause', anstatt, wie es sich für jeden modernen deutschen Zeitgenossen ziemt, Milieu zu setzen und dadurch anzudeuten, daß man die so unentbehrliche Kunstsprache der Franzosen kennt; daß man wohl gar selber ‚zwei Jahre in Paris gewesen'.

Auch Lessing, der große Lessing, hat so großartige Dinge wie die einwirkende Umgebung eines Menschen mit einfachen deutschen Ausdrücken bezeichnet. Und den nennt man einen deutschen Klassiker! Schreibt der Mann da im fünften Gespräch für Freimaurer: *Indess hat freilich die Freimaurerei immer und allerorten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere.* Gesellschaft — welch gewöhnliches Wort im Vergleich mit dem überaus gebildeten Milieu!

Wie reizvoll und lehrreich wäre eine Zusammenstellung der sprudelnden Fülle farbenreicher deutscher Ausdrücke unter den Händen unsrer Sprachmeister für den Begriff ‚bildende Umgebung'. Bei Goethe allein fand ich im flüchtigen Blättern folgende je nach dem Bilde, in dem sich der Satz bewegt, fein abgestufte und sinnenhaft gefärbte — auf Fremdwörterisch: nüanßierte — Wörter und Wendungen: Strom, Zeitstrom, Tageszeit, Welt, Umstände, Kreis, Lebenskreis, Verhältnisse, Gegenwärtigkeit, Das was uns umgibt, die Welt in der man sich bewegt, Umgebung, Umgebungen und vor allen die prächtige, ihm von Campe dargebotene, Umwelt, hinter der sich *milieu* verkriechen muß. In dem von Goethe und Schiller gemeinsam verfaßten Aufsatz über Epische und dramatische Dichtung heißt es: *Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein: 1. die physische, und zwar die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören, und die sie umgibt.* Würde auch nur einer von zehn heutigen Kunstschreibern ‚Welten', würden nicht alle ‚Milieu' schreiben? Umwelt ist unsern Fremdwörtlern bekannt, sie wissen, es steht bei Goethe, — dennoch ziehen sie Milieu vor! Aber sie würden sich auch nicht entsetzen, hätte Goethe geschrieben:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Milieu der Welt —

oder im Faust:

Das ist dein Milieu! Das heißt ein Milieu!

Mein kleines Verzeichnis ist natürlich nur ein Bruchteil dessen, was sonst bei Goethe vorkommt.

Bei Schiller finde ich, gleichfalls nur flüchtig blätternd: Außendinge *(In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht ...)*; Zeitalter *(Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in dem ich ihn auftreten lasse)*; Geist *(Der Geist, aus dem die athenischen Dramen geboren)*; Umwelt *(Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn)*. Wie dürftig muß den Schwärmern für *Milieu* dieser Satz klingen:

‚Keine noch so erhabene Erscheinung steht gänzlich losgelöst vom Boden der menschlichen Umgebung da!‘ Der Satz ist von R. Wagner; kein lebender Kunstschreiber würde sich mit der gemeinen ‚Umgebung‘ begnügen.

Kein richtiger Fremdwörtler gibt sich durch solche Beispiele für besiegt, denn: ‚keines der deutschen Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller, deckt sich genau mit Milieu‘. Als ob der Fremdwörtler überhaupt genau wüßte, was der Franzose bei Milieu empfindet; er kann ja höchstens andeuten, was die Fremdwörtler sich verschwommen bei ihrem Milieu denken. Dieses Milieu allerdings deckt sich genau mit der Begriffswelt des Fremdwörtlers: es ist ebenso verschwommen wie diese. Eben darum ist es ja ein Lieblingswort unklarer Kunstschreiber und halbgebildeter Nachsprecher geworden. Milieu hat man ohne Kunstwahl immer zur Hand; hingegen macht es einige Mühe des Denkens und Wählens, also dessen was Sprachkunst heißt, für den gegebenen Fall, der ja stets ein besonderer ist, das besondere richtige Wort zu finden. Dies ist schwierig, dies heißt Stil, dies heißt Kunst der Prosa.

Aber Milieu ‚ist doch so bequem‘. — Freilich, es ist überaus bequem: nehmen wir bequeme Leute also lieber das große Leichenlaken Milieu und werfen wir es über die Fülle seiner Lebensfarben; lassen wir unsre Sprache elend verarmen, indem wir auf alle zarten Ausdrucksunterschiede verzichten zu Gunsten einer unklaren europäischen Redensart!

In allerneuster Zeit hat das begonnen, was noch jedem modischen Fremdwort widerfahren ist: das Übermaß des Gebrauches und Mißbrauches hat das Wort lächerlich, ja albern gemacht. Es sinkt aus den Höhen der Kunstschreiberei in deren Niederungen und wird bald das Schicksal von ‚voll und ganz und unentwegt‘ teilen. Eine sehr lustige österreichische Posse, die auch im Reiche vielfach aufgeführt wurde, erzeugte überall stürmisches Gelächter durch einen besonders spaßigen Auftritt. Eine Köchin hat einen schwarzen und einen weißen Liebhaber, einen Schornsteinfeger und einen Kuchenbäcker, die sie im regelmäßigen Nacheinander in der Küche empfängt. Durch ein Versehen treffen die beiden Schätze dort einmal zusammen, aber die geistesgegenwärtige Köchin beschwichtigt deren Zorn durch die Bemerkung: ‚Ihr werdet uns doch nicht dös wunderscheene Mirljöh verderben.‘ Auf die erstaunte Frage, was ein Mirljöh, sei, erklärt sie: ‚Wißt's, was so die Leit mit a Büldung sind, die sagen halt, wann drei so gemiatlich wie wir beisammen sitzen, nicht Gsellschaft oder so was, sondern sie sagen halt Mirljöh.‘ Schornsteinfeger und Kuchenbäcker sind besänftigt, und das gemütlich dreieckige Mirljöh nimmt keinen Schaden. — Der bekannte berlinische Zeichner Zille ließ kürzlich seine drollig-ruppigen Großstadtbilder mit dem Sammeltitel ‚Mein Mirljöh‘ erscheinen. Recht so.

*

Das erste Wort, das jedem Verteidiger einer saubern Sprache von den Verteidigern der Fremdwörtelei entgegengerufen wird, heißt Nüankße. Ich fühle mich nicht verpflichtet, es so zu schreiben, wie die Franzosen, sondern wähle die lautlich getreue Wiedergabe der holden Aussprache unsrer Fremdwörtler, was sie hoffentlich für eine Huldigung halten werden.

Der Holsteiner Johann Rist (1607—1667), der Begründer des Elb-Schwanenordens, läßt spottend einen alamodischen Sprachgecken sagen: ‚Stehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im Parlieren oder Reden zum öftern die Sprache changieret?‘ Dies war ein guter Spaß; sehr schlechter Ernst ist es, wenn der Dichter Carl Busse, nach der üblichen wertlosen Verbeugung vor der Reinheit der deutschen Sprache, schreibt: ‚Wie schwer ist das Nuance-gebende Fremdwort zu ersetzen.‘ Dies über die Sprache mit dem größten Wörterbuch der Welt! Busse hat als Lyriker doch wahrlich die feinsten Abschattungen des Ausdrucks nötig: warum kommt er in seinen lyrischen Dichtungen ohne die fremden Nüankßen-Wörter aus? Ist seine Prosa so viel gedankenreicher als seine Poesie, daß ihm die deutsche Sprache den Dienst versagt? Er täuscht sich; die Wahrheit ist diese: es versteht sich für jeden deutschen Versdichter seit Jahrhunderten von selbst, daß er nur deutsch sprechen darf; also kommt er, kommt auch Carl Busse, gar nicht auf den tollen Gedanken, dichterische Gefühle in halbgriechischer, küchenlateinischer, französelnder Zigeunersprache

auszudrücken. Und weil dies so ist, so findet er, da er ein Künstler ist, für jede noch so feine Farbe der Empfindung und des Bildes das fein färbende Eigenwort. Die deutschen Prosaschreiber hingegen wissen seit Jahrhunderten, daß sie ungestraft sprachlich zigeunern dürfen, also geben sie sich nicht die gleiche Mühe wie die Versdichter, sich unbedingt nur deutsch auszudrücken. Weil sie sich aber keine Mühe geben, noch zu geben brauchen, so schreiben sie für die Prosa nicht sorgsam wählend das Eigenwort, sondern setzen, wie Setzer einer Druckerei die fertige Zierleiste in die Satzform, oder, wie kaufmännische Schreibhilfen einen fertigen Gummistempel, das fremde Formelwort ein, das in dem großen Formelkasten, genannt Fremdwörterbuch, bequem zur Hand liegt. — Soeben wird ein neues unfehlbares Haarfärbemittel angepriesen: ‚Nüancin‘; ob das wenigstens den Gebildeten unter den Fremdwörtlern die Nüanße verekeln wird?

O über unsre großartigen Meister der Nüanße! Aus dem überreichen Füllhorn des Deutschen schöpfen sie, so viel ihnen ohne Wahl zuströmt; dazu plündern sie rücksichtslos alle Sprachen die sie notdürftig, und viele die sie gar nicht kennen, alles zu dem Kunstzweck, ihre Sprache so nüanßenreich wie nur menschenmöglich zu machen. Also wird, nein muß die deutsche Prosa die allererste der Welt sein. Also müßten die andern Meistervölker der Kunstprosa, die von uns bewunderten Franzosen voran, aber auch die Engländer, die Italiener, die Spanier und wer nicht noch, ehrfurchtsvoll staunend zu uns ruhmreichen deutschen Großmeistern der Weltprosa emporblicken und von uns lernen, wie man eine farbige Glanzprosa zustande bringt. Doch wie seltsam: alle höchstgebildete Völker sind einig, daß die deutsche Prosa im großen und ganzen die schlechteste ist, die je geschrieben ward; ja was noch seltsamer: alle urteilsfähige deutsche Schriftsteller alter und neuer Zeit stimmen überein in der Verdammung unsers kläglichen Prosastils. Dabei strotzt unsre Prosa von zehntausend geborgten und dann verquatschten Nüanßen, während die von uns mit Recht gerühmten Franzosen gleich den alten Griechen auf jede Nüanßierung durch geborgtes oder gestohlenes und verfälschtes fremdes Sprachgut verzichten.

Wie der Teufel als höchsten Trumpf im Spiel um eine arme Seele die Bibel anführt, so die Fremdwörtler Goethen. Seine Stellung zur Frage der Sprachreinheit muß an andrer Stelle (S. 246) eingehend erörtert werden; hier nur, so weit es sich um seine Ansicht von den fremden Abschattungen handelt. Um seine Ansicht; denn von den mit Goethe krebsenden Fremdwörtlern wird immer das Wichtigste übersehen: in die Tat hat er seine Ansicht, vielmehr seinen flüchtigen Augenblickseinfall, nicht umgesetzt! Verärgert, gereizt durch solche Sprachschulmeister wie die auf S. 278 erwähnten Benörgler der Iphigenie, hat er einmal im Gespräch fallen lassen: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr oder Zarteres gefaßt hat.‘ Wäre dies mehr als ein vereinzelter Ausbruch des Ärgers gewesen, hätte Goethe dies zur allgemeinen Regel gemacht, so wäre daraus die wüste Verwilderung seiner und unsrer Sprache entstanden. Jene Äußerung aber galt nur dem einen und andern einzelnen, ihm sehr bezeichnend scheinenden Fremdwort, und darüber läßt sich ja ganz ruhig reden. Es gibt keinen vernünftigen Freund edler Spracheinheit, der jedes Fremdwort, auch das längst eingedeutschte, ohne Ausnahme verbannt wissen will.

Außer jenem Ausspruche Goethes wird dann regelmäßig angeführt seine Verteidigung von *perfide* im 5. Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren (Kap. 16):

> Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es [das Französische] eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattierungen in einem Worte auszudrücken weiß.

Dies sagt übrigens nicht Goethe selbst, sondern die überheizte und ein wenig verdrehte Aurelie, für deren Aussprüche Goethe die Verantwortung abgelehnt hätte; doch wäre es selbst aus Goethes Herzen geschrieben, müssen wir es unbedingt für richtig halten? Kennt denn das Deutsche nur die von Goethe verworfene Abschattung Treulos? Tückisch, heimtückisch, oder Lessings noch besseres hämtückisch, arglistig oder hinterlistig sind ebenso kalt,

giftig, spitzig wie *perfide*. Sehen kann niemand etwas bei *perfide*; wieviel dagegen bei hinterlistig: den von hinten heranschleichenden listigen gewissenlosen Schurken. Einer der neunklugen Verteidiger jedes Welschwortes gegen jedes Deutsche wollte aus *perfide* das Zischen der Schlange hören. Höd di vör de Inbildung! Aus ‚hinterlistig' zischt die Schlange doch viel deutlicher, aber das vertaubte Welscherohr vernimmt das nicht. Fehlt etwa in Schillers ‚Die Falschheit herrscht und die Hinterlist' eine Nuance? Und dann: außer *perfide* gibt es ja noch das französische *insidieux*, auf Fremdwörtlerisch *insidiös*. Den Franzosen ist es ein treffender Ausdruck für das Mächtig-Niederträchtige, und die Schwärmer für die Nüanßße werden leicht auch an diesem Wort eine besondere Gefühlsfarbe entdecken. Also her mit *insidiös!* nicht wahr?

Indessen Goethes oder Aureliens Ausführung fordert zu einem noch stärkern Einspruch heraus. Sind wir Deutsche denn so weit, daß wir ursprünglich französisch denken und den französischen Gedanken nur in das deutsche Wort übersetzen? Wer niemals das Französische gelernt hat, also *perfide* garnicht kennt, der verfällt überhaupt nicht darauf, daß er dieses Wort notwendig brauche. Der Deutsche empfindet doch wahrlich die Hinterlist eines treulosen Schurken nicht lauer als der Franzos: also wird sein Ausdruck, der für alles Gemeine von jeher zornig kraftvoll genug war, hinreichen, die Verräterei so scharf zu geißeln, wie irgend ein französisches Wort. Siegfrieds *‚ir boesen zagen'* ist so treffend wie nichts andres. Wallenstein über Octavio: ‚Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden!' hätte treffender sagen müssen: ‚Dein Vater hat *perfide* an mir gehandelt'? — Und endlich: hat denn Goethe selbst jemals nach seinem Augenblickseinfall gehandelt? Mir ist trotz eifrigem Suchen keine einzige Stelle in seinen Dichtungen, Prosawerken oder Briefen bekannt, in denen *perfide* stände. Ebenso kommt bei Goethe das Wort *nuance* in dichterischer Prosa niemals vor; und selbst in der Farbenlehre schreibt er einmal: *Von Honigfarbe durch alle Abschattungen eines gesättigten Gelbs bis zum schönsten Hyazinthrot.* — Aber grade an dem Wort *nuance* kann man ja die formelhafte Armseligkeit der Fremdwörterei erkennen: wo der Franzose nur zwei, drei Ausdrücke, der Fremdwörtler gar nur dieses eine kennt, da hat die deutsche Farbensprache mindestens 30. Der sprachgesunde Leser wird sie finden; sie dem sprachkranken Fremdwörtler vorzuzählen, wäre nutzlos.

*

Träfe jenes spielend hingeworfene, folgenlose Gesprächswort Goethes so allgemein zu, daß man jedes Wort gebrauchen dürfte, in dem ‚eine andre Sprache viel mehr oder Zarteres gefaßt hat', so reichten nicht zehn-, nicht hunderttausend Fremdwörter aus, sondern wir müßten uns folgerecht jedes fremde Wort zu eigen machen. Jedes sagt irgendetwas Zarteres oder Stärkeres, auf alle Fälle etwas andres als das deutsche (vgl. Humboldts und Goethes Meinung auf S. 104), würde also unsrer Rede irgend eine andre Farbe verleihen. Dann wäre gegen *Psyche* nicht nur nichts zu sagen, sondern sie wäre uns neben der Seele unentbehrlich, denn unleugbar schlummern schon in den Lauten P S Y Ch E andre Schwingungen als in S E L E. Ein fremdwörtelnder Tiftler, einer von denen, die das Gras der Sprache wachsen hören, könnte mit reichlichem Wortschwall beweisen, daß *Psyche* mehr den Hauch, Seele mehr das Schweben bezeichnet. Aber auch *Anima* ist anders gefärbt als *Psyche* und als Seele, ist flüchtiger beschwingt als die starken Spondeen und Trochäen; man denke z. B. an Verschen, wie: *Animula vagula, blandula.* — Und *Soul?* Klingt *Shakespeare's soul* dem Engländer nicht großartiger als Seele, *Psyche, Anima?* — Oder *Ame? L'âme de Victor Hugo* hat für den Franzosen einen Inhalt und Ton zugleich, woran kein Wort einer andern Sprache reicht. — Und das indische *Atma?* Schopenhauer, der Hundefreund und Menschenhasser, nannte seinen weisen weißen Pudel so und wird sich gewiß etwas absonderlich Schönes dabei gedacht haben. Auch das hebräische *Nefesch* hat nach dem Urteil von Kennern eine sehr besondere Farbe, soll sich z. B. unter anderm vorzüglich für die Tierseele eignen, für die uns ein Eigenwort fehlt.

Braucht gesagt zu werden, daß deutsche Liebe, indisches *Kama*, altgriechischer *Eros*, neugriechische *Agapi*, italienischer *Amore*, französischer *Amour*, spanischer *Amor*, englisches *Love*, skandinavisches *Kjärlighed* und *Kärlek* gar sehr verschiedene Gefühle sind, so verschieden nämlich wie die Menschenherzen in Deutschland, Indien, altem und neuem Griechenland, Latium, Italien, Frankreich, Spanien, England, Skandinavien —?

Explications im Verkehr zwischen zwei auswärtigen Ämtern ist schärfer als Aufklärungen und Erklärungen. Die italienische *Mancia* ist nicht völlig gleichbedeutend mit Trinkgeld, dieses nicht mit *Pourboire*; das russische *Na tschai* hat einen sehr abweichenden Geruch, *Tip* einen andern Klang und etwas andern Sinn. Bei der Rolle des Trinkgeldes auch im deutschen Leben müßten wir also die Bezeichnung sorgsam in mindestens fünf Sprachen abstufen.

Und was gibt es nicht sonst noch für ausgezeichnete fremdsprachliche Eigenwörter, denen wir nichts völlig Gleichfarbiges gegenüberstellen können. Der Oesterreicher, gewiß ein Freund der Behaglichkeit, sagt: ‚I will mei Ruh haben‘; was aber ist selbst des Oesterreichers Ruh gegen des Türken *Kef*! Dem deutschen Badefaulenzer z. B. käme dieses Wort vortrefflich zu statten. — Der Spanier hat einen sehr wuchtigen kurzen Fluch: *Caramba!*, also her mit ihm! Zum Verneinen oder Ablehnen sagt der Spanier, kräftiger als der Deutsche: *Mucho!* Gegen *Mucho* ist ‚Fällt mir nicht ein‘ geschwätzig. Also her mit *Mucho!* — Des Italieners allerstärkste Bejahung, die Dickens so sehr gefiel, lautet: *Altro!* Unser ‚Na ob‘ ist ja auch nicht übel, aber erstens ist es nicht schriftdeutsch, zweitens ist es nur deutsch, also her mit *Altro!* — Und wie wirksam ist das arabische *Imschi!* (Scher dich zum Henker!), z. B. gegen zudringliches egyptisches Gesindel! Es muß schleunig eingeführt werden, etwa gegen unsre Hooligans oder Apachen. — Ich fürchte den Vorwurf eitlen Auskramens von Sprachkenntnissen und streiche den Rest meiner Liste mit mehr als hundert andern schönen Wörtern fremder Zungen, die uns immer noch fehlen. Den Meistern von der Nüankße steht sie zur Vermannigfaltigung ihrer anmutvollen Rede zu Gebote; darunter des Franzosen *charabia*, des Engländers *gibberish* für wüstes Gequatsche, also feine Nüankßen für die deutsche Fremdwörtersprache.

Der feinsinnige Otto Gildemeister, selbst keiner der schlimmsten Fremdwörtler, verteidigte doch die Nüancierung durch gewisse Fremdwörter. Er führte als Beispiele an: kokett und gefallsüchtig, bigott und scheinheilig, devot und untertänig, frivol und leichtfertig, Eleganz und Zierlichkeit, Grazie und Anmut, Esprit und Witz, und meinte, man müsse all diese Fremdlinge um der Nüance willen dulden. Zunächst kranken die Beispiele an dem von allen Fremdwörtlern geübten dürftigen Kunstkniff, daß Gildemeister jedem fremden Wort nur ein deutsches Wort gegenüberstellte, während es deren je 10 und 20 gibt. Ferner paßt auf Gildemeisters Gedankengang alles das, was vorhin über *Atma*, *Psyche*, *Anima*, *Soul*, *Ame*, *Nefesch* gesagt wurde. Wie merkwürdig, daß ein so außergewöhnlicher Kenner fremder Sprachen sich nicht selbst folgenden einfachen Einwand gemacht hat. Also Eleganz und Zierlichkeit, Esprit und Witz usw. haben sehr verschiedenen Begriffswert, drücken sehr verschiedene Nüancen aus. Gut; aber warum hat noch nie einer der vielen ausgezeichneten französischen Stilkünstler, deren leidenschaftliches Streben auf die treffendste Bezeichnung jeder Farbe geht — man denke an Flauberts schlaflose Nächte um ein Wort! (S. 106) —, warum, so frage ich den Leser, da ich leider meinen freundlichen Gönner Gildemeister nicht mehr fragen kann, warum ist noch nie ein großer französischer Schriftsteller auf den Gedanken gekommen, seiner Farbentafel einen neuen Ton hinzuzufügen durch ein deutsches Wort? Feingebildete oder gelehrte Franzosen wissen sehr wohl die Schönheit und Eigenfarbe vieler deutscher Ausdrücke zu würdigen, kennen die geheimen Reize von Wehmut, Gemütlichkeit, Sehnsucht, sehnsuchtsvoll, Schadenfreude, Weltanschauung, Innigkeit und manchen andern deutschen Eigenwörtern. Was hindert sie denn, sich diese Sprachjuwelen anzueignen, für die sie wirklich keinen völlig entsprechenden Ersatz haben? Da z. B. Zierlichkeit eine andre Farbe trägt als *élégance*,

warum hat noch niemals ein französischer Prosakünstler geschrieben: *Elle était d'une élégance et d'une Zierlichkeit qui enchantaient tout le monde?*

Grillparzer weist einmal darauf hin: ‚Der Franzose hat kein (einfaches) Wort für Stehen, Reiten, Fechten.' Ist es einem französischen, ja nur elsässischen Schriftsteller jemals eingefallen, diese Sprachlücken durch deutsche Ausdrücke zu stopfen. Es gibt auch kein einfaches französisches Wort für ‚sitzen', keins für ‚hören' (er hört schlecht). Haben die Franzosen deshalb die deutschen Wörter gemaust? Der Franzose kann, vom Wetter sprechend, nicht sagen: *Nous parlions du temps*, sondern muß hinzufügen: *qu'il faisait*; greift er darum zu dem Fremdwort *Wetter?* Er kann mit seinem *homme* nicht Mann und Mensch, mit *fille* nicht Tochter und Mädchen unterscheiden; bettelt er deshalb die Deutschen um ihre doch gewiß nicht unwichtigen Nüanßen an? Wir haben ‚himmelblau', der Franzose bleibt bei seinem schwerfälligen *bleu de ciel, couleur de ciel*, und wehe dem französischen Schriftsteller, der mit *les yeux himmelblau* zu fremdwörteln wagen sollte. Aber keiner wagt es, keiner wird es je wagen. Warum wohl nicht? Gildemeister hat es so gut wie ich gewußt, hat zufällig nur nicht daran gedacht: weil das französische Sprachgefühl nicht durch eine vielhundertjährige Krankheit verderbt, das Deutsche dagegen seit Jahrhunderten aus der Bahn gesunden Auslebens verirrt ist.

Doch! Jüngst fand ich einen gedruckten französischen Brief mit der Stelle: ‚*Je n'ai d'autre Heimweh que . . .*' Aber — der Brief ist von Goethe an die Stein und sollte nur eine Übung im Französischschreiben sein. Goethe fand kein französisches Wort für Heimweh, ein Franzose würde unschwer mehr als ein genügendes Ersatzwort finden. Und nun ein Gegenstückchen: der Franzose hat ein Wort für den ‚nächsten Tag': *lendemain*, wir haben keins, folglich borgen wir, d. h. unsre Fremdwörtler, den *lendemain*. Und wenn eine französische Zeitung, der *Gaulois*, über solche Borgerei auftrumpft: ‚Mag das Deutsche immerhin weit mehr Wörter besitzen als das Französische, so ist sein Reichtum doch nur bettelhaft, da es bei der ärmeren Sprache Anleihen macht', was haben selbst die Fremdwörtler ihr zu erwidern?

Die Sprache jedes großen Bildungsvolkes ist fähig, alle Gefühle und Begriffe dieses Volkes auszudrücken. Die wenigen Ausnahmen für bestimmte gemeinsame Kulturbegriffe, deren Bezeichnungen allen gebildeten Völkern gemeinsam sind, spielen hierbei keine nennenswerte Rolle. Ebensowenig das Berufen der Fremdwörtler auf die Fremdwörter andrer Völker und Sprachen; doch davon eingehend weiterhin.

Was soll man dazu sagen, daß Scherer, einer der berühmtesten Germanisten, schreibt: *Die Schicksale .... entsprechen nicht der Regel, sondern der Ausnahme; sie sind, um es mit Fremdworten schärfer zu sagen, nicht generell, sondern exzeptionell.* Also ein deutscher Professor für deutsche Sprache erklärt diese selbe Sprache für unfähig, Regel oder Gattung oder Allgemeinheit und Ausnahme oder Einzelfall scharf, schärfer, am schärfsten zu bezeichnen. Er braucht dazu notwendig ein Wort, das es nie in einer Menschensprache gegeben: *generell*, und ein entstelltes französisches Wort: *exzeptionell*. Nicht um eine Scheermesserschneide schärfer als Regel sind *generell* und *exzeptionell*, wohl aber verwaschener und übelklingend, dazu weniger kurz, weniger allgemein verständlich, weniger natürlich, obendrein für jedes gesunde Philologenohr lächerlich. Wenn Einer Schärfe brauchte, dann Luther für seine Bibelübersetzung, die es an Gedankentiefe und Sprachreichtum vielleicht doch mit den großartigsten Offenbarungen germanistischer Wissenschaft aufnimmt. Nun wohl, Luther hat beide Testamente mit einer so geringen Zahl altüberkommener Fremdwörter verdeutscht, daß er eigentlich gar nicht zur deutschen Bildung gehörig erscheint. Und von Auflage zu Auflage hat er selbst solche Fremdbrocken beseitigt, die damals jedermann für selbstverständlich galten.

Unschätzbar zur Widerlegung des Geschwätzes von der Unentbehrlichkeit der Fremdwörter fürs Nüanßieren ist folgendes Stücklein des guten Wieland, der, trotz Lessings früher Rüffelei (vgl S. 250), noch im Alter mehr als billig fremdwörtelte. In den Abderiten (1, 10) schrieb er: *Sie setzte sich in die Attitüde der Mediceischen Venus* und

dazu die Anmerkung: *Ein fremdes Wort! ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage noch Stellung noch Gebärde drückt das aus, was Attitüde, und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genötigt bleiben, fremde zu borgen.* Kaum einem deutschen Schriftsteller, außer Lamprecht, R. M. Meyer und Poppenberg, würde es heute in den Sinn kommen, in solchem Fall *Attitüde* zu gebrauchen. Die gewöhnlichen Fremdwörtler würden *Pose* schreiben; aber an guten deutschen Wörtern, noch an vielen andern als den von Wieland genannten, für eine so einfache Sache ist gar kein Mangel. Das Schönste aber kommt erst: in einer spätern Ausgabe strich Wieland *Attitüde* und schrieb Stellung: er hatte sich überzeugt, daß es nichts als Selbstverblendung gewesen war, von der Unentbehrlichkeit der *Attitüde* zu sprechen. Wieland der feine Schriftsteller war belehrbar; der gemeine Wald- und Wiesen-Fremdwörtler ist unbelehrbar.

Ein gar feiner Nüancierer war Don Quijote. Seinem weniger nüancenreichen Sancho Pansa empfiehlt er statt des echtspanischen *regoldar* fürs Rülpsen das gelehrtere *eruchar* (lateinisch *eructare*), denn: ‚das heißt die Sprache bereichern', und Sancho verspricht ihm, bei seinem häufigen Bedarf davon Gebrauch zu machen.

Rümelin erklärte Wörter wie *aigriert, Tailleur* usw. für entbehrlich. Für einen Verteidiger der Fremdwörter mit Unrecht; denn *aigriert* stellt eine andre Nüankße dar als ‚ärgerlich', wie übrigens auch *fâché, contrarié, vexé*, von denen die Nüankßenfreunde keines aufgeben sollten. Und wie man einen französischen *Tailleur*, diese ganz einzige Nüankße des Schneiderkünstlers, zu Gunsten des plumpen deutschen Schneiders opfern will, das ist vom Standpunkt eines Fremdwörtlers schier unbegreiflich. Für den richtigen Nüankßenschreiber, der vor lauter Nüankßen leider nie zum scharf bestimmten, klaren Ausdruck kommt, sind alle fremde Wortverwandte unentbehrlich. Wenn z. B. Bölsche schreibt: *Zweck der Gründung war Seidenkultur, die aber nicht reüssierte*, statt: gedieh, glückte, vorwärts kam, emporkam, blühte, Ertrag brachte, lohnte usw., so wird er, denn er ist ein Fremdwörtler, Stein und Bein schwören: just an dieser Stelle konnte ich armer deutscher Schächer kein andres Wort als *reüssieren* gebrauchen, und zu rechten ist nicht mit ihm.

Franzos schreibt einmal von Paul Heyse, er werde an *Noblesse* des Empfindens von niemand übertroffen. Wäre es nicht trostlos, wenn das Deutsche für die Vornehmheit oder den Adel des Empfindens keinen eignen Ausdruck hätte, sich einen von den Franzosen borgen müßte? Oder hätte Goethe nicht doch besser getan, zu schreiben: ‚*Nobel* sei der Mensch, hilfreich und gut'?

Schopenhauer bemerkt in seinem Aufsatz ‚Über Sprache und Worte': ‚Das griechische σωφροσύνη hat in keiner Sprache ein adäquates Äquivalent'. Abgesehen davon, daß statt ‚adäquates Äquivalent' stehen sollte: deckenden Gleichwert, — was folgt hieraus, wenn es wirklich so wäre? Daß nun jedes neuzeitliche Volk die *Sophrosyne* einführen müßte? Keinem andern Volk aber als dem der deutschen Gelehrten ist es eingefallen, *Sophrosyne* aufzuschnappen, und aus dem Deutschen ist das überflüssige Wort, nach kurzem Gebrauch im 18. Jahrhundert, wieder verschwunden. Die mittelhochdeutsche Maße war ebenso gut wie die griechische *Sophrosyne*, und Wieland brauchte nicht von dem jungen Goethe in Weimar zu griecheln: *Von dem Augenblicke an, da er dezidiert war, sich dem Herzog und seinem Geschäft zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.*

Selig ist der deutsche Schreiber, wenn er seinen Lesern küchengriechisch kommen kann. Ja doch, ja doch, wir haben einmal in Sekunda — oder schon in Tertia? — etwas gehört von καλὸς καὶ ἀγαθός. Müssen wir darum den weniger gelehrten Lesern in einem Zeitungsaufsätzchen etwas von ‚*kalokagathisch*' vorprahlen? Wie pennälerhaft unreif ist all solches Geschreibe.

Im 17. und 18. Jahrhundert, gelegentlich wohl noch im 19ten, hielt man die französische oder küchenlateinische *Ambition* für unentbehrlich. Um wieviel feiner vermag das Deutsche abzutönen zwischen Ehrgeiz, Ehrsucht, Ehrtrieb, Ehrliebe, Ehrsinn, Ehrgefühl, Ruhmliebe, Ruhmsucht, Ruhmsinn, Streben usw.

*

Die Fremdwörtler stehen bei jedem Versuch, einen ihrer Lieblinge zu verabschieden und durch ein deutsches Wort zu ersetzen, ratlos da: die krankhafte Gewöhnung eines Menschenlebens hat ihnen den gesunden Sprachtrieb ertötet, der als Wegweiser durch die Schatzkammer des deutschen Wörterbuches dient. Es geht ihnen wie den Gewohnheitstrinkern, denen nach einem Leben mit täglichem Alkohol das klarste Quellwasser nicht mehr schmeckt: das fremde Wort macht ihnen wirklich mehr Freude als das deutsche. Die sprachgesunden Menschen, Schreiber oder Nichtschreiber, sind niemals in Verlegenheit um den klaren deutschen Ausdruck für den klaren deutschen Gedanken. Sprachkraft und Sprachreichtum weniggebildeter Menschen sind erstaunlich groß, sobald das Gespräch sich auf die ihnen genau bekannten Stoffe lenkt, auf ihr Gerät, Tagewerk, Spiel, auf ihr besonderes Freuen und Leiden. Und hinaufsteigend sehen wir einen so mit höchster Bildung auf vielen Gebieten gesättigten Mann wie Moltke in seiner kurzen Geschichte des Krieges von 1870/71 die verwickeltsten Vorgänge in ganz reinem Deutsch erzählen, nur selten unterbrochen durch die paar notwendigen Fachfremdwörter der damaligen Heeressprache. Man vergleiche fast jede beliebige wissenschaftliche Geschichte jenes Krieges mit der von Moltke auf die Reinheit der Sprache! Noch um einen Grad strenger ist die Sprache seines Aufsatzes über den Bau von Eisenbahnen (vgl. 492). Was erscheint unentbehrlicher als ‚Chaussee'? Moltke schreibt es das erste Mal, um auch von den Fremdwörtlern verstanden zu werden; dann aber heißt es: Kunststraßen, und weiterhin; versteinte Wege. Ja unser großer Purist Moltke kommt ohne ‚parallel' aus: *Schienen, welche unter einander genau gleichlaufend sein müssen.* Goethe brachte es fertig, seine Iphigenie, wie nur irgend ein Purist, ganz ohne Fremdwörter zu schaffen, denn Triumph, Flor, Port waren schon zu Goethes Zeiten Lehnwörter. Und doch müßte, wenn ohne die Fremdwörter keine feine Nüancierung im Deutschen möglich wäre, das zarte Seelenleben Iphigeniens das angeblich zart färbende Fremdwort gebieterisch fordern.

Nein, der deutsche Schriftsteller, der seine Sprache frei beherrscht, findet in ihr für jeden Farbenton, jedes Spiel von Licht und Schatten, jedes leise oder laute Regen der Seele das fein abgestufte Wort; wogegen der Fremdwörtler, der aus den Sprachen aller Völker fremde Brocken in sein Geschreibe einstreut, es niemals zu einem bleibenden Kunstwerk der Prosa bringt.

Achter Abschnitt.

Die Pücklerei.

Es nutzt die Sprachenkunst sehr viel,
Wann man sie recht gebrauchen will.
Zum Prachtschein nicht, noch Übermut,
Nur wenn es höchst von Nöten tut.
(Grimmelshausen.)

Eine Stimme aus dem Winkel: Das sollen Deutsche sein? — Schmidt (ein Kunstrichter): Es ist mir, als ob ich in Paris wäre. (*Pandaemonium Germanicum* von R. M. Lenz.)

Wandre, lerne
In der Ferne
Viel und gerne.
Übe die Zunge und den Sinn.
Aber bleibe in deiner Haut,
In deinen Knochen, wie sie gebaut.
Sprich, wie es wahrhaft dir zu Mut
Im eignen Fleisch, im eignen Blut. (Vischer.)

Kein lautbegabtes Lebewesen spricht in den Tönen eines andern; kein Vogel singt die Weise eines andern Vogels nach. Nie hat ein gebildetes oder wildes Volk ohne zwingende Gewalt, ohne weltgeschichtliche Umwälzungen seine angeborene Sprache mit zahllosen Brocken aus fremden Sprachen durchsetzt, mit der einzigen Ausnahme des deutschen Volkes, oder doch seiner gebildetsten, seiner gelehrtesten Schichten.

Wir Deutsche sind das Volk der Philologen; kein zweites Volk treibt mit solchem wissenschaftlichem Eifer fremde Sprachen, tote und lebende, europäische und außereuropäische. Wir treiben sie aus Forschbegierde, und wir treiben sie, weil wir tiefer als die meisten Völker von dem Bewußtsein durchdrungen sind: die Kenntnis fremder lebender

Sprachen ist für den Welthandel und für den Verkehr der Gebildeten aller Länder unentbehrlich. Gegen diese beiden Antriebe zur Beschäftigung mit fremden Sprachen ist nichts einzuwenden. Ich lasse an dieser Stelle sogar den recht bezweifelbaren Bildungswert fremdsprachlicher Kenntnisse auf sich beruhen und begnüge mich mit der kurzen Prüfung des immer wieder nachgesprochenen Satzes: Ohne die Kenntnis fremder Sprachen keine volle Kenntnis der Muttersprache. Er klingt sehr schön, nur läßt er sich durch nichts beweisen, ja alle Erfahrungen der Geistesgeschichte widersprechen ihm schlagend. Ist es ein bloßer Zufall, daß das sprachgewandteste Bildungsvolk der alten Geschichte, die Griechen, und das sprachkünstlerisch höchstgebildete Volk der Neuzeit, die Franzosen, in der Beschäftigung mit fremden Sprachen am tiefsten stehen? Nicht einmal unter römischer Herrschaft haben die Griechen Latein getrieben. Dagegen rühmen ja unsre klassischen Philologen mit Recht den künstlerischen Sprachfeinsinn der alten Griechen und erzählen mit heller Freude den Schülern die allerdings sehr lehrreiche Geschichte von der Sprachkunde einer athenischen Volksversammlung, die dem Demosthenes einen absichtlich begangenen Betonungsfehler sogleich durch allgemeinen Zuruf rügte. Und beneiden wir so überaus sprachkundige Deutsche nicht den Franzosen die Sicherheit, mit der selbst ihre untergeordneten Schriftsteller das Französische beherrschen, während unter dem deutschen Philologenvolk manche hochgebildete und berühmte Schriftsteller kein einwandfreies Deutsch schreiben?

Was aber in aller Welt hat der unleugbare Nutzen fremder Sprachen für Handel und Verkehr, was der bestreitbare Bildungswert fremder Sprachen zu schaffen mit der einzig im deutschen Schriftentum geduldeten, ja vielfach reizend gefundenen Durchsprenkelung des Deutschen nicht bloß mit mehr oder minder umgestalteten oder verunstalteten Fremdwörtern, sondern mit unverändert gelassenen fremden Wörtern, Wendungen, Sätzchen und Sätzen? Es ist wahr, wir Deutsche wissen durchschnittlich etwas mehr von fremden Sprachen als andre Völker; müssen wir aber dieses, meist recht mangelhafte, Wissen überall aufdringlich auskramen, selbst da wo der fremde Brocken nicht um ein Haar mehr oder Besseres ausdrückt als das Deutsche, nun gar zu Lesern, die wenig sprachkundig sind? Der gebildete Schriftsteller schreibt: ‚Wir werden ja sehen'; der Gebildete Hausknecht kommt sich, leider auch manchen Lesern, großartig vor mit *Nous verrons*, noch großartiger mit *Qui vivra, verra*. Wie mancher Schreiber dünkt sich und andre überaus geistreich, wenn er statt ‚Wer weiß? italienert: *Chi lo sa?* Die Kenntnis des Italienischen ist zu solcher Geistreichelei ebenso wenig vonnöten, wie die all der vielen fremden Zungen, aus denen man bei unsern schlechten Schriftstellern allerlei Brocken, meist mit den gröbsten Sprachfehlern, findet.

Müßten nicht schon der gute Geschmack und die Selbstachtung jedem Schreiber das Einstreuen von Fremdbrocken verbieten, so sollte die einfachste Vorsicht davor warnen. Nur wer die Sprache eines Fremdbrockens vollkommen beherrscht, dürfte ihn einzustreuen wagen. Allerdings wird sich grade solch hochgebildeter Sprachkenner vor der Stilwidrigkeit der Sprachstreifelung hüten; denn er weiß, welche lächerliche Anmaßung es ist, auf Grund der durchschnittlichen Sprachenkenntnis auch nur zwei Sätze in fremder Zunge drucken zu lassen. Der Verfasser war sein ganzes Mannesleben hindurch gezwungen, beinah so viel in fremder wie in deutscher Sprache zu reden; nie aber hätte er gewagt, seine Fremdsprachenkunde ohne zwingendste Not schriftlich zu erproben, wohl gar französische *Bons mots* der von Schiller gerügten Art zu verfertigen (vgl. S. 220 und 221). Dem Seelenkundigen ist es leicht begreiflich, daß der Brockenstil nur von Solchen verübt wird, die wenig oder nichts von fremden Sprachen wissen, aber gern den Schein reichen Wissens vorspiegeln möchten. Also auch in diesem Falle Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit als letzte Ursachen eines schweren Stilgebrechens.

*

Kein deutscher Schreiber ist verpflichtet, irgendeine fremde Sprache zu kennen, so wenig wie sich Platon verpflichtet fühlte, Egyptisch, Phönikisch oder Persisch zu kennen;

so wenig wie viele der größten französischen Schriftsteller irgendeine lebende Fremdsprache gekannt haben. Man zweifle darob an Platons oder Daudets ‚Bildung'; ihren klassischen, ihren reinen Stil muß man gelten lassen. In Deutschland herrscht übrigens ein grober Irrtum über die Möglichkeit des Beherrschens von mehr als einer Sprache, nämlich der Muttersprache. Unsre Fremdbrockenschreiber, die fünf, sechs Sprachen oder mehr plündern, um die plattesten Dinge zu sagen, werden es nicht glauben, wahr ist es dennoch: Nie hat es einen großen Schriftsteller, ja nie einen großen Mann gegeben, der zwei Sprachen, davon eine die Muttersprache, mit gleicher Vollkommenheit meisterte. Man lese Goethes treffende Ausführungen hierüber im 11. Buche von Dichtung und Wahrheit, z. B. die über Schöpflin. Große Oberkellner mit vollkommner Herrschaft über zwei Kellnersprachen mag es geben. Nichts beweist siegreicher die Alleinherrscherrolle der Muttersprache im Seelenleben, als die durch reichliche Beispiele belegte Tatsache, daß nur die Mittelmäßigkeit oder die Nichtigkeit sich in zwei Sprachen gleich gut, das heißt gleich schlecht auszudrücken vermag. In einem französischen Briefe Goethes an Frau von Stein steht ein so unmöglicher Satz wie: *en changant ce palais dans une cabanne de charbonnier*; aber bald war ihm die ganze Französischschreiberei zuwider: *Il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu.* In dem französischen Nachwort zu einem deutschen Brief an Chézy stehen die unfranzösischen Wendungen: . . . *dans une langue où . . ., persuasion* statt *conviction*. Aber Goethe schrieb das französische Nachwort nur aus Höflichkeit; sonst hat sich der Sonnenklare nicht getäuscht: ‚Soll ich französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine (Gewöhnliche), nur die groben Züge ausdrücken kann?' (Briefe aus der Schweiz). Dabei sprach und schrieb Goethe von Jugend auf was man so nennt geläufig französisch.

Offenkundige Deutschwendungen stehen in den französischen Briefen der Königin Luise, ja der das Französische so eifrig pflegenden Kaiserin Augusta. In der Wiedergabe französischer Gespräche begeht Fürst Chlodwig Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten grobe Schnitzer, und von Bismarck berichtet er, wie sauer diesem die Leitung des Berliner Kongresses von 1878 in französischer Sprache gewesen sei. Man prüfe übrigens z. B. den Eingang des französischen Briefes Bismarcks von 15. Februar 1877 an Schuwaloff (in den ‚Gedanken und Erinnerungen'), einen Satz mit einem Relativsatz und zwei weiteren von diesem und unter einander abhängigen Relativsätzen. — Wenn Einer hätte französisch schreiben können oder sollen, dann Friedrich Gentz, der Verfasser zahlloser französischer Schriftstücke der österreichischen Regierung unter Metternich. Nun lese man in seinen Tagebüchern die zusammenhängenden französischen Stellen: sie wimmeln von schlecht übersetzten zu Grunde liegenden deutschen Wörtern und Wendungen. Wo an einem deutschen Hofe des 18. Jahrhunderts etwa leidliches Französisch gesprochen wurde, da war das Deutsche um so elender.

Man kann es gradezu als einen der Beweise für die geistige Größe eines Mannes bezeichnen, daß er unfähig ist, etwas Bedeutendes in einer andern als der Muttersprache fehlerlos oder gar künstlerisch darzustellen. Sechsundzwanzig Jahre hat Heine in Frankreich gelebt, — kein längerer französischer Brief von ihm selbst ist wirkliches Französisch, und niemals hat er sich unterstanden, die französische Übersetzung auch nur eines seiner Prosawerke ohne fremde Hilfe abzufassen. Max Müller, der den größern Teil seines Lebens in England zugebracht, besaß zu tiefe Einsicht in die Unmöglichkeit, daß ein deutschgeborener, deutschgebildeter Mensch englisch schreiben könne, um jemals eine seiner englischen Arbeiten allein abzuschließen. Von Karl Hillebrand, der so viel für französische Zeitungen geschrieben, wissen wir zwar nicht ebenso verbürgt das Gleiche; wohl aber erscheinen alle seine Aufsätze in französischer Sprache mittelmäßig im Vergleich mit seinen deutschgeschriebenen Büchern. Und keinem leidlichen Kenner französischer Stilkunst, ja nur echt französischen Satzbaues kann die Berechtigung von Voltaires Urteil über Friedrichs des Großen Französisch entgehen: *Tudesque!* Schon Justus Möser, ein guter Kenner des

Französischen, klagte: ‚Es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem Übrigen ihr [der Franzosen] Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.‘

Nur aus der Muttersprache zieht nach Goethes tiefem Wort die Seele ihren Atem. Schiller hat hierüber nicht anders gedacht. Der Engländer Henry Crabb Robinson berichtet über eine Unterhaltung mit ihm, die anknüpfte an deutsche Übersetzungen Shakespeares in Schillers Bücherei. Der Engländer fragte ihn, ob er nicht Englisch könne, worauf Schiller erwiderte, er habe Shakespeare englisch gelesen, aber grundsätzlich nicht viel; ‚meine Aufgabe im Leben ist, deutsch zu schreiben, und ich bin überzeugt, daß man nicht viel in fremden Sprachen lesen kann, ohne das zarte Gefühl für die Kraft der Worte zu verlieren, das wesentlich ist, um gut zu schreiben.‘

*

Jeder Fremdbrockenschreiber verfällt unentrinnbar dem Fluche wohlverdienter Lächerlichkeit, sei's durch den Ungeschmack der Eitelkeit, sei's durch alberne Sprachschnitzer, meist durch beides. Kein Schriftstellerruhm, keine noch so angesehene Gelehrtenstellung, kein noch so hochgesteigertes Selbstbewußtsein eines modischen Zeitungschreibers schützen den Fremdbrockler vor den ärgsten Albernheiten. Wer sich überzeugen will, daß Fontane das Französische nicht einmal leidlich verstand, der lese seine französischen Briefe aus der Kriegsgefangenschaft. Aber dieser geschmackvolle Künstler konnte dem deutschen, besonders dem berlinischen Kitzel nicht widerstehen, in seine Romane und in die Märkischen Wanderungen lächerlich falschfranzösische Brocken einzustreuen. Ja ihm ist die wüste Ungeheuerlichkeit widerfahren, in einem Gedicht auf den Tod Wilhelms des Ersten diesen den ‚Kaiser Blanchebart‘ zu benamsen! — Lilieneron, der, wie ich bestimmt weiß, kein Spanisch verstand, schloß einen deutschen Brief an mich mit ‚*Qui sabe?*‘, was ihm spanisch vorkam. — In Heines Reisebildern begegnen uns: *Longarno*, — *Croce bianco*, — *Due Torre*.

Ein gelehrter Germanist, der Fremdwörtler R. M. Meyer, will durchaus zeigen, daß er Französisch kann, sogar Pariser Künstlerfranzösisch, und schreibt statt *Trompe l'œil* (Augenblender): *Trompe d'œil*, was allenfalls Augenrüssel, wenn überhaupt etwas, bedeutet. Statt ‚Persönlicher, oder eigner Ton‘ schreibt er hartnäckig *Note personelle*; und da er, ohne Italienisch zu können, es uns eifrig aufdrängen will, so vergleicht er, an den Haaren herbeiziehend, irgend etwas mit dem *Ponte dei orefici* in Florenz. — Ja bis zu erquälten Geistreichigkeiten, bis zu *Bons mots* in vorgeblich französischer Sprache verstieg sich ein Gelehrter vom Ansehen Erich Schmidts, indem er Kleists Käthchen von Heilbronn ein *tomber en jeunesse* des Dichters nannte! Er wußte, daß man *tomber malade*, *tomber en enfance* sagt; aber er wußte nicht, daß *tomber en jeunesse* Unsinn ist. Kein deutscher Gelehrter braucht das zu wissen; wer aber zwingt einen deutschen Gelehrten, über einen deutschen Dichter für deutsche Leser französisch zu schreiben, und gar ein Französisch, das es nicht gibt?

Von Immermann berichtet Erich Schmidt: er ‚wies alle romantische *prédilection d'artiste* für den Katholizismus zurück‘. Die Bedeutung des Gelehrten, nicht des Schriftstellers Schmidt reizt zum Untersuchen der Seelengründe, aus denen solch ein Satz erblühen konnte. Man stelle sich das Unmögliche vor, ein französischer Akademiker, wohl gar ein Professor der französischen Literatur an der Sorbonne beginge die Tollheit, zu schreiben: *Immermann s'abstenait de toute* Künstlervorliebe *pour le catholicisme*. Welches Schicksal erlitte er bei seinen Hörern, bei der obersten Unterrichtsbehörde, bei der gesamten französischen Presse! Und keineswegs bloß oder zumeist aus ‚Chauvinismus‘. Wäre *prédilection d'artiste* ein allbekannter Kunstausdruck der Franzosen, so bliebe dessen Anwendung im Deutschen immer noch ganz überflüssig, denn wohin kämen wir, wollten wir alle französische Kunstausdrücke aufnehmen? Es ist aber kein stehender Kunstausdruck, sondern eine ganz gewöhnliche französische Wendung, die sich ungezwungen bei jedem über Kunstfragen schreibenden Franzosen oder etwa bei einem deutschen Fremdbrockenschreiber findet. Bei solch einem, nämlich bei dem Brockler Friedrich Schlegel, hat Schmidt diese ihn großartig

dünkende Redensart aus der deutschen Franzosenzeit gefunden, — sogleich wird sie angeeignet ohne den Versuch der Prüfung, ob Künstlervorliebe nicht genau dasselbe ist wie der von Schlegel aus bloßer Geckerei einmal gebrauchte französische Brocken. Dabei sagt uns Schmidt nicht einmal, wär's nur durch Gänsefüßchen, daß er den überflüssigen Brocken von Schlegel hat; er selber also ist dem Leser für solche Brockenschreiberei verantwortlich.

Auch für folgende Französelei: *Karoline Schlegel gelangt in diesen sicheren Hafen, wo Schellings Hausherrnjugend sich übermütig als souverain de sa femme* fühlte.' Etwas so Großartiges läßt sich natürlich von einem Großgermanisten nicht auf Germanisch sagen.

Erich Schmidt war einer der genauesten Kenner Lessings, — was hatte er von diesem Todfeinde alles Scheines gelernt? Über ähnliche zeitgenössische Geckereien mit nichtbeherrschtem Englisch heißt es einmal bei Lessing: ‚Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu . . In einer toten Sprache mag es noch hingehen, denn eine tote versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, das ist mir zu unbegreiflich' (39. Literaturbrief). Bei dem unausrottbaren deutschen Gelehrtenkitzel zur eitlen Ausländerei ist nichts oder — alles unbegreiflich.

Die bedeutendste wissenschaftliche Zeitschrift der Franzosen, die *Revue critique*, schrieb jüngst über dergleichen gelehrte deutsche Geschmacklosigkeiten mit vollem Recht: ‚Wir müssen feststellen, daß die Sprache dieser Herren nicht mehr deutsch ist und niemals französisch werden wird.' Im Weltkriege spie uns der *Matin* deswegen an mit einem höhnischen Aufsatz ‚*Le Boche tel qu'on le parle*' (Das wirklich gesprochene Schweinedeutsch).

Wie alt diese sprachliche Hautkrankheit in Deutschland ist, lehrt uns Schillers nicht übergrobes Xenion:

> Die französischen Bons mots besonders, sie nehmen sich herrlich
> Zwischen dem deutschen Gemisch alberner Albernheit aus.
> (Ausgabe der Xenien von E. Schmidt und B. Suphan, Nr. 261.)

Kann man es bei solchen Stilmustern unsrer ‚führenden Schriftsteller' einer bescheidenen Schreiberin wie Natalie von Eschstruth verargen, wenn sie mit einem Französisch von dieser Art prunkt: *Supçon, Chançe, Pièçe*? Oder ihrer Kunstgenossin Eufemia von Balleſtrem, die sich mit einem Italienisch eigner Mache spreizt wie *San Trinita di Monte*? Oder der großartigen Berlinfranzösin Pinkus-Wertheim (*Truth*): *Il est servi, Madame . . .*? — Karl Bleibtreu weiß weder Griechisch noch Französisch noch Italienisch: für einen deutschen Schriftsteller keine Schande, denn ‚Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht'; unverzagt aber erzählt er uns: *Scheffels Ekkehard ist kein Epos, sondern ein Epopö*, spricht gelehrt von Byrons ‚griechischen *Ephillien*', von einem ‚griechischen *Nobili*', nennt Lassalle einen ‚*Fanfaronneur* demokratischer Schablonenphrasen', wird den gleich ihm Unwissenden unverständlich, den Sprachkundigen lächerlich.

Bierbaum, der sehr wenig Französisch wußte, aber um so mehr zum besten gab, rief aus: *Wo auf der Welt gäbe es etwas so schönes wie Châteaux d'Espagne*; er hatte einmal etwas von *Châteaux en Espagne* läuten hören, und als deutscher Schreiber, der auf sich hielt, durfte er natürlich nicht Spanische Schlösser oder Luftschlösser sagen. — Felix Dörmann schildert ein *Intérieur* (sprich: Enkteriöhr), dessen Lichtstrom *von buntgefärbten A bas-jours gedämpft wird*, und es ist sehr unartig von den Franzosen, daß sie ihm zum Trotz *abat-jour* schreiben. — Bei Ossip Schubin, einer Nadebrecherin in fünf bis sechs Sprachen, speist man ‚*Foisgras*-Brödchen'; aber eben nur bei ihr, nicht bei den Franzosen.

Ist es denkbar, daß ein sonst gesunder Mensch ohne solches zum Verblüffen bestimmte Suchen darauf verfallen kann, für ‚italienische Truppen' zu schreiben ‚Savoyertruppen', was nicht einer von hundert Lesern versteht? Kann man es milder bezeichnen als gesucht preziösen Stil, wenn jemand ‚in Weimar' ausdrückt durch: ‚in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung.' Oder ist es eine von der gesunden Natur über einen klugen Menschen verhängte Sprache, wenn er für ‚Schauplatz (einer Parabel) verlegen' schreibt: ‚ansiedeln', was kaum erraten, geschweige sogleich verstanden werden kann?

Der Großmeister unnatürlicher Gesuchtheit war unter unsern älteren Schriftstellern Jean Paul. Man sieht auf jeder Seite ganz deutlich, wie er es anfängt: das Herausziehen eines der Hunderte von Zettelkästen, das Suchen unter den aufgespeicherten Mosaiksteinchen der gelehrt scheinenden Geistreichigkeit, die Vergewaltigung des Sinnes, des Satzes, der Sprache, um den mühsam herausgesuchten Zettel mit einem ganz abseits liegenden Gedanken, einem an den Haaren herbeigezogenen Zitätchen, einem halbverrückten Wort durchaus in die Marterform hineinzupressen. Manchen Zeitgenossen gefiel Jean Pauls Stil ausnehmend, schon darum, weil sich im Lesen allerlei überflüssiges Scheinwissen nebenbei aufsammeln ließ. Was hat alles Suchen Jean Pauls seinem an Masse so reichen Lebenswerke gefrommt? Es ist zum allergrößten Teil in den Abgrund der sehr berühmten und sehr unbekannten Bücher hinabgesunken und wartet dort auf die Nachfolger. Die kleinste bemerkbare Gesuchtheit — und bemerkt wird sie immer — genügt, um eine ganze schöne Seite Prosa zu verderben.

Soll mit dieser Verurteilung des gesuchten Unsinns etwa die wortschöpferische Kühnheit eines Meisters benörgelt werden? Das traut sicherlich kein Leser dem Verfasser zu. Jede Kühnheit ist erlaubt, sie ist sogar geboten, wenn sie der natürliche, ungesuchte Ausdruck eines echten Gefühles ist. Wenn C. F. Meyer einmal schreibt: ‚Sie empfanden es nicht mit der Seele, aber mit den Fingerspitzen des feinen Kunstgefühls', so ist gegen dieses kühnschöne Bild garnichts zu sagen. Meyer hat nichts dabei gesucht, er hat gesehen und einfach nachgeschrieben. Nietzsche verdankt ein großes Stück seiner Berühmtheit bei den gebildeten Massen, bei dem von ihm verachteten ‚Bildungsphilister', weit mehr gewissen kühnen Wortschöpfungen als dem Tiefgehalt und der Lebenswahrheit seiner Gedanken. Hieran wird nichts dadurch geändert, daß fast alle geflügelte Worte Nietzsches nur Nachschöpfungen sind: der Übermensch, die blonde Bestie, das Herdentier, das Tanzen der Seele, der Bildungsphilister, die fröhliche Wissenschaft und viele andre.

Einer dieser Pückler-Schüler, Peter Altenberg, der gleichfalls jede geplünderte Sprache mißhandelt, läßt ein Frauenzimmer ‚den hysterischen Blick, *le précipice de l'oeuil*' bekommen. Selbst bei richtiger Schreibung wäre dies für einen Franzosen Blödsinn. Bei Altenberg sitzt am Schreibtisch ein *Clark* und Irgendwer setzt sich ans Klavier und spielt die *Kamárinskája*, ein Russisch seiner Erfindung. Er muß irgend einmal einen fernen Dunst vom Latein bekommen oder von einem *locus minoris resistentiae* läuten gehört haben, — also quasselt er von *loca minorum resistentium*, anstatt zu schreiben: schwache Stellen.

Sehr beliebt, besonders in den Weltbetrachtungen deutscher Zeitungen, ist *coûte qu'il coûte*. ‚Koste was wolle' ist nur deutsch, verrät also wenig Bildung. Wie die Franzosen wirklich sprechen, braucht der Mann mit der Bildung nicht zu wissen. Es ist alles Mansoduhn.

Erläßt ein spanischer Politiker einen Aufruf, so muß der gebildete deutsche Zeitungschreiber sein Spanisch leuchten lassen und von einem *Pronunziamento* sprechen, was sehr gebildet klingt, aber bei weitem weniger spanisch ist. Werden ein paar alte Briefe im Ofen verbrannt, so ist dies für den deutschen Dutzendschreiber unfehlbar ein *Autodafe*, was nur zwei Fehler hat: Unsinn und Unspanisch zu sein. — In einer Berliner Montagszeitung standen jüngst aus der Feder eines nicht unbedeutenden Schreibers, der keine Ahnung vom Italienischen hat, in einem Absatz: *Si no è vero, è bien trovato* und als letzte Forderung eines schwungvollen Schlusses: *Libera chiesa in libero estado*. Was denkt sich dabei der Durchschnittsleser, und wie verachtungsvoll lacht jeder Sprachkundige! Weil Nietzsche einmal vom indischen Tschandala spricht, wird dieser Tschandala von einem Dutzend deutscher Schreiber alsbald der geliebten Muttersprache einverleibt, und ohne eine Ahnung vom Sanskrit zu haben, stottern sie ihren Lesern so oft wie möglich den geheimnisvollen Satz *Tat twam asi* vor.

Seltner sind die Sprachschnitzer unsrer Fremdbrockler im Lateinischen, solche von der Art des ‚Reichsboten', der die Kölnische Zeitung mit *captatiis benevolentiae* um sich werfen läßt.

Der öſterreichiſche Miniſter des Äußern Graf von Mensdorff ſchreibt 1866 an den Herzog Ernſt von Koburg: *Inter duobus litigantibus tertius gaudet*, denn ſo tiefe Weisheit wie ‚Wenn zwei ſich ſtreiten‘ darf nicht in richtigem Deutſch, ſondern nur in lächerlichem Latein geſagt werden.

*

Dieſer Abſchnitt trägt die Überſchrift Die Pücklerei, ſo genannt nach dem lächerlichſten Sprachgecken unſrer ältern Literatur, dem Fürſten Hermann zu Pückler-Muskau (1785—1871). Zum Teil aus verkehrter Erziehung, mehr noch aus unvornehmer Eitelkeit flickte er bis zum Ekel in ſeine Rede nicht nur Hunderte, Tauſende von Fremdwörtern ein, ſondern ſuchte auch ſeine vermeintlich vielſeitigen Sprachkenntniſſe gigerlhaft aufdringlich auszukramen durch Satzflicken in allen europäiſchen Zungen, ſelbſt in ſolchen, von denen er ſo gut wie nichts verſtand. Immermann — man leſe das 6. Buch des 3. Teils des Münchhauſen — und Börne haben ihn fürchterlich verſpottet, ihn als Schriftſteller totgeſchlagen; ſeine Gattung lebt munter unter uns, denn der Boden zeugt ſie wieder. Man ſpottet oft über die greuelvolle Proſa des 17. Jahrhunderts; dieſe war klaſſiſch rein im Vergleich mit der alten Pücklerei und der neuen Poppenbergerei (vgl. S. 504). Die folgenden beim haſtigen Blättern geſammelten Pröbchen des echten Pückler-Stiles ſind ſicher lange nicht die ärgſten: *Man hat den Fehler begangen, das Corps de logis nicht so zu placieren, um es entre cour et jardin, mit einer bloßen grille nach der Straße hin zu bringen, — ungarische Volksredner in ihrer Façonde, — er tauschte im anmutigsten Contrast mehrere poignets de mains* (franzöſiſch ſein ſollender Unſinn) *mit einem jungen Republikaner aus. — It is so delightful für jemand, der fühlt und denkt wie ich.* — Die weibliche Linie des Pückler-Stils wurde durch die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit faſt gleicher Lächerlichkeit vertreten. Für die Franzoſen waren dieſe beiden Sprachnarren mit ihrem vorgeblichen Franzöſiſch eine ebenſo reiche Quelle der Heiterkeit, wie unſre heutigen gelehrten und ungelehrten Nachſtammler des gegen ſie ewig ſpröden Franzöſiſch.

Pücklers treueſter Schüler aus älterer Zeit, beſonders in der Franzöſelei, war Spielhagen. Eine kerndeutſche junge Dame läßt er zu Deutſchen loslegen: *Ah mon Dieu! rief die junge Dame. So allein, Mesdames? Ich komme früh und toute seule.* Weiterhin faſelt ein junger Deutſcher: *Aber schön ist sie, verteufelt schön! sagte Alfred. Grands Dieux, combien elle est jolie!* Und dies nicht etwa zu Franzoſen. Einen altklaſſiſchen Philologen und einen Kandidaten der Theologie läßt er, o wie gebildet, ihre Geſpräche ſpicken mit *tiens, nous verrons, eh bien*, und ſo tiefſinnige, bekanntlich nur den Franzoſen gelingende Feinheiten wie *au fond, enfin, voilà* gehören zu den regelmäßigen Stilblüten dieſes einſt hochberühmten Schriftſtellers.

Kommt man von Spielhagen, der als einer der ‚Führenden da ſtehen wollte, wo unſere Klaſſiker ſtanden‘, ſo wird man nachſichtig gegen eine Schreiberin wie A. von Gersdorff: *Dann blieben wir daheim au coin du feu, nachdem wir noch ein leidliches Diner à la fortune du pot eingenommen hatten.* Beſchämt allerdings und verzweifelnd lieſt man bei Fontane in den ‚Fünf Schlöſſern‘, märkiſchen, deutſchen Schlöſſern: *Er ridikülisierte sie, worauf sie jene hautaine Miene annahm. — Ein célèbres rencontre. — In Vater und Sohn ist dasselbe talent épistolaire vorhanden.* — Hermine von Preuſchen überſchreibt ein Gedicht auf die Berliner Straßenbahn: *A travers la ville!*

Der Germaniſt Ludwig Geiger, einer der erſten deutſchen Gelehrten der Goethekunde, betitelt einen Aufſatz über den deutſchen Dichter Goethe für eine deutſche Zeitung: ‚Goethe *intime*‘! Der Leſer ſage ſich ſelber alles das, was ich, aus vielleicht unangebrachter Rückſicht, unterdrücke. Öffentlich zurechtgewieſen, ſchrieb Geiger bei einem ſpätern Abdruck: ‚Goethe im Verkehr‘; von ſelbſt war dem deutſchen Schriftſteller dieſer deutſche Ausdruck nicht eingefallen, oder er war ihm zu gewöhnlich erſchienen.

Der Germaniſt Röthe, der auf ſeinem Gebiet, älterer deutſcher Sprache und Literatur, allerlei Wiſſen beſitzt, fühlt nicht die Stilloſigkeit von Franzöſeleien wie *eine Erscheinung*

Digitized by Google

à la Karl der Große oder: *bei seinen* (des alten Fritz) *Entdeckungsreisen à la Harun al Raschid.* — Ein berühmter Rechtslehrer schreibt über einen deutschen Mordprozeß: *Das Ganze mutet uns wie eine Romantik de bas étage an.* — Der Prosakünstler Nietzsche, der doch selber die strengsten Forderungen an seine Kunst stellte, erniedrigte sich zu unerträglichem Sprachgesprenkel, oft nicht anders als die rückständigsten Zeitungschreiber: *Ich habe mir einmal erlaubt, den ganzen christlichen Buß- und Erlösungstraining als eine methodisch erzeugte folie circulaire zu bezeichnen.* Selbst hochgebildete Leser müssen nachschlagen, was *folie circulaire* bedeutet, und ist jeder Leser Nietzsches verpflichtet, Stallknechtenglisch zu verstehen? Oder gleichfalls bei Nietzsche: *Diese Toleranz und Largeur des Herzens, die alles verzeiht, weil sie alles begreift.* Dergleichen sollten wir nicht auf Deutsch sagen können? Ist *largeur* irgend etwas andres als Weite oder Größe? Und wäre sie etwas andres, müssen wir alles, was in fremden Zungen anders ist, in fremden Zungen sagen? Ist die von Nietzsche so heiß ersehnte deutsche Kunstprosa auf solche Weise erreichbar? — Besonders im ‚Fall Wagner' französelt Nietzsche Seite für Seite. Da genügt ihm z. B. nicht, allenfalls zu sagen: ‚Wagner ist eine *Nevrose*', sondern diese höchst einfache, jedem gebildeten Deutschen vollverständliche Behauptung, die übrigens auch ganz deutsch lauten dürfte, mußte ganz französisch gefaßt werden: *Wagner est une nevrose.* Wäre es zu streng, solche Französelei bei einem Meister der Sprache als den Beginn einer Nevrose zu bezeichnen?

Mit welchem Gefühl liest man bei einem ernsten Denker wie E. von Hartmann diese Pücklerei: *In der Überlieferungsreligion lohnen und strafen die Götter nach ihrem bon plaisir; der Mystizist nahm das orthodoxe System nur faute de mieux aus Indifferentismus an; es fragt sich nun, was den Willen dazu motivieren kann, beständig mit geschärfter Aufmerksamkeit en védette zu liegen.*

Ein drolliger Germanist, R. M. Meyer, behauptet von dem deutschen Dichter Goethe und dessen deutscher Lyrik: *Die dauernden Bestandteile eines bestimmten coin de la nature gehören dazu.* Auf Deutsch kann er's nicht sagen, denn er muß zeigen, daß er Französisch gelernt und Zola gelesen hat. — Hofmannsthal schreibt in dem Kellnerdeutsch seiner Prosa: *Ein Garten ist die große Natur à la portée eines Kindes.* Unsre arme, unsre plumpe deutsche Sprak ist natürlich unfähig, einen so erhabenen Gedanken auszudrücken. — Ein Hamburgisches Volksblatt beginnt einen Aufsatz über die deutsche Finanzreform: *Die Anker sind wieder gelichtet, vogue la galère!* — ein Ausdruck, dessen Herkunft dem Schreiber, dessen Sinn 999 Lesern von 1000 dunkel ist.

Ein echter Franzose mit gesundem Sprachsinn, Prémonval, hat über all solche Verrohung das unwiderlegliche Urteil gefällt: ‚Sieht man diese üppige Fülle von Wörtern, Wendungen, Satzteilen des Deutschen aus dem Französischen zur Bezeichnung der allergewöhnlichsten und unentbehrlichsten Dinge des Lebens, wer würde nicht die Deutschen für einen nordamerikanischen Stamm halten, welcher der einfachsten Begriffe entbehrt und sie samt den passenden Ausdrücken von den Franzosen entlehnt?' Aber es gibt ja keinen sprachlich so niedrig stehenden Rothautstamm!

Und alle jene Französeleien werden verübt von Deutschen, die höchstens vorübergehend in Paris gewesen, von denen also keiner behaupten kann, daß dieses Stillaster etwa durch dauernde Gewöhnung in fremdem Lebenskreise erzeugt wurde. Damit vergleiche man die Reinheit der Sprache von Franzosen, Engländern, Italienern, die Menschenalter hindurch in der Fremde gelebt haben! Zornig schreibt einmal Mozart über einen Franzosen im Dienste des Königs Friedrich Wilhelms 2. von Preußen, der ihn, den deutschen Mozart, zwingen wollte, französisch mit ihm zu sprechen: ‚So ein welscher Fratz, der jahrelang in deutschen Landen lebt und deutsches Brot frißt, muß der nicht deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht das französische Maul ihm dazu gewachsen ist?' Der Franzose konnte sagen: Nein, das muß ich nicht, das will ich nicht, denn ich liebe meine Sprache und zwinge euch würdelose deutsche Dummköpfe dadurch, sie mit mir zu sprechen.

Neben der offnen Franzöſelei gibt es die verſteckte, die mit deutſchen Worten franzöſiſch ſchreibende. Wer nicht *Note personnelle* zu ſchreiben wagt, der franzöſelt von der ‚perſönlichen Note‘, wiewohl Goethe mit ſeinem ‚eigenſten Geſang‘ ohne die Note auskam, und Leſſing der Klotziſchen Schule vorwarf: ‚Keiner hat auch nicht einmal ſeinen eignen Ton.‘ Bei manchen neueren Schreibern gewahrt man hinter den deutſchen Wörtern das franzöſelnde Denken. Wenn Hermann Bahr ſchreibt: ‚Aber weil es in der Natur der Gardenia iſt,‘ ſo iſt das eine Überſetzung aus *c'est dans la nature*. Und wenn Ludwig Hevesi einmal von ſchlechten Theaterſtücken ſpricht, bei denen ‚das Spiel die Kerze nicht wert war‘, ſo iſt das nur halbverſtändlich für jeden, der nicht weiß, daß die Franzoſen in ſolchen Fällen ſagen: *Le jeu ne vaut pas la chandelle*. Wieviel Leſer wiſſen dies? Und iſt auch nur einer verpflichtet, es fürs Leſen einer deutſchen Zeitung zu wiſſen?

In dem Bericht des preußiſchen Geſandten von Werther an König Wilhelm aus Paris vom 12. Juli 1870 heißt es: *Unsere vom Herzog von Grammont eingeleitete Unterredung rollte hauptsächlich auf dem vom Grafen Benedetti angeregten Gegenstand.* Auf Franzöſiſch hieße es *roulait*; gab es keinen paſſenden deutſchen Ausdruck?

Der Germaniſt Adolf Frey ſchreibt: *Zwei Priester äußerten sich mißbilligend und, unter der Stimme natürlich, bezeichneten es als ein starkes Stück.* ‚Unter der Stimme‘ iſt die ſtümpernde Überſetzung von *sotto voce*, die kein Leſer verſteht.

*

Eine abſonderliche Sprachpfütze, aus welcher deutſche Schreiber verſchwenderiſch ſchöpfen, ſtellt das Berlinfranzöſiſch dar. Im *Journal des Débats* ſtanden einmal Auszüge aus einer Spottſchrift des Franzoſen Dubray über dieſe ‚Bereicherung‘ des Deutſchen, die freilich, ſo lehrreich ſie waren, keinen Fremdbrockler beſſern werden. Als ſinnlos und unfranzöſiſch führte er an: Akréditif ſtatt *lettre de créance*, Balleteuſe ſtatt *ballerine*, Parforcejagd ſtatt *chasse à courre*. ‚Wer, fragt Dubray, läßt es ſich diesſeit der Vogeſen einfallen, daß jemanden *alterieren* bedeuten ſoll: jemanden in Zorn verſetzen, und die *Balance* verlieren unſerm *perdre l'équilibre* entſpricht. Wer vermutet, daß *Apparat* einen *appareil de physique* und *Chansonette* eine Kaffehausſängerin bezeichnet? Wenn Sie auf der Eiſenbahn ein *Coupé* vorausbeſtellen, dürfen Sie ſich nicht wundern, daß man Ihnen ein ganzes Abteil zur Verfügung ſtellt, und was wir in Frankreich ein *Coupé* nennen, heißt in Deutſchland ein *Halbcoupé*. Ein *vestiaire* wird zur *Garderobe*, ein *mouvement diplomatique* zu einem *revirement*, ein *expéditionnaire* nennt ſich *Expédient*.‘ Mindeſtens neun Zehntel aller franzöſelnden Brocken im Berlinfranzöſiſchen ſind alles andre, nur nicht franzöſiſch. Berlinfranzöſiſch ſind das *Parterre* und die *Belétage*, die *Ménage* (Salz und Pfeffer), die *Poussade* und die *Retirade*, das *Couvert* (ſtatt *enveloppe*), die *Galanteriewaren*, die *Kulanz*, die *Blamage* und *Kontrahage*, der *Portier*, die *Lorgnette*, die *Taille*, der *Friseur* und die *Friseuse*, das *Rouleau*, die *Gage*, die *Pikanterie*, die *Delikatessen*. Dann gar ſolche Redensarten wie: ſich ein *air* geben, er hat *pli* (oder plü), das wunderſchöne *à la Bonheur* und was dieſer allerdings mehr erheiternden als ärgerlichen, überdies meiſt mehr als hundertjährigen Berliner Friſeurfranzöſeleien mehr ſind. Als Satzpröbchen diene: *Der Friseur im Parterre kondolierte seinem Kompagnon in der Belletage.*

In Raimunds luſtiger Poſſe Alpenkönig und Menſchenfeind gibt es den uns ſchon bekannten vorgeblich in Paris geweſenen, ſehr gebildet franzöſelnden Hausknecht Habakuk aus Stockerau bei Wien (S. 193). Dieſer gebildete Hausknecht iſt noch viel älter als Raimunds Poſſe. Schon unſer alter Johann Laurenberg hat ihn gekannt und in einem ſeiner ‚Veer nedderdütſch gerimete Scherzgedichte‘ (1652) naturgetreu geſchildert:

Wel reiſen na Paris und andere fremde ſteden,
Alleen darüm dat ſe hernamals können reden:
Jk bin in Frankrik ok geweſen dre, veer jahr.

Hermann Bahr war keine ganzen drei, vier Jahre in Paris, vergaß aber in noch kürzerer Zeit das Wort Vorhang und ſchrieb dafür ‚die *Courtine*‘. *Vieux jeu* iſt ihm

unvergleichlich vornehmer als Alter Kram oder Olle Kamellen; *Description* feiner als die plumpe Beſchreibung. Zu ſeinem Schaden war er nicht lange genug in Paris; irgendwo platzt er mitten in ſein Öſterreicherdeutſch hinein mit einem überflüſſigen *Embarquement à Cythère*. Er hätte wenigſtens ſolange in Paris bleiben ſollen, bis er von den Franzoſen gelernt hätte, daß man in dieſem Falle nicht *à*, ſondern *pour* ſagt.

Einer dieſer verunglückten Mezzofantis iſt auch Alfred Kerr; er ſchließt einen Aufſatz: *So ist das Leben. Questa è la vita. Such is life. C'est la vie!* Aber dieſe Sprachbrocken ſind ja jedem beſſern Banklehrling bekanntl Nicht einmal ſpaniſch kommt uns dieſer Sprachgelehrte.

Will ich mit all dieſen höchſt lächerlichen Beiſpielen mich etwa als überlegenen Sprachen-Kenner und -Schulmeiſter auftun? Kein unbefangener Leſer kann aus dem Anführen ſolcher Fremdſprachſchnitzer etwas andres herausleſen als meinen tiefen Widerwillen gegen die Geſchmackloſigkeit, trotz mangelhaften Kenntniſſen durchaus Fremdſprachebrocken in unſre Proſa einzuſtreuen. Zudem handelt es ſich in faſt allen von mir gerügten Fällen um Schnitzer, die ein Sekundaner oder eine höhere Tochter der zweiten Klaſſe, nun gar eine Lyzeiſtin, Lyzeaſtin, Lyzeanerin, verbeſſern kann.

*

Der folgende Abſatz dürfte gelaſſen überſchrieben werden: ‚Affenſchande‘, ohne mir den Vorwurf mangelnder Sittenmilde zuzuziehen. Zwei Germaniſten geben eine neue Zeitſchrift für Deutſchkunde heraus und nennen ſie: *Acta Germanica*. Eine Stettiner Kohlenhandlung empfiehlt ‚oberſchleſiſche Steinkohlen billigſt *ex* Kahn‘, eine andre: ‚*ex* löſchenden Kähnen‘. Im Frankfurter Journal war einmal zu leſen: *Der Fürst Bismarck geleitete die Schwiegertochter per Arm zum offenen Wagen*. Ja, ſchrecklich zu ſagen, ſelbſt bei Heine ſteht einmal, wohl aus ſchierer Gedankenloſigkeit: ‚*per* fahrender Poſt‘, und Bierbaum berichtet: ‚Heute ſind wir *à la* Poſtkutſche gereiſt.‘ Man reiſt in Deutſchland *per* Bahn, fährt *per* Rad, ſucht *per* 1. Oktober oder *per* bald eine Wohnung, die koſtet ſo und ſo viel *per anno*, bezahlt zehn Pfennige *per* Pfund, *pro* Pfund, oder *à* Pfund. Man beſcheinigt das Bezahlen einer Rechnung mit *per acquit*, und im Omnibus oder Straßenbahnwagen heißt oder hieß es faſt ausſchließlich: Zwei *à* zehn. Hat es je eine Menſchen- oder Tierſprache gegeben, worin Ähnliches vorgekommen? In edler Zornwallung hat der Germaniſt und Erzfremdwörtler Richard Meyer dieſe Affenſchande Deutſchlands mit dem ſchonungsloſen Satze gebrandmarkt: ‚Das Häufen fremdſprachlicher Ausdrücke [bei allen andern als bei ihm] iſt barbariſch wie die Tracht eines mit Zylinder, Kotillonorden und Sporenſtiefeln ausgeſtatteten nackten Negers.‘ Wir wollen ihm für das Wort danken und uns deſſen erinnern, ſo oft wir auf Beiſpiele ſtoßen wie: *Nur das, was man, Dieu m'en préserve, Saison zu nennen pflegt* (Johannes Schlaf), — oder: *Wer ist nur auf den entzückenden Einfall geraten, mir meine Bude inzwischen in dieses wunderschöne Himmelblau zu kleiden? Wirklich je me trouve tout en bleu!* (bei Selbigem), — oder: *Hélas, sie sinkt zurück ins Meer* (Peter Altenberg in einer Novelle mit deutſchem Stoff). — *Tout Wahnfried wohnte der Aufführung von Siegfried Wagners neuer Oper bei* (aus einer Münchener Zeitung). — Noch ſchöner als die berliniſche Geckerei mit ‚*tout Berlin*‘ iſt die wieneriſche mit ‚*tout-le-Vienne*‘. Die Franzoſen ſtehen ſtarr vor ſo viel Bildung. — *Der Bauernsproß Stelzhamer* (ein Volksdichter!) *stellte in seiner musa ruralis das ruralis allem voran* (Literariſches Echo). Stelzhamer hätte beim Leſen geflucht und ausgeſpuckt. — Verblüfft lieſt man in einem Brief unſers ſonſt ſprachgeſunden Wilhelm Buſch: *Ich weiß wohl, daß es ein Paradise lost gibt, welches hinter der ganzen Menschheit liegt*. — Schwerlich hätte er dieſen Satz ſo drucken laſſen. — Aus einer großen deutſchen Zeitung: *Deshalb erschien es für die deutsche Regierung am vernünftigsten, noch eine Zeitlang zurückzuhalten und England zu erklären: Après vous!*, denn die vernünftigſte Sprache Deutſchlands, zumal gegenüber England, iſt bekanntlich das Franzöſiſche.

Ist ‚Affenschande' zu hart für ein Vorkommnis wie dieses: im Jahre 1914 erscheint eine Volksausgabe von Richard Wagners Werken; wie heißt sie? *Nationaledition!* Und der Verlag war tief empört, als sich — bei Wenigen — Widerspruch dagegen erhob.

Harmloser ist das Einstreuen solcher fremdsprachiger Schulfuchsereien wie *Quod erat demonstrandum, — Summa summarum, — Qui pro quo, — Lupus in fabula, — Conditio sine qua non, — Videant consules.* Sie sind Gemeingut aller ‚humanistisch' gebildeten Völker, doch schwelgen die Deutschen natürlich am wonnigsten in dergleichen gelehrt klingenden Bröckchen; die Engländer haben diese kleine Pennälerdummheit abgetan. Einsam stehen die Deutschen da mit Verlateinerungen wie: Bremenser, Hallenser, Jenenser, Badenser, Kasselaner (bei Dingelstedt), Gothaner, Pommeraner, Weimaraner (von Goethe fast immer nur scherzweise gebraucht).

Gelehrttuende Eitelkeit steckt hinter Pedantereien wie: Der Rhone, Die Peloponnes, und dergleichen. Auch der Gebildetste braucht sich nicht zu schämen, das Parthenon und die Tiber (wie Goethe) zu schreiben, und selbst wer mit Stangen oder Cook in Egypten war, braucht uns keine Kenntnis des Arabischen durch Fellahim oder noch echter Fellahin vorzuspiegeln; die Fellahs tun es ebenso gut. Früher sagte man sehr hübsch ‚der Muselmann'; heute muß es ‚der Moslem', in der Mehrheit ‚die Moslemim' heißen, denn solches verlangt die Bildung. In den Zeiten kraftvollen Sprachgefühls in Deutschland hat ein so gelehrter Mann wie Hutten ruhig geschrieben: Vincenz (Vincenza), Terviß (Treviso), Veron (Verona). Goethe schreibt: venedisch, Bellenz (Bellinzona), übersetzte im ‚Cellini' fast alle italienischen Vornamen ins Deutsche, schreibt z. B. Julius der Römer, nicht Giulio Romano. Der heutigen Pücklerei kann es gelingen, solche höchst ungebildete Verdeutschungen wie Mailand, Venedig, Rom, Neapel zugunsten der echtitalienischen Namen zu verdrängen, ja uns mit Pjätjrburk und Moskwa zu beglücken. Hat man sich doch in deutschen Landen mit heiligem Eifer gestritten, ob wir die Herren Hereros als ‚Properoxytonon oder Paroxytonon' zu behandeln habe, dieweilen unsre Heeresverwaltung gezwungen war, sie mit Maschinengewehren zu behandeln.

Schreiber, die einmal im Ausland gewesen, müssen durchaus ihre überlegene Sprachkunde leuchten lassen. Köstlich verspottet Gottfried Keller im Salander solchen deutschen Ausländer: *Wenn er von England spricht, wird er Dschury sagen; Schüri, wenn er von Paris erzählt.*

*

In allerneuster Zeit ist zur Französelei die Engländerei gekommen, über deren wachsenden Umfang ein treffliches Büchlein von H. Dunger unterrichtet. *Rowdy* ist seiner als Raufbold, *Pennyaliner* als Zeilenschreiber, *Pace* als Gangart, *Lunch, Dinner* und *Five* (sprich: seif) *o' clock* ungleich vornehmer als Frühstück, Mittag und Nachmittagstee oder Jause. Wer auf einem Spreedampfer nach Treptow fährt, gibt sich den Anschein eines Weltmeerreisenden durch *Steamer, Starboard, All right, Go ahead.* Nach einem vierwöchigen Aufenthalt in England kennt er keine Selbstverwaltung mehr, sondern nur noch ein *Selfgovernment*, keinen Wagen, sondern nur noch ein *Cab* oder *Coach*, und diesen oder andern Unsinn nennt er *Nonsense.* Der gebildetste Engländer sagt: *The Times writes;* unser Deutschengländer überengländert ihn: Die Times schreiben. Da erzählt einer von einer ungarischen *Gentry* und berichtet, daß ein Ungar in einem Klub *geblackballed* wurde. Schildert unser Berliner Angelsachse eine erste Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, so erfahren wir von ‚freundlichen Begrüßungen und allgemeinen *Shakehands*'. Die Nationalzeitung berichtet aus Moskau: ‚Keiner ging an Katkow vorbei, ohne ein *Handshaking* mit ihm auszutauschen'. Ein wichtiges deutsches Buch wird von dem besprechenden Schmock unfehlbar ein *Standardwork* genannt, obwohl er keine Ahnung hat, warum. — Deutsche Maschinenbauer sprechen von einer Dampfmaschine mit *500 HP (Horse power)*; käme ein Engländer je auf den hirnverbrannten Gedanken, im ähnlichen Falle *PK* (Pferdekraft) zu schreiben? Und täte das ein vereinzelter Narr, würde seines Bleibens in einer englischen Werkstatt sein?

Auf deutsche Banken in Notlagen wird nie ein Ansturm gemacht, immer nur ein *Run*, d. h. in deutschen Zeitungen. Daß die meisten Leser das englische Wort nicht verstehen, daß es eins von den etwa 20 gewußten englischen Wörtern des Schreibers ist, tut nichts, denn in London sagt man *Run*, folglich auch in Kyritz an der Knatter.

Lächerliche und zugleich widerwärtige Englandäfferei sind Schiffsnamen wie: Die Deutschland, die Vaterland, sogar die Kaiser. Es gibt nicht den Schatten eines Grundes für diese Geckensprache; aber die Engländer sprechen von Schiffen mit *she*, folglich —. Jetzt gehören alle diese sprachlich verengländerten deutschen Schiffe den Engländern, also ist die Sache wohl in Ordnung.

Es gibt in Deutschland Jugendvereine, die sich sehr hübsch ‚Pfadfinder, Wandervogel' nennen. Wird man es in einem Zeitalter mit deutschem Ehrgefühl für wahr halten, daß eine große Berliner Zeitung darüber schreibt und die Vereine hartnäckig *Boy-scouts* nennt? Es ist die furchtbare Wahrheit. Das Furchtbarste daran ist, daß nicht einer von den hunderttausend Lesern Einspruch dagegen erhob.

Wenn Bismarck einmal schreibt: ‚Bis dahin war ich bereit, der Opposition nach Bedürfnis *black-mail* zu zahlen', was den allermeisten Lesern unverständlich ist, so ist er allenfalls damit zu entschuldigen, daß er als Staatsmann einen Kunstausdruck der englischen Staatsmannsprache anwendet. Wenn hingegen Spielhagen fragt: ‚Was war die *ruling passion* seiner (Spielhagens) Seele?', so hat dies keinen andern Grund als Spielhagens Sucht, zu zeigen, daß er Englisch gelernt hatte. Kein Wort ist darüber zu verlieren, daß Moltke in einen Brief an seine englische Frau gelegentlich ein englisches Wort einfließen läßt: ‚So ist es denn äußerst heimlich und *snug*.' Umgekehrt kann man nur seine Freude an diesem deutschen Klassiker haben, wenn man sieht, wie äußerst selten sich bei ihm solche wahrlich harmlose Sprachmengerei findet.

Fünftes Buch.

Die Fremdwörterei.

2.

Erſter Abſchnitt.

Die unwiſſenſchaftliche Wiſſenſchaft.

Sagen ſie [die Gelehrten], daß ſie nach vielem Nachſinnen und Nagelbeißen kein Teutſch gefunden, ſo ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugſam geweſen, ſo geben ſie wahrlich mehr Armut ihrer vermeinten Beredſamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen. (Leibnitz.)

Im 17. Jahrhundert ſchrieb die vornehme Welt in Deutſchland ſamt der deutſchen Wiſſenſchaft überwiegend den Stil Wallenſteins in dem auf S. 239 angeführten Bericht. Unſre Staatsmänner und Feldhauptleute haben ſeitdem deutſch ſchreiben gelernt; hingegen hat unſre Wiſſenſchaft nach Kellers bekanntem Wort inzwiſchen einen neuen höchſten Gipfel erklommen und ſchreibt — ich wähle eine ihrer berühmteſten Zierden zum Muſter — wie folgt:

Die Charaktere ſind oberflächlich *skizziert*, *Dialog* und *Motivierung* ſehr leicht genommen und nicht einmal der nahe liegende *Effekt* erreicht... — Im zweiten Teile des Fauſt *regiert* ausſchließlich der *typiſche Realismus*, nur daß der *Realismus* mehr und mehr verſchwindet und lediglich die *Typen* bleiben, neben denen *Allegorien*, *Perſonifikationen* üppig wuchern. — Drei begnadigte Sünderinnen ſtehen neben Gretchen, um das völlig *individuelle* und *exzeptionelle* Bild der ſchuldigen Unſchuld in eine *typiſche* Reihe zu rücken. (W. Scherer.)

Die meiſten wichtigen Begriffs- und Eigenſchaftswörter aus dem Rackerlatein!

Daß Stil und Sprache der deutſchen Wiſſenſchaft, nach Abzug der rühmlichen Ausnahmen, in ſchreiendem Widerſpruch zum ſachlichen Werte ſtehn, iſt eine ſo allgemein zugegebene Tatſache, daß ſie hier nicht beſonders bewieſen zu werden braucht. Hunderte von Beiſpielen dieſes Buches aus den Schriften unſrer größten Gelehrten ſind Beweiſes genug. Deutſche Wiſſenſchafter haben ſelbſt mehr als einmal die wiſſenſchaftliche Proſa — natürlich immer nur die der Andern und beſonders die der Preſſe, des großen Unbekannten, — für ſehr mangelhaft und verbeſſerungsbedürftig erklärt, und im Auslande herrſcht über den größten Teil unſrer nicht ſchönen Proſaliteratur nur eine Meinung: daß ſie wirklich ſehr unſchön, daß ſie ſogar überaus häßlich iſt. Wie wenig deutſche wiſſenſchaftliche Bücher, ſelbſt inhaltlich ſehr bedeutende, ja notwendige, werden von den Franzoſen oder Engländern überſetzt! Viele ſind unüberſetzbar, weil in ihnen ſchon die Überſetzung aus dem Gedanken in den Ausdruck mißlungen iſt; ſie müßten zuvor ins Deutſche überſetzt werden.

Ständen wenigſtens unſre wiſſenſchaftlichen Fremdwörter annähernd auf der Höhe des philologiſchen Wiſſens in Deutſchland. Auch die Franzoſen und Engländer haben wiſſenſchaftliche Fremdwörter, von dieſen wird hernach zu ſprechen ſein; ſie haben jedoch unvergleichlich weniger Fremdwörter, und dieſe wenigen ſind nach den Geſetzen der fremden und der eignen Sprachen gebildet. Der deutſche Gelehrte hingegen, der ſich,

Digitized by Google

auch wenn er kein Philologe ist, soviel auf sein Sprachwissen einbildet, bedient sich Hunderter, Tausender von Fremdwörtern, deren Sprachformen unphilologisch, schlampig, knotig, fextanerhaft, barbarisch sind.

Der Fremdwörtler mit seinem kranken Sprachsinn hat vor fremden Sprachen ebenso wenig Achtung wie vor der eignen: er verquatscht sie alle. Man prüfe sie nur oder lasse sie durch einen verständigen Sekundaner prüfen, solche Urkunden deutschen Gelehrtengeistes wie: *generell, individuell, universalistisch, historizistisch, Intensivierung, Emotivität* usw. Ganze Seiten ließen sich mit solcher Zigeunersprache füllen. Alle diese Wörter sind genau nach den lieblichen Sprachregeln des Gaunerrotwelsch gebildet (vgl. S. 164). Man nehme z. B.: *Die genetische Erklärung der Motive.* (Eugen Wolff), — welcher genetisch-philologische Unterschied besteht zwischen *‚genetisch‘* und dem Gaunerwort *‚bekochisch‘* (aus *bekoche*=Gewalt, also gewalttätig)? Sprachwissenschaftlich keiner, sprachkünstlerisch erst recht keiner. Welcher Sprache gehört *‚typisiert‘* an: *Wie ist der König mit Treffsicherheit typisiert!* (Eugen Wolff). Dieser Germanist verfertigt auch eine *‚Typik‘*, die sich unter den hunderttausend Fremdwörtern im Heyse nicht findet, aber ein unabweisbares Bedürfnis war. Wodurch unterscheidet sie sich philologisch von *Schmiere* (aus der hebräischen Wurzel *schamar*=wachen)? *Schmiere* klingt immerhin noch germanischer als die *‚typisierte Typik‘* dieses Germanisten.

Hans Delbrück forderte in einem offnen Brief an einen französischen Geschichtschreiber irgend etwas von dessen *‚Loyalität‘*. Der Franzose war zu höflich, um ihm zu erwidern: ‚Sie rufen etwas in mir mit einem Worte an, das es in keiner Menschensprache gibt. Wollen Sie mit mir, dem Franzosen, französisch sprechen, so seien sie hiermit belehrt, daß wir eine *Loyalité* nicht kennen, sondern nur eine *Loyauté*, und ich verbitte mir die beleidigende Zumutung, daß ich das verpöbelte Küchenlatein deutscher Professoren oder das Berlinfranzösisch Ihrer ‚Friseure‘ verstehen solle. Da Sie, der vaterländisch gesinnte deutsche Forscher, kein deutsches Wort für Ihre *‚Loyalität‘* kennen, so empfehle ich Ihnen, zu prüfen, ob sich nicht für Sie, auf die Gefahr von Ihren Gesinnungsgenossen Purist geschimpft zu werden, besser eignen möchten: Redlichkeit, Ehrlichkeit, Pflichtgefühl, Pflichtsinn, Ehrenpflicht, aufrechter Sinn, Wahrheitsliebe, Mannesehre und 20 andre schöne deutsche Wörter, die Sie in den Wörterbüchern Ihrer Sprache finden könnten, wenn Sie nicht mit Ihrem einzigartigen Sprachgefühl die einzigartige Nüanße der nichtfranzösischen *Loyalität* allen deutschen Ausdrücken vorzögen.‘

Jakob Burckhardt überschreibt einen Abschnitt seiner griechischen Kulturgeschichte: *Der koloniale und agonale Mensch.* Wer versteht dies? Welcher Menschensprache gehört *‚agonal‘* an? Einer der feinsten Kenner der griechischen Geistesbildung also hat von den Griechen so wenig Sprachsinn gelernt, daß er an das griechische *agon* die lateinische Endung *al* und an diese die deutsche Endung e anhängt, um ein Unwort zu bilden, das erst einer langen Erklärung bedarf und selbstverständlich auf Deutsch schlagkräftiger, edler, bestimmter gesagt werden kann.

Erbärmliches Küchenlatein sind: *intellektuell, Motiv, objektiv, subjektiv, normal, anormal, abnormal.* Küchenlatein und Rotwelsch zugleich ist Lamprechts großartige *Emotivität:* überhaupt alle seine zahllosen Erweiterungen der ohnehin philologisch unmöglichen Urfremdwörter. Da drechselt einer, um der kostbaren Nüanße willen, ein *‚intellektiv‘*, ein andrer ein *‚intelligenziös‘*. Warum nicht auch *‚intellektibel, intellektibilistisch?‘* Wo ist die Grenze? Etwa bei Lamprechts *Emotivität?* Nun, dann los mit *Intellektivität*, die streng nach Lamprechts philologischen Bildungsgesetzen geformt ist.

Ist der Welscher ein Sprachgelehrter, so hält er z. B. bei seinen Schülern im Unterricht peinlich auf strengste Behandlung der fremden Sprachen. Als Welscher aber ist er blind und taub gegen die sprachliche Pöbelhaftigkeit seines geliebten Welsch. Er nimmt in den Mund und die Feder solche Ekelwörter wie *Interessenten, Reflektant, Referat* und unzählige andre, die allen Sprachgesetzen Hohn sprechen, denn er kennt, wie für die eigne Sprache keine Sprachehre, so vor der fremden Sprache keine Sprachscham. Und so

schreiben und sprechen nicht etwa die rückständigen unter den Kellnern, Schneidern und Haarscherern, sondern die geschwollensten Mitglieder von Akademien der Wissenschaft, auch solche, die, wie Herr Röthe, Gutachten gegen das Deutsche, für das Welsch verfassen.

Da schreibt ein Germanist in seinem vielgeliebten Deutsch: *Das Wichtigste an der kleinen Monographie ist die akribose Quellenbenutzung.* Warum denn nicht?. Ist ‚*akribos*' etwa verrückter als z. B. Lublinskis ‚*Ipsissimosität*'? Und einmal auf diesem Wege der Sprachbereicherung, nach Goethe eines ‚Geschäftes der besten Köpfe', warum nicht kühn weiter voran, ‚mit Volldampf voraus': *akribund, akribistisch, akribabel, -bibel, -bubel?* Nach eurer National-, Spezial- und Universal-Philologie ist das alles gleich schön und gleich erlaubt.

Ein berühmter Berliner Germanist, Erich Schmidt, trägt seinen Studenten über ein Puppenspiel Faust vor: *Der Text ist nicht genuin.* Die Studenten, die das Wort nie zuvor gehört, also nicht verstehen, unterhalten sich nachher über dessen Bedeutung. Ein Einziger, ein Neuphilologe, ahnt sie: er hatte auf einer Büchse mit englischem Mostrich das Wort *genuine* gelesen. — Eine Wissenschaft, die sich nicht verständlich machen kann, ist keine. Zudem besagt das schwammige *genuin* jenes Germanisten garnichts über die Natur des Puppenspieltextes. Ist er gefälscht, nicht gut überliefert, zum Teil geändert, — was ist er? Den Studenten wird also etwas durchaus Unwissenschaftliches beigebracht. Hätte der Germanist sich der germanischen Sprache bedient, so hätte er sich gewiß nicht mit einem Schwammwort, etwa ‚echt' begnügt, sondern klar gesagt, wie es mit jenem Texte bestellt sei. — Derselbe Obergermanist nennt jedes Gemisch aus deutscher Prosa und Poesie, z. B. den ersten Faust, *genre mêlé!* Kann man es den Franzosen verargen, daß sie solche Ekelsprache verachtungsvoll ‚*Le Boche*', das Bosch, nennen?

Schulmänner haben einst ernsthaft gestritten, was ‚richtiger' sei: der norddeutsche Gymnasiast, oder der süddeutsche, besonders der württembergische, Gymnasiast? Dieser erscheint uns Norddeutschen lächerlich; aber es gibt nichts zu lachen, oder es gibt überall zu lachen, denn beide sind gleichmäßig lächerlich gebildet. — Ein Gelehrter wie Pfleiderer spricht von der *Chronik skandaleuse des Kretischen Hofes*, und eine gelehrte Zeitung rügt das. Warum? Muß ein deutscher Gelehrter mehr Französisch wissen oder mehr Sprachgefühl haben als ein zwei Jahre in Paris ausgebildeter Hausknecht oder Koch? Erinnert denn nicht die ganze fremdwörtelnde Wissenschaft mit ihrem haarsträubenden Sprachengesudel an die deutschen Speisekarten mit ihrem Huhn *en friease, Hemetex, (Ham and eggs), Puleori, Din de fassée, Tour le deau. Chaudo, Vollovan* usw.? Sind *Prozedur, Remedur, historistisch, exemplifizieren, Emotivität* richtiger oder geschmackvoller gebildet?

Adolf Bartels der Urdeutsche schreibt: *Meine Geschichte der deutschen Literatur ist mehr als die meisten früheren historisch sicher fundamentiert.* Ja warum denn nicht? Seien wir dankbar, daß er nicht *fundamentisiert, fundamentiziert* schreibt, was er in seiner ‚Sprache' doch ebenso wohl durfte. Er schreibt ja nur, was er von den ihm nicht sonderlich angenehmen Germanisten gelernt hat. — Wiederum entschuldigt sich Bartels glänzend: *fundamentiert* komme sogar in einem deutschen Konversationslexikon vor. Dann allerdings —. Nun aber ernstlich: Bartels erklärt, daß er angefangen habe, seine Bücher von Fremdwörtern zu säubern. Das ist die beste Entschuldigung, die eines deutschen Schreibers einzig würdige.

Es ist ein zweifelhafter Vorzug modernster deutscher Kultur, daß dilettantische Epitomierung in Blüte steht (Walzel). Warum so schlicht, so kurz, so dilettantisch? Warum nicht *Epitomisierung, Epitomation, Epitomität, Epitomivität, Epitomistizismus?* Die Wissenschaft bevorzugt doch sonst in solchen Fällen irgendwelchen Ismus. *Epitomierung* ist nicht auf der Höhe der deutschen Wissenschaftsprache, ist eines Professors unwürdig, kaum gut genug für Privatdozenten.

Der Professor Ludwig Stein meißelte sich mit Künstlerhand das herrliche Wort *die Intellektualisten;* oder fand er es fertig vor? Bald darauf kommt ihm die Scham, und er

schreibt ‚Verstandesdenker', läßt aber der Nüanküe wegen die *Intellektualisten* an der ersten Stelle stehen. — Epoche erzeugt *epochal:* wissenschaftlich ausgedrückt eine *generatio aequivoca*; deutsch, nach Goethe, eine Brandschandmalgeburt: *Es ist nichts Großes, nichts Epochales in dieser Zeit geschehen* (in dem geschwollenen Aufsatz eines Germanisten über die ersten vier Wochen eines Berliner Theaters). Wie unfruchtbar ist übrigens Epoche geblieben: kein Sprößling außer *epochal!* Das heißt bis jetzt, vielleicht gebe ich hiermit die Anregung zu reicherer Nüankierung. — [Sie war schon da! Ein Leser schickt mir eines Herrn Andreas Moser Lebensbeschreibung des Geigenmeisters Joachim, worin Brahms ein ‚*Epochant*' genannt wird. Wer beschert dem deutschen Volke den *Epochisten?* werden *Epochismus?* Meine nächste Auflage erwartet diese Bereicherungen mit Sicherheit].

Können wir es bei solchen wissenschaftlichen Vorbildern den armen Schächern von Schreibern, die wenig Latein, noch weniger Griechisch gelernt haben, arg verdenken, wenn sie, da doch gewissenschaftelt werden muß, ebensolch Tertianergriechisch, -Lateinisch, -Französisch verüben? Peter Altenberg, der keine der mindestens sechs Sprachen kennt, aus denen er maust, hält th mit Recht für vornehmer als einfaches t: also *Thyphus;* ähnlich schön *Gracie, Poudding.* Und Karl Bleibtreu schreibt: *Die komplizierte Mechanik der Gesellschaftsordnung analythisch in ihre Teile zerlegen.* Er ahnt nicht, was *analythisch* ist, aber Griechisch muß er schreiben. Auf seine feine Unterscheidung zwischen dem Epos, dem Epopö und den Ephyllien wurde schon hingewiesen. Er weiß nicht viel vom Französischen, aber wann hätte das einen Deutschen gehindert, französisch zu schreiben? Also getrost: *Embompoint.*

*

Damit ich, der ich die deutsche wissenschaftliche Prosa im allgemeinen für die schlechteste in der schreibenden Menschenwelt halte, — damit ich es einmal nachdrücklich ausspreche: Es gab zu allen Zeiten und es gibt in unsern Tagen Männer der Wissenschaft in Deutschland zu Dutzenden, deren angeborne Sprachgewalt es mit der fast jedes berühmten ausländischen Prosaschreibers aufnimmt. Ohne die Fremdwörtelei würden sie zu den Zierden der wissenschaftlichen Prosa der Weltliteratur gehören, und ihre Werke würde man mit Genuß nach Menschenaltern lesen, wann längst ihr inhaltlicher Wert gemindert wäre durch den rastlosen Fortschritt der Geistesarbeit. Doch ohne die künstlerische Behandlung der Sprache gibt es kein Kunstwerk auch in der wissenschaftlichen Prosa. Und böte uns ein Forscher noch so viel des Wissenswerten, wir werden sein Buch des Stoffes wegen einmal durchlesen, an Bereicherung unsers Wissen soviel daraus schöpfen, wie es enthält, es aber nicht zum zweiten Male lesen, wie man eben echte Kunstwerke zu betrachten nie müde wird.

Wie nahe sich der wissenschaftliche Stil vielfach mit dem Schwindelstil des niedrigen Geschäftslebens berührt, wurde aufgezeigt. Es ist vornehmtuerischer Stilschwindel, statt Wasserkraft zu sagen: *hydraulische Energie.* Es ist Schwindelprotzentum, in einem nicht strengwissenschaftlichen Buche zu schreiben: *Die Ontogenese ist eine Rekapitulation der Phylogenese;* ja es ist Stilohnmacht, in einem noch so strengwissenschaftlichen Buche solch wüstes Gestammel zu verüben, um die blitzeinfache Vermutung auszudrücken: Die Keimgeschichte wiederholt die Gattungsgeschichte. Das Geschwätz vom *Differenzieren* ist um kein Jota mehr wert als das Reden vom Abstufen, Spalten; die *Synthese* ist nur um so viel ‚wissenschaftlicher' als die Zusammenfassung, wie das *Blendol* wissenschaftlicher ist als die Stiefelwichse. Es tut gut, Goethes Wort mehr als einmal hinzuschreiben: ‚Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben.' Um Wahrheit bemühte Wissenschaft — und nur sie ist Wissenschaft — bedient sich der schärfsten Werkzeuge: der Astronom der schärfsten Linien, der Naturforscher der feinsten Wagen, genauesten Maßstäbe, klarsten Mikroskope. Die deutschen Geisteswissenschaften bedienen sich trüber Linsen, plumper Waagen, roher Maßstäbe, so oft sie ihre Gedanken nicht mit den klarsten Worten der gefühlten Muttersprache, sondern mit den schwammigen und entstellten aus allerlei fremden, ungefühlten Sprachen ausdrücken. W. Grimm nannte

die Fremdwörter: ‚die um den Gedanken ſchlotternden Redensarten‘. Das Unwiſſenſchaftliche, das Unredliche an unſrer Wiſſenſchaft iſt ihre Fremdwörterei. Faſt jedes deutſche Buch der Wiſſenſchaft fordert vorweg einen ſtarken Wertabzug: wahre Wiſſenſchaft iſt nur das, was nach Wegſtreichen ſeines Fremdwörterfirniſſes, ſeiner Upposamentierung an gemeinverſtändlichem echtem Gehalt übrigbleibt.

Brennende leidenſchaftliche Scham durchglüht jeden ſprachgeſunden Menſchen, wenn er unſre erſten Gelehrten, die Zierden ihrer Wiſſenſchaft, die Vertreter Deutſchlands auf ihren Gebieten vor dem Auslande, mit den Quackſalbern um die Wette fremdwörteln ſieht. Wenn er bei einem der erſten Geſchichtſchreiber neuerer Zeit, Mommſen, über die Juden lieſt, ſie ſeien *ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition*, oder über Pompejus, er habe *unter den Demokratenchefs die erste Stelle eingenommen*. Oder wenn er bei Ranke, dem Fürſten der neueren Geſchichtſchreibung, findet: *Die Repression der populären Emotionen, — Die oppositionellen Elemente, welche in der Nation fermentierten, — Das gegen die Nationalsouveränität rebellierende Pouvoir exécutif*. Oder bei Wilamowitz-Möllendorf: *Diogenes gerierte sich im Leben als ein potenzierter Sokrates*. Oder bei Lamprecht: *Solche Zeiten sind stets von hoher Suggestibilität, wie Zeiten neuer Dominanten und Idealismen nach ihrem Moment der Synthese, der Konzentration zu sein pflegen*. Oder bei F. von Liszt: *Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus stellt sich uns das Problem, die Kriminalität kausal zu erklären*, — gleich darauf aber: *Wir haben das Verbrechen zu erklären, indem wir die Ursachen darstellen*. Oder bei einem der erſten Theologen, Pfleiderer, über eine Strömung im Urchriſtentume als *einen instruktiven Kontrast zu diesem religiösen Korruptionsprozeß*. Oder bei einem der bedeutendſten Philoſophen, Paulſen, über Goethes *ethische Anschauung als einen teleologischen Energismus mit perfektibilistischer Tendenz*. Wirkt es da nicht herzbefreiend, wenn man bei Schopenhauer lieſt: ‚Iſt denn die deutſche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Geſetze wert iſt, der doch jeder Miſthaufen genießt? Wie würde ein ſolches willkürliches, ja freches Umſpringen mit der Sprache, wie heutzutage in Deutſchland jeder Tintenklexer es ſich erlaubt, in England, Frankreich, Italien aufgenommen werden?‘

Gern rühmen wir uns, in der Erkenntnis der Armſeligkeit unſrer neueren wiſſenſchaftlichen Proſa, des einen großen Stilmeiſters Nietzſche und ſtellen dieſen einen mit Stolz den franzöſiſchen und engliſchen Proſameiſtern gegenüber. Wo Nietzſche aus ſeinem Kunſtgefühl kriſtallreines Deutſch ſpricht, oft ſeitenlang, da ſchwingt er ſich zu den Höhen der großen Proſa empor: oft aber, allzu oft, erniedrigt er ſich durch die ärgſte Fremdwörtelei bis zu den ihm ſo verhaßten Stilſtümpern in der deutſchen Wiſſenſchaft und Zeitung. Iſt das der Nietzſche des Zarathuſtra und der herrlichen lyriſchen Gedichte, der ein Zeug ſchreibt wie: *Man übersetze sich einen solchen physiologischen Habitus in seine letzte Logik*, — die letzte Logik einer körperlichen Anlage! Bald darauf: *Ich nenne dies eine sublime Weiterentwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage*; als ob *morbid* um den Schatten eines Schattens mehr wäre als krankhaft. Und wenn *morbide*, warum nicht *Basis* ſtatt Grundlage, *Evolution* ſtatt Weiterentwicklung? Er nannte die Philologie die *Ephexis in der Interpretation*, und wußte doch, mußte doch wiſſen, daß von tauſend ſelbſt ſeiner Leſer kaum einer dies verſtehen würde. Er hatte die franzöſiſchen Moralphiloſophen des 18. Jahrhunderts eifrig geleſen, verdankte ihnen zum nicht geringen Teil manche glänzende Eigenſchaft ſeines Stils, leider auch die unausſtehliche Franzoſerei des Ausdrucks an gar zu vielen Stellen. Er glaubte ſprachlich neu zu ſein, wenn er vom Gegenſatz einer vornehmen Moral und einer *ressentiment*-Moral ſprach, und ſchrieb doch nur, wie etwa im galanten Leipzig vor Gottſched geſchrieben wurde.

Vollends nicht bloß mit heißer Scham, nein mit tiefer Empörung lieſt man bei vielen unſrer bedeutendſten Germaniſten, deren jeder ſich als einen treuen Eckart, als einen Prieſter im Tempeldienſt deutſcher Sprache fühlen müßte, ein Kauderwelſch, das ärger

nicht in den Zeiten unsrer ärgsten sprachlichen Erniedrigung, während des Dreißigjährigen Krieges, hingeschmiert wurde. Ich mag den vielen Proben dieser Sprachschande, dieser Selbstbefleckung einer unsrer wichtigsten Wissenschaften, an dieser Stelle nicht neue hinzufügen, will aber schon hier mit meiner Meinung nicht zurückhalten: Es gibt keine schreiendere Stillosigkeit, keine schmählichere Doppelzüngigkeit der Seele, als daß Männer ihr Leben an die Erforschung einer Sprache und der Literaturwerke in dieser Sprache setzen, von der sie durch ihr Tun bekunden, sie sei zum Ausdruck der Urbegriffe der Menschheit, geschweige der Kunst unfähig. Goethes *Psyche*, Goethes *Oeuvre*, Goethes *intime* und wieviel andres steht bei dem beanspruchten Range der Urheber noch viel tiefer als die *Hautes nouveautés* oder das *Pour* und *Peracquit* deutscher Schneidergesellen und Kellner. Da schwärmt W. Scherer von den wunderbaren Kräften des Deutschen und vergleicht es in unwahrhaftigem Begeisterttun mit der ‚Welteschе der germanischen Mythologie', welscht dann aber: ‚Keine Sprache ist wie die deutsche geeignet, den fernliegendsten *Idiomen* noch etwas von ihrem *Charakter* abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes *Element* aus ihrem Eigensten entgegenzubringen.' Fürwahr, was für eine herrliche Sprache ist das! Aber ein deutscher Lehrer dieser Sprache ist unfähig, diesen einfachen Gedanken in der von ihm gepriesenen deutschen Sprache auszudrücken.

In der ‚Zeitschrift für den deutschen (?) Unterricht' (1912, S. 627) schreibt H. Benzmann: ‚Auch die bekannte kleine Erzählung ‚Sulamith' mit ihrem *sentimental-ethischen* Grundgedanken, mit ihrem *faszinierenden plastischen* Stil, mit ihrem *markanten* klugen *Pathos, operiert* mit *Symbolen* und *Personifikationen* des *Pessimismus*, obwohl hier die *ethische* Stimmung die Oberhand gewinnt.' Warum nicht am Schluß ‚*präponderiert*'? Und gibt es gar kein Welschwort für die unwissenschaftliche ‚Stimmung', keins für den plumpdeutschen ‚Grundgedanken'? Rein sei der Stil, rein auch der welsche Stil, — es schickt sich nicht, ihn und die deutsche Kultuuuhr durch platte Germanismen zu kontaminieren.

Beherrschten die deutschen Wissenschafter und ihre Sprache allein unser Geistesleben, so drohte uns die Gefahr, in die Sprachverwilderung des 17. Jahrhunderts zurückgeworfen zu werden. Das Sprachgemengsel vieler wissenschaftlicher Bücher neuster Zeit unterscheidet sich nicht mehr wesentlich von der germanisch-romanischen Mischsprache, die Englisch ist. Es gibt englische Dichter, z. B. Shakespeare im Othello und Sturm, Tennyson und Longfellow, von der überwiegend angelsächsischen Bibel der Engländer abgesehen, in denen sich nicht mehr romanische Wurzelwörter finden als in den Büchern einiger unsrer fremdwörtelnden Germanisten. Schon Leibniz warnte um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert vor jener Gefahr: ‚Es will fast das Ansehen gewinnen, wenn man so fortfährt und nichts dagegen tut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in Engeland'. Herbe Wahrheit, nicht mehr Hohn, wie er beabsichtigt war, ist der Satz in einer großen französischen Zeitschrift: ‚Die deutschen Männer der Wissenschaft machen ernstliche Anstrengungen, durch eine Verschmelzung der deutschen und der französischen Sprache [Küchenlatein wird hier zum Französischen gerechnet] zur Weltsprache zu gelangen. Das Esperanto wird überflüssig.' Wir haben unter den deutschen Wissenschaftern Dutzende, die niemals ein deutsches Begriffswort setzen, wo irgend ein welsches aufzutreiben oder neu zu erbasteln ist. So erfüllt sich zum zweiten Mal das bittre Wort des wackren Julius Zincgref, geschrieben im Jahr 1624: ‚Über die Stammler in frembden Sprachen', über ‚die gewelschten Teutschen': ‚Geraten also durch diesen ihren albern Wahn endlich dahin, daß sie daheim billig verhaßt, draußen nit unbillig verlacht und veracht werden.'

*

Soll denn aber die Wissenschaft auf ihre fremden Kunstausdrücke ganz verzichten? Bist du ein so verrannter Purist, daß du Philosophie, Metaphysik, Kritik, Theologie, Infinitiv, Medizin, Literatur, Drama, Poesie usw. aus der Gelehrtensprache verbannen willst? — Ich bin weder ein verrannter Purist, noch überhaupt ein Purist in dem

albernen Stare, den die Fremdwörtler aus ihrem schlechten Gewissen damit verbinden, und es fällt mir gar nicht ein, die fest eingebürgerten Kunstwörter der Wissenschaften zu verdammen. Entbehrlich sind sie alle, aber zu ihrer Ersetzung durch gute und bessere Verdeutschungen bedürfte es des übereinstimmenden entschlossenen Willens der deutschen Gelehrten, sich des Deutschen zu bedienen. Der Leser weiß ja längst, daß ich selbst eine kleine Anzahl fremder Kunstwörter zwanglos gebrauche, nicht ausschließlich, sondern zuweilen abwechselnd, jedenfalls aber sie nicht alle verwerfe. Meine Sprache ist das nicht, sondern die meiner Leser, auf die ich Rücksicht nehme. Den Fremdwörtlern, die mit der alten stumpfen Plempe der ‚notwendigen Kunstausdrücke' kämpfen, sei von jedem saubern Schreiber kurz erwidert: Wolltet ihr euch auf die paar Dutzend, allenfalls hundert, angeblich notwendiger Kunstwörter beschränken und im übrigen eure Zigeunersprache aufgeben, so brauchten wir über die ganze Frage nicht weiter zu streiten, sie wäre gelöst. Eher über das Beibehalten oder Verdeutschen der Kunstwörter zu sprechen, hat keinen Zweck, verschiebt nur den Kern der Sache. Die Griechen allerdings haben ihren ganzen philosophischen Wortbedarf aus dem Eignen bestritten, haben weder persische, noch egyptische, noch chaldäische Brocken entliehen. Indessen die Griechen waren ein sprachlich nicht angekränkeltes Volk; wir Deutsche hingegen, besonders wir deutsche Gelehrte, sind seit vier Jahrhunderten sprachkrank, können also kaum noch leisten, was ein urgesundes Volk vor Jahrtausenden fertig gebracht hat. Wir können und wollen eine vielhundertjährige Geistesabhängigkeit oder -Gemeinschaft mit andersprachigen Völkern nicht von heut auf morgen ungeschehen machen oder verleugnen, gestehen also die Notwendigkeit oder doch Nützlichkeit einer ziemlich großen Zahl von fremden Kunstwörtern noch für lange freimütig zu. Selbst solche Wortungetüme wie Acetyläthylenphenylhydrazin oder Benzoyläthyldimethylaminopropanolhydrochlorid ärgern mich nicht; denn wie die Chemiker untereinander sprechen, hat keine Bedeutung, jedenfalls keine Gefahr, für die Sprachreinheit der Nichtchemiker.

Hieraus folgt natürlich nicht, daß wir auch die Tausende ganz entbehrlicher Fremdwörter für alle Zeiten dulden müssen: *Perron, Coupé* (mit seinen anmutig wechselnden Schreibungen: *Koupé, Koupee, Kupee, Coupee, Coupé, Cupé, Kupé, Cupee, Kupee* usw.), *Retour, Milieu, Terrain, Avancement, Anciennetät* usw. Weder sind sie so unentwurzelbar eingebürgert, daß sie nicht ohne weiteres beseitigt werden können, wie dies ja zum Teil schon seit einem Menschenalter geschehen ist; noch sind sie so geheiligt durch eine wertvolle ältere Literatur, daß sie nicht mit sanfter Gewalt durch deutsche Gleichworte und Gleichwerte zu verdrängen sind. In dem Kapitel ‚Verdeutschungen' wird hierüber eingehend gesprochen. Sind aber z. B. in dem Satze Eugen Wolffs (S. 179) *eliminieren, isolieren, konzentrieren, prononzieren* unersetzliche Kunstwörter? Oder können wir uns nicht verständlich machen ohne Lamprechts *Emotivität, Suggestibilität, Intensivierung?* All dies und tausendfach ähnliches ist nichtsnutziges Zigeunerdeutsch, verdient nicht die geringste Schonung, darf sich nicht hinter die Schutzfreiheit der notwendigsten Kunstwörter verstecken. Man denke: für ganz unentbehrlich erklärte Rümelin Fremdwörter wie *Alinea* (Absatz), *arbiträr* (willkürlich), *Asot* (Stickstoff), *divertieren* (belustigen, ergötzen), *gouvernieren(!)*, *Rektangel* (Rechteck), *Ranzion* (Lösegeld) und eine Schar ähnlicher. Und mit solchen Gegnern mußte sich der Sprachverein in den ersten Jahren seines Bestehens herumschlagen.

Als eins von vielen Beispielen für die Entbehrlichkeit selbst der scheinbar unentbehrlichsten wissenschaftlichen Fachwörter sei ‚Methode' angeführt. Wundt schreibt den überzeugenden Satz: *Auch in ihren Verfahrungsweisen ist die Kritik in vielen Beziehungen den Methoden verwandt, deren sich der Naturforscher bedient.* Durch die Abwechslung erzeugt er den trügenden Schein, als seien Verfahrungsweisen und Methoden etwas Verschiedenes; sie sind aber völlig gleich, und Wundt konnte schärfer und kürzer schreiben: ‚Auch in ihren Verfahrungsweisen ist die Kritik ... denen verwandt ...' — Aber, so heißt der Einwand, Verfahrungsweisen ist um zwei Silben länger als Me-

thoden, wir Sprachgewaltigen brauchen ein schlagkräftiges Wort. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, aus dem ihr mit Vorliebe Majorität statt Mehrheit, Kalamität statt Notstand, identifizieren statt gleichsetzen, hydraulische Energie statt Wasserkraft schreibt. Ihr sollt aber euren Willen haben: schreibt einfach ‚Verfahren', das eine Mehrzahl zuläßt, und ihr habt ein in allen Fällen verständliches gutes deutsches Wort. Da, wo es vielleicht zuerst ein wenig fremdet, gilt Lessings berühmter Rat: ‚Wagen Sie es! was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.' Man kann ausgezeichnete Kunstprosa über wissenschaftliche Fragen mit einer verschwindend geringen Zahl von fremden Fachwörtern schreiben. Einige hervorragende Wissenschafter haben diese Kunst unwiderleglich durch ihr Beispiel erwiesen.

Kunst! Kunstprosa! höre ich die fremdwörtelnden Wissenschafter unwillig rufen. Du redest immer von Kunst; wir reden von Wissenschaft. Wer sagt dir, daß wir Kunst schaffen wollen? Wissenschaft wollen wir treiben, Wissenschaft fördern, und dazu genügt uns, daß wir uns unter einander, unter uns Leuten vom Bau, irgendwie verständlich machen. — O dann bitt ich euch alles ab, was ich jemals Herbes gegen euch geschrieben habe. Wenn ihr nichts mit der Kunst zu schaffen haben wollt, so sind wir sogleich wunderbar einig; nur dürft ihr nicht fordern, daß man euer Geschreibe auch nur von weitem zur deutschen Literatur zähle und daß man euch Schriftsteller nenne. Aber dann ist ernstlich an euch die Aufforderung zu richten, euch doch wieder des Lateinischen zu bedienen und das Deutsche unbesudelt zu lassen. Der Einwand, daß ihr das Lateinische nicht mehr schreiben könnt, ist hinfällig, denn ihr schreibt auch Deutsch, ohne es zu können. Nur noch die paar stilwidrigen deutschen Fremdwörter aus eurem Küchenlatein beseitigt, und ihr habt endlich, was ich euch innig wünsche, die ganz reine küchenlateinische Gelehrtensprache. Für die deutsche Sprache sind alsdann eure Schriften unschädlich, und ihr seid, was doch eure Absicht ist, ganz unter euch.

Zweites Kapitel.

Kunstprosa und Fremdwörter.

Wanana sculun frankon einon thaz biwankon,
Sie sint so sama chuani selb so thie români.
Ni tharf man thaz ouh redinon thaz kriahi in es giwiderôn.
Warum sollen die Deutschen allein das entbehren?
Sie sind ebenso tüchtig wie die Römer,
Auch rede man nicht davon, daß die Griechen es ihnen zuvortun. (Otfried)

Der Verfasser glaubt nicht an eine angeborene Unbegabung des deutschen Prosaschreibers zur Kunst, sondern an die Verderbung seines Vermögens durch die Fremdwörterei. Er ist zu diesem Glauben nicht durch einen schrullenhaften Haß gegen die Fremdwörter verführt worden; er hat ihn durch ein Menschenleben voll Beobachtung unsrer guten und schlechten Prosa langsam, aber jetzt unzerstörbar errungen. Angeboren mag uns Deutschen sein das liebevollere, schärfere Auge für den Stoff als für die Form, das eifrigere Spüren nach dem Kern als nach der Schale. Zu groß aber ist die Zahl der guten, der ausgezeichneten deutschen Prosameister seit den ältesten Zeiten, als daß wir die sprichwörtlich gewordene Formlosigkeit und Unbegabung des Deutschen für die Prosa als ein zu tragendes Verhängnis hinnehmen dürfen.

Die Kunst fordert außer der mitgeborenen Gabe die Einsicht in ihre Grundgesetze und sie fordert den Fleiß; dazu noch, aber nicht so unbedingt, die künstlerische Erziehung durch die Fülle der Vorbilder. Die Gabe ward uns vom Geschick so reich wie allen andern Völkern; was uns mangelt, sind sprachliches Ehrgefühl, Einsicht, Fleiß und allgegenwärtiges Vorbild. Unter unsern fremdwörtelnden Prosaschreibern sind viele, die mehr wollen, als sich bloß verständigen. Sie möchten für ihr Leben gern Prosa, das heißt ein

Kunstwerk, schaffen, und manche von ihnen halten sich für Meister dieser in Deutschland so seltnen Kunst. Sie können ganz sicher sein: nicht eins ihrer Bücher wird sie ein Menschenalter überleben; nicht eins verträgt schon jetzt die Goldprobe des Vergleiches mit den wirklichen Prosameisterwerken der deutschen, französischen, englischen Literatur. Prosakunst und Fremdwörtelei stehen nicht etwa in einem Verhältnis wie Gesundheit und Tabakrauchen, um einen fernliegenden, aber lehrreichen Vergleich zu wagen. Man kann mäßig rauchen, ja beinah unmäßig, und ein hohes Alter in guter Gesundheit erreichen; man kann aber nicht fremdwörteln und zugleich Kunstprosa schreiben.

Ein Grundgesetz aller Kunst ist das des reinen Mittels; die Einsicht in dieses Gesetz mangelt den meisten deutschen Schreibern, sie mangelt jedem Fremdwörtler. Man denke sich einen noch so hoch begabten Bildner, der aus falscher Kunsterziehung oder aus einem Anfall verrückter Laune dem Marmorkörper seiner Aphrodite echte Menschenhaare auf das Haupt, echte Brauen über die Augenhöhlen, echte Nägel an Finger und Zehen, echte Zähne in den Mund klebte: was für ein Mißgebilde ergäbe solche Manscherei aus Kunst und Unkunst! Oder: ein Tonkünstler trüge den Beethovenschen Trauermarsch auf dem Klavier vor und unterbräche sich nach jedem dritten, fünften, zehnten Takt mit einigen Tönen auf der Querpfeife. Brauchen wir noch weitere Vergleiche? Die Römer nannten die unreine Sprache, das Einstreuen fremdsprachiger, selbst griechischer, Wörter in die lateinische Rede: *barbarismus*, nicht weil ihnen alle fremde Völker als Barbaren galten, z. B. die Griechen doch auf keinen Fall; sondern aus dem richtigen Sprachkunstgefühl, daß das Durchsprenkeln der reinen Rede mit den an sich schönsten fremden Lauten unkünstlerisches Barbarentum ist.

Die Sprache des Fremdwörtlers sündigt gegen das Grundgesetz vom reinen Kunstmittel; sie ist keine Sprache der Kunst, ja nicht einmal eine zuverlässige Sprache der Wissenschaft. Wer dies nicht fühlt, gegen den kämpfen Götter selbst vergebens. Wer sich ein Marmorbild von der vorhin geschilderten Art ins Zimmer stellt und ein Kunstwerk zu besitzen glaubt, dem störe man nicht seinen sogenannten Genuß: er versteht uns nicht, wir nicht ihn. Mit Gründen läßt sich keinem Kunstrüpel erklären, warum ein Zeus aus grobem Zinkguß, die Sixtinische Jungfrau in schäbigem Öldruck nach einer Stümperpause, die Neunte Symphonie auf der Ziehharmonika Greuel vor Gott und gebildeten Menschen sind. Den Schönheitssinn hat man oder hat ihn nicht. Laß dich, o Leser, niemals in ein Gespräch über Stilkunst mit einem Fremdwörtler ein, der einen Satz, wie den von E. Wolff auf S. 179 oder die Sätze von Lamprecht auf S. 164 und 202 ganz nett findet, der dabei nicht alle Zeichen künstlerischen, ja körperlichen Ekels gibt. Der Mann kann sehr gelehrt, sehr scharfsinnig, auch ein ehrlicher Steuerzahler, guter Familienvater und geriebener Skatspieler sein, — von der Stilkunst, ja auch nur vom Wesen der Sprache hat er keine Ahnung. Der Satz *De gustibus non est disputandum* fordert für diesen Fall die einzig treffende Übersetzung: Streite nicht mit angeborenem Ungeschmack. Nie hätte z. B. Spielhagen oder einer von seiner Stilart die Kunstwidrigkeit dieses Satzes begriffen: *Ich wollte nach Leipzig gehen, promovieren, das Terrain inzwischen rekognoszieren und, wenn ich es für meine weiteren Zwecke geeignet fände, den Versuch machen, mich dort zu habilitieren.* Der ganz reine Ieren-Stil würde allerdings noch fordern: *qualifiziert* statt geeignet, *riskieren* statt Versuch machen.

Haym schreibt mit Schwung über Schillers Ansiedlung in Jena: *Nur in dem harten Joche solcher Pflicht- und Regelmäßigkeiten mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixieren*, und zerstört mit diesem Schlußtakt auf der Querpfeife den ganzen Wohllaut des Satzes. Gleich darauf wird weiter gepfiffen: *Mit seiner Existenz fixierte sich seine Neigung.* Ein paar solcher Sätze streichen ihren Schreiber aus der Reihe der Prosameister; stehen sie auf jeder Seite, so gehört er vielleicht noch zu den großen Gelehrten, in der Prosaliteratur gibt es keinen Platz für ihn.

Unter den Jerern ist auch Hans Delbrück: *Die Kreise, auf denen die Macht der Nation roulierte* . . . Ist dies sprachlich vornehmer als *Anbei retournieren wir Ihnen*

Digitized by Google

Ihre letzten für uns nicht akzeptablen Kalikoproben? Ach, der deutſche Menſch iert, ſo lang er ſtrebt.

Der Meister Minnas durfte nur mit einem großen Novum wiedererscheinen, es mag Emilia oder Nathan heißen (E. Schmidt). Iſt dies ſprachlich edler als: *Ihre letzten Nouveautés sind bei uns nicht gangbar* —? Wäre *Novum* wenigſtens ſo luſtig wie Bräſigs *Totum: Triddelfitz ist nun das Totum in Pümpelhagen.* Oder iſt lateiniſch grundſätzlich vornehmer als Franzöſiſch? — Bei A. Harnack leſen wir ſchaudernd: *Auf jeder Stufe ihrer Entwicklung hat die christliche Menschheit das Lebensideal abstrahiert und als das Höchste proklamiert.* Zum Glück ſind ſolche Sätze im Stile des Dreißigjährigen Krieges bei Harnack ſelten; doch iſt für das feine Ohr ſchon einer zu häufig.

Spielhagen iert nicht bloß, er iſt auch einer unſrer eifrigſten Iker: *Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik* heißt eins ſeiner Bücher. Zu beklagen iſt, daß das gelehrttuende Gequieke durch das eine deutſche Begriffswort und das Fremdwort auf ie ſtillos unrein wird; ſtilvoller wäre ſchon Theoretik; auch fände ſich wohl ein ſchönes Fremdwort auf *ik* für Beiträge.

Lublinski über Storm: *Er wirkte nicht durch seine Gedichte, sondern ging zur Novellenproduktion über.* Warum nicht zur Novellenkonfektion? Das eine iſt ſo treffend wie das andre, und in der ſprachlichen Gemeinheit unterſcheiden ſie ſich für ein gebildetes Ohr nicht.

Selbſt ein Stilkünſtler wie Nietzſche wird zum Dutzendwelſcher, ſobald er einmal nicht der Kunſt gedenkt, ſondern in das barbariſche Kauderwelſch der Philologenzunft zurückfällt, aus der er hervorgegangen: *Dieser depressive und kontagiöse Instinkt* (das Mitleid) *kreuzt jene Instinkte, welche auf Erhaltung ... aus sind; er ist ebenso als Multiplikator des Elends wie als Konservator alles Elenden ein Hauptwerkzeug zur Steigerung der Dekadence* (im Antichriſt). Nicht eines dieſer Fremdwörter iſt notwendig, keines ſagt das Geringſte mehr als jedes der zehn guten deutſchen Gleichwörter. Und anderſeits, keinen ſtichhaltigen Grund gibt es vom fremdwörteriſchen Standpunkt gegen *contrekarriert* ſtatt kreuzt, *Misère* ſtatt Elend, *Konservierung* ſtatt Erhaltung, *Instrument* ſtatt Werkzeug. Mit bitterm Gefühl leſen wir bei Nietzſche einmal ein vernünftiges Wort des Tadels über die Fremdwörterei — der Andern: er ſchilt ‚die Initiative ergreifen‘ eine ‚arge Geſchmackloſigkeit‘; es iſt um nichts geſchmackloſer als hundert Welſchereien Nietzſches.

*

Rein ſei das Mittel der Kunſt; doch dieſe Forderung reicht nicht hin, ſie bedarf der Ergänzung durch: Edel ſei das Mittel der Kunſt. Wer mit unedlem Mittel ſchafft, bekundet, daß ihm die Kunſt nicht die hohe, die himmliſche Göttin, daß ſie höchſtens die Kuh iſt, die ihn mit Butter verſorgt. Ein großer Bildner mag einmal, um ſeine Hand zu weiſen, wie Dürer an Rafael ſchrieb, zum Scherz, aus ſpielender Künſtlerlaune ein zierlich Weiblein oder etwa einen Schornſteinfeger aus Schnee formen; ein Geigenmeiſter mit einem Fiedelbogen aus Strohhalmen auf bindfädenen Saiten ſpielen: ſie beide und wir werden dann nicht von Kunſtwerken ſprechen. Die Fremdwörter ſind nicht allein unreines, ſie ſind unedles Mittel wegen ihrer ſchnellen Vergänglichkeit.

Ohne zu ahnen, welch vernichtendes Urteil er über die Fremdwörterei, ſeine und ſeiner Stilgenoſſen, damit fällte, ſchrieb E. Schmidt in jener zu ſprachgeſchichtlicher Berüchtigtheit verdammten Erklärung von 1889‘: ‚Unſre Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geiſt Fremde wieder ausgeſchieden‘. — Ein Daniel, ein zweiter Daniel! Ich danke dir, der mich ſo klug belehrt! Jawohl, die reine, die keuſche deutſche Sprache ſpeit die ſie beſudelnden Fremdwörter aus ihrem Munde, ſäubert ſich in jedem Menſchenalter von der Verſchmutzung durch das vorangegangene, behält kaum ein Fremdwort in fünfzig Jahren als Wertbeſitz. Leſt ſie doch, die einſt berühmt geweſenen Fremdwörtler abgelebter Zeiten, die ihrem Klüngel und urteilsloſen Menſchen für große Schriftſteller gegolten, — leſt ſie, wenn ihr es vor verächtlichem Gelächter und vor Ekel noch könnt! Genau ſo wird es euch noch berühmteren Fremdwörtlern der Gegenwart über ein Kleines

ergehen, wären eure Schriften auch voll noch tieferer Weisheit, als ihr vermeinet. Kein fremdwörtelndes Buch überlebt seinen Verfasser nur um ein Menschengeschlecht, nicht das wissenschaftlich wertvollste, nicht das geistreichste, nicht das sittlich schönste. Nennet mir eine einzige Ausnahme, und ich bekenne mich für besiegt. Es gibt keine, kann keine geben, denn ein Buch mit lächerlich, putzig gewordener Sprache vernichtet den ernstesten Inhalt. Lächerlich aber, krausputzig klingt schon dem nächsten Lesergeschlecht jede Schrift mit mehr als den wirklich unentbehrlichsten Fremdwörtern.

Der Trost der ‚Erklärer' mit dem Ausscheiden des Fremden nach jeder Hochflut ist keiner, denn wir Lebende leiden heute und jeden Tag unsrer Gegenwart unter dem Verschmutzen unsrer heutigen Sprache durch die Fremdwörtler. Soll es uns Lebende etwa trösten, daß der heutige germanistische Fremdwörterstil ein späteres Germanistengeschlecht mit feinerem Sprachgefühl anekeln wird? Daß alsdann sich die Lehrer der Deutschkunde fragen werden: Wie war es möglich, daß z. B. ein Gelehrter von der Denkschärfe, ja dem Geschmack Erich Schmidts auf andern Gebieten, nach einer lebenslangen Schulung an unsern größten Meistern der Poesie und der Prosa, einer der gründlichsten Kenner Goethes, ein bedeutender Schreiber über Lessing, daß der sich hinreißen lassen konnte zu Stillosigkeiten wie in den Sätzen auf S. 242 und 405?

Friedrich Kluge, einer unsrer ersten Deutschforscher, selbst ein Meister reinen Stils, versuchte es mit ähnlichem Trost: ‚Fremdworte, die dem deutschen Sprachcharakter widerstreben, sind kurzlebend.' Zweifellos; aber auch das Eintagsgezieser aller Art, dazu viele Bakterien und Bazillen sind kurzlebend: mindert das die Schädlichkeit oder Todesgefahr für uns Menschen von heute, die wir ohne sie länger leben würden? Mit solcher Trugvertröstung auf die Zukunft wollen wir uns nicht einschläfern lassen. Heute wollen wir rein und edel sprechen und sprechen hören; das kommende Geschlecht wird trotzdem Arbeit genug finden zur immer höheren Steigerung unsrer Prosakunst.

Man lese diesen Bericht des großen Feldhauptmannes Wallenstein nach der Schlacht bei Nürnberg an Kaiser Ferdinand: *Das Combat hat von frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt, alle Soldaten Eurer kaiserlichen Armee haben sich so tapfer gehalten, als ich's in einiger occasion mein lebenlang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sein Volk über die Maßen tief diskuragiert; Eurer Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repussiert wurde, ist mehr denn zuvor assekuriert worden?* Nicht wahr? sehr lächerlich, — und doch wird von einer gar ernsten Sache geredet. Lächerlich aber wodurch? Weil die Fremdwörter, die Wallenstein gebrauchte, seitdem zufällig veraltet sind, wie mit ganz wenigen Ausnahmen alle Fremdwörter des 17. Jahrhunderts jetzt lächerlich klingen. Aber nicht lächerlicher, als schon nach einem Menschenalter die schönsten Fremdwörter der heutigen Feldhauptleute der Sprachmengerei klingen werden. Nicht lächerlicher als E. Wolffs Satz auf S. 179 schon heute klingt.

Gildemeister hatte vollkommen Recht, zu schreiben: ‚Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hotel für Gasthof, Bouteille für Flasche und Fourchette für Gabel schreiben, gehören nicht mehr zur guten Gesellschaft.' So aber schrieben vor 100, ja vor 50 Jahren noch sehr viele damals zur besten Schriftstellergesellschaft gezählte Schriftsteller, und ‚Hotel', ja selbst ‚Etage' schreibt heute noch fast jeder. Wie seltsam aber, daß Gildemeistern nicht die zwingende Schlußfolge einfiel: Schriftsteller, die heute noch Individualität, interessant, Popularität, isolieren, Impressionen, Emotivität usw. schreiben, werden schon nach zwanzig Jahren, viele also noch bei ihren Lebzeiten, nicht mehr zur guten Gesellschaft gehören. Für Leser mit künstlerischem Sprachsinn gehören sie ja schon heute nicht dazu.

Wer darf noch, wie doch Lessing und Goethe taten, ‚turlupinieren' schreiben? Wer schreibt noch ‚die polierten Völker', eine bis zum Ende des 18. Jahrhunderts für wunderschön gehaltene Wendung? Wie lange dauert's, und ‚zivilisierte Völker' wird eben so putzig klingen. Zivilisation ist schon jetzt durch Kultur so gut wie verdrängt. Gebildete Menschen sagen nur selten noch ‚komponieren', meist ‚vertonen'. Im Reich sagt niemand

mehr ‚Korrespondenzkarte', niemand mehr den Sprachunsinn *per express*; das Retourbillet stirbt auch sprachlich aus. Nur Dienstboten ‚amüsieren' sich noch, und wie unentbehrlich schien dieses gemeine Wort vor zehn Jahren.

Mit welcher Empfindung lesen wir bei Goethe über Spinoza, er sei ein guter ‚Staatsbürger, ein mitteilender Mensch, ein ruhiger *Particulier*' gewesen! ‚Staatsbürger, mitteilend, ruhig' klingen heute so ernst und edel wie vor hundert Jahren; *Particulier* klingt spaßig, und ein Klassiker sollte niemals mit einem ernstgemeinten Ausdruck spaßig klingen. Wer versteht noch vollkommen Goethes Satz: *Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie* (die deutschen Poeten und Prosaisten) *auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Überzeugung:* Goethes Leser im 18. Jahrhundert kannten die Nebenbedeutung der französischen *religion* (Gewissenspflicht); wie viele hochgebildete Leser des zwanzigsten kennen sie? Wie viele verstehen ohne weiteres seinen Satz: *Mein Vater, der keine expedite Hand schrieb?*

Man unterschätze nicht die wachsende Gefahr solches Vermuffens der Sprache; es stände nicht unbedenklich um die lebendige Fortdauer des Werther, wenn es viel mehr solcher unfreiwilliger Lächerlichkeiten darin gäbe wie: *Surtout* statt Überrock, *Chapeau* für den tanzenden Herrn in einer Gesellschaft, das bei Goethe unangenehm häufige, gelegentlich auch bei Lessing vorkommende ‚sich prostituieren' für harmloses ‚bloßstellen'. ‚Radotage und radotieren' im Werther befremden heute, und wie steif klingt uns an einer der schönsten Stellen: ‚nach Proportion des Alters!' Eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß von den 169 Fremdwörtern im Werther — auf 185 Seiten, also im ganzen nicht viel — 50 ganz veraltet sind oder ihren Sinn gewandelt haben. Bei Goethe kommen im ganzen mehr als 500 Fremdwörter vor, die heute selbst aus der Gelehrtensprache völlig verschwunden sind, darunter Dutzende, zu deren Verständnis genaues Wissen des Lateinischen, Griechischen, Französischen nötig ist, z. B. *Kondeszendenz, stiptisch, Exaggeration, präsumptuös, imperturbabel, derelinquieren, exkolieren, operos.* Die Stellen, in denen solch Zeug steht, sind den meisten heutigen Lesern Goethes unverständlich. Die Zeit ist nahe, ja sie ist schon da, wo sich sehr viele Leser bei einer Betrachtung Goethes über die wachsenden *Fazilitäten* der *Kommunikation* fragen: Ist dies der Großmeister deutscher Sprache?

Außer einer gründlichen Kenntnis des Französischen zum bloßen Verstehen brauchen wir noch unsre volle Liebe für Schiller, um ohne Wimperzucken in seinem schönsten Brief an Goethe, dem vom 23. August 1794, zu lesen: *Alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentation, kompromittiert zu haben,* oder an einer andern Stelle bei Schiller: *Der Pivot des ganzen Stücks.* Wer versteht ohne Erklärung genau diesen Satz in Schillers Besprechung der Iphigenie Goethes: *In dieser Szene erlaubt sich der Dichter, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avancieren?* Wir lesen in Goethes und Schillers Briefwechsel von *Appréhensionen, Admissibilität, Assiduität, Kontinuation, Remboursement, Lokat* (Fach), *Apparition, Aisance, Extremitäten* (Notlagen), *deployieren, renunzieren, indisponieren, kriminellen Inkulpationen.* Wir lesen und seufzen und fragen: Was waret ihr Fremdwörter einst, was seid ihr jetzt, wohin seid ihr geschwunden? In jenes Bereich, aus dem keins von euch wiederkehrt: in den Papierkorb der ungefühlten, erkünstelten Wörter der Papierwelt.

Heine konnte 1828, ohne lächerlich zu werden, noch schreiben: *Heute um Mitternacht arrivierte ich in Mailand;* heute dürften und würden selbst Lamprecht, E. Wolff und Poppenberg das nicht wagen; allenfalls der Überwelscher Simmel. Wird den Schwärmern fürs Milieu oder fürs Milljöh (vgl. S. 211) nicht doch ein wenig bange? Hören sie nicht schon das Rascheln des Schnitzelgekräusels im Papierkorbe der Vergessenheit?

Will man eine Musterssammlung des Berlinfranzösischen lesen aus der Zeit, als Ruhe die erste Bürgerpflicht war, so blättre man in dem sonst so geistreichen Werke ‚Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde' (von Varnhagen herausgegeben): wie lächert es

uns auf jeder Seite! *Ich bin sehr zerstört, weil mich gestern etwas atroce beleidigte und kränkte ... Du aber, Franz, desesperierst mich.* Solch Zeug galt einst für höchste Berliner Prosa.

Wer schreibt heute noch ‚Pantalons'? Gutzkow schrieb 1852 in den Rittern vom Geist: ‚die Pantalons verwaschen'; 20 Jahre später schon nicht mehr. — Wo modern jetzt die einst sehr bewunderten Reisebücher des Fürsten Pückler-Muskau, in denen ein Satz ohne zwei, drei affige Fremdwörter durch seine Vereinzelung stillos wirkt? Wo die Romane der mit ihm in der Pücklerei wetteifernden Gräfin Hahn? Wer findet heute noch Spielhagens Stil ‚glänzend', wie man doch, noch klingt mir's im Ohre nach, vor 40 Jahren tat? — Bei Lebzeiten meiner jüngsten Leser sind veraltet, vermufft: *Visite* und *Visitenkarte* (heute im Munde der Gebildeten fast nur Besuchskarte), *Gratulation*, *Fauteuil*, (in den feinsten Klubs und Kriegsschiebergesellschaften gibt es nur noch Sessel), *Statuten* (fast jeder Verein von Gebildeten hat heute nur Satzungen). Aber so war's ja zu allen Zeiten: wie schnell wurden die Französeleien des 13. Jahrhunderts alsanzig: *Schanzûn*, *Pasturele*, *Folate*, *Rundate*, *Stampenie!*

Woher dieses reißend schnelle Veralten, schlimmer noch: dieses schnelle Verpöbeln der Fremdwörter, ihr ‚pejorativer, pessimistischer Zug,' wie ihn einer der wissenschaftlichen Fremdwörtler selbst genannt hat? Das deutsche Urwort saugt mit Lebenswurzeln Lebenskraft aus unserm Herzblut; das Fremdwort gleicht nicht einmal ganz dem künstlichen Porzellanzahn, den der Kitt für eine Weile in der Zahnhöhle festhält. Der Kunstzahn tut immerhin, so lange er festsitzt, seine Dienste und beleidigt das Auge nicht; das erkünstelte Fremdwort tut schlechten Dienst und empört jedes feinere Ohr. Sehr scharf erkannte Richard Wagner das deutsche ‚Wurzelbewußtsein des Sprechenden und Schreibenden'; den Fremdwörtlern mangelt es, wie es — den Papageien mangelt: beide sprechen nicht, sie plappern nur. Hunderte, Tausende von Worten gibt's im Deutschen, die mit ungeschwächter Frische, mit vollem Gefühlswert seit mehr als tausend Jahren erklingen; dagegen leben nicht zehn Fremdwörter, solche wie Natur, Religion, Musik, seit 300 Jahren. Man prüfe aber z. B. die Brauchbarkeit von *Religion* am strengsten Maßstabe: dem der gehobenen Sprache, — wie wertlos, wie matt und platt klingt es alsdann. In seiner Marienbader Elegie (1823) nennt Goethe das höchste Gefühl ‚Frommsein'; *Religion* wäre an der erhabenen Stelle ganz unmöglich. Und in der schönen Bekenntnisstelle Bismarcks in seinem Brief aus dem Felde vom 8. September 1870 heißt es in schlichter Prosa nicht *Religion*, sondern ‚Glauben an Gott'. Alle Fremdwörter, fast ohne jede Ausnahme, sind eben schäbig, und wo eines an erhabener Stelle nicht unedel klingt, da beweist es grade dadurch, daß es kein Fremdwort mehr ist, — aber nur dadurch!

Es mag einst nach vielen Menschenaltern Brauch werden, ein andres Beiwort als ‚gebildet' zu ‚Völkern' zu setzen; selbst dann aber wird ‚gebildete Völker' höchstens ein bischen altertümlich, sicher nicht so schnurrig klingen, wie schon heute ‚polierte Völker'. Winckelmann schreibt manchmal Gewächs statt Wuchs, Genugsamkeit statt Genügsamkeit oder Zufriedenheit; aber wir lesen es, ohne zu stocken. Oder wenn es in Lessings erschütterndem Brief an Eschenburg heißt: *Ich ergreife den Augenblick, wo meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt*, — werden wir durch den Wortwandel zu ‚Besinnung' etwa gestört? Oder wir lesen in Goethes Gedicht Auf Miedings Tod: *Anständig führt die leis' erhobne Hand, Den schönsten Kranz . . .*, — der Sinn von ‚anständig' (anstandsvoll) ist uns leider entschwunden, aber Anstoß nehmen wir nicht, denn wir ahnen, zu Goethes Zeit hatte dieses Wort eine höhere Bedeutung.

Die Schreiber, die nur für heute, schon nicht mehr für morgen schreiben, brauchen sich ja nicht vor dem Vermussen und Vermultern ihrer heute noch Vielen so lieblich klingenden Fremdwörter zu fürchten. Daß aber Schriftsteller, die mit menschlich berechtigtem Ehrgeiz nicht nur heute und morgen, sondern nach sehr langer Zeit noch gelesen werden möchten; daß gar Sprach- und Literaturforscher, denen das schnelle Vermodern der Fremdwörter genau bekannt ist, bei ihrer Zigeunersprache verharren, gehört zu den vielen

Seelenrätseln, die jeder Lösung spotten; denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.

Ich habe oft Ausdrücke der Verwunderung gelesen, warum ein so geistvoller Schriftsteller wie Kürnberger in Vergessenheit versinken konnte. Bei einer genauen sprachlichen Prüfung seiner Schriften fand ich mühelos den Grund für Kürnbergers wohlverdientes Verschwinden aus der Reihe der lebendigen Schriftsteller trotz inhaltlichem Wert. Kürnberger war, gleich vielen gescheiten österreichischen Schriftstellern, ein sehr bedenklicher Fremdwörtler, zudem einer mit der Liebhaberei für unverständliches Welsch, und es ist ganz in der Ordnung, ist ein durchaus natürlicher Vorgang, daß solche Schreiber untergehen. Was soll ein gebildeter Leser z. B. anfangen mit einem Schreiber, der das Mittelmeer ‚das *pivot* der griechischen *Nationalexistenz*' nennt? Geschmackloser Unsinn dieser Art findet sich bei Kürnberger nahezu auf jeder Seite. Unsinn wie z. B. auch dieser: ‚Physischer Adel hatte den höchsten *prix d'affection* bei den alten Römern. — Man kann dem deutschen *Publikum* nichts *Distinguiertes* spenden, was es nicht sofort seiner lieben gewohnten *Trivialität assimiliert*'. Solange solche Schreiber leben und sich für ihren Ruhm rühren, liest man sie wohl; kaum sind sie tot, so folgen ihnen ihre Werke nach: ins Grab, aus dem es keine Auferstehung gibt. Wann werden die noch lebenden Schreiber diese offenkundige Tatsache begreifen?

Welch ein Abgrund klafft heute zwischen der Sprache unsrer Wissenschaft und unsrer Dichtung! Wie abgedroschen fremdwörtelnd schreiben die meisten Gelehrten, wie rein alle unsre besten Prosadichter und -Dichterinnen! Wenige Ausnahmen, so namentlich der mit seinen großartigen Sprachkenntnissen prunkende G. Hauptmann, bestätigen nur die Regel; aber beklagenswert ist es, daß ein echter Dichter wie Dehmel folgenden Satz noch für Deutsch hält: ‚Ich merkte, daß ich beim ersten Mal mit allzu *dramatischem* Gehör auf die *momentan metrischen Dissonanzen* der *sensuellen Affekte* geachtet und so die *lyrisch perpetuelle Rhythmik* der *sentimentellen* (!) *Motive* überhört hatte'. Schriebe man alles Welsch mit der ihm gebührenden welschen Schrift, so würde der künstlerische Reinlichkeitssinn vielleicht abschreckend wirken; die deutsche Schrift täuscht über alles Undeutschtum hinweg. Bei vielen, z. B. bei Sudermann, bei C. Busse, selbst bei Schaukal ist im Fortschreiten ein bewußtes Aufsteigen von der alten Fremdwörtelei zu sprachlicher Reinheit zu gewahren. Fast nie ist mir ein Gelehrter vorgekommen, der sich von der Unwissenschaftlichkeit und Unkunst seiner Zigeunersprache überzeugt hätte.

*

Das Fremdwort ist minderwertig; jedes Prosastück voll Schwung und Weihe beweist das, wenn die fremdwörterfreie Dichtung es nicht bewiese. Das Fremdwort gedeiht nur in den Niederungen der Prosa; es ist gemein oder, um stilgemäßer zu sprechen, snobaltern und plebejisch. Und schriebe es ein persönlich so vornehmer Mensch, wie Herman Grimm einer war, es bleibt plebejisch: *Über diese Partie* (von Goethe ist die Rede!) *war nicht mehr zu disponieren in der Weimaraner Gesellschaft.* Und wo es nicht gradezu gemein wirkt, da mit beleidigender Stillosigkeit, wie in E. Schmidts sonst schönem Satz über Schillers Balladen: *Er gibt diesen Schöpfungen eine gehobene, glanzvolle Sprache, den Faltenwurf seines Purpurmantels* (das Bild ist von Dahn!) *schlagend um Schilderungen und rednerische Partien.* Es gibt in Schillers Balladen keine ‚Partien'; Ramschhändler bieten Partiewaren an. Viele Menschen, und nicht die schlechtesten, ziehen eine saftige Derbheit der sprachlichen Taktlosigkeit vor.

Ist es Zufall, daß selbst in unserm sprachverseuchten Volk fast jeder Verfasser eines auf Begeisterung, auf Weihe hinzielenden Schriftstückes mit fast der gleichen Selbstverständlichkeit auf Fremdwörter verzichtet, wie der lyrische Dichter? In Schillers Prosa findet sich hier und da ‚Piedestal'; in der Braut von Messina ändert er's in ‚Fußgestell'. Hippels für den König Friedrich Wilhelm 3. verfaßter Aufruf An mein Volk vom März 1813 ist so gut wie rein, und wie hat der gewirkt! Dabei war Hippel (der Jüngere) ein

Aktenmensch, der sonst nicht wenig fremdwörtelte. Fichtes Reden an die deutsche Nation sind eines der fremdwörterreinsten, zugleich eines der dauerhaftesten deutschen Prosabücher: außer Religion, Nation, Natur steht darin so gut wie kein Fremdwort. In König Wilhelms des Ersten ‚Aufruf an mein Volk' von 1866 steht unter 600 Wörtern nur das eine Fremdwort *Existenz*. In der denkwürdigen ersten Thronrede Wilhelms 1: an den Norddeutschen Reichstag gibt es auf vier Druckseiten an Fremdwörtern nur. *Ideale, praktisch, Moment, national, defensiver Charakter, Tendenz* — ein in der Geschichte deutscher Prosa fast unerhörter Fall von Sprachreinheit. In der Rede des Königs am Schlusse der ersten Tagung nur ein Fremdwort: national! In der mächtigen Kundgebung des Reichstags an den Bundesfeldherrn beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich stehen nur die Fremdwörter Nationen und zivilisiert. Da wir Nation, so wenig wie national, leider kaum mehr zu den Fremdwörtern zählen dürfen, so muß der Erlaß des Kaisers Wilhelms vom 18. Januar 1871 über die Begründung des Deutschen Reiches als eins der sehr wenigen mustergültigen geschichtlichen Schriftstücke unsrer neuen Geschichte gelten. Und endlich, in des Kaisers Wilhelms 2. Erlaß ‚An mein Heer' vom 22. März 1897 über die Einführung der deutschen Kokarde bei allen deutschen Truppen steht gleichfalls kein Fremdwort, da Kokarde, obwohl überflüssig, grade in jenem Erlaß schwer zu umgehen war.

Diese, jedem sprachgesunden Menschen ohne weiteres einleuchtenden Tatsachen weisen uns den Weg zum Unschädlichmachen der Fremdwörter, wenn nicht zu ihrem völligen Verdrängen. Es muß Allgemeingefühl werden, daß die Fremdwörterei den Schreiber bemakelt; daß sie unanständig, daß sie gemein ist. Vischer rechtfertigt den Gebrauch von ‚cynisch': weil ‚ihm offenbar ein Gefühl zu Grunde liegt, als würde das Höchstwiderliche der Vorstellung bereits zu nahe gerückt, wenn man die Bezeichnung aus der eignen Sprache holte.' Sehr fein gedacht; doch ließe sich, da man den klugen, treuen Hausgenossen nicht durch ‚hündisch' beleidigen mag, sehr wohl mit ‚kötrig' aushelfen. Indessen ich habe auch nichts gegen ‚cynisch', wünsche im Gegenteil, daß den Fremdwörtern allgemein das geheime Gemach des Hauses und Lebens als ihr eigenstes Bereich zugewiesen werde. Alles Verächtliche, Gemeine, Ordinäre, wie der Volksmund mit richtigem Gefühle spricht, mag mit Fremdwörtern bezeichnet werden. Als Friedrich Schlegel in seiner Lucinde geistreichelnd eine Schweinerei empfehlen wollte, griff er stilgemäß französelnd zur ‚Ehe *à quatre*', denn *es kommt drauf an, ob einer ein Individuum für sich oder nur der integrante Teil einer gemeinschaftlichen Personalität sein will.* Friedrich Schlegel war überhaupt einer der widerwärtigsten Fremdwortgecken; selbst in einem seiner Briefe an den Bruder steht folgender Blödsinn: *Die Epideixis* (man suche im dicksten Fremdwörterbuch!) *der Universalität und der Symfonismus* (man suche!) *der Fragmente würde durch die reale Abstraktion und praktische Kritik des Ganzen in beiden Stücken eine formale Destruktion erleiden.* Es war ein wechselseitiges Belügen, ein hohles Fratzentum', wie Schiller an dem Schlegelpaar treffend erkannt hatte.

Behalte man doch Latrine, Klosett, Kompost, Diarrhoe, Päderast, Prostitution, Kokotte, Fäkalien, Exkremente, urinieren, laxieren, vomieren und ähnlich duftende Fremdwörter bei, da wir ja nach der Meinung der 41 klassischen Fremdwörtler die ‚weltbürgerliche Aneignungsfähigkeit' (S. 170), nicht ganz aufgeben dürfen. Weltbürgerlicheres als jene Fremdwörter und die durch sie bezeichneten Dinge gibt es schwerlich. Vornehmlich aber für den quacksalbernden Schwindel wünsche ich das Beibehalten der Fremdwörter als die stilgemäße Sprache. Und um Himmelswillen nicht die noblen Passionen verwechselt mit den edlen Leidenschaften, ein edles Vergnügen nicht mit einem gemeinen Plaisir!

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber, wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisir.

So singt Heine mit durchaus richtigem Stilgefühl.

So gemein, wie sie wirklich sind, müssen die Fremdwörter für das Volksgefühl werden. Sie sind es schon zum Teil: will der Volksmund die Lumpenkleidung kurz bezeichnen, so französelt er: Kledage; oder er spottet: Futterage, schauderös, pechös. Dem ausgeschroteten ‚tadellos' gehen jetzt unsre witzigen Studentchen mit tadel-*sine* recht geschickt zu Leibe. Und will ein Romandichter einen lächerlich eingebildeten Protzen schildern, so läßt er ihn in Fremdwörtern, möglichst in verquatschten, schwelgen. Dieses Mittel findet sich übrigens schon bei Shakespeare; z. B. in Viel Lärm um nichts, wo Holzapfel *odious* und *odorous*, *aspicious* und *suspicious* verwechselt. Ebenso sinnlos fremdwörtelt Lanzilot im Kaufmann von Venedig, und Polonius im Hamlet (2, 2) spreizt sich gelehrttuerisch mit gehäuften Fremdwörtern. Cervantes wandte dasselbe Mittel zur Kennzeichnung seines Sancho Pansa an. Und wie geschickt bediente sich Gryphius dieses Zuges mit dem welschenden und alle Welschwörter verquatschenden *Arendator* in der ‚Geliebten Dornrose'. Zur Schilderung eines Lumpenkerls greift Lessing nach der Welscherei: *Er konnte frisieren und rasieren und parlieren und charmieren* (Minna 3,2). Goethe läßt seinen albernen Dr. Bahrdt mit *kursieren*, *roulieren*, *produzieren* um sich werfen und bringt uns E. Wolffs *eliminieren*, *isolieren*, *konzentrieren*, *prononzieren* in holde Erinnerung. Und Immermanns Buttervogel im Münchhausen beweist seine Albernheit vornehmlich durch reichliche und verdrehte Fremdwörter. Ein Mensch, der fremdwörtelt, ist eben ein alfanziger Geck: dies hat man seit jeher überall gefühlt, — nur in Deutschland ohne Frucht für den Begriff der wahren Bildung.

Auf diesem gut erspürten Wege nur weiter! Wir müssen dahin kommen, daß nur noch die Zurückgebliebensten unter den Kellnern, Handlungsreisenden, Barbieren, die frechsten unter den Kurpfuschern, Geheimmittelschwindlern, Zahnbrechern, Zuhältern die fremdwörtelnde Zigeunersprache mauscheln. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß sie alsdann selbst den Germanisten verekelt sein wird.

Es gibt eine unfehlbare Goldprobe für die Minderwertigkeit, Gemeinheit, Lächerlichkeit, Pöbelhaftigkeit des Welschen: Jedes Fremdwort, das beim Gebrauch in der künstlerischen oder erhabenen Rede durchaus lächerlich wird, ist als innerlich wertlos zu verwerfen. In meinem ‚Sprich deutsch' (S. 242—246) findet der Leser die nähere Ausführung und eine Reihe von Beispielen. Ich füge noch diese hinzu: ‚Glücklich allein ist die *Psyche*, die liebt!' Moltkes Wahlspruch ‚Erst wägen, dann wagen' klingt doch viel unfeiner als ‚Erst *balancieren* (oder *deliberieren*), dann *riskieren*.' — ‚Und wenn ihr das Leben nicht *riskiert*, Nie wird euch dasselbe *konserviert*'. — ‚Der Not gehorchend, also *contre cœur*.' — Klärchen sänge gebildeter: ‚Allein und *isoliert* von aller Freude'. — ‚Trinkt o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen *Luxus* dieser Welt'. — Schillers Mädchen aus der Fremde bekäme geheimnisvolle Reize, nennte man es das *exotische* Mädchen. — ‚Nichts ist schwerer zu ertragen Als eine *Serie* von glücklichen Tagen. — Nachbarin, euren *Flacon*! — *Nobel* sei der Mensch, hilfreich und gut!' — Nur die paar Fremdwörter, die diese Goldprobe standhalten, mag man als zulässig, als vollkommen eingedeutscht ansehen.

*

Alle Kunst ist Wahl, ist feinste Auslese der künstlerischen Mittel. Der Fremdwörtler ist kein Künstler, kann keiner sein; denn während der Prosakünstler für jeden Begriff, jedes Beiwort, jedes Zeitwort, mit rastloser Kunstmühe nach der einzig passenden Farbe, der blühendsten Sinnlichkeit, dem allein stimmenden Klange sucht, sucht, sucht, hat der Fremdwörtler mit der ihm eignen Fixigkeit die für ihn jedesmal einzig passende Formel gefunden: Moment, Element, interessant, Material, Milieu, irgend eins der so wohlklingenden 5000 Hauptwörter auf ation, ition, ution, isation, isikation, tät, ität, ilität, alität, der 6000 Zeitwörter auf ieren, isieren, izieren, iwieren, ifizieren — und allemal ‚mit Bedacht', wer wagt das zu bezweifeln?

Zuweilen hört man die Fremdwörter verteidigen: sie bieten doch ein bequemes Mittel zum Wechsel des Ausdrucks. Ein bequemes? ja; ein künstlerisches? nein. E. Schmidt hat

z. B. wiederholt ‚Volkslied' gebraucht und möchte abwechseln. Sehr löblich; anstatt aber aus dem reichen deutschen Wortschatze künstlerisch prüfend und wägend ein edles Wechselwort zu wählen, stopft er das lautlich und sprachlich so gemeine — in Berlin sagt man: poplige — wie sachlich schwache Unwort *Popularpoesie* hinein. Ihm ist bekannt, daß Herder zur ärgsten Franzosenzeit Deutschlands in seiner Schrift ‚Von deutscher Art und Kunst' (1773) unsicher tastend ‚Volkslied' und ‚Populärlied' wechselweise gebrauchte, daß aber der gesunde Sprachsinn ‚Populärlied' alsbald ausscheiden ließ. Dieses widerwärtige Anschwemmsel der ‚Hochflut der Fremdwörter' muß ein deutscher Gelehrter uns nach anderthalb Jahrhunderten wieder vorsetzen!

Ebenso bemängelte der ‚Gräzist' Diels die mehr als zweieinhalb Jahrhunderte alte ausgezeichnete ‚Mundart' (im Gegensatze zur ‚Schriftart'), nannte sie unsinnig und gab dem schlechtgriechischen *Dialekt* den Vorzug (vgl. E. Engels ‚Deutsche Sprachschöpfer', S. 103), wohl eins der tollsten Stücklein deutscher Welschsucht und Feindschaft gegen das Deutsche.

All solches ohne Wahl hingeschriebene Zeug hat mit der Kunst noch viel weniger zu tun als der Massensteindruck oder das Abziehen von der photographischen Platte. Formeln klatscht ihr ab, nicht schreibt ihr gefühlte, gesuchte Wörter, und formelhafter Abklatsch ist das Gesamtwerk, das allein dabei herauskommen kann.

Ohne Fleiß kein Künstler; der Fremdwörtler aber hat nichts von jenem Fleiße, der sich nicht bei dem Notdürftigen, bei dem Erträglichen, ja dem Befriedigenden beruhigt, sondern der mit der Inbrunst einer suchenden Seele das Gute, das Vollkommne, ja das Übermenschliche erzwingen will. ‚Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte' (Marie von Ebner-Eschenbach). Was weiß hiervon der fremdwörtelnde Gummistempeldrücker, dieser so sehr bequeme Mann, von dessen Stilgattung je 12 genau ein Dutzend geben? Die Fremdwörtler haben ja überhaupt keinen eignen Stil; sie schreiben alle den gleichen, mit den Hauptwörtern, Beiwörtern, Zeitwörtern, die in den Fremdwörterbüchern stehen; mit den abgeleierten pfeifenden, näselnden, quiekenden, zischenden Endungen, die uns zum Ekel sind; mit all den abgegriffenen küchenlateinischen und kellnerfranzösischen Wurzeln, deren keine in unserm Herzen einen Widerklang erweckt, weil keine vom Herzen des Schreibers empfunden, alle nur formelhaft nachgeplappert wurden.

Das geringste Hinneigen eines Schriftstellers zur Fremdwörtelei ist der sichre Verderb seiner Stilkunst noch in ganz andern Dingen als in der schludrigen Auswahl der Begriffswörter. Wer sich gewöhnt, die suchende Stilarbeit zu sparen durch das Hineingreifen in den fertigen Abklatschvorrat, der schludert auch in der Gliederung, im Satzbau, im Wohlklang, in der Verständlichkeit, in der Klarheit und Wahrheit, kurz in allem, was den Stil zum vollkommnen Ausdruck des denkenden Menschen macht. Glaubt man, ein sonst so peinlicher Gelehrter wie Erich Schmidt hätte in einem Aufsatz über den Faust solche Schluderei wie ‚sentimentale Empfindsamkeit' begangen, wäre nicht durch die Fremdwörtelei sein Gefühl für die feine Auswahl der Beiwörter abgestumpft worden? Und ist es ein bloßer Zufall oder gar meine Bosheit, daß ich fast für jeden gröbsten Fehler der Sprachlehre und des Stils die überzeugendsten Beispiele in den Schriften Derer gefunden, die durch ihre fremdwörtelnde Gleichgültigkeit gegen das sorgsam zu suchende Eigenwort ihr ganzes Sprachempfinden unheilbar vergiftet haben? Die Fremdwörtelei ist nicht bloß ein Ärgernis für sprachgesunde Leser; sie ist in gleichem Grade die rächende Vergeltung für die Schluderei des Schreibenden selbst. Freilich ist es bequemer, zu schreiben: Sujet, Milieu, Material, Moment, Faktor, Individualität usw. Freilich macht ihr euch damit verständlich bei euresgleichen, die genau so bequem verschwommen denken, wie ihr schreibt. Von Kunst aber wage keiner zu reden, der's mit der Bequemlichkeit hält.

Dritter Abschnitt.

Die Verdeutschung der Fremdwörter.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. (Goethe.)

Die Überschrift gefällt mir nicht, aber ich finde keine sogleich für jedermann verständlichere, und Überschriften sollen ja nur andeuten. Sie gefällt mir nicht, weil sie ein wenig nach dem weitverbreiteten Irrtum klingt: die eigentliche Denksprache des Deutschen in zahllosen Fällen ist das Fremdwort; diese sogenannte Sprache übersetzt er, verdeutscht er mühsam aus Anstandsgefühl, weil wir doch einmal in Deutschland leben. Jener Grundanschauung möchte ich mit Nachdruck entgegentreten. Der Deutsche hat sich zu gewöhnen, deutsch zu denken und seine Gedanken so gut oder so schlecht er kann deutsch auszusprechen. Die verdrehte Welt ist's, wenn er zuerst in Fremdwörtern denkt und sich dann abquält, diese ihm zur Natur gewordenen Fremdwörter in ungewohntes stümperndes Deutsch zu übersetzen. Ich darf aus eigner Erfahrung sprechen: seit vielen Jahren habe ich mich durch strenge Selbstzucht daran gewöhnt, nicht mehr in Fremdwörtern zu denken; ich verdeutsche daher längst nicht mehr, sondern schreibe die mir natürliche reindeutsche Sprache. Nur in den seltnen Fällen, wo sich eine Erinnerung aus der, Gott sei's geklagt, von jedem gebildeten Deutschen durchlebten Fremdwörterzeit aufdrängt, bin ich gezwungen, sie durch ein kräftiges deutsches Beschwörungswort in ihr Nichts zurückzuweisen. Wer noch nicht auf dieser einzig natürlichen Sprachstufe steht, aber aus künstlerischen und andern Gründen die Pflicht fühlt, deutsch zu schreiben, dem bleibt leider nichts übrig, als aus dem Fremden ins Deutsche zu übersetzen.

Unzählige Male habe ich die ebenso lächerliche wie empörende Beobachtung gemacht, daß der gebildete Deutsche die wichtigsten Begriffe zunächst fremdsprachig denkt. Das sich daran knüpfende Gespräch verläuft regelmäßig so. Ein Schriftsteller hat z. B. in einer Abhandlung über sittliche Fragen von der Pflicht der *Resignation* geschrieben und erwidert mir auf die Frage: Warum *Resignation*? Es ist mir als das Natürlichste so eingefallen. — Finden Sie es so sehr natürlich, daß einem deutschen Schriftsteller zuerst die küchenlateinische *Resignation* einfällt? — Nein, aber was könnte man denn deutsch dafür sagen? — Man soll nichts ‚dafür' sagen; Sie sind ja ein Deutscher und sollen zuerst ein deutsches Wort denken und schreiben; denn Sie wollen doch nicht behaupten, daß der Begriff, den Sie einzig durch *Resignation* ausdrücken zu können glauben, uns Deutschen fremd sei? — Nein, aber ich finde kein deutsches Wort, das sich mit dem Begriffe genau deckt. — Wie denken Sie über Selbstverleugnung? — Das deckt sich nicht völlig und ist länger. — Nein, sogar um eine Silbe kürzer; aber wie wär's mit Verzicht? — Deckt sich nicht völlig. — Und Entsagung? — Hm, das ginge zur Not, aber ganz deckt es sich nicht. — Was meinen Sie zu Goethes Vers: ‚Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt? Oder zum Nebentitel der Wanderjahre: Die Entsagenden? Oder zu dem Eingangssatze des 16. Buches von Dichtung und Wahrheit: ‚Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen'? — Hm, alles ganz schön, aber .... ganz deckt sich auch das nicht. — Also Sie meinen, Goethe hätte doch besser getan, in allen jenen Fällen zu schreiben: *Resignation* und *resignieren*? — In der Poesie geht das allerdings nicht. — Also der Dichter muß sich mit dem weniger deckenden deutschen Worte begnügen? — Ach Sie sind und bleiben eben ein Purist.

Noch einmal sei's gesagt, es geht eben nicht ohne Widerholungen: Jede Sprache eines der großen Bildungsvölker kann alles und jedes, sicher aber jeden menschlichen Urbegriff, mit eignen Mitteln ausdrücken, und abgesehen von sehr wenigen Fremdwörtern hat jede Sprache, außer der deutschen, dies zu allen Zeiten geleistet. Es gibt ein wunderbar überzeugendes Beispiel, wie sich ein Volk verhält, das von einem nicht unähnlichen sprachlichen Verhängnis wie das deutsche betroffen wurde: die Griechen. Eine fast vierhundert-

jährige Knechtschaft hatte ihr Volksgriechisch zu einem elenden Gemisch aus Hellenisch, Türkisch, Italienisch gemacht, in seinem Wörterbestande ähnlich dem Zigeunerischen, dem Gaunerwelsch und der deutschen Gelehrtensprache. Sogleich nach der Befreiung vom Türkenjoch setzte das bewußte Säubern ein, und heute ist das Griechische wieder eine anständige Sprache. Das geschriebene Neugriechisch ist beinah zu rein, nämlich zu sehr dem Altgriechischen künstlich angeähnlicht; das gesprochene, auch in den ungebildeten Klassen, ist von unvergleichlich größerer Reinheit als das Deutsch der Puristen unter den deutschen Gelehrten. Lateinische Fremdwörter hatte das Neugriechische selbst in seinen barbarischsten Zeiten nicht zugelassen. Daß also ein Volk mit rechtem Willen seine verschmutzte Sprache säubern kann, ist unleugbar, wird übrigens von unsern ärgsten Fremdwörtlern zugegeben, nur daß jeder die Säuberung immer bloß an den abscheulichen Fremdwörtern aller Andern zulassen will. Deutschland könnte mit rechtem Willen in zwei Menschenaltern eine Sprache besitzen, die gleich den Sprachen der andern Bildungsvölker durchweg edel und rein wäre, wenn nicht das Übel immer wieder von oben käme, nämlich von den Höhen deutscher Wissenschaft.

Daß die wahre Verdeutschung nicht im Übersetzen aus dem fremdsprachlich Gedachten, sondern im deutschen Denken besteht, zeigen die unzähligen Stellen bei allen unsern größten Prosaschreibern, wo selbst für die verwickeltsten Gedankengänge, die wissenschaftlichsten Urteile, die feinsten Geschmacksregungen kein einziges Fremdwort steht, wo vielmehr der ganze Satz das Gepräge des sogleich Deutschgedachten trägt. Man prüfe dies an einem einzigen Beispiel, an Schillers Urteil über die Romantiker Schlegel und Tieck: *Weder für die Hervorbringung noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle Fratzenwesen ersprießlich ausfallen.* Schiller hat dies nicht aus puristischer Absicht verdeutschend geschrieben, sondern als den natürlichen Ausdruck seines natürlichen Gedankens. Ist Hervorbringung weniger ‚deckend' als Produktion, Kunstgefühl weniger als Ästhetik oder ästhetisches Gefühl? Sicher aber ist dies: hätte Schiller Produktion und ästhetisch geschrieben, und behauptete heute ein Freund deutscher Sprache, es hieße besser Hervorbringung und Kunstgefühl, so wäre der welschende Philister sogleich mit dem Geschwätz vom Decken und vom lächerlichen Purismus bei der Hand.

Man müßte an der Zukunft der deutschen Sprache verzweifeln, sähe man nur ihren heutigen durch die Wissenschaft, durch sie zumeist, verwilderten Zustand und nicht zugleich den nie erlahmenden starken Gegentrieb aus den Eingeweiden des deutschen Volkes zum Abschütteln des Joches der die Sprache besudelnden Fremdwörter. Seit den ältesten Zeiten gewahren wir von Jahrhundert zu Jahrhundert, bald mit größerm, bald mit geringerm Erfolge die Bemühungen der Besten, ihrer Sprache das zu geben, wessen die Sprachen aller andern Völker, selbst die gemischten Sprachen, sich rühmen dürfen: die Sauberkeit des Ausdrucks. Kein Spott hat diese unaufhaltsame Bewegung je ganz gelähmt, und gerade heute hat sie eine Gewalt gewonnen, vor welcher der Spott zu verstummen beginnt. Die eingehenden Beweise, mehr als 2000, findet der Leser in meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern', die ich hier nicht abschreiben kann.

Wie haben schon unsre ältesten großen Prosaschreiber, denen keine Reichshauptstadt als mächtige Stütze reiner Sprache diente, gerungen gegen die Macht des Fremden, das mit allen Reizen angeblich verborgenen Wissens und höherer Bildung eindrang. Unser ältester namhafter Denker, der Dominikaner Meister Eckhart, will nicht auf Lateinisch philosophieren, sondern müht sich ab mit kühnen, zum teil vortrefflichen Neuschöpfungen, z. B. Istigkeit für *Existentia*. Einsam in der deutschen Geisteswelt, ohne einen Leserkreis, wie Paris ihn geboten hätte, konnte der tiefe Denker und große Prosameister nichts Bleibendes für unsre Sprache hinterlassen: die deutsche Philosophie küchenlateinerte weiter.

Geiler von Kaisersberg schrieb bescheiden: *Ich hätt ein Sun, der wäre Meinerlei, ejusdem speciei; ich kann die species nicht baß teutschen.* Er wollte es dennoch teutschen, und gibt es Besseres als ‚Meinerlei?' — Tauler wagte es mit ‚reichnen' statt ‚regieren': wie schade, daß sich das gutgebildete Wort, zu dem sich dann Reichnung für Regierung

gefellt hätte, nicht durchgesetzt hat; aber den Kanzleischreibern klang regieren und Regierung vornehmer, weil es Küchenlatein war. Von Tauler wurden zuerst die Verdeutschungen ‚Empfänglichkeit, Unwandelbarkeit, Willenlosigkeit' gewagt.

An Luthers Bibelübersetzung ist das sprachlich Reizvollste, zu beobachten, wie er von Auflage zu Auflage selbst solche Fremdwörter auszumerzen bemüht war, die ihm damals kein Mensch verargte. Lange hatte er ‚vermaledeien' stehen lassen, endlich setzte er dafür: fluchen, verfluchen; ebenso für ‚benedeien' segnen. Sogar ‚regieren' empfand er — mit Recht — als undeutsch, also unbiblisch, stilwidrig und schrieb später dafür: Herrsein (Matth. 2, 6), König sein (Matth. 2, 22), weiden (Ap. Gesch. 20, 28). Barbar ersetzte er durch Ungrieche, Drachme durch Groschen, Familie durch Haus, Magier durch Weiser, Okzident durch Niedergang, Orient durch Aufgang, Prokonsul durch Landvogt, prophezeien durch weissagen, Religion durch Gottesdienst, Gottseligkeit, Weg; nur ein einzig Mal (3. Makk. 2, 32) ließ er Religion stehen.

Zu den ältesten Gegnern der Welscherei gehörte der Schweizer Ägidius Tschudi, der den naswyßen Cantzlern und consistorischen Schrybern vorwarf, ‚sy könnend nit ein linien ohne latinische Wort schryben, so sy doch der tütschen genug hattend'. Er machte auch Vorschläge zu treffenden Verdeutschungen.

Alberner deutscher Brauch wollte bis vor kurzem, daß man sich in deutschen Literatur- und Sittengeschichten lustig machte über das Reinigungsstreben der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert, besonders über die der ‚Fruchtbringenden'. Was kann es Rührenderes, Herzerhebenderes geben, als daß die ein Jahr vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges durch einen hochgesinnten deutschen Fürsten, Ludwig von Anhalt-Cöthen, gegründete Gesellschaft durch alle Greuel der folgenden Zeit hindurch treu zur Fahne reiner deutscher Sprache gestanden, daß die besten deutschen Männer im Norden und im Süden sich um diese Fahne geschart und, nach dem Grade der damaligen Einsicht in Wesen und Leben der Sprache, gewirkt haben, wie keine andre Gemeinschaft vor der Begründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins von 1885. Was gibt es zu spotten über eine Gesellschaft, in deren Satzungen es hieß — man denke: 1617! —: ‚Fürs andere, daß man die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder ausländischer Worte aufs möglichste und tunlichste erhalte und sich sowohl der besten Aussprache im Reden als der reinsten Art im Schreiben und Reimdichten befleißige.'

Über die Vereinsspielerei der Fruchtbringenden, z. B. über die zuweilen spaßhaften Beinamen der Mitglieder, ist kein Wort zu verlieren; in den besten deutschen Vereinen darf noch heute ein bischen heitre Spielerei nicht fehlen, und es ist gut so. Unsterbliche Meisterwerke hat die Fruchtbringende nicht hervorgerufen; Frucht aber hat sie reichlich gebracht, als die edelste die: das Sprachgewissen der Gelehrten und Gebildeten zu schärfen und bis an die Fürstenthrone den Mahnruf zur Wahrung eines der hehrsten Güter jedes Volkes zu entsenden. Wenn die Fruchtbringende nur das eine gewirkt hätte, daß Hunderte hervorragender deutscher Männer, unter ihnen der große brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm, es für Pflicht hielten, in Schriften und Briefen Deutsch zu reden, so hätte sie schon gute Arbeit getan und verdiente am wenigsten Spott von der Mehrzahl unsrer zeitgenössischen welschenden Schreiber und Leser. Auf des Großen Kurfürsten Einfluß zurückzuführen war die alte Berliner Bauordnung, die in ihren 54 Abschnitten kein einziges Fremdwort enthielt. Alle tote oder lebende noch so berühmte Germanisten zusammen haben für das Deutsche nicht so sprachschöpferisch gewirkt, wie die verspottete Fruchtbringende Gesellschaft. Aus ihren Kreisen sind so ausgezeichnete Neubildungen, Verdeutschungen von Fremdwörtern, hervorgegangen wie: Abhandlung (für Traktat), Gesichtskreis (Horizont), Lustspiel, Trauerspiel, Schauspiel, Briefwechsel, Dichtkunst, Wörterbuch, Rechtschreibung, Höfling, Lehrsatz, kunstsinnig, Gemeinwesen, Beschaffenheit, Zahl- und Zeitwort, Gegenstand, Leidenschaft, Staatsmann, Verfasser, Mundart, selbständig und einige hundert andre.

Wie ein vollkommner Narr, wie ein lächerliches Opfer des ‚krankhaften Purismus' wird in allen oberflächlichen Darstellungen Philipp von Zesen (1619—1689) be-

handelt, eins der geschäftigsten Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft. Gelesen haben ihn die Darsteller nicht, wohl aber haben sie all die kindischen Geschichtchen von seinen angeblich tollen Verdeutschungen unentbehrlicher Lehnwörter dem Geschwätz unbekannter Quellen nachgeschwätzt. Zesen war weder ein Narr noch ein Weiser, vielmehr einer jener nicht seltnen Menschen, die in der Verteidigung einer an sich berechtigten Liebhaberei gelegentlich einen närrischen Seitensprung tun. Bei seinem löblichen Streben, die verwelschte Gelehrtensprache der Zeit zu säubern, sind ihm mehr als hundert ausgezeichnete Neubildungen gelungen; daneben ist allerdings mancher lächerliche, doch ganz unschädliche Mißgriff untergelaufen. Unwahr aber sind die Anekdötchen, die in fast allen älteren deutschen Literaturgeschichten stehen, Zesen habe Wörter wie Mantel, Natur, Nase, völlig eingedeutschte Lehnwörter, durch Ausdrücke wie Windfang, Zeugemutter, Gesichtserker ersetzen wollen. Gegen solche Albernheiten hat sich schon Zesen selbst verteidigt und sie als ‚eine unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge' bezeichnet. Wohl hat er einmal das schöne Wort Zeugemutter geschrieben, aber mit wie schöner Wirkung: *Diese große Zeugemutter aller Dinge, die überschwänglich reiche Natur, mit ihrer wohlgearteten Tochter, der tiefsinnigen Kunst.* Könnte Zeugemutter, ja fast dieser ganze Satz, nicht von Goethe herrühren und in seinem herrlichen Aufsatz ‚Die Natur' stehen? (vgl. S. 141). Dem verspotteten Zesen verdanken wir die kühne unentbehrliche Verdeutschung Vollmacht für das damals ausschließlich gebräuchliche Plenipotenz, ferner Vertrag für Kontrakt, Ausübung für Praxis, Letzter Wille für Testament, Gotteshaus für Tempel. Und zeugen nicht Urwesen für Element, Gottestisch (noch heute lebendig) statt Altar für ein Sprachgefühl von seltner Kraft und Feinheit? Den Holländern hätte er gern ihre ausgezeichnete ‚Schauburg' zum Ersatz für Theater entliehen; wäre es vom Übel, wenn es ihm gelungen wäre? Das neuste Theater in Hannover heißt ‚Schauburg'; vielleicht dringt das gute Wort jetzt durch, wie Lichtspiele statt Kinematograph, Biograph, Vitaskop usw. Als Wortneuschöpfer hat Philipp von Zesen unvergleichlich Größeres geleistet als Jakob Grimm. Dieser hatte bei seinen gelegentlichen Verdeutschungsversuchen meist eine sehr unglückliche Hand: Auslauf für *Exkurs*, unfolgerichtig für *inkonsequent* halten keinen Vergleich aus mit Wielands Abschweifung und Campes folgewidrig. Man kann ein großer Sprachgelehrter und doch ein sehr ohnmächtiger Sprachschöpfer sein.

Über die meist übersehene Bedeutung Schottels (1612—1676) für die deutsche Wortneuschöpfung handelt ein besonderer Abschnitt meiner ‚Deutschen Sprachschöpfer'.

Auch Opitz ist mit Ehren unter den verdeutschenden Wortschöpfern zu nennen. Wir verdanken ihm so ausgezeichnete Neubildungen wie: Sturmwind, Kirchhof, Vogelsang, Notwehr, Spielart, Denkzettel, Flickwort, Barschaft, Sippschaft, Begnadigung.

Aber wie steht es in der Gegenwart mit den Bereichern unsrer Sprache durch einen jener ‚besten Köpfe', denen Goethe solche Aufgabe zuschrieb, etwa mit dem wortreichen Karl Lamprecht? Für die neuen Auflagen der deutschen Fremdwörterbücher war er der fruchtbarste Mitarbeiter, noch hat keine mit dieser seiner Erfindungsgabe Schritt halten können. Der deutsche Sprachschatz verdankt ihm ein einziges neues Wort, aber es ist danach: Reizsamkeit, ebenso überflüssig wie unaussprechbar. Er hätte es ruhig bewenden lassen sollen bei ‚Emotivität', und trieb ihn der Geist zu weiteren Neubildungen, ei warum dann nicht stilgemäß: Emotionismus, Emotionabilität, Innervatisation, Irritabilismus usw.? All dies wäre doch nur im Stil — oder im Stilistizismus? — der herrlichen Lamprechtischen Wortkunstgebilde: Objektivismus, Periodisierung, Phänomenalismus, tentakulärer Handelsstaat (aufgeschnappt von Verhaeren, der einmal Paris die *ville tentaculaire* genannt hatte!), Systemisierung, Intensivierung usw. Wie bildend der Sprachschöpfer Lamprecht auf Schüler wirkte, zeigt dieser Satz eines Professors J. Wolf: *Was vom Dünger, gilt ganz ebenso für jede Verintensivierung des Betriebes;* er meinte aber nicht die *Verintensivierung* des Sprachdüngers, sondern des andern.

Im 18. Jahrhundert folgte auf das Wellental nach dem Abwelken der Fruchtbringenden Geſellſchaft der Wellenberg, aufgewühlt durch die großen Schriftſteller und manche nebenher gehende kleinere, aber kaum weniger wirkſame. Dank gebührt hier, der Zeit nach, trotz allem und vor allen dem Leipziger Poeſieprofeſſor Gottſched. Wegen ſeiner rechthaberiſchen Verbohrtheit in den tiefſten Fragen der Dichtkunſt hat man zu lange ſeine nicht geringen Verdienſte um das Befeſtigen und Säubern der Mutterſprache mißachtet. Mit viel ſtärkerer Nachwirkung als die Sprachgeſellſchaften des 17. Jahrhunderts und als Zeſen nahm er zu günſtigerer Zeit und von günſtigſtem Orte, der Gelehrten- und Buchhändlerſtadt Leipzig, die reinigenden Sprachbeſtrebungen wieder auf. War etwas an Gottſched echt und ſogar groß, dann ſeine deutſche Geſinnung, ſein Ringen um deutſche Geiſtesbildung, wie er ſie verſtand, um Reinheit der deutſchen Sprache. Er, deſſen letzte Gabe wahrlich die ſachliche Leidenſchaft war, konnte leidenſchaftlich werden, wo es um die Verteidigung der deutſchen Sprache ging. Da ſchalt er: ‚Das Lächerlichſte iſt, daß die deutſchen Affen der Ausländer ihre Mundart verachten und lieber die Sprachen ihrer Nachbarn verſtümmeln, ihre Wörter radebrechen und ihre Silben verfälſchen, als ihre eigene Landesſprache rein und fertig reden wollen.‘ Daß Gottſched eben doch nur ein Gefühl für ſogenannte Richtigkeit und Sauberkeit beſaß, von ihren tieferen Reizen nichts fühlte, haben wir geſehen (S. 54). Doch wollen wir ihm nicht vergeſſen, daß er eine ganze Reihe der bis dahin allgemein üblichen ſchlimmen Sprachwidrigkeiten ausgemerzt hat. Der ſpitzige Käſtner mußte in ſeiner Gedächtnisrede auf Gottſched nach Gebühr rühmen: ‚Er brachte es dahin, durch Schriften, die für ihre Zeiten keineswegs verwerflich ſind, daß die Deutſchen wieder anfingen, deutſch und vernünftig zu ſchreiben.‘

Neben und nach Gottſched wirkte dann allerdings einer, der es noch weiter brachte: Leſſing. Wir ſind ihm als ſchöpferiſchem Verdeutſcher ſchon wiederholt begegnet, und wäre er nicht Leſſing, ſo würden ihn die heutigen Fremdwörtler, darunter die Sonderforſcher ſeiner *Pſyche*, ſeines *Bios*, *Ethos* und *Oeuvre*, einen der ärgſten deutſchen Puriſten ſchimpfen. Leſſing, wie ſo viele, ſuchte ſich zwar gegen den Anwurf des blöden Wortes Puriſt durch die Beteuerung, er ſei keiner, zu ſchützen; handelte aber von den Erſtlingstagen ſeiner Schriftſtellerſchaft bis zuletzt in zahlloſen Fällen ganz und gar wie ein vernünftiger feinfühliger Reiniger der Sprache. Erfüllt vom Ekel des ſprachſaubern Menſchen gegen die ſchmuddelige Fremdwörtelei, ſchrieb er über Wielands unreinen Stil in deſſen Jugendwerken: ‚Alle Augenblicke läßt er ſeine Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern. Lizenz, viſieren, Edukation, Disziplin, Moderation, Eleganz, Ämulation, Jalouſie, Korruption, Dexterität und noch hundert ſolche Wörter, die nicht das Geringſte mehr ſagen als die deutſchen, erwecken auch Dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriſt iſt.‘ Dieſem Grundſatz iſt Leſſing durchweg treu geblieben; die mancherlei gelehrten Fachfremdwörter in ſeinen wiſſenſchaftlichen Schriften ändern hieran nichts. Ebenſo lehrreich wie erfreulich iſt der bewußte Purismus in ſeiner Überſetzung einiger kleiner Schriften Friedrichs des Großen und Voltaires. Er machte ſich dieſe Brotarbeit ſchwerer, als in Anbetracht der damaligen Sprachunſitte nötig war, indem er Dutzende franzöſiſcher Wörter, die von jedem gebildeten Deutſchen nachgeſprochen wurden, durch gute deutſche erſetzte: Verweiſung (*exil*), Einfall (*bon mot*), Schenktiſch (*buffet*), Gewiſſenszweifel (*scrupule*), Marktſchreier (*charlatan*), Einſtürzung (*brèche*), Irrſtern (*planète*), Wahlſpruch (*devise*), Gnadengeld (*pension*), Denkwürdigkeiten (*mémoires*), Loſung (*signal*). Für *industrie* läßt er je nach dem Sinn der Stelle ein ganzes Heer guter Verdeutſchungen anrücken: Arbeit, Arbeitſamkeit, Fleiß, Emſigkeit, Geſchicklichkeit; für *luxe:* Pracht, Verſchwendung, Staat, Schwelgerei, Putz, aber nicht ein einziges Mal Luxus. Leſſing wechſelt gern zwiſchen Theater und Schaubühne, zwiſchen Logik und Vernunftlehre; überſetzt *intérêt* je nachdem mit Vorteil, Urſache, Anliegen, Angelegenheit; verwirft Lektüre und ſchreibt Leſung; ja dieſer ſchreckliche Puriſt wagt ſogar, nach dem Beiſpiel von Staatsbedienter, ſtaatsbedienſtet, das deutſche Wort ‚Bedienter‘ für *ministre!* Der Berliner Prediger Spalding, einer unſrer reinſten Proſaſchreiber des 18. Jahr-

hunderts, hatte einmal ‚Tatſache', die wörtliche Überſetzung des engliſchen *matter of fact*, ſtatt des damals allein bräuchlichen ‚Faktum' geſchrieben: ſogleich griff Leſſing, der noch in der Hamburgiſchen Dramaturgie regelmäßig Faktum geſchrieben, die ‚Tatſache' auf und ſetzte ſie dem Widerſpruche des ſchulmeiſternden Adelung trotzend durch. Von Leſſings ‚empfindſam' für ‚ſentimental' war ſchon die Rede (S. 236).

Leſſing der Puriſt wagt gelegentlich die einfache ‚Laune' ſtatt eines Modewortes des 18. Jahrhunderts: Humor, ‚weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutſchen Sprache finden wird'. Er wagt es, obgleich es ſich doch gar nicht deckt. Hätte er nur ſtandhaft Laune geſchrieben, ſo würden wir ſie heute ungemein deckend finden. Leſſing ſchreibt ſtatt der ſcheinbar unerſetzlichen Kunſtwörter Geometer, Anatom, Aſtronomie, Kompaß: Meßkünſtler, Zergliederer, Sternkunſt, Richtſcheit. In der ‚Theatraliſchen Bibliothek' ſchreibt er ſtatt ‚Dekoration': Verzierung, Auszierung, und verdeutſcht *Aparte* gut durch ‚Seitab'. Statt ‚Definition' ſchreibt er abſichtsvoll wiederholt ‚Beſtimmung'. Die Puriſten ſind wirklich in ſehr guter Geſellſchaft. Von der allerbeſten, Goethes, muß leider, um der Einheit der Darſtellung willen, an andrer Stelle geſprochen werden (S. 275).

Das 18. Jahrhundert hätte die Sprache vielleicht von noch mehr Fremdwörterſchmutz gereinigt, wenn ſich nicht die feinbeſaiteten Schriftſteller vor den nörgelnden Schulmeiſtern der Adelungſchen Art mehr als nötig gefürchtet hätten. Immerhin gewahren wir bei vielen neben Leſſing und Goethe das deutliche Beſtreben, ſich von dem eklen Wuſt der deutſchen Humaniſten- und Franzoſenzeiten zu befreien. Der treffliche Juſtus Möſer, ein auffallend reiner Schreiber, bildete faſt überkühn für Rivalen: Mitminner (nach dem holländiſchen *Medeminners*). Als Forſter der Jüngere die Sakuntala aus einer engliſchen Überſetzung ins Deutſche übertrug, ſtieß er im Titel auf *The fatal ring* und wollte *fatal* durchaus verdeutſchen, obwohl es damals bei keinem Leſer Bedenken erregte. Nach langem Suchen fand er ſchließlich doch nur ‚der entſcheidende Ring'; er hätte Schickſalsring ſagen können. Heute würden wir ‚verhängnisvoll' ſchreiben, ein Wort, das Forſter noch nicht wagte, weil es ſich erſt kürzlich gebildet, noch nicht durchgeſetzt hatte. Bis tief in Goethes Theaterleitung hinein gab es nur *Acteurs* und *Actricen*; es erſchien als ungeheures Wagnis, dafür Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu ſchreiben; aber es gelang, obwohl ſich *Acteurs* und Schauſpieler ‚nicht ganz decken'. — Zu den Puriſten des 18. Jahrhunderts gehörte neben dem ſehr fruchtbaren Wieland noch Muſäus, der Verfaſſer der Volksmärchen. Nicht alles, was er an Verdeutſchungen gewagt, iſt lebendig geblieben, ſo nicht die Schweberin, ein prächtig ſinnenhaftes Wort für Somnambüle; die allerdings noch beſſere Schlafwandlerin hat bei den guten Schreibern überwogen.

*

Der glücklichſte aller Verdeutſcher, nicht bloß des 18. Jahrhunderts, war der Braunſchweiger Joachim Heinrich Campe (1746—1818), der Verfaſſer des belehrſam verwäſſerten Robinſon, ein mittelmäßiger Schriftſteller, mittelmäßiger Sprachgelehrter, wunderbar begabter Finder treffender deutſcher Neuwörter. In ſeiner Preisſchrift ‚Grundſätze, Regeln und Grenzen der Verdeutſchung' (1801) ſtehen neben manchen platten Bemerkungen andre, die uns durch ihre Feinheit überraſchen. Schon Jean Paul hatte anerkannt: ‚In dieſer Schöpfung (des kräftigen Kernes echtdeutſcher Söhne) kann ſich kein Autor mit ihm meſſen'. Doch nicht auf ſeine für den damaligen Stand der Sprachwiſſenſchaft oft auffallend geſcheiten Bemerkungen kommt es an, vielmehr auf ſeine Verdeutſchungen ſelbſt, über die das gerechte Urteil zu lauten hat: In der geſamten deutſchen Sprachgeſchichte hat kein zweiter einzelner Menſch ſo viele durch ihre unzerſtörbare Lebendigkeit bis heute als wohlgelungen erwieſene Wortneuſchöpfungen vollbracht wie jener eine Campe, der ſeinen größten Zeitgenoſſen nur als ein Pedant erſchien. In meinen ‚Deutſchen Sprachſchöpfern' ſtehen 273 lebendig gebliebene Bereicherungen der deutſchen Sprache von Campe.

Wirklich durchgedrungene, alltäglich gewordene Neuwörter hat weder Luther noch Goethe in gleicher Menge geſchaffen wie der Puriſt Campe, deſſen Verſpottung durch

Goethes und Schillers Xenien so ungerecht wie undankbar war (vgl. S. 261). Campes Verhöhnung nun gar durch gewisse unsre Muttersprache besudelnde Germanisten, denen noch nie ein lebensfähiges neues deutsches Wort, wohl aber oft das ärgste welsche Unzeug gelang, ist eine der nur in Deutschland möglichen Unbeschämtheiten. Ein vollständiges Verzeichnis der Campeschen Neubildungen geht über den Rahmen dieses Buches hinaus, einige besonders merkwürdige Proben müssen genügen. Sollte man es für möglich halten, daß die neuhochdeutsche Sprache erst seit Campe und durch ihn besitzt: Zartgefühl (statt *délicatesse*), ursächlich, verwirklichen statt realisieren; gegenständlich, dieses nicht erst, wie Goethe vermeinte, von Heinroth gebildete, Goethen so überaus wohlgefallende Kennwort grade für seine Dichtung und Stilart; Ehrenpunkt für *point d'honneur*, Feingefühl (neben Takt), Beweggrund (statt Motiv), Bittsteller für Supplikant, die von Goethe nachgeschriebene Selbstigkeit für Egoismus, Zerrbild (für Karikatur), Öffentlichkeit (statt Publizität), eignen und geeignet statt qualifiziert, prickelnd für pikant, ergiebig für lukrativ, Feldzug, Fehlgeburt, Mehrheit, rechtmäßig, Eigenname, altertümlich, Dienstalter für Ancienneté, Tondichter, Zwiegesang für Duett (zuerst von Goethe, später von Mörike sogar in Gedichten verwendet)?

Die Allgemeine Literaturzeitung erklärte damals Zwiegesang für ‚unerträglich'; aber was haben die, selbst unfruchtbaren, Fremdwörtler nicht alles für unerträglich erklärt und es bald nachher, mit der bekannten liebevollen Vergeßlichkeit des Philisters für seine eignen Dummheiten, so geläufig geschrieben, als hätten sie es seit Kindesbeinen gekannt. Dieselbe hochgelehrte Zeitung fand Campes Bittsteller für Supplikant ebenso unerträglich; Supplikant erschien ihr erträglicher. Gar fein erwiderte ihr Campe: ‚Das Wort Schriftsteller mochte vor 150 Jahren, da die Fruchtbringenden es zuerst aufbrachten, wohl ebenso unerträglich klingen.' Den durch die Fremdwörterei vertaubten Ohren klingt allerdings jedes neue, noch so gute deutsche Wort zunächst unerträglich; jedes neue piepsende, quiekende, zischende, pfeifende, gurgelnde, näselnde Fremdwort wie Sphärenmusik.

Campe empfahl nach Hallers Vorgang, Observatorium durch Sternwarte zu ersetzen. Nichts Ergötzlicheres für den Geschichtschreiber der Sprache, als das zeitgenössische Philistergeschwätz dagegen zu lesen: Wartet man der Sterne, wartet man auf die Sterne? Sternwarte ‚deckt sich nicht' mit dem Begriff, deckt sich nicht mit Observatorium, ist ein ganz unsinniges Wort. — Dieses unsinnige Wort ist uns heute ungefähr ebenso unentbehrlich, wie das ganz unsinnige Handschuh: die Sprache ist nun einmal in andrer Weise sinnreich als die klügsten Sprachgelehrten. Man stelle sich vor, wir hätten im Feuerlöschwesen nur Extinktöre, und ein Purist schlüge statt ihrer ‚Feuerspritzen' vor: was für tiefgründige Einwürfe bekämen wir von den Delbrück, Röthe, Diels und Genossen zu hören?

Von Campe wurden nach hartem Streit handlich für *traitable*, Stelldichein für *rendez-vous* durchgesetzt. Über seinen Vorschlag ‚verantwortlich' für *responsable* wollten sich die Neunmalklugen in Berlin und anderwärts totlachen. Wer glaubt heute, daß gebildete Deutsche jemals *responsable* schreiben konnten?

Zuweilen wurde der fast tollkühne Campe in einer unbegreiflichen Weise schüchtern, dann wieder bockbeinig: *Demoiselle* durch Fräulein zu ersetzen, wie ein andrer Purist vorschlug, dünkte ihn zu weitgehend; Sterblichkeit für *Mortalität* bedenklich, und zum Zerrbild für die *Karikatur* bemerkte er: ‚Dies, ich fühle es, ist unter allen vielleicht das gewagteste!' Daß Campe mit vielen guten Verdeutschungsvorschlägen nicht durchdrang, z. B. Schautanz statt Ballett, echtigen statt legitimieren, mindert seine außerordentlichen Verdienste um die Bereicherung des neuhochdeutschen Wörterbuches nicht. Auf keinen Fall trifft Goethes Verfluchung alles ‚negativen Purismus' den im höchsten Grade schöpferisch fruchtbaren Campe.

Der bequeme Spott unfruchtbarer Sprachphilister ist noch einem andern oft sehr glücklichen Neuschöpfer und Verdeutscher, Ludwig Jahn, nicht erspart geblieben. Und doch verdanken wir ihm, außer dem Wörterbuch für das Turnwesen (vgl. S. 118), das unentbehrlich gewordene Neuwort ‚Volkstum' samt ‚volkstümlich' (für Nationalität

und populär) und das so einfach klingende, aber damals gradezu tollkühne ‚Landwehr'. Der waschechte Fremdwöriler hätte von den Franzosen die ‚Territorialreserve' geborgt und über Hochverrat an der ‚internationalen Zivilisation', über ‚unnationale Verschleimung' gezetert, wenn nachher ein Purist ‚Landwehr' vorgeschlagen hätte. Daß dies keine boshafte Erfindung ist, lehrt unter vielen andern lächerlichen Beispielen das von H. Delbrück beim ‚unlautern Wettbewerb' (S. 255). Die tollste Narretei Zesens im umgekehrten Sinne reicht von weitem nicht an diese.

Jahn zuerst drang auf deutsche Bezeichnungen der höchsten Heeresämter, auf: Kriegsherr, Feldoberst, Oberstzeugmeister, Feldzeugmeister, usw. Fast all dies ist jetzt deutsches Sprachgut. Man hat es heute wohlfeil, über seinen kurzen ‚Flinter' statt des fünffilbigen Infanteristen nach Philisterart zu lachen; wäre vor hundert Jahren Flinter eingeführt worden, wie lächerlich klänge uns allen heute der Infanterist! So bekämpfte Jahn den unaussprechlichen Superintendenten und erklärte jedes leidlich deutsche Wort für besser. Daß die Superintendenten nicht längst von selber einen geschmackvolleren Namen verlangt haben, ist nur durch den bekannten Lateindünkel zu erklären, nicht zu entschuldigen. Jahns Verdeutschungsgrundsatz war der richtige: ‚Sinn durch Sinn, Eigenheit durch Eigenheit', also kein bloßes Übersetzen.

*

Ein gar nicht übler Verdeutscher ist der **Volksmund**, dessen Leistungen auf diesem Gebiete man besser Volksdeutschung statt Volksetymologie nennen sollte. Das Ohr des Sprachenunkundigen hört in den meisten Fremdwörtern nur wüstes Geräusch, sucht dieses in verständliche Laute umzusetzen und vollbringt hierbei sehr oft allerliebste freiwillig oder unfreiwillig geistreiche Sächelchen, darunter gelegentlich ein lebensfähiges Wortgebilde. Das Scharmützel ist eine sehr alte Soldatenverdeutschung von *scaramuccio*; die Karoline im Billardspiel ist entstanden aus *caramboline*, die Hängematte aus englischem *hammock* (nach spanisch-indianischem *hamaca*); die französische Modefarbe *bleu mourant* wurde zu ‚blümerant', und dieses bekam, ohne weitere Hilfe des Französischen, alsbald noch einen schwer anders auszudrückenden Nebensinn. Das Wort der Schülersprache ‚schassen' (aus *chasser*) wäre vor tausend Jahren ein nützliches Lehnwort geworden. Daß die Schriftsprache leider noch nicht ‚Forsche' (*force*) einläßt, während doch ‚forsch' die geheiligte Schwelle zu überschreiten beginnt, ist bedauerlich; gegen *Energie* hat sie nichts.

Was für eine feine Verdeutscherin war jene Köchin, welche die deutsche Küche um die Pechhammelkartoffel bereicherte; sie werden nicht schlechter, sicher aber verständlicher gewesen sein als die *à la Bechamel*. — Ein allzu gebildeter Leutnant schilt einen unfähigen Rekruten: ‚Sie sind das *enfant terrible* der Kompagnie!' Der Unteroffizier, der dies jenem Taps nachher verdeutschte in: ‚Sie sind das Infanterieübel der Kompagnie', war einer von den guten Köpfen, denen Goethe das Geschäft der Reinigung und Bereicherung der Muttersprache anvertrauen wollte. — Als in den Zeiten deutscher Begeisterung für polnische Empörer das Lied aufkam: ‚Polen, Polen macht sich frei, Polen bricht die Tyrannei', verdeutschte sich das Volk den zweiten Vers in ‚Polen bricht die Türen ein'. Zu diesen Volksdeutschungen gehören u. a.: ‚Mumm haben' aus *animum*, das ‚Konfischen' aus *convivium*, Ich will dich Moritzen lehren (*mores*) und der wundervolle ‚umgewendte Napolium' aus *unguentum neapolitanum*. Der Pfälzer hat aus *boule-versement* einen Pulversmann gemacht, der Elsässer aus *chandelle* ein Schandlicht, der Lausitzer hat sich *sukzessive* durch zickzackziese, der Obersachse *Crimson-rambler* durch Krimskramsler mundgerecht gemacht. Die Jungfernante aus *Gouvernante*, die Zauktippe aus *Xanthippe*, ratzenkahl aus *radikal*, die Birnblank aus *Beurré blanc*, die Mandelbohne (oder Mannheimbohne) aus *Magnum bonum* gehören hierher und sie alle erheitern uns bei weitem mehr, als sie uns grämen. Der Volksmund ist sprachschöpferisch, die Gelehrtenfeder in zahllosen Fällen sprachverderbend.

*

Es gibt keine festen Grundsätze für das Verdeutschen; dieses ist eine der schönen Künste, die sich ohne angeborene Gabe nicht üben lassen. Die folgenden Winke sollen denn auch nicht das Verdeutschen lehren, sondern nur die Forderungen aussprechen, die wir an gutzuheißende Verdeutschungen stellen. Sie dürfen erstens nicht so sehr aus der fremden Sprache in die deutsche Sprache übersetzt sein — obwohl auch dies oft nicht zu vermieden ist —, wie aus dem deutschen Denken ins deutsche Sprechen. Sie dürfen ferner nicht das Unmögliche bezwecken: den ganzen reichen Begriffsinhalt eines Fremdwortes, der ja in dem Worte selbst fast niemals steckt, sondern hineingelegt wird, durch ein alle Begriffsfarben wiedergebendes deutsches Wort zu ersetzen. Sie müssen möglichst knapp lauten und sich flüssig sprechen lassen. Endlich: sie müssen ein gewisses Etwas in sich haben, das sich ebenso wenig genau umschreiben wie lehren läßt, wovon aber am letzten Ende die Lang- oder Kurzlebigkeit jeder Verdeutschung abhängt. Nur der feine Sprachsinn findet es, die bloße Gelehrsamkeit findet es nie. Der große Übersetzer Voß schrieb hierüber an den großen Verdeutscher Campe das feine Wort: ‚Neue Wörter müssen sich selbst wie alte Bekannte, die man nur lange nicht gesehen, einführen und durch ihre auffallende Geschicklichkeit und Anmut das Herz gewinnen‘.

Vor allem keine Pedanterei! Man stelle sich vor, wir hätten nur *Typograph* und sollten ein gutes deutsches Gleichwort finden. Ein Pedant fordert und ein andrer Pedant schreibt: Schriftsetzer, unbedingt Schriftsetzer, denn was kann der einfache Setzer nicht alles bedeuten! Wie leicht könnte der Leser, der von dem Pedanten für ebenso ... klug wie er selber gehalten wird, auf den Gedanken kommen, ein Ofensetzer, Steinsetzer, gar ein Krippensetzer sei gemeint. Man denke an die so überaus gründliche Inschrift auf unsern Bahnhöfen: ‚Hier hält die zweite Wagenklasse‘, zur Vermeidung des Mißverständnisses, die zweite höhere Töchterschulklasse oder die zweite Soldatenklasse sei gemeint. Setzer reicht aus, Setzer ist gut, und von dieser Art sollten die meisten Verdeutschungen sein; die ganz guten sind es alle.

Dem Vorsitzenden des Sprachvereins Sarrazin verdanken wir den Bahnsteig statt des näselnden Perrons, und jenes nicht üble Wort hat sich schon fast ganz eingedeutscht. Kerndeutsch wäre es geworden, hätte Sarrazin einfach Steig gesagt; daß wir auf einem Bahnhof nichts mit einem Gebirgssteig oder einem Wildsteig zu tun haben, wissen wir ja. So hat der Sprachfeinsinn des Volkes längst Rad aus Zweirad und Fahrrad gemacht, ohne Mißverständnisse zu erzeugen. — Ein Billet fordern fast nur noch die ungebildeten Reisenden, die andern eine Fahrkarte. Einfach eine Karte zu fordern, wagen auch diese nicht, weil sie nicht ganz sicher sind, ob der sich streng nach der ‚Instruktion‘ richtende Beamte ihnen nicht Schwierigkeiten machen könnte; gibt es doch auch amtliche Eisenbahnkarten, nämlich die des Bahnnetzes. Seien wir dankbar, daß wir wenigstens Monats- und Jahreskarten bekommen.

Für den echten und gerechten Fremdwörtler ist Umschlag für Couvert ein sehr schlechtes Ersatzwort: was gibt es nicht alles für Umschläge, vom Breiumschlag über den Wetterumschlag zum Elbumschlag! Daß Couvert in der Sprache der Fremdwörtler, in keiner andern ebenso vieldeutig ist, bekümmert sie nicht, und daß es nur im Berlinfranzösischen, nicht im wirklichen Französisch Briefumschlag bedeutet, wissen die wenigsten Fremdwörtler. Mit Couvert ist es gegangen wie mit Billet: nur die Ungebildeten sprechen es noch.

Die höchsten Ansprüche an das Verdeutschungswort stellt der überzeugte Fremdwörtler. Vom Fremdwort verlangt er so gut wie nichts, begnügt sich mit einer entfernten Andeutung der Begriffswelt, mit der barbarischsten Unform, dem widerwärtigsten Klange, der Unaussprechbarkeit für deutsche Zungen. Fremdwörter wie: *Lizitation, indentifizieren, Inkompatibilität, Mystifikation, Rezepisse, Assoziation* bereiten ihm keine Pein, im Gegenteil hohes Vergnügen. Der alte Jahn, der sich so oft mit den Französlingen herumgeschlagen, schrieb aus seiner Einsicht einmal ärgerlich: ‚Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur

Bezeichnung: hier kann es nie genug und nicht genug ausdrücken'. Daher denn das dumme Gerede: Es deckt sich nicht; Umwelt nicht mit Milieu, Wettbewerb nicht mit Konkurrenz, Behändigung nicht mit Insinuierung. Als die alten Deutschen den runden *discus* der Römer und Griechen für jeden beliebigen Tisch, auch für den viereckigen, einführten, da scherten sie sich den Henker darum, ob rund und eckig sich deckten; aber jener großen Unbefangenheit verdanken wir mehr als 600 gute Lehnwörter. Decken sich doch nicht einmal die besten deutschen Wörter mit ihren Begriffen; widersprechen sie diesen doch manchmal aufs schroffste oder aufs lächerlichste; außer an den schon erwähnten Handschuh denke man an: Operngucker, Perlmutter, Augapfel, Wachsstreichholz, Backfisch, Eisbein, Grasmücke, Wetterhahn, Armbrust, Felleisen, Bedienter.

Was haben nicht gewisse eigensinnige Pedanten in der Presse, leider sogar einige in den Schreibzimmern der besten Zeitungen, gegen Schriftleitung und Schriftleiter vorgebracht! Man leite doch keine Schrift, man leite auch keinen Druck, — kurz überaus weise Gründe. Als ob Redakteur und Redaktion genau das bezeichnen, was in den Zeitungstuben vorgeht. Sicher werden Redakteur und Redaktion mit der Zeit verschwinden, und nach höchstens 25 Jahren wird all jenes Gerede so leer klingen, wie das im 18. Jahrhundert gegen Schriftsteller für *Autor*. Klopstock wetterte dagegen mit den wörtlich gleichen Gründen, die heute gegen Schriftleiter vorgebracht werden: ‚Stellt man denn Schrift? Deutsche, zaudert nicht länger, dies Wort zu verbannen!' — Ich bilde mir nichts auf meinen Vorschlag ‚Eigenwort' für *mot propre* ein; wahrscheinlich bin ich nicht der erste, der ihn gemacht hat. *Mot propre* selbst hat ja ein Vorbild in der lateinischen *Proprietas*. Ich höre aber schon alle Gegengründe derer, die stolz sind, wenn sie ein echtfranzösisches Kunstwort im Munde führen können, ohne sich aus der Sache selbst das Geringste zu machen.

Was für ein natürlich schönes Wort ist Gelese oder Geles für Lektüre: Frau Rat schreibt es wiederholt, vielleicht war es ihre eigne Erfindung. Wer wird es heute wagen? Nein, die alltägliche Sache muß reinfranzösisch ausgedrückt werden. Am Ende finden gar die Fremdwörtler Gelese niedrig? — Den unlautern Wettbewerb statt der *Concurrence illoyale*, richtig *déloyale*, erklärte der unvermeidliche H. Delbrück 1896 für ‚fürchterliches modernstes Kunstdeutsch'. Heute ist es jedenfalls nicht mehr modernst, und aus dem Kunstdeutsch scheint es selbstverständliches Naturdeutsch geworden zu sein, denn kein Mensch, Delbrück selbst nicht mehr, sagt noch *Concurrence déloyale*. Mit wie tiefer Empörung über die ‚unnationale Verschleimung' hat wohl Delbrück die Verschandelung der großartigen ‚*Internationalen meteorologischen Zentralstation*' in ein fürchterlichstes ‚Weltwetteramt' über sich ergehen lassen! — Campes Vorschlag, statt *locus communis* zu sagen Gemeinort oder Gemeinplatz, erregte den Zorn Adelungs; Gemeinort war ihm: ‚eine buchstäbliche und daher sehr ungeschickte Übersetzung. Noch verwerflicher ist das von andern gewagte Gemeinplatz'. Das noch Verwerflichere hat alles andre verdrängt.

Zur Zeit sind die wütendsten Bekämpfer der Sprachreinigung das Berliner Tageblatt und Hans Delbrück in seinen Preußischen Jahrbüchern, jenes ‚angebrachtermaßen' als Heimpariserblatt, dieser aus kranker Rechthaberei. Ach, ohne die Sprachreiniger gäbe es weder ein Tageblatt noch Jahrbücher: jenes ist eine Schöpfung Campes, diese sind eine Zefens. In einem sprachgesunden Lande würden solche Blätter alljährlich das Andenken dieser Männer besonders ehren; in Deutschland verhöhnt man sie alljährlich mindestens einmal in einem witzelnden *Fölljetong* oder einem von Unwissenheit strotzenden *Artikel* oder *Essai*.

*

Daß es kein selbständiges ‚Leben der Sprache' gibt, sondern nur ein vom bewußten oder unbewußten Willen sprechender Menschen abhängiges, beweist kein Beispiel überzeugender als die Säuberung des deutschen Behördenwörterbuches durch die höchsten Ämter in Reich und Staat. Man denke an Stephans 600 Verdeutschungen allein im Postwesen, von denen nur noch die Gebildetsten wissen, daß statt ihrer einst lateinische und französische Wörter amtlicher Gebrauch waren. Wer sagt heute noch *Rekommandiert*,

wer noch *Posterestante*, wer *Insinuationsdokument?* Wer ahnt noch, daß dieses Wortungetüm in unserm sprachlichen Mittelalter, d. h. bis gegen 1880, Behändigungsschein bedeutete? Nun lese man aber das ebenso philisterhafte wie unwissenschaftliche Gegakel, das die, schon nach wenigen Jahren völlig eingedeutschten, Ersatzwörter bei den Fremdwörtlern hervorriefen! Da wurde mit jener Sprachenunkenntnis, die den meisten Fremdwörtlern eigen, behauptet, die Ausländer, die teuren Ausländer, denen zuliebe wir unsre Sprache beschmutzen sollen, würden unser Eingeschrieben und Postlagernd nicht verstehen. Wurde gejammert über die Zerreißung der ‚internationalen Völkergemeinschaft' durch das Einführen von Ausdrücken, die von dem kosmopolitischen *Rekommandiert* und *Posterestante* abwichen. Bis ihnen der sprachenkundige Reichspostmeister Heinrich Stephan nachwies, daß für *Rekommandiert* und *Posterestante* fast in allen Ländern ganz andre Wörter gebraucht werden!

Ähnlich steht es mit den Verdeutschungen im Eisenbahnwesen, z. B. mit Abteil, Bahnsteig, Ortsverkehr Fernverkehr. Wer spricht heute noch vom Lokalverkehr, Externverkehr? Besonders gegen Abteil führten die Fremdwörtler die ausgetiftelsten sprachlichen Gründe ins Feld. Dabei war es gar kein ganz neues Wort: es stand schon in einem Kriegswörterbuch von 1814 für Sektion. Heute hat es das *Coupé*, das es ja im Französischen in der Bedeutung unsers Abteils garnicht gibt, so gut wie ganz verdrängt. Im Straßenbahnverkehr gelten schon längst keine Billets mehr, nur noch Fahrscheine. Leider wird die amtliche Verdeutschung vielfach den papierensten unter den Beamten überlassen. Bis vor kurzem prangte auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin eine mächtige ‚Personenfahrpreistafel'. ‚Fahrpreise' würde genügen. Immerhin war selbst jenes deutsche Wortungetüm der großen Mehrzahl der Reisenden verständlicher als der Personentarif. Gildemeister schrieb 1886: ‚Das Publikum (er meinte die Reisenden) und die Schaffner sagen nach wie vor Coupé. Coupé ist kurz und handlich'. Dies mochte 1886 zutreffen, schon heute ist es falsch. Daß Coupé kürzer und handlicher sei als Abteil, bestreite ich. — An dem Tage, wo dies geschrieben wird, erscheint der kaiserliche Erlaß, der ‚Inspektion' durch ‚Amt' ersetzt; also nicht mehr Betriebsinspektion, sondern Betriebsamt. Nach höchstens fünf Jahren wird Inspektion putzig klingen. So hat die Abfertigung längst die Expedition verdrängt.

Bei der Fahrpost gab es in alten Zeiten einen Kondukteur neben dem Postillon; er entsprach dem heutigen Zugführer oder Schaffner. Ich erinnere mich, daß es noch in den Sechzigerjahren auf der preußischen Eisenbahn meist Kondukteur hieß: wohin ist der entschwunden? In Österreich lebt er allerdings noch fort. — Was ist aus dem Konstabler geworden, der bis nach 1848 die Straßen Berlins beherrschte? Der, zuerst natürlich von allen Philistern verlachte, Schutzmann hat ihm das sprachliche Lebenslicht ausgeblasen.

Bis tief ins 19. Jahrhundert gab es im preußischen Heer keinen Hauptmann, sondern einen Kapitän. Die lächerlichsten Einwände wurden gegen den Hauptmann vorgebracht, als die Verwaltung ihn einführen wollte. Zweifellos würde ein deutsches Ersatzwort für Leutnant — etwa Leutmann? — sich überraschend schnell einbürgern, und nach einem Menschenalter würde der Leutnant ebenso befremden wie heute der Kapitän. Überhaupt verdanken wir der Heeresleitung eine große Zahl ausgezeichneter Verdeutschungen, die bei der straffen Zucht nach wenigen Jahren festgewurzelt waren. Für wie unentbehrlich galten einst *Terrain, Lisière, Plateau, Tête, Avantgarde, Arrièregarde, Rekognoszierung, Requisition* usw., und wie schnell haben sich Gelände, Saum oder Rand, Hochfläche, Spitze, Vorhut, Nachhut, Erkundung, Beitreibung an ihre Stelle gesetzt. Gegen Gelände statt *Terrain* eiferte, selbstverständlich, Hans Delbrück. — Clausewitz ging so weit, *esprit de corps* mit ‚Innungsgeist' (beim Heere!) zu verdeutschen.

Gegen ‚Garde' ist um so weniger einzuwenden, als es ein französisches Lehnwort aus deutscher Wurzel (‚Warte') ist. — ‚General' ist ein schönes, durch Heldentaten geadeltes Fremdwort (bei Scheffel: ‚Preußen, euer General'). Aber selbst dieses taugt nicht für den höchsten Stil, — welch eine Lehre! In Geroks herrlicher Trauerrede auf Kaiser

Wilhelm 1. hieß es: *Manchen seiner treuen Räte und Diener, seiner tapferen Waffenbrüder und Feldhauptleute mußte er scheiden sehen aus der Tafelrunde seiner Helden* (nicht, wie bei Fontane, Paladine! vgl. S. 181). Fürwahr, die feinsten Fremdwörter sind bei erhabener Gelegenheit nur ‚zweite Garnitur'. — Die Verdeutschungen im Heere während des Weltkrieges gehen in die Dutzende.

Der gleiche Vorgang in der Rechtsprache. Das frühere Deutsche Handelsgesetzbuch mit seinen 2620 Paragraphen vermochte alle Rechtsverhältnisse bis auf das eine Fremdwort ‚Hypothek' deutsch auszudrücken. Der erste Entwurf des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches enthielt noch eine Menge überflüssiger Fremdwörter; sie wurden beseitigt, und es geht vortrefflich ohne sie. Verschwunden sind *Appellation, Expropriation, Advokat, Exekutor, Conat, Delikt, vidimiert, Zession, Interessent, Akkord, Defizit, Insinuation, insinuieren,* und was das Beste: sie sind nicht bloß aus der Amtsprache verschwunden, auch das Volk kennt sie nicht mehr. Willig folgt der im Kern gesund gebliebene Sprachsinn der Unverbildeten jeder Hinleitung zur Verständlichkeit und Sauberkeit der Rede. Ein anständiger Mensch muß ja solche fremdlautige Welscherei eigentlich als ‚Tusch' empfinden. So tat König Friedrichs wackrer Gesandter von Plotho, als ihm der Notarius Aprill am Regensburger Reichstag 1757 die Reichsacht zu ‚insinuieren' kam, worüber der Herr Notarius nach Wien berichtete: ‚Was, du Flegel, insinuieren? und stoßete und schubte sothane Citation benebst dem Opponendo vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, druckete mich bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinaus und russete zu den zweien Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!' Welch lobebäres, nachahmenswertes Puristenstückchen! Im 18. Jahrhundert war es so berühmt, daß der Knabe Goethe es erfuhr (Dichtung und Wahrheit 1, 5).

Daß Friedrich der Große, von dem immer behauptet wird, er habe das Deutsche kaum verstanden, oder doch sehr geringgeschätzt, gar nicht übel Deutsch schreiben konnte, habe ich schon in meiner Deutschen Literaturgeschichte nachgewiesen. Es gibt aber einen wenig bekannten, höchst beachtenswerten Brief Friedrichs an den Minister von Broich, der des Königs Ansicht über das Wesen der Fremdwörterei unzweideutig ausdrückt. Der Minister hatte ihm das Todesurteil über eine Kindesmörderin zur Bestätigung übersandt, das in dem damals üblichen küchenlateinischen Kauderwelsch abgefaßt war; hierauf erging aus Potsdam unter dem 7. August 1744 folgender Erlaß des Königs:

Ich remittire Euch beikommende Ordre unvollzogen. Ihr hättet von selbsten leicht einsehen können, wie es sich ganz nicht schicke, Mir Rubriquen, so mit so viel juristischem Latein bespickt sind, vorzulegen, da solche zwar denen Juristen-Facultäten, Schöppenstühlen und Kriminalgerichten bekannt genug sein mögen, vor Mir aber lauter Arabisch sind. Ihr hättet solches auch in dieser Pièce soviel mehr verhüten sollen, da es auf Menschenleben ankommt und ich keineswegs dergleichen mit so vielen Mir unbekannten Worten angefüllete Confirmationes unterschreiben kann, ohne den wahren Inhalt zu wissen. Ihr sollet also mit dergleichen lateinischen Rubriquen sparsamer sein und, wenn Ihr etwas berichtet oder zur Unterschrift schicket, hübsch Teutsch schreiben, solches auch denen Secretarien der Kanzlei bekannt machen.

*

Wer sich mit der Geschichte der Fremdwörtelei eingehend beschäftigt, muß sich eigentlich über jedes deutsche Wort für einen neuen Gegenstand wundern. Wie merkwürdig ist es z. B., daß bei der ersten Einführung der Eisenbahn in Deutschland, die zumeist durch Engländer geschah, nicht *train, track, rail, switch* usw. aufkamen, sondern Zug, Geleise, Schiene, Weiche. Der Wagen hat längst den Waggon verdrängt. Station hat allerdings lange vorgeherrscht; heute fragt wohl niemand mehr: Wo ist die Station? sondern: Wo ist der Bahnhof? Bahnhof, welch unsinniges Wort!, um mit den jede Verdeutschung bekämpfenden Fremdwörtlern zu reden. Es ist doch kein Hof, sondern ein Haus mit einer offnen oder geschlossenen Halle. — Weiche? Nicht die Schiene soll weichen, sondern der Zug. Goethe gebrauchte 1825 das Wort ‚Eisenbahn'; Kluge entdeckte es sogar schon in einem Buche von 1818.

Wie ein Wunder ist mir stets der von Helmholtz erfundene Augenspiegel erschienen. Man denke nur: ein ganz einfaches, jedem verständliches, ganz deutsches Wort statt eines

großartigen *Ophthalmoskops*! Unfaßbare, nach H. Delbrück unnationale Verschleimung. Hätte aber Helmholtz *Ophthalmoskop* gesagt, so wäre die Verdeutschung mit Augenspiegel auf den größten Widerstand gestoßen, auf so großen wie noch heute Fernsprecher statt Telefon bei zahllosen Welschern.

Wie merkwürdig ferner sind Birne, Strumpf, Glühstrumpf: so oft ich sie höre, staune ich über die vorzüglichen deutschen Wörter statt der so ‚natürlichen' *Inkandeszenz*lampe und *Bec Auer* (sprich: Öhr). Man stelle sich das Gezeter der Freunde ‚der Entwicklung der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit' vor, wenn *Bec Auer* oder *Inkandeszenz*lampe eingeführt und von einem dummen Puristen ‚Strumpf' oder ‚Birne' zum Ersatz vorgeschlagen worden wären!

Wie erstaunlich sind Abgeordnete und Abgeordnetenhaus statt Deputierter und Deputiertenkammer! Dafür sind aber fast alle Parteinamen küchenlateinisch, und Richard Wagner durfte nicht ganz ohne Grund bemerken: ‚Schon die Benennungen, welche sie sich beilegen, sagen, daß sie nicht deutscher Herkunft, somit gewiß auch nicht von deutschem Instinkte (!) beseelt sind.'

Blitzzug statt *Rapide*, Stichwahl statt *Ballotement*, Dreibund statt *Triple Alliance*, Schutz- und Trutzbündnis statt *Defensiv- und Offensivallianz*, Lichtdruck statt *Phototypie*, die es übrigens nebenbei noch gibt; Schutzzoll statt *Protektionszoll*, Füllfeder statt *Fountainpen*, Zündnadelgewehr statt *Perkussionsgewehr*, Hinterlader statt *Breechloader* oder *Culasselader*, deutscher Schaumwein statt deutscher Mussöh: alle diese deutsche Wörter grenzen ans Wunder. Ja, ans Wunder; denn es komme nur einer der fürchterlichen Puristen und schlage statt des Konditors den Kunstbäcker vor, — sogleich empört sich das zarte Sprachgefühl des Fremdwörtlers, und höhnisch fragt er: Wir haben Brotbäcker und Kuchenbäcker, die Brot und Kuchen backen, soll etwa der Kunstbäcker die Kunst backen? Dies ist keine boshafte Erfindung, sondern ein geschichtliches Ereignis aus Schilda meinem Vaterland. Dabei haben wir den Kunstmaler, also, nicht wahr, einen Maler, der nicht die Bilder, sondern die Kunst malt? Auch der Zuckerbäcker findet vor den überaus empfindlichen Ohren der Fremdwörtler keine Gnade: der Mann bäckt ja nicht Zucker, sondern mit Zucker.

Kaum glaublich klingt die verbürgte Tatsache, daß die in den Entwürfen zum Reichstagsbau gebrauchten *Respirations- und Pulsionsventilatoren* ersetzt wurden durch ‚Sauger und Bläser'. Und solche Verflachung und Verschleimung der deutschen Sprache ließ Hans Delbrück, damals sogar Volksvertreter, ungerügt!

Die *Patina* scheint jetzt langsam zu verschwinden, sie wird durch Edelrost ersetzt. Man hätte das schöne Wort viel früher einführen sollen; Wieland schrieb schon im Deutschen Merkur von 1790 ‚edler Rost', und das Athenäum der Schlegel schrieb es ihm nach. — Im Reichstage deutscher Nation wurde bis in den Anfang der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts nie anders als *agent provocateur* gesagt; ein junger Dichter, Karl Henckell, mußte kommen und ihn das Wort Lockspitzel lehren. — Wie schön klingt, wie sinnlich wirkt Alexander von Humboldts Ostwelt für Orient: ‚die alten Sagen der Ostwelt' (in den Ansichten der Natur). Und doch gehört Orient zu den meist für unersetzbar gehaltenen Fremdwörtern. — Ist es sträflicher Purismus, wenn Keller (in der Armen Baronin) schreibt: *Täglich einige Stunden auf dem Ministerium als Freiwilliger arbeitend?* Ist dies weniger vornehm als *Volontair*? Arndt schrieb Bänker statt Bankier, — warum frischt man das gute Wort nicht auf? Bei Chamisso, dem französischen Deutschen, steht: ‚Der Gurt der Erde mißt 5400 Meilen'; ist *Äquator* (Gleicher!) unbedingt notwendig?

Varnhagen verdeutschte wiederholt Notizen durch Anmerke; Merke wäre kürzer, also besser, — wer darf das heute wagen? In Worms heißen die Logen des Festspielhauses seit Jahren Lauben; kein Mensch sagt dort jetzt noch Logen. Im Schauspielhause zu Berlin ist der amtliche Name für Kulissen: Flügel, ein treffliches, fest eingebürgertes Wort. — Statt ‚Kinematograf' (im Volksmunde ‚Kientopp') heißt es jetzt fast allgemein Lichtspiele'.

Alle diese Verdeutschungen, die verzehn-, verhundertfacht werden könnten, sollen beweisen, wie weit, wie fast grenzenlos weit die Verdeutschung gehen kann, wenn sie vom guten Geschmack eingegeben und mit festem Willen durchgesetzt wird. Zur Zaghaftigkeit auf diesem Gebiet ist kein Grund; ein deutsches Wort müßte schon ganz ungeschickt ersonnen sein und sehr übel klingen, wenn es nicht bei Gebildeten wie Ungebildeten nach kurzer Zeit das Fremdwort verdrängt haben sollte. Allerdings, so leichtfertig, so roh darf man beim Verdeutschen nicht verfahren, wie beim Einschleppen immer neuer Fremdwörter gewütet wird. Immer muß man sich bewußt bleiben, daß das deutsche Wort ja für die Dauer bestimmt ist, während das fremde Wort durchschnittlich nur für ein Menschenalter auszureichen braucht. Ein so häßliches und überflüssiges Wort wie Lamprechts Reizsamkeit darf nicht beim Verdeutschen gewählt werden. War etwas Ähnliches nötig — doch wozu? wir haben ja Reizbarkeit, Erregbarkeit und andre —, so hätte ein Verdeutscher mit gebildeten Ohren Erregsamkeit geschrieben. — Schlecht verdeutscht ist ‚respektive' durch ‚beziehungsweise', ‚bezüglich' oder ‚beziehentlich' wäre schon etwas weniger schlecht; aber ist es überhaupt nötig zu schreiben: *Vor dem Eintritt in das Museum müssen Herren und Damen ihre Stöcke beziehungsweise Sonnenschirme ablegen?* Der Kanzleischreiber hat gefürchtet, wenn er ‚und' schriebe, so würden die Besucher denken, jeder Herr müsse seinen Stock und seinen Sonnenschirm, jede Dame ihren Sonnenschirm und Stock ablegen. — Eine schlechte Verdeutschung waren die von Wernicke am Ende des 17. Jahrhunderts versuchten ‚Überschriften' für Epigramme; die Mehrdeutigkeit ließ sie mit Recht nicht aufkommen. Daraus folgt natürlich nicht, daß es nur Epigramm heißen darf; es ist übrigens durch ‚Sinngedicht' schon so gut wie verdrängt.

*

Selbst die entschiedensten Freunde sprachlicher Sauberkeit behaupten nicht, daß jedes noch so fest eingebürgerte Fremdwort sich ohne weiteres durch ein deutsches ein für allemal ersetzen lasse. Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß nicht für jedes Fremdwort ein gutes deutsches zu finden wäre; eine solche Annahme wäre gleichbedeutend mit dem Armutszeugnis für die deutsche Sprache. Nicht an der Ohnmacht unsrer Sprache scheitert das Verdeutschen aller Fremdwörter, sondern an der notwendigen Rücksicht auf eine vielhundertjährige Geistesentwicklung, gleichviel ob man diese für glücklich oder unglücklich hält. Es geht nicht an, gewisse Fremdwörter, die durch unsre großen Dichter und Denker die deutsche Adelswürde empfangen haben, ebenso zu behandeln, wie den gemeinen Packtroß des gelehrttuenden Welsch. Wir wollen die Verse ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre' nicht anders hören; wollen nicht rühren lassen an: ‚Wie herrlich leuchtet mir die Natur!'; haben nichts gegen ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie', nichts gegen ‚Mit Worten ein System bereiten'. Hieraus folgt aber mit nichten, daß es nun in jedem Falle einzig und allein heißen darf: Nation, Natur, Theorie, System. Volk ist so edel wie Nation, völkisch wie national, und selbst der gelegentliche Mißbrauch durch die einseitig und aufdringlich Völkischen wird dieses gute, ja unentbehrliche deutsche Wort nicht mehr verdrängen. Es bedeutet genau das Gleiche wie Deutsch (*diutisk*=völkisch). Gegen ‚volklich' gibt es naheliegende Bedenken, gegen ‚völkisch' kein einziges. Was der Germanist Röthe dagegen vorgebracht, war unwissendes, ihn aufs äußerste bloßstellendes Gewäsch. In mehr als einem Falle darf, ja muß selbst für Natur ein gefühlteres Wort gesetzt werden; der große Schriftsteller wird entscheiden, wann er z. B. die Zeugemutter (vgl. S. 249), das Weltwesen, die Unendlichkeit, das All, das Weltall, das Alleben und noch manches andre wählen darf statt der stark abgenutzten Natur. Kultur ist keins der schlechtesten und überflüssigsten Fremdwörter; aber ich hoffe, meine Leser haben den Ersatz: Sitten(geschichte), Bildung und Bildungsvölker oder Geistes-(entwicklung) in diesem Buche ohne weiteres verstanden und gebilligt.

Der deutsche Sprachverein rühmt sich seines Grundsatzes: ‚Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.' Über die Bedenklichkeit, ja Gefährlichkeit dieses Grundsatzes handelt mein ‚Sprich deutsch!' eingehend (S. 230—237). Der Grundsatz

fürs Deutschsprechen hat zu lauten: Kein Fremdwort für das, was deutsch gesagt werden kann; deutsch aber kann alles, deutsch soll alles gesagt werden. Was dem Schreiber dieses Buches gelang, wird jedem deutschen Schreiber gelingen, der eines guten Willens ist und seine Ehrenpflicht gegen Vaterland und Sprache fühlt.

Gar wandelbar sind die Ansichten über die angebliche Unentbehrlichkeit gewisser Fremdwörter; zahlreiche Beispiele des Verschwindens einst tief gewurzelter, für unersetzlich gehaltener stehen auf den vorangehenden Seiten. Dem bewußten Welscher ist jedes seiner Fremdwörter unersetzlich, jedes drückt nach seinem Wahnglauben eine ganz einzige Nüanße aus. Doch nicht mit dem Welscher wollen wir hierüber streiten, sondern mit dem sprachfeinsinnigen Schreiber, der grundsätzlich das deutsche Wort dem fremden vorzieht und nur für gewisse wenige Fremdwörter Ausnahmen zulassen will; mit ihm ist die Verständigung nicht schwer. Kein Gehör gebührt der Redensart: Man darf im Verdeutschen nicht zu weit gehen. Der krankhaften Übertreibung der Welscher gegenüber wäre selbst eine gelinde Übertreibung im Verdeutschen nicht verwerflich, denn so sinnlos wie das auszutreibende Übel könnte sie niemals werden. Indessen an solche Übertreibung denkt ja kein Freund der Sprachsauberkeit. Wie bei gewissen lasterhaften Angewöhnungsleiden, bei der Schnaps- oder Opium-Sucht, der kluge Arzt nicht mit plötzlichem Entziehen, sondern mit langsamem Giftvermindern heilt, so der Spracharzt beim Verdeutschen. Gäbe es nur die einstweilen noch unersetzbaren 40 oder 50 Fremdwörter, so redete ja kein Mensch über die Fremdwörterfrage. Ob wir für alle Ewigkeit Nation, Natur, Musik usw. beibehalten müssen, darüber wollen wir die Entscheidung getrost unsern Enkeln anheimstellen.

Goethe hielt sekretieren, Apprehension, Esprit für unersetzbar. Das letzte ist schon viel seltner geworden als zu seiner Zeit, das erste fast ganz verschwunden, das zweite verschollen, und doch gab sich Goethe (in einem Brief an Schultz vom 25. Mai 1816) große Mühe, Apprehension zu verteidigen. Adelung verwarf ‚Schutz- und Trutzbündnis', erklärte ‚*Defensiv- und Offensiv-Alliance*' für unentbehrlich, verwarf ‚Geschwader' für *Escadre*. Unentbehrlich scheinen die meisten Fachausdrücke der Philosophie, und doch übersetzte Wilhelm Schlegel mit seinem Gefühl Shakespeares Verse im Hamlet:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Schluß für *Konklusion* stammt erst aus dem 18. Jahrhundert; Vorstellung als Wechselwort für *Idee* rührt erst von Christian Wolf her. Eucken weist in seiner ‚Geschichte der philosophischen Terminologie' nach, daß ziemlich junge Verdeutschungen sind diese den früheren Fremdwörtern abgerungenen: Entwicklung, Einteilung, Gegenstand, Gemeinwesen, Genauigkeit, Lehrsatz, schließlich, wahrscheinlich, Wahrscheinlichkeit. Noch der deutschgesinnte Thomasius war so tief in der Fremdwörterei seiner Zeit befangen, daß er für unübersetzbar hielt: *Attention, attent, sublevieren* für unterstützen, *abkopieren* für abschreiben, *Promessen* für Versprechungen, *imprimieren* für einprägen, *präsupponieren* für voraussetzen. Kein einziges dieser Fremdwörter wird mehr gebraucht.

Was ist häufiger, was gilt für unentbehrlicher als *Material, materiell*? Kaum einer würde sich stoßen an der ‚Entwicklung unseres materiellen Lebens'. Und doch schrieb Gneist, sonst ein böser Fremdwörtler, einmal vortrefflich von der ‚Entwicklung unseres Güterlebens' im Gegensatze zum Geistesleben. Er hatte zufällig deutsch, nicht fremdwörterlich gedacht.

Für unersetzbar gelten heute noch *Interesse, interessant, interessieren*. Nie kommen mir diese häßlich klingenden verwaschenen Wörter in die Feder oder auf die Lippen, und nie war ich um eins der hundert guten deutschen Wörter verlegen, deren jedes seine eigne Farbe hat, wie der ärgste Fremdwörtler zugeben muß. Für *interessant* allein kann man je nachdem schreiben: wertvoll, beachtenswert, merkwürdig; — reizend, reizvoll, prickelnd,

entzückend, anziehend, fesselnd, spannend, packend, anregend, ansprechend; — unterhaltend, vergnüglich, ergötzlich; — lehrreich, belehrend, inhaltreich, willkommen, angenehm, hübsch, eigenartig, eigentümlich usw. usw. Indessen der Fremdwörtler sagt überlegen: Was ist das alles gegen meine Zauberformel *interessant*? Goethe hatte die Waschlappigkeit von *interessant* gefühlt, als er es in seinem Götz strich. Über die Vieldeutigkeit von *Interesse* bei Kant vgl. S. 374. Und was bedeutet bei J. R. Lenz: *Das Interesse ist der große Hauptzweck des Dichters*? Erst viel weiterhin entdeckt man: Spannung.

Das Haus Siemens-Schuckert bedient sich schon seit Jahren grundsätzlich nicht mehr des Wortes *Interesse*, etwa in einer Wendung wie *Interessensphäre*, sondern schreibt kühn und gut ‚Belange' (man denke an: Dies ist von keinem Belang), also auch: ‚Kreis unsrer Belange'. Gewiß klingt dies, wie so viele ausgezeichnete Verdeutschungen, auf den ersten Ton ein wenig fremd, was nicht verwunderlich ist nach dem allzu langen Gebrauch des fremden Wortes statt des deutschen; es gilt aber hier wie überall der grundlegende Satz Lessings über alle Verdeutschung: bei Gelegenheit des ersten Gebrauches von ‚empfindsam' statt *sentimental* schrieb er an Bode, was auf S. 236 zu lesen steht.

Ohne *individuell*, fünfmal, zehnmal hingeschrieben, erscheint heute schwerlich ein längerer Aufsatz über Literatur oder bildende Kunst; das Gleiche gilt von *charakteristisch*. Goethe schreibt für beides sehr häufig ‚bedeutend', z. B. in den Wahlverwandtschaften über Luciane: *Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht*. Die Überflüssigkeit von *individuell* in der Wissenschaft beweist Wundt; er schreibt: *Jedes Kunstwerk ist berechtigt, seine individuelle Kritik zu fordern*. Wäre ‚seine besondere (oder eigene) Kritik' weniger oder anderes? Gleich darauf heißt es bei Wundt: *Eine Kunstschöpfung ist, wie jedes Geisteserzeugnis, ein Werk für sich*. Warum nicht auch hier: ein individuelles Werk? Fühlt der Leser nicht, wie viel formelhafter ‚individuell' ist? Gar nicht zu reden von der Ausgedroschenheit des ‚individuell'! — Einen Gipfel erreicht, wie so oft, R. M. Meyer mit seiner *Originalität der Individualität*. Ist dies noch Menschensprache? Daß es keine Schriftstellersprache ist, versteht sich von selbst.

*

In den Xenien Schillers heißt es mehr spitzfindig als geistreich gegen Campe:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutschi.

Der arme Campe erwiderte mit einigen schwachen Gegenversen; er hätte Schillern ganz anders zu schaffen machen können. Wie, wenn er ihn gefragt hätte: Künde mir, Schiller, zuvor, aus welcher Sprache entnommen, Was es darin wohl besagt, wer es zu uns denn gebracht? Oder was hätte ihm Schiller Tristiges entgegnen können auf die Antwort: Wir können im Deutschen auf mindestens zehn gute Arten Pedant ausdrücken, Schulfuchs, Kleinmeister, Kleinigkeitskrämer, Fädchenzähler, Linsenzähler, Mückenseiher, Silbenstecher, Quengler usw., alle sinnenhafter, schärfer, geistvoller als das eigentlich doch unverständliche Pedant. Die Franzosen, die es nicht erfunden, aber zu uns gebracht, haben nur dieses Wort, dessen Anwendung auf die Dauer langweilt. Und zu allererst hätte der kleine Campe den großen Schiller abtrumpfen können: Es fällt mir gar nicht ein, Pedant verdeutschen zu wollen; mag es ruhig bleiben und in späteren Zeiten die paar dann noch übrigen Fremdwörtler bezeichnen. Campe hat nachmals wirklich Schulfuchs für Pedant vorgeschlagen und ist damit durchgedrungen, allerdings ohne Pedant zu verdrängen. Das außerdem von Campe vorgeschlagene Ersatzwort Steifling taugte nicht viel. Neusterdings wurde Peinling empfohlen; welcher bedeutende Schriftsteller wagt es damit? Es würde sich überraschend schnell einbürgern. Oder gehört größerer Mut zu diesem Wagnis als zum Verfertigen von *Egoität, Emotivität, Solipsismus, Intensivierung, Verintensivierung*?

Gildemeister, der leider oft für die seltsamsten Fehlschlüsse genannt werden muß, meinte 1886: ‚Wir würden außerstande sein, den Begriff des englischen *pluck* wiederzu-

geben [müssen wir das unbedingt?], wenn wir das Wort *Courage* verschmähen wollten. *Courage* ist für uns, durchaus nicht im Französischen, der *animalische* Mut, wie ihn tüchtige Jungen und gute Dachshunde zeigen.' Und doch gehört *Courage* heute zu den aussterbenden Fremdwörtern! Und doch haben wir ein, leider oft mißbrauchtes, urdeutsches Wort, das viel treffender und kürzer genau dasselbe besagt wie *pluck*: Schneid. Es ist sogar noch viel besser als *pluck*. Schade übrigens, daß Traute (Traute haben) noch nicht schriftdeutsch ist. Wie merkwürdig aber, daß die Franzosen, die auf Tapferkeit in allen Graden so großen Wert legen, sich keine der fremden Nüanßen angeeignet haben! Hält Gildemeister die Deutschen für verpflichtet, *Courage* aufzunehmen, ei warum hat nie ein Franzose daran gedacht, Mut oder Schneid oder Tapferkeit oder *pluck* zu schreiben, die doch für ihn auch irgendeine neue Farbe haben müßten? So landen wir immer an der Sandbank der Betrachtungsweise: Wir Deutsche leiden an dem krankhaften Reiz, jede kleine fremdsprachige Nebenfarbe eines Begriffes aufzugreifen; keinem Fremden fällt es ein, sich aus dem reichen Farbenschatz des Deutschen eine einzige anzueignen.

In einer Schulgrammatik finde ich als ‚Fremdwörter, die ebenso wenig zu entbehren sind wie die Lehnwörter', bezeichnet: Despot, Tyrann, Demokrat, Pedant, Roman, Pöbel (schon längst Lehnwort), Orchester, Melodie, Satire, Idee, Literatur, Audienz, Möbel (Lehnwort!), Modell, Konzert, naiv, klassisch (schon Lehnwort), marschieren. Das Verzeichnis ist zu lang oder zu kurz: ganz unentbehrlich ist nicht die Hälfte, in gewissen Fällen durch Wechselwörter ersetzbar sind alle; und sollen einmal die fast unentbehrlichen aufgezählt werden, dann dürfen z. B. nicht fehlen: Natur, Musik, Novelle, Lyrik und lyrisch, Drama und dramatisch, tragisch, Tragik, Politik, Kritik, Religion, Oper, Phantasie, Maschine. Nun wohl, nicht eins von allen diesen unentbehrlichen und unersetzbaren steht immer und unterschiedslos z. B. in meiner zweibändigen Deutschen Literaturgeschichte und in meinem Buch über Goethe. In weit mehr als zusammen hundert Fällen habe ich jedes ohne Mühe durch Wechselwörter ersetzt, die ich an ihren Stellen für ebenso gut, ja für wirksamer hielt, und noch nie hat ein noch so strenger Beurteiler meiner beiden Arbeiten mir eine der Stellen gerügt, wo ich solche Verdeutschung vorgenommen hatte; er hat sie wahrscheinlich garnicht bemerkt. Dies liegt sehr weit von Ruhmredigkeit ab; es soll nur durch ein mir besser als Andern bekanntes Beispiel bestätigen, daß ein Schreiber, der sich zum Deutschdenken erzogen, ohne langes Suchen selbst in den scheinbar schwierigsten Fällen von selbst das deutsche Wort findet. Ich wage zu behaupten, daß es einen Unterschied macht, ob man immer und immer von der lyrischen Begabung, der Gabe der Lyrik, der lyrischen Echtheit eines Dichters spricht, oder gelegentlich von seiner Gabe des Gesanges, seinem Liedeston, seiner goldechten Liedesstimme. Leuthold hat noch weit Besseres gefunden: das Tirili der Lerche. Lyrik und lyrisch sind gute Kunstwörter; ausschließlich angewandt, werden sie formelhaft.

Die ungeheure Literatur über das Wesen des Tragischen rührt überwiegend daher, daß ein griechisches Wort gebraucht wird, das an sich für uns gar nichts besagt, denn die wörtliche Übersetzung ‚bocksmäßig' deutet wohl auf den geschichtlichen Ursprung, nicht aber auf den jetzigen tiefen Sinn des Wortes. Die Hunderte von Büchern, die Tausende von Abhandlungen über das Wesen des Tragischen sind im letzten Grunde nichts andres als mühselige und doch fast hoffnungslose Versuche, ein an sich sinnloses Fremdwort so zu erklären, daß alle Welt mit der Erklärung einverstanden sei. Hätte man vom Anfang an ein kernhaftes deutsches Wort für ‚tragisch' gewählt oder geprägt, gleichviel welches — Lessing wäre der Mann dazu gewesen —, so gäbe es zwar immer noch den Streit darüber, ob dieses oder jenes Drama eine echte ‚Tragödie' sei; aber wir hätten dann wenigstens einen festen Begriffsboden des Tragischen. Lessing hätte vielleicht eine schlagende Zusammensetzung mit ‚traurig' (urtraurig, großtraurig, grundtraurig) geprägt, hätte dieses Wort der deutschen Kunstwelt aufgezwungen und vielem wissenschaftlichem Streit, wie so oft nur Wortstreit, ein Ende gemacht. Schon ‚trauerspielig' sagt mehr als *tragisch*, denn dieses sagt gar nichts. Welch ein Glücksfund Schottels war Lustspiel für *Komödie*!

Für unentbehrlich gilt ‚Publikum‘; aber Jahrhunderte hindurch hatte man sich ohne es beholfen, erst 1760 schrieb Gottsched: ‚In Berlin heißt das Ding itzt Publikum‘. Nie kommt mir das häßliche Wort in die Feder, nie bin ich in Verlegenheit um ein besseres deutsches gewesen. Aristoteles begnügte sich durchweg mit ‚Zuschauer‘. — Für ebenso unersetzbar gilt heute ‚Aristokrat‘; es ist nicht vor 1796 nachzuweisen (zuerst bei Jean Paul), Aristokratie nicht vor 1806.

Hieran möchte ich eine sehr notwendige allgemeine Bemerkung über eine der Haupttriebfedern der Fremdwörterei knüpfen. Sie heißt Pennälerei, Lernprotzerei, Schuldünkel, oder, um sie mit einem *Ismus* in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch einzuführen: *Pennalismus*. In Deutschland, mehr als in andern Bildungsländern, herrscht das kindliche Streben, bei jeder Gelegenheit der Welt kundzutun, daß man eine höhere Schule besucht hat. Wer nun gar auf einem ‚humanistischen Gymnasium‘ gewesen, gleichviel ob er es mit dem Reifezeugnis oder mit geknickter Tertianerbildung verlassen hat, — die Welt muß erfahren, daß er in seinen Knabenjahren Latein, Griechisch, Französisch zu lernen gezwungen wurde. Man darf von einem wahrhaft gebildeten Manne fordern, daß er seine Bildung durch den Inhalt dessen, was er schreibt, bekunde und daß er das schlichtstolze Bewußtsein habe, jedermann werde ihm seine höhere Bildung auch ohne die eitlen Mätzchen der Pennälerei anmerken. Der tiefste seelische Grund aber, warum von vielen nicht ganz wertlosen Schreibern gefremdwörtelt wird, ist dieser: sie sind eben trotz allem Dünkel nicht völlig sicher, daß das, was sie zu sagen haben, siegreich überzeugend sei für ihre geistige Bedeutung, müssen also durch läppische kleine Äußerlichkeiten fortwährend ins Gedächtnis rufen, daß sie wenigstens das amtliche Schulzeugnis, die Bildungspapiere, die staatlich abgestempelte Berechtigung zur höheren Bildung besitzen. Die herrlichste Bestätigung dieser meiner Erklärung des Fremdwortdünkels als einer lebenslänglichen Pennälerei erfuhr ich jüngst durch einen Kunstschreiber, den Leiter eines großen Museums. Als ich ihn fragte, warum er in seinen Schriften so arg fremdwörtele, erwiderte er mir stolzentrüstet: ‚Soll ich denn meine akademische Bildung ganz verleugnen?‘ Meine Gegenfrage: Müßte sich nicht Ihre akademische Bildung jedem durch den Gehalt Ihrer Schriften offenbaren? überzeugte ihn nicht. — Ich wünsche lebhaft, meine Erklärung der Pennälerei als ein Hauptkampfmittel in die Streitliteratur über diesen Gegenstand eingeführt zu sehen, besonders das Wort Pennälerei selbst. Es könnte nichts schaden, wenn fortan ‚Pennälerei‘ als Wechselwort für Fremdwörterei Brauch würde, wenigstens in den Kampfschriften der Verteidiger reiner deutscher Sprache als scharfer Keil auf den dummen Klotz ‚Purismus‘.

Nicht unersetzbar sind die meisten Ausdrücke der Sprachlehre. Solange nicht durch die obersten Schulbehörden eine einheitliche Bezeichnung für Deklination, Konjugation, Indikativ, Konjunktiv, Imperfektum, Plusquamperfektum, Nominativ, Akkusativ, Komparativ usw. usw. eingeführt ist, bleibt vielen Freunden reiner Sprache nichts übrig, als mit den römischen Wölfen zu heulen. Nicht unerwähnt sei, daß alle jene gutlateinischen Kunstwörter von den sprachgesunden ‚puristischen‘ Römern bewußt zum Ersatz der griechischen gebildet wurden. *Sermo purus erit et latinus* (Meine Sprache soll rein lateinisch sein) forderte Cicero. — Daß die Schulbehörden wie die Macht so das Recht zur Verdeutschung hätten, steht außer Frage. Jedenfalls darf man schon jetzt überall da, wo allgemeines Verständnis gesichert ist und eine gewisse Übereinstimmung Platz greift, ruhig deutsch schreiben: Hauptwort, Zeitwort, Geschlechtswort, handelnde oder tätige Form, leidende Form (obwohl der silbenstechende Schulfuchs höhnen wird: handelt, tut, leidet denn die Form?), Gegenwart, Zukunft, Beiwort, Umstandswort, Bezugsatz (Relativsatz) usw. Was liegt an solchen Läppereien gegenüber der zunehmenden Verschmutzung der Urbegriffe der Sprache?

In allen früheren Auflagen dieses Buches bis zum Jahre 1920 hatte ich, aus überflüssiger Rücksicht auf den an allen unsern höheren Schulen herrschenden Gebrauch der lateinischen Kunstausdrücke für den Unterricht in der deutschen Sprache die Begriffe der Sprachlehre wechselweise reindeutsch oder schulmäßig lateinisch bezeichnet. Gegen meine

selbstverständliche Überzeugung, daß es ein unhaltbarer Zustand ist, deutschen Kindern den Unterricht im Deutschen, aber ebenso den in fremden Sprachen, mit lateinischer Kunstsprache zu erteilen. Schon in meinem Buche ‚Gutes Deutsch' habe ich jedes fremde Kunstwort mühelos durch leichtverständliche deutsche Ausdrücke ersetzt, und in dieser umgearbeiteten Ausgabe meiner Deutschen Stilkunst bin ich durchweg demselben Grundsatz gefolgt: über die Sprache, nun gar über die Muttersprache, soll man nur in der Muttersprache reden. Ich bin sicher, daß kein deutschgesinnter Leser sich über meinen deutschen Sprachgebrauch beklagen wird; undeutsch gesinnte kommen nicht in Betracht.

Über das selbstverständliche ‚Schrifttum' für *Literatur* wird von den Fremdwörtlern gehöhnt: Puristerei! Das Deutsche muß sich allemal gefallen lassen, von Deutschen verhöhnt zu werden. Die anmaßlichen Verhöhner wissen nicht, daß *Literatur* einst selbst nur eine gesunde Puristerei der Römer war: *Grammatice, quam in Latinum transferentes Literaturam vocaverunt* (Quintilian 2, 1, 4).

Vielleicht am schwierigsten auszumerzen sind solche Ausdrücke des täglichen Lebens wie Adieu, Pardon. Das letzte wird schon mehr und mehr durch Verzeihung, Vergebung verdrängt; Adieu ist hartnäckiger, denn es kann sich stützen auf eine Umformung wie Ade, das schon Lehnwort, sogar in der Poesie, geworden ist. Und dennoch, wie schön, wenn es mit der Zeit gelänge, was andern germanischen Völkern gelang: uns auf Deutsch zu begrüßen: Grüß Gott! und auf Deutsch zu verabschieden: Guten Tag! Guten Abend! — oder Fahrwohl! gleich dem skandinavischen *fär vel*, dem englischen *good bye*. — [Mein Wunsch ist im Weltkrieg erfüllt worden: *Adieu* ist so gut wie verschwunden. Für wie lange?]

Vierter Abschnitt.

Sprachmenger und Puristen.

Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?

Den Unterzeichneten liegt es fern, den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen. (‚Erklärung von 1889'.)

O ja, weltenfern, denn es gibt in Deutschland nur eine Art verwerflicher Sprachmengerei: die aller Andern; die eigne heißt: notwendige Nüankße oder Freiheit der Wissenschaft. Der Leser kennt diese Art des Urteils über die Fremdwörter schon zur Genüge und weiß, was von ihr zu halten ist. Noch jeder Fremdwörtler hat sich einmal hochbrüstig gegen den ‚Überschwang der Sprachmengerei' erklärt, doch immer nur gegen den der Andern; keiner hat unbedingte Fremdwörterfreiheit gefordert, außer für sich. In der berüchtigten ‚Erklärung von 1889', die ein Wissenschafter verfaßt, ein zweiter Wissenschafter veröffentlicht hat, fehlt jedes Wort über die Fremdwörtelei der Wissenschaft, wird nur die aller andern Berufe mit verblendeter Anmaßung beseufzt.

Gildemeister, der zwar eine Menge überflüssiger Fremdwörter schrieb und noch mehr verteidigte, als er selber schrieb, aber bei weitem nicht zu den schlimmsten Fremdwörtlern gehörte, Gildemeister erklärte: ‚Die geschmacklose Sprachmengerei, die im 17. Jahrhundert in unsrer Literatur vorherrschte, gebe ich ohne weiteres der Verdammnis preis.' Warum? Die heutige wissenschaftliche Literatur weist mindestens so viel geschmacklose Sprachmengerei auf wie die des 17. Jahrhunderts; nicht die Zahl, nur die Auswahl der Fremdwörter hat sich geändert. Jeder eifrig welschende Verteidiger der Fremdwörter schilt ihr sogenanntes Übermaß; ach wenn er uns nur ehrlich sagen wollte, wo das Maß aufhört, das Übermaß beginnt. Jeder denkt sich's, schämt sich nur, es frei zu bekennen: Das Maß hört auf, wo der Andre anfängt; das Übermaß beginnt, wo ich ende. Gildemeister, immerhin der kenntnisreichste und geistvollste unter den Verdammern und Verteidigern des Fremdwortes, schreibt: ‚Durchaus verwerflich, ja geradezu scheußlich ist es [alle Andern sind immer ‚scheußlich'], wenn das Fremdwort in die lediglich konstruktiven Teile des Satz-

baues eindringt. In einem ganz ernsthaft gemeinten Geschichtswerk lese ich: Eine Politik *à la* Bismarck [vgl. S. 223 über Röthe] ... Eine Batterie lag oberhalb Ehrenbreitstein, fast *vis-à-vis* von Mainz .... Der Aufwand belief sich auf eine Million *per* Woche.' Gildemeister nennt dies ‚die Sprache eines Musterreiters, eines Oberkellners oder eines Feldwebels'. Ich bin der gleichen Ansicht und habe ein gutes Recht dazu; Gildemeister hat keins. Die konstruktiven Teile des Satzbaues — er meint die Formwörter — sind doch nicht annähernd so wichtig wie die Begriffswörter; wie kann also der Verteidiger von zahllosen Begriffsfremdwörtern die paar fremden Formwörter, denn mehr sind es noch nicht, verwerflich und scheußlich nennen? Ist es scheußlicher, zu schreiben: ‚mir *vis-à-vis*' als ‚mein *Vis-à-vis*'? Beides ist, wenn doch so hart geurteilt werden soll, gleich verwerflich und scheußlich.

Nichts Belustigenderes für den Geschichtschreiber des Sprachgemengsels als die Splitter- und Balken-Richterei der Verteidiger des ‚maßvollen Gebrauches der Fremdwörter', nämlich des lieben ihrigen; der Verdammer des Überschwanges des Sprachgemengsels, nämlich der Andern. Noch jeder von denen, die in dieser Art über die Fremdwörterfrage schrieben, verfiel der unfreiwilligen Possenhaftigkeit. Schleiermacher schalt einst mit leidenschaftlichen Worten die ‚französisch-deutsche Doppelzüngigkeit' und schloß mit dem höchsten Trumpf: ‚*Keine Duplizität!*' Der Fremdwörtler Friedrich Schlegel, den die Franzosenzeit halbwegs entschuldigt, eiferte in den Heidelberger Jahrbüchern von 1808 gegen die Fremdwörter im Wilhelm Meister und schloß: ‚Goethe hätte das alles sagen können, ohne zu der barbarischen *Avantage* (?) ausländischer Redensarten seine Zuflucht nehmen zu müssen.' Und einer der größten Verdammer der Fremdwörterei der Andern, R. M. Meyer, der Verfasser der ‚kriminellen Verbrechen', der ‚charakteristischen *note personelle*', des *coin de la nature* in der Lyrik, des *trompe d'oeil* in der Literatur, der *Teichoskopie* Gottfrieds von Straßburg, der *Originalität der Individualität*, des *providentiellen Moments*, der *Topik und Heuristik der Probleme* (dies in einem Buch über deutschen Stil!), entrüstete sich tief: ‚Wir empfinden es als eine Verleugnung der Muttersprache, wenn ein Deutscher sie wie eine fremde Sprache behandelt.' Ja er schwingt sich zu so grausamer, doch wohl übertrieben grausamer Selbstanklage auf: ‚Das Häufen fremdsprachlicher Ausdrücke ist barbarisch wie die Tracht eines mit Zylinder, Cotillonorden und Sporenstiefeln ausgestatteten nackten Negers.' Dieser Neger geht über meinen Zigeuner.

In einer Besprechung dieser ‚Deutschen Stilkunst' verteidigte R. M. Meyer die Fremdwörter mit außergewöhnlicher Oberflächlichkeit: ‚Selbst ein scheinbar entbehrliches Fremdwort kann da, wo es steht, unentbehrlich sein [er meinte: dem zum Gebrauch reiner deutscher Sprache unfähigen Fremdwörtler unentbehrlich scheinen], weil es eine besondere Schattierung des Begriffs enthält; weil es eine besondere Klangwirkung bringt; weil es bestimmte Assoziationen erweckt; weil es Abwechselung schafft.' Diese abgedroschenen Gründe reichen nicht aus; vor allem fehlt der Hauptgrund: Weil es die Kenntnis fremder Sprachen beweist oder vorspiegelt. Außerdem nenne ich noch einige andre ‚Weil': Weil der Schreiber im Deutschen zu unwissend ist, um alle jene wünschenswerte Dinge mit den Mitteln seiner Muttersprache auszudrücken; weil er durch seine sprachliche Verbildung von früher Jugend an unfähig geworden, das zu leisten, was alle gute Schreiber aller andern Bildungsvölker fertigbringen: jede Begriffsfarbe, jede Klangwirkung, jedes Mitklingen eines Gedankens, jede Abwechselung mit den Mitteln der Muttersprache zu erzeugen. Natürlich antwortet der Fremdwörtler, — und wenn er nicht so antwortet, so denkt er sich's: ‚Die deutsche Sprak ist eine arm Sprak, eine plump Sprak; sie ist völlig unzulänglich, meinem erhabenen Gedankenfluge zu folgen, meine unübersehbaren Begriffsfärbungen wiederzugeben, die in meinem innern Ohr schwingenden geheimnisvollen Klänge und Mitklänge ertönen zu lassen. Die deutsche Sprak ist vielleicht für deutsche Dichter zur Not ausreichend; für den Mann der Wissenschaft aber so unzulänglich, daß nur die Sprachkenntnisse eines Mezzofanti annähernd genügen, um die herrliche Kunstprosa hervorzubringen, um die uns bekanntlich

die Völker des Erdenrundes beneiden.' Die Erwiderung hierauf steht bei Leibniz (vgl. S. 193).

Ich schalte bei dieser Gelegenheit nachträglich eine allgemeine Bemerkung über den Haupteinwand der unbelehrbaren Fremdwörtler ein, die ich ursprünglich in meinem Buche nicht machen zu müssen glaubte, weil ich sie für allzu selbstverständlich hielt und das Verständnis der Fremdwörtler überschätzte. — Die am häufigsten gehörte Verteidigung der Fremdwörterei lautet so: Die deutsche Sprache kann dieses unentbehrliche Fremdwort nicht ausdrücken; sie kann es entweder gar nicht, oder doch nicht so gut, so schön, so kurz, so klar, so bestimmt, so scharf, so farbig usw. ausdrücken; folglich muß ich armer Sprachmeister mit meiner überwältigenden Gedankenfülle, der ich nach höchster sprachlicher Vollkommenheit, nach der Akme linguistischer Perfektion strebe, zu meinem schmerzlichen Leidwesen unbedingt dieses Fremdwort, und in tausend ähnlichen Fällen tausend andre Fremdwörter benutzen. — Ich rate jedem Leser, einem solchen Verteidiger der Fremdwörter mit der äußersten innerhalb der Grenzen der Höflichkeit noch gestatteten Grobheit zu antworten, etwa so: Mit welchem Recht nimmst du, der berufsmäßige Gewohnheitsfremdwörtler, dir heraus, irgend etwas über die Leistungsfähigkeit der deutschen Sprache auszusagen? Hast du jemals den ernsten Versuch gemacht, den unausschöpfbaren Reichtum deutscher Sprache durch die Tat zu erproben? Bist du nicht vielmehr durch deine schlechte Spracherziehung überhaupt außerstande, dich in reinem Deutsch auszudrücken? Fallen dir nicht, nach der Sprachverluderung eines halben Lebens, in Hunderten, in Tausenden von Fällen zuerst die fremden, dann erst, wenn überhaupt, die deutschen Wörter ein? Rede also gefälligst nicht mehr im Namen der deutschen Sprache, von der du aus ernster eigner Übung weniger weißt als von dem fremdwörtelnden Kauderwelsch, dieser deiner wahren Denk- und Schriftsprache; sondern sprich nur das aus, was ist, nämlich dieses: Ich, August Pieske, oder meinethalben germanistischer Professor Dr. August Pieske, habe von frühauf nur Fremdwörterdeutsch, nicht reines Deutsch geschrieben; habe niemals mit ernstem Kunstwillen, wie die gelehrten Schreiber andrer Völker, mich bemüht, mit den unübersehbar reichen Mitteln meiner Muttersprache alles auszudrücken, was ich in meiner Abgrundweisheit an weltumwälzenden Gedanken erzeuge; habe also einfach nicht die Übung, die zu aller Kunst unerläßlich ist, muß mich daher notgedrungen mit den geläufigen Allerweltsformeln der Fremdwörtersprache behelfen.

*

Der Kampf mit den Verteidigern der Fremdwörter ist darum so widerwärtig, jedenfalls so unfruchtbar, weil man fast durchweg mit Männern zu kämpfen hat, die immer wieder die hundertmal wissenschaftlich widerlegten Scheingründe vorbringen, ohne eine Ahnung von der widerlegenden Literatur zu haben. Die Seichtheit, ja man muß sagen die Unwissenheit der meisten Gegner in dieser wichtigen Stilfrage ist erschreckend. Selbst die Schriften von Gildemeister und Rümelin, zu schweigen von den vielen unbedeutenden Vorkämpfern der Sprachmengerei, z. B. Röthe, Cauer, H. Delbrück, beweisen, daß sie die grundlegenden Arbeiten über die Fremdwörter: von Riegel, Dunger, Sarrazin, R. Hildebrand, Fr. Kluge, Behaghel, Trautmann, Streicher usw. nie zur Hand genommen, die gründlichsten Aufsätze von Fachgelehrten in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins und ihren Wissenschaftlichen Beiheften nie gelesen, ja nicht einmal die Satzungen des Vereins ruhig geprüft hatten, den sie bekämpften. Kein unbefangener Würdiger der beiderseitigen Literatur kann bestreiten, daß die größere Sachkenntnis und Gründlichkeit bei den Gegnern der Welscherei ist. Wurde doch von mehr als einem Unterzeichner der Erklärung von 1889 nachmals reuevoll bekannt, daß er vor der Preisgabe seiner Unterschrift weder die Satzungen des Sprachvereins noch eine von dessen Schriften gelesen hatte!

Noch in einem wesentlichen Punkte unterscheiden sich die Verteidiger und die Gegner des Welsch aufs schärfste. Jene kämpfen mindestens ebenso sehr für die Person, nämlich die eigne, wie für die Sache; diese ausschließlich für die Sache. Die Verteidiger des Welsch können überhaupt nicht ohne Fremdwörter schreiben, verteidigen also mit ihnen ihre persön-

liche Stilgewohnheit. Sie fühlen, daß es um den Wert aller ihrer Schriften, also ihres geistigen Lebenswerkes, geschehen wäre, wenn die Sprachreinheit siegen sollte. Die Gegner der Sprachmengerei dagegen haben garnichts zu verlieren, wenn sie scheinbar unterliegen sollten: so weit sind wir doch selbst in Deutschland noch nicht, daß ein Schriftsteller, der etwas Rechtes in reiner Sprache vorträgt, darum als minderwertig erscheint. Im Gegenteil: die ganze deutsche Literaturgeschichte zeugt für den Dauerbestand des saubern Stils, für den sichern Untergang aller über ein sehr bescheidenes Maß welschenden Bücher. Was gibt es Leichteres, als es den Welschern gleichzutun? Wie man mühelos gelehrttuerisch fremdwörteln kann, glaube ich mit einigen Scherzbeispielen bewiesen zu haben. Sein Geschreibsel mit hochtönenden, anscheinend tiefsinnigen Fremdbrocken aufzuputzen, mit der Kulturendosmose, der literarischen Teichoskopie, der antiprometheischen Weltanschauung, der sensiblen Emotivität, der charakteristischen *note personelle* oder selbst der individuell differenzierten Psyche, der subtil analysierenden Ethik, der subjektivistischen Suggestibilität — ja wer sich solcher Schaumschlägerei und Sprachquacksalberei nicht schämte, wie großartig könnte der dastehen! Der Stil der Fremdwörtler ist zum großen Teil ein müheloses Abdrücken ungefühlter Gummistempel, also unpersönlicher Dutzendstil. Der des saubern Schreibers, so schlecht oder so gut er sonst sein mag, ist in jedem Falle das Ergebnis strenger Arbeit an sich selbst; denn in Deutschland ist fast jeder Schreiber kraft seiner Erziehung zu Beginn ein Fremdwörtler, und der reine Schreiber hat, wenn garnichts andres, doch dies mit der Kunst gemein, daß er Fleiß an sein Werk gesetzt, Andacht zum Kleinen geübt, sorgsam jeden Ausdruck gewählt, nicht die fertigen abgenutzten fremden Formeln nachgestammelt hat.

Hören wir den hervorragendsten unter denen, die sich im letzten Menschenalter schützend vor die Fremdwörterei gestellt haben: wiederum Gildemeister, den geistvollen Schriftsteller, den mit Recht bewunderten Verdeutscher fremder Dichtungen, der Übersetzergilde Meister, wie sein Freund Paul Heyse ihn fein genannt hat. Und hören wir ihn mit seinen allerstärksten Gründen, die sich gesammelt finden in dem Aufsatz von 1886: ‚Der Kampf gegen die Fremdwörter' (in seinen ‚Essays'). Auf einiges wurde schon an verschiedenen Stellen hingewiesen (S. 214 und 239). Sein vermeintlich bester Einwand lautet: ‚Wenn ein guter Schriftsteller ein Fremdwort vorzieht, hat er gewiß einen guten Grund dafür.' Dies trifft leider nur in seltnen Ausnahmefällen zu; in den allermeisten handelt der gute wie der schlechte Fremdwörtler aus gleichem Beweggrunde: aus dem der Gewohnheit eines Menschenlebens. Er zieht überhaupt nichts vor, denn er wählt gar nicht, sondern das Fremdwort kommt ihm, wie unzähligen Andern, zuerst als das natürlichste in den Sinn, und er streicht es nur, nachdem er derb auf dessen Erbärmlichkeit hingewiesen worden. Daß dies tatsächlich so ist, beweist das Beispiel eines unsrer besten Prosaschreiber, Gustav Freytags, der erst durch den Kampf des Sprachvereins auf das Übermaß der entbehrlichen Fremdwörter sogar in seinen Schriften aufmerksam gemacht wurde und dann viele Hundert durch bessere deutsche Ausdrücke ersetzte: er hatte eben beim ersten Hinschreiben ohne guten Grund ein Fremdwort vorgezogen. Und Freytag war nicht der Mann, nicht der Schriftsteller, der sich aus Furcht vor dem Urteil eines noch so mächtigen Vereines zu solcher Säuberung verstanden hätte; er war vielmehr, um die Worte der Erklärung von 1889 einmal richtig anzuwenden, durch ‚verständige Rede und Schrift von berufener Seite auf den verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter' hingewiesen worden. So handelte ein wahrhaft bedeutender Mensch und Künstler zum dauernden Gewinn für seine Werke; die unbedeutenden hielten unverbrüchlich an jedem ihrer Fremdwörter fest.

Es gibt also gemäß Gildemeisters allgemeinem Ausspruch nur die eine Möglichkeit: alle in diesem Buche mit widerwärtigen Proben vertretenen Schriftsteller, von denen der mildeste Beurteiler zugeben muß, daß sie ohne guten Grund, ja ohne irgendeinen vernünftigen Grund, vielmehr nur aus nachlässiger Gewohnheit das Fremdwort dem deutschen Ausdruck vorgezogen haben, sie alle sind schlechte Schriftsteller. So weit gehe nicht einmal ich, denn so mancher macht durch andre glänzende Eigenschaften seines Stils die schlechte

welschende Spracherziehung beinah wett oder versöhnt uns durch den ungewöhnlich wertvollen Inhalt bis zu jenem Grade, wo uns die Form zwar noch stört, doch nicht mehr das Lesen verekelt. Ich hoffe, der Leser wird längst gemerkt haben, daß ich Unterschiede mache zwischen Fremdwörtlern und Fremdwörtlern, z. B. zwischen einem Schriftsteller wie Gildemeister, der nur zuweilen überflüssige Fremdlinge einmischt, und einem wie Lamprecht, der in den letzten Bänden seiner Deutschen Geschichte kaum einen längern Satz in reinem Deutsch hinschreibt.

Hier noch ein Beispiel grade aus Gildemeister. Er fährt über den angeblich mit ‚gutem Grunde' das Fremdwort vorziehenden Schriftsteller fort: ‚Er wählt zwischen fremden und einheimischen Worten genau (?) nach demselben Prinzip, nach welchem er auch zwischen mehreren deutschen Worten wählt.' Hat etwa Gildemeister nach diesem Prinzip ‚Prinzip' gewählt? Will jemand, der Latein und Deutsch kennt, wirklich behaupten, aber ohne Haarspalterei und Phrasenmacherei, daß der geringste erkennbare Unterschied zwischen Grundsatz und Prinzip besteht? Und sollte Grundsatz sich nicht vollkommen ‚decken', — ist Prinzip auch durchaus verschieden von Urgrund, Leitgedanke, Leitsatz, Richtschnur, Grundgedanke, Geschmacksgrund, Kunstanschauung usw., so daß noch von einem ‚guten Grunde' des Vorziehens des Fremdwortes die Rede sein kann? Gildemeister hat ‚Prinzip' keineswegs nach sorgfältiger Wahl zwischen dem einen fremden und den vielen deutschen Wörtern vorgezogen, sondern weil es ihm durch die Gewohnheit bequem zur Hand war und von selbst in die Feder floß. Mit ‚Prinzip' steht es nicht um ein Haar besser als mit hundert andern Allerweltswörtern.

‚Wenn irgendwo Autoritäten gelten, gelten sie auf diesem Gebiet', heißt es bei Gildemeister: mit den Autoritäten meint er unsre Klassiker. Über diese als Autoritäten, also als Vorbilder, für den heutigen Sprachgebrauch, wurde schon mehr als einmal ausführlich gesprochen; die Autorität des Größten wird im nächsten Abschnitt zusammenhängend geprüft. Immer wieder aber muß gesagt werden: so schwer das Gewicht unsrer Klassiker für die Grundfragen der Sprachform und des Stiles wiegt, — grade in dieser einen Frage, der Fremdwörterei, dürfen uns als Lehrer nicht Schriftsteller gelten, die, im französischen Zeitalter erzogen, sich selbst erst mit gewaltigem innerem Ringen sprachlich aus fremdem Joche hatten erlösen müssen. Nicht der lächerlichste Fremdwörtler von heute dürfte noch die zahlreichen einzelnen Fremdwörter, ja die vielen zusammenhängenden fremdwörtelnden Wendungen wagen, die Goethe und Schiller in aller Unschuld niederschrieben, ohne uns dadurch weniger verehrungswürdig zu erscheinen. Es ist ein gewisser Unterschied, ob ein heutiger Germanist vom *providentiellen Moment* in Goethes Leben, oder ob Goethe über Winckelmann schreibt: *Wir finden bei ihm das nie nachlassende Streben nach Ästimation und Konsideration.* So wie Goethe schrieben, ja so sprachen die gebildetsten Menschen des 18. Jahrhunderts; so aber darf heute nicht mehr der Musterreiter, der Oberkellner, der Feldwebel schreiben, von denen Gildemeister angesichts der Sprache vieler wissenschaftlicher Männer mit durchaus nicht gerechtfertigter Verachtung spricht. Ja so darf heute kein noch so gelehrter Professor, kein noch so berühmter Germanist mehr schreiben. Wenigstens keiner, ohne uns als alberner Geck zu erscheinen. Was aber für uns Lebende vielleicht das Wichtigste: keines aller jener Goethen und Schillern so geläufigen Fremdwörter hat sie beide lange überlebt! Wie hohle Wortmacherei ist uns nach solchen Beispielen — wenigen aus den Hunderten, die möglich wären — der gedunsene Satz in der ‚Erklärung' von 1889: ‚Unsere durch die Freiheit (die der Fremdwörter?) gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich (!) das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer (?) Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.' Warum aber überhaupt erst eine Hochflut von Fremdwörtern sich ruhig über unsre Sprache ergießen lassen? Und wo ist er denn, dieser bereichernde Gewinn nach der Fremdwörterhochflut des 18. Jahrhunderts? Wie heißen denn die wunderbaren dauernd am Leben gebliebenen Fremdwörter für die angeblich nagelneuen Begriffe, die sich das Deutsche aus dem eignen Reichtum zu schaffen unfähig gewesen wäre?

Gildemeisters Beispiele und Beweise kranken durchweg an dem seltsamen, freilich von den meisten Welschern begangenen Fehler, daß er, um die Unentbehrlichkeit irgendeines Fremdwortes zu erweisen, diesem ein einziges beliebig herausgegriffenes, eben nicht entsprechendes deutsches Wort gegenüberstellt und dann fragt: Müssen wir also nicht das Fremdwort beibehalten? Er, der sprachgewandte Übersetzungsmeister, besann sich in solchen Fällen niemals auf die Fülle guter deutscher Wörter, die uns sonst noch zu Gebote stehen. Er will z. B. durchaus Kanone beibehalten, denn: ‚Feuerschlünde klingt mir zu gespreizt für die schlichte Kanone'. Ja, wer schreibt denn Feuerschlünde für Kanone? Doch nur der Dichter; in der Dienstsprache heißt es schon seit mehr als einem halben Jahrhundert Geschütze, nur so z. B. in Moltkes Werken. Die Kanone ist aus der Prosa so gut wie verschwunden und grade durch diese Seltenheit wieder zum Dichterwort geworden.

Das Erstaunlichste aber an Gildemeister, dem außergewöhnlichen Sprachenkenner, ist seine Blindheit gegen den offen vor Augen liegenden Zusammenhang der Welscherei mit dem Abstumpfen des sprachlichen Feingefühls, dem Mißachten der Sprachgesetze, kurz mit dem grade von ihm so eindringlich geschilderten Verludern der Sprache. ‚Es ist rätselhaft', schreibt er, ‚wie es zugeht, daß die deutsche Sprache in den Urzeiten und das Mittelalter hindurch höchst korrekt und sauber die logischen Kategorien unterschied, . . . für die Komparativfälle ‚denn', für die Vergleichung ‚als', für die Frage ‚wie' hatte und niemals eine mit der andern verwechselte, . . . und wie dann in einem Zeitalter höherer Bildung, im Jahrhundert der Reformation, auf einmal eine Verwirrung dieser schönen Ordnung eintrat.' Rätselhaft hieran ist einzig, daß es für Gildemeister ein Rätsel war. Die höhere Bildung mit ihrem lateinischen Blutgift im Jahrhundert der Reformation, ihrem französischen im 17. Jahrhundert, die aus beiden zusammenfließende Verseuchung durch die Fremdwörtelei aller Schreibenden — was gibt es da noch zu enträtseln? Gildemeister hatte den Finger auf die Wunde gelegt und fühlte sie nicht.

Rümelin verdient geringere Beachtung als Gildemeister; seine dürftigen Kenntnisse in den lebenden Fremdsprachen und die gar zu bequeme Art der Behandlung unsrer Frage machen die Auseinandersetzung mit ihm allzu leicht. Er glaubt an eine unwiderstehliche ‚Naturkraft', die der deutschen Sprache so viele Fremdwörter zugeführt habe. Ach, wir kennen die Naturkräfte, die im 16. und 17. Jahrhundert Deutschland mit Fremdwörtern überschwemmt haben: Ohnmacht des völkischen Bewußtseins und Dünkel der Gelehrtenkaste. Von diesen Naturkräften ist die eine heute nicht mehr mit gleicher Stärke wie ehedem am Werke, die andre vielleicht noch wirksamer als in früheren Jahrhunderten. Eine in der deutschen Sprache selbst waltende Naturkraft der Fremdwörtelei gibt es nicht.

Was aber sagen die Leser zu Rümelins stärkstem Beweisgrund für die Unschädlichkeit, ja Nützlichkeit der Fremdwörter: ‚Ich fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf (!) ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Tee oder französischen Wein trinke!' Das heilige innerste Leben und Weben der Menschenseele verglichen mit dem gleichgültigen Plunder, der unsre Haut wärmt, unserm Gaumen einen vorübergehenden Reiz verschafft. Welch eine Auffassung vom Wesen der Sprache, von ihrer Rolle im Geistesleben! Bei solcher Gesinnung wäre es das Natürlichste, doch lieber gleich das australische Englisch oder das Französisch von Bordeaux als Landessprache anzunehmen: auf diese Weise bekämen die Welscher endlich wenigstens eine reine Sprache. Geistreicher als Rümelin läßt Horaz (in der 10. Satire) einen römischen Sprachgecken seine griechischen Fremdbrocken verteidigen: ‚daß der Falerner mit Chioswein gemischt noch besser schmecke'. Aber es gibt ja Deutsche genug, die den Gedanken Rümelins fortspinnend, mit der erhabenen *internationalen Geste* erklären, ihr deutsches Gewissen fühle sich um kein Haar mehr belastet, wenn sie ihre Steuern an die französische Regierung abliefern, als wenn sie das an die deutsche tun. Diese Gesinnung hat uns teures deutsches Land gekostet, — sie wird uns noch mehr kosten.

*

Ein Satz Gildemeisters leite uns hinüber zu einer andern Verteidigung der Fremdwörter. Er, wie übrigens alle Verteidiger, beruft sich auf die Fremdwörter der andern Völker, besonders der Franzosen und Engländer, und führt z. B. aus einem wissenschaftlichen Aufsatz der *Revue des Deux-Mondes* an: *problème, économie, caractères, idées, puéril*, die er als Fremdwörter bezeichnet, weil sie nicht dem lateinischen oder griechischen Sprachschatz entstammen, aus dem die alten Gallier beim Formen ihrer neuromanischen Sprache vor bald zwei Jahrtausenden schöpften. Hätte sich Gildemeister an einen lebenden Franzosen, selbst an einen weniger gebildeten, gewandt, statt nur sein geschichtliches Wörterbuch des Französischen zu befragen, so hätte er gehört, daß keines jener Wörter in Frankreich als unfranzösisch empfunden wird. Selbst der Ungebildete sagt alltäglich: *C'est un problème difficile ... Elle ne fait pas d'économies ... Quel vilain caractère ... Il a des idées ... C'est puéril.* Er weiß ganz genau, was jedes der Wörter bedeutet, wenn er auch nicht ihren lateinischen oder griechischen Ursprung nachweisen kann, so wenig wie der nicht sprachwissenschaftliche Deutsche den griechischen von Tisch, den lateinischen von Keller. Ein Franzose würde den deutschen Sprachgelehrten auslachen, der ihm sagte, *économie, idée, caractère* usw. sind Fremdwörter.

Indessen es ist wahr: es gibt im Französischen und im Englischen eine Anzahl wirklicher Fremdwörter, weit überwiegend streng wissenschaftlicher, die der ungebildete Franzose und Engländer als nicht echt französisch und englisch empfindet. Aber auch die gelehrten Franzosen und Engländer machen keinen Versuch, diese Fremdlinge einzubürgern, sondern heften ihnen das Fremdenschild durch den *Cursiv* Druck an. Gegen ein Fremdwort der Gesandtschaftssprache wie *le Hinterland* lief jüngst die französische Presse Sturm, und gegen die Fremdwörterei gewisser Pariser Gigerl, die sich mit ihrer Kenntnis einiger englischer Brocken spreizen, hat sich sofort ein Sprachschutzverein gebildet. Es ist ferner ein gewaltiger Unterschied, ob eine Sprache wie die französische mit ihrem zu mehr als 99 vom Hundert lateinischen Wurzelbestande noch ein paar lateinische oder selbst griechische Wörter in den wissenschaftlichen Fachgebrauch aufnimmt, oder ob die reine deutsche Sprache, die ‚Hauptsprache', wie man sie, stolz auf ihre Urreinheit und im Gegensatze zur französischen und englischen Mengselsprache, im 17. Jahrhundert nannte, ob sie Tausende von durchaus fremdklingenden Wörtern aus fast allen Sprachen Europas für die einfachsten Begriffe in die Rede der Wissenschaft wie des Alltages stopft, ja bei dieser Manscherei selbst vor den Urbegriffen nicht Halt macht. Freilich, für eine so naturwidrige Krankheit wie das fremdwörtelnde Gemauschel muß die französische Sprache sich ein deutsches Wort borgen: *‚L'Auslaenderei est encore un défaut des Allemands'*, schrieb vor Jahren die *Revue critique*. Auch dem Engländer, trotz seiner halb germanischen Sprache, sind die romanischen Laute in Stämmen und Endungen seit bald einem Jahrtausend so geläufig, daß ihm ein paar mehr oder weniger neue lateinische Eindringlinge auf *ation, ition, ution, ible, able* usw. nichts ausmachen. Daß man aber selbst in England von der gelehrttuerischen Sprachmengerei nichts wissen will, wurde schon bemerkt. In einer eingehenden Untersuchung über ‚die deutschen Wörter im Englischen' (von A. Heinrich in der Zeitschrift ‚Die neueren Sprachen', 1913, Band 20) wird festgestellt, daß das große Oxforder Wörterbuch ganze 80 deutsche Wörter aufführt, daß davon jedoch etwa 60 nur äußerst selten von einem Engländer gebraucht werden. Und da dichtet der welschende Germanist G. Röthe dem Englischen und Französischen, in denen beiden er gleichmäßig unwissend ist, mehr Fremdwörter an, als es im Deutschen gibt! Er weiß nicht, daß für die beiden aus dem Romanischen beliebig schöpfenden halb oder ganz romanischen Sprachen von romanischen Fremdwörtern überhaupt nicht gesprochen werden darf. Es muß wiederholt werden: Stände es um die deutsche Fremdwörterei nur so wie um die französische oder englische, so spräche bei uns kein Mensch darüber.

Aber der ‚Kulturzusammenhang der Welt'! Um seinetwillen darf das Deutsche angeblich nicht auf seine hunderttausend Fremdwörter verzichten. Mit dieser hohlen Phrase haben die Fremdwörtler ja seiner Zeit Eingeschrieben und Postlagernd bekämpft, die an-

geblich ‚kosmopolitischen Wörter' *Rekommandiert* und *Posterestante* verteidigt (vgl. S. 255). Hören wir Rümelin in seiner ‚Berechtigung der Fremdwörter' (1887): ‚In der höheren Technik, in der technischen Chemie, den Ingenieurwissenschaften arbeiten, vielleicht noch mehr als in den akademischen Disziplinen' (er meint Fächern, Zweigen, Gegenständen, Berufen, Gebieten; wählt aber, aus welchem ‚guten Grunde' wohl?, das Fremdwort) ‚stets die besten Köpfe aller Völker wetteifernd an den gleichen Problemen (!) und bedürfen dazu einer gemeinsamen Terminologie'. Sie bedürfen ihrer nicht und — sie haben sie nicht! Die besten Köpfe der gewerblichen Wissenschaften kennen fast alle mehr als eine Sprache; selbst die Franzosen und Engländer lesen die wichtigsten Bücher und Aufsätze ihrer Fachgenossen in den zwei fremden Hauptsprachen, müssen sie in diesen lesen, weil mit seltnen Ausnahmen keine Übersetzungen erscheinen, nicht zu erscheinen brauchen, da kein Bedürfnis besteht. Doch wäre das selbst anders: muß der deutsche Chemiker oder Maschinenbauer französische und englische Fremdwörter in Massen anwenden, damit ein zurückgebliebener Franzose und Engländer ihn verstehe? Aber dieser Franzose und dieser Engländer müssen ja außer der ihnen vielleicht geläufigen ‚gemeinsamen Terminologie' so viel Deutsch können, um alles andre außer den Fremdwörtern zu verstehen! Und der ausländische Fachmann, der es so weit gebracht, sollte nicht die paar Fachausdrücke in deutscher Sprache hinzulernen?

Aber das ganze Gerede von der gemeinsamen Terminologie, will sagen Fachsprache, ist ja nichts als beweisloser Wortdunst. Nehmen wir die Gewerbswissenschaft, die heute stolz an der Spitze des schaffenden Völkerlebens schreitet: die der Anwendung des elektrischen Stromes. Ich stelle einfach die Hauptbegriffe in den drei Hauptsprachen aus einem Fachwörterbuch nebeneinander:

Draht, *wire, fil*
Birne, *bulb, ampoule*
Glühlampe, *glow lamp, lampe à incandescence*
Sammler, *storage battery, accumulateur*
Klemme, *terminal, borne*
Strom, *current, courant*
Drehstrom, *rotatory current, courant tournant*
Gleichstrom, *direct current, courant continuel*
Wechselstrom, *shuttle current, courant inverse*
schalten, *join up, grouper*
Schalter, *switch, commutateur*
Messer, *meter, mètre*
Dose, *box, boîte*
Litze, *strand, toron*
Fassung, *socket, douille*
Spannung, *tension, voltage*
Spule, *coil, bobine*

Wer je einer Jahresversammlung von Fachmännern aller Bildungsvölker in Deutschland oder im Auslande beigewohnt hat, der weiß, daß die tüchtigen Ausländer alle wichtigsten Fachausdrücke der deutschen, französischen, englischen Fachwissenschaften geläufig beherrschen. Wie könnte das anders sein? Sie lesen jahraus, jahrein die wichtigsten Fachzeitschriften und bedürfen keiner gemeinsamen ‚Terminologie' zum vollen gegenseitigen Verständnis, zur ‚wetteifernden Arbeit an den gleichen Problemen'. Rümelin meinte: Aufgaben, Versuchen, Fragen, Zielen, Rätseln, Gegenständen, Vorwürfen, wählte aber aus dem sehr wenig guten Grunde der schludernden Bequemlichkeit das Formelwort ‚Problem'.

Auf dem Seelengrunde aller unsrer Welscher wirkt aber in Wahrheit eine ganz andre Anschauung als ihre zur Schau getragene von der ‚Kulturgemeinschaft der Völker', die da fordere, daß das deutsche Volk sich auch auf solchen Gebieten, die es besser als irgendein andres Volk bemeistert, mit seiner Sprache demütig allen andern unterordne. Kein zweites Volk versteht die Kulturgemeinschaft in diesem Sinne, jedes will Herr für sich bleiben, mit Herrenvölkern neben sich; einzig das deutsche Volk verzichtet mit altgewohnter Selbstverständlichkeit auf die Herrenschaft und ist bereit, um der ‚Kulturgemeinschaft' willen Schleppenträger statt Herr zu sein. Nicht einmal für die Philosophie wäre aus dem Grunde der Gemeinsamkeit der Wissenschaft eine besondere Fachsprache notwendig: der französische und englische Philosoph, der es fertig bringt, ein philosophisches Werk in deutscher Sprache zu lesen — eine der schwierigsten Aufgaben für den menschlichen Geist —, wird mit seinem Verständnis an den paar deutschen Fachausdrücken nicht scheitern.

Kant untersuchte ‚*das ontologische Problem*‘, weil die gelehrte Welt damals allgemein so schrieb. Ist die ‚Frage des Wirklichen‘ etwas andres? Gewiß nicht, nur verständlicher ist sie, auch denkrichtiger. Ebenso steht es mit Kants ‚*intelligibler Realität*‘, die um kein Haar mehr ist als die ‚gedankliche Wirklichkeit‘. Indessen Kant durfte im 18. Jahrhundert schreiben, wie er geschrieben; wenn Simmel heute so schreibt, so verrät er nur seine sprachliche Unfähigkeit. Euckens verhältnismäßig reine Sprache beweist, daß die strengste Wissenschaft nicht zu welschen braucht. Cicero schrieb nicht einmal *philosophicus*, nicht *politicus*; eine politische Rede heißt bei ihm *civilis oratio*.

Widerliche Faselei über Kant sind z. B. diese Sätze eines Dr. S. Friedländer in seiner ‚Intellektualen Biographie‘ Nietzsches:

Nietzsches *historisches Philosophieren* ist wie das Heraklits *original* und *exzellent* durch den Lebens*iktus*, der es mit aller Schicksalsschwere durchwuchtet: es ist göttlich ... Durch ein Schirm-, Sperr- und Schleusen*system* von *kompliziertester Retardation* hatte Kant *Idee* und *Realität kritisch* besonnen *distanziert*, welche *Distanz* bei Schopenhauer in eine *Alternative* zerbricht. Nietzsche läßt diese *Distanz*, diese *Alternative* nicht bloß bestehen, sondern macht sie geradezu *exorbitant*: aber den *Wertakzent* verlegt er von der *Idee* auf die *Realität*.

In Deutschland kann ein Sudler dieser Art es schnell zum Ruhm eines tiefsinnigen Denkers und glänzenden Darstellers bringen.

Ein Hauptunterschied zwischen den deutschen wissenschaftlichen Schriftstellern und denen der andern großen Geistesvölker ist der, daß die deutschen ihre buntscheckige Fachsprache nicht bloß für den engsten Fachkreis schreiben, was ja für die Allgemeinbildung gleichgültig wäre, sondern ihr Zigeunerdeutsch auch den hochgebildeten nichtgelehrten Lesern aufdrängen; denn zwischen der strengen Wissenschaft und der Verwertung ihrer Ergebnisse für die Lesermenge verschwimmen heutzutage die Grenzen. Der welschende Germanist z. B. beschränkt sich ja leider nicht auf seine *Acta Germanica*, spricht vielmehr, gleich jedem andern Zeitungschreiber, in den Blättern für den Tag, den Morgen, den Mittag, den Abend, die Woche, den Monat, zu Tausenden von nichtgermanistischen Lesern und trägt hierdurch zur Verschmutzung unsrer Schriftsprache so unausfegbar bei. Der französische und der englische Wissenschafter macht sich's in seiner Fachsprache für die Fachgenossen hin und wieder etwas bequem; schreibt er jedoch für die unbekannte große Lesermenge, so wählt er nur solche Wörter, deren Sinn jedem Mittelgebildeten sonnenklar und geläufig ist. Auf keinen Fall erniedrigt er sich zur geckenhaft eitlen Pücklerei jenes gelehrttuenden Kastendünkels, der sich mit fremden Brocken-Zitätlein den Ruhm einer grenzenlosen Sprachenkenntnis erschwindeln möchte. So oft ich von der ‚internationalen Kulturgemeinschaft‘ lese, die eine ‚gemeinsame Terminologie‘ erheische, fallen mir die egyptischen Esel- und Kameltreiber ein, die mir auf dem Pyramidenfelde ihren guten Esel, Bissemark-Esel und ihr Willem-Kamel anpriesen. Solchen Vertretern des Weltbürgertums, dazu den Kutschern und Kellnern, den Gaunern und Dirnen aller Länder, mag man diese Art sprachlicher Kulturgemeinschaft anempfehlen; gebildete Menschen brauchen sie nicht, denn sie verfügen entweder selbst über eine anständige Kenntnis fremder Hauptsprachen, oder sie überlassen es den andern Völkern, die deutsche Sprache zu lernen. Selbst das Esperanto ist eine edlere Sprache, überhaupt mehr geschlossene Sprache als die deutsche fremdwörtelnde Zigeunerei.

*

Jede echtdeutsche Verkehrtheit ist unvollständig, solange sie sich nicht auf die deutsche Freiheit berufen hat. O, wir kennen sie, diese ‚deutsche Libertät‘, hinter die sich von jeher die unvaterländische Eigenbrötelei verkrochen, mit der sie gar sich frech gebrüstet hat. So fehlt denn auch in der ‚Erklärung von 1889‘ nicht der Phrasendrusch von ‚unsrer durch die Freiheit gedeihenden Sprache‘, nämlich durch die Vogelfreiheit, die Schopenhauer mit nicht zu groben Worten gebrandmarkt hat (S. 233). Die Rheinbundfürsten haben sich in der Franzosenzeit auf ihre Freiheit berufen, um sich der Kulturgemeinschaft mit Napoleon anzuschließen. Wuchtig hat Heinrich von Kleist diese Art deutscher Freiheit gezüchtigt in

dem Auftritt am Schlusse der Hermannschlacht, wo sich der freie Ubierfürst Aristan gegen Hermann aufspielt:

Ich las, mich dünkt, ein Blatt von deiner Hand,
Das für Germanien in den Kampf mich rief.
Jedoch was galt Germanien mir?
Der Fürst bin ich der Ubier,
Beherrscher eines freien Staats,
In Fug und Recht, mich jedem, wer es sei,
Und also auch dem Varus zu verbinden!

Was Hermann ihm erwidert, lese man selber nach. Milder sind seitdem die Sitten geworden; was aber kann uns hindern, an den ärgsten Welschern die wohlverdiente unblutige Strafe des Totschweigens durch Nichtlesen zu vollziehen? Die Franzosen und Engländer würden sie zweifellos über jeden Schriftsteller verhängen, der engländern oder französeln oder deutscheln wollte.

*

Versagt aber die Kulturgemeinschaft mit ihrer ‚weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit', versagt gar die deutsche Freiheit, dann gibt es für die Fremdwörtler noch eine letzte Verteidigungswaffe: das öde Geschwätz vom Purismus und den Puristen. Sie sind nicht einmal imstande, denen, die ihnen in ehrlichem Deutsch die Verschmutzung der Sprache vorwerfen, mit einem deutschen Scheltwort zu erwidern, sondern müssen sich aus ihrem welschen Wörterschatz die Bezeichnungen holen — wofür? Für das Reinhalten und die Reiniger der deutschen Sprache von fremdem Gerümpel. Die Schmutzigen verhöhnen die Saubern ob ihrer angeblich zu großen Sauberkeit! Zum Glück haben diese lächerlichen Scheltwörter in neuster Zeit ihre Wirkung eingebüßt: die Gebildeten wissen jetzt, daß die besten Männer Deutschlands als Puristen gewirkt haben; sie sehen überall die Früchte des Purismus und sind ihrer froh. Es ist den Puristen ähnlich ergangen wie einst den von den Spaniern beschimpften niederländischen ‚Geusen' oder den von Napoleon verachteten deutschen ‚Ideologen', denn ‚noch immer hat die Begeisterung gesiegt über den, der nicht begeistert war'. In der deutschen Sprachgeschichte werden die Puristen gewiß eine andre Rolle spielen als die Welscher und die zu diesen gehörenden ‚Erklärer'. Sie spielen sie schon jetzt, nachdem in meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern' ein Wörterbuch ihrer ungeheuren dauernden Leistungen vorliegt.

Was ist ein Purist? Wer von den Lesern hat schon einen lebendigen gesehen? Die Fremdwörtler erfinden sich, aus der Not des bösen Gewissens, einen Narren oder eine ganze Narrenzunft, die jedem Fremdwort den Tod geschworen habe und, wie angeblich Philipp von Zesen, jedes aus einer fremden Sprache stammende Lehnwort verdeutschen wolle. Unfehlbar bekommt von einem richtigen Fremdwörtler der sich zur Sprachreinheit Bekennende die geistreiche Entgegnung zu hören: Ach so, Gesichtserker für Nase, Windfang für Mantel, oder doch: Handlungsstück für Drama, Leiersang für Lyrik, Gebärerin für Natur. Es gibt, außer im Hirn der unwissendsten Fremdwörtler, heute keinen irgendwie bekannten oder beachtenswerten Sprachreiniger, der die Beseitigung sämtlicher aus fremden Sprachen entnommener Wörter, Lehn- oder Fremdwörter, verlangt oder zur Zeit für möglich, ja für wünschenswert hält. Mir wird niemand das Zeugnis verweigern, daß ich es an Begeisterung für eine möglichst reine Sprache mit jedem aufnehme; doch wird auch keiner von mir das falsche Zeugnis ablegen, daß ich ein Purist in dem bezeichneten Sinne sei. Meine Lehre wie mein Beispiel widersprechen dem mit überzeugender Deutlichkeit. Schämten sich die Freunde saubrer Rede nur nicht, sich ein törichtes Fremdwort ihrer Gegner anzueignen, so wäre es kein übler Schachzug, wenn sie sich frei und stolz Puristen, dann aber die Fremdwörtler Schmutziane, oder nach Jean Pauls Vorschlage Makuli sten, nennten. Vor der öffentlichen Meinung der Gebildetsten haben die Puristen schon jetzt die größere Macht, und dem Mutigen gehört die Welt.

Fünfter Abschnitt.

Unsre klassischen Puristen.

Goethe und die Fremdwörterei.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. (Goethe in dem Aufsatz ‚Deutsche Sprache'.)

Die Sprachreinigkeit, der wir uns doch auf alle Weise zu fügen Ursache haben. (Goethe an Schultz, 25. Mai 1816.)

Die Puristen befinden sich, wie gesagt, in der allerbesten Gesellschaft: jeder große Schriftsteller, nicht bloß der deutschen Literatur, war Purist. Die Welscher bilden eine Gesellschaft für sich; daß sie keine gute, geschweige die beste ist, beweist die Tatsache, daß es noch niemals einen bleibend großen Welscher gegeben, noch nie einen bedeutenden Lehrer des Stils, der nicht die Reinheit der Sprache für eins der wichtigsten Erfordernisse erklärt hätte. Ein Purist war Aristoteles; Puristen waren Quintilian und Cicero. Über Luthers Sprachreinheit lese man auf S. 180 nach; über Lessings Ansicht auf S. 250. Eck besudelte in seiner halbdiebischen Überarbeitung von Luthers Bibel die deutsche Rede überall mit gelehrten Fremdwörtern: Fundament, Regent usw., ganz so wie der welschende Professor und ‚Erklärer' Weizsäcker das in unsern Tagen verübte (S. 180). — Nachgetragen sei noch Lessings Wort von 1755 über den Titel seines Lustspiels ‚Der Misogyn': ‚Der Verfasser hätte wohl sagen können Der Weiberfeind, denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann?' Und etwas ganz andres als das Gerede von der fehlenden Nüanküe ist Lessings Wort: ‚Persiflage... ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutschen von der Sache nichts wissen'. Wäre dies wahr, — es ist aber nicht wahr —, so ließe sich allerdings gegen Persiflage ebenso wenig sagen, wie etwa gegen Sonett, Terzine, Muezzin, Bakschisch. Nicht fehlen darf auch hier der Satz des Puristen Kant: ‚Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit.' Auf den Ausspruch: ‚Höchste Geistes- und Seelenbildung bekundet es, alles in der Muttersprache ausdrücken zu können', würde ich größern Wert legen, rührte er nicht von einem unsrer unverständlichsten Schriftsteller her, der allerdings nicht grade ein Fremdwörtler war: von Hegel.

Daß die auch nur um einen Ton gehobene Sprache die Fremdwörter aus ihrem Munde speit, ist allgemein bekannt (vergl. S. 256). ‚Wenn sich die wissenschaftliche Sprache (gemeint ist die fremdwörtelnde) am unrechten Orte einmischt, auf der Kanzel, in der Geschichtsschreibung, im Gedicht, so zische man den unreinen Barbaren aus' (Herder). Was für ein närrischer Purist muß jener Fichte gewesen sein, der inmitten des französelnden Berlin seine Reden an die deutsche Nation in einer kaum je erhört reinen Sprache hielt. Oder jener Schiller, der alle seine zuerst in den Horen gedruckten Gedichte für die Buchausgabe von Fremdwörtern säuberte, selbst von den nichtanstößigen, also ganz puristisch. Im ‚Spaziergang' hatte es geheißen: *Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln;* für ‚majestätisch' trat ‚prangend' ein. In dem Verse *Prüfet der Elemente Gewalt* mußten die Elemente den Stoffen weichen. Zu wie viel schönerer Wirkung wurde in den ‚Idealen' geändert *Bis warm von sympathetischem Triebe* in *Bis teilend meine Flammentriebe.* Nun gar jener Uhland, neben Grimm unser größter Germanist, der in seinem wirklich ein kleinwenig übertreibenden Purismus so weit ging, zulässige Fremdwörter, die schon auf der Grenze zum Lehnwort stehen, wie Chronik, Strophe, Text, mit Zeitbuch, Gesätz, Wortbestand zu verdeutschen. Wilhelm Schlegel, mit seinem Feingefühl für die künstlerische Seite der Sprache, strich bei der Durchsicht seiner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (1808) Dutzende von Fremdwörtern und ersetzte sie durch klarere deutsche Ausdrücke, z. B. Fiktion durch Erdichtung, Naturell durch Anlagen, Präzision durch Bestimmtheit, Elemente durch Bestandteile, Energie durch Nachdruck, direkt durch geradezu, Intention durch Absicht, selbst das beinah eingebürgerte Klima durch Himmelsstrich.

‚Modenachtreter, Wälschenanbeter, Fremdwortkneter' schalt uns Vischer, der große, der mit V, und tröstete sich und uns mit dem Zusatz: ‚Doch wie oft er entgleist, Empor sich ringender, Nichtumzubringender Ureigener Geist'. Schade, daß er zwei Jahre vor der Erklärung der 41 Führenden starb! Die Antwort dieses Auch Einen auf Erich Schmidts etwaiges Ersuchen um seine Unterschrift wäre ein echtvischerisches Stück deutscher Prosa gegen die ‚Wälschenanbeter, Fremdwortkneter' geworden, ein Wischer vom Vischer, wie er selbst einmal aus anderm Anlaß gescherzt hat.

Jakob Grimms entscheidende Äußerung über die Fremdwörterei lautet: ‚Jeder Sprache, welche sie auch sei, stehen außer ihren heimischen Wörtern auch fremde zu, die der Verkehr mit Nachbarn unausbleiblich einführte und denen sie Gastrecht widerfahren ließ. Sie nach langer Niederlassung auszutreiben, ist ebenso unmöglich, als es die Reinheit der Sprachsitte gefährdet, wenn ihr Zudrang leichtsinnig gestattet wird'. Ein wenig zu lau, aber ausreichend, um die Grenze zwischen Lehnwörtern nebst unentbehrlichen Fremdwörtern und überwuchernder Fremdwörterei scharf zu ziehen. 999 von 1000 Fremdwörtern unsrer Gelehrtensprache sind nicht durch den Verkehr mit Nachbarn harmlos eingeführt, sondern durch Pennälerdünkel und Sprachohnmacht unsrer Gelehrten stümperhaft erzeugt. Wie Grimm sich selbst gegen Fremdwörter verhielt, erweisen seine annähernd sprachreinen Schriften; wie geringschätzig er von ihnen dachte, bezeugt sein Weglassen aus dem Grimmschen Wörterbuch der deutschen Sprache. Wie ihn, den Begründer der Germanistik, das Zigeunerdeutsch vieler heutiger Germanisten anekeln würde, fühlt jeder sprachgesunde Bildungsmensch.

*

Nach dieser Vorschau zu unserm größten Puristen Goethe, dessen Geltung wir alle bis zu den äußersten Grenzen achten, auch da wo wir ihm in Einzelheiten ehrerbietig widersprechen müssen, weil er kein Gott und kein Halbgott, sondern ein sehr großer Mensch mit den Endlichkeiten alles Menschentums gewesen. Zum höchsten aller Vorbilder nehmen wir ihn in allem Schönen und Edlen, nicht aber da, wo er strebend sich bemüht und geirrt hat. Der folgenden Darstellung der Ansichten Goethes über Sprachreinheit und Fremdwörterei liegt des Verfassers Abschnitt ‚Goethes Sprache und Stil' in seinem Buche ‚Goethe, der Mann und das Werk' zugrunde; zur Ergänzung sei auf das Namenverzeichnis des vorliegenden Buches unter ‚Goethe' verwiesen.

‚Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen' (Goethe); unser größter Sprachschöpfer und Stilmeister mit dem seinigen, dem 18., durch seine Stellung zur überkommenen Fremdwörterei. Manche unsrer ärgsten heutigen Welscher verteidigen ihre aus eitlem Gelehrttun und Unbegabung zu edler Reinheit fließende Sprachflickerei gern durchs Berufen auf Goethes Beispiel. Dies wäre höchst unziemlich, selbst wenn Goethe ein Fremdwörtler heißen dürfte; denn wir ertragen seine zu weit getriebene Fremdsprachigkeit in einigen Prosaschriften — in keiner seiner lebendigsten — doch nur darum, weil er unser größter Dichter und Prosakünstler ist; mit welchen Meisterwerken aber können unsre Welscher ihr kunstloses Zigeunerkauderwelsch rechtfertigen?

Der Grundzug in Goethes Sprachwesen war der zu reinem Deutsch, und in gewissem Sinne muß er als einer unsrer kühnsten Puristen gelten. Man prüfe die 138 in meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern' aufgeführten Neubildungen Goethes, deren meiste zum Ersatz von Fremdwörtern bestimmt waren. Von frühauf zeigte sich bei diesem Großmeister deutscher Sprache der triebmäßige Widerwille gegen die Fremdwörterei. Als Leipziger Student von 16 Jahren ermahnte er die Schwester Cornelie, doch ja keine Fremdwörter zu gebrauchen. Vom Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn belehrte ihn sein künstlerisches Sprachgefühl: Fremdwörter sind Flicken und Flecken am Kunstwerk. Zu einer Zeit, als überall in Deutschland fast ebenso wüst gewelscht wurde wie unter der wissenschaftlichen Sprachverwilderung der Gegenwart, strich Goethe mit voller Absicht eine beträchtliche Zahl überflüssiger Fremdwörter aus dem Urgötz. Aus Kommission wurde

Auftrag, aus Detachement: Haufen, aus dem Deklamieren gegen die Weiber: ſchelten; ja er ſtrich Fremdwörter, die an ihrer Stelle nicht unwirkſam waren, wie Baldachin, Rebellion, und ſchrieb dafür Prachtvorhang, Aufruhr. Ausgemerzt wurden: appellieren, deplaciert, Deſcente, Spekulation, Viktualien, Virtuoſität; ſogar Humor, Materie, Szene mußten deutſchen Wörtern weichen. Wie bezeichnend für Goethes Purismus ſind folgende Verdeutſchungen: *Aber um dich, Adelheid, iſt eine Atmosphäre von Leben* wurde zu *Aber um dich, Adelheid, iſt Leben;* ſtatt *ging ſehr ins Detail* ſchrieb er: *Allerlei durcheinander, Großes und Kleines.* Und ſintemalen alle Verteidiger des Welſch in der Unentbehrlichkeit von ‚intereſſant' übereinſtimmen (vgl. S. 260), ſo mögen ſie ſich eines Beſſern durch Goethe belehren laſſen, der die Stelle: *Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht war ſo intereſſant* deutſcher und wirkſamer wandelte in: *Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht gefiel mir ſo wohl.* Ähnlich machte er aus Intereſſe nehmen: Anteil nehmen. Puriſt bis ins Alter erſetzte er noch in der Faſſung von 1804 ‚in dieſer Extremität' durch ‚in dieſer bänglichen Lage', ‚gemeſſene Ordre' durch Befehl, ‚Diskurſe' durch Verhandlungen. Abſichtlich ſchrieb er in der ‚Campagne in Frankreich' gegen den damaligen allgemeinen Gebrauch von ‚royaliſtiſch': ‚königiſch Geſinnte' (nach Luthers Wort bei Johannes 4, 47).

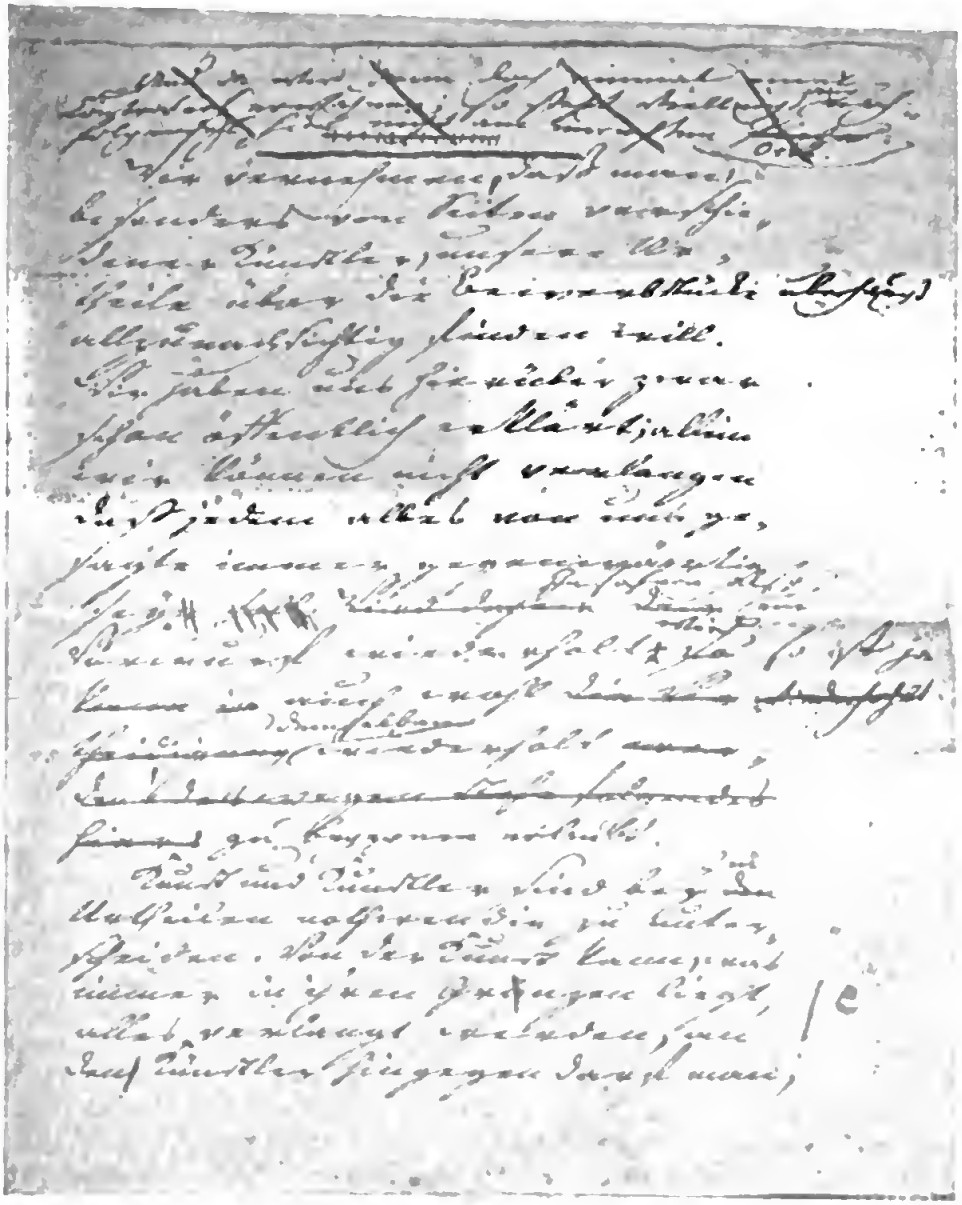
Goethe war kein Puriſt von der närriſchen Gattung, die ſich die Fremdwörtler aus der Tiefe ihres ſchlechten Gewiſſens ſchöpfen, — das zeigt die Stelle im 4. Aufzug des Götz; in dem Satze: *das Ebenbild des Kaiſers, das ich auch in der geſudeltſten Malerei verehre* wurde Ebenbild durch das zeitgemäßere, wirkſamere Konterfei erſetzt. Geſpannſchaft für Kameradſchaft, Sicherplatz für Aſyl ſtehen ſchon im Urmeiſter. Für die erſte Geſamtausgabe ſeiner Werke von 1787 ſtrich er die Fremdlinge in Maſſe, obwohl er durch die Kanzleiſprache ſeiner weimariſchen Jahre vor Italien (1775—1786) an die damals allgemein übliche Fremdländerei gewöhnt war, an ſolch Zeug wie: reſkribieren, inſtituieren, ſubmiſſeſt, Deliberation, Inkumbenz, Reſponſabilität uſw. Wie bezeichnend ſind auch ſeine puriſtiſchen Verdeutſchungen in der Italieniſchen Reiſe, z. B. aus ‚proportionierlich' (im erſten Teilabdruck von 1787 im Merkur) in ‚verhältnismäßig', ‚Tableau von Neapel' in ‚Gemälde', ‚auf ein Volk kalkuliert' in ‚berechnet'. Leider fehlt uns noch ein Wörterbuch für Goethes Sprache; es wird dereinſt den zwingenden Beweis für ſeinen lebenslänglichen bewußten Purismus darbieten.

Daß Goethes Lieder faſt ganz ſprachrein ſind, verſteht ſich von ſelbſt: die Kunſt verabſcheut das gemeine Beflicken des Feiergewandes deutſcher Rede mit fremden Lappen. Je erhabener das Dichtwerk, je tiefer deſſen ſeeliſcher Gehalt, deſto deutſcher wird Goethes Sprache. In Goethes Nachlaß fand ſich ein nichtvollendeter Beitrag zu den Veneziani-ſchen Epigrammen, der beginnt: ‚Ungern brauch ich in meinen Gedichten die anderen Sprachen.' Schon in einer Jugendſchrift hohen Stils, ‚Von deutſcher Baukunſt', ſtehen auf 13 Druckſeiten nur zwei Fremdwörter. Von der ganz fremdwortreinen Iphigenie war ſchon die Rede. Im Egmont gibt es nur 24 fremde Wörter, die meiſten durch die Zeitfarbe des Dramas entſchuldigt, ja gefordert. Der Taſſo iſt ſo gut wie rein; in beiden Teilen des Fauſt zuſammengenommen kommen nur ganze 200 Fremdwörter vor, in Anbetracht des Inhaltes und des Zeittons, zumal im zweiten Teil, erſtaunlich wenig, viele davon an ihrer Stelle ganz unentbehrlich.

*

So ſteht es mit Goethes Tun gegenüber den Fremdwörtern, und nach ſeinem Tun, nicht nach vereinzelten verwehenden Ausſprüchen des leidenſchaftlichen Mannes in einer gelegentlichen, doch nicht wortgetreu überlieferten Unterhaltung dürfen wir urteilen. Am wenigſten nach ſolchen, die er im berechtigten Unmut über törichte Angriffe ſchulmeiſternder Sprachnörgler getan, aber — ſelbſt nicht befolgt hat. Unſchöpferiſche Sprachbaſteler hatten ſich zu Ende des 18. Jahrhunderts anmaßlich in Sprach- und Stilfragen breitgemacht; deren Eingriffe in das Recht, das nur den guten Schriftſtellern zuſtände, wollte ſich Goethe nicht gefallen laſſen. Seinen Widerwillen gegen den nicht verdienſtloſen Sprach-

Zu Seite 275



Aus Goethes „Kunst und Altertum“ (über die Weimarer Kunstausstellung von 1804).
(Diktiert, mit eigenhändigen Verbesserungen. — Mit Erlaubnis des Frankfurter Goethe Museums.)

reiniger und Neuwortbildner Campe und seinesgleichen begreift man nur, wenn man die Albernheiten in den ‚Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache' liest, die seit 1795 unter Campes Leitung erschienen. Da hatte ihm ein platter Schulfuchs, nicht etwa Campe selbst, ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll' angestrichen, weil man weder Tiefgeheimnis noch tiefvoll sagen könne. ‚Mein blutend Herz' in der Iphigenie hatte ihm ein unwissender Pedant gerügt: es müsse heißen ‚mein blutendes Herz', denn — man sage ja auch nicht ‚mein schön Haus'. Oder man hatte ihm den Vers: ‚Man spricht vergebens viel, um zu versagen' verballhornen wollen in ‚wenn man versagt'.

Sich von solchen unschöpferischen Wortklaubern seine Sprache vorschreiben zu lassen, war Goethen freilich nicht zuzumuten. Und wenn das löbliche Streben nach Sprachreinheit überwiegend von solchen Dummköpfen ausging, so versteht man, daß Goethe, unser großer Sprachreiniger, von ihnen abrückte, ja sie heftig bekämpfte. Hierzu kam sein Widerwille gegen alles, was er in einem mit Heinrich Meyer zusammen verfaßten Aufsatz als ‚Neudeutsche-religios-patriotische Kunst' verwarf: die mit Teutschtümelei gepaarte Hinwendung protestantischer Schriftsteller zum Katholizismus, das Wiederaufleben der Vorliebe für den gotischen Stil, die ‚Lust an Ritterromanen und Schauspielen, Turnieren, Aufzügen, mit dem ganzen gotischen Spitzen- und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgerät und selbst die Kleidung sich erstreckt'. Irrtümlich brachte Goethe mit dieser Richtung die Sprachreiniger zusammen, und so verzerrte sich ihm das Bild dieser von jedem Nebenzwecke freien Bewegung. Damals und darum fielen die schon erwähnten leidenschaftlichen Äußerungen wie: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr und Zarteres gefaßt hat'; damals wurden die Spottverse geschrieben: Deutschland soll rein sich isolieren, Einen Pestkordon um die Grenzen führen (in dem Gedicht von 1816 ‚Die Sprachreiniger'), was ja selbst Campen nicht eingefallen war.

Nebenher aber — wie durchaus Goethisch! — liefen die eifrigsten Bemühungen, seine eignen Werke von Fremdwörtern zu säubern. Er schalt auf die Puristen und — lernte von ihnen, ganz so, wie Gustav Freytag und andre gute Schriftsteller nach ihrem Unterzeichnen der Erklärung von 1889 taten. Goethe machte sich über Campe lustig, schrieb spitzige Verse gegen ‚die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand'; dann aber kaufte er sich dessen Wörterbuch der deutschen Sprache für einen Dukaten und spottete: ‚Ich bin bemüht, so viel daraus zu lernen, als dieses Goldstück wert ist.' Es war für ihn viel mehr als einen Dukaten wert, und bald durfte Campe mit Recht nachdrücklich entgegnen: ‚Was unsern Glauben, daß die Benennungen Purist usw. keine beschimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Gewißheit erhöht, ist die Bemerkung, daß der Herr Geheimrat von Goethe oft selbst kühn und glücklich genug dem Geschäfte der Verdeutschung obliegt, daß er statt der unserer Sprache aufgebürdeten Fremdwörter neue deutsche bildet, daß er ferner auch von Andern vorgeschlagenen Verdeutschungen einen Platz in seinen Schriften gönnt.' Campe wies als Goethische Anleihen bei den Sprachenreinigern nach: Beiwesen für Accessoria, untergelegte Pferde für Relais, überspringend für alternierend, das fast überkühne Strengling für Rigorist. War ja doch das von Goethe so sehr bewunderte ‚Gegenständlich' eine Schöpfung Campes für das abgedroschene und mehrdeutige ‚Objektiv'. Bisweilen hat man das Gefühl, daß Goethe es Campen im Verdeutschen noch zuvortun wollte, um so recht zu zeigen, daß nur der Dichter der wahre Wortschöpfer und Sprachmeister sei. Nach Campes Stelldichein für Rendezvous bildete Goethe Süßzettelchen für *billet-doux*, wandelte beim Umarbeiten seiner Tagebücher und Briefe zur Italienischen Reise z. B. sentiert in gefühlt, Inkongruität in Unschicklichkeit, Aquädukt in Wasserleitung, Botanik in Pflanzenkunde, sogar eine Antike in ‚ein Altertum'. Von Campe entnahm er Ehrenpunkt, Selbstigkeit und selbstisch für *point d'honneur*, Egoismus und egoistisch; bildete oder wählte selbst: Gespannen, Briefgespräch, Mächler, Geschwindschreiber, Einhelfer, Selbstlernerei, ewig, Irrgarten, umlaufen, bildhauerlich, ausheimisch, Lustsitz,

geviert, eirund, beidlebig, Zweigesang, Gegenbilder, Zwischenreich, Auslebung statt: Kameraden, Korrespondenz, Faiseur, Stenograph, Souffleur, Autodidaktentum, absolut, Labyrinth, zirkulieren, plastisch, exotisch, Villa, quadratisch, oval, Amphibium, Duett, Pendants, Interregnum, Renaissance.

Der leidenschaftliche Purist Goethe begnügte sich nicht mit einer Verdeutschung, denn wie unerschöpflich reich ist unsre Sprache! Für zirkulieren z. B. schrieb er je nachdem: kreisen, noch kühner: runden. Für Journalist, dessen Unentbehrlichkeit ein Neunmalweiser jüngst behauptet hat (S. 180), bildete Goethe neben Zeitungsschreiber und Tagesschreiber abwechselnd: ‚Tag-, Wochen- und Monatsblättler', wie er schon im Tagebuch (19. Februar 1819) sich für ‚Journal' vermerkt hatte: Tagschrift. Er wechselt zwischen Kurort und Heilort, ja hier und da sucht er durch die Tat zu beweisen, daß man, will sagen daß er, so gut wie gar keine Fremdwörter und keine Verdeutschungshelfer benötige. Die scheinbar unersetzlichen Fremdlinge kosmopolitisch, Original, Prozeß, Disziplin, Generation, Trophäen, Vivat, Indifferenz werden gut verdeutscht: großweltisch, Urbild, Rechthandel, Mannszucht, Zeitgeschlecht, Kampfgewinste, Leberuf, Unteilnahme. Ja selbst solche Fremdwörter, die von ihren grundsätzlichen heutigen Gegnern zumeist noch einstweilen geduldet werden, verwirft der überstrenge Purist Goethe: statt Praxis schreibt er Ausübung, statt Theorie und Praxis: Lehre und Leben, statt Optimisten und Pessimisten: Hoffer und Verzweifler, statt Harmonie Übereinstimmung, aus dem Rationalisten macht er einen Menschenverständler. Aber schon früher hatte er ja aus Vicenz (so bei Goethe statt Vicenza) nach Weimar geschrieben, er möchte ‚einen schnellen Lauf [Kursus] der Architektur machen'; noch früher beim Umarbeiten des Werther geändert: Discurs, employieren, Dimission, Permission in: unterreden, sich einem Geschäft widmen, Entlassung, Erlaubnis. Was sagen die Fremdwörtler nun gar zu der puristischen Verdeutschung von Gesandschaftsattachés in Gesandtschaftsuntergeordnete (in Dichtung und Wahrheit)? — Goethes sprachliche Durchsicht des Wilhelm Meister für eine Gesamtausgabe der Werke (1805/06) hatte zum Hauptzweck die Austilgung überflüssiger Fremdwörter.

Bis in die letzten Lebensjahre beschäftigte Goethen das Ausmerzen der Fremdwörter, der ‚affirmative Purismus, der produktiv ist', wie sein spaßhafter Ausdruck lautete. Dem sinnenhaften französischen *percher* für das Sitzen des Geflügels auf Stangen stellte er ein kühngebildetes ‚stängeln' gegenüber. Im Kreise der Mutter Schopenhauers in Weimar beteiligte er sich eifrig an der geselligen Arbeit guten Verdeutschens der Fremdlinge, schlug z. B. ‚in der Schwebe sein' für balancieren vor. Zu Eckermann klagte er: ‚Was sollen erst Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen,' und tadelte aufs schärfste das Wort *Komposition* für künstlerische Leistungen: ‚Ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen verdanken und das wir so bald als möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe Don Juan *komponiert*? Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt.' Goethe verwirft die gebräuchlichsten Modefremdwörter, schreibt z. B. ‚das gesittete Europa' und zwingt solchermaßen den seltsamen Erläuterer von Dichtung und Wahrheit in der Cottaschen Jubelausgabe R. M. Meyer zu der uns liebreich aufklärenden Anmerkung: ‚das zivilisierte Europa', sintemalen wir Goethes unbrauchbares Deutsch sonst nicht verstehen würden.

Dem Mitpuristen Riemer, der aber so gut wie nichts von Campes Finderblick und Glück besaß, stellte Goethe 1813 vertrauensvoll die Beseitigung von Fremdwörtern aus Dichtung und Wahrheit anheim: ‚Ausländische Worte zu verdeutschen, sei Ihnen ganz überlassen', und ‚Bei meiner letzten Sendung habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die Fremdworte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben. Ich bin in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt.' Von Riemers Campen verdankten Verdeutschungen ließ Goethe u. a. gelten: folgerecht für konsequent, gradezu für direkt. Das von den Fremd-

wörtlern so gern angeführte Wort des Meisters: ‚Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen', bezog sich auf solche Übereifrige, welche die Monatsnamen und Wörter wie Natur, Musik, Literatur und dergleichen ganz ausmerzen wollten. In diesem Urteil stimmt der Verfasser Goethen vollkommen bei.

*

Goethes lebenslanges Verhalten zu den Fremdwörtern, sein eiferndes Verdeutschen und seine polternde Abneigung gegen gewisse Verdeutscher erscheinen uns heute als treues Abbild des Ringens zweier tiefgegensätzlicher Zeitalter: des sprachkünstlerischen, des deutschen, das er für uns heraufgeführt hat, mit dem sprachrohen, dem barbarischen, aus dem er selbst hervorgegangen war. Nicht daß Goethe, gleich den meisten guten und besten deutschen Schriftstellern seiner Zeit, so viele allgemein gebräuchliche Fremdwörter gewohnheitsmäßig nachschrieb, hat für uns Erziehungswert; vielmehr daß er, in der Fremdwörterei des Franzosenzeitalters groß geworden, aus so sicherm Gefühl für die Unvereinbarkeit einer Flickensprache mit der Wortkunst, im Ganzen und im Großen so herrlich rein geschrieben hat. Er, wie Schiller, hat sich in Briefen, Gesprächen und Schriften mindern Wertes zuweilen mehr, als uns lieb und dem vollen Verständnis zuträglich, gehen lassen. Selbst den unbelehrbarsten Verteidigern der Fremdwörter wird manches ausheimische Wort bei Goethe halb oder ganz unverständlich sein, z. B. Chromageneſie, styptisch, Adiaphorie, anastomosiert, depontenziiert, Acheminement: und gar bei dem Fürsten der deutschen Dichter und Schriftsteller auf etwas so Ungeheuerliches wie eine ‚equestre Statue' zu stoßen, ist einigermaßen ärgerlich. Es gibt so manche Stelle bei Goethe, namentlich im Briefwechsel mit Schiller, die ohne Fremdwörterbuch selbst dem Hochgebildeten dunkel bleibt. Wenn Goethe in den Lehrjahren (2, 14) schreibt: ‚Sie warf sich ihm wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals', — wer versteht dies? Wieviele wissen, daß *ressort* auch Schnappfeder bedeutet? In der neudeutschen Fremdwörtersprache kommt es ja nur in der Bedeutung ‚Fach, Berufsgebiet' vor. Gegen 500 solche Fremdwörter sind inzwischen dem allgemeinen Schicksal jeder Unnatur verfallen: vergessen, geschmacklos, ja lächerlich zu werden, gewiß kein unbedenklicher Vorgang für das Dauerleben der Schriften eines Klassikers.

Ich sehe die Zeit kommen, ohne die Hoffnung sie selbst zu erleben, wo Ausgaben von Goethes Prosawerken mit durchgehender Verdeutschung aller gänzlich veralteter und unverständlicher Fremdwörter erscheinen werden. Einige rückständige Goethe-Gelehrte werden über Tempelschändung zetern; die gebildeten Leser werden froh sein, nicht beinah auf jeder Seite solchen vermuſſten und dem allgemeinen Verständnis hinderlichen Welschereien zu begegnen wie: *Apprehensionen, Travers, Parrhesie, expedit, prolix, Lokat, Konzent, indefinibel, digestiv, kohobieren, kompensativ, amplifiziert* usw. Mit Rankes Werken hat der gutgeleitete Verlag von Bachem in Köln den Anfang solcher durchaus erlaubter, ja zur Rettung der fremdwörtelnden Bücher unsrer großen Schriftsteller notwendiger Sprachsäuberung gemacht, und die solchermaßen gereinigten Ausgaben werden stärker gekauft als die ursprünglichen. Man vergesse doch nicht: Goethes Fremdwörter sind ja nicht Goethe, sondern achtzehntes Jahrhundert mit seiner humanistischen und französelnden Sprachverderbtheit. Goethe selbst sagt an einer berühmten Stelle (Dichtung und Wahrheit, 2, 7) hierüber: ‚Der Deutsche seit beinahe zwei Jahrhunderten [seit dem 16.] in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken.' Beides haben wir nicht mehr nötig.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Fremdwörter und deutsches Volkstum.

Wie werden wir bestehen, wann uns ein Volk bekriegen und unsere Freiheit unter sich zwingen wollte, dessen Sprache wir schon reden, dessen Tun und Wandel wir lieben und ihm in allem nachäffen? (Grimmelshausen, Teutscher Michel.)

Der Charakter des Deutschen in zwei Worten (Vergils): *Patriam fugimus* (Wir entfliehen dem Vaterlande). (Lichtenberg.)

Die Sprache schlägt alle feinsten Fibern ihrer Wurzeln in die nationale Geisteskraft und steht, als Mittelpunkt, in dem sich die verschiedensten Persönlichkeiten vereinigen, mit dem Charakter in engster und regster Wechselwirkung. — Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. — Die Entfernung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. (Wilhelm von Humboldt.)

Ein Volk, das seine eigne Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. (Jahn.)

Lernet und heiliget eure angestammte uralte Sprache und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. (Jakob Grimm.)

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht!
(Schiller, vgl. die Handschrift auf S. 294.)

Doch ihr, die Geistesmacht entflammt,
O haltet den Tempel rein!
Ist heiliger doch kein Priesteramt,
Als Hüter des Worts zu sein. (P. Heyse.)

Ohne Sprachgefühl kein Volks- und Staatsgefühl: gibt es irgendeine unbezweifelbare Lehre der Weltgeschichte, dann diese. Als die Juden aufhörten eine eigne Sprache zu reden, hörten sie auf ein Staatsvolk zu sein und wurden Volkssplitter. Volkstum und Heimat genießen sie erst wieder, seitdem sie reine Sprachen besitzen. Wenn nach dem grausigen Unglück von 1918 an den Grenzen des deutschen Stammes im Osten, im Süden, im Westen, im Norden deutsches Volkstum verloren geht, woran wird der Verlust erkannt werden? Am Aufgeben der deutschen Sprache. Die Vorstufe ist jedesmal die verwildernde Durchsetzung des Deutschen mit Fremdem. Von Fichte rührt das unerbittliche, aber gerechte Wort her: ‚Ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben.' Mindestens ebenso berechtigt ist das Wort: Ein Volk, das seine eigne Sprache nicht mehr sprechen kann oder will, ist reif, von Fremden regiert zu werden.

In der deutschen fremdwörtelnden Zigeunersprache bezeichnet man wie andre Urbegriffe so die Vaterlandsliebe mit dem Welschwort Patriotismus, und will ein unsaubrer Fremdwörtler einem Freunde sprachlicher Reine, der da meint, es sei unanständig in Fremdwörtern zu mauscheln, etwas besonders Verächtliches nachsagen, so schimpft er ihn einen Chauvinisten. Die ‚Erklärung von 1889' wäre unvollständig, wenn sich nicht auch dieser Zug in ihr fände: Veranstalter und Sammler der Unterschriften sprachen achselzuckend von der ‚Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird'. In den Satzungen des Sprachvereins stand kein Wort davon, daß um des Nationalstolzes willen die Fremdwörter beseitigt werden müßten; als Ziel war aufgerichtet: ‚Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu wecken und den Sinn für ihre Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben.' Aber hätte selbst der Sprachverein laut verkündet, daß der berechtigte Nationalstolz dem deutschen Volke verbieten müsse, seine Sprache mit unzähligen Fremdwörtern zu verschmutzen, welcher welschende Germanist mit seinem Anhang dürfte sich unterstehen, geringschätzig von solcher Paarung des Sprachadels mit dem völkischen Stolze zu sprechen! Höret doch die andern großen Bildungsvölker von ihren Sprachen reden! Jedes ist stolz auf die seine, rühmt sie, hegt sie, pflegt sie, sucht sie im Auslande zu stärken, über den Erdball auszubreiten: man denke z. B. an die *Société de la langue française*, die über die ganze Erde, auch über Deutschland ihre Fäden gesponnen, und das von rechtswegen. Nur in Deutschland hat man sich erdreistet, den Stammesstolz Derer zu verhöhnen, die den Ehrenschild deutscher Sprache blank halten wollen. ‚Puristen und Chauvinisten': viel mehr wissen die Welscher über die ihnen jetzt furchtbare Sprachbewegung des letzten Menschenalters nicht zu sagen. Daß es

sich hier um die ersten Wehen einer innern Wiedergeburt nach der Aufrichtung des äußern Machtstaates handelt, um die Sühne Jahrhunderte alter Volksversündigung, das ahnen die Gegner des Sprachvereins noch garnicht.

Einem großen Teil der Deutschen mangelt das sprachliche Ehrgefühl, das jeden andern Volke eigen. Statt einer langen, wenig anschaulichen Erklärung dieses Ehrgefühls einige Beispiele. Ein deutsches Hoftheater führt das vaterländische Schauspiel ‚1812' Ottos von der Pfordten auf und schreibt über die Ankündigung: ‚*Abonnement suspendu*'. Wenn Preußen 1812 ganz französisch geworden wäre, könnte es jetzt schlimmer um seine Sprache stehen? Warum sind 1813 die Preußen aufgestanden? Unter anderm und vornehmlich, um zu verhindern, daß sie von dem fremden Machthaber gezwungen würden, Französisch zu sprechen. Man schämt sich, daß man solche Dinge überhaupt und auf Deutsch sagen muß.'

Ein deutscher Offizier besucht mich und läßt mir seine Karte überreichen: ‚N. von N., Leutnant *à la suite* des Regiments der *Gardes du corps*'. Also hätte ich 40 Jahre geträumt und Frankreich hätte uns 1870 besiegt? Ich weiß, daß solche Benennung aus dem 18. Jahrhundert stammt; bei welchem andern Volke aber wäre das Beibehalten solcher Unsprache denkbar?

Am 10. März 1913, dem amtlich festgesetzten hundertsten Gedenktage des Beginnes des Befreiungskrieges — zur Befreiung vom Franzosenjoche, so wird behauptet —, lese ich in der Zeitung: ‚Um 12 Uhr legten die drei früheren Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms 1. von Pl. . . . , von L. . . . , von O. . . . einen Lorbeerkranz am Sarge des Kaisers [des deutschen Kaisers!] nieder, dessen Schleife die Inschrift trug: Die *maison militaire*'. Wie stillos, daß sie dabei nicht unter gedämpftem Trommelklang sangen: ‚*Allons, enfants de la patrie!*' — Am Abend selbigen Gedenktages gab es im Königlichen Schauspielhause zu Berlin eine Festvorstellung im ‚*Théâtre paré*' mit ‚*Abonnement suspendu*'. Ich habe damals auf frischer Tat eine Bemerkung für mich niedergeschrieben, die seinerzeit gedruckt mir wahrscheinlich eine Freiheitsstrafe eingetragen hätte. Heute könnte ich sie drucken lassen und würde wohl allgemeine Zustimmung finden; — heute unterdrücke ich sie und überlasse jedem Leser, sich selbst zu sagen, was zu sagen ist.

Eine gutdeutsch gesinnte Berliner Zeitung schloß im Weltkriegsjahr 1915 einen schwungvollen Aufsatz zu Gunsten einer der deutschen Kriegsanleihen mit der Versicherung: ‚Wir zweifeln keinen Augenblick: Jeder, auch der Ärmste, wird sein Scherflein dazu beitragen, es wird werden eine wahre *Levée en masse*!' Denn, nicht wahr, Deutschland über alles!

In Berlin tut sich eine vorgeblich deutsche Gesellschaft auf, die flinke Laufjungen zu allerlei Besorgungen bereit hält. Wie nennt sie sich? *Messenger boy Company!* Und die bis jetzt noch deutschen Berliner bedienen sich dieser Jungen, die, durchaus stilgemäß, die in England üblichen Kappen eines Zirkusaffen tragen. Man stelle sich das Unmögliche vor, in Paris entstände ein französisches Unternehmen ‚Laufjungen-Gesellschaft'; am ersten Tage hätten die Pariser ihr die Fenster eingeschmissen und die Jungen verprügelt. Fenstereinschmeißen und Jungenverprügeln sind nicht schön; dennoch würde ich von den Einschmeißern und Verprüglern sagen: sie haben mehr sprachliches und noch einiges andre Ehrgefühl als die Berliner, die den Unfug Jahre hindurch geduldet. Die deutschen Fremdwörtler aber wären sofort bereit, die nichtsnutzigen Pariser des gemeinsten Chauvinismus zu zeihen.

Oft schon habe ich mich gefragt: was mag wohl der Gipfel der deutschen Sprachschande sein? Es gibt keinen, — jeder neuentdeckte wird unfehlbar nach kürzester Zeit übergipfelt. Das Schmachvollste, was ich bis zur Stunde erlebt habe, war wohl der Aufruf eines deutschen Gelehrten in einer sich überaus deutsch gebärdenden Zeitung zur Trauer für die uns von den Feinden geraubten Brüder in den deutschen Grenzlanden. Ich hoffe, jeder Leser wird es als einen Schlag in sein Gesicht empfinden, wenn er liest, daß diese Brüder genannt wurden: unsre *Connationalen*. Wie wird die nächste Schmach lauten, die Deutsche uns

Deutschen antun? Aber unmöglich ist es nicht, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften, beraten von ihrem Obergermanisten Röthe, machtvoll für die *Connationalen* gegen die Stammesbrüder eintritt.

‚Eine Sprache ist eine Weltansicht', heißt es mit einem erhabenen Wort bei W. von Humboldt. Welche sprachliche Weltansicht hat das deutsche Volk danach? Offenbar die von Bedienten, die durchdrungen sind von ihrem Minderwert und ihrer Bedientenpflicht. Unser Sprachzustand strich uns schon vor dem Weltkrieg aus der Reihe der wahren Herrenvölker; will das deutsche Volk je in diese Reihe eintreten, so muß es seine Lakaienwelscherei ablegen. Wer dies nicht fühlt, weiß weder was Volk noch was Sprache ist.

Jeder Kutscherkeller in jeder deutschen Haupt- und Mittelstadt nennt sich *Restauration*, worüber der Franzose lacht, denn er kennt dieses Wort für Kneipe garnicht. Liegt die Speisewirtschaft höher als der Keller, so heißt es auf dem Schilde: *Grand Restaurant. Sämtliche Delicatessen der Saison. Déjeuners, Diners, Soupers à prix fixe und à la carte.* Wohnt der Deutsche in einem deutschen Gasthof, so empfängt ihn der *Chef* oder der *Gérant*, und der *Portier* bemächtigt sich seiner *Bagage*. Auf der ihm beim Abschied überreichten *Note* prangt natürlich *Grand Hotel du Nord, d'Angleterre, de Grande Bretagne, Astoria, Bristol, Savoy, Carlton* oder etwas ebenso Großartiges. Der Zimmerpreis wird als *Logis* (*pro* oder *per lit*) berechnet, in besondern Fällen müssen *Service, Chauffage* und *Eclairage* bezahlt werden, und der *Chef* oder der *Gérant* oder der erste *Garçon* oder der *Chef de salle* August Pieske schreibt oder stempelt zuletzt unter das *Total* der *Note*: *Per* oder *pour acquit.* — Ich weiß, ich weiß: ‚der internationale Kulturzusammenhang', die notwendige Rücksicht auf den ‚internationalen Charakter des Reiseverkehrs'! Vortrefflich, nur will's mich schier wundersam bedünken, daß weder die französischen noch die englischen Gasthöfe die geringste Rücksicht darauf nehmen.

Und alle alle sind sie im Punkte des sprachlichen Ehrgefühls bei uns gleich: auf keinem Gebiet unsers öffentlichen Lebens besteht eine so vollkommne Übereinstimmung ohne jeden Unterschied der Partei, wie wenn es sich handelt um Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut. Deutschnationale, Demokraten und Sozialisten beider Flügel, Agrarier und Anarchisten, Juden und Antisemiten, alle, alle lassen sich in holder Eintracht dieses Verschandeln der deutschen Sprache gefallen und wirken unterstützend oder doch duldend dabei mit. Jedes ehrliebende Volk auf dem weiten Erdenrund hält seine Sprache für die schönste, reichste, edelste, mag es immerhin eine oder einige der fremden Sprachen zu mancherlei Zwecken erlernen. Einzig wir Deutsche erklären durch Tausende von Fremdwörtern und Fremdbrocken in der gesprochenen und geschriebenen Rede, auf Millionen von Schildern und Anzeigen, daß unsre Muttersprache unfähig ist zur Bezeichnung all der Herrlichkeiten andrer Völker an Speis und Trank, Kleidern und Schmuck, Haus und Wohnung, Vergnügen und Arbeit, Sittlichkeit, Leben und Seele, Ethos, Bios und Psyche.

Vischer nannte die Fremdwörtelei ‚der deutschen Wortborger und Allerweltsanpumper ein Laster, das uns die Bemerkung eines Franzosen eingetragen hat' (er meinte Rivarol, vgl. S. 165): Wir lernen die Verachtung der deutschen Sprache von den Deutschen. Daß die heutigen Franzosen uns nicht lieben, ist zu begreifen; daß sie uns, ganz wie zu den Zeiten Rivarols ohne allen Chauvinismus um unsrer Zigeunersprache willen verachten und verhöhnen, ist zwar auch begreiflich, sollte uns aber zur ernsten Selbstprüfung zwingen, denn in Fragen der Sprache sind die Franzosen seit Jahrhunderten das, was im Altertum die Griechen waren: die Meister der Wortkunst. ‚Wenn die (deutschen) Zeitgenossen Ludwigs 14.', heißt es bei Treitschke, ‚eine Menge allamodischer Fremdwörter gebrauchten, so meinten sie doch ein gutes Werk zu tun, ihre rauhe Sprache lieblich zu schmücken; die heutigen Barbarismen entspringen einfach der Mißachtung, einer Roheit des Gemüts, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet'. Er schuldet ihr nichts Geringeres als ein Vaterland. Die gemeinsame deutsche Sprache war Jahrhunderte hindurch die einzige Gemeinschaft jenes geographischen Begriffes, den

der Staatsrechtslehrer Pufendorf nannte: ‚einen irregulären Körper, desgleichen in der ganzen Welt nicht anzutreffen ist', und von dem noch Hegel im 19. Jahrhundert als von der ‚konstituierten Anarchie' sprechen durfte. Die deutsche Sprache ist nach dem Zusammenbruch von 1918 wieder unser einziges Vaterland.

In französischen Blättern, witzigen und ernsthaften, erscheinen regelmäßig Aufsätzchen, worin das fremdwörtelnde Leben eines Musterdeutschen mit ziemlicher Naturtreue geschildert wird. In den Klammern stehen die echtfranzösischen Ausdrücke für das Küchenlatein und das Kellnerfranzösisch des Herrn Strohkauer:

Nachdem Herr Strohkauer sein ‚Maturitäts-Examen' *(baccalauréat)* bestanden hatte, diente er beim ‚Militär' als ‚Infanterist'. Er war stolz auf sein ‚Bajonett', das mit einem ‚Porte-*Epée*' *(dragonne)* geschmückt war, und fand die ‚Menage' *(pain de munition)* nicht allzu schlecht. Er erhielt auch bald die ‚Charge' *(le grade)* eines ‚Korporals' *(caporal)*. Wieder ‚Zivilist' geworden, setzte er ein ‚Inserat' in ein Tageblatt, erhielt viele ‚Offerten' und nahm den ‚Posten' eines ‚Comptoiristen' *(comptable)* und ‚Fakturisten' *(facturier)* in einem großen ‚Galanteriewaren-Magazin' *(bazar)* an. Da die Stellung sehr ‚rentabel' *(d'un bon rapport)* war, wurde er in Kürze gut ‚situiert' *(en bonne situation)*. Auch hatte er das Wohnen im ‚Garçon-Logis' satt und verlobte sich daher mit einem ‚soliden' *(sérieuse)* Gretchen, beschaffte zuerst die nötigen ‚Legitimationen' *(pièces d'identité)* und suchte nach einer ‚konvenablen Lokalität' *(local)*. Nachdem er Wohnungen im ‚Souterrain' *(sous-sol)* und im ‚Parterre' *(rez-de-chaussée)* besichtigt hatte, entschied er sich jedoch für die ‚Bel-Etage' *(Entresol)*. Die Wände wurden mit neuer ‚Tapete' *(papier peint)* versehen. An den mit ‚Rouleaux' *(stores)* ‚garnierten' Fenstern wurden ‚Gardinen' *(rideaux)* an ‚Konsolen' *(lambrequins)* aufgemacht und ‚Lambrequins' *(brise-bise)* im Innern aufgehängt. Das Schlafzimmer wurde möbliert mit einer ‚Toilette', auf der sich ein ‚Lavoir' *(cuvette)* befand, einem Bett mit einem ‚Plumeau' *(édredon)* usw. Nachdem er von dem ‚Raseur' *(barbier)* und sie von dem ‚Friseur' *(coiffeur)* schön zurechtgestutzt worden war, begaben sie sich in eine ‚Restauration' *(un restaurant)*, wo sie sich im ‚Chambre séparée' *(cabinet particulier)* ‚Delikatessen' *(comestibles fins)* ‚servieren' ließen, wie ‚Paindefoie' *(pâté)*, ‚Sardellen' *(anchois)* usw. Beim Weggehen empfahl Herr Strohkauer dem Oberkellner ‚Diskretion' und dem Kellner gab er ein ‚nobles Douceur' *(pourboire)*.

An einigen Stellen pfeift der Spottvogel falsch; daß er übertreibt, kann man nicht behaupten. Und die uns verhöhnenden Franzosen nehmen meist nur unser Sprachleben des Alltags aufs Korn; was für ein lächerliches und zugleich widerwärtiges Rotwelsch käme heraus, wenn ein Franzose die Sprache der deutschen Wissenschaft, besonders die des französelnden Kunstschreiberstils ohne die geringste Übertreibung nachstammeln wollte!

Daß es im Alltagsleben nicht besser aussieht, weiß jeder Lehrer. Die Würzburger Schriftstellerin Agnes Sapper hat den Stil des deutschen Briefverkehrs sprechend ähnlich so nachgeahmt:

Liebe Schwester! Der *definitive* Entscheid ist getroffen, ich bin für ein Jahr *engagiert*; und zwar nicht mehr *au pair*, sondern gegen ein kleines *Salär*. In *pekuniärer* Hinsicht habe ich mich also gegen das Vorjahr verbessert; aber manche schöne *Illusion* muß ich aufgeben. Vom ersten *Moment* an *frappierte* mich der *Kontrast* zwischen den jetzigen Verhältnissen und der früheren *luxuriösen* Lebensweise. Die Menschen haben sich selbst und ihr *Milieu* verändert. Ich hatte *kalkuliert*, in der *Saison* wieder die *Salons* belebt zu sehen, bei *Soupers* und *thés dansants* die *haute volée* in ihren *eleganten Toiletten* zu bewundern und ihre *amüsante, pikante Konversation* zu hören. Aber das sind *tempi passati*. Der Krieg hat alles *Frivole* weggefegt; er *absorbiert* jegliches andere *Interesse*. Zuerst war ich darüber *deprimiert*, aber jetzt *imponiert* mir dieser *Patriotismus*; ich bin vom selben *Enthusiasmus* ergriffen und fühle mich wohl in dieser *Atmosphäre* — usw.

Der alte Arndt hatte vollkommen Recht mit seinem zornigen Satz über das mangelnde Sprachehrgefühl: ‚Wir gebärden uns, als hätten wir gar keine Sprache, als seien wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und Zeichen für Geist und Begriffe, als seien wir in den Anfängen unserer Bildung und müßten alles von Fremden holen.' Dies wurde vor hundert Jahren geschrieben und gilt für eine lange Reihe von Schriftstellern, darunter hochberühmten, noch heute. Was hätte Arndt gesagt, hätte er bis 1870 gelebt und gesehn, was ich gesehn habe, deutsche Frauen und Mädchen sich bis zur Unanständigkeit um die gefangenen Franzosen drängen, nur um mit ihnen elendes Französisch zu radebrechen! Dieses Gebaren entfloß derselben Schlammquelle, aus der sich die deutsche Fremdwörterei bis auf diesen Tag so ekel speist.

Mit welchen Gefühlen lieſt ein ſprachgeſunder Deutſcher die Äußerungen des Sprachſtolzes bei andern Völkern! Wie klar und ſcharf klingen z. B. die Worte Ciceros in den Tuskulanen: *Dicam, si potero, Latine; scis enim me Graece loqui in Latino sermone non plus solere quam in Graeco Latine.* (Ich werde nach Möglichkeit lateiniſch ſprechen; du weißt ja, daß ich im Lateiniſchen ebenſo wenig griechiſch, wie im Griechiſchen lateiniſch zu reden pflege). Oder die Erzählung von des Kaiſers Tiberius reuiger Selbſtanklage im Senat wegen ſeines Gebrauches von *monopolium*; von ſeinem Befehl, *emblema* aus einem Senatsbeſchluß auszumerzen. Die Lobſprüche der franzöſiſchen und engliſchen Schriftſteller auf ihre Sprachen hier wiederzugeben, fehlt wie der Raum ſo Luſt und Mut: ſie ſind gar zu beſchämend, denn ſie entſprechen dem ehrlichen Stolze, der ſo handelt, wie er ſpricht, dieweilen wir uns begnügen: Mutterſprache, Mutterlaut! zu ſingen und dann ruhig weiter in ſechs Sprachen zu kauderwelſchen.

Wohl weiß ich, daß die meiſten Welſcher — ich will ſogar ſagen alle, denn das Vaterländiſche ſollte ſich gleich dem Moraliſchen von ſelbſt verſtehen — daß ſie an Stärke des Vaterlandsgefühls nicht hinter denen zurückſtehen, die für ein großes Volk eine edelreine Sprache begehren. Stark oder doch laut mag ihre Liebe zum Vaterlande ſein; zart iſt ſie unmöglich bei einem Fremdwörtler, dem für die zarteſten Regungen der deutſchen Seele in jeder Minute des Sprechens, in jeder zweiten, dritten Zeile des Schreibens ein fremdes Wort das natürlichſte iſt. Das mochte hingehen in längſt abgelaufenen Zeiten, als die Weltbildung ein überwiegend lateiniſches oder franzöſiſches Gepräge trug; hingehen noch in dem Weltalter, als Wilhelm 1. und Bismarck Knaben waren, um ſich herum franzöſiſch ſprechen hörten und die Fremdwörter kaum als etwas Fremdes empfanden. Wer ſich aber im 20. Jahrhundert auf jene Beiden zu berufen wagt, wie das geſchehen iſt, um das eigne Rotwelſch zu verteidigen, gegen den iſt ſo leicht keine Grobheit zu deutſch.

Jakob Grimm hat in trüben Zeitläuften das Verheißungswort geſchrieben: ‚Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unſre Sprache ſchändet: dann werden ſie wie Flocken zerſtieben, wenn Deutſchland ſich ſelbſt erkennend ſtolz alles großen Heiles bewußt ſein wird, das ihm aus ſeiner Sprache hervorgeht.‘ Noch hat ſie nicht geſchlagen, dieſe Stunde des Selbſterkennens, und ein großer neuerer Forſcher und Wirker auf anderm Felde, der berühmte Arzt und Lehrer Credé, durfte ohne ernſten Widerſpruch erklären: ‚Ein ſtarkes Volk, das ſo viel Fremdes in ſeiner Sprache duldet, iſt noch nicht zum vollen Bewußtſein ſeiner Stärke gelangt.‘ Auch nicht zum vollen Bewußtſein ſeiner Pflicht und Ehre.

Daß die Fremdwörterei eine **Kunſtfrage** allererſten Ranges iſt, glaubt der Verfaſſer nach ſeinen Kräften bewieſen zu haben. Weil ſie von dieſer Seite bisher nur ſpärlich betrachtet wurde und weil ſie in einem Buch über Stilkunſt die wichtigſte iſt, hat er ihr einen ſo großen Raum, etwa den fünften Teil dieſes Buches, gewidmet. An ihrer Wichtigkeit für das Volkstum achtlos vorüberzugehen oder ſie gar aus Scheu vor den läppiſchen Anwürfen ‚Puriſmus und Chauviniſmus‘ lau und flau zu behandeln, dazu müßte er mehr gemeine Menſchenfurcht haben. Käme es einzig auf Kunſt an, gelöſt von allem Volkstum, ſo wäre ja der Not leicht abgeholfen: die deutſchen Schriftſteller, die durchaus nicht deutſch ſchreiben wollen noch können, brauchten ja nur gründlich Franzöſiſch zu lernen, was zwar noch etwas mehr als zwei Jahre in Paris fordert, aber immerhin leichter wäre als die Bemeiſterung der ‚deutſchen Zunge, ungebändigt, hartgefügt‘, wie ſie in einem altdeutſchen Gedicht aus dem 12. Jahrhundert heißt (vgl. S. 457). Unſre Kunſtſchreiber z. B. ſind ſchon auf halbem Wege zu einem Franzöſiſch, das zwar von den Franzoſen nicht verſtanden wird, aber den Schreibern und vielen ihrer Leſer ausnehmend gefällt. Nur die paar deutſchen Fremdwörter inmitten des Scheinpariſer Gefaſels ſtören noch; indeſſen die laſſen ſich ja mit gutem Willen unſchwer ausmerzen.

Auch einige unſrer Germaniſten ſind eifrig und erfolgreich bemüht, den groben Fehler der Weltgeſchichte zu verbeſſern, daß Varus von Hermann geſchlagen wurde: ſie ſetzen an die Stelle der wichtigſten germaniſchen Begriffswörter verquatſchte romaniſche, griechiſche,

kellnerfranzöſiſche und halten in dieſer Zigeunerſprache mit der ‚*Originalität der Individualität*‘, dem ‚*ethiſchen Pathos*‘ — oder ‚*pathetiſchen Ethos*‘ —, der ‚*Popularprädilektion*‘ uſw. in den ‚erhöhteſten Momankß‘ Feſtreden auf den Deutſchen Kaiſer oder auf Bismarck, worin ſie die Freunde ſauberer deutſcher Sprache beſchimpfen. Denn: In Deutſchland iſt Jeder gegen Jeden, aber Jeder für den Feind.

Außer der Beſudelung der Ehre deutſcher Art und Sprache wirkt die Welſcherei unmittelbar vernichtend auf das lebensvolle Sprießen des Sprachtriebes. Der unglücklichſte unſrer Stürmer und Dränger, Reinhold Lenz, ein feinhöriger Sprachbeobachter, hat vor bald 150 Jahren den ſehr beachtenswerten Satz niedergeſchrieben: ‚Mir ſcheinen in unſrer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unſrer Seele namenlos, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer alles Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimiſche Gefühle begnügt haben, die dann nicht anders als ſchielend (nämlich durch Fremdwörter) ausgedrückt werden konnten‘. Wie ewig ſchade, daß dieſer beinah gewichtigſte aller Gründe gegen die Fremdwörterei nicht von den Stürmern und Drängern, zumal von ihrem größten, Goethe, zum ſprachlichen Feldgeſchrei gewählt wurde, von ihnen, die doch ſo viel wertloſen und vergänglichen Modetand in den Stil jener Zeit gewoben haben. Jedes Fremdwort wirkt wie ein Schimmelpilz anfreſſend und zerſtörend auf die in ſeiner Begriffsnähe blühenden deutſchen Wörter. Zahlloſe herrliche Ausdrücke ſind auf ſolche Weiſe verdrängt, ja ausgerottet worden; ebenſo viel gute Neubildungen dadurch verhindert, daß im fruchtbaren Augenblick ſich ein blödes, elendgeformtes Gelehrtenfremdwort an die Stelle pflanzte. So hat *partiell* die rechtzeitige Bildung von ‚teilig‘ verhindert (vgl. S. 63); ſo hat *elaſtiſch* das noch zu Leſſings Zeit allgemein gebräuchliche ‚prall‘ (Nathan, 2, 5) ſo gut wie verdrängt; ſo *naiv* die edlere Bedeutung von ‚einfältig‘ faſt ganz vernichtet, die rechtzeitige Bildung eines Eigenwortes unmöglich gemacht. Man denke an das Beiſpiel von Zweirad, Rad und Radler, von Flieger und Steher: werden die deutſchen Luftſchiffer ſich ebenſo ſprachkräftig erweiſen, um uns ſo bald wie möglich von der Aviatik, den Aviatikern, den Propellern, dem Aeroplan und den Aeroplanatikern, oder wie ſonſt geſtammelt wird, zu erlöſen? Im Kraftwagenbau ſcheint die bei der erſten Einführung eingeſchleppte Franzöſelei von *chaſſis, caroſſerie, voiturette* bis zum *Töff Töff* jedes deutſche Eigengewächs ausgeſtampft zu haben. Sind wir ganz ſicher vor der Gefahr, daß die wiſſenſchaftelnde Vornehmtuerei nicht mit der Zeit Leben, Seele, Sittlichkeit, Liebe, künſtleriſch, begeiſtert uſw. durch *Bios, Pſyche, Ethik, Eros* und *Erotik, artiſtiſch, dionyſiſch* verdrängt oder erniedrigend umwertet? Für das koſtbarſte Seelengut eines Volkes, für die Sprache, aus der alles tiefſte Geiſtesleben ſprießt, gibt es keine größere Gefahr als das Maſſengewelſch, wie es in Deutſchland ſeit dem Jahrhundert der nachäffenden Humaniſterei bis auf dieſen Tag getrieben wird.

Siebenter Abſchnitt.

Die Zukunft der Fremdwörterei.

Untröſtlich iſt's noch allerwärts. (Uhland.)
Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. (Goethe.)

Seit einem Menſchenalter beſteht der Deutſche Sprachverein, eine kurze Spanne im Leben unſrer Sprache, eine genügend lange, um eine Überſchau ſeiner Erfolge zu ermöglichen. Die 1910 erſchienene Feſtſchrift des Vereins (von Hermann Dunger) hebt als die bedeutendſte Wirkung ſeiner Tätigkeit im Gegenſatze zu früheren Sprachgeſellſchaften hervor:

Die jetzige Sprachbewegung hat das ganze deutſche Volk ergriffen ... Die leitenden Kreiſe ſind für unſere Sache gewonnen. Die geiſtigen Führer unſeres Volkes haben in den Zeiten der Ohnmacht und des ſtaatlichen Niederganges die Überflutung mit lateiniſchen und franzöſiſchen Fremdwörtern verſchuldet; ſie haben es jetzt als ihre Pflicht anerkannt, dieſen Schaden wieder gut zu machen.

Zutreffend bis auf eine notwendige Einschränkung: Die Wissenschaft in ihrer weit überwiegenden Mehrheit hat diese Pflicht noch lange nicht anerkannt, geschweige erfüllt; am wenigsten die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, die allen andern Zweigen unsers geistigen Lebens grade auf diesem Felde mit laut hallendem Mahnruf und glänzendem Beispiel voranschreiten sollte. Sonst aber ist wirklich die Tatsache festzustellen, daß zur Zeit etwas wie eine Volksströmung zur Sprachsauberkeit ihre leisen Wellen zu kräuseln beginnt. So weit sind wir doch schon, daß die lächerlichen Schlagworte Purist und Chauvinist nur noch von den rückständigsten und am schlechtesten schreibenden Welschern der Bewegung entgegengeschleudert werden.

Die Einzelerfolge, die der Sprachverein verzeichnet, sehen, in gedrängter Zusammenstellung auf mehren Seiten, sehr stattlich aus, sind aber eher als Vorzeichen denn als große Errungenschaften zu werten. Sie beweisen, daß tief unten im deutschen Volksgeist ein starker Trieb zur sprachlichen Ehre schlummert, dem nur die richtige Pflege der geistigen Leiter des Volkes fehlt, um Blüte und Frucht zu erzeugen. Man lächelt freundlich, wenn man in der Festschrift liest, wie viele deutsche Vereine ihre Satzungen von Fremdwörtern gesäubert haben, daß z. B. im Radfahrerbund (früher Bund der Velocipedisten), im Verein Lichtbild (Klub der Amateurphotographen), in dem der Feuerbestatter (Krematisten) usw. nicht mehr mit *Akklamation, Decharge, Generalsekretär, Kommission, Plenum, Generalversammlung, Korrespondenz, Remuneration, Skrutinium, Protokoll, Vereinsorgan* usw. lateinert und französelt wird. Man wird aufmerksam, wenn man in dem Warenverzeichnis eines der größten Geschäfte Berlins, des Grünfeldschen Wäschehauses, den wohlgelungenen Versuch einer fast reinen Sprache für all den Kram gewahrt, der sonst nur auf Parisisch oder Berlinfranzösisch bezeichnet wird.

Man freut sich noch mehr, wenn man die ziemlich lange Reihe der deutschen Zeitungen überblickt, die ihre Geschäftssprache verdeutscht haben, also nicht mehr schreiben: *Abonnement, Exemplar, Extraausgabe, Feuilleton, Lokal- und Provinzialnachrichten, Miszellen, Publikum, Redakteur, Chefredakteur, Telegramme;* sondern: Bezug, Stück, Sonderausgabe, Unterhaltungsblatt, aus Stadt und Land, Vermischtes, Leser und Leserkreis, Schriftleiter, Hauptleiter, Drahtbericht.

Immer aufmerksamer wird man, wenn man über die Stellung angesehener Schriftsteller zur Sprachbewegung liest, z. B. erfährt, was Rosegger in begeisterter Verallgemeinerung darüber gesagt hat: ‚Jeder deutsche Dichter und Schriftsteller ist mit Ihnen, es kann und darf garnicht anders sein, uns vor allem muß an der Reinigung, der naturgemäßen Entwicklung unserer Sprache gelegen sein‘; oder Näheres über Gustav Freytags durch den Sprachverein beunruhigtes Kunstgewissen liest (vgl. S. 171); oder über Treitschkes Reue, sich durch E. Schmidt und H. Delbrück haben täuschen zu lassen. Oder Moltkes Erklärung von 1887 an den Deutschen Sprachverein: ‚daß er die auf Reinigung unserer Sprache gerichteten Bestrebungen nach Kräften gefördert habe und auch fernerhin zu unterstützen gesonnen sei‘, — eine Erklärung, die uns erklärt, warum E. Schmidt und H. Delbrück ihm nicht ihre ‚Erklärung von 1889‘ zur Unterschrift vorzulegen wagten. Oder wurde sie ihm vorgelegt? Dann sollte uns seine Antwort nicht länger vorenthalten werden! — Oder das gute Wort eines so guten und so einflußreichen Schriftstellers unsrer Tage, wie Friedrich Naumanns:

> Der Kampf gegen die Fremdwörter ist keineswegs bloß eine Spielerei [wer wagt denn, so etwas heute noch zu behaupten?], sondern ein beständiges Hinabsteigen in die Tiefen der Sprachentstehung. Man kann fast alles verdeutschen, ohne in Narreteien zu verfallen. Insbesondere für die schriftstellerischen Entwicklungsjahre [nur für diese?] gibt es nichts Besseres als den selbsterwählten Zwang, kein Fremdwort ohne Nachprüfung durchzulassen.

Eine höchst widerwärtige Ausnahme von den schaffenden deutschen Schriftstellern stellt Gerhart Hauptmann dar. Er weiß von den fremden Sprachen noch weniger als Karl Bleibtreu, bemüht sich aber gleich diesem, sein großartiges Wissen und Nichtwissen auszukramen. In seinem kläglichen Roman ‚Atlantis‘ schwelgt er besonders in der Engländ-

derei: der deutsche Dampfer heißt natürlich *steamer*, auf diesem deutschen Dampfer gibt es einen *first call for dinner*, das Lesezimmer wird in allen Fällen zum *readingroom*, und der deutsche Dampfer hat keine Schraube, sondern einen *Propeller*, was dieser deutsche Dichter für Englisch hält, während die Engländer in ihrem Eigensinn das Ding *screw* nennen. Auf seinem deutschen Dampfer läßt der deutsche Dichter einen Begrüßungsmarsch ‚*konzertieren*'; zum Mittagsmahl auf dem deutschen Dampfer werden nicht fünf Stücke, sondern fünf *Pièces* gespielt, was dieser deutsche Dichter für Französisch hält, während die dummen Franzosen von *morceaux* sprechen. Brauchen wir uns angesichts solcher Sprachbildung Hauptmanns zu wundern, daß er ‚brauchen' ohne ‚zu' schreibt, daß er Sätze bildet, wie ‚die Luft ging nicht zu atmen', und daß er, der kindlichstolze Fremdwörtler, dicht neben seiner Fremdwörtelei Anfälle von selbstverfertigtem Altdeutsch bekommt und z. B. schreibt: ‚Er nahm an Friedrichens Seite Platz. Mit Friedrichen' —? Man stelle sich vor, in Frankreich schriebe ein berühmter Dichter solche Sprache! Aber das ist ja gar nicht vorstellbar.

Die Festschrift berichtet von mehr als 200 Hochschullehrern, die schon 1891 Mitglieder des Sprachvereins gewesen seien. Mögen es jetzt 300 sein: was will das sagen bei einer Gesamtzahl von mehr als 5000 Lehrern an unsern Universitäten, gewerblichen Hochschulen, Akademien aller Art, und bei mehr als 20000 Oberlehrern? Bei gewiß mehr als einem Viertel dieser Zahlen von schreibenden und druckenden Hochschul- und Oberlehrern? Bewundernswert sind die ohne jeden andern Lohn als die erfüllte Edelpflicht geleisteten Arbeiten der Führer des Sprachvereins. Dennoch sei die Sorge nicht unterdrückt, daß es bei der jetzigen Art rastloser, aber sich verzettelnder Kleinarbeit noch in hundert Jahren nicht wesentlich, nicht im Kern besser um die deutsche Sprache stehen wird als heute. Gegen die Hauptförderer der sich stets erneuernden Verunreinigung muß der Hauptangriff mit voller Wucht geführt werden, mit allen Waffen ehrlichen Kampfes: gegen die unsre Sprache verwelschenden wissenschaftlichen Schreiber. Die deutsche Wissenschaft ist uns Deutschen die mit Recht verehrte Hochmeisterin der Bildung, vielfach des Könnens. Sie bereitet unsre Lehrer auf ihren Beruf vor, die oberen, die mittleren, die niederen. Sie unterrichtet unsre Schriftsteller, unsre Zeitungschreiber, unsre Beamten vom Minister bis zum ‚Magistratssekretär'; unsre Abgeordneten, unsern Adel und unser Bürgertum; den Offizier des Land- und des Seeheeres; den gebildeten Kauf- und Gewerbsmann; den Künstler und den höheren Handwerker. Entscheidend für die Sprache eines Volkes ist in allererster Reihe die der Wissenschaft, des Unterrichts; denn auch der Dichter, dem die höchsten Aufgaben der schöpferischen Pflege der Sprache zufallen, ist ein Zögling der vorbildenden Wissenschaft gewesen, bevor er selbst sein Volk höher zu bilden beginnt. An dem Tage, wo die deutsche Wissenschaft durch eine gemeinsame Kundgebung oder durch ein feierliches Wort ihrer erlauchtesten Führer erklärt, daß sie die heilige Pflicht endlich erfüllen will, die Sünden ihrer Vorgänger von vier Jahrhunderten an der deutschen Sprache zu sühnen, kann sich der Sprachverein auflösen.

Die Führung auf diesem Buß- und Besserungsgange gebührt den Germanisten, d. h. den Hütern der deutschen Sprache. Sie selbst müssen laut verkünden, daß welschende, also die Muttersprache besudelnde Deutschforscher eine deutsche Schande, ein öffentliches Ärgernis schlimmster Art sind, und daß ein Volk, eine Wissenschaft, eine Regierung, die diese völkische Schmach dulden, des deutschen Namens unwürdig sind. Eine Zeit wird kommen, wo gegen das lebende Geschlecht die schwersten Anklagen daraus geschöpft werden, daß es sich von der Berliner Akademie der Wissenschaften inmitten des deutschen Daseinskampfes ein Gutachten gegen die amtliche Verdeutschung der elendesten Fremdbrocken, abgefaßt von dem Germanisten Röthe, hatte bieten lassen.

Nichts Geringeres als ein stolzes Bekenntnis der deutschen Wissenschaft zur deutschen Sprache, eine Gegenerklärung gegen die von 1889, kann gründliche Heilung bringen; keine Erlasse von höchster Stelle, keine Beschlüsse von Berufsvertretungen, nicht einmal die Presse. Und würde selbst zu glücklicher Sternenstunde in Deutschland ein Dichter von

der Größe Goethes oder Schillers geboren, mit einer Sprache reiner als jener Großen aus der deutschen Franzosenzeit, — nach seinem Tode ergösse sich die schmutzige Schlammflut doch wieder in das gereinigte Bett der deutschen Sprache, wenn sich an unsern hohen Schulen mangelnder Sinn für die Kunst des reinen Wortes und gelehrtes Vornehmtun zu neuer Fremdwörterei vereinigten.

Die Hoffnungen, die vielfach in den Schulstaat gesetzt werden — ‚wer die Schule hat, der hat die Zukunft' —, sind trügerisch; denn in Wahrheit wird die sprachliche Erziehung in der Schule nicht vom Staat, sondern von der freien Hochschulwissenschaft beherrscht, die unsre Lehrer sprachlich vorbildet. Auf wie schönem Papier und in wie edler Sprache auch die jahraus jahrein ergehenden Rundschreiben der höchsten Schulbehörden deutscher Länder über die Reinheit der Muttersprache abgefaßt seien, sie bleiben das bekannte ‚schätzbare Material'. Die Herren Minister, gleichviel ob kaiserliche oder freistaatliche, unterschreiben die schönen Erlasse, und die Männer der Wissenschaft bilden die Lehrer vor und schreiben die weniger schönen Schulbücher, etwa von der Art der Cauerschen Geschichtstabellen: *Der französische Adel emigrierte und agitierte im Auslande*, oder des Paulsiekschen vorgeblich deutschen Lesebuches: *Anthologien als Früchte einer subjektiven Eklektik*. Und die wackern deutschen Jungen und frischen Mädchen lesen das, schwören, wie sie ja müssen, auf die Worte des Lehrers und schreiben, da sie ‚nicht für die Schule, sondern fürs Leben' lernen sollen, in ihren späteren Berufen dasselbe undeutsche Deutsch; die vielen Allzuvielen lassen es sogar drucken. Wunderschön ist das Geschichtchen, das die Festschrift von einer der Fremdwörterstrafkassen an deutschen Schulen erzählt. Der Leiter der Fürstenschule zu Pforta, Herr Muff, berichtet, er habe in einer der oberen Klassen mit Zustimmung der Schüler angeordnet, daß für jedes unnütze Fremdwort eine Strafe von 10 Pfennig zu zahlen sei; dabei sei eine hübsche Summe herausgekommen, wobei er natürlich das Meiste zu zahlen gehabt, weil er eben am meisten zu reden hatte. Herr Muff wird vermutlich weniger Fremdwörter gebraucht haben als die meisten andern Schulleiter; so aber steht es um die Fremdwörterei an den Pflanzstätten unsrer höheren Bildung. Herr Muff und die übrigen Lehrer seiner berühmten Anstalt haben ihre Vorbildung an unsern fremdwörtelnden Universitäten gewonnen; sie werden ihre Schüler vielleicht zu etwas größerer Sprachsauberkeit erzogen haben, denn die Strafkasse deutet ja auf guten Willen. Auf Herrn Muff und seine hoffentlich gleichgesinnten Mitlehrer folgt ein andrer Leiter, folgen andre Lehrer, die von der fremdwörtelnden Universität nach Pforta kommen, und alles bleibt, wie es gewesen.

Die deutsche Wissenschaft, unser Stolz vor den Völkern, unsre Freude daheim, unsre geistige Mutter, ja selbst das sei gerühmt: einst die Pflegerin der deutschen Hoffnungen, die Vorbereiterin der deutschen Zukunft in den trübsten Zeiten, sie ist heute in vielen ihrer Vertreter die ärgste Feindin, die höchste Gefahr der deutschen Sprache und damit des Dauerbestandes des deutschen Volkes. Sie, keiner sonst, mischt den fremden Unrat dort in den Strom, wo er hoch an den Bergen entspringt. Herr von Goßler, der sprachfreundlichste preußische Unterrichtsminister, war's, der zuerst an machtreicher Stelle das Wort gesprochen von der Pflicht zur Sühnung alter Schuld: ‚In der Hut und Pflege des in unserer Sprache und in unserm Schrifttum uns überkommenen Besitzes erkennt die preußische Schulbehörde eine heilige Aufgabe unserer Schule.' So in seinem Erlaß vom 15. Januar 1889 auf eine Eingabe des Deutschen Sprachvereins. Als schroff wider sprechende Antwort der deutschen Wissenschaft erfolgte die von Erich Schmidt verfaßte Erklärung vom Februar desselben Jahres. In dieser stand der hochtönende Satz, nein, die hohle Phrase: ‚Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher (?) zum sauberen Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.' Das ‚Genügen' wird vereitelt durch die fremdwörteluden und die Fremdwörterei verteidigenden Vorbereiter unsrer wissenschaftlich und pädagogisch gebildeten Lehrer. Der Nachwuchs der deutschen Wissenschaft fremdwörtelt gleich seinen Vorgängern, ja er fremdwörtelt vielfach noch toller,

noch geschmackloser, z. B. Max Hermann, R. M. Meyer, Eugen Wolff, B. Litzmann viel ärger als Erich Schmidt, den ich nicht zu den schlimmsten Fremdwörtlern zähle, ‚ondern nur entsprechend seinem wissenschaftlichen Range aus Achtung strenger beurteile. In der jüngern Literatur- und Kunstwissenschaft hat die französelnde Geckerei einen Grad erreicht, der das ekelhafte Sprachgemengsel des 17. Jahrhunderts überbietet. Und um den Becher bis über den Rand zu füllen: die preußische Regierung und das preußische Abgeordnetenhaus einigen sich über eine möglichst reine Geschäftssprache, — da erklärt sich der Germanist Gustav Röthe als Verfertiger eines Gutachtens der Berliner Akademie der Wissenschaften gegen diesen kräftigen Versuch zur Säuberung der deutschen Sprachlehre. In welchem andern Lande der Erde wäre solche Verletzung völkischer Scham denkbar!

Der Schulstaat hat also seine Aufgabe bisher nicht erfüllt; die klarsten Bestimmungen in den amtlichen Lehrplänen, z. B. ‚Fremdwörter, für die gute deutsche Ausdrücke vorhanden sind, sollen ausgemerzt werden', sind fruchtlos geblieben und werden solange fruchtlos bleiben, wie die Lehrer nicht von den Hochschulen reines Deutsch als das sicherste Kennzeichen des wahrhaft wissenschaftlichen Menschen mitbringen.

Viel größeres Vertrauen als der Schulstaat hat sich der Beamtenstaat verdient. Ginge es in der säubernden Pflege unsrer Sprache ohne ihn, täten die lehrenden und schreibenden Hüter der Sprache ihre Pflicht, so wäre das besser, denn in solchen höchsten Geistesfragen ist allemal dem rohen Zwange der Macht die sanfte Gewalt freier Lehre und innerer Überzeugung vorzuziehen. Die deutsche Sprachgeschichte lehrt aber unwiderleglich, daß es, bei dem Verhalten der deutschen Wissenschaft, nicht ohne die Staatsgewalt gehen wird. Auf ausdrücklichen Befehl Bismarcks, dies hat Heinrich Stephan selbst bezeugt, wurden auf einen Strich gegen 600 Fremdwörter aus dem einen Zweig unsers öffentlichen Lebens, der Postverwaltung, ausgetilgt, gegen den lauten Widerspruch der Wissenschaft und ihrer Schüler; für keines hat sich das Bedürfnis nach Wiedereinführung jemals geregt. Außer Campe hat kein Sprachreiniger so furchtbar und fruchtbar ausgefegt wie Stephan, und jeder sprachsauber empfindende Deutsche dankt es ihm. Das ähnliche Walten andrer wichtiger Zweige der Reichs- und der Staatsverwaltung wurde erwähnt. Solches Tun und solche Erfolge weisen den Weg. Die wissenschaftlichen Erklärer von 1889 haben die Einmischung der öffentlichen Gewalten zurückgewiesen, haben sich aber, mit Ausnahme solcher Männer wie Freytag und Treitschke, unfähig gezeigt, aus eignem Entschluß ‚dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter, dem Überschwang der Sprachmengerei' zu steuern, am wenigsten in den Kreisen, die an Mißbrauch und Überschwang die Hauptschuld tragen. So bleibt denn nichts übrig, als fortzuschreiten auf der mit wohlverdientem Glück betretenen Bahn: die Staatsaufsicht über alle Schulen mit vollem Ernst einzusetzen für ‚die Pflege des Ausdrucks in allen Fächern und auf allen Stufen', und zur Wirklichkeit zu machen das Stück Papier, auf dem einst befohlen ward: ‚Fremdwörter, für die gute deutsche Ausdrücke vorhanden sind, sollen ausgemerzt werden.' Ein Vierteljahrhundert deutschen Schulunterrichts, worin die Anwendung eines überflüssigen Fremdwortes in Rede und Schrift des Schülers mit gleicher Strenge behandelt wird wie *ut* mit dem Indikativ, *si* mit dem *Conditionnel* oder die Unwissenheit eines Sekundaners im Pythagoräischen Lehrsatz, — und aus den so erzogenen Schülern erwachsen dereinst die Oberlehrer, die Hochschullehrer, die, was sie als Knaben gelernt, die Jünglinge der Zukunft lehren: Das Fremdwort kennzeichnet den halbgebildeten, den scheinwissenschaftlichen Menschen. Daß es das Kennzeichen des unkünstlerischen ist, habe ich mich bemüht zu lehren, — mit beredten Worten, so viel ich ihrer fand, mit eignem Beispiel, so weit meine Gabe reichte.

Endlich noch drei einfache Rechtsfragen. 1. Welches göttliche oder menschliche Recht hat ein Deutscher, dem die deutsche Sprache zum Ausdruck seiner Gedanken gegeben ward, die Sprache andrer Völker zu bestehlen und die gestohlenen Wörter pöbelhaft verunstaltet in die eigne Sprache einzuflicken? — 2. Mit welchem Recht spricht ein Deutscher zu seinen deutschen Volksgenossen in verpöbelten Wörtern fremder Sprachen? — 3. Jedem Deutschen

ward die deutsche Sprache nicht als unbeschränktes Eigentum, sondern nur als heiliges, pfleglich zu behandelndes Lehen gegeben. Mit welchem Recht untersteht sich ein Deutscher, Wörter der ihm anvertrauten Sprache zu verdrängen, zu unterdrücken, auszurotten, um an ihre Stelle die verpöbelten gestohlenen Wörter fremder Sprachen zu setzen? Auf diese drei Rechtsfragen schuldet jedem Deutschen jeder Welscher klare Antworten.

Dann aber nach den Rechtsfragen die Machtfrage. Alle wissenschaftliche, alle vaterländische Gründe für die Selbstverständlichkeit, daß in Deutschland deutsch gesprochen werden muß, sind längst erschöpft; nichts Neues kann mehr beigebracht werden, um jemand von einer völkischen Urpflicht zu überzeugen, der durchaus nicht überzeugt werden will. Die deutsche Sprachfrage ist eine Machtfrage geworden. Sobald das deutsche Volk aller Stände das welsche Zeug ablehnt, nützen dem gelehrttuerischen Welscher alle seine Scheingründe nichts: man hört ihn nicht, man liest ihn nicht. Man stelle sich vor, eine Volksregierung, ein wahrhaft gebildeter Minister für Volksbildung käme auf den doch nicht allzu fern liegenden Gedanken: ich will der deutschen Sprachschande und der sprachlichen Gliederung des deutschen Volkes in Sprachkasten ein Ende setzen, — und er verordnete: Kein Lehrer (vom Volksschullehrer zum ordentlichen Hochschullehrer) wird angestellt und befördert, der sich nicht in Wort und Schrift möglichst reiner Sprache befleißigt. Dieser Erlaß, mit unerbittlichem Ernst und voller Macht durchgeführt, würde uns in 25 Jahren ein sprachsauberes Vaterland schenken. Wo ist der Staatsmann, der nach diesem unvergänglichen Ruhme strebt?

*

Schon einmal wurde in diesem Buche gesagt: Kein echter Fremdwörtler hat sich je zu reiner Sprache bekehrt. Gustav Freytag, der sich belehren ließ, war ja kein Fremdwörtler, und Treitschke erst recht nicht. Der echte und gerechte Fremdwörtler wird fortfahren, seine ‚brauchbaren Fremdwörter' zu schreiben, unbekümmert, ob sie nach einem Menschenalter unbrauchbar sind und seine Schriften unbrauchbar, ja lächerlich machen. Sie wissen, denn sie sind Männer von reicher Wissenschaft, daß nicht ein einziges fremdwörtelndes Buch bis über das nächste Lesergeschlecht hinaus lebendig geblieben. Sie wissen z. B., daß, als Thomasius Deutsch vorzutragen und zu schreiben begann, alle andern Leipziger Professoren bei ihrem Latein verharrten, gegen Thomasius ‚Erklärungen' erließen, und — daß von keinem jener Lateiner uns ein lebendiges Blatt überkommen, während der deutsche Thomasius in unsrer Literatur eine hochragende Gestalt geblieben ist. Sie wissen, daß von der ganzen ältern Germanistik des 19. Jahrhunderts, die fremdwörtelte, wenn auch nicht ganz so arg wie die heutige fremdwörtelt, nur Jakob Grimm und Uhland ein Besitz für die Gegenwart und die Zukunft sind, — und die haben Deutsch geschrieben!

Nein, von der Wissenschaft, wenigstens von der jetzt schon bewürdeten, ist keine Besserung zu erwarten; eher noch von den gebildeten Laien, die sich der Deutschverderbung durch die Gelehrten zu erwehren trachten. Höchst beachtenswert ist der jüngst von dem Hamburger Zweige des Deutschen Sprachvereins unternommene Versuch, das gebildete Bürgertum aufzurufen zum Schutze der Sprache. Innerhalb zweier Monate gingen schriftliche Zustimmungen von über 100 Vereinen, über 2300 Einzelnen ein, darunter von 25 Professoren und andern Beamten wissenschaftlicher Anstalten, 31 Geistlichen, 70 Richtern, 80 Postbeamten, 82 Ärzten, 88 Ingenieuren, 169 Volksschullehrern, 184 Oberlehrern, 463 Beamten, 661 Kaufleuten usw. Dergleichen vermag die Hoffnung zu stärken, daß es doch nicht ganz unmöglich sei, sich aus den Banden der Verwelschung zu lösen. So auch die noch nicht vergessene einhellige Entrüstung unsrer Presse, als ein geschmackloser Präsident des Deutschen Reichstages seinen Gästen bei einem Festmahl eine ganz französische Tischkarte darbot. Fürwahr, die Zahl der hochgebildeten Menschen wächst und wächst, die, ganz abgesehen von dem doch wohl noch erlaubten Nationalstolz, aus Gründen des guten Geschmackes die reine deutsche Sprache fordern. Die Zeit, da es für gebildet galt zu fremdwörteln, ist in der besten Gesellschaft vorbei und wird niemals wiederkehren. Das ist schon viel, ist aber nicht genug. Das gehäufte Fremdwort muß zum unfehlbaren

Merkmal des Pöbels werden, muß für so gemein gelten wie unsaubere Kleider, Nägel oder Zähne. Die Magistratssekretäre müssen und werden dann von selbst mit der Bittschrift kommen, sie ehrenhalber Stadtschreiber zu nennen: es läge eine feine Rangerhöhung darin, ähnlich den Beamtentiteln in der Schweiz, wo der Staatsschreiber einer der höchsten Beamten ist mit allerlei Dutzendsekretären tief unter ihm.

*

Indessen — ‚Es ist eine Lust, zu leben!' wird der Sprachfreund doch erst rufen dürfen, wenn die allerstärkste geistige Macht auf den Plan getreten ist: die deutsche Jugend. Wie oft schon in der Geschichte unsers Schriftentums hat Sturm und Drang von reifenden Knaben und Jünglingen eine neue Blütezeit heraufgeführt! Klopstock und Lessing, nach ihnen die Stürmer und Dränger um Goethe, dann die jungen und jüngsten Romantiker, abermals um ein Menschengeschlecht später das Junge Deutschland, nach einem halben Jahrhundert das Jüngste Deutschland — immer war es die blühende Jugend, das fordernde Geschlecht, wie Goethe es nannte, das die stockig gewordene deutsche Welt mit goldener Rücksichtslosigkeit erfrischend aufrüttelte.

O daß ich noch jung wäre wie ihr, die ihr jetzt in den Hörsälen auf den Bänken sitzet, auf denen ich im Werdejahr des jungen Deutschen Reiches gesessen! Kampffreudig wie ich schon damals war, würde ich einen Studentenverein ‚Deutsche Sprache' gründen und den höchsten Wurf wagen, der in dieser Zeitlichkeit zu augenblicklichem, allerdings vergänglichem Ruhme führt: die Entfesselung einer Mode! Ohne Eicheln-essende Teutschtümelei. Ohne jene fratzenhafte hohle Spielereien, wie sie von Klopstock und den Barden des 18. Jahrhunderts für einige Zeit getrieben wurden, mit geringem Widerhall bei den Lesern, zu keiner Frucht für die Kunst. Nein, ganz einfach so, daß junge deutsche Menschen im hellen Lichte des 20. Jahrhunderts ebenso reines edles Deutsch zu sprechen und zu schreiben haben, wie die Franzosen und Engländer seit Jahrhunderten Französisch und Englisch, nichts andres, sprechen und schreiben. Erst dann wird der Wettlauf zwischen der deutschen Kunstprosa und der aller großer Literaturvölker unter gleichen Kampfgesetzen anheben, und, dessen seid sicher, es währt nicht lange, so wird der Spott der Ausländer über unsre Sprache aufgehört haben. Ein wenig Mode war bei jedem Sturm und Drang; die der jungen Leute um 1770 kam sogar dem Ziele, das ich von der gebildeten Jugend aufgerichtet sehen möchte, sehr nahe: reindeutscher Sprache. Was hätten unsre für die schöpferische Dichtung zum allergrößten Teil unfruchtbaren Allerjüngsten um 1885 wenigstens für die Sprache leisten können, wenn sie, die den französischen Naturalismus für ein paar Jahre in die Mode brachten, statt der ‚Revolution der Literatur', die sie mit prahlerischer Ohnmacht ankündigten, eine Erneuung der deutschen Sprache gefordert und gefördert hätten! Dichten konnten nur zwei oder drei von jenen hundert Schreiern; deutsch, immer noch deutscher schreiben hätten die meisten bei gutem Willen gelernt, und mit wie hellerem Ruhmesglanz prangeten heute die Namen ihrer Führer in der deutschen Geistesgeschichte! O ihr meine Leser in den segenschweren frühen Zwanzigern, lasset euch sagen von einem, der zwei Menschenalter sah und mehr als eines von Schreibern: kein Werk der Wortkunst dauert über den flüchtigen Tag, das nicht mit dem höchsten Kunstmittel geschaffen wurde: der reinen Sprache. Wie gekräuselte Menschheitschnitzel verraschelt all die modische Wortgaukelei, heiße sie noch so großartig Impressionismus oder gar Expressionismus, die sich aus den nachgestammelten Sprachen der umwohnenden Völker ein Ragout von Andrer Schmaus zusammenbraut. Bewundrung von Kindern und Affen, wenn euch darnach der Gaumen steht; doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen, nicht deutsch über die Zunge und aus der Feder geht.

Sechstes Buch.

Der Satz.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zurzeit deutlich denken kann. (Schopenhauer.)

Erster Abschnitt.

Satz und Persönlichkeit.

Papierstil und Redestil.

Sage mir nur niemand hie von Geduld und Ehre. Vermaledeiet sei Geduld, die hier schweigt! Vermaledeiet sei die Ehre, die da weicht und solchen mörderischen Larven Raum läßt über die armen Seelen! (Luther in der Schrift ‚Wider den falschgenannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe'.)

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, sich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein! (Lessing.)

Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt hin und wieder blättert. (Goethe.)

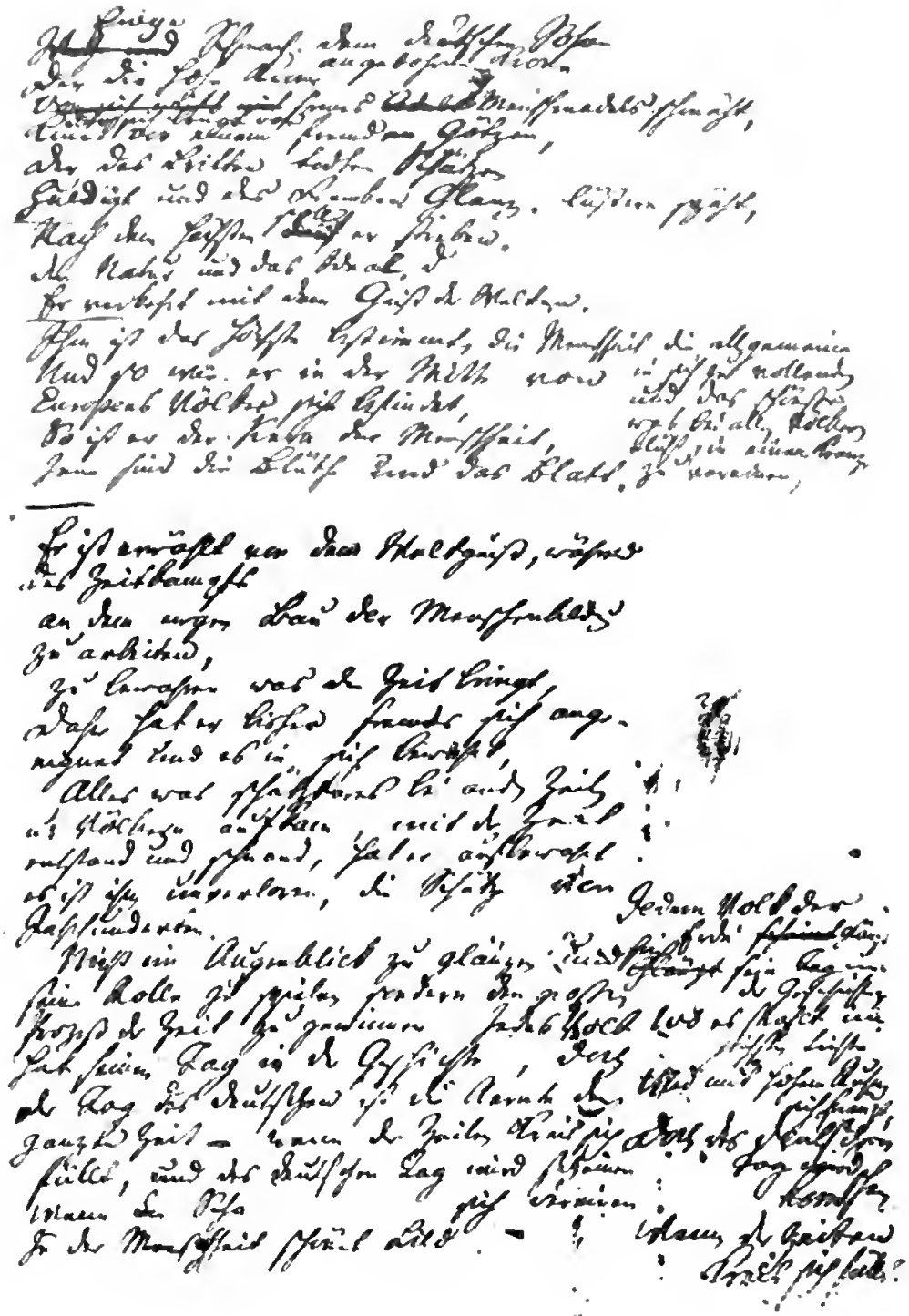
Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. (Schiller.)

Diese Sätze von Luther, Lessing, Goethe, Schiller lese man sich selbst laut vor, im gewöhnlichen Sprechton, und lege sich Rechenschaft ab von den sehr verschiedenen Eindrücken, die sie hinterlassen. Daß sie verschieden sind, wird jeder Leser im innern Ohr empfinden; aber wie verschieden? Es sind vier verschiedene Stile, wird die Antwort lauten, und sie ist nicht falsch; sie ist nur unvollständig und trifft nicht in den Mittelpunkt. Vier verschiedene Menschen sind es, die aus jenen Sätzen zu uns gesprochen haben. Selbst wer nichts von Art und Leben Luthers, Lessings, Goethes, Schillers wüßte, ein ungebildeter unverbildeter deutscher Leser, würde bestimmt fühlen, hier habe ich grundverschiedene Menschenwesen gehört, mag er auch zu ungeübt sein, die Unterschiede in wohlgesetzte Worte zu fassen. Luthers Feuerseele mit ihrem Feueratem wird er lodern fühlen aus dem Satzgefüge wie aus den Worten. Aus den kurzen Gliedern der Haupt- und Nebensätze; aus dem jambischen, anapästischen Aufbäumen des Satzschrittes, der im letzten Viertel übergeht in die Hammerschläge der Daktylen und Trochäen; aus dem wuchtigen Wiederholen von ‚Geduld' und ‚vermaledeiet' kann er den zornvollen Kettensprenger der Gewissensfreiheit heraushören.

Und ein stilfremder Leser müßte sein, wer nicht aus Lessings gegensätzlichem Spruche von Gottes Rechter und Linker, vom Wählen zwischen den zwei äußersten Polen: der reinen Wahrheit und dem ewigen Irrtum, dem göttlichen Besitz aller Wahrheit und dem bloßen Triebe nach ihr — wer daraus nicht den Meister erkennte, der, ohne sich dabei zu nennen, von seinem Stil gesagt: ‚Jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich in eine Antithese kleiden.' Die Antithese liegt nicht bloß in den gegensätzlichen Ausdrücken; sie atmet vernehmbar schon aus dem gegensätzlichen Bau.

Leidenschaft im Zügel der Maße spricht aus dem einen berühmten Satze Goethes über Hamlet: Grundtakt trochäisch, doch eingeleitet und immer wieder unterbrochen durch jambische und anapästische Takte; Hauptsatz und Nebensatz fast gleichwertig, der Nebensatz mehr neben- als untergeordnet. Wir werden dieser durchgehenden Neigung Goethes zum Verstärken der Nebensätze, besonders der bezüglichen, noch begegnen.

Wie einen Purpurmantel prächtig
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig
Von Wohllaut und von Fülle schwer —



Aus Schillers unvollendetem Gedicht „Deutsche Größe".
Mit Erlaubnis des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.

so heißt es von Schillers Sprache in einem schönen Gedichte Dahns. Mit ernstem Feierklange tönt der tröstliche Hauptsatz vorauf, gefolgt von den hoch und höher aufschwellenden Wogen der Nebensätze, die doch den Inhalt des Hauptsatzes bilden. Welch ein Pulsschlag, welch eine brausende Orgelsprache; doch steht nichts um des bloßen Wohllauts willen da, alles dient nur dem großen Menschheitgedanken. In wenigen Zeilen durchschreitet der Satz mit seinen vier Stufenschritten: die allgemeine Verheißung einer Hilfe, das Vernichten der Plane, das Beugen des tatbereiten Arms, das Erschöpfen des Feindes.

*

Der Stil ist der Mensch, aber der Satz ist der Stil, darum schon der Satz der Mensch. Es wäre vielleicht möglich, dies schon mit der heutigen Wissenschaft vom Gehirnleben allgemein zu beweisen; da mir und den meisten Lesern diese Wissenschaft nicht zu eigen, so muß ich das beste Ersatzmittel des Lehrbeweises, das Beispiel, benutzen. In allen folgenden Sätzen achte man etwas weniger auf den Inhalt, um so mehr auf den Schritt und Tritt. Die Verschiedenheit der Sprachen spielt hierbei eine sehr geringe Rolle; denn Zeitmaß, Takt, Pausen, Atemlänge, Pulsfolge des Satzes fließen aus den allgemeinmenschlichen letzten Gründen des Denkens und seines Ausdruckes.

Der größte unter den großen atheniſchen Rednern, Demosthenes, beginnt seine Rede ‚Um den Kranz' mit dem Anrufen der Gottheiten: *Zuallererst, Ihr Männer Athens, anflehe ich die Gottheiten alle, die Götter und die Göttinnen!* Seht ihr den Mann? Sein zum Ätherſitze der Olympier emporgewandtes Antlitz? Hört ihr den feierlich abgemessenen Gebetstakt, das An- und Abschwellen des Atems, gar wohl vergleichbar gewissen Goethischen Psalmen in freien Maßen, etwa diesem: *Wenn der uralte, heilige Vater Mit gelassener Hand Aus rollenden Wolken Segnende Blitze über die Erde sät.* Selbst ein des Deutschen nichtkundiger Hörer würde den Herzschlag dieser Goethischen Sätze nachfühlen, wie ein des Griechischen Unkundiger den des griechischen Satzes von Demosthenes.

Perikles in des Thukydides Geschichte des peloponnesischen Krieges schließt seine Grabrede auf die fürs Vaterland gestorbenen Athener:

So habe denn auch ich, dem Gesetze gehorchend, was ich zu sagen wußte, in der Rede vorgebracht; durch die Tat sind die Begrabenen schon geehrt. Ihre Kinder aber wird die Stadt von jetzt an bis zur Mannesreife auf öffentliche Kosten erziehen, und damit setzt sie diesen Toten wie den Überlebenden einen nützlichen Siegerkranz als Kampfpreis aus. Denn die Bürgerschaft wird die tapfersten Männer zählen, in welcher die Tapferkeit der höchste Preis erwartet. Nun aber weihe jeder den Seinigen die Totenklagen, und dann gehet nach Hause!

Der größte Römer beginnt die Geschichte des schwersten seiner siegreichen Kriege, Cäsar die des *Bellum Gallicum*, mit dem strengsachlichen knappen Satze:

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur (Gesamtgallien zerfällt in drei Teile, deren einen die Belgier, den andern die Aquitanier, den dritten die bewohnen, die in ihrer Sprache Kelten, in unsrer Gallier heißen).

Clausewitz, der Verfasser des Buches vom Kriege, woraus Moltke Anregung und Lehre geschöpft hat, erklärt das Wesen des kriegerischen Geistes:

Ein Heer, welches in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle diese Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen, — solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.

Der erste Schlachtendenker und -Lenker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Moltke, schreibt als ersten Satz in der Geschichte seines größten Krieges: *Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.*

So schreiten die Feldherren dahin mit den gemessenen eisernen Tritten der Wirklichkeit, nicht rechts noch links abschweifend, ihre Großtaten hinter sich, gleichgültig gegen den Flitterschmuck der ‚schönen Periode', unbekümmert um das ‚harmonische' Aufsteigen und Sinken des Satzes, denn ihr Satzbau ruht einfach und sicher gefügt auf den Grundvesten eines Heldencharakters.

Tacitus holt aus zum vernichtenden Streich gegen die knechtische Streberei unter Tiberius: *At Romae ruere in servitium consules, patres, eques. Quanto quis illustrior, tanto magis falsi ac festinantes, vultuque composito, lacrimas gaudium, questus adulationes miscebant.* Äußerste Verdichtung des Ausdrucks, gesteigert durch das Fehlen des Geschlechtswortes im Lateinischen.

Ich sollte und wollte nur Beispiele aus der Kunstprosa bieten; indessen, wie schon einmal bemerkt, die Grundgesetze des Stiles sind die gleichen für die gebundene wie die nichtgebundene Rede, und da in dieser Reihe der größte Italiener nicht fehlen darf, so sei aus der Erzählung der Francesca von Rimini die letzte Terzine hergesetzt (1, 5, 136):

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Sie sind die Grundform des Danteschen Satzes: Quader zu Quader gefügt, ohne Mörtel von Bindewörtern, die vielen Hauptsätze alles andre überragend und zusammenhaltend. Denn auch hinter diesem Dichter, der die Hölle der Verbannung, das Fegefeuer des Heimwehs, das Paradies einer hohen Jugendliebe durchschritten hatte, lag in wesenlosem Scheine das Gemeine, das Nebensächliche und Nebensätzliche.

Molière in seinem zweiten ‚*Placet*' an Ludwig 14. über die verbotene Aufführung des Tartüffe: *J'attends, avec respect, l'arrêt que votre majesté daignera prononcer sur cette matière; mais il est très assuré, Sire, qu'il ne faut plus que je songe à faire des comédies, si les tartuffes ont l'avantage.* Dies ist nicht der Dichter lustiger Komödien; vielmehr einer der männlichsten Prosaschreiber Frankreichs, der uns ein Büchlein über das Lustspiel hätte hinterlassen sollen, oder eins über das bürgerliche Trauerspiel, das es nach den strengen Gesetzen der Akademie nicht geben durfte und an das doch Molière im Tartüffe und im Menschenfeind so hart gestreift hat. Scharfer Gegensatz bei aller Untertänigkeit; der zweite, wichtige Satz doppelt so lang wie der erste, der nur eine gebotene Phrase ist; das Ganze durchzittert von innerer Empörung, denn für Molière steht diesmal die große Kunst, nicht mehr die kleine des Poureaugnac und des Arztes wider Willen, auf dem Spiel. Auf die gemessenen, doch innerlich bewegten Jamben des Vordersatzes folgen die stürmischen, sich überstürzenden anapästischen und päonischen Maße des Nachsatzes, der in den zwei aufschnellenden Zorntakten *si les Tartuffes . . . ont l'avantage* (⏑⏑–⏑⏑–) gipfelt. — Merkwürdig ähnlich diesen Musterstellen Molières ist der Aufbau der Sätze in den englischen Junius-Briefen.

Der Satzbau des berühmtesten englischen Prosameisters, Macaulays, erinnert zu sehr an den der besten Franzosen, um an dieser Stelle die nähere Betrachtung zu fordern. Eigenwüchsiger ist der Amerikaner Emerson:

There are no fixtures in nature. The universe is fluid and volatile. Permanence is but a word of degrees. Our globe seen by God is a transparent law, not a mass of facts. The law dissolves the facts and holds it fluid.

Großmeister des unmöglichsten aller Stile, aufrichtiger Anbeter Goethes, dreifach überschnörkelnder Nachahmer dessen, was du für seinen abgeklärten, harmonischen, klassischen Stil hieltest, ganz Geheimer Hofrat Schöll, sei du zu uns heraufbeschworen und spende uns einen deiner schönsten Sätze, um welche du dich ein schreibendes Leben lang, bewundert viel und viel gescholten, bemüht hast. Ach, in welchen Winkeln der Bibliotheken verstauben jetzt die Früchte der unsäglichen Mühe, womit du jedem deutlichen Hauptwort ausgewichen bist wie dem Aussatz, jedes Beiwort aus der Helle in die Trübe getaucht, in jeden Hauptsatz einen Nebensatz, in jeden Nebensatz noch einen Nebennebensatz geschachtelt

hast, in dem stolzen Bewußtsein, daß von den Mitlebenden keiner, ja keiner von den Vorderen es dir in der Kunst der ‚harmonischen Periode' zuvorgetan:

Wie denn in Lotharios beschränkungsfroher Rückkehr auf den Heimatgrund und in seiner Wirtschaftlichkeit, die gegen Privilegien und Lebenshokuspokus auf Befreiung der Mitarbeiter wirkt, sich dasjenige als reine Tichteranschauung natürlich begründet, was dem Staatsökonomen Goethe durchzuführen versagt war, so erscheint die geistige Einheit und der Kunstausbau fürstlichen Bildens und Vergnügens, deren Verzicht er nach Italien hinübernahm, im Schlosse des Oheims und seinen Sammlungen, in seiner Verbindungs- und Vergnügungsweisheit, in dieser Planmäßigkeit und diesem großsinnigen Totalwillen, womit er die tiefste Bildung und ausgeführteste Kunst dem alltäglichen Dasein und der ewigen Natur zum vollkommenen Leben vereinigt. (⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –).

Erschreckt fährt der Leser zusammen: so erwacht der Müller aus dem Schlaf, wann die Mühle plötzlich stillsteht, sieht nach, warum sie steht, setzt sie wieder in Gang und schläft weiter. Setze die Satzmühle Schölls wieder in Gang, o Leser, wann du dich vor einer schlaflosen Nacht fürchtest, und denke, dieweilen sie weiter klappert, darüber nach: Warum hat sie je aufgehört, warum geht solch ein Satz überhaupt zu Ende? Er war ja so schön im Gange, warum klapperte er nicht eine Seite, drei Seiten, warum nicht endlos weiter? Ach, daß uns niemals das Vollkommene wird! Der Gipfel der Stilharmonie, der unendliche Satz, war selbst für Schöll unerreichbar.

*

Allenstein, das Olsztyn der masurischen Polen, liegt an einem Nebenflusse des Pregel, der Alle, wo Marschall Soult 1807, vier Tage vor der Schlacht bei Eylau, den russisch-preußischen Nachtrab schlug.

Ich schwör's bei meiner Ehre: um das Beispiel eines Hardenschen Satzes zu geben, griff ich nach der neusten Nummer seiner ‚Zukunft', schlug die erste Seite auf, schrieb den ersten Satz ab, und siehe da: dieser eine Satz ist der Stil, wie der Stil der Mensch, Buffons *l'homme même*. Der Aufsatz behandelt eine Gerichtsverhandlung in Allenstein wegen Mitschuld an einem Morde. Allenstein ist nicht etwa ein berüchtigtes Mordnest, wo jahraus jahrein Menschen umgebracht werden, sondern seit vielen Jahren ist dort zum erstenmal gemordet worden. Allensteins geographische Lage, nun gar seine Beziehung zum Marschall Soult, haben ungefähr ebensoviel mit jenem Morde zu tun, wie die Lage Pekings und die dortigen Heldentaten des Marschalls Palikao. Der Schreiber, einer unsrer von den Dummköpfen bewundertsten Prosaschnörkler, beginnt seinen Satz: ‚Allenstein'; doch hier stockt er schon, wer hilft ihm weiter fort? Er hat die Wahl zwischen Büchmann und dem Konversationslexikon, wählt aber als erfahrener Benutzer das letzte, und siehe da: er findet alles, was zu einem Hardenschen Satze vonnöten: Olsztyn, den Pregel und die Alle, den Marschall Soult, das Gefecht bei Allenstein, die Schlacht bei Eylau, die vier Tage drauf. Doch o über den vollendeten Meister des Stils, den man ja an dem erkennt, was er weise verschweigt: Harden weiß den Tag der Schlacht bei Eylau, denn im Konversationslexikon, da wo Olsztyn, der Pregel, die Alle, der Marschall Soult, die Schlacht bei Eylau stehen, steht auch der; schlicht aber und groß unterdrückt er das Auskramen solches Wissens, denn er weiß, — doch dies steht im Büchmann, oder in einer andern Hardenschen Fundgrube, vielleicht im ‚*Esprit des autres*', daß ‚*Le secret d'ennuyer est celui de tout dire*'.

Außer der Reihe noch ein letztes Beispiel, das seltsamste, das überzeugendste von allen:

Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer dieses Tages, alle Sinnen beraubte!

Wer hat diesen ‚Armen Mann im Tockenburg', Ulrich Bräker, den Appenzeller Ziegenhirten, nachmals bettelarmen Weber ohne die geringste höhere Bildung, ihn, der niemals einen Schulaufsatz geschrieben, wer hat ihn diesen klassischen Satzbau gelehrt? Von irgendwem, irgendwo, irgendwie muß er doch ihn zusamt seinem untadetigen, nein

seinem in aller weltfremden Schlichtheit klassischen Stil erlernt haben. Denn erlernbar, nicht wahr? ist doch der Stil. In den letzten hundert Jahren sind mindestens tausend Stillehren erschienen; in jeder wird der vollkommen harmonische, der logische, besonders aber der schöne Satz gelehrt: wieviele gute Satzbauer, wieviele Meister des Stiles überhaupt müßten wir also haben! Jener Ulrich Bräker hat nicht einmal gewußt, was für ein Ding eine ‚Stilistik' sein mag, und hat doch ein ganzes Buch geschrieben mit kaum einem Satz, den man fehlerhaft oder gar schlecht gebaut nennen kann.

*

Der schöne Satz ist unlehrbar und unlernbar; wer ihn sucht, nähert sich unfehlbar dem Stile Schölls, wenn auch nur wenige ihn erreichen. Der Satz ist ein ebenso persönliches Gut wie der Stil, wie der Charakter, wie — die Nase. Vielleicht hätte Lessing zu einem feineren Gegner als Goeze nicht derbhin von Stil und Nase gesprochen, sondern etwa gesagt: ‚Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seinen eignen Schritt und Tritt'; denn Stil ist Bewegung, ist geistiger Puls, Gedankenwellenspiel, also bei jedem Menschen urverschieden. Wer sich vermißt, einen Schreiber den schönen, den harmonischen Satz zu lehren, der sollte es nur in Fremdwörtern tun; denn da er etwas Unlehrbares lehren will, so muß er diese Unmöglichkeit hinter Wortdunkel verstecken. Z. B. folgendes ist nach einer berühmten Stillehre ‚als die rhythmisch schönste Form' anzusehen:

Wenn mit dem Subjekte des einfachen Satzes ein Attribut, und mit dem Prädikat ein Objekt verbunden wird, so stellt sich in dem ganzen Satze noch dasselbe aufsteigende Tonverhältnis bei gleichem Umfange seiner Glieder dar, und dasselbe Verhältnis wiederholt sich zugleich in dem Ausdrucke des Subjekts und in dem Ausdrucke des Prädikats ... Weniger schön ist das Tonverhältnis, wenn mit dem Subjekte eine größere Anzahl von Attributen und mit dem Prädikate eine größere Anzahl von Objekten verbunden ist, und es wird besonders leicht fehlerhaft, wenn die Attribute und die Objekte für sich zu Satzverhältnissen erweitert sind.

Wahrscheinlich sind diese Lehrsätze selbst von großer Schönheit, wenn ich sie gleich nicht wahrnehmen kann; höher jedoch als alle Schönheit steht die Verständlichkeit, und ich bekenne, daß ich jene schönen Sätze nicht verstehe, so gern ich mir — Traum meiner Sehnsucht! — die rhythmisch schönste Form daraus aneignen möchte.

Der Mensch, der schreiben und lesen gelernt, der sich an Büchern höher hinaufgebildet, der in leidlich zusammenhängender Rede sprechen gelernt hat, der braucht keinen Lehrer des schönen Satzes, denn er selber besitzt wahrscheinlich einen Satzbau, der die erste Bedingung aller Schönheit erfüllt: natürlich, echt, persönlich zu sein. Nur darum, weil in unsrer Zeit jeder Schreibende mehr oder minder verbildet, seinem natürlichen Stil entfremdet ist, bedarf er der hilfreichen Zurechtweisung — nicht zu irgendeinem unpersönlichen ‚schönen' Satzbau, wohl gar zum Nachäffen eines der Meister in solcher Kunst; sondern zum Entdecken seines eignen Satzes und zu dessen Reinigung von all den Satzgebrechen, die durch Nachlässigkeit, Unnatur und Verbildung jeglicher Art entstanden sind. Der gefährlichste Feind des Eigensatzes ist der Zeitungssatz. Keiner kann sich ihm ganz entziehen, denn jeder liest Zeitungen, viele lesen nur Zeitungen, und es gehört schon eine außergewöhnliche Widerstandskraft oder ein Eigenstil von unentwurzelbarer Festigkeit dazu, um nicht den Zeitungstil und den Zeitungssatz zu schreiben. Alles, was in den nachfolgenden Abschnitten über den Satzbau gesagt wird, hat zur Voraussetzung, daß der Leser entschlossen ist, seinen eignen Satz, nicht den irgendeines andern zu schreiben. Dieser Eigensatz eines leidlich gebildeten, noch nicht allzu sehr verbildeten Menschen hat jene eigne Schönheit, die allem Naturbürtigen innewohnt. Die wahre Satzlehre kann nur darin bestehen, Schönheitsfehler ablegen zu helfen. Was alsdann zustande kommt, wird freilich nur in jenen Ausnahmefällen höchster Begabung, die man Kunst nennt, kunstschön sein; der gute Schreiber jedoch, der ja nicht gleich ein Prosaklassiker werden will, darf schon mit der Naturschönheit zufrieden sein, die da heißt: durch volle beabsichtigte Wirkung zweckmäßiger, also schöner Satz.

*

Vischers zugespitztes Wort ‚Eine Rede ist keine Schreibe' wurde schon erwähnt und gedeutet (S. 37). Gewiß, die Rede ist oder soll noch lebendiger sein als die lebendigste

Schreibe. Und umgekehrt gibt es für die gute Schreibe keinen bessern Rat als den des möglichsten Annäherns an die gute Rede. Der geschriebene Satz ist nicht genau der geredete; wehe aber dem Schreiber, dessen Satzbau sich grundsätzlich oder überwiegend von dem des Redners unterscheidet. Der Mensch denkt selten in gerundeten Sätzen, meist nur in unverbundenen Satzbrocken oder Worten. Der sprechende Mensch begnügt sich im Alltag mit sehr einfachen Sätzen; erst auf den höchsten Bildungsstufen und bei ungewöhnlichen Gelegenheiten geht seine Rede zum künstlerischen Satzbau über. Niemals jedoch darf die Brücke zwischen Satzform der Alltagsrede und der Schrift so völlig abgebrochen werden, daß kein Steg von Ufer zu Ufer führt. Wo das geschehen, da wandelt sich der Satz in ein Gebilde, das man beim Lesen nicht mehr als Menschenrede, sondern nur noch als bedrucktes oder beschriebenes Papier empfindet.

Viele Schreiber haben längst vergessen, daß auch der geschriebene Satz nicht zur Kunstbefriedigung des Schreibers bestimmt ist, sondern zu Lesern spricht. Spricht! — nicht bloß von den Augen aufgenommen wird. Noch das wissenschaftlichste Buch, etwa über Sternkunde oder höhere Mathematik, spricht zum Leser, oder sollte doch sprechen. Man schlage eine beliebige rein wissenschaftliche Schrift Goethes auf, sogleich wird man seine sprechende Stimme vernehmen, nicht bloß eine schreibende Feder sehen, und dieser Stilform entspricht sein Satz. Man lese sich z. B. diese Stelle aus Goethes ‚Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre' (Zur Zoologie) laut vor:

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingungen dieser Elemente denken lassen?

Die Stelle wurde fast blindlings aufgeschlagen, nicht ausgesucht; sie ist ein getreues Abbild des Goethischen Satzes in der nichtdichterischen Darstellung. Jeder Gelehrte mit sichrer Herrschaft über Stoff und Sprache könnte zu einer Gesellschaft gebildeter Laien so sprechen; ein richtiger Professor (auf Deutsch: Bekenner!), nicht einer von den Papierablesern, ebenso zu aufhorchenden Schülern. Aus Eckermanns Niederschriften, die Goethe ja durchgesehen, lernen wir, daß der Meister über die schwierigsten wissenschaftlichen Fragen nicht viel anders gesprochen, als geschrieben hat: mit den sehr einfachen, ganz durchsichtigen Sätzen der Menschenrede. Gesteigert wurde diese Lebendigkeit seines Satzbaues wahrscheinlich durch das Diktieren (vgl. S. 478).

Doch selbst in Goethes Versen — wie einfach der Satzbau, wie überraschend ähnlich der Menschenrede. Man prüfe darauf z. B.: Über allen Gipfeln, — Wer nie sein Brot mit Tränen aß, — Der du von dem Himmel bist, — Was hör ich draußen vor dem Tor; aber eigentlich könnte ich fast jedes seiner unvergänglichsten Gedichte nennen. Oder:

Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.

Von neun Sätzen nur ein Nebensatz, acht Hauptsätze: die Vorherrschaft der Hauptsätze ist das Merkmal der Menschenrede. Der Satz, der nicht zu uns spricht, verhallt; das Buch mit nur lesbaren, nicht sprechenden Sätzen geht unter, so sicher wie alles untergeht, was nur Papier ist.

*

Ähnliches wie von Goethes Prosa gilt von Schillers, selbst von so streng wissenschaftlicher wie den Aufsätzen über naive und sentimentalische Dichtung, Anmut und Würde usw. Jeder Satz hat Sprecherform, wird von uns beim Lesen gehört, zeigt uns einen redenden Menschen. Und eben diesen redenden Menschen wollen wir hören und sehen, erst der ist

alles Lesens höchster Reiz. Von Goethes wissenschaftlichen Arbeiten wissen wir ja, daß sie alle einmal wirklich von seinen Lippen erklungen sind: ans Ohr der Eckermann, Riemer, John, Schuchardt. Und lesen wir Lessings oder Schillers Prosa, so fühlen wir, daß die Schreiber sie leise oder halblaut gesprochen oder doch mit dem innern Ohr als Widerhall gesprochener, überaus kunstvoller Rede selbst gehört haben. Sogar Arndts Satz auf S. 302 ist schönste Redesprache; kein Mensch denkt bei dessen Lesen an Papier und Feder, jeder nur an einen beredten Sehermund.

Alle größte Prosaliteratur, und viele dichterische dazu, ist in der Redesatzform geschrieben. Im Neuen Testament z. B. bilden die Nebensätze nur einen sehr geringen Bruchteil der Gesamtzahl der Satzglieder. Man prüfe hierauf jedes Prosawerk älterer Zeit, das einem besonders innig ans Herz gewachsen ist: je inniger, desto mehr Redeform der Sätze. Hingegen gibt es nicht ein einziges von den zehn oder zwölf ewigen Prosabüchern mit einem vorherrschenden Satzbau von der Art, die der Menschenrede unbekannt ist. Wer da schreibt, wie nie ein Mensch, wie der Schreiber selbst nie gesprochen hat, dessen ganzes Lebenswerk ist dem sichern Untergange geweiht. Die schon oft genannten Namen solcher Papierschreiber brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Nur Menschenrede und ihr Widerklang besteht, alles bloß Geschriebene verweht.

Der gute französische Prosaschreiber bildet keinen Satz, der nicht in einer hochgebildeten Gesellschaft fast genau so gesprochen werden könnte. Keine Prosaliteratur berührt sich so nahe mit der Menschenrede wie die französische, und doch stimmen alle ihre Kenner im Lobe ihres Stiles und Satzbaues überein. Sollte uns dieses Beispiel nicht die Wahrheit dessen bestätigen, was Lessing vor 150 Jahren gelehrt hat:

Kunst und Natur
Sei eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Vom Satzbau des Briefes wird allgemein zugegeben, daß er sich möglichst dem der geredeten Sprache angleichen solle, denn der Verfasser schreibt ja nur darum, weil er zu dem Empfänger nicht sprechen kann. Worin besteht der grundsätzliche Unterschied zwischen Brief und Buch? Spricht nicht auch das Buch zunächst zu einem Leser? Das heißt das Buch, das überhaupt spricht!

Zweiter Abschnitt.

Die ‚harmonische Periode' und der schöne Satz.

Man vermeide alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesens nicht lohnender Anmerkungen. Man muß sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehen. — Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war; teils weil sie dann das ganze, durch keinen Nebengedanken zerstreute Gemüt des Hörers ungehindert einnimmt; teils weil er fühlt, daß er hier nicht durch rhythmische Künste bestochen oder getäuscht ist, sondern die ganze Wirkung von der Sache selbst ausgeht. — Vollwichtige, reichhaltige, also überhaupt schreibenswerte Gedanken müssen Stoff und Gehalt genug liefern, um die sie aussprechenden Perioden, auch in der grammatischen und lexikalischen Vollkommenheit aller ihrer Teile, so sattsam auszufüllen, daß solche nirgends hohl, leer oder leicht befunden werden, sondern der Vortrag überall kurz und prägnant bleibt, während an ihm der Gedanke seinen faßlichen und bequemen Ausdruck findet, ja sich mit Grazie entfaltet und bewegt. (Schopenhauer.)

Nach dieser Herzstärkung wird der Leser folgende Musterbilder der ‚harmonischen Periode' zu würdigen wissen:

Er (Goethe) *hatte sich schon frühreif und ehrgeizig wie er war in allen poetischen Gattungen versucht; er hatte schon den Gesichtskreis, den ihm die Reichsstadt eröffnete, nach allen Seiten erschöpft, einer Kaiserkrönung beigewohnt, mit vielerlei Menschen verkehrt, in soziale Schäden mehr, als ihm gut war, hineingeblickt, wieder-

holt geliebt und auch Liebeskummer erfahren (uff! — aber nein, wir müssen weiter), *als er, dem Wunsche des Vaters gemäß und eigne Neigung zur Philologie unterdrückend, im Alter von 16 Jahren die Universität Leipzig bezog* (genug! — nein, ‚genug ist nicht genug‘), *angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit um in allen Wissenschaften zu naschen und schließlich* (Gott sei Dank! — aber ‚schließlich‘ heißt nicht Schluß) *nur von einem Künstler, jenem Oser, der einst in Dresden auf Winckelmann wirkte* (auch das noch hier bei dem jungen Goethe!) *und jetzt in Leipzig lehrte* (vermutlich, da ja auch Goethe in Leipzig war), *eine wahrhaft tiefgehende Anregung zu empfangen.* (Scherer.)

Es ist wirklich aus; aber Geduld, sogleich folgt ein fürchterlicher Satz von 20 breiten Druckzeilen, die uns von Goethes Jünglingskrankheit über seine frühe Anakreontik zur ‚Laune des Verliebten‘ und ihrer kritischen Würdigung, zu den ‚Mitschuldigen‘ und deren Vorbildern Gellert, Weiße, Lessing, zu Klopstocks und Wielands Einfluß auf Goethes poetische Sprache, wiederum sanft plätschernd zu Osers Unterricht geleiten und allendlich münden in eine Betrachtung von Goethes lyrischer Selbstbekenntnisdichtung. Mehr ist wirklich von einem Satze nicht zu verlangen.

Dadurch kennen wir die materiell reicheren älteren Zustände besser als die homerischen Dichter, die aus immer mehr verblassender Erinnerung von den Stürmen der Völkerwanderung erzählen, gerade wie das germanische Epos von Goten und Hunnen und dabei von Verona und Ravenna handelt, das altfranzösische von den Wirren der Merovingerzeit, die aus der Mischung von Franken, Römern und romanisierten Kelten die neue Nationalität ebenso hervorgehen sah, wie die Hellenen aus der älteren Bevölkerung, die zum guten Teile nicht einmal arisch gewesen war, und den keineswegs durchaus urgriechischen Einwanderern erwachsen sind. (U. v. Wilamowitz-Möllendorff, der des Aristoteles Warnung und Beispiel [‚Rednerkunst‘, 3, 5, 2] hätte beachten sollen.)

Man weiß, wie die Stadt, welche, nachdem sie Hauptstadt des Königreiches Italien geworden, anfangs eine Reihe von Jahren still dalag, dann aber sich in modernen Bauten auszudehnen begann. (Herman Grimm.)

Inzwischen aber war der neue Zeitgeist, wie er sich jetzt schon ein wenig entschiedener in Regungen einer immerhin noch verschleierten Empfindsamkeit auszuprägen begann, tiefer in die horazischer und anakreontischer, die römischer und hellenischer Neigung vollen Dichterkreise eingedrungen. (Karl Lamprecht.)

Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe dringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen (!) und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein. (Julian Schmidt.)

Wenn die Seele im Empfindungslaute selbst verweilt, ihm als der Wirklichkeit des Bewußtseins lauscht und so ihn als Selbstzweck schwellend zum Ton erhebt, dann gibt dem organischen Falle seiner Schwingung die in der Wandlung dauernde Einheit der Seele seine Ergänzung zum Akkord, in der rhythmisch-melodischen Bewegung der Töne entwickelt sich die Harmonie als wirkliche Zeitfolge, im Verhältnisse der Töne wird ihre harmonische Folgerichtigkeit unmittelbar meßbar und gegenwärtig, und da sie durchaus organische Empfindung und Selbsttätigkeit der Seele sind, so wird die Seele mit ihrer Entäußerung in dieses Sonderwirkliche, mit dieser Melodie, in der Folgerichtigkeit derselben ihrer eigenen Harmonie, ihrer im Unterschiede unveräußerlichen Einheit lebendig inne und es entsteht Musik als reine Versinnlichung der Seele. (Schöll.)

Ob in den Reihen der erliegenden Heiden, die aus Verfolgern schon zu Verfolgten geworden waren, sich Scharen von Leuten befanden, die, obwohl sie im Siege der neuen Lehre nur Unheil erblickten, ja, während sie mit geringschätzigem Lächeln die Möglichkeit dieses Sieges noch leugneten, doch begierig und mit wilder Beifallsleidenschaft in den Streitschriften des Tertullian schwelgten, den Umsturz des Altars der Viktoria und des olympischen Zeus bejubelten und die Ermordung der Hypatia als eine sensationelle Neuigkeit begrüßten, wissen wir nicht. (Adolf Stern.)

Kennt der Leser dieses Gedichtchen von Mörike, geschrieben nach einer ähnlichen Qual? Es tut wohl, es zu lesen:

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
Es roch, ich will des Henkers sein,
Wie lauter welke Rosen und Kamillenblümelein.
Mir ward ganz übel, mauserig dumm,
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

Auch Fritz Reuter hat die ‚harmonische Periode' gekannt und nach Verdienst gewürdigt:

Kägebein: ‚Wichtige Geschäfte, viel wichtigere, haben mich auf Flügeln Zephirs gestern Morgen als man mit purpurnem Gewand am östlich hohen Himmelsrand Auroren schon verbreitet fand, von Neu-Strelitz nach Brandenburg entführt.' — ‚Ollen schönen Zephir hüt buten!' smet de Herr Konrektor dormang, äwer Kägebein let sick nich stüren.

Doch nun, nach diesen scherzenden Tröstern, ein sehr ernster, einer der schönsten Sätze in deutscher Sprache, dieser von Ernst Moritz Arndt:

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne Gottes zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten: Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

*

Der Großmeister, wenn nicht der Erfinder, der ‚harmonischen Periode' ist Cicero: alle deutsche Schreiber dieses Stiles haben ihn an Cicero in jungen Jahren erlernt und sich ihren Naturstil fürs ganze Leben dadurch verdorben. Sicherlich hat kein Römer, auch Cicero selbst nicht, je so gesprochen; Ciceros Briefe z. B. sind in einem ganz andern Stil, in dem des gebildeten redenden Menschen, geschrieben. Aber die Römer, wie zum größten Teil die Griechen, hatten sich zum Bücherschreiben einen hochgestilten Stil erfunden, der gar verschieden von der wirklich gesprochenen Menschensprache war und es sein sollte. Diesen Kunststil, dessen Grundeinheit die ‚harmonische Periode', haben die meisten klassisch gebildeten deutschen Schriftsteller seit der Humanistenzeit nachgeschrieben. Die Großen haben sich von ihm befreit, die Andern sind in ihm stecken geblieben. Jene schreiben die schönen Sätze, diese die harmonischen Perioden; jene den natürlichen Stil, diese den akademischen. Berühmt werden diese, aber nur für die Zeit, in der sie leben; gelesen werden jene, und wenn sie noch mehr sind als Schreiber schöner Sätze, so können sie es bis zum Klassiker bringen. Von den deutschen Schreibern harmonischer Perioden hat es noch niemals einer zum Klassiker gebracht, ja keiner bis zum Gelesenwerden im nächsten oder gar übernächsten Menschenalter.

Die schöne, die harmonische, die akademische Periode entsteht auf folgende Art. Ein gelehrter Schreiber, der sich nicht die Mühe nimmt, seinen Gedanken schon im Gehirn aus allem nutzlosem Beiwerk herauszuschälen und ihn dann bis in die äußerste Klarheit zu treiben, vielmehr erst beim Schreiben denkt, der geht von dem Grundsatz aus: die lange Periode ist die schöne Periode, denn der Ungelehrte spricht und schreibt in kurzen Sätzen; ich aber, der Gelehrte, muß mich auch beim Schreiben von ihm unterscheiden. Da er den Inhalt seines Satzes nicht sorgsam vor dem Schreiben durchdacht und gesichtet hat, sondern erst vom Schreiben erwartet, was durchs Denken gewonnen sein sollte, so bleibt es nicht aus, daß ihm beim Schreiben allerhand Nebensächliches einfällt und sich in den Satz hineindrängt. Irgend welchen Bezug auf den Satzinhalt wird es schon haben, also warum soll es nicht mit hinein? Auf dem graden Wege geht das nicht, also wird gestopft: Abschweifungen und Schachtelungen in Nebensätzen, Nebennebensätzen, Klammern, zwischen Gedankenstrichen; oder versteckt in Beiwörtern, die einen ganzen selbständigen Gedanken vertreten müssen. Der Satz, vielmehr die Periode, schwillt immer breiter, dicker, bis zum Bersten, — tut nichts, ‚laß mich immer nur herein'; denn die akademische Periode wird ja nur noch schöner, je länger sie wird, und das Füllsel und Stopfsel heißt dem akademischen Periodenbauer nicht Schwulst und Gedankenflucht, sondern Fülle, Rundung, ‚Prägnanz, Cyklopenkraft' (so J. Minor begeistert über E. Schmidts Stil). In einer ‚Anleitung zur weltüblichen Schreibart', nämlich der akademischen aus dem 18. Jahrhundert, wird gerühmt, daß es einem gelehrten Juristen gelungen sei, die Eheurkunde eines hohen Herrn, die elf gedruckte Oktavseiten umfaßte, in eine Periode zu bringen. Wie weit bleiben hinter solchem Kunstwerk selbst die längsten Erkenntnisse unsers Reichsgerichtes zurück! (Vgl. S. 514.)

In Deutschland ist die Bewunderung für die schöne, die harmonische Periode gottlob im Schwinden:

Zu fast jeder Zeit ist, wie in der Kunst, so auch in der Literatur, irgendeine falsche Grundansicht, oder Weise, oder Manier, im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Fakse für das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierierten Werke fällt ab, wie eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer ... Es ist damit, wie wenn ein Abszeß aufgeht. (Schopenhauer.)

Nur in den engsten akademischen Kreisen Deutschlands, vielleicht nur in dem allerengsten Klüngel der Anbeter eines Buddha Goethe wäre heute noch ein Schreiber wie Schöll möglich. In Italien, dem Heimatlande Ciceros, blüht die schöne Periode, wie überhaupt der Klingklang einer gedankenarmen Prunk- und Schwulstrednerei, heute fast noch üppiger als vor zweitausend Jahren: man denke nur an den kaum zu überbietenden Wortberauscher D'Annunzio!

*

Jede der tausend deutschen ‚Stilistiken' der letzten hundert Jahre hat sich abgemüht mit einer besonders feinen Erklärung des Wesens des Satzes. Der Leser weiß ohne Erklärung, was ein Satz ist, und ich erspare mir und ihm den nutzlosen Versuch einer neuen. Früher wurde heftig gestritten, was eine Periode sei, ob man z. B. einen einzigen Hauptsatz: ‚Es regnet', — ‚Der Vater liebt den Sohn', oder gar: ‚Hilfe!' eine Periode nennen dürfe. Da es uns nicht um die Periode, geschweige um ihre richtigste Erklärung zu tun ist, sondern um den Satz, — um die Sache, nicht um ihren Namen —, so wird es genügen, dem doch vielleicht wißbegierigen Leser die älteste aller Erklärungen, die von Aristoteles, mitzuteilen: ‚Ich nenne einen Satz eine Wortfolge, die einen Anfang und ein Ende für sich hat und eine leicht übersehbare Größe' (in seiner Rednerkunst 3, 9). Eine bessere ist mir in der gesamten Stilwissenschaft nach Aristoteles nicht begegnet. Einen Anfang und ein Ende für sich: also nicht beliebiges Hineinstopfen- und -pferchen von Dingen, die nichts mit dem Gedanken für sich zu tun haben, sondern nur mit den verwirrten Einfällen des Schreibers abseits des durch den Satz auszudrückenden einen Gedankens. — Eine leicht übersehbare Größe: also kein hochgetürmter, breitgestreckter Kunstbau, den man nicht mit einem Blick von den Grundmauern zum First, von der linken zur rechten Seite überschauen und in sich aufnehmen kann.

In des Aristoteles Worten von der leicht übersehbaren Größe des Satzes steckt der Leitgedanke dieses Buches: der von der höchsten Zweckmäßigkeit als dem Maßstabe des besten Stils. Zweck des Satzes ist das Übertragen eines Gedankens auf den Leser zur höchsten erreichbaren Wirkung. Der Verfertiger der schönen Periode weiß nichts von der Seele des Lesers, denn er ist ein Schreiber ohne Phantasie. Er denkt beim Schreiben überhaupt nicht an den Leser, an den der gute Schreiber immer, bewußt oder unbewußt, ohne Wirkungshascherei denkt. Er denkt nur an sich, und da er, zur Not, das von ihm Gedachte versteht oder doch zu verstehen glaubt, so ist für ihn der Zweck des Schreibens erfüllt. Er weiß nicht oder bedenkt nicht, daß selbst der gebildetste und geübteste Leser, dessen Hirntätigkeit ja im Fortschreiten des Satzes durch jedes neue Wort neu beschäftigt wird, sich nicht beim 50sten Wort des ersten, nicht beim 75sten des 50sten, nicht beim 100sten der 75 vorangegangenen Wörter erinnern kann. Schon die unabänderliche Urform des deutschen Satzbaues, die nur dem Deutschen eigne Freiheit der Wortstellung zwingen den Leser, Vieles und oft das Wichtigste unvollendet in der Schwebe zu lassen und im Weiterlesen, ja erst am Ende des Satzes zu ergänzen. Fügt ein Periodenschreiber von der geschilderten Art zu diesen unvermeidlichen Schwierigkeiten deutschen Stiles noch die nutzlose, ja schädliche durch Abschweifen, Schachteln, Einklammern, Bepacken, so vereitelt er den Urzweck alles Schreibens: das Übertragen des Gedankens auf den Leser, und sein Geschreibe hat keinen viel höheren Wert als den von Altpapier.

Der schöne Periodenbau der geschilderten Art ist unter allen Umständen eine Anmaßung des Schreibers: er fordert vom Leser eine selbst dann ungerechtfertigte Anstrengung, wenn ihm der bedeutendste Inhalt geboten würde. Daß dies für keinen der Riesenperioden-

bauer zutrifft, folgt aus dem Zustandekommen ihres Stiles: wer vor dem Schreiben so unklar gedacht hat, daß ihm erst im Schreiben die Einfälle kommen; wer durch das Hineinstopfen beweist, daß er Wichtiges nicht vom Unwichtigen zu scheiden weiß, der mag immerhin ein großer Gelehrter sein, ihm mangelt aber die Fähigkeit, dem Leser die Früchte seiner Gelehrsamkeit in genießlicher und behaltbarer Form darzubieten.

Um nichts mit allgemeinen Behauptungen zu beweisen, sei hier die ‚harmonische Periode' Scherers (S. 300) auf Bau und Wert geprüft. Der Inhalt bietet einem Satzbauer nicht die geringste Schwierigkeit. Es handelt sich um die Darstellung eines klar gegliederten Jünglingslebens bis zum 18. Jahr, also um ein Nacheinander, das in einigen Sätzen nacheinander betrachtet zu werden verlangt. Statt dessen wird die ganze Entwicklung vom 14. zum 18. Jahr in einen einzigen Satz hineingepreßt. Erste dichterische Versuche, Kenntnis der Vaterstadt, Kaiserkrönung, Bekanntschaften, trübe Erfahrungen, Liebe und Liebeskummer ziehen in sieben an- und ineinandergeleimten Sätzchen an uns vorbei. Indessen auch dann noch kein Ruhepunkt, sondern plötzlich, mit ‚als er', eine Schwenkung nach Leipzig, und das neue Satzgeleimsel aus sieben oder acht Bauklötzchen erzählt uns von falschen und wahren Absichten des Jünglings, geht dann, immer noch in demselben Satze, über auf einen uns bisher ganz unbekannten Künstler, von diesem auf einen berühmten Kunstschreiber in Dresden, von Dresden wieder zurück nach Leipzig, und endet — man weiß nicht, warum es überhaupt endet — bei unserm Jüngling. Dies ist kein stilkünstlerischer Satzbau, sondern eines jener Korallenpolypenriffe, mit denen Schopenhauer dergleichen Schreiberei vergleicht.

Scherers in einer Scheinform wild durcheinander gequirlte, dann lose aneinander geleimte, zusammengepreßte Gedankensplitter bringen den sogenannten glänzenden Periodenstil hervor. Wir begnügen uns mit dem guten Satzstil und untersuchen nun, o mit wieviel größerm Vergnügen, an einem Beispiel aus Goethe das so durchaus andersartige Wesen des schönen Satzes. Zu lernen ist ja aus beiden, von Scherer vielleicht noch mehr als von Goethe, denn die abschreckende Wirkung ist leichter zu erreichen als die anfeuernde. Im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit folgt auf den kurzen Satz: ‚Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst' dieser mittellange:

Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus allem etwas machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne: genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

In einem Satze von nicht ganz fünf Zeilen spricht hier Goethe sein letztes Wort über eine Grundfrage aller Kunst: ob die Form den Gehalt ersetzen könne. Der Vordersatz bezeichnet in zwei Zeilen das Höchste, was der Künstler aus unwürdigem Stoffe schaffen kann. Ohne Mühe übersehbar, aufnehmbar; kein Wort zuviel. Was ließe sich nicht alles hinzufügen zu Genie, zu Kunsttalent, zu Behandlung, zu bezwingen? Doch Goethe läßt die paar schlichten Worte für sich sprechen, und sie sagen alles Wichtigste, was er darüber gedacht hat; nicht überhaupt alles, denn dazu würden Seiten nicht ausreichen. Jeder sich aufdrängende Nebengedanke wird vom Meister des Stils weise verschwiegen. Auf den Vordersatz folgt der entscheidende, darum längere, aber doch nur doppelt so lange Nachsatz. Wieder kein Wort zu viel, eher manches zu wenig, denn wir erführen gern noch genauer, was Goethe unter ‚würdig' versteht; indessen würdig reicht für den hin, der Goethes Werke kennt, und mit solcher Kenntnis durfte schon der Verfasser von Dichtung und Wahrheit rechnen. Ich behaupte, dieser schlichte Satz Goethes nimmt es mit den schönsten Perioden aller akademischen Schriftsteller über Goethe auf, die doch so genau gewußt haben, woher der Meister alles hatte.

*

Die wahre Schönheit des Satzes ruht auf den Grundsäulen der höchsten Zweckmäßigkeit im wirksamsten Ausdruck eines Gedankens mit den kleinsten Mitteln. Dieser Zweck wird völlig verfehlt, wenn der Satz durch übergroße Länge und Belastung mit allzu vielem Bei-

werk überhaupt nicht in das Bewußtsein des Lesers aufgenommen werden kann. Kommt gar, wie das bei solchen Schreibern fast immer der Fall, Unklarheit des Ausdruckes hinzu, so entartet der Satz zu wüstem Geräusch und zieht schon am äußern Ohr unverstanden vorbei. Kaum läßt sich ärgerer Widersinn erdenken als das Verfertigen eines Satzes, von dem sich der Schreiber bei geringer Überlegung sagen muß: der Leser faßt ihn beim ersten Lesen nicht. Und welcher Schreiber hätte das Recht, ein zweites oder gar drittes Lesen zu verlangen?

Nicht die Länge oder Kürze an sich machen einen Satz schwer oder leicht verständlich. Ein sehr langer Satz, wohlgegliedert, in allen Einzelheiten durchsichtig, kann überblickbarer und verständlicher sein als ein kürzerer schlechtgegliederter dunkler Satz. Man vergleiche den langen Satz Arndts (S. 310) mit dem viel kürzeren Lamprechts! Oder diesen mittellangen Goethes (in den Anmerkungen zum Westöstlichen Divan):

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichem Verkehre bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Äquivalent ausgetauscht wissen will, so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben —

mit diesem kurzen Satze Gutzkows: *Ich halte Sie für einen ganz Andern, platzte jetzt die Frau* (um Gottes willen! sie wird doch nicht?), *die in ihrem Eulennegligé zum Eulengeschlecht zu gehören schien, aber einen guten Infusionskaffee bereitet hatte, heraus.* Was Gutzkow uns da für einen Konfusionsstil bereitet, hat er nicht gefühlt. Erst das letzte Wort beruhigt uns darüber, daß die Frau vom Eulengeschlecht heil geblieben.

Oder man vergleiche mit Goethes Redesatz folgenden nicht langen, aber genügend schlechten Papiersatz Erich Schmidts:

(Gustav Freytag) hatte, wie gemütlich ihm auch die ausgeprägte schlesische Mundart von den Lippen ging, mit seinen werten, von ihm selbst köstlich geschilderten Landsleuten die Neigung, uns ohne Säumen das Herz wortreich auszuschütten, nicht gemein.

Gleich zu Anfang hören wir, daß Freytag irgend etwas hatte, doch kein Wort über das, was er hatte. Der Schreiber mutet uns zu, dieses ‚hatte' über 30 Wörter hinweg, durch fünf Satzglieder hindurch im Kopfe zu behalten und ängstlich auf das Stichwort zu warten, das dem ‚hatte' erst einen Sinn gibt, denn zunächst hat es gar keinen. Ganz zuletzt aber erfahren wir, zu unsrer Überraschung, daß Freytag eben nichts hatte, daß er das Gegenteil von ‚hatte' hatte: nicht gemein!

Dergleichen Perioden liefern dem Leser lauter halb vollendete Phrasen, die sein Gedächtnis nun sorgfältig sammeln und aufbewahren soll, wie die Stückchen eines zerrissenen Briefes, bis sie durch die später nachkommenden, respektiven andern Hälften ergänzt werden und dann einen Sinn erhalten. Folglich muß er bis dahin eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr bloß alles memorieren, in der Hoffnung auf den Schluß, der ihm ein Licht aufstecken wird, bei dem er nun auch etwas zu denken empfangen soll. Er kriegt so vieles auswendig zu lernen, ehe er etwas zum Verstehen erhält. Das ist offenbar schlecht und ein Mißbrauch der Geduld des Lesers. (Schopenhauer.)

Der durch seine Zweckmäßigkeit schöne Satz mutet dem Leser keine Geduldsproben zu. Er versetzt ihn nicht durch unbehaltbare Satzglieder in Unsicherheit, führt ihn nicht durch einen eindruckslos verklingenden Auftakt in die Irre; zerreißt nicht das zusammengehörige (‚platzte heraus' bei Gutzkow, ‚hatte nicht gemein' bei Schmidt) bis zum Zertrümmern der Verständnisbrücke; wirft dem Drange des Verstehens nicht immer neue Klötze in den Weg, wie beide großartige Periodenbaumeister, aber schlechte Satzzimmerer; wirft am Schlusse nicht gradezu drollig überraschend alles über den Haufen, was der Leser bis dahin vermutet hatte.

*

Leicht übersichtlich werden kann ein langer Satz nur, wie Aristoteles mit Recht verlangt, durch zweckmäßige Gliederung. Wie der Dichter durch die Zäsur die Sinnes- und Atem- und Schrittpausen des Verses schafft, so muß der Prosaschreiber die Wellenberge und -täler seines Gedankens durch feinberechnete Satzeinschnitte kennzeichnen. Jedes Stück

zwischen zwei Einschnitten, tiefen oder flachen, muß ‚einen Anfang und ein Ende für sich', muß gleichfalls oder erst recht ‚eine leicht übersehbare Größe' haben. Nicht darf der Satz wie die Meeresbrandung daherrollen, worin die zweite Welle die erste, die dritte die zweite übersprüht und alle im Zusammenprall zu Gischt verstäuben. Nur der verbildet-gebildete Periodenschreiber läßt seine Gedanken übereinander und durcheinander purzeln; der Stilkünstler hält sich an die große Meisterin Natur, die keinen zweiten Schritt beginnt, bevor der erste getan.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden . . :
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst verbunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen. (Goethe.)

Man erforsche mit noch so heißem Bemühn die Geheimnisse der Stilkunst, alle Möglichkeiten künstlerischen Aufbaues der Sätze, — entfernt man sich dabei so weit von der Natur, daß man sie nimmer wiederfindet, so heißt die Frucht eben die gekünstelte Periode, nicht der schöne Satz. Wir haben einen Künstler der Natur im Stil, wie es wenige gegeben; einen der Klassiker deutscher Prosa, nach deutscher Art noch lange nicht nach seinem Kunstwert geschätzt: Frau Rat Elisabeth Goethe, Wolfgangs Mutter. Seht euch einmal diese Periode an:

Ohne den felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zählet, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft, noch schlummert, der nicht verreist ist — der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas unmöglich auszuhalten.

Nein, wir können uns noch nicht trennen von dieser herrlichen Prosakünstlerin, müssen noch den nächsten Satz abschreiben:

Aber wir! die wir wissen, daß über den Gräbern Unsterblichkeit wohnet, und daß unser spannenlanges Leben auch gar bald am Ziel sein kann — uns ziemt, die Hand zu küssen, die uns schlägt, und zu sagen, zwar mit tausend Tränen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobet.

Im ersten Satz gibt es sieben eingeschachtelte Bezugsätze, davon einer mit noch einem Nebensatz, ein zweiter gar mit zwei Nebensätzen, — und doch wie ist dieser nicht kurze Satz in Licht getaucht! Durch die so natürliche Wiederholung ‚ohne Glauben an den' wird der Zusammenhang nur noch fester gefügt, denn gerissen war er trotz den eingeschachtelten Sätzen nicht; der starke Vorderanker: ‚Ohne den felsenfesten Glauben an Gott' hält fest, über alle Zwischensätze hinweg. Und welch ein Satzschritt; welch Auf- und Niederwellen des innigen, gläubigen Gefühles zu immer höherer Zuversicht; ein wie straffes Zusammenfassen der Zwischenglieder in ein letztes: ‚der mit einem Wort die Liebe ist'! Im zweiten, noch schöner gebauten Satze zuerst wieder der starke Auftakt: ‚Aber wir, die wir wissen', der beim Wiedererklingen des ‚uns' so leicht gewandelt wird, daß wir nichts von einem Satzbruche spüren, es sei denn zu noch feinerem Reiz. Dann der auch metrisch fühlbare Aufschwung über die Gräber hinweg, hinauf zur Unsterblichkeit; der kurze, doch so vielsagende Bezugsatz ‚die uns schlägt'; die neue Einschachtelung, die nicht stört, uns nur stärker rührt: ‚zwar mit tausend Tränen', — und zum Schluß der feierliche Abgesang des Satzes, der uns doch wieder zum Himmel emporschwingt. Schönere Prosasätze hat auch Wolfgang Goethe nicht geschaffen; sie nur da überboten, wo ihm die höchste Kunst ihre gewaltigsten Hilfen lieh: in seinen unsterblichen Gedichten.

Dritter Abschnitt.

Länge und Kürze des Satzes.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn! (Goethe.)

Die vollendete Kunstprosa kennt keinen Wertunterschied zwischen langen und kurzen Sätzen, wie die Dichtung keinen kennt. Des Mädchens ‚Ewig' in Alexis und Dora oder des Thoas ‚Lebet wohl!' wiegen nicht weniger schwer als Fausts:

... Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist.
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!

Und dennoch, wenn geraten werden soll, rede ich dem kürzeren Satze das Wort vor dem längeren. Nur der sichre Stilmeister mag sich an Satzgebäude mit vielen Stockwerken wagen; ihm werden hier keine Lehren gegeben, keine Warnungen erteilt, denn er ist mein Lehrer, nicht ich der seine. Indessen da der Meister wenige, der Schüler viele sind, so sei hier mit äußerstem Nachdruck die Mahnung ausgesprochen: Bauet kurze Sätze! Keine im keuchenden Hundetrab wie weiland die des Verbrechenerzählers Temme; keine von der allerneusten Geckenart mit Punkten statt der Beistriche, Punkten zwischen Zeitwort und Satzziel, zwischen Hauptwort und Beiwort, Zeitwort und Umstandswort. Erzieht euch zur Kürze durch jedes Mittel, durch rastloses Klären des Gedankens von allem Firlefanz, der Schmuck heißt; durch Streichen und nochmals Streichen alles dessen, was nicht fördert; durch starkes Zeichensetzen: Punktstrich, Doppelpunkt, Punkt, aber natürlich nur da, wo eure Gedankenpausen diese Satzpausen fordern. Wer nun gar für den Druck schreibt, der sollte sich ein äußerstes Zeilenmaß setzen, das nur in den seltensten Ausnahmefällen überschritten werden darf; auch dann immer mit großer Vorsicht, strenger Nachprüfung und in Zweifelfällen mit einem Zollstock zum Umrechnen der Handschrift in den Druck. Außer der Fremdwörterei gibt es keine so gefährliche deutsche Stilkrankheit wie den langen Satz, die kunstvolle, die schöne Periode. Nur Baumeister dürfen sie bauen; selten die Gehilfen, kaum die Gesellen, niemals die Lehrjungen. Keine Sprache eignet sich weniger für lange Sätze als die deutsche mit ihrer nicht logischen Wortstellung; in keiner sind sie häufiger: ein sichrer Beweis, eine wie unbekannte Kunst die deutsche Prosa ist. Jede Satzlehre für Schulen müßte beginnen und schließen mit dem Mahnwort: Bauet keine langen Sätze! Die Fremden sehen klarer als wir Deutsche; in einem der Gedichte des Schweden Tegnér über die Hauptsprachen heißt es von der deutschen:

Rascher werde dein Gang, leg ab dein Phlegma, auf daß man
Den Beginn nicht vergißt, ehe man nahte dem Schluß.

Und der amerikanische Spaßvogel Mark Twain zimmerte, nur wenig übertreibend, deutsche Sätze von fürchterlichen Maßen, um sein Urteil zu erhärten: ‚*The awful German language*.'

Es gibt Schreiber, die Sätze von drei, höchstens vier Druckzeilen lesbar bauen, darüber hinaus versagen. Pflicht jedes Schreibers ist es, sein eignes Satzbauvermögen unnachsichtig zu prüfen oder von strengen Freunden prüfen zu lassen, und dann die Grenzen inne zu halten, die ihm von der Natur für seinen Stil gezogen sind. Wie niemand dauernd seinen Schritt und Tritt verkürzen, noch weniger ihn verlängern kann, so nicht die Gangart seines Stiles, die Satzbau heißt. Gehäufte, kurze, einfache, aber klare Sätze können unter Umständen kindlich und dürftig klingen, aber nie so lächerlich wirken, wie schlechtgebaute, unverständliche, überladene Kunstperioden. Der wahrhaft schöne Satz ist zugleich ehrlich, denn er sagt nicht mehr, als der Schreiber in dem Augenblick gedacht hat. Die Kunstperiode lügt sehr oft; denn was ihr in den Augen der schlechten Schreiber den Schein der Kunst verleiht: der Beiwörterschmuck durch weithergeholte Andeutelei, das Einschachteln von nebensächlichem Wissen, das hier ausgekramt werden soll, ja schon der Riesenbau als solcher — all das will nur scheinen, ist aber wenig oder nichts. Wie ich dem Fremdwörtler

nicht über den Weg traue, ihn strenger prüfe als den reinen Schreiber, so nicht dem Periodentürmer mit noch so berühmtem Namen.

Man entgegne mir nicht mit der so allgemein beliebten ‚schönen Harmonie des Satzes'! Es gibt, wie in aller Kunst, so in der Stilkunst nur Eine schöne Harmonie: das Zusammenstimmen von Gehalt und Form; ja man kann noch weitergehend für unsern Fall sagen: das Zusammenstimmen des Schreibenden und des Geschriebenen. Der tiefe lange Atemzug des Gedankens fordert den tief und lang atmenden Satz; der flüchtige Einfall den flach- und kurzatmigen. Aber es kann auch je nach Art des Schreibers und Gehalt des Stoffes der wuchtige Gedanke im kürzesten Satze Raum finden. Der meisterliche Satzbauer Nietzsche warnt: ‚Vorsicht vor der Periode! Zu ihr haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Atem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affektation.' Tacitus schreibt in kurzen Hammer- und Meißelsätzen, als grabe er in Stein. Wieland tändelt einher mit gemütlich nach allen Seiten abschweifenden Schlenderschritten. Der Erzähler Goethe hält die behagliche Mitte und verstärkt nur an den Höhepunkten den Tritt durch Schrittkürzung. Sich aus tiefstem Weh zu den ewigen Gezelten aufschwingend, strömt Elisabeth Goethe in breit geschwungenen Sätzen ihr Herz dem frommen Freunde aus.

Nun das Gegenteil! Schöll will eine rein geschäftsmäßige Angabe machen: ‚in Weimar'; als Drechsler der schönen Harmonie künstelt er das zu einem Satzteil mit der Faltenschleppe aus: ‚in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung' und wirkt nicht harmonisch, sondern lächerlich.

*

Willst du aber dem Schreiber wehren, wann ihn der Geist treibt, einen kühngeschwungenen, weitausladenden Satz zu bauen? Keinem will ich irgend etwas wehren, wann der Stoff es fordert und — wenn der Schreiber es kann! Fühlt er sich Meister der innern Form, so steht er über jedem Verbot oder Rat, wählt mit Künstlerblick zwischen Lang, Mittel, Kurz, und keiner darf dran nörgeln. Ein Greul aber vor Göttern und Menschen ist die Wut der schlechten und der mittelmäßigen Schreiber, durchaus mit langen Sätzen zu prunken, um durch Breite zu ersetzen, was an Tiefe mangelt. Und dann, muß man immer wieder an Goethes Wort erinnern: Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor —? Oder an sein andres: Getretener Quark wird breit, nicht stark —?

Da war der berühmte Karl Hase, einer der gelehrtesten Kirchengeschichtschreiber Deutschlands, ehrwürdig durch Alter und vornehmen Sinn, aber ein sehr schlechter Schriftsteller. Er konnte keine langen Sätze bauen, wollte jedoch von diesem Baustil nicht ablassen. So kamen denn Bauwerke zustande von dieser Art:

Hierdurch wird die Giltigkeit aller Sakramente in die geheime Willkür jedes Priesters gestellt, und es kann unter besonderen Umständen zur drohenden Ungewißheit oder zur verstörenden Gewißheit werden, daß selbst ein geweihter Priester nicht einmal getauft ist, und hiernach alle seine priesterliche Handlungen ungewiß seien, wie dies Gutzkow in seinem Roman, der zwar unter dem Gesamtbilde römischer Magie, doch die verschiedenen Situationen und Persönlichkeiten, wie sie der moderne Katholizismus hervorbringt, nicht ohne Wahrheit dargestellt hat, an dem jungen Priester, seinem Ideale katholischen Priestertums, zur Anschauung bringt, der da Bischof wird und der Papst der Zukunft, während das Geheimnis drohend über ihm schwebt, daß ein übergetretener und Priester gewordener Rabbi, der nachher wieder in seinem Herzen zum Judentum zurückgefallen ist, mit ingrimmiger Ironie ihn getauft hat in der Absicht, ihn nicht zu taufen, kraft einer auf seinem Sterbebette hierüber ausgestellten Urkunde, — eine Situation, wie sie zwar nicht leicht in unsern Tagen denkbar, doch einst in Spanien mehrfach vorgekommen ist, als gelehrte Juden, die nur zwischen der Taufe und der hilflosen Vertreibung aus dem Vaterland zu wählen hatten, Bischöfe, ja Priester geworden sind und noch im Geheimnisse der Nacht die Synagoge besuchten. (Hases Handbuch der protestantischen Polemik, S. 362.)

Der Satz mißt 1,66 Meter in kleiner Schrift, in großer volle 2 Meter.

Wem des klassischen Philologen G. Hermann *Opuscula* zugänglich sind, der genieße in Band 6 auf S. 214—215 den fürchterlichen Satz: *Aber gewissenlos ist es, wenn ein akademischer Leser* — folgen 156 Wörter — *vorangeht.* Der Humanismus als Erzieher!

Einer der fürchterlichsten Schreiber war der als Forscher der Völkerkunde bewundernswerte Bastian. Er konnte überhaupt nicht schreiben, weder kurze noch lange Sätze, aber die kurzen immerhin verständlich, wenngleich unschön. Natürlich bevorzugte er die langen, die längsten Sätze, weil er sich nach deutscher Art vor nichts so sehr fürchtete wie vor dem Punktsetzen.

Ohne diesen allgemeinen deutschen Aberglauben wären auch Sätze wie die folgenden nicht zu erklären:

Englische Ärzte haben das Recht [also sie haben es?] der Ausübung der ärztlichen Kunst in den Nassauischen Landen während der Badesaison auf Grund der in ihrem Vaterlande ihnen zustehenden Berechtigung und mit Rücksicht auf das ihren das Bad besuchenden Landsleuten beiwohnende größere Vertrauen zu der Persönlichkeit und Behandlungsart der durch Nationalität befreundeten Heilkünstler verlangt. (Augsburger Allgemeine Zeitung.)

Solche Betrachtungen auszusprechen, fühlt sich derjenige gedrängt, welcher im Begriff ist, die Ergebnisse einer Tätigkeit darzulegen, die er einem Schriftsteller jener Zeit zugewendet hat, der gewöhnlich als einer der verrufensten und unerquicklichsten, freilich nur von solchen genannt wird, die wenig oder nichts von seinem Wirken kennen gelernt haben. (A. Palm: Deutsche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts.)

In dem Roman ‚Zwei Wiegen' von Wilhelm Jordan erzählt ein papierner Mensch papiernen Zuhörern:

Wie ich, um so schlicht bürgerlich als sparsam zu leben, den weiland von Polen gekauften, mir verhaßten Adel abgelegt, unter bereitwilligster Zustimmung Jakobäas, aber freilich zum Ärger Paulas, die auch als Gemahlin des Kantors, nachmaligen Pfarrers Rügner, es niemals unterließ, ihrer Namensunterschrift ‚geborne von Schönborn' hinzuzufügen, so hatte ich auch ...

Es folgt ein fast ebenso langer Nachsatz. Kurze Sätze konnte Jordan bauen, im Stabreimmaß; lange wollte er durchaus bauen, und dies war das Ergebnis!

Noch mehr Proben dieser Art würden ermüden; der Liebhaber sei nur auf ein paar reiche Fundgruben hingewiesen. Schauderhafte Beispiele findet er in dem inhaltlich nicht üblen Buche von Ernst Laas ‚Der deutsche Aufsatz', nämlich aus der Feder des Herrn Verfassers selber. Böse Ungetüme stehen in Hebbels Prosa: Sätze bis zu 25, 27 Druckzeilen, auf die sogleich zwei von 12 und 15 Zeilen folgen. Indessen für ihn mag die Entschuldigung gelten, daß ihm die Gedanken in solchem Gedränge zuflossen, daß sie schwer zwischen zwei Punkten zu beherbergen waren. Auch Heinrich von Kleist türmt in seiner Prosa, besonders im Kohlhaas, gern vielgeschossige Sätze aufeinander: der große deutsche Dichter hat den lateinischen Satzbau nie vergessen können.

Die Warnungen vor der Riesenperiode sind alt; schon Bürger machte sich lustig über die ‚majestätische Länge'. Friedrich der Große, an den klaren, wahrhaft schönen französischen Satz gewöhnt, schalt in seiner Schrift über die deutsche Literatur unsre überlangen Sätze (vgl. S. 327) und befahl mit feinem Blick für deren Wirkung, eine unbequeme Zuschrift der hannöverschen Regierung zu beantworten: ‚in dem Wienerischen Reichsstil, eine Parenthese in die andre verwickelt und die Periode so lang, daß niemand verstehe, was wir sagen wollen.' Grillparzer mahnte, ähnlich wie Tegnér: ‚In der Prosa wird die deutsche Sprache dahin (ihre Unbeholfenheit abzulegen) erst dann gelangen, wenn sie das Periodenmäßige aufgibt, das teils angeborne Gravität, teils Nachahmung des Lateinischen dem Deutschen aufgeredet haben.' ‚Und die liebe Eitelkeit' hätte er hinzufügen dürfen.

Man kann allgemein sagen: bei unsern verständlichsten Schriftstellern steht sehr selten ein Satz von schwer übersehbarer Länge. Wie bezeichnend ist z. B. der Satzbau Eugen Dührings: da ihm seine früh erblindeten Augen nicht zur äußern Übersicht helfen, so bildet er mittellange Sätze, die sein inneres Auge überschauen kann. Ein Quacksalbermittel gegen die Riesenperiode ist der falsche Punkt nach Hundetrabsätzchen; von Herman Grimm — nicht erfunden, sondern einem andern nachgeahmt (vgl. S. 296), ist er jetzt eines der Hauptstilmittel Hardens: *Wenn ...., dann hätte es in Indien das Muhamedanergewimmel auf den Hals. Dessen Atmung schon unbequem genug ist.* Die guten Satzbauer brauchen keine Punkte als Augenblender; ihre langen Sätze, klarer Anschauung entflossen, sind so durchsichtig wie die kurzen:

Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrücket. (Lessings Laokoon.)

Auf den straff gespannten Faden reiht Perle sich an Perle, die kleine, die mittlere, die große in anmutig wechselnder Folge nacheinander, und keine geht uns verloren, keine darf in der festen Perlenschnur fehlen. Wundervoll ist Lessing in den seltnen Fällen weit ausgreifenden Satzbaues. Man lese z. B. den längsten Satz in seinem berühmten 17. Literaturbrief, die mehr als zehn Druckzeilen im dritten Absatz, anfangend: ‚Er verstand ein wenig Französisch': durch den scharf zerlegenden Punktstrich löst sich der Satz in leicht überblickbare Glieder auf. Ebenso steht es mit dem ziemlich langen Satz im Beginn des vierten Absatzes: ‚Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken . . . .', wiederum durch Punktstrich gegliederte nebengeordnete Sätze. — Oder den einen Satz Goethes mit acht Versen im Pater Brey, jene herzerquickende Abfuhr der alles besserwissenden Weltregenten:

Doch Herr! Damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal,
Probier Er's nur und sterb' er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich ihn für einen Propheten,
Will ihn mit all meinem Haus anbeten.

In Schillers Prosa steht wohl auf jeder Seite einer seiner mächtig daherrauschenden Prachtsätze aus 3 oder 4 nebengeordneten, aber sich in Staffeln steigernden Vordersätzen und einem oder zwei auf die tiefe Zäsur folgenden, wuchtig abschließenden Nachsätzen.

Was für ein Satzbauer E. M. Arndt gewesen, hat uns sein großartiger Satz auf S. 302 bekundet. Nach den mancherlei Beispielen unkünstlerischer Prosa, die hier notwendig waren, ist ein zweites Kunstwerk Arndts gewiß willkommen (im ‚Geist der Zeit' über Napoleon):

Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit begriffen und vom Glück emporgetragen, wie mußten sie siegen!

Der krönende Nachsatz erscheint für den hohen Bau der schildernden Vordersätze dem oberflächlichen Blicke vielleicht zu klein, reicht aber nicht nur hin, sondern wirkt grade in seiner Kürze mit überraschender Gewalt.

In Gneisenaus Denkschrift an Friedrich Wilhelm 3. über den Krieg von 1806 (im 1. Bande von Pertzens Leben Gneisenaus) steht der fast eine Druckseite lange Riesensatz ‚Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig' bis ‚ließen sich noch Hoffnungen setzen', der durch seine klare Gliederung in nebengeordnete schöne Satzglieder selbst für den Schnelleser ohne weiteres verständlich und sachlich behaltbar ist.

Karl Hillebrand, einer unsrer besten Prosaschreiber, bildet in seinem Werke ‚Frankreich und die Franzosen' (4. Aufl., S. 4) einen wunderschönen Satz von 20 Druckzeilen, davon 14 für nebengeordnete Vordersätze, alle noch mit kurzen Untersätzen, dann folgt nach einer scharf trennenden Zäsur ein markiger klarer Nachsatz von sechs Zeilen.

Die längsten Sätze sind so klar wie die mittelkurzen, wenn sich der Schreiber auf das Kunstgeheimnis der Zäsur versteht, nichts über die Leistungsfähigkeit des Lesergedächtnisses hinaus schweben läßt, durch weise Zwischenabschlüsse Pausen zum Aufatmen und Neuansetzen des Verstandes bietet. Solch einer war Goethe:

Wenn sich in einem glücklichen friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen mehr, als nötig und billig ist, von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mitteilen und, ohne gerade

Vierter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und wo Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie so traurig, mein Vater?

Odoardo. Und Du so traurig, meine Tochter?

Emilia. Warum nicht, mein Vater! — Heute ist nicht irgendein oder allein. Heute sollen wir traurig sein müssen: hast Du nicht auch Ursache?

Odoardo. Aber, sage mir geschwind, was der Fall ist?

Emilia. Sage Du mir erst, was Dir widerfahren ist; — Und sage mir vor allen Dingen, warum Du so traurig sein mußt, mein Vater.

Odoardo. Und Du wissen traurig, weil Du traurig sein müßt! — Wo bist Du? sind Mädchen? Und meine Tochter? Da sollte der Mann, und der Vater sein sollen die Thränen? — Aber lasse mich hören: was ist Dir, allen Ursachen? — Sage der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! — Warum! — Ja, so ist es, mein Vater! Du ist es, was mir die ganze schreckliche Begebenheit in das wahre und wilde Licht setzt! — Ihr ist todt! todt ist sie, mein Vater!

Odoardo. Ungeduld — was will mir andere sie sagen.

Emilia. Ja sie ist todt! Denn wenn der Graf todt ist, wenn er darum todt ist — darum! — was werden wir noch sein? Sagen Sie mir gleichen, mein Vater!

Odoardo. Gleichen? — Was fällt Dir für Mensch! — Du bist, Du bleibst in meinen Augen meine Tochter.

Emilia. Ich bleibe in Ihren Augen?

Odoardo. Und allein, ohne meine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in Ihren Augen? — Nimmer mehr, mein Vater. — Aber Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in Ihren Augen? — Gut, sagen Sie mir nicht sagen Sie mir nicht. — Ich will Ihnen sagen, wer mich fällt — wer mich gefangen, — wenn aber der Mensch ist, der einen Menschen gefangen hat.

Odoardo. Ich [illegible], Du bist traurig, mein Kind.

Emilia. Weil bin ich. Aber weil warum, Sie traurig sagen? Die Tränen in Ihren Augen? Sieh, weil mag nicht sollte! Weinen weil mag nicht dürfen.

Odoardo. Ja! warum Du so denkst. — Sagen Sie mir warum, meine Tochter! — Ich sah' es hinter gesagt: das Weib wollte die Natur gab ihrem Menschenherzen mehr

wechselseitigen Rat anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam ratschlagend behandeln: so findet man dagegen in wichtigen Momenten, ebenda, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selber zurückziehen, jedes für sich zu handeln, jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und, indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden. (Wahlverwandtschaften.)

Solch einer war Bismarck, dessen längste Sätze in diplomatischen Schriftstücken auf Anhieb verständlich sind, und der noch in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' mit 80 Jahren die gleiche Kunst geübt hat:

Ich war des Glaubens, daß der Krieg gegen Frankreich, den Moltke, wie er sagte, zuerst und schnell führen wollte, nicht so leicht sein, daß Frankreich zwar für die Offensive wenig Kräfte übrig haben, aber in der Defensive nach geschichtlicher Erfahrung im Lande selbst bald stark genug werden würde, um den Krieg in die Länge zu ziehen; so daß wir dann vielleicht unsere Defensive gegen Österreich an der Elbe nicht siegreich würden halten können, wenn wir einen Invasionskrieg in Frankreich, — mit Österreich und Süddeutschland feindlich im Rücken, — zu führen hätten.

Fragt der Leser mich nun, wie er es anzufangen habe, ebenso schöne Sätze zu bauen wie Lessing, Goethe, Schiller, Bismarck, so bekenne ich ihm meine Ohnmacht. Jeder Verfasser einer der tausend Stillehren des letzten Jahrhunderts kennt das Geheimnis, verfertigt die schönsten Regeln über Subjekt und Objektsätze, über Attribute und Prädikate, über Logik und Harmonie, macht aber für sich selbst von seinen unfehlbaren Regeln des künstlerischen Satzbaues bescheidenerweise so wenig Gebrauch, wie die Erfinder der Geheimmittel von ihren unfehlbaren Erfindungen. Ich lehre die Leser nicht, Sätze wie die unsrer klassischen Prosakünstler zu bauen, denn die Kunst ein Klassiker zu werden ist unlehrbar. Lehrbar ist nur, und dahin ist all mein Streben in diesem Buche gerichtet, die angebildeten Laster des Satzes, wie des Stiles überhaupt, abzutun. Was danach übrig bleibt, wird noch nicht der Satz unsrer großen Prosameister sein, wahrscheinlich aber ein Satz, mit dem man als ein ehrlicher, nicht lächerlich eitler, nicht unnatürlich schnörkelnder Schreiber vor seinen Mitmenschen bestehen kann.

*

Zieht man den großen Durchschnitt des Satzbaues unsrer Prosaklassiker, von Luther bis auf Moltke, so ergibt sich als goldene Regel das goldene Mittelmaß. Goethe nannte es mit einem selbsterfundenen Worte die Schrittmäßigkeit. Ebenso unerträglich wie der ewig wiederkehrende lange Satz, selbst der künstlerisch gebaute, wäre das immer gleichmäßige Auf-uns-einprasseln der Wurfgeschosse des äußerst verdichteten Satzgebildes. Der geschmackvolle Schreiber findet ohne Belehrung die richtige Mitte; dem Geschmacklosen frommt nicht Rat noch Beispiel, denn sein Ungeschmack fließt aus der unversiegbaren Quelle eitler Verliebtheit in sich und all sein Tun. Die geringste Kunsterfahrung lehrt den Belehrbaren, daß nur der anmutige Wechsel dauernd ergötzt. Der schönste Satzbau ermüdet, er langweilt durch die immer gleiche Wiederholung seiner Form; selbst der schlechte wird erträglicher durch den Wechsel seiner Mängel. Schöll z. B., der keinen Satz wie ein Mensch aus dieser Welt, also ohne zierige Schnörkelei schreiben kann, baut doch Schnörkelsätze von ungleicher Länge und läßt uns dadurch zuweilen verschnaufen. Schlimmer schon ist Lamprecht, dessen verwässernde und zugleich fremdwörtelnde Wortmacherei-Sätze mich bei jedesmaligem Leseversuche seufzen machen:

Und sie laufen! Naß und nässer — Welch entsetzliches Gewässer!
Wird's im Saal und auf den Stufen, — Herr und Meister! hör' mich rufen!

Was schlimmer sei, die harmonische Riesenperiode oder der unharmonisch auf uns loskeuchende Zwergsatz, bleibe unentschieden. Kurze Sätze haben den Vorteil, aufmerksamer gelesen zu werden, wogegen die längeren im Leser das entschuldbare Gefühl erwecken: wo so viel steht, darf wohl einmal etwas überhüpft werden. Höchst widerwärtig aber ist die atemlose Kürze, die nicht der atemlosen Spannung des Gegenstandes entspringt, sondern einer Schrulle des Schreibers. Welchen Grund zur Aufregung hatte z. B. Scherer in seiner japsenden Schilderung Tristans: ‚Er ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker, Dichter. Er hat die feinsten Manieren. Er ist mit einem Wort höfisch durch und durch.

Er erhält von Marke den Ritterschlag. Er rächt seinen Vater an Morgan von Bretagne. Er besiegt den Morold von Irland', usw. Welchen Grund zu der Atemnot über die Minnesänger: ‚Sie sind die Träger der poetischen Tradition. Sie pflegen das Kunstlied. Sie pflanzen die Technik des Minnesanges fort. Sie sind die fachmännischen Dichter.' Dies ist der Satzbau der Merkzettel, nicht die Kunstarbeit eines Schriftstellers. Keine Entschuldigung Scherers ist es, daß er die Hustenanfälle Herman Grimms nachgehustet hat. Grimm hat uns Deutschen jenen Häckselstil bescheert, auf den er so stolz war, und den ihm heute so viele Stilgecken nachhacken: *Man wird sich seiner erinnern, als einer Gestalt, die emporragte. Die von der Höhe herabsah. Die über den Gipfeln wandelte.* Der Häcksel ist nicht kurz genug geschnitten: warum kein Punkt nach ‚erinnern', keiner nach ‚Gestalt'? — Wie schon angedeutet, ist dieser Stil nicht einmal auf Grimms eignem Beet gewachsen. Er rührt von Emerson. Dem Amerikaner. Dem Bewunderer Goethes. Dem Meister. Des Denkens. In Sinnsprüchen. In tiefen. Gehaltvollen. — Grimm hatte Emersons Aufsätze gut übersetzt; mußte er künstelnd nachässen, was bei Emerson Natur war, was aber schon Aristoteles als ‚Mauseschwanzsätze' verwarf?

Emerson zeugte Herman Grimm, der da zeugte Maximilian Harden, der da zeugte Hermann Bahr, ein ganzes Geschlecht von Stilengbrüstlern:

> Man kann nicht sagen, daß diese Gedichte schlecht sind. Aber man kann auch nicht sagen, daß sie gut sind. Ihre Mache ist köstlich. Aber sie ist nur Mache. Es fehlt die Seele. Sie wirken auf den Geist, die Sinne, die Nerven. Gefühle treffen sie nie. Sie treiben tausend Künste, und vermögen keine Kunst. Das leugnen auch seine Freunde nicht. Aber es ist ihnen gleich. (Bahr.)

Vierter Abschnitt.

Der Schritt des Satzes.

> Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
> Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
> Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
> Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
> Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
> Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung.
> Die der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
> Lenket die brausende Lust und die verwilderte zähmt. (Schiller.)

So alt wie die wissenschaftliche Betrachtung der Stilkunst ist das Bemühen, feste Regeln für den Satzbau aufzustellen. Besonders die römischen Schriftsteller über Stil, die selbst einen hatten, Cicero und Quintilian, haben manches Beachtenswerte darüber gesagt; sobald sie aber vom vorsichtigen Beobachten übergehn zur Regelmacherei, werden sie gefährlich. So stellt Cicero die Regel auf, es sei *melius et jucundius* (besser und angenehmer), wenn die letzten Satzglieder länger seien als die ersten. Dies mag vortreffliches Ciceronianisch sein; als allgemeine Regel ist es wertlos. Quintilians Rat über das Anschwellen und Aufsteigen der Sätze: *Augeri debent sententiae et insurgere* (sie müssen anschwellen und aufsteigen) gilt nicht einmal wörtlich so für die Gesamtdarstellung; für die Satzglieder ist er ganz unbrauchbar, paßt nicht auf die gleichwertig nebengeordneten Teile, die nicht aufsteigen, sondern ihren Gesamteindruck durch ihr Nebeneinander stärken. Allerdings muß man bedenken, daß keiner der berühmten Römer über allgemeine Stilkunst geschrieben hat, alle nur über Redekunst, über öffentliche Reden, besonders die vor Gericht: daher der Mangel an Rücksicht auf die feineren Stilmittel, auf solche, die nicht der unmittelbaren Wirkung auf einen Gerichtshof oder eine Volksmenge dienen wollen, sondern den höheren Zweck einer Kunst verfolgen, ohne darum von dem allerhöchsten, dem der vollkommnen Gedankenübertragung, abzusehn.

Nur aus diesem Sonderzweck der römischen, ebenso der griechischen Stilkunst, nämlich Rednerkunst zu sein, ist das ängstliche Erspähen der Augenblickswirkung zu erklären. Immer

ist das Endziel: den Richter freundlich für den Verteidigten zu stimmen. Der Richter ist ein Mensch, preisgegeben menschlichen Leidenschaften, also muß auf diese gewirkt werden. Daher die Regeln für das Einsetzen, den Übergang, das Zuendekommen, den Abschluß; daher z. B. die kleinen belächelnswerten Stilmätzchen, das abschließende *esse videatur* bei Cicero, nur ja nicht *videtur*, weil dann ein Hexameterschluß entstände, der durchaus nicht entstehen soll. In der einen Rede *Pro lege Manilia* gebraucht Cicero sein sprichwörtliches *esse videatur* elfmal. Es ähnelt den zwei letzten Sprüngen eines Ballettänzers.

Es gibt eine geheime Kunst der Musik des Satzes, und wer sie mit Meisterschaft übt, der verdankt ihr unbeschreibliche, höchst wertvolle Wirkungen. Den schöpferischen Menschen ist sie reicher beschieden als den Denkern, und mit einer kleinen Änderung gilt hier das Wort: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt des Künstlers Gemüt. Daher die Erfahrung, daß die großen Dichter zugleich die beste Prosa schreiben. Hätten wir doch Prosa von Homer, Sophokles, Aristophanes, Shakespeare! Wie rührend zarte, wie im Satzgang entzückende Prosa schreibt Dante in seiner *Vita nuova*, wie glänzende Byron in den Briefen und Tagebüchern! Es kann ja nicht anders sein: nur der Mensch, der Musik hat in sich selbst, — er braucht nicht grade ein Berufskünstler zu sein —, hört die innere Musik der Sprache, der Darstellung, des Satzes und kann sie aussprechen. Alle schlechte Satzbauer sind ohne inneres Ohr, müssen es sein, gleichviel ob sie in die Konzerte gehn, gar selbst Musik machen oder darüber schreiben. Welch feiner Schritt erklingt aus den Briefen fast aller großer Tonkünstler! Sie schreiben vielleicht nicht alle einen abgerundeten Satz, geschweige eine harmonische Periode; doch selbst in Beethovens äußerlich ein wenig ungelenken Briefen — was für leise oder dumpf grollende Musik der Tiefen begleitet seinen Satzbau! Und hört man nicht aus diesem Satze Haydns (an seine Rügenschen Verehrer, September 1802) den ganzen lieben alten Haydn heraus?

Oft wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegenstemmten, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken und mir es schwer ward, in der angetretenen Laufbahn auszuharren, da flüsterte mir ein geheimes Gefühl zu: es gibt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge, vielleicht wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der sorgenvolle oder der von Geschäften rastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpft.

Was für ein Satzbauer war Karl Maria von Weber:

Nur unter dem Drucke hebt sich die Welle? Nur gedrückt zeigt die Stahlfeder ihre Schnellkraft? Und die ungünstigsten Verhältnisse und Lagen nur gebären große Männer? — Dann steht die Anwartschaft zum großen Geiste und Ziele festbegründet in mir, denn nie hat wohl ein Sterblicher sich widerlicherer, unterdrückenderer und talentlähmenderer Umstände zu rühmen gehabt als ich.

Knüpfen wir an diesen Satz, besonders an die letzten Takte an und staunen zuerst: was ist das für ein ‚unharmonischer Periodenschluß!' Nach den drei zugespitzt aufsteigenden Fragesätzen: Heben der Welle, Aufschnellen der Stahlfeder, Geburt des großen Mannes, nach dem wuchtig einsetzenden Nachsatz mit ‚dann', dem stolzen zweiten Hauptsatz ‚denn nie', nach den Triolen und andern Gleittakten der nachdrücklichen Steigerungen (˙ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, ⏑ — ˙ ⏑ ⏑ ⏑, ˙ ⏑ ⏑ ⏑ / ˙ ⏑ ⏑ —) der kurze abgebrochene jambische Schlußtakt: ⏑ ˙. Wo bleibt da die edle Harmonie, die angeblich heischt, daß der Abgesang des Satzes, der niedersteigende Bogen nicht außer allem Größenverhältnis zum aufsteigenden stehe? Wo die Regel über die harmonische Periode, daß sie in ebenmäßigem, schön bewegtem Gange bedächtig so fortan hinschleiche die Gedankenbahn, und nicht etwa die Kreuz und Quer irrlichteliere hin und her? Perioden, nach solcher Regel gebaut, mögen in ‚submissesten Referaten' als Zierden des echten und gerechten Aktenmenschen glänzen; in der lebendigen Rede und ihrem ähnlichsten Abbilde, der lebendigen Schrift, sind sie ein Greul.

Es gibt keine Regel, soll keine geben, die besagt — ich schreibe sie aus einer einst berühmten Stillehre ab —: ‚Der einfache Satz in seiner einfachsten Gestalt gibt uns den Grundtypus für alle rhythmisch schönen Verhältnisse des vielfach gegliederten Satzes: die Betonung schreitet aufsteigend fort von dem Subjektworte zu dem Prädikatworte,

auch haben die Ausdrücke des Subjektes und des Prädikates gleichen Umfang.' Die gesperrten Stellen hatte ihr Verfasser unterstrichen. Nicht weil eine Stillehre dies sagt, sondern weil es die herrschende Schulmeinung ist, wird sie hier angeführt, unter schroffem Widerspruch. Entscheidend für den Schritt des Satzes ist, wie immer, einzig die innere Form: Schrittmaß ist das Zusammenstimmen des Gegenstandes und des angeborenen Stiles, herbeigeführt durch das völlige Bemeistern des Gedankens bis zum Erzeugen einer vorherrschenden Stimmung. Der Gedanke muß Hirnleben gewinnen, muß Nerven schwingen machen und die schlummernde Musik des Schreibers zum Mitschwingen erwecken. Das solchermaßen zum Klingen gebrachte Schrittmaß ist das schöne, denn es ist der natürliche Kunstausdruck des Gedankens, und keine Regelmühle kann feineren Rhythmus mahlen. Es ist mit dem Satz, mit dem Stil, wie mit der nicht unverwandten Musik: der Stümper kann ein Meister des Kontrapunktes und der Harmonielehre werden, gelehrter als Beethoven und Wagner, und bleibt doch sein Lebenlang ein Stümper im Schaffen.

Aus welcher schlechten Stillehre mag der Schreiber des 1. Korintherbriefes diese so ‚unharmonische' Periode mit ihrem unmöglichen Rhythmus gelernt haben:

καὶ ἐὰν ἔχω προφητείαν, καὶ εἰδῶ τὰ μυστήρια πάντα καὶ πᾶσαν τὴν γνῶσιν, καὶ ἐὰν ἔχω πᾶσαν τὴν πίστιν ὥστε ὄρη μεθιστάνειν, ἀγάπην δὲ μὴ ἔχω, οὐθέν εἰμι.

Es ist der Satz, den Luther verdeutscht hat: *Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts.* Ohne die geringste Änderung des Schrittes, mit der gleichen Treue wie Luther, hatte schon Ulfilas diesen Vers in sein Gotisch übersetzt. Es ist einer der schönsten, die Menschenhand je geschrieben. Die Stillehre von der harmonischen Periode verwirft ihn: auf vier Nebensätze, deren einer gar mit noch einem Nebensatze belastet ist, folgt im Griechischen ein Nachsatz mit nur zwei Worten, zwei Jamben, deren letzter gar so tonlos ist, daß sein Tonwert dem vorletzten hinzugerechnet wird. Das ist in diesem Falle besonders wirksam, denn die beiden griechischen Schlußworte heißen: ‚nichts bin (ich)', und auf das Nichts kommt es an. Paulus hat sogar mit Bedacht das stärkste Wort für ‚nichts' gewählt: οὐθέν, in der nachklassischen Zeit noch kräftiger verneinend als οὐδέν. Der des Griechischen Kundige beachte das offenbar absichtliche Zusammenrücken von πάντα und πᾶσαν zur Verstärkung des Gegensatzes zu οὐθεν. An dem einen ehernen Gliede des οὐθέν hängt die ganze Kette des Satzes, und es trägt sie alle ohne Bruch. Die Vordernebensätze schreiten durchaus nicht aufsteigend fort; das Weissagen ist eindrucksvoller als das Wissen der Geheimnisse, dieses ist eindrucksvoller als die begriffliche Kenntnis: also bis hierher ein Ab-, kein Aufsteigen; erst dann folgt der Berge versetzende Glaube, auf diesen wieder ein Nebenvordersatz, und dann der Niedersticg in nur zwei Worten!

Damit vergleiche man den im gleichen Tretmühlenschritt auf und niedersteigenden Rhythmus in diesem Satze Varnhagens, eines Schriftstellers ohne Stil, denn sein Goethen hier und da täuschend ähnlich nachgeäffter ist keiner: *Der merkwürdige Mann, dessen ..., der ..., dieser Schriftsteller, Staatsmann, welcher ...*, im ganzen acht Druckzeilen mit hochtonigen Wörtern, und dann der flaue Nachsatz: ‚wird noch lange nicht nach Gebühr erkannt' (von Gentz ist die Rede). Auf den Gehalt der Vorder- und der Nachsätze kommt es an, auf nichts andres. Der Gehalt, wenn tief empfunden, erzwingt sich den passenden, den schönen Schritt; denn der mit voller Kraft zu Ende gedachte Gedanke drängt sich von selbst mit unwiderstehlicher Gewalt an den richtigen Platz. Paulus, ein Meister der Prosa, fand in dem erdrückenden Gefühl des Nichts gegenüber aller Menschenweisheit Rhythmus genug für den einen Donnerschlag des Nachsatzes. Varnhagen bauscht die Beschreibung eines schon zu seiner Zeit den Meisten wenig achtungswerten Mannes wie Gentz mit großartiger Wortmacherei ins Erhabene auf, und zu welchem Zweck? Um zu sagen, daß man ihn nicht nach Gebühr kenne.

Ein gar andres Beispiel, mit umgekehrtem Verhältnis von Haupt- und Nebensätzen, eins aus Lessing, ist dieses. Auf die Frage, was für eines neuen Theaters Schöpfer Gottsched sein wollte, folgt: *Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französische Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.* Auf ein abgebrochenes Stückchen Hauptsatz folgen zwei voneinander abhängige Nebensätze, zusammen sechsmal so lang wie jenes Stückchen, und was ist von dem feinsten Satzbaulehrer gegen Lessings Satz zu sagen? Gleich dahinter steht dieser Satz:

Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung.

Auf einen mäßig langen Hauptsatz mit nur einem kurzen Nebensatz folgen vier nebengeordnete abhängige Daß-Sätze, davon einer mit einem gleichlangen Unternebensatz, — und doch, wie klar nicht nur, wie rhythmisch vollkommen ist dieser Satz.

Oder was sagt der gestrenge Buchrhythmiker zu folgendem Satz im Werther: *Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.* Auch hier folgt auf ein dreiwortiges Hauptsätzchen ein Nebensatz mit ‚wenn', von dem drei Daß-Sätze abhängen, — und ist gegen diesen Satz das Geringste einzuwenden? Ebenso lehrreich ist der ganze Schlußabsatz in Goethes Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst'. Dazu bemerke ich, daß diese Beispiele nicht mühsam herausgesucht, sondern erst beim Schreiben durch wahllosses Anblättern gefunden wurden. Ähnliche stehen bei unsern Klassikern und Nachklassikern fast auf jeder Seite, kaum minder häufig als die Beispiele für eine angebliche Regel vom aufsteigenden Rhythmus und gleichen Umfang.

Sie finden sich natürlich auch bei Schiller; doch ist es förderlicher für den Fortgang der Betrachtung, solche Proben zu bieten, die uns das einzige Grundgesetz alles Satzbaues finden helfen: das des Gewichtes der Gedanken und des ihrem Gewicht entsprechenden Satzschrittes. Schillers Prosa ist vielfach rednerisch im guten Sinne des Wortes; sein Satzbau zumeist der des öffentlichen Vortrags, mehr als des Alltagsgespräches. Seine Prosa und sein Satz sind ebenso berechtigt, ebenso künstlerisch vollendet wie Goethes: sie sind das Zusammenstimmen von Gegenstand und angeborenem Stil.

Die Lieblingssatzform Schillers sieht so aus:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —

Fast alle schönste Prosasätze Schillers sind, natürlich im einzelnen nicht gleichförmig, nach diesem sehr schönen Muster gebildet. Die Schrittspannung des Satzes beherrscht unter den deutschen Prosameistern keiner mit solcher spielenden Sicherheit wie Schiller; selbst nicht Lessing, der ihm darin nahe kommt, geschweige Goethe, dem nichts dran lag. Ein klassisches Prosabeispiel für Schillers Satzbau ist diese Stelle über die spanische Inquisition im Abfall der Niederlande:

Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Toten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Schönere Sätze wird man vergebens bei den größten französischen und englischen Meistern der Prosa suchen, bei Montesquieu, Diderot, Rousseau, Voltaire, bei Junius, Gibbon, Macaulay.

Auffallend dem Schillerschen ähnlich ist der Satzbau der Junius-Briefe. Daß Schiller sie gekannt hat, ist sicher, denn jeder Gebildete des 18. Jahrhunderts kannte sie, jeder politische Schriftsteller des 20. sollte sie kennen. Junius, das heißt Philip Francis (1740—1818), schrieb den Stil der großen Redner, den die Leser zu fieberner Spannung aufregenden, ohne Phrasen, ohne Schmuck, einzig vertrauend der Kraft des Inhalts und des Ausdrucks:

Wann einst Könige und Minister vergessen sind, wann die Kraft und Richtung persönlicher Satire nicht mehr verstanden wird, und die Maßregeln nur noch in ihren entferntesten Folgen fühlbar sind, wird man, hoffe ich, in diesem Buche noch immer Grundsätze finden, die wert sind, auf die Nachwelt überzugehen.

Lasset es in Eure Seele geschrieben sein, lasset es Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse der Hort aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte des Engländers ist, und daß das Recht der Geschworenen, in allen denkbaren Fällen einen allgemeinen Ausspruch über Schuld oder Unschuld zu tun, ein wesentlicher Teil Eurer Verfassung ist, der durch die Richter nicht kontrolliert oder beschränkt, noch durch die Gesetzgeber in irgendeiner Art in Frage gestellt werden darf.

Der Fürst, der ihr [der Stuarts] Betragen nachahmt, sollte durch ihr Beispiel gewarnt werden, und während er sich mit der Sicherheit seines Anspruches auf die Krone brüstet, sollte er sich erinnern: wie sie durch eine Revolution gewonnen wurde, so kann sie durch eine andre verloren gehen.

Selbst in diesen Sätzen, die jeder gebildete Engländer halb auswendig weiß, ist die Regel der harmonischen Periode nicht streng beachtet. In dem letzten, dem berühmtesten, gibt es keinen ununterbrochen fortschreitenden Aufstieg, sondern ein Schreiten und Stillstehen, ja Zurücktreten, und dann erst den drohenden Aufstieg zur äußersten Höhe, dem gar kein harmonischer Ausklang folgt. Der angeredete König und sein Hof werden das höchst ‚disharmonisch' gefunden haben; doch dies war ja des geheimnisvollen Junius Zweck.

Kein Gesetz, aber ein Merkmal für den schönen oder häßlichen Satz ist sein Taktmaß. Viel zu ausschließlich hat sich die Wissenschaft bisher mit den Maßen der gebundenen Rede beschäftigt, die der ungebundenen fast ganz vernachlässigt. Man würde bei näherer Untersuchung finden, daß es streng genommen keine ungebundene Rede gibt, außer der schludrigen, der in ihren Gelenken schlotternden Derer, die Prosa schreiben, ohne zu wissen, was für ein Ding das ist. Auf die Sinnhebungen kommt es an; von ihrer Zahl, ihrer Stelle, ihrer Taktfolge hängt der Schritt des Satzes ab, von denen allein.

Fünfter Abschnitt.

Haupt- und Nebensätze. — Neben- und Untergeordnet.

Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist. (Klaus Groth.)

In feierlichen Hauptsätzen, ohne einen einzigen Nebensatz, wird die biblische Schöpfungsgeschichte erzählt:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr hier hungert (im griechischen Urtext: ihr Hungernden); denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr weinet (griechisch: ihr Weinenden); denn ihr werdet lachen.

Jetzo streckte der Vater empor die goldene Wage,
Legt' in die Schalen hinein zwei finstere Todeslose,
Dieses dem Peleionen und das dem reisigen Hektor,
Faßte die Mitt' und wog: da lastete Hektors Schicksal
Schwer zum Aides hinab; es verließ ihn Phöbos Apollon. (Ilias.)

Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern. — —
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter; und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte. (Hermann und Dorothea.)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohltut, auch nicht, weil sie unsern Verstand und Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. (Anfangssatz von Schillers ‚Naiver und sentimentalischer Dichtung'.)

In alle Gebiete, die das individuelle Denken und Leben nach allgemeingültigen Begriffen zu bestimmen das Recht oder den Anspruch haben, in Vernunftaxiome, Maßgaben, wie sie die öffentliche Zucht, der Staatsschematismus oder die soziale Konvention fixiert hatten, bis in die Gründe und Höhen der Moral und der Religion schlug der Dichterflügel. (Schöll.) [Auf Deutsch: Goethes Gedichte behandelten alle Gebiete der Vernunft, des öffentlichen Lebens, der Moral und der Religion.]

Diese wenigen Beispiele sollen unmittelbar veranschaulichen, was die Entwicklung des Satzbaues durch die Jahrtausende lehrt: der Weg führt vom einfachen Hauptsatz und von nebengeordneten Hauptsätzen zur Gliederung aus leitenden mit untergeordneten Hauptsätzen, weiter zu der aus Hauptsätzen mit abhängigen Nebensätzen. Es ist derselbe Weg, wie der vom kurzen Satze zum langen (vgl. S. 307). — Diesem Stufengange entspricht der des Bindewortes: die fortschreitende formenmäßige Verfeinerung des menschlichen Denkens zwingt zum Schaffen eines reichern und feiner abgestuften Ausdruckes für die Übergänge der Gedankenstufen. Die wissenschaftliche Weltauffassung und -Darstellung fordert immer neue Formwörter für die ihr neu aufgehenden Zusammenhänge. Wie das Wörterverzeichnis für die Farben auf der Malertafel der alten Dichter ärmlich erscheint im Vergleich mit dem der Gegenwart, so die Abschnitte über die Bindewörter bei den alten Indern, Hebräern, Griechen, Römern dürftig gegenüber den neueren Sprachen. Im Neuhochdeutschen z. B. gibt es reichlich dreimal so viel Ausdrücke für die durch ‚weil' und ‚obgleich' bezeichneten gedanklichen Satzverhältnisse wie im Lateinischen, wohl zehnmal so viel wie im Griechischen, über zwanzigmal so viel wie im Gotischen.

Diese Entwicklung zu schelten, wäre töricht; verfehlt aber auch, sie für die einzig wahre, die notwendige, die wirksamste zu halten. Umgekehrt läßt sich, mit zwingenden Gründen aus der Wirklichkeit, die Ansicht begründen: je mehr sich der Menschenrede nähernd, also je lebendiger der Stil, desto mächtiger wird die Vorherrschaft des Hauptsatzes, der Nebenordnung über die Unterordnung, desto spärlicher werden die Bindewörter. Wiederum die gleiche Erscheinung wie mit dem kurzen Satz gegenüber dem langen, und wiederum aus den gleichen Gründen.

In dem Maße, wie sich der deutsche Satzbau, ja der deutsche Stil überhaupt, vom Natürlichen zum Künstlichen wendet, drängen sich die Nebensätze neben, ja vor und über den Hauptsatz, schleichen sich die alten und neuen Bindewörter in ganzen Scharen ein, stützen sich die Satzglieder nicht durch das Neben-, sondern das Über- und Untereinander. Diese Entwicklung ist nicht auf den deutschen Stil beschränkt; sie hat, wenngleich in geringerm Grade, alle neueren Sprachen ergriffen, soweit sie dem Ausdruck eines reichen öffentlichen oder wissenschaftlichen Lebens dienen. Allerdings ein Ring dieser Entwicklungskette zeigt sich im deutschen Satz unvergleichlich häufiger als in dem der übrigen europäischen Hauptsprachen: das Schachteln von Glied in Glied, von Glied des Gliedes in Glied und so weiter mit sehr wenig Anmut fast bis ins Unendliche.

Das Hochziel des lebendigen Satzbaues ist das Nebenordnen. Das Unterordnen ist das geringwertigere Ausdrucksmittel zum Übertragen des Gedankens auf Leser und Hörer. Es kann nicht entbehrt werden; doch sollte sich der Schreiber, auch der wissen-

schaftliche, ja vielleicht grade er, stets bewußt bleiben, daß es keine Naturnotwendigkeit des Ausdruckes ist, sondern nur ein Ersatz, oft ein fast unentbehrlicher, für das noch zweckdienlichere: das Nebenordnen. Zu dem einen Hauptfehler des deutschen Satzes: der überflüssigen überfließenden Länge, gesellt sich der zweite: die Vorliebe für das Unterordnen. Der zweite Fehler erzeugt meistens den ersten oder trägt zu seiner Verschlimmerung bei. Der Schreiber, der sich's zum Gesetze macht, nicht ohne Not unterzuordnen, kommt von selbst zum kurzen Satzbau und damit zur Klarheit seines Stils. Nur die gewollte Dunkelheit bedient sich mitunter des über das zulässige Maß verdichteten, überkurzen Satzes; das ungewollte, aus dem unklar in allen Weiten und Breiten umherirrenden Denken entspringende Duster erzeugt ohne alle Absicht den dustern langen Satz mit den umherirrenden Nebensätzen. Man prüfe hierauf noch einmal die Schreckensmusterbeispiele auf S. 301 und 308, die von Schöll, A. Stern, Hasel

Der Hauptsatz ist der Haupttragbalken im Satzgerüst des lebendigen Stils; der Grund liegt, wie immer, nicht in einer Willkürregel der Sprach- oder der Stillehre, sondern in dem Allermenschlichsten: den Gesetzen des Begreifens und Behaltens. Der nebenordnende Stil lädt zwar dem Gehirn des Lesers und Hörers eine Last nach der andern auf; doch die zweite erst dann, wenn ihm die erste abgenommen, die dritte erst nach dem Entlasten von der zweiten, usw. Auf die Länge tritt auch bei dieser Art der Gehirnlast die natürliche Ermüdung ein; doch um wieviel später als bei dem grausamen Türmen einer Last über die andre, einer dritten über die zwei ersten, und so fort.

Schon innerhalb des einen Hauptsatzes packt der deutsche Schreiber Last auf Last bis zum Erlahmen: *Der Versuch einer Erklärung der Ursache dieser Empfindung* (bei Herbart). Hier ist die Erinnerung an den Tragbalken ‚der Versuch' verblaßt, wenn wir bei ‚Empfindung' anlangen.

Aber hierin liegt eben das Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit des Resultates jener ersten Würdigung unserer Vernunfterkenntnis a priori (Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft). Sechs Kettenglieder! — und Kant fordert, daß der Leser beim sechsten noch an das erste denke; ja daß er die Gedankenbilder der fünf ersten, und jedes mit gleicher Deutlichkeit, beim Auftauchen des letzten vor sich sehe. Das ist eine unzulässige Zumutung, und nur dadurch wird Kant entschuldigt, daß er sich sagen durfte: wer mich liest, der weiß, daß er die äußerste Kraft ansetzen, zweimal, dreimal, vorwärts und rückwärts lesen muß, und — ich habe ihm für diese Mühe einigen Lohn zu bieten. Trotzdem bleibt bestehen: kein Schreiber, und wäre er der erlauchteste Fürst im Reiche der Geister, hat das Recht, dem Leser im geringsten mehr Mühe aufzubürden, als inhaltlich durchaus notwendig und unvermeidlich ist. In dem Maße gar, wie der Wert des Geschriebenen sinkt, sinkt auch die Schale der Sündenschuld des Schreibers, der dem Leser schon durch seinen Satzbau unnötige Hirnarbeit zumutet. Mit der Entschuldigung der Eitelkeit, daß der Inhaltswert ungeheuer, der verwickelte Satz ebenso kostbar sei wie der notwendig verwickelte Gedanke, beruhigen wir uns nicht. — Hierzu sei, unter uns, die Anmerkung gemacht, daß ich besser getan hätte, den Satz zu beginnen: Wir beruhigen uns nicht mit der Entschuldigung der Eitelkeit.

Litte Erich Schmidt nicht am Stopfstil, so wäre sein Satzbau, obwohl nicht einfach, immerhin noch übersichtlich. Seine Stopfsätze gehören in einen andern Abschnitt; hier mag uns nur einer seiner besseren Durchschnittssätze zur ‚wechselseitigen Aufhellung' dienen:

Ein Kontrast zu Faust folgt dem andern sogleich, denn nach diesem Riesen im Feuer [dem Erdgeist] schlürft, das qualmige Lämpchen haltend, der Famulus aus dem Magistervolk herbei, ein schwächliches Männlein, jung an Jahren, greis an Gedanken und Empfindungen, seiner emsigen Vielwisserei selbstgenügsam froh, um nach der Bankerotterklärung des schrankenlosen Genies das Wort Heines zu illustrieren: ‚Mit seiner Nachtmütze und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltenbaus'.

Ohne die etwas schwere Bepackung des Männleins mit drei Beisätzen wäre der Satz leicht faßlich: das Glied vor ‚denn' ist in sich abgeschlossen, der zweite Hauptsatz ist zur Not noch übersehbar, und nur der wilde Kopfsprung hinüber in den Nebensatz mit ‚um' mutet dem Leser zu viel zu, ganz abgesehen davon, daß Fausts bescheidner Wagner schwerlich eintritt, um anmaßlich ein Heimisches Wort zu illustrieren.

Die Lehren Wolffs und teilweise auch noch der Popularphilosophen von der Notwendigkeit einer gemeinnützigen Tätigkeit [was ist's mit diesen doch schon genügend gekennzeichneten Lehren? was wirken sie? auf wen? was wird aus ihnen? wir wollen es wissen, aber der Schreiber will es uns nicht sagen, er hat besseres zu tun, was gehen ihn die wissensdurstigen Leser an? Er weiß noch etwas mehr von diesen Lehren, es gehört nicht hierher, aber er weiß es, also muß es mit hinein:] — aus denen man noch in den Zeiten der Empfindsamkeit [aber die wurden schon auf weit zurückliegenden Blättern geschildert!] gern Anschauungen über die praktische Bestimmung des Menschen abgeleitet hatte, [aber was wird aus den Lehren? leben sie noch?] verblassen allgemach. (Lamprecht.)

Es folgen noch fünf Druckzeilen von ähnlichem Bau über das, was an die Stelle jener Lehren trat.

Auf diesen Folterſatz, einen der kürzesten und leichtesten von tausend ähnlichen bei Lamprecht, folge, wie in früheren Fällen, als Labsal eine Stelle bei Goethe. Sie ist aus seinem Aufsatz: ‚Über den Granit', und man darf vermuten, daß eine Goethische Schilderung des Gegensatzes zwischen den vorsintflutlichen Zuständen des Planeten und der Gegenwart es an Gedankenfülle und -Wert es mit der des Übergangs aus der Empfindelei des 18. Jahrhunderts zu einer neuen Zeit aufnehmen wird. Aber Goethe kommt mit lauter starken Hauptsätzen aus, denen nur wenige kurze Zwischensätzchen die Schleppe tragen, und an keinem Punkte steht der Leser plötzlich vor einer Gedankenmauer, die erst übersprungen werden muß, ehe er weiter schreitet:

Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht; keine neuere Schicht, keine aufgehäufte, zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt; du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren, schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen; sie sind vor allem Leben und über alles Leben. — — Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer.

Daß Goethe in seinen reinwissenschaftlichen Schriften nicht wesentlich anders baut, wurde schon gezeigt (S. 299).

Wenn wenigstens die Ermüdung durch das vorwiegende Unterordnen in einem rechtschaffenen Verhältnis zur Frucht der Geistesarbeit des Lesers stände! Betrachtet man alle die ewigen Unterordner genauer, so ergibt sich, daß das Meiste dessen, was sie zum Unterordnen verführt, an dieser Stelle überflüssig ist, nur nutzlos lastet, nicht fördert, daher schnell vergessen wird: es wurde ja einem durch Ermüdung unaufmerksamen Leser nur so nebenbei mitgeteilt.

Auch Moltkes kurze Geschichte des Siebziger Krieges nimmt es an sachlichem Gehalt mit Lamprechts Riesenwerk auf, besonders die nur $1^1/_2$ Seiten lange Einleitung von ‚Es sind vergangene Zeiten' bis ‚daß sie den Krieg mit Deutschland wollen' mit irgendeiner gleichlangen Stelle bei Lamprecht. Moltke faßt darin — im ganzen sind's 15 kurze und mittellange Sätze — alles zusammen, was in der Gegenwart zu Kriegen führt, und was in Sonderheit 1870 zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich geführt hat. Syntax bedeutete ursprünglich Schlachtordnung, und der Schlachtenlenker Moltke behandelt seine Sätze wie einzelne Schützenzüge: sich ausdehnend, verengend, je nach dem Gebot des Augenblicks, aber nie sich verwirrend, nie Fühlung verlierend und für das Auge des befehlenden Hauptmanns an jedem Punkte, bis auf den einzelnen Mann, vollkommen überschaubar. Unter Moltkes 15 leichtgebauten Sätzen ist nicht ein einziger, dessen Hauptglied durch nebensächliches Unter- und Zwischenordnen zerrissen wird. Sämtliche Nebensätze sind sehr kurz, beflügeln den Stil mehr, als daß sie ihn hemmten, räumen so schnell wie möglich wieder einem neuen Hauptsatze das Feld, oder schließen den ganzen Satz endgültig ab. Der längste und verwickeltste Satz ist dieser, den ein Knabe verstehen und überblicken kann:

Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt [Zäsur des Sinnes und des Tones], als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge [stärkere Zäsur, völliger Abschluß des Bisherigen], und öfter wird man ein friedliches Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen.

Und wie fein ist der Bau in diesen zwei Sätzen Moltkes an andrer Stelle: *Einen unmittelbaren Angriff auf das Deutsche Reich ... wagte Ludwig damals noch nicht,*

um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken und wieder von sich abwendig zu machen. Er brauchte sie noch. Wie viel besser, als die Nebenordnung: denn oder weil er…

Den Prosameistern gelingt es, selbst ineinander geschachtelte Bezugsätze durch ihren schwingenden Schritt bei großer Kürze flüssig zu machen: *Die Inquisition hat eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war* (Schiller).

Nebensätze wirken schwächer als Hauptsätze: darum heißen sie ja so. Durch das Häufen von Nebensätzen verflaut, durch das von Hauptsätzen verstärkt sich die Darstellung. Man vergleiche z. B.: ‚Und erlöse uns von dem Übel, denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit' mit: ‚da dein die Kraft und die Herrlichkeit ist!' Alle unsre großen Dichter bevorzugen in Prosa wie Dichtung den Hauptsatz, bevorzugen ihn in dem Maße, wie sie nach höchster Lebendigkeit trachten. Erst der alternde und gealterte Goethe schrieb viele Nebensätze, nicht zu lange, aber so viele, daß sie seinem Stil jenes besondere, sich bei keinem andern der größten Prosaschreiber im Alter zeigende Gepräge aufdrücken. Der zweite Teil des Faust ist reicher an Nebensätzen als der erste von 1790 und 1808; dieser reicher daran als der Urfaust. Die Wanderjahre sind nebensätzlicher als die Lehrjahre, die Italienische Reise in der letzten Form 1814 nebensätzlicher als die Briefe vom 1786 bis 1788, aus denen sie zurechtgeschnitten und umgeschrieben wurde.

Man beachte, wie oft Luther angefangene Nebensätze in einen Hauptsatz umbiegt, in Sätzen wie: *Und das ist die Freudigkeit, die wir zu ihm haben, daß, wir etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns.* Jammerschade, daß wir auch diese feine, nützliche Freiheit eingebüßt haben. — Auf Papierdeutsch würde das bekannte Volkslied lauten: *Zwei Königskinder, obgleich dieselben einander so lieb hatten, konnten, dadas Wasser ein viel zu tiefes war, nicht zusammenkommen.*

Im griechischen Wortlaut der Kreuzigung Christi (Markus 15, 15—38) gibt es in den 24 Sätzen nur 9 Nebensätze, alle von äußerster Kürze und jeder dem Grundgesetz des Satzbaues untertan: Alles Wichtigste gehört in den Hauptsatz; der ergänzende Nebensatz darf keine neue gleichwertige Tatsache hinzufügen.

Je weniger Bindewörter, desto lebendiger der Satz. Selbst die zwischen zwei Hauptsätzen sind oft schon zu viel, mindestens entbehrlich. Schiller schreibt: ‚Ich darf ihn hassen, ich hab ihn geboren', mit größerer Wirkung als: ‚denn ich hab ihn geboren'.

Gar mancher den flotten Lauf des Gedankens hemmende Nebensatz läßt sich durch kürzerere Wendungen ersetzen, und wo immer möglich, das heißt wo dadurch nicht etwa Schwerfälligkeiten andrer Art entstehen, mache der Schreiber von ihnen Gebrauch. ‚Meines Erinnerns' belastet den Satz weniger als ‚so weit ich mich erinnere'; ‚großmütigen Sinnes' ist besser als ‚mit dem großmütigen Sinne, der ihm eigen war'; ‚die und die eingerechnet' spart einen Nebensatz: ‚wenn man die und die einrechnet.' Wir können leider nicht annähernd so viele unabhängige Beugungen wie die Römer mit ihrem sechsten, die Griechen mit ihrem zweiten Fall der Mittelwörter wagen, sollten darin aber nicht gar zu zaghaft sein. Kaum gedacht, wird der Lust ein End gemacht, oder Frisch gewagt ist halb gewonnen, Unbeschadet deiner Zustimmung, Stehenden Fußes — zeigen uns den Weg zu mancher Beflügelung des Satzes

*

Fern liegt mir's, eine unmögliche Regel aufzustellen: Keine Nebensätze! Es steht mit ihnen wie mit den langen Sätzen: der Meister zwingt die Nebensätze, ihm zu dienen gleich den Hauptsätzen; der Andre schwächt die Hauptsätze durch Mißbrauch ab: *Jan Baas ging auf die Feldarbeit bei den Bauern und flickte Abends an der Mauer herum und legte den Wochenlohn in die Hand der kränklichen Mutter und nahm am Sonntag gelegentlich ein Mädchen in den Arm* (Frenssen). Dies ist schlechter Stil, denn es ist absichtliche Manier.

Wie großartig ein einziger mäßiger Hauptsatz wirken kann, lehre uns dieser aus Mörikes ‚Mozart auf der Reise nach Prag', ein Kleinod in der Krone deutscher Prosa-

kunft: *Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.* — Und wie ein Meister sich die Nebensätze zu Willen zwingt, wie er durch ihr Unterholz hindurch hocherhobenen Hauptes, aller Welt sichtbar auf sein Ziel hinschreitet, mögen uns die zwei verhängnisreichen, weltbekannten Sätze neuhochdeutscher Prosa zeigen, die der ‚Emser Depesche' Bismarcks:

Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden ist, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gerichtet, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.

Mustergültig bis auf die zwei von einander abhängigen Daß-Sätze, deren zweiter sich leicht hätte umwandeln lassen in: Seine Majestät verpflichte sich. Das ‚demselben' in der Emser Depesche wird durch den besondern Nachdruck entschuldigt, der ‚demselben' gegeben werden sollte; in ältern Zeiten hätte man geschrieben: und selbigem Botschafter usw.

*

Eine wohlgeordnete Tafel aller möglicher Satzmischformen wird hier nicht versucht: sie würde dem Leser nichts nützen. Nicht einmal ein Verzeichnis der besten Formen: dem unbegabten Schreiber helfen die besten Muster nichts, der begabte findet sie allein. Hier wie fast überall wird an Rat nichts weiter geboten als der vor gewissen Satzfehlern warnende, die sich schon bei geringer Achtsamkeit meiden lassen. Der nach einer noch so schönen Regel gebaute, nicht aus dem echten Gefühl entsprungene schöne Satz taugt nichts. Die scheinbar harmonischsten Perioden können wirkungslos, die allen Regeln einer erklügelten Harmonie widersprechenden meisterlich sein. Hat sich der Wenigbegabte aus dem Vorangegangenen nur die Mahnung entnommen, sich auf reichliche Nebensätze erst dann einzulassen, wenn er sich ihrer Herrschaft versichert hat, so ist schon viel gewonnen. Hat er von Moltke gelernt, daß jeder Gedanke im Satzbilde sein volles Recht verlangt, daß der Hauptsatz nicht ohne Not durch einen Nebensatz unterbrochen werden soll, dieser Nebensatz nicht ohne äußerste Not, noch besser gar nicht, mit einem zweiten Nebensatz behängt werden darf, so wird er vielleicht im Ausdruck dürftiger, im Satzbau gewandter sein als sehr viele hochgelehrte Schreiber.

Die meisten des Schreibens am meisten Befliſſenen haben ihren Satzbau, besonders den Kunstbau, mehr am Lateinischen als am Deutschen geübt, und viele können sich ihr Lebtag nicht von den Folgen befreien. Der lateinische Satz hat sein Gutes und hat sein weniger Gutes; sein wenigst Gutes für uns ist, daß er im Sprachwesen des Lateinischen, nicht in dem des Deutschen wurzelt. Der Römer durfte in den Hauptsatz einen Nebensatz schachteln, der den Hauptsatz zunächst garnicht zu Worte kommen läßt: er schrieb ein Hauptwort hin, unterbrach sich dann und sagte von dem Hauptwort Dinge aus, die nach unsrer Auffassung entweder in einem besondern vorangehenden Hauptsatz oder in einem eignen, dem Hauptsatz vorangehenden Nebensatz abgetan werden sollten. *Cäsar, nachdem er die Gallier besiegt hatte, begab sich nach Rom*: dies ist die Musterform, für den Römer ausgezeichnet, für uns unerträglich. Hinzu kommen die zahlreichen Fälle, in denen der Nachdem-Satz nicht mit einem der Bindewörter für ‚nachdem' eingeleitet, sondern durch eine in der Luft schwebende Beugeform, ein Mittelwort (den ‚absoluten Ablativ'), ausgedrückt wird. Der Schüler, der *Caesar, postquam* übersetzt hat: ‚Cäsar, nachdem er', übersetzt auch jene Beugeform auf die gleiche undeutsche Weise, und wenngleich ihm die heutigen Lehrer das streng untersagen, der Eindruck des Lateinischen haftet und wirkt noch nach Jahren, nach Jahrzehnten.

Machen wir kein großes Aufheben von dieser schlechten Satzform, erklären wir sie einfach für unzulässig, und damit abgetan. Die Schulen sollten noch strenger beim Über-

setzen aus dem Lateinischen und aus dem Französischen (*César ayant vaincu . .*) darauf achten, daß wirklich ins Deutsche übersetzt wird; sollten auch beim Lesen der deutschen Klassiker nicht unterlassen, den Schülern die üblen Folgen zu zeigen. Sie kommt leider bei unsern Allerbesten gelegentlich vor: *Luther, als er* (bei Lessing); *Ein Fremder, wenn er Frankfurt lange nicht besucht hat, erstaunt* (bei Goethe), und stimmt uns zu milderer Verurteilung. Mörike, der feine Satzbauer, fügt mehr als einmal in dieser Weise: *Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Bestellung des Essens*; und bei Kleist stehen zu Dutzenden solche Sätze: *Der Roßhändler, nachdem er den Hut gerückt hatte, trat an den Schinderkarren heran.* Sie sind nicht selten bei Keller: *Man setzte sich zu Tisch, und die Mägde, nachdem sie ihren Dienst vorläufig getan, nahmen desgleichen Platz.* Man kann nicht sagen, daß die Schachtelung hier merklich stört. Ärger schon bei Gerhart Hauptmann: *Er beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck das schlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte.* Ähnlich bei Spielhagen: *Goethe, als er in die Werkstatt jenes wunderlichen Schusters in Dresden trat, sah ein Bild von Ostade.* Etwas anders steht es mit einem Satze bei Freytag: *Und Reinhard, obwohl er als Mönch gewohnt war, seine Zunge zu hüten, konnte den Ausruf nicht unterdrücken*; oder mit einem Satze Jakob Grimms: *Meine Gedanken, sobald ich sie sammeln, meine Arbeiten, sobald ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung . . .* Das ‚sobald' wirkt hier beinahe wie ein bezügliches Fürwort. Freilich, ob Grimm den Satz in ‚Schneewittchen': *Die Königin aber, nachdem sie Schneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders . . .* genau so aus dem Munde der bäuerlichen Märchenerzählerin gehört hatte, ist sehr zu bezweifeln. — Bei Ricarda Huch, einer unsrer sehr guten Prosaschreiberinnen, steht einmal: *Er wußte, daß er, wenn er länger bliebe, Rache . . . nehmen würde*, und bei G. Hauptmann: *Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras.* — Hegels Satz: *Es ist in Namen, daß wir denken* ist eine schlechte Übersetzung aus dem französischen *C'est . . . que.*

*

Eine besonders unschöne Ausartung des ewigen Unterordnens ist der Treppensatz, wie man ihn viel zu höflich und mit einem schiefen Bilde genannt hat: der daß-daß-daß-Satz, in welchem das zweite ‚daß' vom ersten, das dritte vom zweiten abhängt. Ebenso schlimm steht es mit gehäuften Bezugsätzen oder andern Nebensatzgebilden dieses Baustiles. Schopenhauer vergleicht diese aneinandergeleimten Nebensätze mit dem ‚Bau der Korallenpolypen'. Selbst dieses Bild scheint mir nicht ähnlich genug; ich schlage vor, sie Bandwurmsätze oder Kettensätze zu nennen. Und wäre es selbst Goethe, dem einmal solch Ungetüm durchgeschlüpft: — *wurde des Herrn Angesicht so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Ärmel zupfte und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friedriken zu artig gewesen* (Werther), was folgt hieraus für uns? Daß Goethe besser getan hätte, den Satz durch eine leichte Änderung zu schmeidigen; aber durchaus nicht, daß wir nun ebenso schreiben dürfen. Man nehme sich ferner ein warnendes Beispiel an diesem Satze Kleists: *Die Marquise bewohnte ein Landhaus, das in einem herrlichen Tale lag, dessen frische Vegetation durch einen Bach unterhalten ward, der stets im Schatten hoher Bäume murmelte.* — Oder an dem von Ebers: *Es gab eine Zeit, die leider mit dem großen Aristoteles den Abschluß fand, in der es unter den Griechen Männer gab, die den Ozean, von dem du redest, mit neuen Zuflüssen speisten.*

Allerliebst ist Reuters Spott über solche Bandwurmsätze: *Un wenn de Franzos' kümmt, den ik säuk, denn segg em, ik hadd seggt, Du hadd'st seggt, din Großmoder hadd Di vertellt, wenn hei säd, wat sei säd, süllst Du em seggen, hadd ik seggt, hei sull mich Schapskopp tau di seggen* (Franzosentid, 16).

Schon ein zweigliedriger Kettensatz kann höchst garstig sein: *Die Handelsbörse zeigt hier dieselbe Gewissenhaftigkeit womit einst der geschworene Heraldiker im*

vorigen Jahrhundert die Diplome untersuchte, womit der Adelige seine Vorzüglichkeit dokumentierte (ſo bei Heine!).

Der Leſer renke zu ſeiner Übung dieſe Sätze ſelber ein! In vielen Fällen hilft ſchon das Umwandeln eines der Nebenſätze in einen Hauptſatz: *Wir hoffen, daß der Reichskanzler die Wahlen so zeitig anberaumen wird (wir hoffen, der Reichskanzler wird ... anberaumen), daß der Reichstag sich noch im Frühherbst versammeln kann.* — Gehäufte Bindewörter kann man mindern durch allbekannte Mittel wie: Umkehrung ſtatt ‚wenn‘ (‚wäre ich‘ ſtatt ‚wenn ich wäre‘), Hauptſatz mit ‚zwar‘ ſtatt mit ‚obgleich‘ (‚Ich bin zwar‘ ſtatt ‚Obgleich ich ... bin‘). Vor dem überhäufigen Gebrauche wird gewarnt: an die Stelle der Schwerfälligkeit tritt dann Manier.

Muß man ſolche Selbſtverſtändlichkeiten anraten wie die, den bezüglichen Satz möglichſt nahe an ſein Hauptwort im Vorderſatz zu rücken? Man muß, denn Sätze wie dieſer ſchwer verunglückte ſind nicht ganz ſelten: *Gestern Abend fand ein Ball beim Herzog statt, der sehr voll war.* — Aber, Herr Herzog!

*

Eine geſonderte Betrachtung fordert der unechte Bezugſatz, dem oft die beſten Schreiber gleich den ſchlechten zum Opfer fallen. Der Bau eben dieſes Satzes kann als Muſter dienen. Noch ſchlechter gebaut ſind folgende Sätze:

Mehrere hieſige Kinder ſpielten geſtern im Hafen auf dem Eiſe: dabei fiel ein kleiner Junge ins Waſſer, den mehrere Arbeiter wieder herauszogen. (Stettiner Zeitung.) — Die Griechen ſchlugen zu Lande und zur See die Türken, welche 4 Kriegs- und viele Transportſchiffe verloren. (Aus einem Schulleſebuch.) — Goethe kehrte ihm (Herder) ſchmerzlich den Rücken und wechſelte kein Wort mehr mit dem einſt ſo mächtigen Wecker und Warner, der noch im Jahre 1803 aus dem Leben ſchied. (Eugen Wolff.) — Goethe verließ die Freundin (Friederike), die im November 1813 unverheiratet ſtarb und ſeitdem vielfach verleumdet iſt. (Goedeke.) — Reinhardt ſäumte nicht länger hinunterzugehen, wo er den Herrn und die Dame am Tiſche ſitzend antraf. (G. Keller.) — Noch heute enthält der kleine Teich viele kleine Fiſche, an denen ſich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten. (L. A. Frankl.) [800jährige, längſt verzehrte und immer noch lebende Fiſche!] — Voltaires Umkehr riß keineswegs ſeine Schule mit, die ſich vielmehr bis in die Ideologie hin erſtreckte und noch unter Napoleon die herrſchende Philoſophie blieb. (Julian Schmidt). — Man will die Schwurgerichte durch eine beſondere Art von Schöffengerichten erſetzen, deren Konſtruktion in der Luft ſchwebt und als völlig unpraktiſch erſcheint. (Kohler) [Das iſt gewiß nicht die Abſicht des Geſetzgebers.] — Aber es mag unſerem Volk wohl frommen, ein Jahrhundert zurückzublicken auf das Jahr, das dem preußiſchen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht nur den zweiten Sohn ſchenkte, ſondern ihn auch zum Herrſcher des preußiſchen Staates berief, eines Staates, der kaum deutſch genannt zu werden verdiente, der vielmehr erſt zertrümmert werden mußte, damit jenes Preußen entſtünde, deſſen Volk ſich durch eignen Opfermut die Anwartſchaft auf die Führung Deutſchlands erwerben ſollte. (Wilamowitz-Möllendorf.) — Der Boden angeſchauter Wirklichkeit gibt einen feſteren Grund als der der Vergänglichkeit, auf dem jene Sagen und Dichtungen gewachſen ſind, welche auch nicht mehr das Hiſtoriſche von Völkern ziehen (?), die zu feſter Individualität gediehen ſind. (Hegel.)

Gelegentlich ſogar bei Bismarck: *Aus Graudenz übersandte er mir einen förmlichen Protest gegen die Preßverordnung und verlangte Mitteilung an das Staatsministerium, die jedoch auf Befehl des Königs unterblieb.*

Das Gemeinſame dieſer abſichtlich ſo zahlreich hergeſetzten Beiſpiele liegt in der ſchwer ausrottbaren Sucht von uns deutſchen Schreibern — uns, denn bin ich ſicher, daß mir kein ähnlicher Satz widerfahren iſt? —, einen nicht ergänzenden, ſondern ſteigernden neuen Gedankenwein in den alten Satzſchlauch zu füllen. Dieſe Satzform iſt allerdings oft ſehr bequem, bleibt aber bedenklich, ja gefährlich durch die Verführung zum Mißbrauch. Als Regel ſollte gelten: Nur das Ergänzende, verhältnismäßig Nebenſächliche, Abhängige gehört in den Nebenſatz; Hauptſachen gehören in den Hauptſatz. Ehedem, es iſt aber ſchon lange her, hätte man richtig geſchrieben: *Mehrere Berittene verfolgten den fliehenden Verbrecher; der aber entkam.* Der deutſche Hang, zwei ſelbſtändige, nebengeordnete Hauptſätze in die Form der Uber- und Unterordnung zu zwingen, machte aus dem hinweiſenden ‚der‘ ein bezügliches und ſo entſtand der unlogiſche Satz: ... *Verbrecher, der aber entkam.* Ebenſo ſteht es mit folgenden Beiſpielen, deren bezügliche Nebenſätze

nicht gewachſen, ſondern geleimt ſind: *Beide Fälle von Selbstmord betrafen Maurer, die gegenwärtig den besten Erwerb haben* (Württembergiſcher Staatsanzeiger). Sollte der Selbſtmord den Erwerb gar geſteigert haben? — *Der Jäger befahl dem Schützen, den Jungen festzuhalten, der sich aber weigerte.* Durch den bezüglichen Satz wird aus dem Nacheinander ein Ineinander zweier Handlungen und ein völliger Unſinn. — Genau derſelbe Verſtoß bei Brentano: *Der Kaspar muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte.*

So ganz allein ſtehen wir mit dieſen unechten Bezugſätzen nicht; auch im Franzöſiſchen und Engliſchen kommen ſie nicht ſelten vor, allerdings wohl kaum bei den allerbeſten Schriftſtellern.

Milder ſind Bezugſätze zu beurteilen wie dieſer in einer Stillehre heftig getadelte von Kleiſt: *Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewalt weichen mußte, entschloß sich, die Forderung zu erfüllen.* ‚Der‘ ſteht hier nur ungeſchickt ſtatt: Da der Roßkamm, wohl ſah, oder: Der Roßkamm, wohl ſehend. Die Angſt vor dem nützlichen Mittelwort der Gegenwart (S. 87) verführt zum ſchädlichen Unterordnen.

Schlimmer noch iſt es um einen Satz bei Novalis beſtellt: *Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinwegeilte.* Wir werden aber ſelbſt dieſem doppeltfalſchen Beziehungſatze gegenüber das Richtſchwert ſinken laſſen; denn ſo, wie Novalis einmal oder ſelten, ebenſo hat — nicht genau gezählt, doch nicht zu hoch geſchätzt tauſendmal — wer geſchrieben? Goethe! Keine zweite beſtimmte Stileigenheit iſt ſo unverkennbar Goethiſch wie dieſe:

Marianne ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm bemerkte und in ſeiner Erzählung fortfuhr. — Ich erinnre mich ſeiner Auktion, der ich vom Anfange bis zum Ende beiwohnte und manches erſtand. — Da droben iſt die Taube, nach der Franziska ſo lange geſchoſſen und ſie niemals getroffen hat. — Er hatte eine gewiſſe leidenſchaftliche Kontroverſe eingeſchoben, die ich wegließ und ein heitres Naturgedicht dafür einlegte. — Sie war immer um die Gräfin, die ſie mit ihren Affenpoſſen unterhielt und dafür täglich etwas geſchenkt bekam. — Rugantino tritt auf mit der Brieftaſche, welche er geöffnet hat und die Papiere anſieht.

Goethe iſt in unſrer älteren Literatur nicht der einzige, der die bezüglichen Sätze mit ſo kühner Freiheit behandelt. Bei Schiller heißt es in Maria Stuart: *Das tat ich aus Achtung für die würdige Person der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verachte.* Klopſtock dichtet: *Seele die du mir schufst, ihr Ewigkeit gabst,* und Winckelmann ſchreibt: *Ein System, welches man wählte und ihm blindlings folgte.* — Bei Luther ſind Satzbindungen dieſer Art recht häufig: *Gott, dem alle Welt die Ehre tut, vor ihm sich fürchtet.* Hier ſtört uns das Abweichen von der richtigen Form ſo gut wie garnicht. Wir empfinden, in der gehobenen Rede werden die Bindewörter läſtig, wirken ſie zu flach; der Flug der Kunſtproſa ſtürmt über die Schulrichtigkeit hinweg und bahnt ſich die eigne Spur mit der eignen Richtigkeit. Ein Sprachgebrauch wie dieſer iſt nicht zum Tadeln noch zum Bewundern da, geſchweige zum Nachahmen; hier heißt es einfach: als Tatſache würdigen und für die großen Schriftſteller jener Zeit gelten laſſen.

*

Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß er Goethe wäre, und auch dennoch hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Dieſer merkwürdig gebaute Satz ſteht in einem Briefe der Frau Charlotte Keſtner von 1816 nach einem Beſuch in Weimar, jener Lotte Buff aus der Wetzlarer Zeit, die Goethe im Werther verewigt hatte. Die gute Lotte war eine der Schreiberinnen, die ſich beileibe nicht auf das Glatteis der Nebenſätze begeben ſollten. Ihren Satzbau nennt man mit einem gelehrten griechiſchen Wort Anakoluthie, mit einem etwas weniger gelehrten: aus der Konſtruktion fallen, und auf Deutſch: Verbruddelung oder Satzbruch. Frau Keſtner verbruddelte ihren Satz aus Ungeſchick, und der Leſer ſei vor der bewußten oder unbewußten Nachahmung gewarnt. Es ſei denn, daß er ganz ſicher iſt, ein Genie zu ſein: der Meiſter kann die Form zerbrechen mit weiſer

Hand, zur rechten Zeit. Alle größten Prosakünstler haben Satzbruch begangen, desto kühneren, je gewaltiger der Fluß ihrer Rede war. Er kommt selbst bei den achtsamen Griechen und den peinlichen Römern vor.

Wo sich's um die Freiheit des Genies handelt, fehlt natürlich Goethe nicht:

Mich kann das, Leonore, wenig rühren.
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig.

Der Bau ist ihm denn auch von den Schulfüchsen zu Ende des 18. Jahrhunderts benörgelt worden.

Ich habe gefunden, daß, so leicht man . . ., ebenso selten ist eine Art . . . — Für andre wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten (aus dem berühmten Brief an Auguste von Stolberg-Bernstorff, 7. 4. 1823).

Unser größter Satzzertrümmerer außer Goethe war Bismarck: in seinen Reden fast regelmäßig einmal unter je 4—5 Sätzen; natürlich am öftesten, wenn er in der Erregung des Augenblicks oder unterm allzu reichen Zuströmen des Stoffes die ihm ja ohnehin nur karg zugemessene Geduld verlor und durch alle Dämme des Satzes brach: *Die von Ihnen sonst verehrte Majorität . . . sobald Sie sie haben, ist der Glanz der Majorität gar nicht hoch genug zu preisen; sobald Sie sie nicht haben, schieben Sie die Vertretung der Regierung zu.* Seltner ist diese so wirksame Unordnung in Bismarcks Briefen; in seinen Noten wird sie kaum zu entdecken sein.

In Mörikes Mozart, sicher absichtlich, um die Lebendigkeit der Rede zu malen:

Meine einfältige Meinung ist, daß, wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, so schlägt der liebe Gott seinen Musikkasten gar zu (ähnlich dem Satze Luthers auf S. 321 und der Märchensprache: Fundevogel und Leuchen hatten sich so lieb, daß, wenn eins das andre nicht sah, ward es traurig).

Die Sprecherin bei Mörike hätte eben garnicht mit ‚daß' einsetzen sollen.

Kühner, aber nicht unerlaubter Satzbruch bei Hermann Lingg in einer höchst anschaulichen Schilderung des Entstehens seines Erstlingwerkes: *Der Sturz einer Weltdespotie — ja das, wenn es mir gelänge darzustellen, das müßte ein deutsches Epos werden.* Schulmäßig fürchterlich, aber treu nach der Wortstellung der echten Bajuwarensprache: *Mi wann S' umbringen wollen, müssen S' schon a wengerl höher halten,* sagte ein oberbayrischer Treiber zu dem ungeschickten Sonntagsjäger, der ihm ein Schrot in die Wade geschossen.

Wie regelwidrig, aber wie natürlich und verständlich ist dieser Satz eines unsrer sehr guten Prosaschreiber, D. Fr. Strauß:

Ich blickte mich in den heiligen Erzählungen der alten Religionen um, die heute niemand mehr, weder mit Herodot übernatürlich faßt, noch mit Euhemerus natürlich erklärt, ebensowenig mit den eifernden Kirchenvätern Teufelsspuk oder Betrug darin sucht, sondern man faßt sie als Segen.

Vischers hochberühmte Vorlesungen bestanden zum großen Teil aus Sätzen solcher Art, nur viel kürzeren, aber zu wie großer Lebenswirkung! — Gar zu weit geht Keller in einem Satze des Grünen Heinrichs: *Es gelang mir mehrere Male, mich mit klopfendem Herzen in den angefüllten Saal zu schleichen, und überflog mit befriedigten Blicken die Dekorationen.* — Heinrich Seidel schreibt in seiner gemütlichen eignen Jugendgeschichte: *Wenn mein Bruder Werner und ich einmal mit ihm ausfuhren und einem von uns wurde der Hut abgeweht, so . . .* Warum eigentlich nicht?

Sechster Abschnitt.

Der Schachtelsatz.

Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Stil; sie häufen Schachtelsatz auf Schachtelsatz, und oft findet man erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt. Nichts verdunkelt so sehr den Satzbau. (Friedrich der Große in seiner Schrift über die deutsche Literatur.)

Wenn es eine Impertinenz ist, andre zu unterbrechen, so ist es nicht minder eine solche, sich selbst zu unterbrechen (indem man) . . . eine Phrase zerbricht, um eine andere dazwischen zu leimen. (Schopenhauer.)

Es rauscht in den Schachtelhalmen. (Scheffel.)

Der Schachtelsatz ist seit dem 16. Jahrhundert, seit der Verlateinerung unsers Stils durch die Humanisterei, eines der Grundrechte deutschen Schreibervolkes. Auserlesene Perlen zu finden, ist nicht schwer; schwerer, die Schnur nicht zu lang zu strecken. Hier wandelt der Gelehrte mit dem Ungelehrten, der Richter mit dem Gesetzgeber, der König mit dem Dichter auf den gleichen Höhen der schachtelnden deutschen Menschheit.

Habe Ihr Schreiben vom 7. dieses Monats, in welchem Sie mir die Anzeige machen, daß am 13. dieses Monats das von Ihnen verfertigte Modell der Dichtergruppe in München eintreffen werde, empfangen, welche Anzeige ich, der ich bezüglich der Herstellung dieses Denkmales, wozu ich, was Ihnen bereits bekannt, das Erz als Geschenk gab, außer diesem weiter nichts damit zu tun habe, mich aber recht sehr freue, das Modell von einem so ausgezeichneten Künstler wie Sie sind, hergestellt zu sehen, mit Vergnügen gelesen, Sie dabei zugleich gerne der Gesinnungen meiner Wertschätzung versichernd, Ihr Ihnen wohlgewogener Ludwig (der Erste von Bayern, an den Bildhauer Rietschel über das Denkmal Goethes und Schillers in Weimar).

So hat der Mensch im Verlaufe der Geschichte . . gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie . . ., eben dadurch, daß sie, die früher . . . waren, weil . . ., jetzt nicht mehr . . ., als . . ., sondern . . . nicht mehr ausmachen konnten. (Heinrich Leo, der Entdecker des ‚skrophulosen Gesindels'.)

Wer . . . den Widerstand des Verpflichteten gegen eine Handlung, die dieser zu dulden verpflichtet ist, beseitigt, handelt nicht widerrechtlich (§ 229 des Bürgerlichen Gesetzbuches).

Ein rheinischer Anwalt stellt im Namen seiner Partei den Antrag:

Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbruche beschäftigt gewesenen Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.

Gegen den Angeklagten wird, weil er sich einer Ungebühr schuldig gemacht hat, indem er, nachdem er wiederholt zur Ruhe verwiesen und ihm schließlich eine Ordnungsstrafe angedroht war, sich der Worte . . . bediente, gemäß § . . . eine Ordnungsstrafe von 10 M. festgesetzt. (Von einer Ordnungsstrafe gegen den Assessor, der diesen Satz verübte, wurde abgesehen?)

Die Exhumierung der Gebeine des Turnvaters Jahn und ihre Überführung in die in dem Westgiebel der auf dem alten Friedhofe von der deutschen Turnerschaft errichteten Turnhalle eingebaute Gruft wurde heute bewerkstelligt. (Deutscher Reichsanzeiger.) — In dem gegen ihn von einem durch das Überströmen des Wassers des Godesberger Baches auf seine angrenzenden Immobilien (in der deutschen Barbarensprache: Grundstücke) geschädigten Eigentümer angestrengten Prozesse wurden . . . (Bonner Zeitung.) — Beschränkung der Schadenersatzpflicht . . . auf die in das nach der Absicht des Gesetzes zu schützende Gebiet fallenden Fälle. (Überschrift zu einem Urteil des Oberlandesgerichts Hamburg in Seufferts Archiv für Entscheidungen der obersten Gerichte.) — Für die nach der durch das von dem Kloster Loccum erbaute Hospiz in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Insel Langeoog kommenden Badereisenden hat sich . . . (aus einer Kasseler Zeitung vom 1. 5. 1889).

Es war am 15. Februar Abends um 9 Uhr, als der große Geist in dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes am Ägidienmarkt 12 — die beiden von Lessing bewohnten Zimmer sind jetzt zu einem vereinigt — aus der zerrütteten Hülle schied. (Düntzer über Lessings Tod.) — Der scharfe Widerspruch, zu dem er vielen gegenüber, deren Annahmen er zurückweist, sich für genötigt hält, zeigt . . . (H. Grimm.) — Herder mußte durch den mit von erkünstelter Frömmigkeit triefenden Redewendungen ins Werk gesetzten Stellenschacher des Mannes peinlich berührt sein. (Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, 3, S. 63.) — Aber das herrliche Ganze zu würdigen, hindert die Meisten die Fülle der Schwierigkeiten, welche diese Dichtung, in der die Mühe eines Schaffens nach literarischen Mustern und mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln stellenweise fühlbar genug wird, dem Verständnis, oft selbst nur des Wortlautes, entgegengesetzt. (Burdach, Einleitung zum Westöstlichen Divan.) — Und vor der Helena hat schon Heine, dessen Faustisches Tanzpoem in fernabgelegene Sphären des Sinnentaumels springt, die auch von ihm gegen den zweiten Teil erhobenen Waffen

bewundernd gestreckt. (Erich Schmidt.) — Hier sind die von Niebuhr, dem Vater, der von Göttingen aus seine ruhmvolle Wanderung antrat, abgeschriebenen Keilschriften zuerst entziffert. (Ernst Curtius.)

Aber die geistreiche, witzige Plauderei unsrer Nachbarn *schlägt* bei ihm in die breite Alltäglichkeit der Unterhaltung über die wahre Liebe zwischen einer kokeiten Witwe und einem verliebten Sohn der Natur — Herr Baron Heinrich liebt nur den Wald, die Jagd, seinen Hund und die Flinte seines Oheims — um. (Buchstäblich so bei Karl Frenzel, auch einem der Erklärer von 1889.)

In Stettin *liefen* gestern drei Dampfer, die der bekannten Rhederfirma . . ., welche schon seit 30 Jahren mit so großem Erfolge diesen Verkehrszweig pflegt, der allerdings noch immer nicht den Aufschwung nehmen will, der ihm zukommt, gehörten, bei prächtigem Wetter, wie man es schon lange nicht genossen, unter großer Beteiligung der Behörden und des Publikums (vom Stapel?) *ein*. (Aus einer Stettiner Zeitung.)

Nach Abschluß der angeordneten (!) Untersuchung haben wir dem Direktor der Anstalt eröffnet, daß wir uns eines näheren Eingehens auf die besonderen Umstände der einzelnen körperlichen Züchtigungen von Schülern, die zum Teil längere Zeit — ein bis 2 Jahre — zurücklagen und manches, was für eine milde und entschuldigende Beurteilung des fraglichen disziplinären Vorgehens *spreche*, *enthielten*, *glaubten enthalten zu sollen*. (Aus dem Schreiben einer badischen Schulbehörde.)

Alle diese Gewächse aus dem Schachtelhalmröhricht deutscher Prosa sind echte menschliche Urkunden. Bezweifelt wird, gewiß mit Unrecht, die Echtheit dieses hessischen bürgermeisterlichen Erlasses: *Derjenige, der denjenigen, der den Pfahl, der an der Brücke, die auf dem Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen, anzeigt, erhält eine Belohnung.* Warum sollte er nicht echt sein? Allerdings stoßen 6 Zeitwörter zusammen; doch nur ein kleiner Gradunterschied im Vergleich mit folgendem Satz eines berühmten Reiseforschers: *Er hatte schon den Ernst des Daseins kennen gelernt und war allen Gefahren, welche möglicherweise an ihn herantreten konnten und welche (!) ein jeder, der diese wilde Gegend zu jener Zeit, als diese Geschichte dort spielte, durchstreifte, gewärtig sein mußte, gewachsen.* Er wird doch wohl echt sein, jener hessische Erlaß, und sicher hat der verfertigende Bürgermeister seinen Satzbau auf einer gelehrten Schule gelernt: Natur allein, die reiche Zeugemutter, bringt solche Wunderbauten ohne gelehrte Nachhilfe nicht zustande.

*

Gegenüber einer so hervorstechenden Stileigenschaft wie der deutschen Schachtelei fühlt man vor allem den Wissensdrang nach ihren Seelengründen, auf Gelehrtendeutsch: nach ihrem psychologischen Kausalitätsprinzip. Alles Forschen dieser Art muß auf eignem Erleben und Beobachten (auf ‚individueller Experimentalempirie') beruhen. An Gelegenheit hierzu mangelt es keinem Deutschen, denn wer von uns hätte nicht schon geschachtelt? Der jedem Schreiber bekannte oder zur genauesten Bekanntschaft dringend empfohlene Vorgang ist dieser. Er sitzt am Schreibtisch, die Denkerstirn übers Papier gebeugt, die Feder von Rand zu Rand laufen lassend, schreibt also Prosa. Fahren wir der Höflichkeit wegen doch lieber mit Ich fort. Ich denke einen Gedanken, so klug oder so platt, wie er mir eben aufgegangen, sagen wir: über die alte Neigung der deutschen Gebildeten zum Schachteln, und schreibe ihn hin. Im Schreiben kommt mir — man kann sich nicht in jedem Augenblick so straff zusammenraffen, zumal bei einer halbunbewußten Tätigkeit wie dem Niederschreiben des Fertiggedachten, daß einem die Gedanken nicht doch einmal hin und her schweifen, wie z. B. in dieser viel zu langen Schachtelei — kommt mir die Erinnerung an allerlei in jungen Jahren gelernte Schulweisheit. An das geringere Schachteln in der Sanskritliteratur, das üppigere bei den griechischen Prosaschreibern, das überwuchernde bei gewissen Römern, die Strenge der Franzosen, den Wechsel zwischen Straffheit und Läßlichkeit bei Shakespeare: lauter dem Gegenstande nicht allzuferne Nebendinge. Man möchte den Leser so gern belehren, und — man ist ja nicht bloß ein Schreiber, sondern ein Mensch mit menschlichen Schwächen, darunter der lieben Eitelkeit, deren Befriedigung einem so süß eingeht. Schon hat das Hirn von der Stelle aus, die den Willen leitet, den Befehl in den Nervenstrang entsandt: Sprich dem Leser getrost von den alten Indern, vielleicht freut's ihn; und selbst wenn nicht, wie groß stehst du ihm gegenüber da, der als Fuchs wahrscheinlich kein Sanskrit getrieben! Der Arm hebt sich, die Weiche zwischen

den Gedankengleisen wird umgestellt, der Zug der Darstellung bekommt das Zeichen: Freie Fahrt! von der Schachtelei der Deutschen zur Nichtschachtelei der Inder. O, die Weichenzunge ist so fein, sie schließt sich unter dem Griff eines leidlich gewandten Stilweichenstellers eisenfest an das neue Gleis: es wird keinen Stoß und Ruck geben, unter tausend Lesern wird kaum einer den Übergang merken: Schreib's hin! — Nein, ich schreib' es nicht hin! Einer wird es doch merken, und merkt es kein Leser, dann bin ich dieser Eine: nie werde ich beim Überlesen vor dem Druck, beim Prüfen des Druckbogens, beim Blättern in meinem fertigen Buch jene glänzende Stelle erblicken, ohne mich zu schämen. Garnichts kommt drauf an, ob man einst Sanskrit gelernt hat oder nicht; der Leser verlangt das nicht vom Schreiber, oder wenn es dem Leser nützen soll, so fordert er's an einer Stelle, wo es in Ruhe gewürdigt werden kann. Ein Augenblick eitler Schwäche, und ich hätte etwa folgenden Schachtel- und Stopfsatz nach weitberühmten Mustern geschrieben:

Die alte Prädilection der deutschen Gebildeten zum Schachteln, größer als im alten Hindostan, wo Panini zuerst den gestrafften Kurs ansiedelte, größer auch als bei den σκευοφόροι, ja selbst bei den αὐκολοι der Pelasgererben, und exuberanter noch als bei dem früh und spat wenig concinnen Römer, für dessen Problem-Topik und -Heuristik man sich an den Hermagoras wende, dauert durch alle Jahrzehende bis auf den heutigen Tag.

Und kaum ein deutscher Stilgelehrter würde das Geringste gegen diesen Basel einwenden, wenn ein berühmter Name dahinter stände und ich das Urteil nicht vorweggenommen hätte.

Es gibt ein Hauptgesetz für den Stil wie für jede Kunst, z. B. für das Drama: Einheit der Teilnahme. ‚Der leitende Grundsatz der Stillehre sollte sein, heißt es bei Schopenhauer, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke.' Von Cäsar meldet eine Überlieferung, er habe gleichzeitig zwei Schreibern diktiert; sicher keine wichtigen Schriftstücke. Aber um wie viel leichter ist doppeltes Diktieren — jeder unsrer geübten Reichstagsstenographen leistet das täglich —, als doppeltes Lesen! Das doppelte Diktieren ist ein Nacheinander, das doppelte Lesen ein Durch- und Ineinander; und der Doppeldiktierer spricht seine eignen Gedanken aus, der Leser soll die ihm fremden des Schreibers aufnehmen. Was muß da nach dem Willen des Schreibers nicht alles gleichzeitig in der Schwebe bleiben, in jener Schwebelei, die mit klarem Denken und seinem Ausdruck, dem klaren Stil, nichts zu schaffen hat.

Indessen wir wissen ja schon: Der Stil ist der Mensch, und hier lernen wir hinzu: Der Stil ist die Gesellschaft. Deutschland ist die Heimat des Gespräches, bei dem man froh sein kann, wenn höchstens zwei auf einmal sprechen. Jeder unterbricht jeden, warum sollte er nicht sich selbst unterbrechen? In der englischen Kinderstube wird gewarnt: *Don't interrupt!* Es ist nicht bloß gelehrttuerische Eitelkeit, es ist ebenso sehr Mangel an Selbstzucht, die uns zur Schachtelei verleitet. Nichts da von ‚überreich zuströmenden Gedanken', deren Gedränge den Stopfstil erzeuge: wer wahrhaft reich an wertvollen Gedanken ist, legt so viel Wert auf jeden einzelnen, daß er ihn nicht durch die andern verstümmelt oder zerquetscht. Jakob Minor hat E. Schmidts Stopfstil entschuldigend verglichen mit einem übervoll gepackten Koffer. Nun, wer in seinen Koffer Überflüssiges stopft, ist ein ungeschickter Reisender; und wer durch den überflüssigen Kram das Notwendige zerdrückt und unbrauchbar macht, der bliebe besser zu Hause. In Wahrheit ist der Stopfstil das sichre Kennzeichen eines Schreibers, der erst an sich, lange nachher an die Sache, gar nicht an den Leser denkt.

Die größten Denker haben dieser so wichtigen Seite des Geisteslebens ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt: sie stimmen überein im verwerfenden Urteil und in dessen derbsinnlichem Ausdruck. Aristoteles drang darauf, vor allem ‚den Hauptsatz vollständig auszusprechen.' Und Schopenhauer schalt auf die Inanspruchnahme des Gedächtnisses, statt des Verstandes, durch ‚jene langen, mit ineinander geschachtelten Zwischensätzen bereicherten und, wie gebratene Gänse mit Äpfeln, ausgestopften Perioden.' Goethe, der noch bildhaftere, verglich den Stil der deutschen Gelehrten ‚und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache ver-

Digitized by Google

gessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen anheben, so daß man mit den Bestien garnicht vom Fleck kommt, sondern über Wegstunden Tagelang zubringt. Darf ich einen Vergleich aus dem heutigen Leben hinzufügen, so ist es der des überfüllten Eisenbahnabteils an einem schönen Sommersonntag: zu der doppelten Besetzung gesellt sich immer noch eine ‚lumpige Person' nach der andern. Oder der des Bienenkorbes mit dem kleinen Flugloch und den riesengroßen Bienen: ‚Der Bien muß!'

Es gibt Schreiber, denen man immerfort, wie den unsachlichen Rednern im Reichstag, zurufen möchte: Zur Sache! Dem immer wieder abschweifenden Reichstagsredner entzieht der Präsident nach zweimaliger Verwarnung das Wort; ein immer wieder abschweifendes Buch werfe der Leser einfach in die Ecke. So verliebt ist der Stopfschreiber in jeden seiner Gedankensplitter, daß er um jeden wie um ein Heiligtum kämpft: nur hinein! Er kennt und liebt sie alle, denn er ist ihr Erzeuger; was kümmert ihn der Leser, über den sie mit der Plötzlichkeit alles Unbekannten hereinhageln? Satzfetzen nach Satzfetzen soll der Leser im Kopf behalten, keinen verlieren, ängstlich nach den ergänzenden Satzfetzen haschen: — eine Hasenjagd, kein ruhiges, belehrendes Lesen.

Der Schachtelstil des abschweifenden Stopfschreibers verführt, nein zwingt zum flüchtigen Lesen: die so mühsam zusammengeklaubten Stopfsel werden aus Ungeduld einfach überhüpft, um die zerbrochenen Stücke zusammenzukitten, und bleiben tote Last, verlorene Liebesmüh. Einheitliche Wirkung eines Schachtelsatzes ist unmöglich: erst die weit entlegene zweite Hälfte klärt die erste Hälfte auf, deren Inhalt schon verblaßt ist. Der Schachtelsatz widerspricht dem Gange des menschlichen Denkens: der hirngesunde Mensch, nun gar der Forscher, also der nicht an Gedankenflucht Leidende, denkt nicht nach Ameiswimmelhaufenweise kribbelnd durcheinander, sondern besonnen nacheinander. Schachtelei ist ein Erzeugnis der Verbildung, nicht der Natur; sie ist Unnatur und äußerste Zweckwidrigkeit.

Untersuchen wir ein paar Einzelfälle auf ihre Seelengründe, zwei von den harmloseren. *Morgen früh wird das Reichsluftschiff zu der bisher mißglückten Fahrt nach Köln aufsteigen.* — Daß dies blanker Unsinn ist, nur nebenbei. Der Verfasser, ein gehetzter Zeitungschreiber, hatte entweder keinen Raum oder keine Zeit zu einem besondern Satze: ‚bisher sind solche Fahrten noch immer mißglückt'; er half sich durch das Stopfen des einen selbständigen Gedankens in einen andern.

Ein Professor ist kein Zeitungschreiber, will selbst dann keiner sein, wenn er für Zeitungen schreibt; er muß also Zeit haben, und an Raum gebricht's ihm nicht. Warum also schreibt er in einem seiner immerhin unschuldigsten Stopfsätze: *Derselbe gab 1588 ein noch auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts neu aufgelegtes treffliches Reimwerk heraus.* Der Zwischensatz ist entweder ganz überflüssig, oder, wenn wissenswert, jedenfalls nicht hieher gehörig. Lieber noch eine Anmerkung unten, als ein Hineinpferchen in den ruhigen Satz, wenn denn durchaus nicht, gemäß der Reihenfolge der Gedanken, einfach und klar geschrieben werden dürfte: *Derselbe gab 1588 ein treffliches Reimwerk heraus; noch auf der Schwelle usw. wurde es neu aufgelegt.* Aber einfach und klar wäre laienhaft, der gelehrte Fachmann muß sich auf andre Weise auszeichnen. Daß man ein auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts aufgelegtes Werk nicht schon 1588 herausgeben kann, nur so nebenbei. *Just* (in Lessings Minna) *war nur Packknecht, und man merkt es ihm an, wie die Kyropädie verächtlich vom σκευοφόρος spricht* (E. Schmidt). Was um des Himmels willen hat Xenophons Kyropädie und der griechische Packträger mit Tellheims Just zu schaffen? Und wenn der einfache und genügende Satz durchaus mit dem Wissenskram der Eitelkeit bepackt werden sollte, warum dann nicht alle Packknechte der Weltliteratur zu Hilfe rufen, warum z. B. nicht Sancho Pansa? — *Wenn* (Kleists) *Penthesilea titanisch den Ida auf die Ossa wälzen oder den Sonnengott — ‚Helios' nannt ebendamals Werner seinen Götzen Goethe — zu sich herabreißen will . . .* (E. Schmidt). Unglaublich, selbst wenn man's gedruckt sieht.

Digitized by Google

Nennten wir nur das Abschweifen und Schachteln, die Stopfsel und Füllsel mit ihren deutschen Namen, so wäre schon viel gewonnen; jetzt aber heißen sie griechelnd Parentheſen und dadurch werden sie vornehmer. Vornehm oder nicht, mit seltnen Ausnahmen taugen sie nichts, ja sie schaden. *Clemens der Siebente, diesen Namen hatte Medici angenommen, nachdem ihm die Auswahl viel Kopfzerbrechen gekostet, berief Michelangelo im Jahre 1525 zu sich* (H. Grimm). Was in der weiten Welt hat das Kopfzerbrechen des Medici um seinen Papstnamen mit der Berufung des Künstlers nach Rom zu tun? Überallhin paßte die Geschichte der Namenswahl besser als in diesen Satz, der vor allem Michelangelo gilt.

Im ersten Epeisodion — so heißen die zwischen die Chorlieder eingeschobenen Dialogpartien — (folgen weitere drei Druckzeilen Erklärung von Epeisodion mit drei voneinander abhängigen, ineinander verheddrten Nebensätzen) — *kommt atemlos ein Rinderhirte daher* (Th. Ziegler). Das will ich meinen, wenn man ihm den Weg durch einen solchen Zwischensatz versperrt hat. Während der Hirte atemlos rennt, erklärt uns der gelehrte Mann behaglich die Bedeutung von Epeisodion! — M. von Stern in einem Buche über W. Jordan: *Kurz vor seinem 81. Geburtstag unternahm er noch eine Reise nach Berlin zu seiner mit S... verheirateten, zum Schmerz der ganzen Familie kürzlich verstorbenen Tochter, um das Jubelpaar selbst mit der Silbermyrte zu schmücken.*

Kant über die zwei Imperative: Jene (die hypothetischen) stellen die praktische Notwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas anderem, was man will, oder doch möglich ist, daß man es wolle, zu gelangen vor. — Gleichfalls bei Kant: Man muß es gestehen, daß der Grundsatz des großbritannischen Regiments: die Rede ihres Königs vom Thron sei als ein Werk seines Ministers anzusehen, da es der Würde eines Monarchen zuwider sein würde, sich Irrtum, Unwissenheit oder Unwahrheit vorrücken zu lassen, gleichwohl aber das Haus über ihren Inhalt zu urteilen, ihn zu prüfen und anzufechten berechtigt sein muß, daß, sage ich, dieser Grundsatz sehr fein und ausgedacht sei.

Warum nicht statt des wenig heilkräftigen ‚sage ich' die ganze Einschaltung in einem besondern Satz mit ‚denn?'

Schlimmer noch, ohne ‚sage ich', bei Mauthner: Der grüne Heinrich — es ist sein Spitzname aus der Jugendzeit, wegen seiner grünen Kleidung, deutet aber auf die Unfertigkeit, Blödigkeit und Einfältigkeit seiner Lehrjahre hin; Heinrich heißt hier übrigens, wie wir aus dem ‚Landvogt' erfahren, jeder zweite Züricher — erzählt seine Geschichte, wie er auszog, ein großer Maler zu werden.

Ein Satz von einer Zeile wird unterbrochen durch ein belehrsames Stopfsel von drei Zeilen mit einem Punktstrich, mit Beisätzen aller Art und einer neuen Schachtelung.

*

Zwischengeschaltete Nebenbemerkungen ganz zu verbieten, fällt keinem ein; sie sind ja der lebendigen Rede nicht fremd, also auch im geschriebenen Satz an sich nicht verwerflich. Es gibt gute und es gibt schlechte Einschiebsel; wie die guten beschaffen sein müssen, läßt sich nicht durch feste Regeln genau bestimmen. Flüchtig müssen sie sein, dürfen den Faden des Satzes nicht zerreißen, sollen ihn wo möglich noch straffer spannen. Eine ausgezeichnete steht in der bekannten Gellertschen Fabel:

Er reißt den Degen aus der Scheide, Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und, o was kann verwegner sein! Und steckt ihn langsam wieder ein.

Kann man das feige Zögern feiner als durch den Schachtelsatz ausdrücken?

Ein berühmter Stillehrer machte Schillern einen Vorwurf aus den Versen: *Die Beschämung gönnt' ich ihr, daß sie mit eignen Augen, denn der Neid hat scharfe Augen, überzeugt sich sähe.* Mit Unrecht, der Zwischensatz stört nicht, wirkt sogar verstärkend. Gleiches gilt von den Versen: *Er hört, schon kann er nicht mehr sehn, Die nahen Stimmen furchtbar kühn,* und: *Es ist etwas Großes, ich muß es erröten, Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn.*

In den Versen Chamissos (Abdallah): *Ich weiß in dieser Gegend und kenne wohl den Platz, Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz* dienen die Einschaltungen zum Steigern der Neugier. — In seiner ‚Reise um die Welt' schachtelt

Chamiſſo einmal graoe noch innerhalb der Grenzen: *Die Weltereignisse vom Jahr 1813, an denen ich nicht tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig.* — Gradezu ſchön wirkt der kleine Schachtelſatz bei Peter Cornelius: *Nun haben wir Wagner, der gewiß für uns Deutsche das ist, was Meyerbeer für die Franzosen war ... heil dem Unterschied! ... und wollen ihm nicht freudig zugestehen, daß ...?* Und nichts zu ſagen iſt gegen D. Fr. Strauß: *Kabale und Liebe ist, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, ein Stück — aber man muß es aufführen sehen — von hinreißender Kraft.* Oder gar gegen Moltke: *Am 15. Juli waren die französischen Reserven einberufen, und, als ob man sich die Gelegenheit nicht entwischen lassen wollte, wurde schon vier Tage später die französische Kriegserklärung in Berlin überreicht.*

*

Manchmal wird ſo kunſtvoll geſchachtelt, als gälte es den Wettkampf mit den chineſiſchen Elfenbeindrechſlern, die eine Kugel in die andre ſchnitzeln:

Herr von N. hat der mit der Verwendung der zur Unterſtützung der Familien der in der Kohlengrube verunglückten Bergleute eingehenden milden Beiträge ſich befaſſenden Behörde hundert Taler zu dieſem Zwecke zuſtellen laſſen. (Aus einer weſtfäliſchen Zeitung.)

Nachdem der letzte Verſuch, den ein Stuart in Schattland wagte, um den britiſchen Thron, welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, wiederzuerobern, im Jahre 1746 mißlungen war. (Friedrich Schlegel.)

Höchſt ungeſchickt, und der Zwiſchenſatz ‚welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten‘, iſt überflüſſige Wortmacherei. Auch der erſte Bezugſatz wird durch ‚eines Stuart‘ überflüſſig.

Ein Vetter, damals Adjunkt beim Bezirksgericht ..., ein glänzender Juriſt von großem Wiſſen, höchſter Schärfe des Verſtandes, ungemeiner Bildung, freilich auch von einer ſchlimmen Rückſichtsloſigkeit in der Verfolgung ſeiner Ziele, die ſich in den Zeiten ſeiner Wirkſamkeit und Macht durch Härte in der Vertretung, durch Entſchloſſenheit in der Erhebung von Anklagen, die irgend gegen den Sozialismus zielten, ſolche Gegnerſchaften gewann, daß nicht einmal ſein trauriger und freiwilliger Tod ſie verſtummen ließ, verwendete ſich für ihn. (J. J. David in einem Leben Anzengrubers.)

Dabei hat die ganze ungeheure Einſchachtelung keinen Zweck; einzig wichtig iſt, daß jemand ſich für Anzengruber verwandte.

Hauptmann leidet in für die in Deutschland verbreitete poetische Kultur ganz ungewöhnlicher Weise ... (Adolf Bartels.)

Schöll ſetzt über Goethe an: *Aber die andre Hauptabsicht* ... Was iſt's mit dieſer Hauptabſicht? Hatte Goethe ſie? Hatte er ſie aufgegeben, beibehalten, umgewandelt? Der Leſer muß zappeln. *Aber die andre Hauptabsicht, die Landesverwaltung des jungen Fürsten, dessen Vertrauen er in hohem Maße besaß* (der ganze Bezugſatz iſt an dieſer Stelle überflüſſig), *für gedeihliche Entwickelungen wohl zu ordnen, hatte er fest im Auge behalten.* Um keinen Preis hätte Schöll eingeſetzt: ‚Feſt hatte er die andre Hauptabſicht im Auge behalten ...‘, denn das wäre zu klar.

Der Satz Karl Frenzels: *Hier treten das Maß, die Harmonie, die ihm fehlten, die er vielleicht nicht einmal erfassen konnte, in ihre ewigen Rechte* iſt kein ſehr ſchlimmes Beiſpiel; immerhin aber bleibt die erſte Satzhälfte bis zu den letzten Worten leblos.

Ein ungeheures Unglück iſt zu berichten, San Francisco iſt von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht worden: der deutſche Berichterſtatter läßt ſich Zeit, — erſt ſchachteln, dann melden:

San Francisco, die ſchöne Metropole Kaliforniens am Goldenen Tor, durch das man vom Stillen Ozean in die von maleriſchen Küſtengebilden umrahmte Bai von San Francisco einfährt, iſt von einem ſchweren Erdbeben heimgeſucht worden.

*

Hat Leſſing einmal geſchachtelt, ſo merkt er's und macht aus ſeiner Not eine reizvolle Tugend:

Einen Dichter, deſſen großes, ich will nicht ſagen größtes, Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche der Poeſie nennen, deſſen ganze Mühe dahin ging, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten, wohlklingendſten Worte zu legen, dem der Reim keine Kleinigkeit war, — einen ſolchen

Dichter in Proſa zu überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den Euklides entſtellen würde, wenn man ihn in Verſen überſetzte.

Ein nicht immer vorſichtiger Schachteler war Heinrich von Kleiſt:

Es traf ſich, daß der Kurfürſt von Sachſen auf die Einladung des Grafen von Köllheim, der damals an der Grenze von Sachſen beträchtliche Beſitzungen hatte, in Geſellſchaft des Kämmerers Herrn Kunz und ſeiner Gemahlin, Tochter des Grafen, zu einem großen Hirſchjagen, das man, um ſie zu erheitern, angeſtellt hatte, dahin gereiſt war.

Man merkt, daß Kleiſt einmal ſo etwas wie Regierungsaſſeſſor geweſen war.

Die wundervollſte Schachtelei findet ſich aber bei — Goethe, nicht bei der alten Exzellenz, ſondern bei dem Herrn Geheimrat vor der Reiſe nach Italien. Ein herzoglich Weimariſcher Huſar iſt ausgerückt ſamt den ‚anhabenden ledernen Hoſen‘; in dieſes aufregende Staatsereignis greift Goethes Kanzleiſtil machtvoll ein:

Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den deſertierenden Huſaren Thon angetretenen Rekruten Birke abzugebenden ledernen Hoſen zwiſchen Euch und dem Rittmeiſter von Lichtenberg entſtandenen Differenz mittelſt Berichts vom 10. hujus, welchem die anſchlüſſig rückfolgenden Akten beigefügt geweſen, anhero gelangen laſſen.

*

In keiner Sprache iſt die Schachtelei ſo bedenklich wie grade im Deutſchen: da das Zeitwort der Nebenſätze am Ende ſteht, ſo erzeugt jeder Zwiſchenſatz die Gefahr, daß zwei Zeitwörter holprig, poltrig, ſtolprig zuſammenprallen. Für dieſes Nachklappen wurden ſchon ein paar Beiſpiele gegeben (S. 328); zum heilkräftigen Abſchrecken aber gehört eine größere Zahl.

Wie die internationalen Bankdiebe, die wie erwähnt in Brüſſel bei dem Verſuche, dem Kunden einer Bank, der in dem Paket 24000 M. in Empfang genommen hatte, das Paket zu ſtehlen, feſtgenommen wurden, gearbeitet haben, geht aus Folgendem hervor. (Dresdener Zeitung.)

Bei B. Litzmann ſchließt ein Satz: ‚... zu Hauſe war, ſpielte, viel Glück machte‘; in der Kölniſchen Zeitung einer: ‚eingenommen hat, angedeihen zu laſſen in der Lage war, haben wir ſeiner Zeit berichtet.‘

Wenn man heute von der Höhe des alten Fieſole, das nördlich über der Stadt am Gebirge klebt, hinabſieht, liegen der Dom ... (H. Grimm.) — Indeſſen muß man im allgemeinen den Mißbrauch der ſtets natürlich in der Offenſive, von dem Laufſchritt, der, ſobald die Schützenkette formiert iſt, und ſelbſt unter Umſtänden, wo er garnicht angezeigt iſt, vorgeſchrieben zu ſein ſcheint, gemacht wird, tadeln. (Deutſche Heereszeitung, Februar 1893; wahrſcheinlich von einem längſt in den Ruheſtand getretenen oder an der Majorsecke geſcheiterten Schreiber.)

Die Zeitwörter an den Enden der Satzglieder prallen an einander wie die Billardbälle: klapp, klapp, klapp; oder wie die des Gauklers, der 3, 4, 5 Kugeln durcheinander wirft und ſie zum Schluß in ſeinen Hut fallen läßt: puff, puff, puff. Moltke, der feinhörige Schreiber, vermied das Zuſammenklappen durch das einfache Mittel der Wiederholung: *Diesem Juden, an welchem er ..., von dem er weiß, daß er ihn betrügt und den er doch nicht entbehren kann, diesem übergibt er die Oberaufsicht.*

Bei unſern Klaſſikern kommt das Zuſammenprallen zwar nicht oft, doch immer noch zu oft vor; unſer Ohr iſt heute zum Glück empfindlicher geworden. Bei Goethe ſteht einmal: *Die Art, wie dieser mich über den Zustand, in welchem ich es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich,* allerdings nur in einem Briefe. Und bei Schiller: *Ehe der Tag, der eben jetzt am Himmel verhängnisvoll heranbricht, untergeht, muß ein entscheidendes Los gefallen sein.*

Die Römer waren gegen den Mißklang des Nachklappens taub; Satzfügungen wie dieſe bei Cäſar ſind ſehr gewöhnlich: *Caesar postero die ... legatum cum legionibus in Morinos, qui rebellionem fecerant, misit.*

*

Eine andre traurig-komiſche Wirkung der Schachtelei iſt die verblüffende Überraſchung. Der Leſer wird durch den erſten Teil des Hauptſatzes in eine falſche Gedankenbahn verlockt und erfährt erſt zuletzt, wie gründlich er in der Irre gegangen. Oder er wird durch den ganzen Satz in der grauen Unwiſſenheit hilflos hin und her geſtoßen, hört nur ein unverſtändliches Geräuſch, und erſt das letzte Wort bringt des Rätſels Löſung. oft mit

höchst komischer Plötzlichkeit, — Eiskübelstil! Es gibt Scherzaufgaben dieser Art, Kinderspielchen; daß aber ernste Schreiber sie unfreiwillig beisteuern, ist nicht schön. Theodor Mundt beginnt einen Satz: *Unsere Sprache hat allerdings außerordentliche Vorteile der Flexion, eine ganze volltönende Musik runder und ausgeschriebener Formen, eine ganze Plastik schwellender und von sinnlichem Leben strotzender Wortfiguren* — und der Leser denkt: Was ist das doch für eine herrliche Sprache! Dann kommt der Herr Verfasser und gießt ihm einen Kübel Eiswasser über den Kopf: *eingebüßt*. Der Satz steht in Mundts Buch ‚Deutsche Prosakunst'! Und wie einfach ist die Besserung: ‚eingebüßt' hinter ‚Flexion' gesetzt, und alles ist in bester Ordnung.

Schmoller über die preußische Staatsgewalt: *Aber fast überall verlor sie* (was mag sie wohl verloren haben?), *weil sie Geld um jeden Preis brauchte und Steuern nicht einzuführen vermochte, das Ziel nicht aus dem Auge.*

Seltsamerweise besuchte Goethe die dicht am Wege liegenden Ruinen von Selinunt [daran tat er recht, aber warum findet der Schreiber dies seltsam?], die bedeutendsten Trümmer Europas, nicht. (Haarhaus: Auf Goethes Spuren.)

Gentz: Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten zu einem besseren zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Prinzip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt.

Bis zum letzten Wort ist man in völligem Dunkel über des Schreibers Wunsch; wie einfach auch hier das Einrenken!

Düntzer: Niemer kannte Goethes Briefe an Frau von Stein [so! warum spricht denn Niemer nie ein Wort darüber?], welche über dieses Verhältnis die genaueste Auskunft geben, noch gar nicht.

Henry Thode: Aus stärkstem Idealismus, zugleich ein Naturalist und ein Phantast, leistet er [was wird er wohl leisten?], nur seiner Gefühlsnotwendigkeit folgend [aber bitte, was leistet er?!], auf die (?) grade der bildenden Kunst eigenen Mittel [hier geben wir es auf], in der Schönheit ein entzückendes Gleichnis allgemeinster Wesenszustände und -Eigenschaften zu geben. Verzicht.

Oskar Jäger, einer der ‚Erklärer', in einer kurzen Geschichte des 19. Jahrhunderts: *Aber die Kriegführung* (Österreichs) *im Großen blieb* (also sie blieb sich gleich? blieb die einzige? usw.), *wenn sie auch unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl besser war als im vorigen Krieg, doch hinter dem* (jetzt beginnt's zu dämmern), *was ein Gegner wie Napoleon verlangte, zurück.*

Julius Hart über Tolstoi: *Jenen Boden allgemein angenommener Überzeugungen* — (es folgen noch 6 Druckzeilen, ohne daß wir ahnen, wovon der am hohen Reck des Satzturnplatzes frei schwebende Viertfall abhängt) *hat uns Tolstoi ganz und gar unter den Füßen weggezogen.*

Fritz Lienhard: *Ihr Literaten habt ja alle, alle Fühlung mit der deutschen Familie* (natürlich, sie sind doch selbst aus einer deutscher Familie), *mit dem deutschen Volksgeist da draußen über das Reich hin* (freilich, freilich!) — schwapp! kommt der Eiskübel: *verloren.*

Jhering: *Der Prinzipat in der theoretischen Jurisprudenz ging von den beiden romanischen Völkern, dem italienischen* (folgt ein Zwischensatz) *und dem französischen* (folgt ein zweiter Zwischensatz, aber wir denken noch immer: ging von ihnen aus) *auf die germanischen, die Niederländer und Deutschen, über.* — Umkrempelung unsers Gedankens; Zwang, den Satz unter diesem neuen Gesichtswinkel noch einmal zu lesen. Hätte Jhering angefangen: Von den beiden ging usw., so wäre keine Überraschung eingetreten.

Kühnemann über Herder: *Endlich fehlte auch hier Herders Wohlgefühl die feinste Würze, die sicherste Bestätigung des rechten Weges . . .* (bis hierher fehlte sie ihm, erst jetzt stellt sie sich ein): *nicht.*

Richard Meyer über Werther: *Goethe wirft also in seiner Darstellung* (etwas bei Seite? ein Frage auf? die Schuld auf jemand? oder was nicht sonst noch! — erst nach zwei weiteren Bezugsätzen erfahren wir es durch das letzte Wort des Satzes): *zusammen.*

Seien wir indessen nicht allzu streng: wer hat uns in unsern jungen Lehrjahren zaunend gedroht, daß wir sitzen bleiben, wenn wir so schreiben? Wer uns gesagt, daß dies ein noch größeres Stilverbrechen ist als *quin* mit dem Indikativ? Seien wir um so milder, nehmen wir uns nur um so fester vor, es nie wieder zu tun, wenn wir dergleichen selbst bei unsern Besten finden. Der vorsichtige Lessing schreibt: *Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht*, darf allerdings darauf rechnen, daß unser Auge schon bei ‚Absicht' das ‚leider nicht' sieht. Bei Strauß: *Maria Stuart erschöpft den tragischen Gehalt der geschichtlichen Situation, die darin behandelt ist, bei weitem nicht*, und: *So setzte Hutten um dieselbe Zeit gleichsam eine eigne Instruktion für ihn über den Punkt, um den es vor allem zu tun war, auf.*

Gelegentlich sogar bei unsrer so stilsichern Ebner: *Er forderte seine Rechnung, bezahlte,... verließ das Haus und schlug* (wen? was?) *von Pawel gefolgt, der das Köfferchen, den Pelz und den Stock trug* (noch immer wissen wir nicht, wen er schlug) *im Eilmarsch den Weg zum Bahnhof ein.* Eine einzige Schlangenlinie, die den Schluß nach vorn hinüberzöge, und alles wäre sogleich klar. — Bei R. Hildebrand steht einmal: *Ich will gestehen, daß ich, als ich ... stand, mich ... umsah.* Gesprochen würde er haben: ‚Ich will gestehen: als ich stand, sah ich mich um'. Die Redesprache schachtelt nicht.

Hebbel der Prosaschreiber, ist oft ein böser Nachklapper:

Leute dieser Art [wie Julian Schmidt] verpflanzen die politische Kannegießerei [wohin?], die bekanntlich darin besteht, daß der Philister, dem die ersten Begriffe der Kriegskunst fehlen, hinter seinem Ofen die Feldzüge der Cäsaren und Napoleone korrigiert und die Heroen zehnmal ohrfeigt, ehe er ihnen einmal ein sparsames Lob erteilt, ins ästhetische Gebiet.

In Luthers Satze: *Am Letzten ist auch das wohl zu bedenken, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librareyen oder Bücherhäuser (!), (Luther kannte noch keine Bibliotheken), sonderlich in den großen Städten, die solches vermögen, zu verschaffen*, schadet das Nachklappen nicht viel, weil wir etwas Ähnliches wie ‚verschaffen' schon bei den guten Librareyen ahnen.

*

Endlich noch eine Untergattung des Schachtelhalmstils, die man den Stopfstil nennen darf. Schopenhauers Bild von der Gans mit den Äpfeln paßt schon darum nicht recht, weil Äpfel ein wohlschmeckendes Füllsel sind. Ich schmeichle mir, mit dem schon übervollen Eisenbahnabteil und den noch hinzugestopften Fahrgästen ein besseres gefunden zu haben. Ganz neu ist der Stopfstil nicht; ein reizendes Muster bietet uns Pfeffel, ein Erzähler des 18. Jahrhunderts:

In Hindostan, dem Vaterland
Der Fabel, das zuerst Verstand
Den Tieren lieh, und manchem Traume
Von hohem Sinn das Dasein lieh,
Schwang sich auf einem Kokosbaume
Ein Affe fröhlich auf und ab
Und labte sich mit seinen Nüssen.

Ein ihm zeitgenössischer Meißnischer Pfarrer predigte *von der an dem bei der in dem Dorfe Lerche entstandenen unglücklichen Feuersbrunst geretteten Ziegenbocke erwiesenen Gnade Gottes.*

Einer von den unzähligen Stopfsätzen Erich Schmidts, des nicht zu überbietenden neueren Meisters dieser Stilart, mag uns den Seelenvorgang veranschaulichen, den wir kennen müssen, um ihn zu überwinden. Man prüfe den Satz auf S. 327: Schmidt will den zweiten Teil des Faust löblich gegen die Angreifer verteidigen und ruft Heine als Eideshelfer an: *Vor der Helena hat schon Heine die auch von ihm gegen den zweiten Teil erhobenen Waffen bewundernd gestreckt.* Dies wäre treffend und vollkommen ausreichend. Doch der Schreiber ist einer unsrer kenntnisreichsten Literaturforscher, und ihm dient ein beneidenswertes Gedächtnis. Alles einmal irgendwo Gelesene ist ihm gegenwärtig. Ihn umflattern hundert lose oder enger verknüpfte Erinnerungen an wirr schwan-

kende Gestalten, die ihn alle beschwören, sie für diesmal festzuhalten. Sie drängen sich zwischen seine Sätze und Satzglieder, und der in manchen guten Dingen geschmackvolle Gelehrte, der nur so schrecklich viel gelesen, kann der Versuchung nicht widerstehen, dem Leser alles mitzuteilen, was ihm beim Schreiben nebenher eingefallen. Er erinnert sich, daß Heine ja einen Tanzfaust geschrieben. Er gehört nicht entfernt hierher, wo es sich ausschließlich um Heines Bewunderung für Goethes Drama im Drama: ‚Helena' handelt. Zudem wird ja den gebildeten Lesern damit nichts Neues gesagt. Gleichviel, ‚nicht so vieles Federlesen, laß mich immer nur herein!' fleht die Erinnerung an Heines getanzten Faust, und so wird zwischen Anfang und Ende des guten Hauptsatzes der ihn verstopfende Zwischensatz hineingequetscht: *dessen Faustisches Tanzpoem in fern abgelegene Sphären des Sinnentaumels springt.* Allenfalls hätte eine flüchtige Hindeutung, etwa: „. . . Heine, der Verfasser eines Tanzpoems Faust', den Eindruck der lebhaften Beschäftigung Heines mit Goethes Dichtung vertieft. Was aber hat die hineingestopfte Schilderung des Inhaltes von Heines Faust an dieser Stelle zu schaffen? Von der Nudelung des sonst schlanken Satzes zur unförmlichen Dicke nicht zu reden.

Das Bild aus dem Eisenbahnbetriebe verfolgt mich, den Verkehrsliebhaber, noch weiter. Der Stopfsatz erinnert an einen gemischten Zug, der auf einem langen Bahnhofsgelände im schönsten Rollen zu sein scheint, dann plötzlich hält, auseinandergekoppelt wird, einen Güterwagen zwischengeschoben bekommt, ein Stückchen weiter rollt, noch einen Wagen, wieder ein kurzes Rollen, einen dritten Wagen, — nur die Wagenschieber selbst verlieren nicht die Geduld. Wehe aber dem Leser, wollte sagen dem Reisenden, der sich solchem Zuge anvertraut hat!

Erich Schmidt: *Auch dieser Prediger* (Erneſti) *einer von Lessing stets geübten kritischen Andacht für das Kleine sprach von Geschmack und Humanität.* Predigte Erneſti die schon von Leſſing geübte Andacht für das Kleine? Hat Leſſing der Mann sie nicht erſt geübt, nachdem Leſſing der Student bei Erneſti Vorleſungen gehört hatte? Was soll hier dieſe Vorwegnahme? Die ganze Zwiſchenſchachtelung muß hinaus, um den Satz und die Zeitfolge verſtändlich zu machen: ‚Auch Erneſti ſprach . . .' Über Chriſt, einen andern Lehrer Leſſings: *Große Sammelwerke von Anfängern waren ihm ein Greul.* Dies wäre glatt und zum Verſtändnis für Chriſt an dieſer Stelle ausreichend. Aber nein, irgendeine andre Erinnerung an Chriſt muß hier eingeſchmuggelt werden: *Große Sammelwerke von Anfängern, die er auch vor dem Lesen neuer Zeitschriften und Bücher warnte, waren ihm ein Greul.* Was haben Sammelwerke von Anfängern mit neuen Zeitſchriften und Büchern zu ſchaffen? Ich ſagte eingeſchmuggelt: ein beſonderer Satz wird nicht gewagt, weil ſich dann die Überflüſſigkeit ſofort herausſtellen würde; auch fürchtet man die Breite. Das rechtfertigt aber nicht das, ja doch gemerkte, Hineinſchlüpfenlaſſen ſolcher Zwiſchenſätze. Der Leſer iſt nach einigen Seiten dieſes Stopfſtils mürbe bis zur Aufnahmeunfähigkeit. Schmidt nennt dieſen ſeinen Stil ‚prägnant' (vgl. S. 198); Grillparzer nannte ihn ‚eine verführeriſche, Kürze lügende Möglichkeit'. Der Unterſchied zwiſchen Schmidts vorwegnehmender Stopferei und dieſem Satze der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung iſt nur ſcheinbar: *Am 26. März gebar sie einen in der Hedwigskirche am 7. April getauften Knaben.* Und Düntzers Satz über Leſſings Sterbeſtunde (S. 327) iſt zwar geſchmackloſer als Schmidts Satz über Heines Fauſt, ſein Bauſtil jedoch im Grunde der gleiche. — *‚An Kleists Beruf zur selten geübten Lyrik bleibt kein Zweifel'* (Schmidt). Alſo nur zur ſelten geübten Lyrik war er berufen?

Erich Schmidt iſt nicht der einzige Meiſter dieſes Stiles, aber deſſen größter; außer dem gezierten Ausbiegen vor dem natürlichen, einfachen Ausdruck iſt das Verſtopfen der Sätze mit überflüſſigem, ja irreführendem Beiwerk das unverkennbarſte Handzeichen dieſes gelehrten und geſcheiten Schriftſtellers, der uns ſo oft in demſelben Augenblick verärgert, wo er uns belehrt oder doch belehren will. Neben ihm bemühte ſich Herman Grimm um dieſen Stil, doch mit geringerm Erfolge; glänzend gelungen iſt ihm folgender bandwurmartiger Stopfſatz:

Goethe reist eines Tages Knall und Fall ab, aber es bleibt als Resultat dieser Kämpfe die innige Freundschaft zwischen ihm und der gesamten Familie Buff bestehen, von der wir durch einen Briefwechsel wissen, dessen Existenz lange Zeit nur bekannt war, weil er von der Familie Kestner eifersüchtig bewacht wurde, der nun jedoch über zwanzig Jahre bereits gedruckt worden ist.

Für kaum einen andern Abschnitt dieses Buches wurden soviel Beispielsätze dargeboten wie für diesen vom Schachtel- und Stopfstil: hier sollte mit allen Mitteln abschreckend gewirkt werden. Neben der Fremdwörterei gibt es kein so unfehlbares Merkmal des deutschen Stils wie das Verschachteln und Verstopfen der Sätze. Hier läßt sich einmal ein handgreiflicher Rat geben, wie man einem der ärgsten Gebrechen des Satzbaues und damit der ganzen Darstellung siegreich begegnen kann. Man habe die rechte Liebe zur Sache und zum Leser, nicht zu sich und seinen kleinen Eitelkeiten! Die Liebe blähet sich nicht, sie sucht nicht das Ihre: nicht alles, was du weißt oder was dir köstlich scheint, frommt dem Leser, oder doch nicht in diesem Augenblick. Entweder du hast ihm etwas für diesen Satz sehr Wichtiges zu sagen: dann sag es ihm nicht nebenbei, nicht in einem eingeschachtelten, eingeschmuggelten, hineingestopften Nebensatz. Oder es ist minder wichtig, ja überflüssig, dann warte auf die passende Gelegenheit, oder laß es lieber ganz weg. Nichts Nebensächliches kann je so wichtig sein, daß du darum deinen heilen Satz zerreißen und trügerisch wieder flicken mußt. Laß dich vom Prediger Salomonis, einem gar weisen Manne und feinen Satzbauer, belehren: ‚Zerreißen und Zunähen, Schweigen und Reden hat seine Zeit.‘ Erinnre dich, so oft du die Feder ergreifest, des Schillerschen Wortes: ‚Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.‘ Schmuggle nichts in den Satz hinein, was du dich schämst dem Leser offen darzubieten. Diese Scham lehre dich, daß die einzuschmuggelnde Ware den Schmuggel im übervoll gepackten Koffer nicht wert ist. Sorgsam wird heute von Schulärzten das Gewicht des Schülerränzels geprüft, um den Kindern nicht ein halbes Pfund mehr, als grade noch unschädlich, aufzuladen. In diesem Abschnitt habe ich durch stilärztliche Untersuchung von Sätzen mit Rückgratverkrümmungen, Kröpfen, Buckeln, Elephantiasis, Fettsucht, X- oder O-Beinen hoffentlich bewiesen, daß alle diese Satzleiden vom Übergepäck herrühren. Das Kamel, ein ebenso kluges wie geduldiges Tier, läßt sich bis zu den Grenzen seiner Tragkraft bepacken: wird's ihm zuviel, so bleibt es liegen und tut nicht mehr mit. Leser, sei klug wie dieses Kamel und tu nicht mehr mit, wenn dir ein rücksichtsloser Schreiber zu viel von seinem Wissen am unrechten Ort auspackt, und weigre dich entschieden, dich mit toter Last beschweren zu lassen. Du aber, o Schreiber, vergiß nie, daß du für einen Leser, nicht für dich selber schreibst. Prüfe die Notwendigkeit jedes Zwischensatzes an dieser Stelle, jedes Satzgliedes an dieser Stelle, ja jedes Wortes an dieser Stelle! Stopfe nichts hinein, was selbständigen Wert hat; ein schöngebauter schlanker Satz mit dem gesunden Knochengerüst und nicht überfüllten Geäder strenger Sachlichkeit nützt dem Leser mehr, trägt dir mehr Ehre von ihm ein, als das wertvollste Stopfsel, nun gar als das wertlose.

Und wie leicht ist das Schachteln und Stopfen zu vermeiden! Baue lieber einen neuen Satz, ja hilf dir eher mit einer kleinen Anmerkung aus der Not deiner Wissensüberfülle! Man hat die Anmerkerei unsrer Gelehrten so lange verspottet, bis sie in ein viel ärgeres Laster verfielen: des Einschmuggelns der Anmerkungen in den Text. Wer sein Wissen nicht in gesunden Sätzen ohne Anmerkungen ausströmen kann, der schreibe in Gottes Namen alles Nebensächliche unter den Strich: dann kann man das alles auf einmal überschlagen und wenigstens das Obenstehende ohne Ärger lesen. Wo nicht die liebe Eitelkeit zum Schachteln treibt, da gibt es manches gute Mittel, den Satz zu glätten; das beste ist das möglichst weite Voranziehen des Zeitwortes, bei zusammengesetzten Zeitwörtern das Vorrücken ihrer Vorderglieder. Absichtlich schreibt Goethe: *Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden;* der Schachtler setzt das ‚ein‘ hinter ‚würden‘. Absichtlich schreibt Virchow in einer Abhandlung von 1877: *Ich selbst hatte in einer früheren Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt auf* .... folgen drei Druckzeilen. Der Schachtler setzt ‚gelenkt‘ hinter die drei Druckzeilen. Der peinlich klare

Forscher Virchow war einer unsrer klarsten wissenschaftlichen Schriftsteller; denn — der Stil ist der Mensch selbst. Den Schachtler dünkt sein Schachtelsatz wegen seiner erkünstelten Verwickeltheit sehr vornehm; der Schreiber des klargebauten Satzes mit klargedachtem Inhalt kennt nur eine Vornehmheit: den natürlichsten Ausdruck für den klaren Gedanken.

Siebenter Abschnitt.

Wortstellung.

Aber ich finde sie reich, wie irgend eine der Völker,
Finde den köstlichen Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erreicht. (Hebbel.)

Dieses Buch wendet sich an Deutsche, die ihre Muttersprache geläufig und mit einer im ganzen richtigen, natürlichen Wortfolge reden; nicht an Ausländer, denen man die Anfangsgründe der für Haupt- und Nebensätze verschiedenen Stellungen darlegen muß. Unter richtiger Wortstellung wird hier nur die zu besonderen Stilzwecken besonders notwendige verstanden. Läßt sich diese in Regeln fassen und lehren? Die Verfasser vieler deutscher Stillehren haben es geglaubt, sich daher bemüht, sehr schöne Regeln aufzustellen für das, was in einem der Lehrbücher sehr wohlklingend, aber sehr phrasenhaft genannt wurde: *der organische Ausdruck der logischen Form.* Ebenda wurden alle besonderen Gesetze der Wortstellung auf dieses ‚allgemeine Gesetz' zurückgeführt: *Daß in jedem Satzverhältnisse das in dem logischen Werte untergeordnete Glied mit untergeordnetem Tone vorangeht und das ihm übergeordnete Glied als Träger des Hauptbegriffes mit dem Haupttone nachfolgt.* So vieldeutige Begriffe wie ‚logischer Wert' mit allgemeinen Redensarten zu erklären ist zwecklos, nützlicher ist die Untersuchung eines Beispiels.

Moltke beginnt seine klassische kurze Geschichte des deutsch-französischen Krieges: *Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.* Mit dem stärksten Auftakt wird begonnen: alles, was ich euch jetzt sagen werde, gehört der Vergangenheit an. Nicht die zu erzählenden Ereignisse sind die Hauptsache, sondern daß sie einen völligen Umschwung hervorgerufen haben. Und dieser, im Geiste des Schreibers, allem andern übergeordnete logische Wert wird mit Hochton an die Spitze gestellt; alles Folgende ist tonschwächer und von geringerem sachlichem, also auch logischem Wert. — Für dynastische Zwecke zog man früher ins Feld, das ist jetzt vorbei; der neue Zustand des Krieges von Volk gegen Volk, das Nächstwichtige nach dem Ausdruck für die Vergangenheit, wird der Schilderung der ehemaligen Kriegsweise vorangestellt, also das sachlich-logisch Wertvollere dem Minderwertigen. Im zweiten Satze des Moltkeschen Werkes genau ebenso: *Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde.* Voran die ganzen Völker, danach erst die einzelne Familie. Fürwahr Moltke verdankte seine Wortstellung nicht der damals herrschenden Wissenschaft vom deutschen Stil.

Ein Deutscher, der seine Muttersprache gut kennt, besitzt ohne alle Lehre die wichtigsten Künste der Wortstellung. Gelehrt können sie nicht werden, nicht durch die wissenschaftlichste Stillehre, noch durch das Beispiel unsrer besten Schrift- und Wortsteller. Die Wissenschaft weiß von jenen Künsten nicht mehr, als das natürliche Sprachgefühl des leidlich gebildeten Deutschen weiß und übt; und die Wortstellung der großen Meister ist nicht zum Nachahmen, sondern zum Genießen da. Wer sie nachzuahmen versucht, wird zum lächerlichen Manierer. Was gelehrt werden kann, ist hier, wie schon so oft in diesem Buche, die Abwendung von der angebildeten Unnatur, die Rückkehr zum eignen Stil. Dazu dann die Warnung vor einzelnen Gebrechen, die alle aus der Sprachverbildung herrühren und mit einiger Achtsamkeit zu heilen sind. Die natürliche Wortfolge der gebildeten Rede, ohne

angelernte Verzerrungen in Schrift wiedergegeben, ist brauchbar, ist gut. Der Stilkünstler nun gar bedarf keiner Lehre, denn er ist der Lehrer für uns.

*

Wer durchaus abweichend von der Redesprache seine Worte stellen will, für den gibt es nicht Lehre noch Warnung; hat er der Welt etwas Außerordentliches zu sagen, so wird sie ihn mit Dank für das Gesagte, mit Abneigung gegen die unnatürliche Form lesen. Sagt er in krauser Wortwürfelei nur das Bekannte oder Unbedeutende, so wird sie's zu den unzähligen Schnurrpfeifereien werfen, die im Massengrabe des Ungelesenen ohne die Aussicht einer Auferstehung modern.

Das Hochziel der Wortstellung ist die der gebildeten, aber natürlich gebliebenen Redesprache; für den gesteigerten Ausdruck mit seiner steigernden Wortfolge ist nicht die vermeintliche Wissenschaft vom Stil die Lehrmeisterin, sondern die Dichtung oder die ihr nahekommende große Prosa. ‚Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben [der Sprache] hervordringt' (Goethe). Die kühnste Wortstellung ist grade die rechte, wenn die Dichtung sie fordert oder erlaubt, und ebenso wenn der Prosastoff und seine Behandlung sie fordern oder erlauben: Rückkehr zur edlen Redesprache: ohne sie keine natürliche, also auch keine wahrhaft künstlerische Wortstellung. Moltkes zwei Eingangsätze sind edelste Kunstprosa; unterscheiden sie sich aber von der gesprochenen Sprache und von der Wortfolge eines Mannes auf der Bildungshöhe unsers Siegsfeldherrn? So, grade so, hätte Moltke unvorbereitet im Reichstage gesprochen; so hat er mehr als einmal gesprochen, wann er sein großes Schweigen brach. Der einfachste Schreiber kann, wenn nicht mit gleicher Kunst, doch mit gleicher Kraft der gefühlten Wahrheit seine Worte stellen, wenn er auf niemand hört als auf die sein Schreiben begleitende, es eingebende innere Rede. Will man sich nach dem Schreiben überzeugen, ob die Wortfolge richtig, das heißt wahr und wirksam ist, so braucht man sich nach einer nicht zu kurzen Zwischenzeit das Geschriebene nur selbst vorzulesen und auf jeden falschen Ton zu achten.

Lichtenberg führt Rousseaus Ausspruch (im ‚Emil') an, der Akzent sei die Seele der Rede, und fügt hinzu: ‚Weil dieses bei den Schriften wegfällt, so muß der Leser auf den Akzent geführt werden dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört.' Auch dies besagt nur, die Schrift müsse möglichst der Rede angeglichen werden.

Wer aber die Redewortstellung nicht für vornehm, nicht für wissenschaftlich genug hält, dem sei gesagt, daß keins der Meisterwerke der Prosa eine andre kennt. Beide Testamente, Dantes Neues Leben, Luthers Deutsche Bibel, Sendschreiben und Briefe, Boccaccio, Montaigne, Don Quijote, Robinson, alle Prosaschriften Lessings, Goethes Prosa vor dem Versteifen ins Geheimrätliche, Schillers beide Geschichtswerke und philosophische Abhandlungen — in allen diesen unvergänglichen Büchern reihen sich die Worte zum schönwogenden Reigen nach den Takten der redenden Menschenstimme. Verlangt man durchaus nach einem erprobten Lehrer oder doch nach einem mustergültigen Vorbilde, so lese man vor allem Lessing: seine Wortstellung ist die der ruhigen oder bewegten Menschenrede, je nach dem Gegenstande; immer die gleich natürliche, darum vollkommen denkrichtige, ob er einen Brief, einen Theaterbericht, eine gelehrte Abhandlung, eine leidenschaftliche Replik oder Duplik, ein ausführliches Lehrwerk wie den Laokoon schreibt. Erich Schmidt erblickt mit Recht einen Grund für Lessings erstaunliche Lebendigkeit darin: ‚Schriften, deren Gegenstand kaum einen mehr beschäftigt oder deren Einzelergebnisse gering, ja nichtig sind, halten uns zum guten Teil noch heute durch den unverwelklichen Reiz fest, wie sich darin eine starke Individualität ringend kund gibt, den Leser zum Genossen dieser geistigen Gymnastik macht und ihn erfrischt im Stahlbade des Kampfes.' Wodurch aber übt der Reiz der ‚Individualität', d. h. der Eigenmenschlichkeit, seine Zauber auf uns? Dadurch, daß wir diesen Menschen mit lebendiger Menschenrede, in der ihr eignen Wortfolge, nach anderthalb Jahrhunderten zu uns sprechen hören. Wären Lessings Schriften nur bedrucktes Papier, wären sie gar eitel schnörkelndes Preziösentum, so wären sie längst den Weg alles Papiers und

aller Unnatur gegangen. Bedarf es der Proben? Man ſchlage eine beliebige Seite Leſſings auf, und man hat ihrer, ſo viel dort Sätze ſtehen. Hier eine für Tauſende. Er will, im Gegenſatze zu Gottſched, dem Harlekin in der Poſſe das Wort reden: *Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimmen habe ich schon.* Die Logik, die Syntax, die Regel, die Harmonie der Periode und noch einige ähnliche geſtrenge Herrinnen fordern: ‚Die Stimmen derer, die ſie ſchon kennen, habe ich.‘ Aber ſo, wie Leſſing geſchrieben, hat er geſprochen; ſprechen wir alle, wenn wir ſprechen, wie wir fühlen: Leſſings Wortſtellung iſt regelwidrig, aber künſtleriſch untadelig, denn ſie iſt die eines hochgebildeten redenden Menſchen.

Die ‚Logik‘ und die ‚logiſche Form‘ in allen ziemenden Ehren; aber die Logik iſt kein Ding für ſich, iſt mit Wilhelm Buſch zu reden kein Lebenszweck, ſondern ein abgezogener Begriff für die Vorgänge beim vernünftigen Denken. Für die Wortfolge gibt es nur eine richtigſte logiſche Form, darf es nur dieſe eine geben: die dem Zwecke des Schreibens, der Übertragung des eignen Gedankens auf einen Andern zu vollkommenſter Wirkung, am vollkommenſten dient. Möglich, daß der Satz jener Stillehre über das Aufſteigen vom Untergeordneten und Tonſchwachen zum Übergeordneten und Hochtonigen in vielen Fällen richtig iſt; in vielen andern Fällen iſt er falſch, iſt das Gegenteil richtig, und den Ausſchlag zwiſchen den unzähligen Möglichkeiten gibt einzig das Sach- und Kunſtgefühl des Schreibers, nicht der Magiſter der Wiſſenſchaft vom Stil. Eines ſteht noch über aller Logik, oder vielmehr es zwingt die Logik, ſich anzupaſſen: der ſinnliche Eindruck, der aus der innern Anſchauung des Leſers oder Hörers entſpringt. Gelehrte Forſcher verſchiedener Völker haben Unterſuchungen angeſtellt über die Vorzüge oder Nachteile der deutſch-engliſchen Wortfolge: ein ſchwarzes Pferd, *a black horse*, gegenüber der romaniſchen: *un cheval noir, un cavallo nero.* Künſtleriſch ſind beide Stellungen gleichwertig. Ob die eine oder andre die logiſchere iſt, ob der menſchliche Verſtand vom Beſondern zum Allgemeinen, von Schwarz zum Pferde, aufſteigt, oder ſich vom Allgemeinen zum Beſondern ſenkt, kann auf ſich beruhen, denn nicht um Logik, ſondern um Anſchauung handelt es ſich. Doch ſelbſt mit dieſer Beſchränkung iſt die Frage müßig: die ſinnlichen Anſchauungsformen der Völker ſind nicht gleich, die Verſchiedenheit dieſer Formen hat ſich ja die verſchiedenen Wortfolgen geſchaffen. Wir ſehen das ſchwarze Pferd ſo, wie wir es für unſern Innenſinn brauchen; der Franzoſe kann nur durch *cheval noir* das ihm gemäße Bild gewinnen. Nur ſollten wir Deutſche die Warnung Leſſings des Klaren vor den ‚runden, ehernen, achtſpeichigen Rädern‘ beſſer beachten: ‚Wer empfindet nicht, daß drei verſchiedene Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein ſchwankes, verwirrtes Bild machen können.‘

*

Über Wortſtellung im Einzelnen läßt ſich nur ſprechen, wenn wir uns klar geworden über den Zweck der jedesmal ſchönſten. Es gibt ebenſo wenig eine an ſich ſchönſte Wortſtellung wie einen ſchönſten Stil um der Schönheit willen. Wem die ſchöne Wortſtellung Selbſtzweck iſt, der ſtelle ſo ſchön wie möglich: er wird ſehr ſchöne Röſſelſprungbilder fertigbringen, ſonſt nichts von wirklichem Wert. Was bei ſolchem Tun herauskommt, iſt nicht echte Schönheit, ſondern Schönheitelei, wie Goethe dergleichen nannte. Allerliebſt iſt Molières Verulkung ſchönheitelnder Wortſtellerei im ‚Bürger als Edelmann‘. Unſer alter Bekannter Herr Jourdain (S. 14) möchte aus ſeiner erſten Proſalehrſtunde gern die ſchönſte Wortfolge für ein Liebesbrieflein davontragen, für den Satz: *Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour.* Dies iſt ſeine ſchlichtbürgerliche Redeweiſe; die Worte will er beibehalten, nur ſollen ſie ſein: *tournées à la mode, bien arrangées comme il faut.* Sein Stilmeiſter ſchlägt ihm vor: *D'amour mourir me font, belle marquise, vos beaux yeux*, oder: *Vos yeux beaux d'amour me font, belle marquise, mourir* und noch zwei andre ebenſo ‚ſchöne‘ Stellungen. Auf die Frage des alten Narren von Schüler, welche denn die beſte der fünf ſei, muß der gelehrte Stiliſtiker, Topiker und Heuriſtiker zugeben: ‚Die Sie zuerſt genannt haben: *Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour.*‘

Worauf Herr Jourdain: ‚Und doch habe ich nicht (Stil) ſtudiert, ſondern mache das alles auf den erſten Griff.‘ Dieſer erſte Griff war in der Tat der einzig richtige: er war der Griff in die Menſchenrede.

Dem einen Zwecke der vollkommenſten Übertragung des Gedankens dient die Wortſtellung; aus dieſem Zwecke folgen die Grundſätze für ſie als Stilmittel. Der Schreiber will verſtanden werden: die Wortſtellung darf alſo das Verſtändnis mindeſtens nicht hindern. Er will ohne beſondere Mühe des Leſers verſtanden werden, denn jede unnötige Mühe vermindert die Nutzwirkung des Geſchriebenen: die Wortfolge muß alſo jede unnötige Mühe ausſchließen, muß kraft des Kunſtgeſetzes vom geringſten Mittel (S. 383) die höchſte Wirkung mit der kleinſten Kraft erzeugen. Das Wohlgefallen am ſchönen Klange der Worte trägt zu ihrer Wirkung bei: die Wortfolge muß den ſchönſten, weil wirkſamſten Klang erzeugen. Keinen bloß ſchönen Klang, denn der wäre Klingklang; wahrhaft ſchön klingt nur die Schönheit der innern Form: der Einheit von Gehalt und Ausdruck. Erhaben jedoch über allen dieſen Grundſätzen thront die deutſche Sprache; keine Wortſtellung darf die Sprachgeſetze um einer vermeintlich noch tiefern Wirkung willen verletzen. Der innere Widerſpruch des ſprachgeſunden Leſers vernichtet jede auf Koſten der Sprache erzielte Scheinwirkung.

Wie jedes Auflehnen gegen die Geſetze in einem freien Lande ein ſchwereres ſtaatliches und ſittliches Vergehen iſt als in einem Lande mit gewalttätiger Willkürherrſchaft, ſo verdient jede Unordnung in der deutſchen Wortfolge härtere Rüge als in den anders gearteten Sprachen. Wem die faſt ſchrankenloſe Freiheit unſrer ſatzbaulichen Ordnung nicht genügt, dem iſt nur wohl in der Zuchtloſigkeit. Wie ſtarr gefeſſelt iſt der franzöſiſche Satzrahmen, ja ſelbſt der engliſche, mit ſeiner Folge: Satzträger, Ausſage, Ziel. Schon jedes Voraufrücken des Zieles fordert im Franzöſiſchen weitſchweifige Umſchreibungen: *C'est cet homme-là que j'ai vu* für unſer knappes: Dén Mann hab ich geſehn. Klopſtock machte ſich mit Recht luſtig über die ‚Was-iſt-das-was-das-iſt-was-das-haſtigkeit‘ der Franzoſen; er meinte das geſchwätzige *Qu'est-ce que c'est que cela?* Selbſt die lateiniſche Stellung *Id ubi vident* iſt dem Deutſchen nicht fremd; die bayriſche Mundart ſagt: *Dös wann du sigst...*, und Mörike ſchreibt in ſeinem Mozart: *Ein Gütchen, wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben.* Bei einem neueren ſchweizeriſchen Erzähler, Reinhart, finde ich: *Jetzt eilig wischt sie die Hände rein* und fühle es als erlaubte, ja ſchöne Stellung.

Denkrichtiger ſoll die franzöſiſche und engliſche Wortſtellung ſein; doch was nützt dies, wenn ſie zwingt, ſinnlich Unwichtiges dem Wichtigen voranzuſetzen? Hier lohnt ein wenig Sprachenvergleichung. Im Griechiſchen beginnt das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes: Ἐὰν ταῖς γλώσσαις τῶν ἀνθρώπων λαλῶ καὶ τῶν ἀγγέλων, ἀγάπην δὲ μὴ ἔχω ... (Wenn mit den Zungen der Menſchen ich ſpreche und der Engel, Liebe aber nicht habe). Entſchieden unlogiſch, denn das logiſch Wichtigſte iſt, daß ich überhaupt ſpreche; mit welchen Zungen, kommt zuzweit. Bevor λαλῶ (ich ſpreche) erklingt, ſchwebt der Satz nur halb verſtanden im Ungewiſſen. — Die lateiniſche Vulgata hält ſich treu an die griechiſche Wortſtellung: *Si linguis hominum loquar et angelorum, charitatem autem non habeam ...*

Jetzt rückt die Logik in der franzöſiſchen Proteſtantenbibel an: *Quand même je parlerais toutes les langues des hommes et même des anges, si je n'ai point la charité*, erſt das Sprechen, dann die Menſchen- und die Engelzungen. — Die amtliche Bibel der engliſchen Kirche ebenſo: *Though I speak with the tongues of men and of angels, and have not charity ..*

Endlich Luthers Wiedergabe: *Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht ....* Kann der geringſte Zweifel walten, daß der unlogiſchen griechiſchen und deutſchen Wortſtellung, in dieſem Falle auch der lateiniſchen, der Vorrang gebührt vor der logiſchen franzöſiſchen und engliſchen? Der Vorrang worin? In der hinreißenden künſtleriſchen Wirkung gleich der erſten Worte durch den Aufſchwung

aus dem Reiche der Menschenrede in das der Engelzungen, der sich dann zu dem ja bloß logischen ‚Sprechen' hinabläßt.

Die freie Wortfolge des Deutschen ist gottlob die unlogischere: dafür ist es aber die dichterischste unter allen Sprachen, und grade darum in den Händen des Meisters das unübertreffliche Werkzeug der Prosa. Mit nie erlahmender Wachsamkeit muß der deutsche Schreiber die Grenzen hüten zwischen Freiheit und Unordnung auf der einen Seite, zwischen poetischer und verstandesmäßiger Fügung auf der andern. ‚Ich habe meinen Freund . . .' Was habe ich mit ihm? Die deutsche Wortfolge nennt mich und meinen Freund, läßt aber zunächst unser Verhältnis ohne die leiseste Andeutung. Der Franzose beginnt: *J'ai tué*, — sogleich weiß ich das in diesem Falle Wichtigste: ein Mord ist begangen. Ob an einem Fremden oder Freunde oder Feinde, steht hier mit Recht in zweiter Reihe. Paul Deschanel nannte die Wortfolge seiner Sprache die richtigste und klarste, weil man in ihr genau in der Ordnung spreche, in der man denke. Dieses ‚weil' ist unbeweisbar: es ist nicht genau festzustellen, in welcher Folge man denkt. Es kommt auch nicht darauf an, sondern einzig auf die für das schnelle Verstehen beste Folge, und die ist allerdings die französische. Aber nach Deschanel selbst wäre z. B. die Stellung *Il m'aime* unrichtiger und unklarer als ‚Er liebt mich'. — Recht denkwidrig war die Wortfolge in diesem bei der Verleihung einer Regimentsfahne verlesenen Satze des Präsidenten Faure: *Au nom de la patrie française dont il* (?) *symbolise l'unité et la grandeur, je vous remets ce drapeau.* Frei gesprochen, wäre der Satz gewiß anders geordnet worden. Die deutsche Wortstellung läßt entscheidende Dinge in der Schwebe; ändern dürfen und können wir sie nicht, ohne die Sprache zu vergewaltigen. Was folgt daraus? Daß wir dieses für die Dichtkunst unschätzbar wertvolle Gebrechen der deutschen Prosaordnung nicht steigern dürfen durch Verlängern des Zeitmaßes der ungewissen Schwebe. Die richtige Mitte zu halten zwischen künstlerischer Freiheit und unentbehrlicher Schnellverständlichkeit, ist eine der größten Schwierigkeiten der deutschen Wortstellung.

Das sicherste Mittel zu ihrer Besiegung ist das möglichst weite Vorrücken des zum Verständnis nötigen Wortes. Wir dürfen nicht sagen, noch schreiben: Ich habe gesehen meinen Freund, denn dies ist undeutsch; wir dürfen aber ebensowenig schreiben — sagen tun wir's gewiß nicht —: Ich habe meinen Freund, der (eine Druckzeile), nachdem er (eine Druckzeile), obwohl er (zwei Druckzeilen), gestern, als ich (eine Druckzeile), kurz nachdem ich (1½ Druckzeilen), noch ehe ich (eine Druckzeile) . . . gesehen. Woher die Lächerlichkeit in dem Satze: *Heute Abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechts, von Lehrer Kalb in Gera —?* Der schlaue Schreiber meinte, der Beistrich hinter ‚Geschlechts' schütze ihn vor jedem Mißverständnis. Er schützt ihn nicht! Er hätte noch schlauer getan, den Lehrer Kalb an die ihm gebührende Stelle zu setzen: hinter ‚Vortrag'. Und der Richter, der in einem Erkenntnis diesen Satz verübte: *Das Berufungsgericht hat die Identität des gepfändeten Ochsen mit dem Richter erster Instanz für erwiesen erachtet*, hätte nachher manches darum gegeben, wenn er in Sekunda strenger über deutsche Wortfolge belehrt worden wäre. — Nicht ganz so schlimm steht es mit diesem Urteil in einem Patentstreit: *Das Gericht schließt sich der Ansicht an, daß in dem vorgelegten Maschinenteil eine wesentliche* (hei, wie sich der Erfinder freut!), *zur Erleichterung der Anwendung beitragende neue Erfindung* (hurrah!) *nicht gemacht sei.* ‚Keine' statt ‚eine' — und der Satz ist in Ordnung; aber der Kanzleistil findet ‚nicht eine' schöner als ‚keine' (vgl. S. 510).

Gibt es irgendeine allgemeine Regel der Wortfolge, so hat sie zu lauten: Kein zum Verständnis wichtiges Wort darf ohne zwingende Not verspätet werden. Je früher das Wort, desto verständlicher der Satz, desto wirksamer auch das Wort, denn erst die richtige Stellung gibt dem mächtigen Wort seine volle Macht. Selbst ein etwas über Gebühr gestreckter Satz kann auf diese Weise durchsichtig gemacht werden; ohne es werden oft kurze Sätze zweideutig. Wie sieht man Lessing bemüht um die richtige Wortfolge fürs schnelle Verstehen: *Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meister-*

ſtücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzet Herr Winckelmann in eine edle Einfalt und stille Größe. ‚Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen' vorangeſtellt erfüllt zwei gute Zwecke: in dieſen erſten Worten des erſten Satzes des Laokoon will Leſſing ohne Umſchweife die Aufgabe ſeiner Arbeit verkünden; zugleich erreicht er durch dieſes Vorrücken, daß ‚ſetzet' neben Winckelmann ſteht, während es durch einen Anfang: ‚Herr Winckelmann ſetzet' zu lange in der Schwebe bliebe.

Von der Ähnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Hätte Leſſing begonnen: Spence macht ſich von . . ., ſo bliebe ‚macht ſich' bis an die letzten Worte des Satzes unverſtändlich in der Schwebe. Durch Voranrücken bleibt das Zeitwort dicht beim Satzträger und kommt in die nächſte Nähe des Satzzieles. Der Leſer überzeuge ſich ſelbſt, im Leſſing hin und her blätternd, von der Häufigkeit dieſes Stilmittels, womit unſer größter Meiſter des lebendigen Stils die Unbeſtimmtheit verkürzt, das Verſtändnis beſchleunigt.

Allzu ängſtlich braucht man jedoch nicht zu ſein. Die Warnung einer Stillehre vor Stellungen wie: *In ihren Reisebriefen entwirft Lady Montagu ein reizendes Genrebildchen aus Wien* halte ich für unnötig. So lange bis die Lady auftaucht, wird der Leſer doch wohl ihre Reiſebriefe im Gedächtnis bewahrt haben.

Ähnlich wie Leſſing ſucht Schiller durch die Wortfolge Zuſammengehöriges zuſammenzurücken, um das Verſtehen zu erleichtern und die Bedeutung der ſich berührenden Worte zu verſtärken: *Selbst von den Äußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen*, gewiß beſſer als: ‚Der Dichter kann ſelbſt', weil hier der Dichter und ſein Können zu weit von brauchen getrennt würde. Entſcheidend für den achtſamen Schreiber iſt nicht ſeine Liebhaberei, ſondern die Rückſicht auf das Verſtändnis des Leſers. Immer wieder fragt er ſich: Wieviel vermag der Leſer, an den ich mich wende, — und bin ich ſicher, daß er der aufmerkſamſte iſt? — verſtehend in der Schwebe zu behalten? Wo dieſe Achtſamkeit nicht geübt wird, da kommt es zu Mißverſtändniſſen oder Schludrigkeiten wie in den folgenden Beiſpielen:

Ich bin es überdrüſſig, ſo einfältigen Plunder in meinem Hauſe herumliegen zu ſehen, in welchem (im Hauſe?) der größte Mann der neueren Jahrhunderte ſo armſelig mißhandelt wird. (Ein Unbekannter in der ‚Kreuzzeitung'. — Der größte Mann wird aber in den plundrigen Schriften mißhandelt).

Die urſprüngliche Anlage zum Ehrgeiz konnte nicht anders als ſich bei Napoleon zum Ungeheueren entwickeln. (Hans Delbrück.) Iſt etwa die urſprüngliche Anlage aller Menſchen zum Ehrgeiz gemeint? Nein; dann gehört aber Napoleon (‚Napoleons') hinter ‚Anlage'.

Von beiden haben wir äſthetiſche Urteile über Andere als Heine, die erſten Ranges ſind. (Bölſche.) — (Sind die Urteile oder die Anderen erſten Ranges? Ich vermute, die Urteile; dann gehört ‚die erſten Ranges ſind' hinter ‚Urteile').

Sicher würden ſie lernen, ihre Gefühle und Vorſtellungen einander irgendwie, ſei es auch nur durch Gebärden, die von bedeutungsvollen oder bedeutungsloſen Lauten begleitet ſind, mitzuteilen. (Wundt.) — (Die Gefühle und Vorſtellungen müſſen hier in der Schwebe bleiben, bis ein langer Nebenſatz ſich abgerollt hat.)

In einem ſonſt ſehr gut geſchriebenen Buche von Schrempf über Goethe heißt es von Egmont: *Man kann frei und froh leben, wenn man den Tod nicht scheut wie er.* Er wollte ſagen: ‚wenn man wie er den Tod nicht ſcheut'; durch das Nachſchleppen von ‚wie er' ſagt er das Gegenteil.

In hohem Grade ſchludrig iſt E. T. A. Hoffmann; ein Nachſchleppen wie: *Sprich das Urteil, wenn du glaubst, daß ich verlassen bin total*, findet ſich bei ihm auf jeder zweiten Seite. — Und was ſagt man zu dem Büchertitel eines Schulleiters: *Nach welchen Grundsätzen sollen Zensuren erteilt werden in der Volksschule —?*

Das Zeitwort iſt die Hauptſäule des Satzgerüſtes und ſoll nicht länger als unbedingt nötig in der blauen Unbeſtimmtheit ſchweben. Zumal der deutſche Satzbauer, mit ſeiner Scheu vor dem Punkt, ſollte, wo es irgend angeht, das Zeitwort voranrücken, ſelbſtverſtändlich ohne die deutſche Sprache zu mißhandeln. Bei zuſammengeſetzten Zeitwörtern ſollte das getrennte Vorderſtück nicht endlos ſpät nachklappen. ‚Er brachte den Feind . . .', — brachte er ihn an, auf, mit, um, unter? Wir wollen nicht nach einem langen

Wortschwall durch das entscheidende Wort überrascht werden. Jakob Grimm führt einen Franzosen an, der vom deutschen Satze sagte: ‚*J'attends le verbe*' (Ich warte aufs Zeitwort). Bei den meisten Schreibern, besonders bei den wissenschaftlichen, muß der französische Leser länger warten, als seine Geduld reicht. Wir folgen noch immer viel zu sklavisch der lateinischen Wortstellung, die das Zeitwort gern ans Ende rückt; der geschmackvolle Quintilian empfahl diese Stellung, hatte aber dabei kürzere Satzgebilde als unsre ‚harmonischen Perioden' im Auge. Wo es den Römern auf höchste Deutlichkeit ankam, da rückten auch sie gern das Zeitwort voran, so im *Corpus juris: ‚Si quis crediderit pecuniam et pactus sit, ut, quatenus facere possit debitor, eatenus agat.*'

Zu wie tiefer Wirkung stellt Fichte gegen den Schluß seiner Reden an die deutsche Nation das Zeitwort voran: *Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme.* Nicht nur leichter verständlich, auch künstlerisch wirksamer ist dieses Voranstellen.

Mit wie sicherm Stilgefühl beginnt die große Prosakünstlerin Elisabeth Goethe ihre Antwort an den Sohn auf dessen ersten Brief aus Rom: *Jubilieren hätte ich vor Freuden mögen, daß ein Wunsch, der von frühester Jugend in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist.* Ein meisterlich gebauter Satz.

Sicher hat Goethe mit gutem Bedacht geschrieben: *Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt . . .* — Wie unschön dagegen wirkt ein Satz wie dieser in Hebbels Tagebüchern: *Das gefährlichste Buch wäre von einem diebischen Zensor, der, wie ein Schneider, alle abgeschnittenen Lappen aufhöbe, um sie dann zu verarbeiten, zu erwarten.* Kaum ein Leser erwartet noch dieses Erwarten.

Schönheitfehler für Schönheitsfehler — ich ziehe den entgegengesetzten vor: *Erst jetzt war gekommen die Zeit der Aktion für die Männer des religiösen Glaubens an die Freiheit* (Gneist)! Er wollte ‚gekommen' nicht ans Ende stellen, übersah die Möglichkeit, es hinter ‚Aktion' zu rücken, und schob es etwas zu weit nach vorn.

Welche großartige Wirkung erzeugt Schiller bloß durch das Voransetzen der Satzaussage in den Versen: *Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.* Durch das Voransetzen wird vorweg jeder Einwand abgeschnitten, daß es noch Nichtswürdigeres geben könne. Die Wortstellung Schillers ist so ‚unlogisch' wie möglich.

Zu warnen ist vor dem Andiespitzestellen eines Viertfalls, der nicht sofort als solcher erkannt, sondern mehre Zeilen hindurch für einen Nennfall gehalten wird. Der Schreiber soll sich der Gebrechen der deutschen Beugungsformen bewußt sein.

Es gibt eine sprachgesetzliche Regel, die das möglichst weite Voranrücken der persönlichen Fürwörter fordert. Eine weise Regel, keine schulmeisterliche Willkür. Der Satzschritt verlangt dringend nach dem Fürwort, das Verständnis des Zusammenhanges wird dadurch beschleunigt. Diese beiden unbestreitbaren Wahrheiten genügen, um gewisse Stilgecken zum möglichst späten Verschieben von mich, dich, sich usw. zu reizen. Bei Harden z. B. ist es die Regel.

*

Was für ein Stilunglück über den Schreiber kommen kann, der ein einzigmal jedes Wort auf die Angemessenheit seiner Stelle im Satze zu prüfen vergißt, zu prüfen durch lautes oder leises Nachsprechen, zu prüfen am Maßstab der Rede, — dafür nur ein paar Beispiele. Wem mag die Ungeheuerlichkeit entschlüpft sein: *In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes . . .*? Dem Prosameister Goethe! — Und Börne der Helle schreibt einmal: *Englands Nebel verklärt die Freiheit.* Sehr wahrscheinlich ist Freiheit der Nennfall; läßt sich aber nicht eine geistreiche Wendung des geistreichen Börne denken, durch die es als Viertfall zu fassen wäre?

Zu den Stilblüten niederer Ordnung gehört die wirklich einmal in einer Potsdamer Zeitung gedruckte Anzeige: *Heute nahm der liebe Gott auf seiner Durchreise durch Teltow meinen jüngsten Sohn an den Zähnen zu sich.*

Erich Schmidt beginnt sein Buch über Lessing: *Unter den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts ist Lessing vor Goethe und Schiller der einzige, der uns bis heute ... wahrhaft lebendig und gegenwärtig scheint.* Wegen der Mehrdeutigkeit des ‚vor' ist bei dieser Wortfolge und bei Schmidts Schnörkelstil das Mißverständnis nicht ausgeschlossen, daß Lessing noch vor, noch mehr als Goethe und Schiller lebendig scheint. Die Stellung: ‚... Jahrhunderts vor Goethe und Schiller ist Lessing' würde solche Möglichkeit beseitigen. Man sieht, welche geheime starke Kräfte in der deutschen Wortstellung weben und walten.

Der gestrenge Wustmann schreibt: *Der Gebrauch der Sprache ist Kunst, und in aller Kunst sind die obersten Gesetze die Gesetze der Schönheit.* Welche Gesetze sind hier Satzträger, welche sind Aussage? Die zwei verschiedenen Möglichkeiten geben einen fast gleich guten Sinn. Er wollte sagen: die Gesetze der Schönheit sind die obersten; dann hätte er's deutlicher sagen, d. h. stellen sollen.

Verkrümmt ist die Wortstellung in Lassalles Satze: *Es ist nicht durch das angereizt worden, wogegen die Anklage angereizt zu haben mich beschuldigt.* Sie ist lateinisch; das Deutsche fordert: wogegen angereizt zu haben die Anklage ... Zwischen zwei so eng aufeinander angewiesene Wörter wie ‚wogegen' und ‚angereizt' darf sich kein fremdes Wort drängen; höchstens durfte ein unmittelbar zu ‚angereizt' gehöriges Wort eingeschaltet werden: durch Reden, wiederholt, heftig.

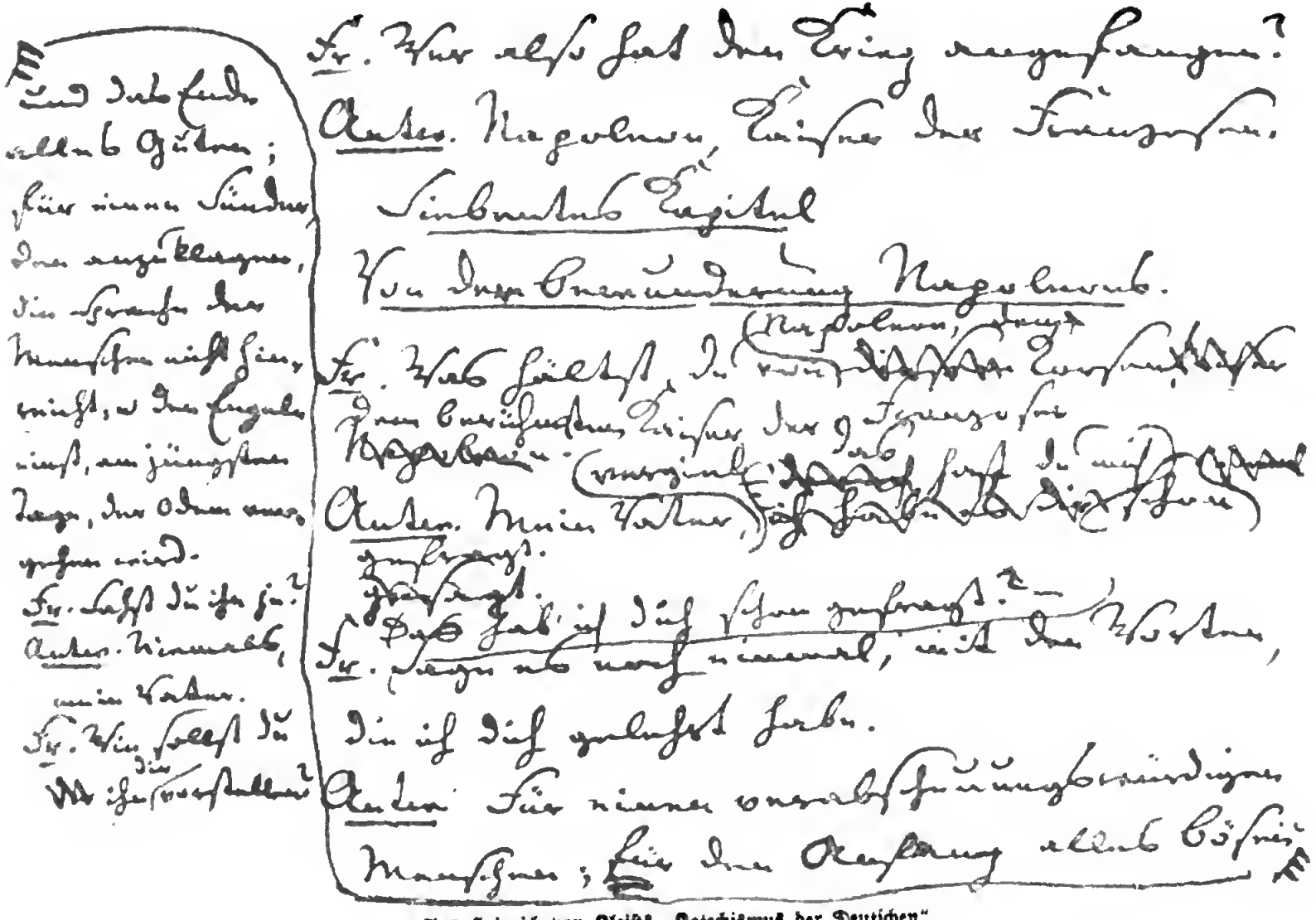
Erfreulicher ist die Beobachtung der Feinheiten der Wortfolge: fast jedes Gedicht Goethes, jede Prosaseite Lessings bietet die herrlichsten Beispiele. Welche reizvolle Kühnheit in den Anfangsversen des Goethischen Spruches: *Schaff, das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ich's vollende!* Wie schön ist die Stellung des ‚mir', an derselben Sinnhebungsstelle wie ‚Mensch', in den Versen: *Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.* Man prüfe die Stelle jedes Wortes in diesem Satze C. F. Meyers (über ein Gemälde): *Auf einem weißen Marmortischchen spielten Schach ein Mann und ein Weib, in Lebensgröße.* Man möchte die Handschrift des strengen Verbesserers Meyers sehen, um seine gewiß zahlreichen Ansätze zu dieser einzig richtigen und schönen Wortfolge zu würdigen. — Ähnliches gilt von diesem Satze Hans Hoffmanns: *Es war erbaut aus lauter so klarem Glase, daß von weitem es niemand sehen konnte.* — Nichts ist zu sagen gegen eine Freiheit wie: *Dieser Tatsache gegenüber, was erscheint natürlicher, als daß wir ...* (Frenzel.)

*

Ein natürliches Gefühl für den Reiz des Wechsels hat die Prosaschreiber aller Zeiten bewogen, bei gleichlaufenden Sätzen, Wiederholungen, Aufzählungen durch Umstellen die Einförmigkeit zu verwischen. ‚Chiasmus' nannten die Alten dieses Mittel, das Überskreuzstellen, nach der Form des griechischen Buchstaben Chi (X). Bei Cicero allein gibt es sicher ein paar Tausend Beispiele. Luther bedient sich dieses Mittelchens gern und gut: *Sie haben Mäuler und reden nicht, Füße haben sie und gehen nicht.* Der Kunstgriff darf sich nicht aufdrängen; etwas zu durchsichtig ist die Absicht in Goethes Satz: *Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen.* Dem Leser wird hierdurch die Beobachtung nahe gelegt, daß die Verschiedenheit der Stellung in den Satzgliedern aus keiner innern Notwendigkeit entspringt.

Überaus gewagt, aber doch wohl noch binnen der Grenzen deutschfreier Wortfolge sind Kleists Verse (in der Hermannschlacht):

Hier übergeb ich, Oberster der Deutschen,
Den ich in Waffen aufgefangen,
Aristan, Fürsten dir der Ubier.



Fr. Wer also hat den Krieg angefangen?

Antw. Napoleon, Kaiser der Franzosen.

Siebentes Kapitel

Von der Bewunderung Napoleons.

Fr. Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmten Kaiser der Franzosen.

Antw. Mein Vater, vergiel das hast du mich schon gefragt.

Fr. Das hab' ich dich schon gefragt? — Sage es noch einmal, mit den Worten, die ich dich gelehrt habe.

Antw. Für einen verabscheuungswürdigen Menschen; für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen, die Sprache der Menschen nicht hinreicht, wo den Engeln einst, am jüngsten Tage, der Odem vergehen wird.

Fr. Sahst du ihn je?

Antw. Niemals, mein Vater.

Fr. Wie sollst du ihn dir vorstellen?

Aus Heinrich von Kleists „Katechismus der Deutschen".
Mit Erlaubnis des Herrn Geheimrats August von Simson in Berlin.

In einem Drama, das auf die Hilfe der Gebärdenſprache rechnet, iſt mehr erlaubt als in der Erzählung oder gar der Abhandlung.

Aufs entſchiedenſte abzuweiſen ſind tiftelnde Federfuchſereien, wie ſie ſich in einigen Stillehren finden. Da wird die Stellung: *Des Volkes Jubel erſchallt durch die ganze Stadt* genannt: ‚der vollkommenſte Ausdruck für die logiſche Form des ganzen Gedankens, die dem Satze eine ſchöne rhythmiſche Form gebe‘. — *Durch die ganze Stadt erſchallt der Jubel des Volkes* iſt alſo weniger vollkommene Logik und weniger rhythmiſch ſchön? — Getadelt wird der Satz in Dichtung und Wahrheit: *Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düſtere Beſchaffenheit des Hauſes war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken.* Verlangt wird im Namen der Frau Logik: *In kindlichen Gemütern Schauer und Furcht.* Im Namen der ſinnlichen Anſchauung und der Schönheit rückte Goethe Schauer und Furcht in die Nähe der düſtern Beſchaffenheit und glaubte wohl nicht unlogiſch zu handeln, wenn er vor allem das Gefühl ſelbſt ausdrückte, dann erſt den Ort, wo es wirkte. — Getadelt wird ein andrer Satz in Dichtung und Wahrheit, weil darin ‚die logiſche Form nur mit Mühe erkannt werde‘: *Die Hinterſeite des Hauſes hatte aus dem oberen Stocke eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beinahe unüberſehbare Fläche von Nachbargärten, die ſich bis an die Stadtmauern fortbreiteten.* Die Dichter, mein Herr Magiſter lobeſam fürs *Collegium logicum*, ſchreiben, um in den Leſerſeelen ein Bild zu erzeugen: die Bildlichkeit jenes Satzes iſt vollkommen, und die Denkgeſetze werden ſich wohl damit zufrieden geben, daß es zur Schilderung einer Ausſicht höchſt dienlich iſt, wenn der Standpunkt des Schilderers vorweg bezeichnet wird: alſo erſt der obere Stock, dann die angenehme Ausſicht.

Getadelt wird ferner, immer in demſelben Lehrbuch: *Der Einzug des Geſandten in das Schloß des Königs*; gefordert wird als einzig ‚richtige Stellung‘: *Des Geſandten Einzug in des Königs Schloß.* In einem nüchternen Zeitungsbericht! Man traut ſeinen Augen nicht. — Falſch ſei: *Eine neue Epoche beginnt in der Weltgeſchichte*; einzig richtig ſei: *In der Weltgeſchichte beginnt eine neue Epoche.* Ebenda wird der Satz: *Da wurde ſie ſehr betrübt ob der Rede des Königs* ‚gemeines Judendeutſch‘ genannt. Dies alles in einer Stillehre (von Becker-Lyon), die durch mehr als zwei Menſchenalter in der deutſchen Schreiberwelt den ‚logiſch und rhythmiſch ſchönen Stil‘ zu bilden beſtimmt war!

*

Freiheit heißt das höchſte Geſetz der deutſchen Wortſtellung. O heilige Freiheit, wie viele Verbrechen hat man in deinem Namen begangen! Unzählige Umdrehungen (Inverſionen) ſind im Deutſchen ſchön, alſo zweckmäßig und erlaubt: einige ſind häßlich, zweck- und ſinnwidrig, alſo unerlaubt: um ſo gieriger ſtürzen ſich die Stilgigerl der Gegenwart grade auf dieſe paar unmögliche Wortſtellungen. Sie ſind der Lieblingstummelplatz jedes Schreibers, der nicht ſicher iſt, durch ſeinen Inhalt aufzufallen, der alſo durch die verrückte Form verblüffen will. Die grundſätzlichen Hintanſteller des ‚mich, dich, ſich‘ gehören zu dieſen Vergewaltigern deutſcher Sprachfreiheit. Ach es gibt unter ihnen einige Schriftſteller, die wir ungern in der Geſellſchaft ſehn. Schleiermacher verdreht auf ſolche Weiſe jeden dritten Satz in ſeinen Monologen und macht ſie zum großen Teil ſchon dadurch ungenießbar. Bei Herman Grimm allerdings wundert uns keine noch ſo verdrehende und verdrehte Geziertheit: *Die Natur ſcheint ſich ſelbſt zu widerſprechen oftmals.— Unter dieſen Umſtänden beendet er ſein Werk, um die Aufſtellung durchzuſetzen jedoch, muß er erſt noch einmal nach Rom.*

Den Stildrechslern, die durchaus nach der Art der Glieder-verrenkenden ‚Exzentrik-Künſtler und Kautſchukmenſchen‘ im Zirkus die Satzglieder verrenken wollen, ſei als ſchwer zu überbietendes Muſter dieſe Grabſchrift vorgehalten, die Stilübung eines kindlichen Gemütes, das ja ſo oft den Verſtand der Verſtändigſten übertrifft:

O Wanderer, der du hier vorübergehst
Und an diesem Steine bleiben stehst,
So wisse, hier liegt Balthasar Melcher,
Ein Schneidergeselle gewesen ist welcher.

Stilgigerls tollste Phantasie, Wirf ein mutloses Anker hie!

Achter Abschnitt.

Zeichensetzung.

Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen. (Goethe aus Sesenheim an Salzmann.)

Goethe hat noch als reifer Mann erklärt, daß er die Interpunktion nicht lernen könne, und mehr als eine Stelle in seinen Gedichten macht nur darum den Goethegelehrten zu schaffen. Mit den Punkten steht es bei ihm gut, die Beistriche und gar die gewichtigeren Zwischenzeichen liegen im Argen. Er war vor allem andern ein Dichter, empfand wie keiner die innere Musik des Verses, kümmerte sich wenig um dessen äußere Notenzeichen. Die Verstandesmenschen sind bessere Zeichensetzer; Lessing war einer unsrer feinsten, auch von Schiller läßt sich lernen. Ein richtiger Satzzeichenkünstler aber war Schopenhauer: als ich einmal einen unbekannten Brief von ihm absichtlich ohne seine Unterschrift veröffentlichte, erkannten Schopenhauer-feste Leser den Schreiber sogleich an einem seiner Punktstriche.

Goethe der Dichter setzt zu wenig Zeichen, Schopenhauer zu viel; jener bereitet dem Verständnis manchmal Schwierigkeiten, dieser beleidigt unsern Schönheitssinn: das Notwendige und darum Richtige liegt in der Mitte. Schopenhauer hat den Grundsatz der deutschen Zeichensetzung kurz so gefaßt: ‚In der Interpunktion steckt ein Teil der Logik jeder Periode'. Vergleichend nennt er die französische Interpunktion lax und entschuldigt sie wegen der strenglogischen und daher kurz angebundenen Wortfolge; ebenso die englische wegen der großen Ärmlichkeit ihrer Grammatik. Für die deutsche Sprache, die eine komplizierte und gelehrte Grammatik habe, fordert er, daß die nicht unmittelbar zusammengehörigen Worte durch die Interpunktion geschieden werden, um den Sinn sogleich augenfällig zu machen. Schopenhauer war kein Sprachforscher und hatte den tiefern Grund des Unterschiedes zwischen der deutschen und der französisch-englischen Zeichensetzung nicht erkannt: die deutsche ist streng logisch, aber pedantisch; die französisch-englische ist rednerisch daher oft unlogisch. Wir zeichnen: ‚Das Buch, das ich gelesen habe, ist langweilig', — trennen den Bezugsatz von seinem Hauptwort, trennen dieses von seiner Satzaussage. Da wir unsern Gedanken ‚Das Buch ist langweilig' unterbrechen, so bezeichnen wir dieses Unterbrechen getreu dem unterbrochenen Gedankenvorgang. Franzosen und Engländer setzen keinen Beistrich zwischen ‚Buch' und ‚das', setzen keins hinter ‚gelesen habe' und erschweren dadurch das schnelle Erfassen: *Le livre que j'ai lu, est ennuyeux.* Die zwei Beistriche, zwischen denen der Bezugsatz im Deutschen abgesondert dasteht, trennen allerdings scharf Satzträger und Aussage, erleichtern aber das Lesen.

Zu einer stilgerechten, nicht schulmeisterlichen Zeichensetzung gelangen wir nur durch die Erkenntnis ihres Zweckes. Die Zeichen sind nicht um ihrer selbst willen da, also nicht um eisernen Schulregeln zu genügen; sie sollen das Verständnis des Satzes erleichtern, einen andern Zweck haben sie nicht. Bei der fast unbegrenzten Freiheit unsrer Wortfolge und Satzfügung braucht das Zeichensetzen nicht so langweilig starr zu sein wie im Französischen und Englischen; es darf, ja es soll sich den unendlichen Möglichkeiten des Satzes mit gelenkiger Freiheit anpassen und nur wenige durch die Erfahrung als notwendig bewährte Regeln beachten. Unsre mehr als ein Jahrhundert alten pedantischen Schulgesetze über die Zeichen taugen kaum für einen guten Brief; für jede Druckschrift mit lebendigem Inhalt und reich wechselndem Satzbau sind sie zum nicht geringen Teil unbrauchbar. Freiheit im Zügel des Stilgefühls muß über der Zeichensetzung walten, und

zum Glück gibt es ja noch keine amtliche Zeichenſetzung. Sie wäre übrigens ſchwerer feſtzulegen als die amtliche Rechtſchreibung.

Was in unſrer Zeichenſetzung für das leichte Verſtehen notwendig oder doch ſehr nützlich iſt, daran halte man ſtreng feſt; was ſchädlich oder überflüſſig iſt, laſſe man fahren. Auch hier alſo: Einheit im Notwendigen, im Zweifelhaften Freiheit. Notwendig iſt der Punkt am Schluſſe des Gedankens; überaus nützlich das verſtärkende Zeichen dafür: der große Anfangsbuchſtabe des nächſten Satzanfanges. In hohem Grade ſtörend, eine echtdeutſche Eigenbrötelei, iſt das von Jakob Grimm aufgebrachte, von einigen Germaniſten ihm nachgemachte Kleinſchreiben nach dem Punkt. Alle andern Völker, die doch zumeiſt für die Hauptwörter keine großen Anfangsbuchſtaben kennen, verkünden vernünftigerweiſe den neuen Satz durch dieſes einfache Mittel. Für die Eigennamen behielt Grimm die Großbuchſtaben bei, und doch ſind dieſe für den Satzanfang viel unentbehrlicher als für die Eigennamen.

Wann ein Punkt zu ſetzen iſt, ergibt ſich für jeden nichtgeckiſchen Schreiber von ſelbſt: wann ſein Gedanke zu Ende iſt. Will man für geringere Gedankenpauſen den Punkt anwenden, ſo zerſtört man deſſen Wert als des ſtärkſten Pauſenzeichens: der Satz ſchreitet dann nicht mehr, er bummelt oder taumelt oder hopſt in Känguruſprüngen. Emerſon, der es liebte, in ſehr kurzen Sätzen zu ſchreiben, Tupf neben Tupf zu ſetzen, die Bindeglieder wegzulaſſen (vgl. S. 313), mußte in Punkten ſchwelgen; bei Herman Grimm, deſſen Stil keineswegs dieſen Grundzug hat, war es lächerliche, oft ungeſchickte Nachahmung: *Er (Brunn) ſah, wie ſehr man die neuere Kunſt bedürfe, um die Entwicklung der antiken zu verſtehen. Während mir die Erkenntnis der neueren ohne die Antike ebenſo unmöglich ſcheint.* Nie hatte Emerſon ſo unſinnig gezeichnet. In rechten Schwung gebracht hat Harden auch dieſe Geckerei (vgl. S. 309); auf die Spitze getrieben wurde ſie von Kerr: *An einem Tag im Juni ſah ich von der Akropolis . . . Buchten . . . Inſeln; braune Gesteininſeln aus einer blauen Meerflut ſteigend.* Noch um einen Grad toller von einem Schreiber im Kunſtwart: *Nach und nach kamen erſt die Einbände. Und wurden die Schwächen uns allen bewußt.* Hier iſt ernſtlich zu fragen: warum ſo wenig Punkte? Dieſelbe Frage wäre an den Verfaſſer dieſes Satzes, Harden, zu richten: *Die Hand ſtreichelt den Rücken des Tieres. Das den Reiter ſo willig trägt.* Warum nicht auch Punkte nach ‚Rücken‘ und nach ‚Reiter‘? Wie pedantiſch bleiben doch unſre Stilgeniüſſe! — Was ſo berühmte Schreiber tun, kann nicht ſchlecht ſein, alſo: *Weggis iſt ein vortrefflicher Ausgangspunkt für den Rigi. Mag auch Vitznau bequemer ſein* (aus einem Berliner Weltblatt).

Hingegen iſt nichts zu ſagen gegen den Punkt zwiſchen Bölſches Sätzen: *Wer will heute mit gutem Gewiſſen ſchon den engeren* (?) *Nekrolog des 19. Jahrhunderts ſchreiben. Will perſönlich meſſen, wie groß, wie klein es war.* Hier ſteht nicht der Punkt in Frage, ſondern die Berechtigung des Weglaſſens des ‚wer‘ vor ‚will‘. Erſt recht nichts einzuwenden iſt gegen Leſſings Punktſetzung: *In beiden Gemälden hat Polygnotus ſich . . . . gehalten; ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eigenen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freiheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie . . . wählten.* Es iſt eine Geſchmacksfrage, ob man hinter ‚einzumiſchen‘ Punkt oder Doppelpunkt ſetzen will; berechtigt ſind beide, denn beide dienen dem Verſtändnis auf faſt gleiche Weiſe.

Die Punktausſtreuer von heute dürfen ſich auch nicht auf Goethe berufen: *Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevollſten Tränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder.* Die Ereignispauſe zwiſchen den Tränen und dem Aufblick wird ganz richtig durch den Punkt bezeichnet; ſelbſt Punkt Strich (.—) wäre hier nicht auffällig. Die Frage des ‚und‘ ohne Fürwort im Eingang des nächſten Satzes geht uns hier nichts an; daß der Dichter ſo ſchreiben darf, wird ohnehin nicht bezweifelt werden. Kerr iſt immerhin durch ſeine ſich dichteriſch gebende Punktbegeiſterung noch eher zu entſchuldigen als der über Bucheinbände im Pythiaſtil ſchreibende Kunſtgewerbler im ‚Kunſtwart‘.

Wie dringend namentlich unsern wissenschaftlichen Schriftstellern ein stärkerer Verbrauch von Punkten zu empfehlen ist, weiß jeder Leser. Das bloße Verdoppeln der Zahl dieses so überaus nützlichen Zeichens würde die Verständlichkeit des Inhalts im gleichen Verhältnis erhöhen. Unsre Gelehrten sollen sich sagen, daß es weit weniger auf die Länge und Breite als auf die Tiefe der Gedanken ankommt.

*

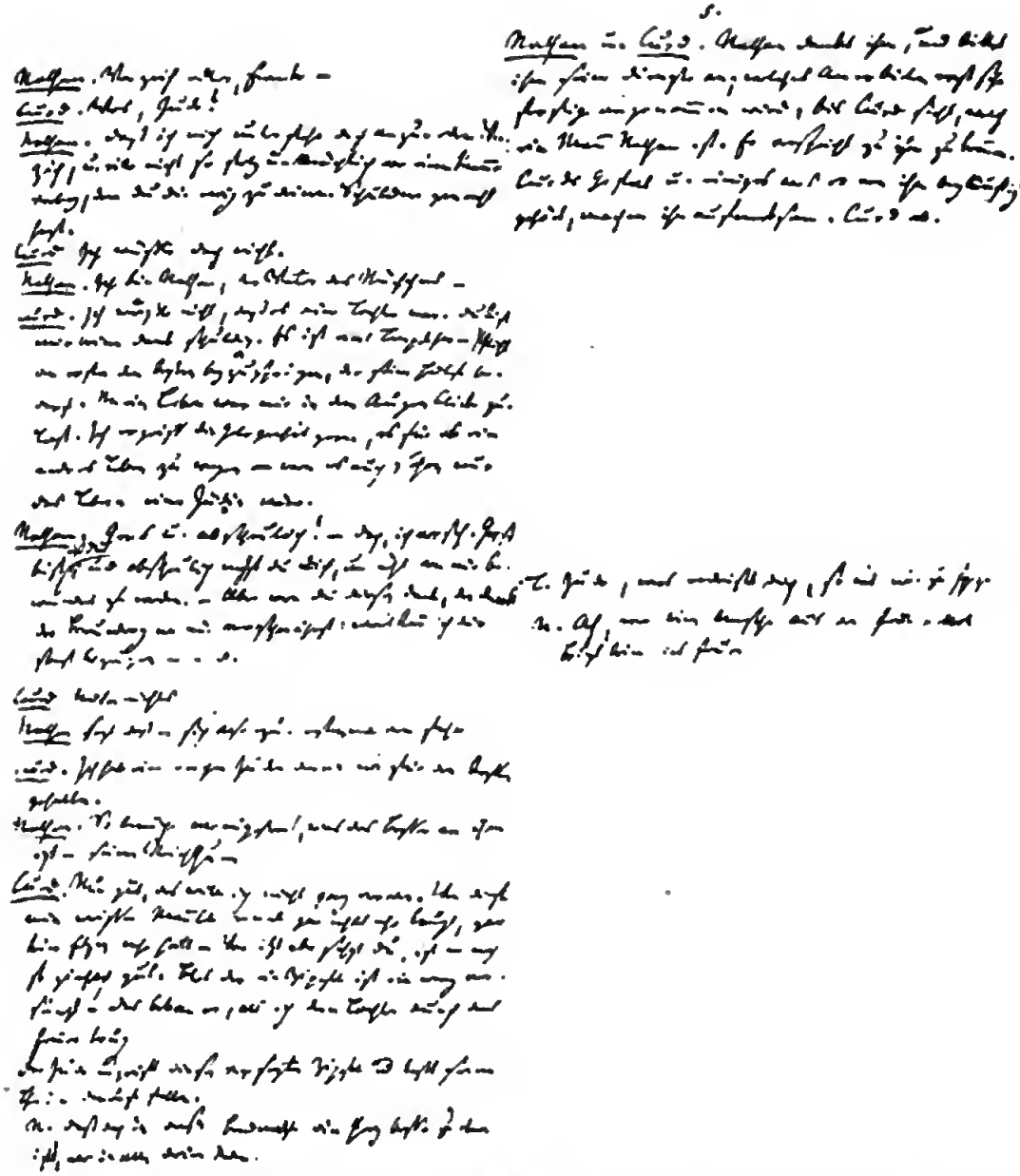
Nicht so einfach wie mit dem Punkt steht es mit dem Beistrich. Im allgemeinen ist zu rügen: wir setzen zu viel, setzen sie für kaum merkliche Gedankenpausen, trennen wo wir eher binden sollten, und folgen überhaupt zu starren Regeln. Den Beistrich allgemein vor Bezugsätzen weglassen, wie die Franzosen und Engländer, dürfen wir nicht: unser überwiegendes ‚der' ist nicht so deutlich erkennbar wie *qui* und *lequel, who, which* und *that*. In gewissen Fällen aber stört der Beistrich durch unnützes Zerhacken des Zusammengehörigen, also besser so: *Bismarck war in allem was er tat, in allem was er sagte, immer nur er selbst.* Der Beistrich nach ‚allem' würde sogar unlogisch wirken: die Satzglieder ‚was er tat' und ‚in allem' würden dadurch gleichwertig nebengeordnet erscheinen, und ein Punktstrich nach ‚tat' ergäbe eine zu lange Pause.

Ganz überflüssig ist die starre Schulregel über den Beistrich vor ‚daß'; weder die Franzosen noch die Engländer kennen ihn. Der Daß-Satz bildet ja den Inhalt des Hauptsatzes: ‚ich glaube, daß' ist ja nichts andres als ‚ich glaube das': . . . Überflüssig ist der Beistrich zwischen mehren Eigenschaftswörtern, gleichviel ob sie neben- oder untergeordnet sind; nur in seltnen Ausnahmefällen wie diesen sind sie nützlich: *Ein goldenes, silbernes, ehernes, eisernes Zeitalter folgen aufeinander*; Jakob Grimm ließ hier die Beistriche weg. — Überflüssig ist die starre Regel über den Beistrich vor ‚und' bei wechselnden Satzträger; der Wechsel macht sich meist auch ohne Beistrich sofort fühlbar. In manchen Fällen kann er nützen, in weit mehren stört er, also — Freiheit! Sehr fein gebraucht Lessings Gegner Göze den Beistrich: *Denn Sophismen, falsche, und schwache Leser blendende Bilder;* der Beistrich hinter ‚falsche' schützt vor dem flüchtigen Mißverständnis, daß die Leser falsch und schwach seien. Allerdings könnte man einen Augenblick glauben, es gehöre zu ‚Sophismen'; da es aber keine richtigen gibt, so gibt es auch keine falschen. Noch besser wäre allerdings gewesen: *und schwache Leser ‚blendende falsche Bilder*.

Lessing und manche seiner Zeitgenossen hielten sich nicht an die strenge Regel über den Beistrich, sondern folgten der höheren, daß alle Zeichensetzung nur Ausdruck von Gedanken- oder Sprachpausen sei, z. B. *daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiente.* Hier ist der Beistrich nichts als ein Redezeichen; man prüfe auf der linken Spalte des ausgearbeiteten Entwurfes zum Nathan Lessings von der heutigen Regel abweichendes Setzen und Weglassen des Beistrichs! Er schreibt keinen zwischen ‚unterstehe' und ‚anzureden', und hier ist er gewiß überflüssig; keinen zwischen ‚Pflicht' und ‚dem Ersten dem Besten beizuspringen', setzt ihn aber mit Bedacht hinter ‚gern'. Man beachte den Punktstrich hinter ‚groß bist du', den Strich hinter ‚versengt'. Auf der rechten Seite, die den Urentwurf enthält, ist der Beistrich hinter ‚dankt ihm' beachtenswert: er ist Sprachpausenzeichen. Das Weglassen des Beistrichs zwischen ‚einiges' und ‚was' erklärt sich aus ähnlichem Grunde.

Nicht fehlen dürfen hier die beiden hübschen Beispiele für die Unentbehrlichkeit des Beistrichs: *Es schrieb ein Mann an eine Wand: zehn Finger hab ich an jeder Hand, fünf und zwanzig an Händen und Füßen; wer dies liest, muß zu lesen wissen.* Er muß vorm Lesen ein paar Beistriche ändern. — Unter den englischen Parlamentsmitgliedern, die Karl den Ersten zum Tode verurteilten, soll sich einer mittels eines Beistrichs eine Hintertür zur späteren Rechtfertigung offen gehalten haben: ‚*Si omnes consentiunt, ego non dissentio*'; hinter *non* stand ein kaum sichtbares Strichlein.

Nicht selten macht sich der Mangel eines Zeichens für einen noch etwas schwächern Einschnitt als den durch Beistrich fühlbar. In meinem Satze z. B. auf dieser Seite. ‚Hier ist



Aus Leſſings erſtem Entwurf zu Nathan dem Weiſen (rechts die Urbemerkungen für die links ſtehende Ausführung in Proſa).

Mit Erlaubnis des Herrn Geheimrats Ernſt von Mendelsſohn in Berlin.

der Beistrich' bis ‚Weglassen des Beistrichs' wäre mir ein Pausenzeichen zwischen ‚Nathan' und ‚Lessings' erwünscht, denn ‚Lessings' ist nicht der von ‚Nathan', sondern von ‚Setzen und Weglassen' abhängige Zweitfall. Die Wortstellung des Deutschen und die Vieldeutigkeit mancher Beugeformen, besonders des Geschlechtswortes, fordern irgendein kleines Pausenzeichen; vielleicht ließe sich durch ein größeres sogenanntes ‚Spatium' zwischen zwei Worten helfen: ‚Entwurfes zum Nathan Lessings von der heutigen Regel . . .'

*

Will ich wissen, ob ein Schreiber etwas vom Schritt und Reigen des Satzes versteht, so suche ich zuerst nach seinen Punktstrichen (Semikolon). Es gibt Schriftsteller, die sie überhaupt nicht kennen: ein sehr bedenkliches Anzeichen; um so bedenklicher, je längere Sätze sie bauen. Für die mit kurzen Sätzen mag es fast entbehrlich sein; für die Darstellung langen Atems ist es noch wichtiger als der Beistrich. Wer außer dem Punkt nur den Beistrich als Pausenzeichen setzt, der beweist, daß er die Verschiedenheiten des Gewichtes der Satzglieder nicht fühlt oder sie dem Leser nicht mitzuteilen versteht. Solch ein Schreiber ohne Punktstrich ist z. B. Karl Frenzel: *Bis dahin hatte Rousseau* (folgen vier Druckzeilen) *sich mühselig durchs Leben gekämpft, alles was wir an Briefen von ihm haben* (folgen 5 Druckzeilen) *verrät in keinem Zuge den hervorragenden, ja auch nur den angehenden Schriftsteller.* Ein Punkt hinter ‚gekämpft' wäre nicht zu viel; ein Punktstrich das Mindeste. — *Der Spruch Schillers: es soll der Sänger mit dem König gehen, hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von deren Geistesnahen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Anschauung bringt, ist er ein Künstler.* (Frenzel.) Die Sätze sind an sich nicht schlecht gebaut, erscheinen aber durch die klägliche Zeichensetzung schlottrig.

Ein zweiter Satzbauer fast ohne Punktstriche, allerdings einer, der durch noch so viele nicht zu bessern wäre, ist Adolf Bartels. Bei ihm stehen selbst viele Punkte wie rein zufällig da, und die Punktstriche erscheinen oft wie Druckfehler:

Nehmen wir dazu endlich noch die Entwickelung des Orchesters durch Beethoven . . . und sein Bemühen, Wort und musikalischen Ausdruck zur Einheit zu verschmelzen, so sehen wir in ihm allerdings kühn und groß den Schöpfer eines Neuen, an ihn knüpft Richard Wagner an. (Th. Ziegler.)

Ein Zusatz ist überflüssig.

Das Fehlen des Punktstrichs stört leider auch in Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit in Dutzenden von Fällen; oft muß man nach Stocken und Mißverstehen zurücklesen, um den Zusammenhang herzustellen. — Jakob Grimm, ein feiner Zeichensetzer, schreibt doch einmal: *Sprache ist der volle Atem menschlicher Seele, wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks, das sie redete, zu seinen Nachbarn.* Erst beim Einsetzen ‚schwindet' merken wir, daß hier etwas nicht stimmt: hinter ‚Seele' gibt es eine zu große Pause für den bloßen Beistrich. Bei einem so sorgsamen Schreiber wie Grimm darf man in solchen Fällen einen Druckfehler vermuten.

Als besondere Feinheit hat Scherer den Punktstrich in diesem Satze betrachtet: *Indem Goethe sich dergestalt zum Anwalte der Freiheit machte, seinen Götz gegen die Tyrannen Deutschlands schrieb und . . . entgegensetzte; wirkte nicht bloß Hallers Roman . . . auf ihn ein.* Er führt zunächst nur irre. — Eine wirkliche Feinheit ist er bei Burckhardt: *Einen großen Vorteil hat jedenfalls eine von dem Volke beibehaltene Ursprache; nur sie wird organische Wahrheit haben.* Der zweite Hauptsatz ist zu gewichtig, zu wenig nur Ergänzung des ersten, um nach kurzer Beistrichpause hinzuzutreten.

Zu unsern besten Punktstrichlern gehören Lessing und sein Darsteller Erich Schmidt. Lessing liebte das Zeichen, wie es jeder liebt, der Redesprache schreibt: sie fordert strengstes Beachten und Bezeichnen der Pausen. Und was für schöne Sätze kämen bei Schmidt zu stande, wenn er die Ladung seiner sämtlichen Satzdreimaster durch einen ihn nicht nachahmenden Bewundrer von allem Stopfballast säubern ließe.

In einem kleinen Aufsatz über das ‚Semikolon' schreibt Hebbel: ‚Am schwersten ist das Semikolon stilrichtig zu gebrauchen, und nur ein Meister weiß es zu handhaben'; gewöhnlich sei es die ‚Deichsel am Beiwagen, auf dem die Nebengedanken nachgekarrt werden'. Das sei falsch, vielmehr sollte es nur ‚Zwillings- und Drillingsgedanken verbinden, die alle ein Recht auf selbständige Existenz haben und deshalb nicht in einen und denselben Oberrock, dessen Knopf der Punkt ist, gesteckt werden können'. So ganz stimmt dies nicht: trotz ihrer verhältnismäßigen Selbständigkeit sind diese Zwillings- und Drillingsgedanken nur starke Glieder einer noch stärkeren Satzeinheit; sonst wäre ja der Punktstrich überflüssig, weil dann ein jeder von solchen Sätzen für sich dastände und seinen Punkt hinter sich hätte. Mit richtigerer Anschauung nannte Strauß das Semikolon ‚die Taille des Satzes': Ober- und Unterleib zusammen geben erst den ganzen Satzkörper.

Der Punktstrich ist ein vortreffliches Satzzeichen, doch darf es nicht gemißbraucht werden. Ein Satz mit mehr als zwei solchen Zeichen schreit nach dem Zerlegen in zwei Hauptsätze mit Punkten. Bei den Franzosen und Engländern ist der Punktstrich sehr selten: ihre Sätze sind ja durchschnittlich kürzer als die deutschen.

*

Der **Doppelpunkt** (Kolon) steht nach der Schulregel fast nur als Vorzeichen einer wörtlichen Anführung. Er läßt sich jedoch zu vielen noch nützlicheren Gliederungszwecken verwenden. Die beiden Punkte über einander mag man den Angeln einer Tür vergleichen, die aus einem Zimmer ins andre führt. Für nachsätzliche Folgerungen aus Vordersätzen gibt es kein besseres Zeichen: *Wenden wir unsern Blick auf die kleinsten Teilchen des natürlichen Stoffes: wie tritt sogleich wieder die Macht des sinnlichen Zaubers hervor* (Lotze). — Auch für den feinsinnigen Gebrauch des Doppelpunktes darf Erich Schmidt vorbildlich heißen: *Den Griechen gegenüber weckt die gesamte Kunst vor Raphael meist nur ein . . . Kunstinteresse: das ist Goethes Meinung bis zum antinazarenischen Manifest.*

Im Übermaß und mißbräuchlich steht er an zahllosen Stellen bei Niebuhr:

Numas, Tullus', Ancus' und Servius' Landanweisungen sind alle in diesem Sinn verstanden: alle Lieblingskönige begünstigen die Freien: der plebejische Servius ist zunächst dem heiligen Numa der vortrefflichste: als Mitschuldige an seiner Ermordung erscheinen die Patrizier gräßlich.

Dies ist nichts andres als die Übertragung des griechischen Kolons, das sich beinah mit unserm Beistrich deckt, auf das Deutsche. Niebuhrs verkehrte Manier ahmte Felix Dahn nach: *Darin hat man den Dank für die Freilassung der Gefangenen ausgedrückt finden wollen: möglich: aber die Unbestimmtheit der wenigen Worte läßt Sicheres nicht erkennen: man sollte meinen, eine so konkrete Wohltat usw.* Hier bedeutet der Doppelpunkt alles und nichts.

*

„Je mehr **Gedankenstriche** in einem Buche, desto weniger Gedanken', heißt es sehr richtig bei Schopenhauer. Eine Ausnahme ist allenfalls zu machen für die modisch gedankenlosen Gedankenstriche der Stürmer und Dränger um Goethe: sie sollten nicht einmal Gedanken vorschützen, sondern waren bloße Schreibmanier. Unsre Jüngstdeutschen allerdings haben den Unfug der gehäuften Gedankenstriche mit Bewußtsein verübt: sie wollten, und einige wollen es noch, dem Leser durch ihre Gedankenstriche angeblich unaussprechbar tiefe Gedanken vorspiegeln und stufen sorgsam durch einen bis fünf oder noch mehr Gedankenstriche die Fadentiefe ihres Gedankenmeeres ab. So schreibt z. B. Peter Altenberg: *Das junge Mädchen begann leise zu weinen. Sie weinte und weinte — —. Die Mutter kam leise herein und ging wieder hinaus — — —.* Fast regelmäßig tritt bei solchen Schreibern zwischen die Gedankenstriche ein verschwenderischer Vorrat von Ausruf- und Fragezeichen. In einem sogenannten Gedichte von Ernst Schur kommen 37 Gedankenstriche und zwei Fragezeichen auf diesen schönen Wortlaut. *Blutend hebt der Blick sich, der dich sucht bleibe flieht schon entglitten.*

Der überreiche Gebrauch des Gedankenstriches gilt den Irrenärzten für eines der Anzeichen krankhafter Schreibwut; die meisten schreibenden Irren schwelgen in Gedanken-

strichen und Ausrufzeichen. Indessen auch hier hebt der Mißbrauch den weisen Gebrauch nicht auf: richtig angewandt ist der Strich, also nicht Gedankenstrich, ein treffliches Zeichen für einen Satzeinschnitt von andrer Art als durch Beistrich, Strichpunkt und Doppelpunkt. Beistrich und Strich nach einander (, —) sind unersetzbar für die Fälle eines stark einsetzenden gegensätzlichen oder zusammenfassenden Nachsatzes — besonders in Hauptsatzform —, der ohne Bindewort bleiben soll, um die Wirkung zu steigern. Diese Zeichengruppe steht am passendsten nach starken Sinnhebungen des Vordersatzes, um nach einer Pause den hochtonigen Nachsatz anzukündigen: *Wie er* (der Wirt in Minna von Barnhelm) *nun seine Zunge wetzt, wie er trippelnd . . . die hin und her laufende Minna spielt, wie er dreimal ihre Frage . . . nachspricht, — wer könnte dabei ernst bleiben?* (Erich Schmidt.) Schreiber mit Redestil können dieses wirksame Sinnzeichen kaum entbehren, und ich bekenne mich als einen seiner bewußten Liebhaber.

Ausrufzeichen, spärlich gesetzt, sind berechtigt; vor der Häufung warne die Erinnerung an die Schreibwut (Graphomanie in der Ärztesprache). Hin und wieder ein leiser Ruf; was darüber hinausgeht, führt zum Schreistil. Richard Wagner nannte sich selbst einen ‚exklamatorischen Menschen' und erklärte das Ausrufzeichen für die einzige ihm genügende Interpunktion, sobald er die Welt der Töne verlasse. Zum Glück hat er nur gelegentlich in Briefen laut gerufen, in seinen gedruckten Schriften ist das Zeichen spärlich.

Verwandt mit dem Ausrufzeichen ist das Unterstreichen des Geschriebenen, das Sperren des Gedruckten. Andre Völker haben durch ihren Lateindruck ein viel geschmackvolleres Mittel, den Leser auf ein Wort oder ein Satzglied nachdrücklich hinzuweisen: durch *Schräg(Kursiv)-Schrift*. Die aus dem Romanischen nach den Formgesetzen des gotischen Stils gestaltete eckige deutsche Druckschrift kennt nur das Sperren, wenn man nicht zu der noch lauter schreienden **Fettschrift** greifen will. Es gibt Fälle, in denen man durch alle Künste der Wortstellung nicht den gewünschten und berechtigten Nachdruck bewirken kann. Ganz abzuweisen ist das Sperren in dichterischen Werken: darin muß es dem Dichter gelingen, mit den einfachsten Schriftmitteln jede notwendige Wirkung zu erzielen. Anders in wissenschaftlichen Schriften, zumal in Lehrbüchern: hier dürfen alle erlaubte Mittel der Unterscheidung zwischen Wichtigstem und Brauchbarem benutzt werden, allerdings mit weiser Zurückhaltung gegenüber den stärksten. Wer auf jeder Seite durch Sperr- oder Fettdruck dem Leser zuschreit: jetzt aber kommt etwas Großartiges, jetzt etwas Unerhörtes!, der stumpft den Glauben und die Aufmerksamkeit gar bald ab. Dies gilt selbst von Nietzsche, einem sehr argen Unterstreicher.

Nützlich wäre die Einführung eines Tonzeichens, wie es schon manche Schriftsteller zur Unterscheidung von ein und ein gewagt haben. Warum nicht? Es könnte auf jedem ersten Selbstlauter eines Wortes stehen, müßte aber mit ähnlicher Vorsicht behandelt werden wie etwa die Notbremse im Eisenbahnwagen. Wäre dieses Tonmittel allgemein anerkannt, so könnten wir der Zweideutigkeit in dem Lessingschen Satze vorbeugen: *Er wollte mehr als eine Fráu heiraten;* besser als Frau. Ich habe mir in diesem Buche erlaubt, in vereinzelten Fällen hiervon Gebrauch zu machen.

Neuerdings ist die Mode aufgekommen, alle Anführungszeichen („ “) zu vermeiden. Wustmann hat sie aufgebracht, und jetzt sehen wir sogar Lehrbücher zur deutschen Sprachkunde erscheinen, in denen alle Beispielwörter unterschiedlos inmitten der Darstellung stehen, in vielen Fällen irreführend, mindestens störend. Allerdings wirken die gehäuften Anführungsstriche unruhig, kribbelig. Die Völker mit der lateinischen Druckschrift haben hierin wiederum einen Vorzug; sie brauchen nur die Beispielworte oder angeführten Sätze in *Schrägschrift* zu drucken. Auch mir blieb nichts übrig, als für mein Buch dieses bequeme Schriftmittel anzuwenden, denn in Büchern zur Belehrung steht jede Erleichterung des schnellen Verstehens noch über der äußern Schönheit des Druckes. Eine brauchbare, d. h. wirksame deutsche Schrägschrift, die ich vorziehen würde, war leider nicht zu beschaffen. Man wird gewiß im deutschen Druck wieder zu den Gänsefüßchen zurückkehren. Warum aber jedesmal zwei? Ich wiederhole in diesem Werke die von den Lesern meines

‚Goethe' freundlich aufgenommene Form der einfachen Gänsefüßchen (, ') statt der doppelten. Noch vorteilhafter wäre die Hochstellung beider Füßchen: ' ' wie im Englischen.

Der Absatz geht über die Zeichensetzung des Satzes hinaus und wird eingehend an andrer Stelle behandelt. (S. 362.)

*

Von manchen Lesern dieses Buches bin ich gefragt worden, wie ich über die Frage ‚Deutsche oder lateinische Druckschrift?' denke. Garnicht denke ich darüber, denn ich mag nicht unnütz mein Hirn anstrengen und mich über Nichtigkeiten ärgern. In welcher Schriftart die Bücher in Deutschland gedruckt werden, ist solange ganz gleichgültig, wie die allermeisten Bücher in fremdwörtelndem Kauderwelsch geschrieben werden. Man verschiebe die Entscheidung über ‚Fraktur oder Antiqua' bis zu dem Tage, wo bei uns nur Deutschgeschriebenes gedruckt werden soll. Bis dahin aber drucke man alle Fremdwörter in der ihnen gebührenden lateinischen oder griechischen Schrift; vielleicht lernen dann die Leser durchs Auge, was sie offenbar durchs Ohr zu lernen unvermögend sind: daß das Sprachgewand der meisten deutschen Bücher, fast aller wissenschaftlichen, eine Narrenjacke ist. In meinem ‚Sprich Deutsch!' habe ich mich dieses Mittels zur Verstärkung des Ekels vor der Welscherei bedient, — mit Erfolg, wie mir viele Leser versichert haben.

Sollte aber die Frage, ob deutscher oder lateinischer Druck, noch zu meinen Lebzeiten ernsthaft aufgeworfen werden, so bekenne ich schon jetzt, daß ich alles erhalten zu sehen wünsche, was den meisten Deutschen für deutsch gilt; daß ich den holden Ausländern zuliebe nicht ein Tüttelchen davon preisgeben will und es mit Lessing halte, der über die ja schon seit Jahrhunderten umstrittene Frage alles gesagt hat, was gescheiterweise darüber zu sagen ist: Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unseren Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben. Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären als die Rundungen . . . Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens dem Latein sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter.' (Mylius' Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 1750.)

Siebentes Buch.

Der Aufbau.

Wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. — Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen. Periode fügt sich an Periode, und es geht, wohin Gott will. (Schopenhauer.)

Erster Abschnitt.

Ordnung und Unordnung.

Heil'ge Ordnung, segenreiche Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet. (Schiller.)

Dem Schüler wird für seine Aufsätze die Notwendigkeit einer vorherigen ‚Disposition' eingeschärft, und das ist, bis auf das überflüssige Welschwort, nicht zu tadeln. Der Anfänger im Schreiben soll lernen, seine Gedanken erst zu ordnen, dann auszusprechen; bewußt oder unbewußt wird fast jeder reife Schreiber ebenso verfahren. Nur selten wird dieser sich schriftliche Merke über die beste Anordnung seiner Gedanken machen; im Geist aber wird auch er vor dem Niederschreiben ein Bild des Baurisses entwerfen und die Hauptzüge beim Ausarbeiten festhalten. Eine unbedingte Regel gibt es so wenig für die Notwendigkeit wie für die beste Form einer vorherigen Einteilung. Gewisse Arten von Schriftwerken schließen eine vorher feststehende Ordnung sogar aus; das einzige, was sie fordern, ist eine gewisse Klarheit über den Inhalt. Man denke an vertrauliche Plauderbriefe ohne einen höhern Zweck als den, sich mit dem entfernten Empfänger schriftlich zu unterhalten. Eine peinliche Ordnung, deren Absicht der Leser herausfühlt, würde Wesen und Zweck des Briefes zerstören. Ähnlich steht es mit der ganzen Plauderliteratur, deren Reiz nicht zum wenigsten in dem Mangel oder doch Verbergen einer planvoll einteilenden Ordnung liegt. Man lese einen einzigen der *Essais* von Montaigne und überzeuge sich, welche starke Wirkung das Hin- und Herschweifen aus dem Hundertsten ins Tausendste erzeugen kann, wenn es von einem Meister des Plauderstils geübt wird. Wahrscheinlich hatte Montaigne sich vorher wohl überlegt, was er in jedem Aufsatz sagen wollte; seine zahlreichen Anführungen aus den alten Klassikern beweisen eine sorgsame Vorarbeit. Beim Ausführen jedoch vertilgte er die Spuren seines Vorordnens und rief absichtlich den Eindruck der schriftlichen Schlenderei hervor:

Ich schweife ab, aber mehr aus Leichtsinn als aus Rücksichtslosigkeit. Meine Gedanken folgen einander, aber manchmal sehr von weitem. — Die Überschriften meiner Aufsätze geben nicht immer den Inhalt an: oft enthalten sie nur eine entfernte Andeutung. — Ich liebe die poetische Gangart in Sätzen und Sprüngen; es ist das, wie Platon sagt, eine leichtbeschwingte, flüchtige, dämonische Kunst. Herrgott! welche Schönheiten liegen doch in diesen lustigen Seitensprüngen, in dieser Abwechselung, und desto mehr, je mehr die Laune und der Zufall sie leiten.

Der Plauderer, der durchaus kein Oberflächling zu sein braucht, fühlt den Drang, über einen Stoff, den er zu beherrschen glaubt, allerlei zu schreiben. Er verläßt sich auf

ſein vom Gegenſtande volles Herz und auf das Überſtrömen des Mundes oder der ihn vertretenden Feder. Für kürzere Arbeiten geht es gar wohl ohne andre ordnende Vorbereitung als ein flüchtiges Überdenken; längere Schriftſtücke ohne Bauplan zeigen meiſt die Spuren dieſes Stegreifſchreibens: Montaigne iſt nur in geringen Gaben auf einmal genießbar, ermüdet bei längerm Leſen durch die ſprunghafte Unordnung ſeiner Schreibweiſe.

Der vorangehende Bauriß wird ohnehin dem gedankenreichen Schreiber nur eine ſehr loſe Feſſel ſein. Jeder Geiſtesarbeiter macht ſeine Erfahrung mit der umſchaffenden Kraft der Arbeit ſelbſt. Die ſchönſten Baupläne verſchieben ſich bis zur Unkenntlichkeit, bis in ihr Gegenteil, ſobald man ans Bauen geht. Die größte Gewiſſenhaftigkeit ordnender Vorarbeit ſchützt nicht vor dem Zuſtrömen neuer Gedanken, die erſt durch die Bewegung der ſchreibenden Feder wachgerufen werden. Wie oft ſchon haben große Dichter die Wertloſigkeit eines ſcheinbar herrlichen Stoffes und erſten Entwurfes nur durch die Goldprobe des Ausführens erkannt.

Vollkommne Klarheit über das, was man zu ſagen hat; Klarheit vor allem darüber, ob man etwas zu ſagen hat, iſt die beſte Anordnung. Hier jedoch wie in allen letzten Fragen des Stiles als einer Kunſt darf nicht der tauſendfach verſchiedene Geſchmack der Schreiber und der Leſer entſcheiden; wir müſſen nach einem feſten Maßſtabe trachten und werden ihn finden, wenn wir uns erinnern, daß es keinen an ſich ſchönen Stil gibt, ſondern daß alle ſeine Schönheit aus dem Zwecke des Schreibens fließt.

Schön iſt die Anordnung, die zweckmäßig iſt; die zweckmäßigſte, die zum wirkſamen Übertragen des Gedankens des Schreibers auf den Leſer dienlichſte iſt von den unzähligen möglichen die ſchönſte. Es iſt hiermit nicht viel anders als mit den verſchiedenen Mitteln der Eroberung des Menſchen durch den Menſchen, wie der erfahrene Goethe ſie in dem offenherzigen Gedichtlein gegeneinander abgewogen hat: ‚Geh den Weibern zart entgegen‘, uſw. Die regelwidrigſte Einteilung kann Wunder tun: hier führen wahrlich alle Wege nach Rom, und nicht allemal iſt der kürzeſte der beſte, der grade Weg nicht der ſchönſte, nicht immer der krumme der untaugliche. Man kann mit der Tür ins Haus fallen, oder ſich über eine Gartenmauer und durch ein Hinterpförtlein ans Ziel ſchleichen. Man kann, um ein andres Bild zu wählen, zuerſt die Nebenkarten und die kleinen Trümpfe, dann Trumpf-Aß auf den Tiſch werfen; oder man kann mit dem höchſten Trumpf beginnen, ja all ſeine Karten vorweg offen ausbreiten, wenn man nur das Spiel gewinnt und grade auf dieſe Weiſe am ſicherſten gewinnt.

Der alte Grundſatz: *Medias in res* (mitten hinein in die Sache) iſt vortrefflich, kann nie veralten, iſt aber nicht der einzig zuläſſige. Je nach der Faſſungsart des Leſers, je nach der Natur des Schreibers — vorausgeſetzt, daß es wirklich ſeine Natur, nicht ſeine an- und nachgeäffte Manier iſt — wird und ſoll ſich die Anordnung geſtalten. Früher meinte man, der Schreiber müſſe das Kunſtgeheimnis ſeiner Anordnung dem Leſer verbergen. Wahr iſt hieran nur, daß der Bauplan ſich nicht pedantiſch immerfort aufdrängen ſoll. Der gute Schreiber ſoll wie ein Künſtler, nicht wie ein Kanzleimenſch wirken: ſeine Kunſt muß den äußerlichen Rahmen vertilgen, die innere Form an deſſen Stelle ſetzen, die ſchöne Ordnung der Kunſt, nicht die eines Aktenſtänders fühlen machen.

Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß die ſchlichteſte Anordnung und ihr unverhohlenes Ausſprechen verwerflich ſei. In früheren Zeiten machten die beſten Schreiber ſich und den Leſern die Sache leicht, indem ſie einfach gliederten: ‚zum erſten, zum zweiten, zum dritten‘ und ſo fort. Luther bedient ſich dieſer Anordnung mehr als einmal; in der Schrift ‚Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen‘ wird ſie bis ‚zum dreißigſten‘ durchgeführt, ohne uns zu ermüden; denn Luther hat eben mindeſtens dreißig lesbare Gedanken über die Freiheit eines Chriſtenmenſchen mitzuteilen. Leſſing legt in ſeiner gegen Klotz gerichteten Schrift ‚Wie die Alten den Tod gebildet‘ ſeine Anordnung gleich zu Anfang offen dar: *Ich will hier zweierlei beweisen, vors erste: daß . . .; vors zweite: daß . . .*, und ſogleich ſchwimmen wir mit ihm auf dem hohen Meere ſeiner Beweisführung.

Wie durchsichtig legt Goethe in allen seinen wissenschaftlichen Abhandlungen, ja selbst in solchen Schriften wie dem Römischen Karneval dem Leser seine Einteilung dar: viele erleichternde Überschriften, durchsichtig reiche Gliederung durch Absätze; kein Versuch, Zusammenhänge zu erkünsteln, wo in der Sache keine sind. In neuster Zeit hat man vielfach die Meinung zu verbreiten versucht, ein Kunstwerk der Prosa müsse ebenmäßig dahinfließen, spärlich gegliedert, die spärliche Gliederung wohl gar durch ‚sanfte Übergänge' verschleiert. Für eine Reihe von Prosaschriften ist dies nur durch täuschende Scheinmittel und zum Schaden für den Zweck erreichbar. Goethes Darstellung von Winckelmanns Leben und Wirken ist ein Muster ihrer Art, eines unsrer bleibenden Prosakunstwerke; aber Goethe scheute sich nicht, so oft wie nötig Atem zu holen und den Leser Atem holen zu lassen. Ist nur der Aufbau eines Werkes dieser Gattung zweckmäßig, d. h. gibt er dem Leser durch eine lange Reihe von Einzelbetrachtungen des Gegenstandes von allen seinen Seiten ein volles Bild, ist die Darstellung sprachschön und sonst edel in der Form, so haben wir ein nicht zu bemäkelndes Kunstwerk.

Alles, was hier über den Aufbau eines Schriftwerkes gesagt wird, muß, wenn es aus dem Wesen der Sache geschöpft ist, für das Kleinste so gut wie für das Größte gelten; denn dieses Buch wendet sich nicht zunächst und zumeist an die Schriftsteller von Beruf. Ein wackrer studierender Sohn eines wackern Vaters hat einem Freunde mit 50 Mark aus ernster Verlegenheit geholfen und schreibt nach Hause um Geld. Wie soll er seinen Brief stilgerecht, will sagen vollkommen zweckentsprechend, anordnen? Soll er einem solchen Vater durch eine schöne Einleitung und alsdann durch ein Aufsteigen vom Minderwichtigen zum Notwendigen das Geld aus der Tasche locken? Das wäre weder sittlich noch darstellerisch zu loben; vielmehr wird der wackre Sohn dem wackern Vater ohne Einleitung und mit dem Wichtigsten beginnend schreiben: *Lieber Vater! ich bitte Dich, mir möglichst umgehend 50 Mark zu schicken. Meines Freundes Karl Vater ist gestern gestorben, seine Mutter ist in Geldnot, ich mußte ihm Reisegeld leihen und bin nun selbst in Verlegenheit.* Ein solchermaßen aufgebauter Brief entspräche vielleicht nicht allen Regeln der Stillehre von ehedem, wäre jedoch zweckmäßig und trüge darum seine Schönheit in sich. Als Goethe in seiner ersten Weimarer Zeit durch die Ansprüche der höfischen Lebensweise in einer Geldklemme war, schrieb er ohne Einleitung und Umschweife an die Mutter und den Freund Merck, und diese Briefe sind so schön gebaut, wie der Zweck forderte.

Oder: Goethe hat die ihn so überaus wichtig dünkende und durch ihre Folgen für ihn und die Wissenschaft wirklich höchst wichtige Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen gemacht und will sie Herdern mitteilen (27. März 1784): *Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich aufs eiligste mit meinem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht, das Os intermaxillare am Menschen!* Hier fällt Goethe nicht mit der Tür ins Haus, denn der naturwissenschaftlich nicht gebildete Herder würde über einen Anfang: ‚Ich habe den Zwischenkieferknochen beim Menschen entdeckt', die Achseln gezuckt haben. Nein, erst muß Goethe dem ihn verehrenden Freunde die ungeheure Wichtigkeit der Entdeckung für den Entdecker aufzwingen: dann wird Herder über eine ihm sachlich nur halb verständliche Tatsache nicht die Achseln zucken, sondern aufhorchen und vielleicht dem Entdecker nachfühlen. Natürlich hat Goethe solche stilbaumeisterlichen Erwägungen nicht so, ja wahrscheinlich gar nicht angestellt, denn dem Meister formen sich Stoff und Gestalt durch die eine Zeugungstat; wir Schüler jedoch zerlegen uns das Gebilde in ein Nacheinander, erfreuen uns an der lebendig reichen Schöne und lernen, wenn wir die rechten Schüler sind, wohl etwas fürs eigne bescheidene Tun.

*

Ordnung muß sein, nur nicht die gleiche für jeden Gegenstand, nun gar für jeden Schreiber. Lessing wirft einmal ernstlich die Frage auf, ob nicht vorzuziehen sei eine ‚angenehme Unordnung, welche ebenso weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist'. Selbst für den wissenschaftlichsten Beweis ist von keinem Aufbau zu sagen,

dieser ist der beste, der einzig zweckdienliche. Was ist reizvoller: zu beginnen: *Ich will beweisen, daß das Geviert der Gegenseite eines rechtwinkligen Dreiecks gleich der Summe der Gevierte der beiden Schenkelseiten ist*, oder diesen Beweis selbst logisch und mathematisch richtig durchzuführen und dann zu schließen: Womit bewiesen ist, daß das Geviert der Gegenseite gleich ist usw. — ? Die Neugier des Lesers wird durch das Vorausschicken des seltsamen, zunächst nicht als zwingend erkannten Ergebnisses wohl noch straffer gespannt als durch das folgerechte Abrollen einer langen Beweiskette; und die Belehrung ist in beiden Fällen die gleiche.

Ein sichrer Meister des Aufbaues ist Friedrich der Große in der ‚Geschichte meiner Zeit'. Der erste Abschnitt überblickt von hoher Warte die Lage aller Staaten Europas um 1740, schließt mit dem Tode Friedrich Wilhelms 1. und dem Besitzstreit, der zum ersten Schlesischen Kriege führte. Der zweite beginnt mit der Darlegung der geringschätzigen Ansicht der Mächte von Preußens Macht und mit der für einen rechten Preußenkönig daraus folgenden Notwendigkeit, sich das im Frieden verweigerte Ansehen durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen. Eine bewundernswert natürliche und den Zwecken des Werkes entsprechende Anordnung: denn ein Geschichtschreiber, der selbst mit allen größten Mächten Europas Kriege geführt, schuldet uns die Angabe ihrer äußern und innern Kräfte, ehe er uns seinen Zusammenprall mit ihnen erzählt.

Ordnung muß sein; aber Ordnung ist nicht gleichbedeutend mit kanzleimäßiger Pedanterei, besteht auch nicht einzig im unaufhörlichen Vorwärtsschreiten. Gelegentliches Ausruhen ist noch nicht Einschlafen; ja ein paar Schritte vom Wege können unter Umständen das Wiedereinbiegen in den Hauptweg doppelt reizvoll machen. Nicht jedes Abschweifen ist unbedingt verwerflich; es gibt Abschweifungen, die nicht nur an sich von hohem Werte, die auch für das Ganze ein feiner Schmuck sind. Das wundersamste Beispiel ist Goethes abschweifendes Lobgedicht auf einen hochgesinnten deutschen Jüngling, nämlich ihn selber, und sein noch zu findendes gleichgesinntes Mädchen — inmitten einer unerbittlich scharfen Besprechung der Verseleien eines unbegabten polnischen Juden (in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772). Der großartige Abschweifer hatte allerdings den großartigen Humor, sich selbst auf der Höhe seiner Abschweifung am Ohre zu zupfen: *Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten.* Ja, wer so glorreich abzuschweifen, so launig einzulenken versteht, der entwaffnet den nicht mit Unrecht erzürnten Leser.

Gar anders verhält es sich mit den Abschweifern aus Gedankenflucht, wie vor allen andern mit Jean Paul, der nicht drei Zeilen hintereinander schreiben konnte, ohne aufzustehen, einen wissensreichen Zettel aus einem der Hunderte von Zettelkästen herauszugreifen und so in jedem Abschnitt nach allen Pfeilspitzen der geistigen Windrose abzuschweifen. Ganz anders auch mit den Abschweifern aus Wissensdünkel, denen Goethe durch seinen ebenso treffenden wie derben Vergleich mit den unartigen Zughunden das Urteil gesprochen (S. 330). Aus Gedankenwirrnis ist z. B. dieser Satz in einer kurzen Darstellung des Lebens Immermanns geflossen: *Es kam zur Vermählung ... Der von seiner Zeit nach seiner Meinung weit unterschätzte Dichter des Jungen Deutschlands erkrankte an einem Nervenfieber* usw. Als ob Immermanns tödliches Nervenfieber mit seiner Unterschätzung durch die Zeitgenossen im geringsten zusammengehangen hätte. Der Schreiber war unordentlich beim Aufbau gewesen: entdeckte seine Lässigkeit spät, doch nicht zu spät, um nicht die Bemerkung über die urteilslose Mitwelt noch an die richtige Stelle zu setzen, stieß aber durch den Einbau am falschen Ort den Leser mit der Nase auf den Fehler des Schreibers.

Ein andrer Gelehrter, ich will ihn nicht immer nennen, fügt seiner ausgiebigen Schilderung des Riccaut de la Marlinière in Lessings Minna noch zwölf breite Druckzeilen hinzu, beginnend mit: *Aber Riccaut hat noch viele Verwandte*, worin uns allerlei für Lessings Minna gleichgültige Falschspieler in französischen, englischen, deutschen Werken aufgeführt werden, abschließend mit Gustav Freytags Udaschkin. Wer außer dem großen Gelehrten kennt diesen Udaschkin? Wer braucht ihn zu kennen, um Riccaut bis in die letzte

Faser zu verstehen? Und wenn wir Udaschkin kennten, was dann? Solche überflüssige Abschweifungen lesefrüchtlerischer Eitelkeit rufen obendrein die Kritik jedes noch Belesneren heraus, dem merkwürdige Falschspieler in spanischen, norwegischen und russischen Dichtungen bekannt sind. Goethes Abschweifung vom unbedeutenden polnischen Juden zum hochsinnigen deutschen Jüngling war scheinbar noch viel ungerechtfertigter; doch um wieviel liebenswürdiger und verzeihlicher!

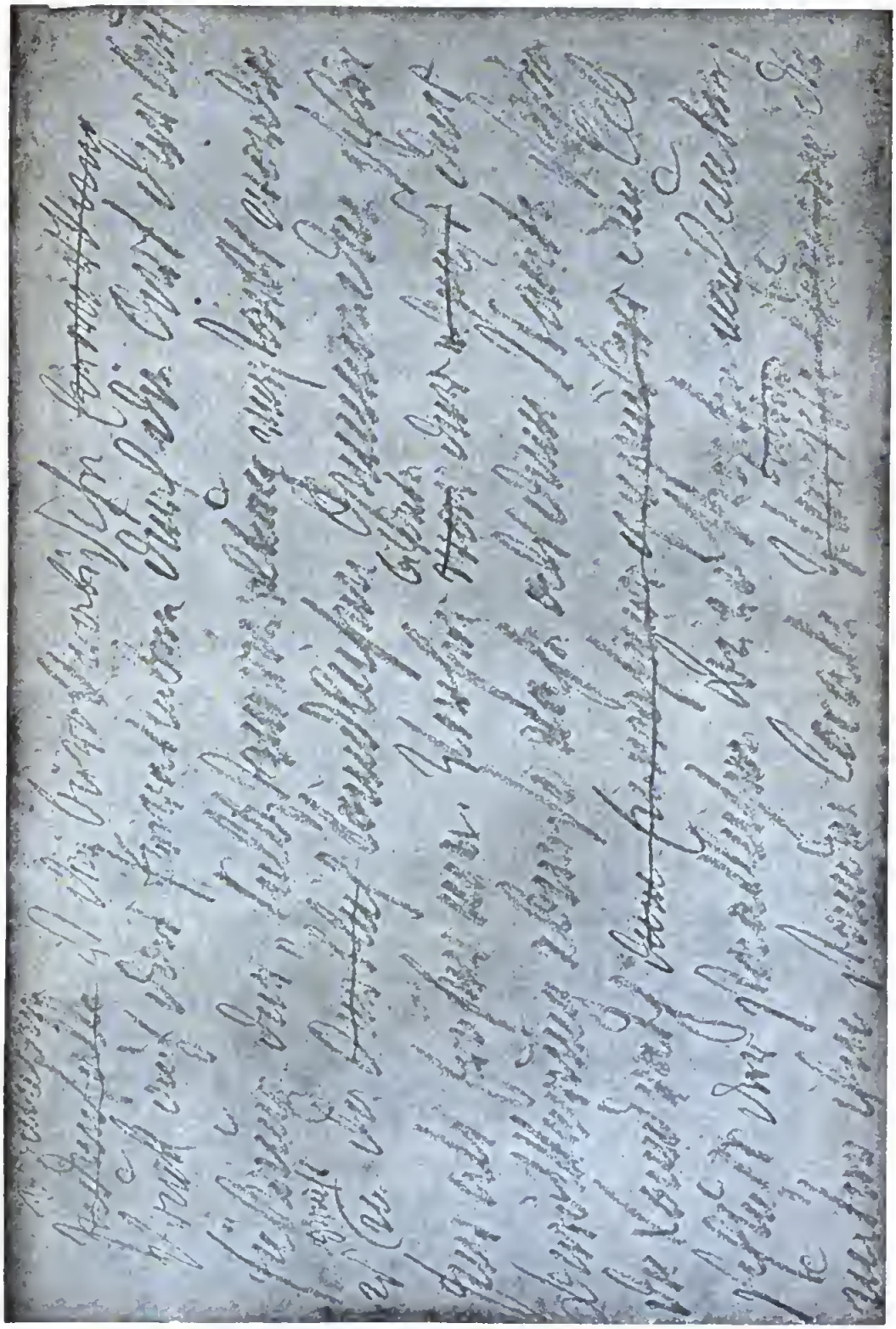
Gewiß, es gibt Gegenstände, die nicht den kleinsten Seitensprung vertragen, es sei denn ein scheinbares Ausbiegen, um mit gesteigerter Schnelle den ursprünglichen Weg fortzusetzen. Die klarsten und ernstesten Denker gehören zu diesen Richtungsmenschen; Spinoza, Kant, Schopenhauer. Von Aristoteles rühmte Herder mit schaudernder Bewunderung: ‚Er ist ein fester Knochenmann, wie der Tod, ganz Disposition, ganz Ordnung'. Schreiber von dieser Art werden bewundert, selten geliebt.

*

Ob ein Schreiber seine Pflicht gegen den Leser fühlt, oder ob er nur an sich selber denkend schreibt, das lehrt uns außer manchem anderm die Art, wie er Stoff und Darstellung *gliedert*. Der deutsche Schreiber ist im allgemeinem ein schlechter, weil zu karger Gliederer. So schauderhafte Beispiele ungegliederter Schreibweise wie in der Literaturgeschichte von Gervinus oder in der Römischen Geschichte von Mommsen kommen bei französischen oder englischen Schriftstellern von Ruf nicht vor. Bei Gervinus gibt es Abschnitte bis zu zehn großen Druckseiten ohne einen einzigen Absatz! Das Allerverschiedenartigste folgt pausenlos aufeinander; ohne größern Einschnitt als den Punkt müssen wir bei ihm von Iphigenie zu Tasso hinüber. Man erschrickt beinah, wenn einmal ein Absatz kommt, und entdeckt dann meist, daß er gar keine starke Gliederung bezeichnet. Ebenso gibt es bei Mommsen absatzlose enggedruckte Seiten bis zu einem halben Druckbogen und darüber. Dies ist keine Äußerlichkeit, sondern verrät einen Mangel an innerer Form und an Rücksicht auf die Fassungskraft des Lesers.

Der Reichtum oder die Kargheit des Gliederns läßt sich natürlich nicht ein für allemal durch eine Regel nach dem Ellenmaß bestimmen; der Gegenstand und die Darstellungsform, dazu die Aufnahmefähigkeit des Lesers entscheiden. Daß Verschiedenartiges schon für das Auge und dadurch für den innern Sinn durch Absätze, Kapitel, ja noch größere Abschnitte (‚Bücher') zu scheiden ist, gehört zu den Grundlehren des Schreibertums. Darüber hinaus fordert die besondere Schwierigkeit eines Stoffes besonders reiche Gliederung, damit der Leser von Zeit zu Zeit die Schrift, das Buch sinken lassen und nachdenken könne. Alle wahrhaft große Schriftsteller haben auf diese natürlichsten Bedingungen des Verhältnisses zwischen Schreiben und Lesen Rücksicht genommen. Um die einfache Zeichensetzung hat sich Goethe wenig gekümmert, in der Bezeichnung der großen Glieder war er ein Meister. Das Gleiche gilt von Schillers und Lessings Prosa.

Der Schreiber soll, wie das Wort Syntax (Schlachtreihe) ursprünglich besagt, als ein Feldherr handeln, der seine Truppen nicht in wirren Haufen übers Schlachtfeld verstreut, sondern sie zu gegenseitiger Unterstützung und zum gemeinsamen Wirken auf das Siegesziel hin wohlbedacht ordnet. Schon die *Raumverteilung* fordert strenge Selbstzucht: nahezu bei jedem Satze, sicherlich bei jedem Abschnitt soll sich der Schreiber den Raumsinn bewahren, der allein ihn vor dem Überwuchern des Nebensächlichen behütet und dem Wichtigen den gebührenden Umfang freiläßt. Sich über einen Gegenstand, der einem geläufig und lieb ist, mit ausschweifender Breite zu ergehen, zeigt keine Zucht und ist keine Kunst; Wegschneiden, Fallenlassen, Ausstreichen, Lichten und Sichten, um Raum zu gewinnen für das Hauptsächliche: das ist die Meisterschaft der Selbstbeschränkung. Was für ein Leben war es, das Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' zu schildern unternahm! Vom Verlassen des Gymnasiums, vom 17. Jahr, bis zum Tode des Kaisers Friedrich, nahezu 60 Bismarckische Lebensjahre — in zwei mäßigen Bänden von weniger als zusammen 700 großgedruckten Seiten. In 33 Kapitel von durchschnittlich 20 Seiten teilt sich ein Stoff, der die deutsche Geschichte seit Friedrich Wilhelm 4. und einen Teil



Aus den „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks (Blei-Handschrift).
Mit Erlaubnis der Cottaschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

der gleichlaufenden Weltgeschichte schildert. Und dieser in allem auf greifbare Klarheit ausgehende Schreiber findet selbst das einzelne Kapitel mit seinen vielen Absätzen zu spärlich gegliedert: er teilt es in drei, vier, fünf größere Unterabschnitte je nach der Wucht und dem Zusammenhang der Begebenheiten. Noch weiter geht in der zergliedernden Ordnung Goethe, wenn er seine nur 45 Seiten lange Schrift über Winckelmann außer in Absätze noch in 29 Unterteile zerlegt, ohne sein Kunstwerk zu zerstören.

Man kann in der Gliederung zu weit gehen, den Fluß der Gedanken verströpfeln lassen, eine Abhandlung, ein ganzes Buch in selbständige Einzelsätze auflösen, wie Nietzsche das unter dem Einfluß der französischen Aphorismenschreiber des 17. und 18. Jahrhunderts getan. Diese Übertreibung des Guten ist nicht so schlimm, wie die in vielen deutschen Büchern unerträglich zähflüssige Nichtgliederung. Freilich die bei einigen modischen Gecken übliche Einteilung in lauter kurze Absätzchen von 1—2 Zeilen gehört überhaupt nicht in die Lehre vom Stil, sondern in die von der menschlichen Eitelkeit. Der Erfinder war der ältere Dumas: er hatte sich für den Zeitungsdruck seiner Romane Zeilensold ausbedungen und trieb dann gemeine Zeilenschinderei. Diese war gewiß nicht der Anreiz zu folgender Schreibweise J. Schlafs in einem Prosabuch:

Nun bin ich vor unserm Haus.
Unserm Haus.
Mein Gott, diese Stille!

Sie ist einfach Wichtigtuerei mit kindlichem Mittel.

*

Sich mit dem Leser über die Raumverteilung auseinanderzusetzen, ist überflüssig, ja mißlich. Die richtige Einteilung zwingt sich selbst überzeugend auf, die falsche läßt sich schwer entschuldigen. Goethe allerdings durfte die Kürze seines Aufsatzes über Laokoon (von 1798) rechtfertigen: ‚Ein echtes Kunstwerk bleibt für unsern Verstand immer unendlich ... Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschöpfen.‘ Jeder andre Schreiber tut besser, dem Leser allein das Urteil über Länge und Kürze zu überlassen.

In neuster Zeit ist es in einem Teil der Gelehrtenwelt Brauch geworden, sich der Anmerkungen ganz zu enthalten, weil der frühere Mißbrauch den Spott über alle wissenschaftliche Schreiberei herausforderte. Wie sich die Liebhaber des Schachtel- und des Stopfstils für die fehlenden Anmerkungen zu entschädigen wissen, wurde schon gezeigt (S. 329). Eine andre Mode verlangt jetzt anmerkungslose Buchseiten und Sammeldruck aller Anmerkungen in einem Anhang. Dies hat zu noch größerem Mißbrauch geführt: die vom Buch gelösten Anmerkungen sind jetzt um so länger. Burdach hätte nicht gewagt, zu einem 20zeiligen Gedichtchen Goethes im Diwan mehr als sechs enggedruckte große Seiten einer fast ganz überflüssigen Anmerkung hinzuzuschwögen, wenn er sie nach dem alten Gelehrtenbrauch unter die Buchseiten hätte quetschen müssen. ‚Was wir Dichter ins Enge bringen, Wird von ihnen ins Weite geklaubt‘ (Goethe). Sind Anmerkungen unentbehrlich, so setze man sie in kürzester Fassung dahin, wo der Leser sie bequem benutzen kann: unten auf die Seite.

Carlyle der Brummbär hat einmal verlangt: wer zu einem dicken belehrenden Buche kein genaues Inhaltsverzeichnis mache, müsse gehenkt werden. Über die Strafart für solche Unterlassung mag man streiten; daß sie strafbar ist, unterliegt keinem Zweifel, wenigstens in solchen Fällen, wo ein Werk nicht bloß durchblättert oder einmal gelesen, sondern dauernd benutzt werden soll.

Zu allerletzt schreibt der Verfasser der kleinsten Abhandlung wie des dicksten Buches das, was der Leser zuerst erblickt: den Titel und die Abschnittüberschriften. ‚Ein schöner Titel‘, heißt es bei Lessing, ‚ist einem Buch noch nötiger, als einem Menschen ein schöner Taufname.‘ Freilich läuft hierbei die gewöhnliche Selbsttäuschung unter, wodurch aus einer bekannten Tatsache eine Ursache gemacht wird. Wie wir jetzt Wolfgang, Friedrich, Otto für die schönsten, ja die einzig möglichen Taufnamen Goethes, Schillers, Bismarcks

halten, so erscheinen uns Titel von sehr zweifelhafter Güte als vortrefflich, weil ihre Gegenstände so vortrefflich sind. Kabale und Liebe ist der schlechte Titel eines guten Dramas, und Goethes Natürliche Tochter würde trotz dem schönern Titel, den er seinem Stück in den meisten Briefen gab: Eugenie, schwerlich mehr gelesen werden. Titel sollen nicht irreführen, nicht zuviel sagen, nicht zu tiefsinnig tun. Die Alten und ihre großen Nachfahren bis zu unsern Klassikern trafen mit künstlerischer Schlichtheit fast ausnahmelos das Richtige; der Titel Kabale und Liebe wurde ja der Schillerschen ‚Luise Millerin' von Iffland als Verschönerung aufgeklebt. Die großsprecherisch langen Titel vieler deutscher und englischer Romane der Gegenwart, z. B. ‚Warum tönt dieser Mißklang durch die Welt?' von Ossip Schubin, oder ‚Schisse, die nachts vorüberfahren' von Beatrice Harraden, verblüffen ein Weilchen und werden dann vergessen. Nicht besser steht es mit den wichtigtuerischen Untertiteln G. Hauptmanns für seine elendesten Stücke, auch für die den großen Dichtungen Andrer nachgedichteten: ein Stück zu Spiel und Scherz, ein Nocturnus, eine Winterballade. Keller fügte sich den guten Gründen Vischers gegen den ursprünglichen Titel der Sieben Legenden: ‚Auf Goldgrund'. Matthias Claudius bemerkt einmal sehr fein: ‚Es ist sonderbar, daß man hinter kurzen abgebrochenen Titeln fast immer was Gutes findet, und hinter langen mit als und da und Vorder- und Hinterfüßen fast immer was Schlechtes.' Und Lessing meinte: ‚Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalte verrät, desto besser.'

In Erinnerung gerufen zu werden verdient noch Schopenhauers Satz: ‚Auf Büchertiteln mit seinen eignen Titeln und Ämtern zu prunken, ist höchst unpassend; in der Literatur gelten keine andern als geistige Vorzüge: wer andere geltend machen will, verrät, daß er diese nicht hat.' Viele Universitätsprofessoren vergessen nie, ihre sämtlichen Amtsbezeichnungen dem Leser vorzuhalten, damit er er nicht vergesse, daß er es mit einem festbesoldeten Manne der Wissenschaft zu tun habe.

Zweiter Abschnitt.

Anfang, Übergang, Schluß.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zustande. (Goethe.)

Der Verfasser glaubt nicht an eine allein seligmachende Regel für den Aufbau, ist vielmehr überzeugt, daß es ungefähr ebenso viele berechtigte Baustile gibt wie gute Schreiber und gute Stoffe. Dennoch darf er, mit vorsichtiger Zurückhaltung, einige leitende Grundsätze als durch die besten Prosaschriften bestätigt — nicht eigenmächtig aufstellen, sondern aus ihr ableiten. Obenan steht der Erfahrungsatz: Da die Teilnahme jedes Lesers an jedem Stoff und jeder Darstellung zufolge der seelischen Kraftgesetze über einen gewissen Punkt hinaus sinkt, so muß nach dem Maße des Sinkens entweder der Stoff oder, wenn dies durchaus nicht möglich, die Darstellung steigen, um den Verlust beim Leser auszugleichen. Die Gesetze für das Drama von der Spannung, der scheinbaren Ruhe, ja dem scheinbaren Rückschritt, vom neuen Anstraffen der Spannung, von einer letzten Steigerung gelten bis zu hohem Grade auch vom künstlerischen Aufbau der Prosa. Hierin liegt kein Widerspruch mit den Ausführungen auf S. 364 über die Möglichkeiten des Einsetzens: in manchen Dramen Shakespeares verkündet der Prologus vorweg das traurige Schicksal der Helden, ohne daß die künstlerische Spannung aufgehoben wird, und nur mit der künstlerischen haben wir es in der Stilkunst zu tun. Das Beispiel des Pythagoräischen Lehrsatzes mit seiner nachfolgenden Beweisführung (S. 359) entspricht ziemlich genau dem Prolog zu Romeo und Julia mit dem ihm folgenden Trauerspiel.

Aus dem allgemein menschlichen Nachlassen der seelischen Spannkraft folgt die Notwendigkeit, jede nicht auf einen Sitz zu lesende Schrift gemäß der Anteilsfähigkeit des Lesers so zu gliedern, daß jedes Glied einer möglichst gleichgespannten Aufmerksamkeit teilhaftig wird. Immer wieder muß die Pflicht des Sichversenkens in die Seele des

Lesers eingeschärft werden: dem Schreiber ist jeder Abschnitt gleich lieb, dem Leser kann er das nur durch die Kunst des Schreibers werden. Keine Kunst jedoch vermag das Naturgesetz von der Ermüdung der Sehnerven und der Hirnwindungen zu besiegen: gegen das Ende einer längern Schrift ist jeder Leser in andrer Verfassung als zu Anfang. Die berühmten harmonischen Perioden bis zu 200 Zentimetern und darüber büßen nach einer gewissen Zeit ihre Wirkung ein selbst auf den Leser mit gleichem Schreibstil. Die in der Luft schwebenden Bälle angefangener, durch geschachtelte Nebensätze unterbrochener Hauptsätze, angefangener Nebensätze, kurzer oder langer Schachtelstücke, Nebensatzenden, Hauptsatzschlüsse werden bei allzu lange fortgesetztem Periodenballspiel nicht mehr aufgefangen, sondern fallen plump zu Boden. Der einsichtsvolle Schreiber wird daher in den letzten Teilen einer auf einmal zu lesenden Schrift immer kürzere Absätze, immer einfachere Sätze bauen, um seinen Leser bis zuletzt festzuhalten.

Wo es sich um eine Beweisführung handelt, müssen wir vom Bekannten über das weniger Bekannte zum Unbekannten aufsteigen; nie darf der Leser schwankenden Boden oder Abgrundleere fühlen, sonst ist der Zweck des Schreibens dahin. Die nichtbeweisende Darstellung gliedert sich nach dem menschlichen Urgesetz vom Reize des Wechsels und wird im allgemeinen vom schwächern zum stärkern Reiz aufsteigen, ohne daß dieser Aufstieg in ungebrochener Linie zu erfolgen braucht. Die Zwischenglieder, die, ohne selbst zu fördern, zur Festigkeit des Baues nötig sind, müssen so fesselnd werden, wie es der Stoff ohne Stilgaukelkünste erlaubt. Dasselbe gilt für die ja unvermeidlichen Schritte auf ebener Fläche, denen der Spannungsreiz des Stoffes mangelt. Über allen diesen Grundsätzen und Grundgesetzen des Aufbaues steht das Eine, das not tut: möglichst vollkommne Beherrschung des Gegenstandes. Wie diese sich ihr Eigenwort erzwingt, so ihren eignen Bau. Des alten Cato tiefer Satz *Rem tene, verba sequentur* (Habe die Sache, so folgen die Worte) läßt sich mit gleicher Wahrheit abwandeln in: *dispositio sequetur* (so wird die Einteilung folgen). Wo wir eine grundschlechte Gliederung finden, da ist sie der untrügliche Beweis des Mangels an sachlicher Klarheit. Es gäbe keine Möglichkeit, anordnende Stilkunst zu lehren und zu üben, wenn die schöpferkräftige Herrschaft über die Sache nicht das Allermeiste täte.

*

Nichts ist so schwer wie das Anfangen, es wäre denn — das Schließen, und für manchen Schreiber der Übergang. Ohne Scherz: gut anfangen können viele Schreiber, die am Schließen scheitern. Schreiber dieser Art sind jene begabten Stümper, denen, wie etwa den dramatischen Dichterlingen, ein bestechender Einfall kommt; dieser wird an den Anfang gesetzt, weckt die größten Erwartungen, enttäuscht uns im Verlauf, strandet zuletzt auf der Sandbank der Ohnmacht. Ein guter Anfang, der nicht als solcher durch den ganzen Aufbau erwiesen wird, ist keiner. Goethe bezeichnete als das Wesen des Dilettanten: ‚Was ihm eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert.‘

Welche Forderungen sind für den Anfang zu stellen? Gibt es keine durchweg zutreffende Regel zum Finden des guten Anfangs? Doch, es gibt eine, immer die gleiche wie für alles Wichtigste der Stilkunst; die vollkommne Klarheit über den Gegenstand. Mit dieser Klarheit darf der Anfang sehr einfach, sehr gewöhnlich sein: er ist der rechte, wenn er uns in die Klarheit des Folgenden geleitet. Hingegen ist der glanzvollste Anfang, auf den nichts Rechtes folgt, so wenig wert wie eine Protzenpforte zu einem öden Kasernenbau, oder eine Prunktreppe, die zu Dachkammern emporführt. Habe die Sache, so hast du den Anfang, vorausgesetzt daß dir der Zweck alles Schreibens bewußt ist: dem Leser deinen Gedankengang aufzuzwingen. Du kannst es je nach dem Gegenstande, je nach dem Leser und je nach deiner Eigenart auf sehr verschiedene Weise mit dem Anfang halten, — eines wirst du in allen Fällen wünschen: den Leser durch den Anfang zum Anhören des Folgenden zu bestimmen. Je größer die Anziehungskraft des Stoffes, mit desto schwächeren äußern Mitteln darf man sich fürs Anfangen begnügen.

Der griechische Dichter, der Achilleus und dessen Zorn bei seinen Hörern als bekannt voraussetzte, durfte ganz schlicht beginnen: ‚Den Zorn besinge, o Muse, des Peliden Achilleus!‘, um der Aufmerksamkeit sicher zu sein. Tacitus eröffnete sein großes Geschichtswerk mit dem schlichten Tatsachensatz: *Urbem Romam a principio reges habuere* (Die Stadt Rom hatten vom Anfang an Könige inne). Und Griechenlands größter Geschichtschreiber beginnt sein Werk mit klassischer Einfachheit: *Thukydides, Bürger von Athen, hat den Krieg der Peloponnesier und Athener beschrieben, wie ihn beide Teile gegen einander geführt, und hat das Werk gleich beim Ausbruch des Krieges begonnen in der Voraussicht, daß er sehr bedeutsam und viel merkwürdiger als alle früheren werden müsse.*

Bismarck bedurfte für den Anfang seiner politischen Lebensgeschichte keiner hochgeschwellten Einleitungsphrasen, sondern konnte rein sachlich einsetzen: *Als normales Produkt unsres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei.* Ein meisterlicher Anfang: sogleich haben wir es mit dem heranreifenden Jünglinge zu tun, mit dessen Ansichten über die Grundfragen des Glaubens und des Staatslebens, und sind mit Recht gespannt zu erfahren, wie sich aus dem pantheistischen und republikanischen Jüngling der gottgläubige Vorkämpfer der Königsgewalt entwickeln werde. Dem Schreiber Bismarck stand diese Entwicklung in leuchtender Klarheit vor den rückschauenden Augen: so war ihm jener Ausgangspunkt der natürlichste, darum wirksamste.

Die Berechtigung des Anfanges soll nicht erst durch späteres Überprüfen des Lesers erkannt werden; sie muß beim ersten Lesen selbstverständlich erscheinen, selbst dann, wenn der Anfang so überraschend wirkt wie etwa in Vischers Roman: *Auch Einer — von denjenigen nämlich — kurz man versteht mich. Wer es darf, hebe den ersten Stein gegen ihn auf! Ich meinesteils gedenke es nicht zu tun. — Ich traf ihn auf dem Dampfboot, mit dem ich auf einer Schweizerreise über den Zuger See fuhr.* Wir fühlen sofort: hier wird uns von dem ungewöhnlichen Seelenleben eines ungewöhnlichen Menschen Kunde werden, und für solchen Stoff ziemt sich gar wohl solcher Anfang. Doch nur bei einem Schreiber, der in sich die Kraft spürt, nicht bloß ungewöhnlich anzufangen. Dem ohnmächtigen Fortsetzer würden wir einen Anfang nicht verzeihen, der uns nur für kurze Zeit verblüfft hätte und dem die enttäuschende Öde gefolgt wäre.

Den Leser festzuhalten gilt's beim Anfangen; mit losem oder straffem Griff, nur still soll er uns stehn. Ob eine Saite leise angerührt, ob sogleich ein starker Vollklang angeschlagen wird, — aufhorchen soll der Leser beim ersten Ton. In einer Schrift über den amerikanischen Dichter Walt Whitman setzt Johannes Schlaf ein mit einem 12 Seiten langen Gerede über die ganz absonderliche Kunstweise seines Helden, sagt uns aber erst auf der 13. Seite, wer der eigentlich war. Also zwölf Seiten lang flimmert eine Kunstweise ohne ihren Künstler nebelhaft vor unserm Innenauge. — Oder Julius Hart beginnt jeden der zwei ersten Abschnitte eines Büchleins über Tolstoi: ‚Warum und wozu schreibe ich über Tolstoi?‘ Das zweite Mal fügt er noch hinzu: ‚Was soll ich von ihm sagen?‘ Der wohlwollendste Leser wird ihm ungeduldig erwidern: Wenn dir das nicht vor dem ersten Federstriche klar war, so hättest du noch warten sollen, ehe du uns über Tolstoi zu belehren unternahmst. — Tieck schreibt für den ersten Druck von Kleists Prinzen von Homburg eine damals, bei der Unwissenheit über den großen unglücklichen Dichter, sehr notwendige Einleitung, die aber drei Seiten leeres, überflüssiges Geschwätz allgemeinster Art enthält, dann auf anderthalb Seiten über das Stück spricht. — Und Willibald Alexis beginnt seinen Roman ‚Ruhe ist die erste Bürgerpflicht‘:

‚Und darum eben‘, schloß der Geheimrat. In seiner ganzen Würde hatte er sich erhoben und gesprochen. Charlotte hatte ihn nie so gesehen. Der Zorn strömte über die Lippen, bis vor dem Redefluß des Kindermädchens die allzeit fertige Zunge verstummte. Sie war erschrocken zurückgetreten, bis sie sich selbst verwundert an der Tür fand.

Die ersten Worte spannen uns; dann aber beginnt die Unverständlichkeit: Wer ist Charlotte? Ist sie die Herrin oder wer sonst? oder ist sie gar das Kindermädchen? Und dann: wir haben doch nur von dem Redefluß des Geheimrats vernommen und hören nun von dem eines uns unbekannten Kindermädchens. Willibald Alexis hat selten so gesucht und so verworren eingesetzt.

*

Sind Einleitungen notwendig? Eine allgemein gültige Regel gibt es nicht, es sei denn die, daß die Einleitung ihrem Namen entspreche: daß sie in einen sonst schwer zu überschauenden Gegenstand hineinleite. Wenn Hegel zu seiner Phänomenologie des Geistes auf eine Vorrede von 56 Seiten noch eine Einleitung von 13 Seiten folgen läßt, so beweist dies Hegels Unklarheit und schriftstellerisches Ungeschick. Die Einleitung soll die Stimmung vorbereiten, oder sie soll einiges zum Verständnis Notwendige kurz vorausschicken, sich aber nicht breitspurig vor- und aufdrängen.

Noch dieses läßt sich als allgemein gültige Wahrheit über das Anfangen sagen: es ist nicht durchaus unzulässig, mit etwas zunächst Unverständlichem zu beginnen, nur muß dieses Unverständliche sich durch die seltsame Form so tief einprägen, daß es später leicht wieder auftaucht und verstanden wird. Die Anfänge der meisten großen Dramen sind nicht ohne weiteres verständlich, fesseln aber durch ihren Ausdruck so lange, bis sie ihr volles Licht empfangen. Man prüfe daraufhin die Hauptdramen Lessings, Goethes, Schillers, Shakespeares; oder die ersten Zeilen bei großen Erzählern wie Dickens (im ‚Weihnachtslied'): *Marley war tot, damit wollen wir anfangen. Kein Zweifel kann daran bestehen. Der alte Marley war tot wie ein Türnagel.* — Oder bei Edgar Poe (im ‚Anklagenden Herzen'): *Allerdings krankhaft erregt, fürchterlich erregt war und bin ich; warum aber mich wahnsinnig nennen?* Diese stark angeschlagenen Töne klingen durch das Folgende hindurch, bis ihre Schwingungen in neue, verständlichere Akkorde übergehen.

Das Anfangen ist eines der wenigen Stilkunstgeheimnisse, die sich bis zum gewissen Grade — wenn nicht nachahmend, so doch beobachtend erlernen lassen. Man lese die Anfänge der größten Prosawerke mit einem die Absicht und den Eindruck ermessenden Forscherblicke, und man wird einen sichern Gewinn davontragen. Die allgemeinste Wahrnehmung wird die sein, daß die Meisterwerke der Prosa sehr einfach einsetzen. Die Vorrede zu Lessings Laokoon hebt an: *Der erste, welcher die Malerei und Poesie miteinander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle ... Ein Zweiter suchte ... Ein Dritter ... bemerkte usw.* Dann folgt: *Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.* Schon sind wir mitten in der Sache.

Seine Abhandlung über die Fabel beginnt Lessing so einfach, aber so kraftvoll wie möglich: *Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel;* von hier aus ist der Übergang zur Fabel im engern Sinne so leicht wie selbstverständlich.

Der junge Goethe eröffnet seine Besprechung von Sulzers ‚Schönen Künsten' mit dem leicht hingeworfenen Satze: *Sehr bequem ins Französische zu übersetzen, könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt sein;* für Goethes und seiner jungen Zeitgenossen Auffassung von der Minderwertigkeit aller französischen Schreiberei war damit Sulzers oberflächliches Gesalbader eigentlich schon abgetan. Man stelle sich vor, mit welchen allgemeinen Redensarten ein neuerer Schreiber seine erste, Jahre hindurch ersehnte Reise nach Italien schildern würde. Goethe beginnt seine italienische Reise mit verblüffender Einfachheit: *Am 3. September früh 3 Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte.* Und die Kampagne in Frankreich, also seine Teilnahme an dem bis dahin wichtigsten Ereignis seines reisen Lebens, der Französischen Revolution, setzt nicht ein mit einer weit ausholenden Einleitung über die Ursachen dieser Kampagne, sondern so schlicht und wasserhell wie möglich:

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den Älteren, königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und ...

Wir sind schon mittendrin und verstehen alles Folgende ohne weitschweifige Erklärung.

Goethe lieſt nach langem Zaudern endlich Byrons Kain und ſchreibt ſein Urteil nieder. Mit welcher ſchwülſtigen Einleitung aus dem vierten Raum würde heute der erſtbeſte Fölljetongſchreiber beginnen; mit welchen Zirkusſprüngen einer unſrer zeitgenöſſiſchen ſich als dichtergleich aufſpielenden Kritiker! Wie kindlich einfach ſchreibt der Dichter des Fauſt über das von ihm grenzenlos bewunderte Werk ſeines nach Schillers Tode größten Mitſtrebenden: *Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nehme ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Anſtaunen und Bewundern aufregte.*

Wie Goethe, ſo Schiller: über die größten Gegenſtände die einfachſten Anfangsworte. Seine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen beginnen mit einer Schlichtheit, die den meiſten heutigen Kunſtſchreibern ein mitleidiges Lächeln erregen würde: *Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der . . .*

Gleichfalls ſehr einfach, aber ſchon aus ganz anderm Ton gehen die Eingangſätze in Viſchers Werke ‚Das Schöne und die Kunſt‘: *In ein glänzendes Reich des Lichts führt uns die Wiſſenſchaft der Äſthetik; es verknüpft ſich mit ihrem Gegenſtande das Gefühl reinſter Freude. Vom Schönen wird jeder erquickt; die Liebe zu ihm iſt allen angeboren; es hat keine Feinde.* Hiermit vergleiche man die großartigen Anfänge eines unſrer neuſten Kunſtſchreiber, etwa Poppenbergs, über geätztes Leder oder über den Bau von Kraftwagen!

Schiller ſammelt ſeine ‚Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt‘ und beginnt: *Gemein iſt alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht und kein andres als ſinnliches Intereſſe erregt.* Und die Vorrede zu ſeinem Abfall der Niederlande fängt an mit einer uns rührenden Rechtfertigung ſeines Unterfangens: *Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution in Watſons vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsaktionen nur ſelten erheben.* Wie man mit ſolchen nicht im mindeſten geiſtreichen Anfängen ein Klaſſiker werden konnte, iſt unſern heutigen ſo unvergleichlich großartigeren Seiltänzern des Stils, des im- und des expreſſioniſtiſchen, ein unlösbares Rätſel.

Wie einfach und groß beginnt Niebuhr ſein Lebenswerk: *Ich habe es unternommen, die römiſche Geſchichte zu ſchreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Auguſtus' Alleinherrſchaft über die römiſche Welt unbeſtritten anerkannt wurde.* — Wie klar und ſchlicht ſetzt Chamiſſo in ſeiner ‚Reiſe um die Welt‘ ein: *Wer mich teilnehmend auf der weiten Reiſe begleiten will, muß zuvor erfahren, wer ich bin, wie das Schickſal mit mir ſpielte, und wie es geſchah, daß ich als Titulargelehrter an Bord des Rurik ſtieg.* — Wie wunderſchön eröffnet Jakob Grimm ſeine Geſchichte der deutſchen Sprache: *Weder das in ungemeſſener Zeit von den höchſten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht, noch die am Geſtein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unſere älteſte Geſchichte her, welche erſt anhebt, wann Menſchen auftreten.*

Der Major Helmut von Moltke ſchreibt 1843 einen großen Aufſatz über Grundſätze für die Richtung von Eiſenbahnen, zu einer Zeit als den meiſten Leſern alle Vorkenntniſſe über das neue Verkehrsmittel fehlten, und in den erſten Sätzen bietet er alles Notwendige zum Verſtändnis der bedeutſamen Abhandlung: *Viele und denkende Männer halten die Eiſenbahnen uſw. . . ., andre betrachten ſie . . ., die allgemeinere Anſicht indeſſen iſt, daß dieſes neue Verbindungsmittel . . .* In nur drei Sätzen werden die zahlloſen, damals ſehr verworrenen Anſichten über die Frage dargelegt, und nun kann der Schreiber ſelbſt einſetzen.

Ihering leitet seinen Kampf ums Recht mit dem kurzen wuchtigen Satz ein: *Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu ist der Kampf.* Alles hierauf Folgende ist nur die Ausführung dieses Leitsatzes, der ähnlich wie in Wagners Opern immer wieder heraufklingt.

Ungemein schwierig sind die wirksamen Anfänge der einzelnen Abschnitte eines Sammelwerkes über einen ungeheuren Gegenstand. Mit kleinen Kunstmittelchen ist hier nicht viel ausgerichtet; nur aus der vollen Herrschaft über den Stoff läßt sich der notwendige Wechsel schöpfen. Man denke z. B. an ein Riesenbuch wie Brehms Tierleben, das ja nicht bloß ein Wörterbuch der Tierwelt, sondern ein durchweg fesselndes Lesewerk sein wollte, und prüfe die schriftstellerische Meisterschaft Brehms an dem Eingang des Abschnittes über den Löwen: *Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichtes genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das Tier kennen lernten, vom Grunde des Herzens beizustimmen: der Löwe ist der König der vierfüßigen Räuber, der Herrscher im Reiche der Säugetiere.* Er knüpft an den Gesamteindruck jedes Lesers vom Löwen an und spricht einen scheinbar abgedroschenen Satz in so neuer Form aus, daß wir mit einem Schritt dicht vor dem König der Tiere stehen.

Es gibt keinen einzigbesten Anfang; der Humor hat das gleiche Recht wie der Ernst, und Heinrich Seidel durfte seine doch nicht ausschließlich scherzhafte Lebensgeschichte beginnen: *Es geht eine dunkle Sage, daß der Urahn meiner Familie wegen irgendeines Verbrechens aus der Schweiz entflohen sei. Man nagelte dort, da man seiner selbst nicht mehr habhaft werden konnte, sein Bildnis an den Galgen, er aber wandte sich nach Sachsen und gründete dort ein zahlreiches Geschlecht, wie ja denn noch heute der Name Seidel in Sachsen häufig ist.* Jetzt wissen wir, diesem Schreiber ist nichts Menschliches fremd, und er wird uns noch etwas mehr als das Leben eines Einzelmenschen kennen lehren.

*

Die mittelmäßigen und die schlechten Schreiber, sind überzeugt, man dürfe nichts in der Welt ohne Übergänge darstellen, und halten für einen glänzenden Stilmeister den luftigen Brückenschläger über die breiten Klüfte zwischen den einander fremdesten Gegenständen. Es steht mit den Übergängen nicht anders als mit jedem andern Teil der Stillehre: nur das Natürliche, das Notwendige ist zweckmäßig, also schön; alles Erkünstelte und Überflüssige ist wertlos, mag die Künstelei scheinbar noch so geschickt geübt sein. Innerer Zusammenhang der Dinge fordert und erzeugt darstellende Überleitung; das für den Menschenverstand Zusammenhanglose bleibt ohne Übergang. ‚Die gut zugehauenen Steine schließen sich ohne Mörtel aneinander', heißt es treffend hierüber bei Cicero. Ein Arzt, der ein Lehrbuch über innere Krankheiten schreibt, braucht keinen Zusammenhang zwischen Typhus und Krebs zu erklügeln, denn die Natur kennt keinen; sondern er darf, ja muß in zwei selbständigen Abschnitten jedes der beiden Leiden behandeln. In der Literaturgeschichte gibt es erkennbare innere Zusammenhänge, und ein Literaturgeschichtschreiber darf nicht wie der Sammler eines Schriftstellerkalenders arbeiten. Dennoch führt es zum täuschenden Verdunkeln der wissenschaftlichen Wahrheit, wenn der Schreiber auf diesem Gebiete durchaus überall Zusammenhänge und Übergänge zurechtbosseln will. In jeder Kunst stehen zu allen Zeiten Einzelmenschen ohne sichtbaren Zusammenhang nebeneinander, während Andre durch Zeitgenossen bedingt schaffen. Erkünstelte, redensartliche Übergänge verwischen das Wesen der großen Kunst, pferchen Menschen und Dinge, die nichts Gemeinsames haben, auf dem geduldigen Papier zusammen, und was wie ein unschuldiges Stilmittelchen aussieht, wird zum wissenschaftlichen Truge.

Die Franzosen tadeln mit Recht die mit großer Mühe erdrechselten nutzlosen Übergänge in Boileaus zweitem Gesange des *Art poétique*. Er bespricht die verschiedenen Dichtungsarten, zwischen denen gar kein innerer Zusammenhang besteht, und müht sich ab, schöne Verbindungsfäden zu spinnen. Ein scharfer Beurteiler nannte dies die Kunst,

zwei Parallelen sich durchaus treffen zu lassen. Die lehrreich abschreckendsten Beispiele der unechten Übergänge findet man in den Wochenrundschauen politischer Zeitungen. Im Hirn ihrer vielgewandten Verfasser geht es zu, wie es im Faust beschrieben wird:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Jedes wird mit jedem verknüpft, der König von Portugal mit dem von Dahomey, ein Mordfall in Berlin mit einer Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Ebenso schön, nur noch etwas schnurriger, sind gewisse Festreden, z. B. die an Akademien und Universitäten, mit einer Abhandlung über den Zitteraal beginnend, mit dem Hoch auf den Kaiser schließend. Wo man solcher Reden habhaft werden kann, da lerne man an ihrem letzten Übergange den Unterschied zwischen natürlichem und unnatürlichem Stil, denn zu etwas anderm ist dieser im Schweiße der Denkerstirn geschnitzelte Übergang nichts nütze. Börne berichtet einen schönen Übergang des Festredners Oken vom Zahlengesetz der Wirbelknochen auf Ludwig 1. von Bayern.

Den Schaumschläger erkennt man an wenigen andern schriftstellerischen Merkmalen so sicher wie an seinen unechten Übergängen. Es ist damit wie mit einem pfuschenden Tischler, der mit einem schlechten Leim gearbeitet hat: es hält nicht, die Stücke klaffen alsbald auseinander. Wo kein innerer Zusammenhang den Übergang fordert, da kann er ja nur durch Blendwerk vorgespiegelt werden. Der Übergang soll ehrlich sein oder er soll gar nicht sein. Es gibt Gedankenreihen, die wegen der Grundverschiedenheit der Gegenstände durch keinen Übergang zu verbinden sind; in solchen Fällen scheue man sich nicht vor einem einfachen ehrlichen ‚ferner, sodann, nun, hierauf, außerdem, anderseits' usw. Lieber noch scheinbar unkünstlerisch als tatsächlich unwahr; aber das Angemessne ist nicht einmal unkünstlerisch. Taeitus erdrechselt keine kunstvollen Übergänge, wo keine erkennbaren Zusammenhänge sind, sondern begnügt sich mit dem ehrlichen *Transeo ad* (Ich gehe über zu) ... Wie bequem macht sich Goethe in Dichtung und Wahrheit den Übergang vom Straßburger Münster auf seinen Tanzunterricht:

Kann man bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erharren, so gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend frisch wie reife Früchte weggenossen werden müssen. Es sei mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird.

Dies ist die Art der wahrhaftigen Schreiber. Es wäre Goethen eine Kleinigkeit gewesen, zwischen dem Straßburger Münster und seinem Unterricht bei dem französischen Tanzmeister einen symbolistischen Scheinübergang zu erleimen, etwa aus der ‚Wiege seiner Deutschheit' zum ‚Sprungbrett in den Universalismus'; er verschmähte ihn aus redlichem Sinn und richtigem Stilgefühl.

Der schriftstellerisch unfähige gelehrte Literaturforscher Richard Wülker geht in seiner Geschichte der englischen Literatur von Byron auf Shelley über: *Neben Byron steht geistesverwandt sein Freund Shelley, aber trotz vieler Ähnlichkeiten auch wieder eine ganz andre Natur.* Dies ist recht lächerlich, aber es ist ehrlich, so ehrlich wie die bekannten Übergänge unsrer lieben kleinen Untertertianer: ‚Ein ganz andrer Charakter als Cäsar war Pompejus.' Man sollte nur die Tertianer nicht zwingen, sich einen schöneren Übergang zu erkünsteln, — sie würden dann zehn Jahre später als Wochenrundschreiber oder als Ergründer des Geheimnisses der dichterischen Zeugung keine Zusammenhänge erschwindeln, die es nicht gibt.

Ich wähle mit Vorliebe die Beispiele für die verschiedenen Formen der Stilunwahrhaftigkeit aus einer gewissen Richtung unsrer neusten Literaturwissenschaft, weil mir kein andres Gebiet so genau bekannt ist, und weil es schwerlich ein andres gibt, auf dem mit

so leicht durchschaubaren Stilmittelchen eine Wissenschaft vorgespiegelt wird, die es nicht gibt noch geben kann: die der Nichtdichter von den Geheimnissen des Dichtens. Sprichwörtlich berühmt geworden sind die gewaltsamen Übergänge Richard Meyers. Da er seinem Hauptwerk, der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, eine unmögliche, weil nicht durch die natürliche Stufenfolge bedingte Gliederung nach Jahrzehnten zu Grunde gelegt hatte, so mußte er die in der Wirklichkeit nicht vorhandenen Zusammenhänge zwischen den einander wildfremden Schriftstellern durch gewaltsame Scheinübergänge erzwingen. Selten hat sich ein Fehler im Grundgerüst eines Buches so furchtbar gerächt. Eben hat Meyer gesprochen von Ernst Moritz Arndt, dem urgesunden tüchtigen Werksmanne der Tat, und gleich darauf heißt es: *Aber der gleiche (!) Geist der Aktivität (!) ergreift selbst den weltscheuen, früh gebrochenen Träumer* (Hölderlin). Oder es folgt auf Chamisso—Varnhagen, der *erst recht keinen Schatten wirft, und erst recht fehlt das Solide* (wie dem Peter Schlemihl) *dem leibhaften Weltdurchbummler in den literarischen Siebenmeilenstiefeln: dem Fürsten Pückler.* Von Annette von Droste-Hülshoff muß ein Übergang auf — Heine gefunden werden; nichts leichter als diese Unmöglichkeit: *Im Gegensatz zu den späten Erfolgen Annettens hat Heinrich Heine fast von Beginn seiner Tätigkeit Triumphe gefeiert.* Hätte Annette schon früh Erfolg gehabt, so wäre der Übergang noch leichter gefunden worden. Ein andrer Übergang von Heine führt zu Scherenberg. Auf die Jüdin Rahel Lewin folgt der päpstliche Görres; der Übergang ist sehr einfach: *Auch Joseph Görres, der Begründer der ultramontanen Partei in Deutschland, ist nur Redner* (wie Rahel!). Gleich darauf wird übergegangen zu — E. T. A. Hoffmann: *Anschauung ist auch das große Geheimnis der Kunst, mit der ...* Meyer läßt auf Kerner folgen — Ludwig Börne und erfindet diesen Übergang: *Kein so glückliches Los ist einem Freiheitskämpfer (!) andrer Art gefallen.* Von Börne führt der Übergang zu Schopenhauer: *Eine Streiternatur wie Börne, aber freilich für ganz andere Ideale.* — Einer späteren Ausgabe wurde eine natürlichere Gliederung zugrunde gelegt: weg waren die meisten der unnatürlichen Übergänge.

Der Grund solcher trügerischen Übergänge ist bei Meyer und vielen seiner Fachgenossen der: es soll der Schein erweckt werden, als rieselten, durchsichtig bis auf den Grund, vor den Augen dieser undichterischen Schreiber die tiefsten, die geheimsten Quellen des dichterischen Schaffens ganzer Jahrhunderte; oder als hörten sie, wie Keller einmal ärgerlich gegen die anmaßende Schaumschlägerei der Schererschen Schule losfuhr, ‚das Gras wachsen und wüßten besser, woher und wie die Dichter leben und schaffen, als diese selbst'. Nichts darf nach der Meinung dieser Alleswisser und Allesbesserwisser für die Wissenschaft zusammenhanglos bleiben, überall muß es Übergänge geben, und da die Natur keine oder doch keine erkennbare geschaffen, so muß die Wissenschaft durch Stilkünsteleien dem Mangel abhelfen. Wie bezeichnend ist es, daß Erich Schmidt, der im Eingang zu seinem ‚Lessing' die Unmöglichkeit des Erforschens der künstlerischen Zeugung ehrlich bekennt, von der unerträglichen Sucht frei bleibt, gekünstelte Zusammenhänge und Übergänge zu erdrechseln.

Ein sehr beliebter Trugübergang ist der mit ‚und'. Man hüte sich vor dem falschen ‚und', das ursächliche oder sonstige Verknüpfungen vorspiegelt, wo es keine gibt oder wo man doch keine erforscht hat. Wir stehen bei Goethe um 1776, und nun heißt bei R. Meyer: *Und an die Lieder von Leipzig* (1768!) *und Sesenheim* (1771!) *schließt sich* (?) *eine neue Perlenschnur schöner Gedichte: Der du von dem Himmel bist, Füllest wieder Busch und Tal* (1776!). Sogleich geht's weiter mit ‚und', als ob das Eine aus dem Andern folge: *Und manche Entwürfe reihen sich an,* nämlich zu dramatischen Arbeiten, die gar nichts mit jener Perlenschnur zu tun haben. Oder es wird berichtet, daß der junge Goethe nach der Rückkehr von Leipzig Wieland liest und sich mit dessen Lebensauffassung vertraut macht: *Und schon knüpft sich ganz im Sinne (!) dieser Lebensphilosophie (!) ein neues Liebesverhältnis an, zu Charitas Meixner,* als ob der junge Goethe zu so unschuldiger Jünglingsschwärmerei den leichtfertig schlüpfrigen Wieland

hätte lesen müssen! *Und bald erhebt sich sein Geist auch wieder zu eigenem Schaffen. Er liest Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte...* Also zwischen Wieland und Charitas Meixner und den Nachwirkungen von Arnolds Ketzergeschichte werden durch scheinunschuldige Unds und Auchs Zusammenhänge erleimt, die niemals in Goethes Leben bestanden haben. — Ähnlich bei Scherer, dem für seine Schule tonangebenden ‚Und'-Schreiber: *Die Leiden des jungen Werther erschienen 1774; und, obgleich sie ganz deutsch waren, so eroberten sie doch binnen kurzem die Welt.*

Solches Vorspiegeln nicht vorhandener Zusammenhänge ist nicht auf die Literaturwissenschaft beschränkt; wir finden sie überhäufig bei gewissen neunklugen Geschichtschreibern, besonders bei Karl Lamprecht. Dieser will einen engen weltliterarischen Zusammenhang für Fuldas ‚Talisman' erfinden; das macht er so: *Im Übrigen (!) konnten die Stoffe zu den neuen Dramen am besten (?) fremden Literaturen entnommen werden, namentlich den phantastischen des Orients (?). Und damit* [sonst nicht!] *war die Möglichkeit eines entscheidenden Wurfes für Fulda gegeben.* Dann folgt sein ‚Talisman'. Nun war aber dieses Stück, dessen Grundstoff sich schon bei Andersen findet (‚Des Kaisers neue Kleider') außer jedem Zusammenhang mit der orientalischen Literatur entstanden, mehr oder minder frei erfunden; Lamprechts ‚und damit' ist nur das wortmachende Ergaukeln eines unauffindbaren innern Zusammenhanges.

Der Leser überzeuge sich selbst von der Verwerflichkeit solcher Übergangskünsteleien durch den Vergleich mit den natürlichen und redlichen Übergängen auf jeder Seite unsrer Klassiker und Nachklassiker. Absichtlich werden hier nur noch zwei Beispiele für die Kunst des Überganges angeführt, die beide beweisen, daß ein sachlicher Schreiber gar keiner besondern Künste bedarf, um den Leser liebreich von Gegenstand zu Gegenstand zu führen. Goethe hat in Dichtung und Wahrheit (Buch 10) von dem kranken Herder gesprochen und will übergehen zum Straßburger Münster. Welche geheimnisvolle Gespinste, ähnlich des Kaisers neuen Kleidern, würden solche Meister des nebelspaltenden Überganges wie Scherer, Meyer, Lamprecht zwischen dem kranken Herder und dem Münster weben und wirken! Goethe führt uns ebenso einfach wie liebreich hinüber: *Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenstube ..., begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters.*

Obgleich sich im Kriege gewiß alle Ereignisse gegenseitig bedingen und für den Oberfeldherrn in ihren Zusammenhängen offen liegen, begnügt sich Moltke doch mit den einfachsten Übergängen von einem Kriegsschauplatz zum andern und versucht keine erkünstelten Zusammenschweißungen. Er hat die Kämpfe der deutschen Zweiten Armee geschildert und wendet sich nun zu denen der ersten: *Während der Kämpfe der Zweiten Armee an der Loire hatte General von Manteuffel (von der Ersten Armee) nach dem Siege von Amiens den Marsch auf Rouen angetreten.* Ich rate dem Leser, sich doch lieber Goethe und Moltke zum Muster zu nehmen, als den berühmtesten jener Gelehrten, die alle Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde, oder doch zwischen Himmel und Hörsaal, erforscht haben, oder — durch schleimig schmeidige Übergänge so tun, als ob.

*

Die altrömischen Schriftsteller über Stil haben die Kunst des Schließens nur vom Standpunkte des öffentlichen Redners, besonders des Gerichtsredners, betrachtet, demzufolge die möglichst tiefe Augenblickswirkung der letzten Sätze empfohlen. Gewiß, eine große Versammlung wie der römische Senat, oder eine aufgeregte Volksmenge, oder gar ein Gerichtshof, der unmittelbar nach der Rede des Verteidigers zum Urteil schreitet, lassen sich durch einen wirksamen Schluß hinreißen oder doch beeinflussen. Selbst auf den einsamen Leser wirkt der letzte Eindruck zunächst am stärksten, auf ihn aber doch nur kurze Zeit. Diese Wirkung ist nicht die entscheidende, denn wozu wäre sonst alles Vorangehende? Es stände z. B. schlimm um den Gesamteindruck von Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe, wenn das ebenso überflüssige wie häßliche Schlußanhängsel entschiede. Man sollte es bei Neudrucken weglassen, wie sich Keller ja selbst vorgenommen hatte.

Völlig zerstörend kann ein Schluß wirken, wenn er, wie manchmal bei Heine, mit teuflischer Absichtlichkeit in die gehobene Stimmung platzt. Wenn z. B. in dem großartigsten seiner Nordsee-Gedichte auf die Schilderung des die Meere überschreitenden Heilands, der durch ihn beseligten und versöhnten Menschheit, der schnöde Ausfall gegen einen gleichgültigen ungenannten Berliner Streber folgt, so ist dieser Schluß nicht allein stilwidrig, sondern er läßt den ganzen voraufgehenden Gefühlsüberschwang unecht erscheinen.

Der gute Schluß ist nicht zu verachten, er ist jedoch nicht das in allen Fällen wichtigste Stilmittel. Auch hier wie fast immer muß ehrlich gesagt werden: es gibt keine allgemeine Regel für den Schluß, so wenig wie für den Anfang. Ein sanfter, ja schwacher Schluß zur rechten Zeit und am rechten Ort kann außerordentlich wirken. Lassalle schließt seine mehrstündige berühmte ‚Kassettenrede' mit einem rednerischen Zusammenbruch: *Meine Herren, ich hätte Ihnen noch vieles zu sagen, viel hinzuzufügen, aber seit acht Tagen stehe ich auf der Angeklagtenbank. Meine Kräfte brechen. Ich kann nicht mehr.* Man beachte die atemlos kurzen Schlußsätze! Natürlich waren sie für die ganze Rede sorgsam vorher ausgearbeitet. — So hat auch Bismarck den berühmten Schluß seiner berühmtesten Rede, der vom 6. Februar 1888, sicher mit voller Absicht zur Wirkung auf den Reichstag und die gesamte Leserwelt nicht aus dem Stegreif gesprochen, denn sie sollte nicht für den Augenblick wirken, vielmehr eine gefahrdrohende Spannung der Weltmächte so oder so lösen:

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle die ihn mitmachen, alle die ihm Opfer bringen, kurz und gut mit dem die ganze Nation einverstanden ist. Es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. — Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.

Nicht minder wirksam jedoch schließt Moltke seine Geschichte des Krieges von 1870 mit dem einen, in seiner Schlichtheit großartigen Satze: *Straßburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterlande entfremdet, waren wieder zurückgewonnen, und das deutsche Kaisertum war neu erstanden.* Wer einen solchen Satz nach seinem vollen Werte zu schätzen vermag, dem braucht nicht ausführlich erklärt zu werden, was Stil ist.

*

Schon manchmal wurden gewisse Fragen der Stilkunst durch Vergleiche mit denen der dramatischen Kunst aufzuhellen versucht. Vom Schließen in der Prosa ist ungefähr das Gleiche zu sagen wie vom Ausgang des Dramas. Das Grundgesetz für beide Kunstgattungen lautet in allgemeinster Form: Spannung und Steigerung. Dies bedeutet indessen nicht, daß die letzte Steigerung mit dem Schlusse zusammenfallen muß. Schillers ganze dramatische Anlage ging auf eine letzte Spannung in den letzten Worten hinaus: ‚Dem Manne kann geholfen werden' in den Räubern, ‚Ich geh zum Andreas' im Fiesko, ‚Jetzt einer Gefangener!' in Kabale und Liebe. Goethe fand die letzten Worte im Wallenstein ‚Dem Fürsten Piccolomini!' erschreckend. Der junge Goethe hatte seinen Urfaust mit den Verdammungsworten Mephistos geschlossen: ‚Sie ist gerichtet!'; der Sechzigjährige milderte den Schluß in: ‚Ist gerettet!' Auch Iphigenie und Tasso enden nicht mit einem letzten Kraftwort, sondern klingen sanfter aus. Ebenso läßt Shakespeare kein einziges seiner erschütterndsten Trauerspiele auf dem Gipfel der tragischen Erschütterung schließen. Die Dramatiker neuster Zeit dichten ihre Abschlüsse überwiegend mit dem Blick auf die Augenblickswirkung, man denke namentlich an Ibsens Nora und Gespenster, Sudermanns Ehre, Hauptmanns Vor Sonnenaufgang.

Für die Prosa darf die Lehre gelten, daß, soweit sie sachlich und als Ganzes wirken soll, ein besonders kunstvoller Schluß überflüssig ist. Der römische Redner schloß zuweilen ganz einfach: *Dixi* (Ich habe geredet). Alles muß einmal ein Ende nehmen, — warum also, wenn der letzte Gedanke ausgesprochen ist, nicht einfach erklären: ich bin fertig, oder sich einer Wendung bedienen wie bei Goethe, der eine etwas längliche Einleitung in die

Propyläen unvermittelt abbricht: *Doch es wird Zeit diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife.* Hierauf der Schluß selbst: *Soviel im allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viele ernsthafte und wohlwollende Teilnehmer wünschen.* Derselbe Goethe aber schließt ein andermal mit einer völlig überraschenden Wendung, die eine ganz neue unbeantwortet bleibende Frage aufwirft: *So entsteht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als Mittel zu einem höheren Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei* (Abhandlung über Laokoon).

Weitere Beispiele sind unnötig, der lernende Leser findet sie ohne Mühe selbst und wird sich überzeugen, daß bei der grenzenlosen Verschiedenheit der Schreiber und der Gegenstände sich keine feste Regel für den Schluß erquälen läßt.

Dritter Abschnitt.

Belebung.

Lebe nur! Dem Widerspruch
Wird Lebend'ges nicht entgehen.

Totgebornes trifft der Fluch,
Niemand je im Weg zu stehen. (Paul Heyse.)

Uralt ist der Vergleich des Aufbaues Schrift-gewordener Sprache mit der Baukunst in Stein und anderm Stoff. Wie jeder Vergleich nur ein Angleichen, keine deckende mathematische Gleichsetzung ist, so dieser. Der Baumeister schafft aus totem Stoff, der Stilkünstler aus lebendigem, und vom ersten Federstrich an lebt sein Bau, während der des Steinbaumeisters erst nach der Vollendung lebendiges Bild von außen wird, Fülle des Lebens erst durch den Menschen gewinnt, der darin wohnt und wirkt. Vom Leben im Stil wurde schon gehandelt, als wir die Einzelzelle des Rohstoffes: den Ausdruck, prüften. Leben der Einzelglieder, der Geschosse des Baues, war unser Gegenstand beim Betrachten des Satzes. Zum bewußten Gesamtleben der Schrift steigen wir jetzt auf, wo wir den Rohbau von den Grundmauern zum krönenden First durchmessen haben und ihn den Zwecken geistigen Lebens dienstbar machen wollen.

Vom lebendigen Stil wird hier gehandelt, und damit sind wir abermals bei einem der Grundpfeiler unsrer Kunst angelangt. Sich mit einem unlebendigen Stil eingehend zu beschäftigen, widerspräche dem Geiste dieses Buches. Aller Stil ohne eine Persönlichkeit auf seinem Grunde ist toter als jede tote Sprache, lohnt nicht die Mühe des Untersuchens. Einige in den lebendigen Leib des Menschenredestils eingedrungene leblose Fremdkörper, die für Leben ausgegeben werden, mußten zur Abschreckung genau geschildert werden: das Preziösentum, die Mode- und Schablonenwörter, die pennälerhafte Fremdwörtelei. Hier aber haben wir es zu tun mit dem Pulsschlag des warmen Lebens selbst, ohne den alles Schreiben gespenstisch wirkt.

Wiederum müssen wir erinnern, daß nur geschrieben wird, weil die Menschenrede nicht so weit dringt, wie ihr Abbild die Schrift. Goethes entschiedenes Wort: ‚Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede' kann garnicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Stil ist innere Form der Sprache, und Sprache heißt Sprechen, nicht Schreiben. *Lingua*, Sprache, heißt ja ursprünglich Zunge, ebenso γλῶσσα und die Wörter für Sprache bei den meisten Völkern. Schon der sehr junge Herder trug in sein Reisetagebuch von 1769 ein: ‚Man lernt Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil', und von dem nur 27jährigen Herder hat der 22jährige Goethe die Grundgesetze des Verhältnisses zwischen Fühlen, Sprechen und Schreiben für sein ganzes Leben gelernt. Jubelnd verkündete er bald nach den ewig denkwürdigen Straßburger Tagen seinem Lehrmeister: ‚Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet.'

Ohne Innenleben kein Stil, der diesen Namen verdient. Nur das Leben hat zeugenden Wert für das Menschenleben; nur die ursprünglich einmal im Hirn und Herzen des Schreibers lebendig gewesene Schrift ist lebendige Kunst, ist schöner Stil. Kants berühmte Erklärung: ‚Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt' ist unverständlich, weil wir nicht genau wissen können, was Kant sich grade hier bei dem Schwammwort ‚Interesse' gedacht hat. Bedeutet Interesse: lebhafte Teilnahme, so ist die Erklärung grundfalsch, denn nichts ist schön, was kein Interesse erregt; Langeweile ist das Gegenteil von schön. Wo von einem Geschreibe gesagt wird, es ist langweilig, da bedeutet dies: es ist tot, und von allen Schriften dieser Gattung gilt das Wort: Lasset die Toten ihre Toten begraben! und das andre: Nur der Lebende hat Recht. Wahrlich, gar kein Recht hat die Langeweile, und Voltaire, der alle Stilgattungen mit Ausnahme der langweiligen für erlaubt erklärte, war ein Weiser. Warum soll ich etwas lesen, was ich ohne Zwang nicht anhören würde? Nicht die wissenschaftlichste Schrift braucht langweilig unlebendig zu sein; nicht die Frömmigkeit, die Sittlichkeit, die abgeklärte Kunst verlangt die Langeweile als untrennbare Begleiterin. Als der Minister Rudolf Delbrück im November 1870 dem Norddeutschen Reichstage die Verfassung des zu gründenden Deutschen Reiches ankündigte, mit der öden Schwunglosigkeit des wackern, aber ungewöhnlich langweiligen Kanzleimenschen, der er war, schrieb der Kronprinz Friedrich Wilhelm in sein Tagebuch: ‚Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen.' Zum Glück vertrug das weltgeschichtliche Schriftstück die langweilige Form der Einführung.

Einzig in Deutschland hat sich die verkehrte Ansicht eingebürgert, die strenge Wissenschaft vertrage sich nicht mit dem lebendigen, dem fesselnden Stil; ja schon der gute Stil sei ein Zeichen der Unwissenschaftlichkeit. Mittelmäßige deutsche Wissenschafter, die selbst nicht zwei gutgebaute Sätze hintereinander, nicht eine mit Kunstgenuß zu lesende Seite schreiben können, erdreisten sich, die Wissenschaftlichkeit jedes andern Schreibers zu verdächtigen, der sein vollwertiges Wissen in einer durch Adel der Sprache und Reiz des Baues anziehenden Kunstform vorträgt. Was für abgrundtiefe Weisheit müßte die sein, die grundsätzlich jede Schönheit der Form verschmähen dürfte! Es braucht gar keines schönrednerischen Schmuckes, vor allem keines Phrasentums, um auch die reinste Wissenschaft in künstlerischer Form vorzutragen. Selbst die allerstrengste Wissenschaft soll von Menschen auf Menschen übertragen werden und zwar mit der höchsten erreichbaren Wirkung; eines der wirksamsten Mittel außer dem sachlichen Wert ist die zum Verständnis und zur dauernden Aufnahme zweckmäßigste Form, und eben diese heißt Kunst. Eine Schrift von höchster Sachlichkeit ist für den, welchen sie angeht, niemals an sich langweilig; sie kann es nur werden durch die Unbegabung des Schreibers, welcher Verworrenheit an die Stelle der Klarheit, Wortmacherei an die Stelle des Eigenwortes setzt. Klarheit und genauer Ausdruck können nicht langweilig werden; langweilig sind Verschwommenheit und Geschwätz: ‚Die Langweiligkeit entspringt allemal daraus, daß der Autor gar keine vollkommen deutliche Gedanken oder Erkenntnisse mitzuteilen hat. — Aus denselben Gründen ist eine langweilige Schrift allemal auch sonst wertlos' (Schopenhauer). Und ein andermal: ‚Wie behauptet wird, ein guter Koch könne sogar eine harte Schuhsohle genießbar herrichten, so kann ein guter Schriftsteller den trockensten Gegenstand unterhaltend machen.'

Freilich darf diese schmackhafte Zubereitung des trocknen Stoffes nicht in geistreichelndem Geschwöge bestehen. Es gibt eine natürliche Anmut in der ausgesuchten Schlichtheit des Ausdrucks wie des Aufbaues; indessen auch das geistreiche Spiel ist nicht zu verwerfen, wenn der Gegenstand es verträgt oder gar fordert. Manche immerfort auf ihre strenge und strengste Wissenschaftlichkeit pochende Gelehrte mit kläglichem Stil, welche die ihnen zu hoch hängenden, darum sauren Trauben des ‚Feuilletonstils' so verachtungsvoll schmähen, täten besser, grade zum Nutzen für die Wirkung ihrer Wissenschaft, bei den berühmten Feuilletonisten in die Schule zu gehen und sich zu erinnern, daß die größten

unsrer Prosaklassiker und Nachklassiker ausgezeichnete Feuilletonisten waren: Lessing, der eigentliche Schöpfer des wissenschaftlichen Feuilletons, Herder, Goethe — von den Frankfurter Gelehrten Anzeigen bis zu den Feuilletons verschiedensten Inhalts noch in seinen Siebziger- und Achtzigerjahren —, Schiller, Hebbel, Freytag, Moltke. Und der Begründer der wissenschaftlichen Deutschkunde, Jakob Grimm, war einer unsrer sprachedelsten Meister des Feuilletons. Ob man seine kleineren Aufsätze so nennt oder nicht, ist gleichgültig. In Frankreich und England erdreistet sich kein noch so gelehrter Fachmann, einem freien Gelehrten seinen anregenden Stil als wissenschaftlichen Makel zu verdächtigen. Engländer und Franzosen sind stolz auf ihre den Zierden deutscher Wissenschaft gewiß nicht nachstehenden Macaulay, Darwin, Spencer, Mill, Huxley, Sainte-Beuve, Renan, Taine, Poincaré, den Mathematiker und Naturforscher, die alle zugleich Meister schöner Prosa sind. Die Befehdung der lebendigen freien Schreiber durch die unlebendigen festbesoldeten in der deutschen Wissenschaft ist eine höchst widerwärtige Erscheinung rückständiger Allgemeinbildung; sie ist subaltern, um für die niedrige Sache das niedrige Fremdwort zu gebrauchen, wenn man nicht gradezu kaffrig sagen will.

*

Lebendig und natürlich sei vor allem der Ausdruck. Der gezierte, der gesuchte, der papierne weckt keine Erinnerung an das lebendige Lippenwort, bleibt also getrocknete Tinte auf Papier, läßt nichts nachschwingen, so scheingroßartig es für den Augenblick tönen, das heißt klappern mag. Man darf im genauen Nachschreiben der lebendigen Rede sehr weit gehen, ohne der Würde des würdigsten Gegenstandes etwas zu vergeben, wenn man nur, mit dem hierfür doch nicht schwierigen Taktgefühl, diesseits der Grenze bleibt, hinter der die Schludrigkeit beginnt. Kein Mensch spricht: vollkommenerem, Bewundererin; jeder nur: vollkommnerem, Bewundrerin: also scheue man sich nicht, diese berechtigte Verkürzung schriftlich wiederzugeben. Die edle Schriftsprache in allen Ehren, doch nicht auf Kosten der natürlichen edlen Menschenrede.

Ebenso steht es mit den Belebungsmitteln des Satzbaues. Die Nebenordnung ist die Regel für den Satzbau des Gespräches: man bediene sich ihrer, wo immer es ohne Stilbruch und ohne Ausarten in Manier angeht. Man verbinde nicht jede zwei nebengeordnete Sätze durch Bindewörter wie ‚denn, weil' usw., sondern lasse den anmutigen Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Fügung walten. Um wieviel lebendiger wirkt dieser Satz Goethes an Knebel: *Ins Karlsbad gehe ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig*, als wenn ein Bindewort vor ‚ich bin' stände. Man lasse sich nicht irremachen durch den Einwand der Sprachmeisterer, solche Satzgefüge seien das Vorrecht der Poesie und müßten in der Prosa die Ausnahme bilden. Ganz allgemein: es gibt keine bessere Stillehrerin für die Prosa als die Poesie, wenigstens für die Prosa, welche Gedanken in Leben wandeln will. Alle Dichter, auch die in Prosa, bedienen sich z. B. zur dramatischen Steigerung ihres Vortrages der selbstgestellten Frage und selbsterteilten Antwort. Besonders häufig ist dieser Dramastil im Volksliede: *Was zog er aus seiner Taschen? Ein Messer, war scharf und spitz.* — Walther von der Vogelweide fragt und antwortet:

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
Wer überwindet jenen und disen?
Das tuot einer, der sich selber twinget.

Goethe läßt im Selbstgespräch sehr oft die Form der Wechselrede anwenden:

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergerippe und Totenbein.

Keine andre Satzform käme diesem Frage- und Antwortspiel an Lebenswirkung gleich.

Bei Lessing ist das Zwiegespräch des Schreibers mit sich selbst eine stehende Prosaform; sogar Dreigespräche kommen vor. Nicht viele Seiten in seinen wissenschaftlichsten Schriften, nicht bloß denen in Briefform, sind ohne ein Beispiel etwa von dieser Art: *Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal sein? Was ist er? Herr Klotz war ein Mann, der usw.*

Frage und Antwort aus demselben Munde sind ja eines der wirksamsten Mittel zum Steigern des Gesprächstones; warum also nicht auch beim Schreiben gelegentlich fragen und selber antworten, z. B. nach dem Muster von Fritz Reuter: *As ick all seggt hewe, Du jammerst mi. Worüm? — Wil dat du ...* Der wissenschaftliche Schreiber braucht sich nicht zu schämen, hin und wieder, beileibe nicht als Regel, die naturgemäß erlahmende Spannung durch dieses Nachahmen des warmen Lebens wieder zu straffen. Wer nach einem sehr vornehmen altklassischen Beispiele sucht, dem seien die ersten Sätze in Ciceros Reden gegen Catilina ins Gedächtnis gerufen.

*

Zu den weiteren Mitteln der Stilbelebung gehört die uns schon aus früheren Abschnitten bekannte Oberherrschaft des Zeitwortes als des Trägers der Bewegung. ‚Verbum! Leben! Handlung! Leidenschaft!' heißt es einmal bei Herder. Ferner möglichst redesprachliche Wortstellung, also Vorrücken des Zeitwortes bis zu den äußersten vom Geiste deutscher Sprache gestatteten Grenzen; Vermeiden der schachtelnden Satzform; Bevorzugen der Hauptsätze; Abwechslung in der Reihenfolge von Haupt- und Nebensätzen, damit nicht immer wiederkehre: ein Stückchen Hauptsatz, eingeschachtelter Nebensatz, Schlußstück des Hauptsatzes. Die Freiheit deutscher Wort- und Satzordnung gestattet und das Gesetz vom Reize des Wechsels fordert, daß nicht allzu selten Gebrauch gemacht werde von der Reihenfolge: abhängiger Nebensatz oder mehre Nebensätze, Hauptsatz oder Hauptsätze. — Und alle diese Mittel zusammen stellen nichts andres dar, als was uns bei jeder Betrachtung der wirksamsten Stilmittel immer aufs neue begegnen muß: die Wiedergabe veredelter Redesprache durch die Schrift.

Ein Erzählungsmeister wie Otto Ludwig, also wahrlich kein auf bloß äußerliche Wirkungen ausgehender Schreiber, forderte für seine Kunst:

> Unterhaltend muß Geschichte und Vortrag sein; unterhaltend die Begebenheit, und unterhaltend die Figuren, unterhaltend der Figuren Dialog und Tun, unterhaltend der Autor selbst. Es muß für Spannung im allgemeinen gesorgt sein, an jedem einzelnen Stellchen und zugleich für Interesse des Details. Die Spannung auf das, was kommen muß, muß sich beständig in Interesse am Detail verwandeln und, wo dieses nachläßt, wiederum jene Spannung wirken.

Um ausnahmsweise einmal in der landesüblichen Fremdwörtlersprache zu reden: Warum soll sich der Leser für etwas interessieren, was entweder an sich nicht interessant ist, oder durch die Form uninteressant erscheint? Auf Deutsch: Soll ich mich gefesselt fühlen, so muß der Schreiber sich bemühen, mich zu fesseln. Alles was geschrieben wird, muß irgendwelchen Spannungsreiz erzeugen, das heißt es muß etwas der Sache oder der Form nach Neues gesagt werden; denn sonst hätte das Schreiben unterbleiben müssen. Wir lesen überhaupt doch nur in der Hoffnung auf Neues, und diese Hoffnung wollen wir Spannung nennen. Der Mensch empfindet ein sehr natürliches Vergnügen an der Bewegung überhaupt, denn sie ist das sicherste Zeichen des Lebens. Zu reich, zu mannigfaltig zerstreuend umbraust uns Menschen von heute das Leben in allen Formen, umschwirrt uns die Rede, die Schrift von allen Seiten, als daß wir nicht mit Recht jedem, der auf uns einspricht, erwidern dürfen: Willst du, daß ich dir lausche, so zwinge mich dazu! Nicht durch Getöse, nicht durch hohle Versprechungen, nicht durch schöne Worte, die nur schönbewegte Luft sind; sondern halte mich fest mit allen Fesseln, die in der Kunst des Stiles liegen. Ob das, was du mir zu sagen hast, an sich wertvoll ist, vermag ich ja nur zu würdigen, nachdem du mich gezwungen, es anzuhören.

Otto Ludwig erklärte den Spannungsreiz jeder Erzählung so: ‚Sie muß so sein, daß wir wünschen, sie wäre wahr; sie muß spannen, d. h. das Gemütsvermögen so erregen,

daß leidenschaftliche Begierden an den Verlauf der Erzählung sich heften.' Was hier von der dichterischen Erzählung gesagt wird, gilt sinngemäß angewandt von jeder Prosaschrift. Natürlich ist die bloße Spannung nichtig: das, worauf gespannt wird, muß die Spannung wert sein. Den Leser durch spannende Form etwas Bedeutsames erwarten lassen und ihn zuletzt enttäuschen, ist für den Schreiber selbst vernichtend. Nichts Wirksameres als die Überraschung mit etwas Erfreulichem, Geistreichem, Künstlerischem; nichts Gefährlicheres als der Mißbrauch dieses Kunstmittels. Die feinsten Witze, die geistreichsten Gedankenblitze beruhen auf der die Spannung belohnenden Überraschung. *Man verschiebe nie auf morgen, was man ebenso gut* — (gelinde Spannung, da wir das Folgende zu wissen glauben) — *auf übermorgen verschieben kann*, eine die Spannung überreich lohnende humorvolle Überraschung. — *Der Mensch unterscheidet sich vom Tier wesentlich dadurch* — (mittlere Spannung, denn wir erwarten einen der uns längst bekannten Unterschiede und raten nur, welcher von den vielen) —, *daß es niemals etwas Zweckwidriges tut.* Dies haben wir nicht erwartet, unsre Spannung kommt reichlich auf ihre Kosten.

Mit überwältigender Wirkung machte Bismarck einmal vor dem preußischen Abgeordnetenhause von diesem Stilmittel Gebrauch, indem er mit scharfer Wendung gegen das Haus Vergleiche mit dem Gesinderecht zog. Als die Abgeordneten murrten, weil sie mit Recht glaubten, sich von dem Minister als Gesinde betrachtet zu sehen, und sogar der Präsident sie ermahnte: ‚Kehren Sie sich nicht an den Vergleich, der wahrscheinlich bevorsteht' —, fuhr Bismarck ruhig fort: *Der Vergleich liegt mir außerordentlich fern, denn niemand ist weniger geneigt als ich, diesem Hause ein volles Herrenrecht einzuräumen.* — Sehr fein war das scheinbar versöhnliche Wort Franz des Ersten gegenüber Karl dem Fünften: *Was mein durchlauchtiger Bruder will, das will ich auch*, nämlich den Besitz Mailands.

Die höchste Kunst kennt keine witzigen oder geistreichen Überraschungen, und für sie behält Otto Ludwig Recht: ‚Alle Wirkungen, die etwas von Überraschung in sich haben, sind bedenklich. Der Reiz des Überraschenden darin stumpft sich bald ab, und es bleibt nur das Absonderliche, Unvermittelte.' Für die Prosa jedoch, die nicht zur Höhe der ewigen Kunst emporstrebt, ist die sich gelegentlich bis zur Überraschung steigernde Spannung ein nicht zu verschmähendes Stilmittel.

Unwillkürlich steigert jeder auf lebendige Wirkung bedachte Schreiber seinen Stimmton um einen Grad oder mehr je nach dem Auf und Nieder des Stoffes und der eignen Seelenspannung. Soweit hierbei die Grenzen der inneren Form, des Zusammenklanges zwischen Gegenstand und Ausdruck, nicht überschritten werden, läßt sich nicht nur nichts gegen diesen natürlichen Spannungshebel einwenden; sondern der wäre ein Schreiber ohne Mark in den Knochen, ohne Blut in den Adern, der für alle Stufen der Gefühlsleiter nur einen Ton fände.

Man beobachte, wie selbst der alte Goethe mit dem Geheimratstil das Zeitwort aus der Vergangenheit in die Gegenwart steigert, sobald der Atem der Erzählung heißer geht, z. B. noch in den Wanderjahren. Und der kaltblütige Moltke überträgt auf uns sein hochgespanntes Empfinden in der Schilderung des Endkampfes um St. Privat durch die erregte Gegenwartsform:

Alle diese Hindernisse werden ... nach und nach überwältigt. Bei untergehender Sonne ist der Angriff bis auf 300 Schritt an St. Privat herangelangt. Abteilungen des X. Korps schließen sich an, und nun erfolgt von allen Seiten her der letzte Anlauf. Mit größter Hartnäckigkeit verteidigen die Franzosen noch die brennenden Gehöfte und die Kirche, bis sie, mehr und mehr umstellt, schließlich um 8 Uhr die Waffen strecken. Über 2000 Unverwundete fallen dabei in Gefangenschaft, und die Verwundeten müssen den Flammen entrissen werden.

Eine so lange Stelle in der Gegenwartsform findet sich bei Moltke nur noch einmal: da wo er die letzten Reiterangriffe der Franzosen bei Sedan beschreibt.

Rein schulmäßig dünken uns heute Kunststückchen steigernder Spannung wie das ehedem hochberühmte, ein wenig lächerlich klingende *Abiit, excessit, erasit, erupit* in

einer der Catilinarien Ciceros; oder die gleichfalls früher sehr bewunderte Stelle in einer seiner Reden gegen Verres: *Es ist ein Vergehen, einen römischen Bürger zu fesseln; Verbrechen, ihn zu züchtigen; fast ein Vatermord, ihn zu töten; wie soll ich es nennen, ihn zu kreuzigen?* — Wie der wahre Meister, der Dichter, steigernd spannt, das kann uns das unerreichte Beispiel der Rede Mark Antons in Shakespeares Cäsar lehren. Von der Übertreibung dieses Stilmittels handelt ein besonderer Abschnitt (S. 412).

*

Es gibt Schriftsteller, die als schwer zugänglich, ja als langweilig gelten, weil sie auf allzu geduldige Leser rechnend nicht früh genug mit der Spannung einsetzen. Raabe gehört zu ihnen: die Fabeln seiner Erzählungen sind nicht im mindesten langweilig, aber man muß sich meist durch einen etwas allzulangen vorbereitenden Abschnitt hindurchlesen. Ist man hierüber weg, so schwimmt man im vollen Strome und wird für die vorausgegangene Anstrengung reich entschädigt: ausgezeichnetes Muster die köstliche Geschichte ‚Horacker'. Andre Schriftsteller können überhaupt nur mit scharfem Winde segeln; so Lessing durchweg, selbst in den stofflich für uns heute langweiligsten Schriften; so Goethe während seiner ganzen vorweimarischen Zeit. Wie unlebendig er werden konnte, wo er nicht nach seinem eignen Grundsatz aus dem von einer Empfindung vollen Herzen schrieb, dafür gibt es ein wundervolles Beispiel in der Italienischen Reise, die Rede, die er in der äußersten Seegefahr an die verzagten Schiffer gehalten haben will:

Was euch betrifft (!), kehrt in euch selbst zurück, und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch tue, was er damals für seine Apostel getan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Sicher hat Goethe ganz anders zu den jammernden Italienern gesprochen, etwa so, wie Frau von Stein den Aufgeregten, Zornigen schildert: fluchend, pasquillierend, nicht im mindesten abgeklärt, garnicht olympisch.

Musterwerke hochgespannten Lebens sind z. B. Häußers Vorlesungen zur Geschichte der französischen Revolution, frei gehalten und von Oncken kurzschriftlich aufgezeichnet. Ferner Vischers Vorlesungen über das Schöne und die Kunst, über Shakespeare, über deutsche Literatur, alle nur nach Merkzetteln, alle in veredelter Redesprache, mit ganz einfachem Satzbau und doch zu höchster Wirkung; ich habe sie in unvergessenen Stunden einst selbst empfunden. Brehms Tierleben, ein Werk der stillen Belehrung, anzublättern ist beinah gefährlich: wo immer man es aufschlägt, spannt es uns so unwiderstehlich, daß wir hängen bleiben. — Was für ein Geschichtenerzähler wäre Bismarck geworden, wenn er nicht grade die deutsche Frage hätte lösen müssen! Seine brieflichen Schilderungen, namentlich aus Rußland an seine Frau, stehen hoch über den meisten deutschen Reisewerken.

*

Die Wiederholung gilt für langweilig, und wir haben ja erfahren, wozu dieser Aberglaube verführt: lieber zum unlebendigen Derselbern (S. 76) als zum gemütlichen Wiederaufnehmen eines Ausdruckes. Es gibt die langweilige, und es gibt die lebendige Wiederholung. Über die langweilige ist nichts weiter zu sagen, als daß die gleichen Ausdrücke kurz hintereinander ohne besondern Stilzweck einem der Grundgesetze alles Stiles widersprechen: dem vom Reize der Abwechslung. Es gibt jedoch Wiederholungen, die nützlich, ja notwendig sind; Wiederholungen die nicht schwächen, sondern steigern. Cato fürchtete nicht, durch die immerwährende Wiederholung seines Schlußsatzes in jeder Rede: *Caterum censeo Carthaginem esse delendam* (Übrigens glaube ich, Karthago muß zerstört werden) die Zuhörer zu langweilen. Der deutsche Schüler lernt als Quartaner, die Wiederholung eines Wortes in demselben Satze ist ein grober Fehler, und schreibt später als Professor der Naturwissenschaft die Unverständlichkeit: *Der Kohlenstoff verbindet sich mit dem Sauerstoff zu Kohlensäure, und der Wasserstoff gibt mit demselben Wasser.*

Die lebendige edle Redesprache wiederholt, um stärker zu wirken, — also darf die lebendige Schriftsprache das Gleiche tun. Unter zwei Bedingungen: die unveränderte Wiederholung soll das einmal Gesagte tiefer einprägen, wenn zu befürchten ist, daß es durch die Mannigfaltigkeit andrer Eindrücke abgeschwächt sei; und die Wiederholung mit bereichertem Inhalt und in andrer Form soll den haftenden, aber vielleicht flachen Eindruck vertiefen. In Belehrungsschriften ist die Wiederholung ein fast unentbehrliches Stilmittel, und der Verfasser dieses Buches scheut sich nicht vor dem billigen Vorwurf, alles Wichtigste mehr als einmal in wechselnder Form gesagt zu haben. Jede belehrende Auseinandersetzung, jedes Beispiel wirkt an mehr als einer Stelle, in mehr als einem Sinne. Höher noch als die Formschönheit der künstlerischen Darstellung steht der Zweck alles Schreibens, und der ist in meinem Falle: den Leser nachhaltig zu überzeugen. Goethe war in seinen wissenschaftlichen Schriften ein bewußter Wiederholer: ‚Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der Tat, deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.' Warum sollten wir Schreiber und wir Leser einander das fast Unmögliche vorheucheln, daß jedes Wort sogleich wie ein Heiligtum aufgenommen und bewahrt werde? Es ist kein Stilfehler, Rücksicht zu nehmen auf die Zerstreutheit und Vergeßlichkeit des Durchschnittlesers unsrer Tage. Man denke nur an die zahllosen Wiederholungen desselben Begriffes mit anderm Ausdruck, die unsre Sprache so sehr liebt, oder an die stabreimenden Doppelworte: ohne Rast und Ruh, Weg und Steg, über Stock und Stein, Tür und Tor, Schimpf und Schande, nach Fug und Recht, mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel, Brief und Siegel. Diente doch im älteren Deutsch und in der Dichtersprache bis ins 18. Jahrhundert das Wiederholen der Verneinung nicht zur Bejahung, sondern zur noch stärkeren Verneinung: *Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, Wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.*

Die Dichtersprache, die reinste und reichste Quelle des Kunstprosastils, ist ohne Wiederholung garnicht zu denken. Am häufigsten macht Lessing von ihr Gebrauch, gleichviel ob in der Vers- oder in der Prosasprache. Wendungen wie ‚Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte', oder das dreimalige ‚Tut nichts, der Jude wird verbrannt' sind so Lessingisch wie möglich. In seiner Prosa wimmelt es von den reizendsten Beispielen:

Ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Skriver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Recht hatte, wirklich darin liegen; kurz ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihren Eigentümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann?

Lessing will eben sagen: dieser gelehrte Pedant ist ganz Nase und weiter nichts; wie lebhaft wird der Eindruck durch die Wiederholung! — Oder diese Stelle gegen Göze: *Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich.*

Die Wiederholung darf nicht bloßer Klingklang sein, wie etwa in Platens viel versprechendem und wenig haltendem Gedichtanfang: *Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht.* Der wahre Dichter darf mehr als einmal wiederholen, um überwältigend zu wirken, so in Gretchens Verzweiflungsworten: *Wie weh, wie weh, wie wehe!* Und wie fein ist die Wiederholung in den Versen: *Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können.*

Allerliebst ist die Wiederholung in Paul Heyses Spruch:

Wie aber zügl' ich mein Talent?
Es treibt mich ruhlos wie im Fieber! —
So tut, was ihr nicht lassen könnt,
Doch läßt sich's lassen, laßt es lieber.

Für den starken Eindruck der Wiederholung an der rechten Stelle der Prosa zwei klassische Beispiele aus der neuern Geschichte. *Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen*

ſeines Rechts und ſeiner Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend ertragen, ſo ertrug es ſie nur, weil es in ſeiner Zerriſſenheit nicht wußte, wie ſtark es war (Thronrede des Königs Wilhelm vom 19. Juli 1870). Um wieviel wuchtſamer als etwa: ſo tat es das nur, oder ſo geſchah das nur. — *Erſt jetzt zum erſten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutſchen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienſtbar, mußten alle deutſchen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen ſtellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen* (Moltke).

Den Gegenſatz, die ſchludrige Wiederholung, zeigt uns dieſer Satz bei Laube: *Ein Franzoſe und Engländer würden es unbegreiflich finden, die Darſtellung zu beeinträchtigen, ſo lange die Darſtellung ſich in einem würdigen Stile bewegt.* Kein Franzoſe noch Engländer würde ſolchen Stil ſchreiben.

In neuſter Zeit bedient ſich die Wichtigtuerei gern der tiefſinnig klingenden Wiederholung, um ſehr gewöhnliche oder hohle Dinge aufzupuſten. Kerr über Wedekind: *Er tut in dieſem Heftchen keineswegs, was er in ſeiner Werke manchem tat ... Das tut er nicht. Er tut es nicht.* — R. Kaßner über den Rhetor: *Für den, der es noch nicht weiß: der Rhetor lebt davon, daß er ſich niemals ſagt: Ich bin ein Schauſpieler. Niemals, unter keinen Umſtänden ſagt ſich das der Rhetor.* Ja welcher andre ſagt ſich denn das?

*

Leſſing, der Zerſtörer der franzöſiſchen Oberherrſchaft im deutſchen Literaturleben und doch ſelbſt Schüler der Franzoſen in der Stilkunſt, hat aus der eignen Grundneigung heraus den Ausſpruch getan: ‚Jede ſcharfſinnige Unterſuchung läßt ſich in eine Antitheſe kleiden‘. Von einem neuern Meiſter in der Anwendung der Gegenſätzlichkeit als Lieblingsſtilmittels, Nietzſche, rührt das Warnungswort: ‚Die Antitheſe iſt die enge Pforte, durch welche ſich am liebſten der Irrtum zur Wahrheit ſchleicht‘. Dieſe beiden Sätze bezeichnen treffend die tiefe Verſchiedenheit der beiden Denker. Leſſing bedient ſich des Gegenſatzes aus der Erfahrung der Wahrheit, daß er eines der Mittel zum Erforſchen der Wahrheit iſt; Nietzſche zwar auch um zur Wahrheit zu gelangen, noch häufiger jedoch um zu blenden, zu verblüffen. Leſſing gebraucht kaum je die Antitheſe bloß zum geiſtreichen Spiel, wenn er gleich den Reiz des Gegenſatzes, der überraſchenden Umdrehung gut kennt und genießt. Auf ihn paßt ſchlagend C. F. Meyers Wort: ‚Ich bin ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch.‘ Bei Nietzſche bekommt man durch das gefliſſentliche Bevorzugen der gegenſätzlichen Umdrehung den Eindruck, daß er an jedem Satze zunächſt verſucht hat, ob er nicht in umgekehrter Form gleichfalls einen Sinn und dann einen überraſchenden, witzigen ergebe. Wer in ſolcher Weiſe verfährt, dem gelingen natürlich, gleichwie dem Schüttelreimſucher, zuweilen wahre Glücksfunde, ſo dem gewohnheitsmäßigen Umdreher Nietzſche ſolche Umdrehungen wie: *Ich brach die Ehe, doch zuvor hat die Ehe mich gebrochen.* Im Zarathuſtra ſtehen ſie faſt auf jeder Seite: *Oft ſitzt der Schlamm auf dem Thron, und oft ſitzt auch der Thron auf dem Schlamm. — Rate ich euch zur Nächſtenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Fernſtenliebe. — Wie kann ich Jedem das Seine geben! Ich gebe Jedem das Meine.* Wer zwanzig Seiten Nietzſches geleſen, der merkt die Manier, fühlt die Abſicht, wird ſtumpf gegen dieſes an ſich nicht zu verwerfende Mittel lebendigen Stils. Ob der klaſſiſche Philologe Nietzſche dieſe Stilmanier nicht etwa von L. Seneca gelernt hatte? Bei dieſem iſt ſie durch Dutzende von ſpieleriſch geiſtreichelnden Sätzen vertreten, z. B.: *Non quia difficilia sunt, non audemus, sed quia non audemus, difficilia sunt* (Nicht weil etwas ſchwer iſt, wagen wir es nicht; ſondern weil wirs nicht wagen, iſt es ſchwer).

Leſſings zugeſpitzte Gegenſätzlichkeiten wirken durch ſpärlichere Verteilung wie eine feine Würze; man fühlt, dieſer Schreiber will damit nicht glänzen, will nur ſeine Freude am gelegentlichen Spiel mit dieſer Form auf uns übertragen und zugleich die von ihm tief empfundene Wahrheit noch ſichtbarer machen, indem er ſie von zwei Seiten mit ſcharfem Lichtwechſel aufhellt. Wenn er z. B. ſchreibt: *Der wahre Bettler iſt doch einzig und allein der wahre König*, ſo fließt dies nicht aus der Sucht, zu verblüffen, ſondern aus

einer erhabenen Weltauffaſſung, für welche die Höhen und die Tiefen der Menſchheit gleichmäßig offen liegen. Wenn er ferner den grundlegenden Satz aufſtellt: *Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert*, ſo iſt dies die Art des ſelbſtändigen Denkers, der an der Richtigkeit einer ungeprüften Überlieferung zweifelnd auf den Gedanken kommt: Wie, wenn die Kunſtrichter ſich irrten, weil ſie alle nur den breiten ausgetretenen Weg gegangen ſind? Selbſt da, wo er mit dem Umdrehen ſpielt, tut er's doch mehr aus Freude an der ſchlagenden Kürze als aus Eitelkeit. Seine zwei berühmten gegenſätzlichen Ausſprüche über Gottſcheds Schriften: *Dieſes Buch enthält viel Neues und Gutes, aber das Gute iſt nicht neu, und das Neue nicht gut*, und: *Dieſe Gedichte koſten 2 Taler 4 Groſchen. Mit 2 Talern bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Groſchen ungefähr das Nützliche* ſind grauſam; indeſſen mit einem dünkelhaften Rechthaber wie Gottſched durfte ſich ein Leſſing nicht in lange Auseinanderſetzungen über Geſchmacksfragen einlaſſen, den vernichtete man ſicherer durch einen einzigen ſcharfen Schwerthieb des geiſtreichen Satzes und Gegenſatzes. Und gegen den ſelbſtgerechten Prieſter Göze, der Leſſing an ſeine bange Todesſtunde gemahnt hatte, gab es keine würdigere Antwort als: *Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern; aber vor meiner Todesſtunde werde ich niemals zittern.*

Kein bedeutender Schreiber kann dieſes wirkſamen Stilmittels ganz entraten; die Kunſt ſeiner Anwendung beſteht im weiſen Maß. Nicht um Leſſing nachzuahmen, aber um ſich der Wirkung fein berechnender Gegenſatzſprache bewußt zu werden, leſe man immer wieder Leſſings Proſa; faſt alle berühmteſte Stellen, die Grundlagen unſrer Geſchmackswiſſenſchaft ſeit dem 18. Jahrhundert, bewegen ſich im Schrittmaß des Gegenſatzes; ſo noch dieſer Ausſpruch, einer der entſcheidendſten (im 17. Literaturbrief): *Der Engländer (Shakeſpeare) erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt.*

Ein prächtiges Beiſpiel ſchlagkräftigen Gegenſatzes ſteht bei Matthias Claudius über die dichteriſche Grundverſchiedenheit zwiſchen Voltaire und Shakeſpeare:

Arouet ſagt, ich weine,
Und Shakeſpeare weint.

Goethe und Schiller, dieſer noch mehr als jener, beide wie Leſſing durch die gute Sprachſchule der Franzoſen geſchritten, ſind Liebhaber von Satz und Gegenſatz. Goethes Fauſt, zumal der erſte Teil, am meiſten die Rolle des Mephiſtopheles, iſt faſt durchweg Gegenſatzſtil. Wendungen wie: *Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war. Ein Teil der Finſternis, die ſich das Licht gebar, — Er findet ſich in einem ewigen Glanze, Uns hat er in die Finſternis gebracht, — Vernunft wird Unſinn, Wohltat Plage, — Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben, — Dem Taumel weih ich mich, verliebtem Haß, verzweifeltem Genuß* (hier die ſogenannte *contradictio in adjecto*, der Widerſpruch im Beiwort) begegnen einem auf jeder Seite mehre Male. Doch ſelbſt in Goethes Liedern ſind die Gegenpole nicht ſelten, ſolche Stellen wie: *Den, der doppelt elend iſt, doppelt mit Erquickung füllteſt, — Den Gehalt in deinem Buſen Und die Form in deinem Geiſt, — Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen.*

Noch häufiger bei Schiller, deſſen Stil ja mehr als Goethes zum Reflexiſchen neigt: *Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen. — Wär der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheit, Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen. — Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund. — Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut. — Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.* Über Wilhelm von Oranien: *Er verſchwendete Millionen, aber er geizte mit Minuten*, — und über Wallenſtein: *Er fiel nicht, weil er Rebell war, ſondern er rebellierte, weil er fiel.*

Bei Schopenhauer ſteht einmal boshaft: *Schelling hat sich im Alter von der Offenbarung der Philosophie zur Philosophie der Offenbarung gewendet.* Bekannt iſt Feuerbachs gegenſätzlicher Ausſpruch: *Ob Gott die Menschen geschaffen, ist fraglich; daß sich die Menschen ihren Gott geschaffen, ist gewiß.*

Ein großer Teil des Reizes des Heiniſchen Stils fließt aus Heines Herrſchaft über das Spiel des Gegenſatzes: *Mit welchem Freudejauchzen umjubelte dies Volk den jungen Ludwig 14.; mit tränenlosem Kaltsinn sah es den Greis begraben. — Ich bin überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit als ein betender Engländer. — Dieser Sommer ist nur ein grün angestrichener Winter.*

Faſt noch beſſer verſteht ſich Börne, der im Stil franzöſiſchſte unter unſern neueren großen Proſaſchreibern, auf Spruch und Widerſpruch:

Weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja weil ich die Sklaverei gelernt, darum verſtehe ich die Freiheit beſſer als ihr. Ja weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünſche ich ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengaſſe und hinter dem verſchloſſenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt (Frankfurt) nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz. Nur das ganze große Vaterland genügt mir, ſo weit ſeine Sprache reicht.

In der Bibel, in beiden Teſtamenten, wird nach morgenländiſcher Art recht oft vom wirkſamen Gegenſatz Gebrauch gemacht: *Ein lebendiger Hund ist besser, als ein toter Löwe. — Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. — Laß deine Linke nicht wissen, was die Rechte tut. — Wo die Jünger schweigen, werden die Steine schreien. — Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende* (erweitert aus Pſalm 73, 19). — *Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da,* läßt Sophokles ſeine Antigone ſprechen. — Ariſtoteles empfiehlt die Gegenſätze, ‚weil ſie überaus verſtändlich ſind‘. Bei den Römern iſt der ſcharf herausgearbeitete Gegenſatz eines der beliebteſten Stilmittel: *Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo* (Kann ich die Götter nicht beugen, ſo will ich die Hölle aufrühren). — *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni* (Götter ſpenden den Siegern die Gunſt, doch Cato Beſiegten).

Beiſpiele aus der franzöſiſchen Literatur ſind kaum nötig, der Leſer findet ſie faſt auf jeder Seite bei Stilmeiſtern wie Larochefoucault, Montesquieu, Voltaire, Diderot. In der franzöſiſchen Revolution entſtanden die geflügelten Gegenſatzworte: *Guerre aux palais, paix aux chaumières* (Krieg den Schlöſſern, Friede den Hütten) und *Le silence des peuples est la leçon des rois* (Das Schweigen der Völker iſt die Lehre für die Könige). Zola betitelte einen ſeiner Romane *La bête humaine* (das menſchliche Tier).

Hierher gehören deutſche Wendungen wie: ein öffentliches Geheimnis, geſchäftiger Müßiggang, die guten Leute und ſchlechten Muſikanten (zuerſt bei Brentano), Schleiermachers Wort auf den Philologen Bekker: ‚In ſieben Sprachen ſchweigen‘; Manteuffels Wort von dem Mutigen, der einen Schritt zurückweicht; Scheffels Liebe und Trompetenblaſen, ſamt Buſchs: *Enthaltsamkeit ist das Vergnügen An Sachen, welche wir nicht kriegen.*

Shakeſpeare übertrieb im Bann einer Zeitſtilmode, des Euphuismus, das Spiel mit den Gegenſätzen: doch bis in ſeine reifſten Schöpfungen gewahren wir ſeine Vorliebe für dieſe wirkſame Form:

Fairest Cordelia, thou art most rich, being poor;
Most choice, forsaken, and most lov'd, despis'd. (Lear.)

Prächtige Beiſpiele finden ſich in den Junius-Briefen, eines der ſchönſten in dem ſchon erwähnten 49ſten (vgl. S. 317).

Macaulay greift immer wieder zum gegenſätzlichen Bilde, wenn er einen Zuſtand ſchildern oder eine nützliche Wahrheit predigen will: *Ein Morgen Land in Middlesex ist besser als ein Fürstentum in Utopien. Der geringste wirkliche Vorteil ist besser als die herrlichsten Versprechungen von Unmöglichkeiten.* — Der unerreichte Meiſter jedoch des Gegenſatzſpieles in allen Zeiten und unter allen Völkern war Viktor Hugo. Er war ſich dieſes Urtriebes vollbewußt: *Vous savez que le bon Dieu est pour moi le grand*

faiseur d'antithèses (Sie wiſſen, der liebe Gott iſt mir der große Gegenſätzler). Muſſet, der als franzöſiſcher Dichter ſelbſt nicht ohne dieſes Stilmittel auskam, ſpottete über Hugos Kunſt: *Ravauder l'oripeau qu'on appèle antithèse* (den Flittermantel flicken, den man Gegenſatz nennt). Großartig wirkende Stellen finden ſich namentlich in Hugos *Quatre vents de l'Esprit*; die großartigſte in der Beſchreibung des Begräbniſſes Ludwigs 15., deſſen faulender Leichnam durch den Sarg tröpfelte:

C'était ce roi, ce maître et cet homme d'orgueil,
Qui tombait goutte à goutte à travers son cercueil. (Und das war jener Herrſcher, der Stolze, der Königsproß, Der Tropfen ſo um Tropfen verfault dem Sarg entfloß).

Bis in welche Abgründe des Lächerlichen der zur Manier gewordene Gegenſatztanz von den Höhen der Erhabenheit ſtürzen kann, dafür liefert gleichfalls Viktor Hugo eine Fülle von Belegen, ſo dieſen in ſeinem Aufruf vom September 1870 an die Deutſchen:

Das Kaiſertum iſt die Vergangenheit, wir ſind die Zukunft. Es iſt der Haß, wir ſind die Zuneigung. Es iſt der Verrat, wir ſind die Ehrlichkeit. Ihr kommt, um Paris mit Gewalt zu nehmen. Paris liebt euch (!), aber Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen furchtbaren Majeſtät ſeines Ruhmes und ſeiner Trauer.

Vierter Abſchnitt.

Kurz und Bündig.

Tritt friſch auf, Tu's Maul auf, Hör bald auf! (Luther).
Peu de paroles et beaucoup de sens (Wenig Worte und viel Inhalt).
(Friedrich der Große an den Miniſter Hertzberg).
Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem, was er ausſpricht:
Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Stils. (Schiller in den Votivtafeln).

Über keine Stilfrage herrſcht ſolch allgemeines Einverſtändnis wie über die Notwendigkeit der Kürze. Ähnlich dem obigen Schillerſchen Vers von der Stilmeiſterſchaft lautet ein franzöſiſches Wort: *Le style, comme l'art, vit de sacrifices* (der Stil, wie die Kunſt, lebt von Opfern). Der Zuſatz *comme l'art* iſt klug, aber nicht ſcharf genug; er ſollte lauten: *parce qu'il est de l'art* (weil er Kunſt iſt), denn alle Kunſt lebt vom Opfer des Nichtnotwendigen. Eben weil der Stil Kunſt iſt, verwirft er alles Überflüſſige. Ohne dieſen Grund wäre es ſchade, einem guten Schreiber nicht endlos zuzuhören. Die Rechtswiſſenſchaft lehrt: *Superflua non nocent* (Überflüſſiges ſchadet nichts); die Kunſt verwirft ſolche Lehre. Mit Recht: denn was nicht wirkt, ſchadet; es beanſprucht Zeit und Kraft des Leſers ohne Frucht. Jedes Wort, das unbedeutende wie das bedeutende, fordert Geiſtestätigkeit, um begriffen und verarbeitet oder als wertlos erkannt und verworfen zu werden; je mehr Kraft durch Unbedeutendes, gar durch Überflüſſiges verbraucht wird, deſto weniger bleibt für das Wertvolle. Der Leſer merkt ſchnell, daß ihm Überflüſſiges mit untergeſchoben wird; er gewöhnt ſich aus Notwehr ans Überſpringen des Wertloſen, überſpringt dabei leicht etwas Wertvolles: der Zweck des Schreibens wird verfehlt.

Aus dieſen Tatſachen folgt das Geſetz des kleinſten Mittels für den Stil wie für alle Kunſt. In Leſſings Bildſprache lautet dieſes Geſetz: ‚Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuß umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Kanone ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.' Das Sprichwort: ‚Mit Kanonen nach Spatzen ſchießen' ſagt's noch kürzer. Jakob Grimm ſchrieb der Sprache an ſich dieſen Trieb zum kleinſten Mittel zu: ‚Die Sprache iſt ihrem innerſten Weſen nach haushältig und zieht, was ſie mit geringen Mitteln erreichen kann, jeder Zeit größerem Aufwande vor.' Richtig bis auf das ‚jeder Zeit': die ſparſame Sprache neigt zuweilen zur verſchwenderiſchen Fülle (vgl. S. 379 über Doppelwendungen). Genade Gott aber der Schrift, an der das Streichen garnichts ändert, wohl gar beſſert! Kein geſchwätziges Buch bleibt am Leben:

Wer die weite Reiſe zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitſchleppen. Wer für alle Zeiten ſchreiben will, ſei kurz, bündig, auf das Weſentliche beſchränkt; er ſei bis zur Kargheit, bei jeder Phraſe und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren ſei (Schopenhauer).

Digitized by Google

In allen Literaturen sind die kunstvollen Kürzen berühmt. Christi Antwort zu Pilatus: ‚Du sagst es' (im Griechischen nur zwei Worte) ist das berühmteste Beispiel. Shakespeares ‚Sein oder Nichtsein' ist das Werk eines Meisters; Voltaires Verwässerung in:

Demeure, il faut choisir, et passer à l'instant
De la vie à la mort, et de l'être au néant —

das wortreiche Gewäsch eines Nichtdichters. Mit Recht bewundern die Franzosen das *Qu'il mourût!* in Corneilles *Horaces*; ohne den Zwang des Reimes wäre es noch kürzer geworden: *Mourir!* Weniger bewunderungswert ist Medeas Antwort bei Corneille auf die Frage:

Votre pays vous hait, votre époux est sans foi!
Dans un si grand revers que vous reste-t-il?
Médée: Moi!
Moi! dis-je, et c'est assez.

Genug war das erste *Moi*; was folgt, ist überflüssige Beredsamkeit. — Eine ebenso reiche Kürze bei Goethe wurde schon genannt (S. 307). Lessing erblickte in der Kürze ein Merkmal des Genies: ‚Welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sicherer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdruck unentbehrlich sind?', ja sogar: ‚Für mich ist schon die möglichste Kürze Wohlklang.'

Man darf noch einen Schritt weiter gehen: bündige Kürze ist wahrhaftiger als überflüssige Länge. Wer zu einem Gedanken von zehn Worten nicht unter 4—5 Druckzeilen braucht, der erregt den Verdacht der Unwahrhaftigkeit: er möchte durch die Masse mehr scheinen, als er dem Gehalte nach ist. Breitspurigkeit ist Pfuscherwerk, die Selbstbeschränkung zeigt den Meister. ‚Es ist ebenso viel Weisheit im Weglassen als im Hinsetzen erfordert' (Schopenhauer). Viel mehr Weisheit! Jedes Weglassen eines Wortes zwingt zum Verstärken des Stehenbleibenden; keine bessere sprachliche und künstlerische Selbstzucht als das Streichen. Und welch sittlicher Gewinn im Bezwingen der zärtlichen Eitelkeit, die jedes hingeschriebene Wort köstlich findet.

Schopenhauer rügt mit Recht an Herder, er gebrauche in der Regel drei Worte, wo er mit einem hätte auskommen können. Herders schnelles Versinken rührt zum großen Teil von seinem Hange, alles zu sagen und vieles doppelt. *Le secret d'ennuyer est celui de tout dire* (das Geheimnis, zu langweilen, besteht im Allessagen), heißt es bei Voltaire von solchem gefährlichem Überschwang. Der Meister der Wortkunst soll nicht alles sagen, was er weiß; er soll das Vorletzte sagen und dem Leser das Letzte zu denken überlassen. Der große Schriftsteller, aber schon jeder leidlich kluge Schreiber betrachtet den Leser nicht bloß als aufnehmendes Gefäß; er macht ihn zum Mitarbeiter und dadurch zum Freunde. Wer alles irgendwie Sagbare sagt, der lehrt den Leser, zu denken: Dieser Schreiber hat mir nichts Weiteres zu sagen. ‚Das Unvollständige als künstlerisches Reizmittel. — Das Unvollständige ist oft wirksamer als die Vollständigkeit' (Nietzsche), und schon Hesiod wußte, um wie viel die Hälfte oft mehr ist als das Ganze.

*

Kurz und bündig, das heißt: Kurz, aber bündig: die knappe Schreibweise darf nicht zum Gestammel, die Darstellung des Gedankenflusses nicht zum dunklen Sinnspruch ausarten. Es gibt ein Maß auch in der Kürze; die Bündigkeit, also der Zusammenhang der Gedankenglieder, muß in der kürzesten Wortfassung erhalten bleiben. Unter den Bedingungen zur Wirksamkeit eines Eindruckes steht neben der Stärke die Dauer obenan. Es ist nicht wahr, daß der kürzeste Satz unter allen Umständen der stilisch beste ist. Zum bloßen Verstehen reicht er vielleicht hin; zum dauernden Nachwirken gehört eine gewisse Fülle. Dies wußten schon die guten Prosaschreiber des Altertums; Plinius schreibt an den oft allzu kurzen Tacitus sehr fein: ‚Viele Sachen erhalten durch die längere Dauer ihrer Behandlung gleichsam mehr Nachdruck und Gewicht', und einem andern Freunde zur Entschuldigung der etwas ausführlichen Schilderung seines Landgutes: ‚Mit wieviel Versen haben nicht Homer und Vergil — dieser die Waffen des Äneas, jener des Achilles

beſchrieben, und beide ſind trotzdem nicht langweilig, weil ſie nur das ausführen, was ſie angefangen haben.' Das Notwendige iſt niemals langweilig; war es für Homer und Vergil künſtleriſch notwendig, die Waffenſchilderung anzufangen, ſo war es notwendig, ſie in angemeſſener Länge durchzuführen. Den Inhalt von Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe kann man ausführlich auf einer Seite erzählen; die jener Meiſternovelle zu Grunde liegende Zeitungsnachricht maß nur acht Zeilen. Zur Kunſtwirkung aber, zum Feſſeln unſrer vollen und dauernden Herzensteilnahme an dem Geſchicke Salis und Vrenchens gehört Dauer; und wie karg iſt die Spanne der einen oder zwei Stunden Leſens gegenüber der Dauer, die wir im Leben brauchen, um für einen fremden Menſchen warm zu werden.

Der ſtrenge Quintilian verwirft jedes Wort, das ‚weder zum Verſtändnis beiträgt noch zum Schmuck'. Überſtreng und nicht einmal ganz zutreffend für die hauptſächlich von ihm gemeinten öffentlichen Reden. Schon zur Klangwirkung bedarf es einer gewiſſen Fülle, unbeſchadet des Leſſingſchen Wortes vom Wohlklang der möglichſten Kürze. Es gibt aber noch andre Zwecke als die des Verſtändniſſes, vom Schmuck gar nicht zu reden. Kein großer Schriftſteller, nicht einmal Tacitus, verträgt die peinlich ſtrenge Prüfung auf das unbedingt Notwendige nach dem Grundſatze Quintilians. Wer überzeugen will, gar in einer Frage, worin er auf ſo viel Widerſtände wie Vorurteile der Leſer ſtößt, der erreicht ſeinen Zweck nur durch wohlabgemeſſene Ausführlichkeit, die ſelbſt das Mittel der Wiederholung nicht verſchmähen darf. Betrachten wir das uns beiden, dem Leſer und mir, am nächſten liegende Beiſpiel: dieſes Buch, oder doch einen ſeiner Hauptabſchnitte: über die Fremdwörtelei. Ein mit höchſter Gewalt bekleideter Selbſtherrſcher, deſſen Wort ehernes Geſetz, dürfte ſich mit dem Machtgebot begnügen: Fremdwörtelei, alſo Verleugnung der Mutterſprache, iſt ſtrafwürdig. Ich beſitze keine andre Gewalt als das Wort des freien Schriftſtellers und mußte, wenn ich die Überzeugungsfähigen unter meinen Leſern überzeugen wollte, jedes taugliche und anſtändige rein ſachliche Mittel benutzen. Ihrer eines iſt Fülle, iſt Dauer. In einem Abſchnitt für drei bis vier Halbtage Leſens ſollte aufgeräumt werden mit dem Wuſt, den drei bis vier fremdwörtelnde Jahrhunderte zuſammengeſcharrt haben! Wie viel mehr meines ſeit 40 Jahren aufgeſpeicherten Stoffes geriet in den Papierkorb als in jenen Abſchnitt.

*

‚Man ſoll nie und nirgend der Kürze auch nur das kleinſte Opfer auf Koſten der Beſtimmtheit und Präziſion des Ausdruckes bringen' (Schopenhauer). Gewiß nicht; doch hätte Schopenhauer ohne Schaden für die Beſtimmtheit die ‚Präziſion' in ſeinem Satze ſtreichen können. Unter keinen Umſtänden darf das Streben nach Kürze die Grenze des Verſtändniſſes überſchreiten. Annette von Droſte hat das in manchen ihrer ſonſt ſchönſten Gedichte getan und es ſelber beklagt: *‚Brevis esse laboro, obscura fio'* (Ich ſtrebe nach Kürze und werde dunkel). Vollends in belehrenden Werken iſt allzu große Kürze oft gleichbedeutend mit Zweckwidrigkeit, z. B. wenn Scherer in einer dicken Geſchichte der deutſchen Literatur über einen Dichter wie Lenz weiter nichts als dieſes ſchreibt: *Lenz, ein Deutſchruſſe, der im Wahnſinn endete, fand in kleinen Liedern und Erzählungen zuweilen eine rührend einfache Poeſie; in ſeinen Dramen gab er ſich den tollſten Erdichtungen hin, in denen aber doch hier und da ein glücklich gezeichneter Charakter, eine Naive, ein Pedant, ein gutmütiger Polterer wahres Talent verriet.* — Dies hätte auch Jemand ſchreiben können, der Lenz nie geleſen. Kein Leſer, der Lenz nicht vorher genau gekannt, gewinnt daraus ein Gran wirklichen Wiſſens; gar für Lenzens Kenner iſt ſolch hohles Gerede erſt recht überflüſſig.

Wohin die Wortknapſerei führen kann, zeigt dieſe letztwillige Verfügung: *Der Erbe iſt verpflichtet, meiner Frau von dem hinterlaſſenen Silbergerät 100 Pfund nach eigener Auswahl zu überlaſſen.* Wer ſoll auswählen, der Erbe oder die Frau? — Nicht ganz ſo ſchädlich, dafür um ſo lächerlicher iſt dieſer Satz in einem Winterfeldſchen Roman: *Soll ich Ihnen die Stiefel ausziehen? kniete Leontine*, und dieſer in einer Geſchichte

von Dehmel: *Hast du neue Bienenstöcke, Vater? — Einen, setzte sich der Alte auf die Bank.* Aber, aber — bei Goethe steht einmal: ‚*Den* (Scherz) *will ich nicht verderben*', *lächelte sie.*

*

Selbst Cicero, der sich mit so großem Vergnügen reden hört, empfiehlt doch: ‚Je kürzer, desto klarer und leichter verständlich', und er wählt als Beispiel die Verwässerung von: *Ich habe einen erwachsenen Sohn* in: *Da ich Kinder wünschte, heiratete ich, es wurde mir ein Sohn geboren, ich zog ihn auf, ich führte ihn ins Jünglingsalter.* — Kein Berufschreiber, Schriftsteller oder nicht, sollte ohne genaue Kenntnis von Tacitus' Stile sein. Dieser kann allerdings nicht durchweg als nachahmenswertes Vorbild dienen, da er die Kürze oft bis zur Manier übertreibend anstrebt; gewisse Stellen aber bei ihm sind Meisterwerke der Verdichtung des Ausdrucks. Britannicus ist bei einem kaiserlichen Festgelage soeben vergiftet umgesunken, die Leiche ist hinausgeschafft: *Ita post breve silentium repetita convivii laetitia* (So hebt nach kurzem Schweigen die Festfreude wieder an). — Bald darauf ebenso knapp: *Nox eadem necem Britannici et rogum conjunxit* (Dieselbe Nacht verband des Britannicus Ermordung und Holzstoß). — Nero geht einem Tugendhelden, der ihm zum Ärgernis geworden, an den Kragen: *Nero virtutem ipsam excindere concupivit* (Nero wünschte, die Tugend selbst auszuschneiden).

Unter den Franzosen gibt es Verdichter und Verwässerer, die am Werke zu sehn höchst lehrreich ist. Larochefoucault kürzte seine *Maximes* von Auflage zu Auflage mit sichtlicher Kunstfreude am Streichen. Man vergleiche folgende Stufen einiger seiner berühmtesten Sinnsprüche. In der ersten Ausgabe hatte er geschrieben: *Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Gesundheit, sie ist die Torheit der Vernunft.* In der letzten Ausgabe war nur übriggeblieben: *Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Vernunft.* Oder es hatte ursprünglich geheißen: *Die Strenge der Frauen ist ein Schmuck und eine Schminke, die sie zu ihrer Schönheit fügen. Sie ist ein feines, zartes Reizmittel und eine verkappte Lust.* Für die letzte Ausgabe wurde der ganze zweite Satz als überflüssig gestrichen.

Dem Dichter Racine verzeiht man noch das Auswalzen des Psalmverses: *J'ai vu l'impie . . . surexalté et élevé comme les cèdres du Liban; j'ai passé, il n'était plus* in die sechs Verse:

J'ai vu l'impie adoré sur la terre:
Pareil au cèdre, il cachait dans les cieux
Son front audacieux;
Il semblait à son gré gouverner le tonnerre,
Foulait aux pieds ses ennemis vaincus:
Je n'ai fait que passer, il n'était déjà plus.
(Esther).

Zum breiten Kanzelgeschwätz wird es bei Massillon:

Je sais que l'impie prospère quelquefois, qu'il paraît élevé comme le cèdre du Liban, et qu'il semble insulter le ciel par une gloire orgueillense qu'il ne croit tenir que de lui-même. Mais attendez, son élévation va lui creuser elle-même son précipice: la main du Seigneur l'arrachera bientôt de dessus la terre. La fin de l'impie est presque toujours sans honneur. Tôt ou tard il faut enfin que cet édifice d'orgueil et d'injustice s'écroule: la honte et les malheurs vont succéder ici-bas à la gloire de ses succès; on le verra peut-être traîner une vieillesse triste et déshonorée; il finira par l'ignominie. Dieu aura son tour, et la gloire de l'homme injuste ne descendra pas avec lui dans le même tombeau.

Und Bossuet reckt die sechs Worte: *Dieu fait la loi aux rois* in die drei Zeilen:

Celui qui règne dans les cieux et de qui relèvent tous les empires, à qui seul appartient la gloire, la majesté et l'indépendance, est aussi le seul qui se glorifie de faire la loi aux rois et de leur donner, quand il lui plaît, de grandes et terribles leçons.

*

Ein deutsches Meisterwerk der bündigen Kürze sind Lessings Fabeln; sie sollten in unsern Schulen das unerläßliche Übungsbuch der Kunst werden, kein Wort über das Notwendigste hinaus zu schreiben. Manche Lessingsche Fabel von 6—10 Zeilen ist von Andern zu langen Abhandlungen breitgezerrt worden. Überhaupt sollten unsre künftigen Schreiber auf ihren Schulen alle ein halbes Jahr hindurch gründliche

Der Mensch fühlt sich als geschlossenes Ganze, gesondert von der übrigen Welt, und gegen ~~diese~~ sie äußerlich begrenzt durch die körperliche Hülle, welche hier auf Erden der Seele zur Wohnung dient.

Dennoch mögte ich in diesem Ganzen ~~[illegible]~~ Functionen erkennen, die innig verbunden und von der Seele beherrscht, doch eine selbständige Existenz haben.

Aus dem Dunkel unserer Entstehung entwickelt sich der Körper zu erst. Rastlos arbeitet seine Natur an dem Wachsthum des Kinds u. bereitet schon in ihm die Wohnung für höhere ~~Functionen~~ Organe vor. Die Akme ~~seiner~~ der Vollkommenheit erreicht der Körper schon vor der Hälfte seiner ~~Lebens~~ Dauer, und aus dem Ueberschuß seiner Kraft erweckt er neues Leben. Von da an Abnahme und nur noch das mühsame Streben nach Erhaltung des eigenen ~~Daseins~~ Bestehens.

Während vielleicht einem Drittheil unsres Daseins, während dem Schlaf, empfängt der Leib keine Befehle seiner Beherrscherin, und doch pulsirt der Herzschlag ununterbrochen, die Stoffe wechseln und der Athmungsprozeß vollzieht sich, alles ohne ~~[illegible]~~ unser Wollen.

Aus einer Niederschrift Moltkes (Letzte Gedanken) aus dem Oktober 1890.
Mit Erlaubnis des Herrn Grafen Helmuth von Moltke in Creisau.

Kürzungsübungen gemacht haben an eignen Aufsätzen von höchstens 100 Schreibzeilen; daneben an geschwätzigen gedruckten Stellen, ohne Rücksicht auf die Berühmtheit der Verfasser, mit dem Ziel, unbeschadet des Gedankens den Ausdruck von jeder Überflüssigkeit zu säubern. Man mag sie nennen Übungen im Stilkurzschluß. Goethe beneidete das Englische um seine vielen ‚schlagenden einsilbigen Worte'; aber schon die guten römischen Schriftsteller verspotteten die *verba sesquipedalia* (die ellenlangen Worte).

Das Wort Elisabeths im Götz: ‚Bis in den Tod' (3. Akt) war erst das Ergebnis entschlossener Kürzung. Im Ur-Götz hatte gestanden: ‚. . . . bis in den Tod, wie ich will, daß du bei mir bleiben sollst; wo bin ich sicherer als bei dir?'

Unter unsern neueren Prosameistern ist der Klassiker der Kürze Moltke. Die ganze politische und kriegerische Lage zwischen Deutschland und Frankreich beim Ausbruch des Krieges von 1870 legt er in drei kurzen Sätzen von zusammen fünf Zeilen dar:

Wahrscheinlich hatte man auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet. Durften die Süddeutschen auch nicht grade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie untätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen. Auch vereinzelt blieb Preußen immer noch ein mächtiger Gegner und sein Heer der Zahl nach überlegen; aber dieser Nachteil konnte vielleicht durch die Schnelligkeit des eignen Handelns aufgewogen werden.

Das Zusammenfassendste, was Moltke über das Geheimnis des Kriegsplanes geschrieben, geht auf sechs Druckzeilen:

Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weithinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte; manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag.

Nur vier kurze Sätze! Und, was nicht übersehen sei, kein Fremdwort.

Moltkes Schilderung der Schlacht bei Sedan schließt mit dem kurzen Aufzählen der Verluste des französischen Heeres; dann folgt unvermittelt dieser eine Satz: *Mit der völligen Vernichtung dieses Heeres brach das Kaisertum in Frankreich zusammen.* — Daß solche Kürze das letzte Glied einer Kette künstlerischer Arbeit ist, lerne der Leser aus dem Abdruck einer Moltkischen Handschrift in der letzten Fassung (S. 387).

Unsre Heeresverwaltung hat lange im Stilgeiste Moltkes fortgearbeitet. Treffliche Vergleichsproben liefert z. B. das alte und das neue ‚Exerzierreglement für die Kavallerie':

Alte Fassung.	Neue Fassung.
. . sind Anforderungen, welche wesentlich zum Gelingen aller Bewegungen geschlossener Abteilungen beitragen.	. . sind entscheidend für die Geschlossenheit aller Bewegungen.
Die weitere Einübung der geschlossenen Attacke findet im Zuge zunächst in einem, darauf in zwei geschlossenen Gliedern statt.	Die geschlossene Attacke wird zunächst in einem, darauf in zwei Gliedern eingeübt.
Die der Kavallerie beigegebene Artillerie erhöht ihre Selbständigkeit, vermehrt ihre Angriffskraft und gewährt ihr die erforderliche Feuerkraft für die Verteidigung.	Reitende Artillerie erhöht durch ihr Feuer die Angriffs- und Verteidigungskraft der Kavallerie.

Ebenso das alte und das neue Reglement für die Artillerie. Aus der wortreichen Bestimmung: *Die Ausbildung der nicht zu Richtkanonieren ausgebildeten Mannschaften im Richten erfolgt nur in dem in der Schießvorschrift für die Feldartillerie festgesetzten Umfange* ist jetzt geworden: *Den Umfang der Richtausbildung bestimmt die Schießvorschrift.*

Fünfter Abschnitt.

Wortmacherei.

Der Zauber des Worts, und der blaue Dunst, Übertölpelung, Floskeln und Blendwerk. (Aristophanes' Wolken.)

Mit Geschwätz, mit Worten lasse ich mich nicht abspeisen. (Moscheroschs Vermächtnis oder schuldige Vorsorg eines liebenden Vaters, 1643.)

Leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nimmt die rein teutsche Sprache nicht an. (Leibniz.)

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen. (Goethe.)

Ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; die hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen. (Freiherr vom Stein zu E. M. Arndt.)

Viel Worte machen, um wenig Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit. (Schopenhauer.)

Non, je ne connais pas de métier plus honteux,
Plus sot, plus dégradant pour la pensée humaine,
Que de se mettre ainsi la cervelle à la gêne,
Pour écrire trois mots quand il n'en faut que deux. (Musset.)

(Nein, ich kenne kein schändlicheres, dümmeres, für den menschlichen Geist erniedrigenderes Gewerbe, als sich das Hirn zu zermartern, um drei Worte zu schreiben, wo es nur zweier bedarf.)

Die Reihe solcher gewichtiger Aussprüche gegen die Wortmacherei könnte um ein Vielfaches vermehrt werden, denn jeder Tüchtige hat einen natürlichen Abscheu gegen das Nichtige, das sich für wichtig ausgibt. Wortmacherei ist Scheinleben, ist Unleben, ist Mißbrauch der Sprache. Und dieser Mißbrauch nimmt im letzten Menschenalter ärgerlich zu: das Verwechseln von Worten mit Dingen, von Reden mit Taten. Wäre die Wortmacherei auf den ersten Blick zu entlarven, so fiele ihr der Leser nicht so häufig zum Opfer. Sie ist aber findig schlau, verkleidet und versteckt sich geschickt, täuscht selbst die gutmütigen Klugen, enthüllt sich in ihrer Blöße nur den unerbittlich scharfen Augen.

Wortmacherei ist ein sicheres Kennzeichen des nicht ganz redlichen Schreibers. Er hat Gedanken, doch nicht so viele oder so neue, wie er haben möchte: so füllt er die Gedankenhohlräume mit Wortmacherei. Ein Vergleich aus dem niedern Alltagsleben mag mir hingehn: nicht ganz redliche Geflügelhändler stopfen die Hohlrümpfe ihres Federviehs mit Papier aus. — Je mehr die klaren Begriffe fehlen, desto mehr Worte stellen sich ein, und der Leser ahnt wohl schon, welche Art von Worten als Ersatz bevorzugt wird: die unklaren Welschwörter. Für die Wirkung der Wortmacherei auf den Leser diene ein andrer Vergleich: die falsche Ernährung eines Zuckerkranken. Diesem werden Speisen zugeführt, die den unverwertbaren Zucker enthalten; der Leser der Wortmacherei bekommt unverwertbare, aber auch tatsächlich wertlose Nahrung. Der etwas hinkende Vergleich läßt sich noch weiter ausspinnen: wie der Arzt dem Zuckerkranken möglichst zuckerarme Speisen verordnet, so hilft sich der Leser von Wortmacherei durch Überschlagen. Daß er hierbei oft etwas nicht Wertloses mit überschlägt, ist ein geringeres Unglück, als wenn er sich das Gehirn mit hohlem Wortschwalle füllt, und es ist zudem die gerechte Strafe für den Wortmacher.

Es gibt viele Grade der Wortmacherei: vom harmlos wichtigtuenden, breiten Kanzleiratstil über den schreierischen Rednerschwulst zum wortreichen Gelehrtendünkel, von diesem zum breiten Quark mancher Zeitungschreiber und endlich zum wüsten Quatsch einiger Stilgigerl. Die Zwischenstufen werden wir an mancherlei Beispielen erkennen.

Harmlos ist die Wortmacherei des Kanzleirats, denn sie will nicht betrügen, sondern bei aller Sachlichkeit nebenher noch die kleine Schreibereitelkeit befriedigen; und da es sich mehr um ein ungefährliches Standesdünkelchen, nicht um den unredlichen Zweck des Einzelschreibers handelt, so bedarf es zur Gegenwehr nur des sanften Spottes. Der Kanzleirat — er führt oft viel höhere Titel, heißt mitunter gar Abgeordneter, Reichsgerichtsrat, Minister — der schreibt nicht: erscheinen, sondern in die Erscheinung

treten; nicht: im Mittelpunkt stehen, sondern eine zentrale Stellung einnehmen; nicht: verlesen, berücksichtigen, verteilen, betrachten, fertigen, annehmen, erwägen, vorschlagen, durchführen, wegfallen, anzeigen, anmelden, kaufen, weiterführen, verlosen, verhaften, vortragen, abtreten, — sondern folgende sprachliche Wasserfuppen: zur Verlesung bringen, in Berücksichtigung ziehen, zur Verteilung gelangen lassen, in Betracht ziehen, fertigstellen, sich der Annahme hingeben, in Erwägung ziehen oder nehmen; in Vorschlag bringen, zur Durchführung bringen, in Wegfall kommen, zur Anzeige, zur Anmeldung bringen, käuflich an sich bringen, die Weiterführung eintreten lassen, zur Verlosung gelangen lassen oder bringen, in Haft nehmen, zum Vortrag bringen, seinen Abtritt nehmen. Ein Zug entgleist für den Kanzleirat nicht, sondern kommt zur Entgleisung; eine Verfügung gelangt zur Aufhebung oder wird zur Aufhebung gebracht; ‚Das Programm kommt am Eingang zum Saal zur Ausgabe.' Eine Arbeit wird nicht begonnen oder angepackt, sondern wird in Angriff genommen und zwar ‚nach vorausgegangener Prüfung'.

Der innerliche Rechnungsrat, des Kanzleirats Geschwisterkind, der es oft (in seiner Sprache: zu wiederholten Malen) bis zum Finanzminister bringt, nimmt niemals ein, stellt immer in Einnahme, und nicht etwa 10.000 Mark, sondern immer die Summe von 10.000 Mark. Er verliest nichts, sondern schreitet zur Verlesung; verrechnet nichts, bringt stets zur Verrechnung; gibt nichts aus, bringt alles zur Verausgabung; sieht und steht von nichts ab, sondern nimmt von einer Sache Abstand. Wird der geborene Kanzleirat Straßenbahndirektor, so bringt er ein Warnungschild an: *Das Abspringen von dem Straßenbahnwagen* (nicht: Wagen) *ist verboten, solange sich derselbe* (niemals: er) *in Bewegung befindet* (beileibe nicht: fährt, auch nicht: von dem fahrenden . .). Als Richter oder Anwalt darf er nicht schreiben: Am 9. Oktober wurde das Grundstück aufgelassen, sondern: wurde die Auflassung des Grundstückes bewirkt. Schreibt er: ‚erfolgte die Auflassung', so hält er sich für einen Tacitus an Kürze.

Der Verfasser der noch geltenden Strafprozeßordnung läßt immer nur erfolgen: die Aufhebung des Urteils erfolgt, die Einsendung der Akten, die Verkündung des Urteils erfolgt, — man lese z. B. die §§ 387—397. Ebenda wird nicht vermahnt, sondern die Mahnung ausgesprochen (366), nicht bestimmt, sondern Bestimmung getroffen (494), und zahllose ähnliche kanzleirätliche Verwässerungen. Schreiber dieser Gattung kommen sich großartiger vor, wenn sie sagen: ich treffe die Bestimmung, als: ich bestimme; und da ihnen diese Wortreckerei so große Freude macht, sonst aber keinem, außer der Stilkunst, schadet, so wollen wir nicht viel Worte darüber machen, sondern die Beispiele reden lassen. Und Hand aufs Herz: wer von uns, die wir ja von früh auf den Kanzleiratstil immerfort lesen und hören, hat nicht selbst schon einmal gekanzleirätelt: *Die Enthüllung des Fontane-Denkmals findet am 7. Mai statt*? Wir haben uns an diese Schreibweise so gewöhnt, daß wir sie kaum noch anstößig finden: Wir Deutsche sind ja nicht die Einzigen mit solchem Stil: in Frankreich, in England, in Italien — überall finden Enthüllungen statt *(ont lieu, take place, hanno luogo)*; nichts wird mehr enthüllt.

*

Teils bloße Schludrigkeit, teils aber Hang zur Wortmacherei ist die gedunsene Form der Doppelschreiberei: ... *daß niemand im Stande ist, selbst wo der gute Wille vorhanden war, der Frau Böses nachzusagen, dies zu können* — so in Hermann Grimms ‚Goethe'! Bei demselben unglaublich schludrigen berühmten Schreiber: *Bei Manchen habe ich die seltsame Unfähigkeit wahrgenommen, das Wichtige vom Nebensächlichen nicht unterscheiden zu können.* Er spricht denn auch einmal von einer ‚realen Wirklichkeit', wie Erich Schmidt von einer ‚sentimentalen Empfindsamkeit'. Ohne die heillose Welscherei wäre dies dem achtsameren Schmidt nicht widerfahren.

In der Lage sein oder im Stande sein, zu können, — erlauben zu dürfen, — gewöhnlich pflegen, und zahlreiches ähnliches Spicken des Speckes, wie Goethe sich ausdrückte, werden wir schwerlich mehr los werden. Sie kommen bei guten Schriftstellern gelegentlich vor und müssen bei diesen, wie immer, milder beurteilt werden als bei solchen, zu

deren Wesen die Schluderei gehört. Bei Tieck mit seinem flauen Stil wundern uns Sätze nicht wie dieser: *Ich war in den Stand gesetzt, die Schilderung ziemlich getreu entwerfen zu können*; bei Spielhagen nicht: *daß eine derartige Popularität oder Volkstümlichkeit ...* Wie ist wohl bei J. Hart zu erklären: *Der Tolstoische Naturalismus schlägt gerade den umgekehrten, den entgegengesetzten Weg ein?* — Fehlt nur noch der konträre Weg.

Allzu streng dürfen wir gewisse Verdoppelungen nicht beurteilen. ‚Nur allein' ist Überfluß, kommt aber bei unsern besten Dichtern und Prosaschreibern vor; bei Goethe z. B.: *Weißt nur du, nur du allein*, und: *Nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt.* — Überstreng, ja ungerecht ist das Verwerfen solcher Wendungen wie ‚notwendig müssen, unmöglich können'. Man darf der Sprache nicht das Recht verschränken, das Können und das Müssen abzustufen. Goethes Satz im Faust *Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen* ist bestes Deutsch, und erlaubt muß es bleiben, zu sagen: *Ich muß heute diesen Brief schreiben. — Verschieb es auf morgen! — Nein, ich muß ihn notwendig heute schreiben.*

Sprachmeisterer haben sogar Wendungen beanstandet wie *Heulend kommt der Sturm geflogen* und *Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.* Der Zustand des deutschen Stiles stellt uns wahrlich andre Aufgaben als solche Pedanterei. — Selbst bei den peinlichen französischen Stilmeistern kommt gelegentlich viel Schlimmeres vor: *Il en coûta la tête et la vie à Pompée* bei Corneille, *une tempête orageuse* sogar bei Boileau, und bei Montesquieu *Le sénat a été forcé malgré lui.* Und wie wollen wir es mit dem Schriftsteller Richard Wagner halten, der einmal gedankenlos hinschreibt: *Ein Volk, welches numerisch auf den zehnten Teil seines Bestandes herabgebracht war*, oder mit Hermann Lingg: *Viele der germanischen Edlen rechneten es sich zur höchsten Ehre, Kriegsdienste in Byzanz zu nehmen. In Bälde waren sie nicht besser als ihre Verderber.* Hoffen wir auf eine zukünftige deutsche Schule, die solche Dinge unmöglich macht!

*

Das sprachliche Verwässern gleicht der Weinpantscherei, nur daß den Stilverdünnern meist die böse Absicht fehlt. Wenn Ihering z. B. schreibt: *Der Jurist muß nicht bloß über ein sicheres Wissen gebieten, sondern er muß es in jedem Augenblick zur Anwendung zu bringen verstehen*, oder: *Der Zweck eines jeden Examens besteht darin, der prüfenden Behörde die Überzeugung zu verschaffen, daß*, so ist dies bei ihm eben nur das Nachschreiben unzähliger Vorbilder. Gedankenlosigkeit hat den Satz Stifters verschuldet: *Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er geriet, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war.* Wenn Spielhagen schreibt: *Ich habe die Rechnung meines Lebens so weit aufgestellt. Soll ich das Resultat, das sich ergeben hat, auf den kürzesten Ausdruck bringen*, so fordern wir für den kürzesten Ausdruck zunächst das Streichen von ‚das sich ergeben hat'. Und lesen wir bei ihm: *... der den Drang in sich spürt, in Zukunft das leve vulgus, Publikum genannt, zum obersten Richter über seine Tathandlungen zu machen*, so dürfen wir vor allem fragen, was eine Tathandlung ist. Spielhagens Kunstgenosse Gumpelino in Heines Reisebildern spricht von Poesiegedichten.

Öde Wortmacherei ist Henry Thodes Satz über Menzel: *Er machte sich das Schildern ... zur Aufgabe, aber nicht im Sinne einer nichtssagenden Wiedergabe der Realität.* Und Leo Bergs: *Bleibtreu scheiterte an der Tatsache, daß er den Anforderungen, mit denen er auftrat, sich nicht gewachsen zeigte*, ist breites Geschwätz für: *Bleibtreu scheiterte, weil er nichts konnte.* Bei Bölsche steht einmal: *Fontane in seinen Märkischen Wanderungen gab hier eine große Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die existierte.* Schöll schreibt im Gummistil: *Wenn überhaupt einen solchen Verein zu schaffen die Sache eines menschlichen Planes sein könnte.* — Bernays, ein Schreiber von bedenklicher Ähnlichkeit mit Schöll: *Das Buch hat neben seinem dichte-*

rischen Werte zugleich einen wissenschaftlichen Zweck, dem es in jeder Beziehung zu genügen weiß. Gelehrte oder Schriftſteller mit ſolchem Stil haben kein Recht, ſich über das Zeitungsdeutſch aufzuhalten, z. B. übers Recken und Strecken eines Satzes: *Die Zarenfamilie ist mit der Eisenbahn nach Reval gefahren, weil die Kaiserin ihre Kinder nicht einer stürmischen Seefahrt aussetzen wollte* in: *Die Tatsache, daß die Zarenfamilie mit der Eisenbahn statt zu Wasser nach Reval gekommen ist, beruht nur darauf, daß die Kaiserin ...*

Wie aber, wenn wir ſolche Reckerei und Streckerei bei Schreibern von unzweifelhafter Bedeutung und Redlichkeit finden? Z. B. bei Kant: *Wenn das menschliche Geschlecht eine noch so lange Zeit vorwärts gehend und im Fortschreiten begriffen gewesen zu sein befunden würde, so kann ...* — Bei H. von Kleiſt: *Das Glück wollte, daß das Feuer wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff.* — Bei J. Burckhardt: *Es wird stets überaus schwierig sein, sich den Hergang irgend wie vorstellig zu machen.* — Bei W. Münch heißt es ſehr gut von der Sprache, ſie ſei *zugleich das große Mittel zur Ausgestaltung auch der sittlichen Vorstellungen*, und es folge hier *das für dieses Gebiet so wichtige Auseinandertreten der feineren Unterschiede;* aber nun hält er es für nötig, noch anzuhängen: *die bestimmte Differenzierung*, als ob ſich dieſer redliche deutſche Gelehrte ſchämte, ſeine Gedanken nur in klarem Deutſch ausgedrückt zu haben.

*

Das Mißverhältnis zwiſchen Form und Gehalt nennen wir Schwulſt, wenn ein kleiner Kern durch Wortmacherei zu großem Umfang aufgeblaſen wird. Solches Aufblaſen ergibt natürlich einen Hohlkörper. Hohles Bumbum iſt z. B. folgender gar großartig gemeinter Satz von Otto Neumann-Hofer: *Es sind donnernde, brennende, zischende, wühlende Leidenschaften, die Kleist in seinen Stücken ausgewittern läßt, und, in den großen historischen Rahmen gespannt, bringen sie in die plumpen, schweren, einförmigen Massenbewegungen der Historie (!) ein Element (!) intimer, persönlicher, nüancenreicher Charakteristik.* — Bumbum macht E. T. A. Hoffmann: *Ich bin elend, geschlagen, verloren, herabgestürzt von dem blumichten Gipfel der schönsten Hoffnungen in den bodenlosen nächtlichen Abgrund der Verzweiflung.* — Felix Poppenberg über Heinſe: *Ihm wurde ein vielstimmiges Ausdrucksorgan voll Fülle der Register erweckt.* — Lublinski ſpricht von Annettens Verſenkung in das Kleinleben der Natur: *Nichts, schlechterdings nichts aus dieser Welt des unendlich Kleinen entgeht ihrem Blick.* Nun, die Bakterien hat ſie nicht entdeckt. — Lublinski von Hebbel: *Dieser Friese, dieser Ditmarse, dieser Mensch aus Granit, der vor keiner, aber auch gar keiner Konsequenz zurückbebte.* Als ob Hebbel ein Richard der Dritte geweſen wäre. — Dahn rügt u. a. den Schwulſt eines Buches und ſchreibt ſelbſt: *Beide Fehler sind in dem zweiten Bande sehr viel weniger hervortretend.*

Schreibt ein Schwülſtiger vom Innenleben, ſo heißt es regelmäßig: im tiefſten Innern, oder tiefinnerlich. Selbſt bei einem ſo ſtrengen Schreiber wie Eucken ſteht einmal: *Eine geistige Macht, welche die Welt beherrschen will, muß Wesenhaftes allgemein menschlicher Art in sich tragen.* Iſt dies um ein Haar mehr als ‚muß Allgemeinmenſchliches in ſich tragen'? Und wenn Gutzkow loslegt: *Je mehr sich die Erinnerung der Goetheschen Individualität schwächt, desto größer wird die Teilnahme an der Objektivität seines Ruhmes*, ſo iſt dies nur Bombaſt ſtatt: *des Menschen Goethe und der Teilnahme an seinem Ruhm.* Aber wie das vornehm klingt: *Individualität, Objektivität!* — Laſſalle ſchreibt in ſeinem Arbeiterprogramm mit ſchwülſtiger Wiederholung: *Der Grund liegt in der ökonomischen, wirtschaftlichen Beschaffenheit des Mittelalters.* Und Speidel, ſonſt kein ſchlechter Proſaſchreiber, läßt ſich einmal hinreißen: *Er* (Luther) *steht noch mitten unter uns: seine Gestalt bewegt sich, wir sehen sein blitzendes Auge, wir spüren das Frühlingswehen und hören die rollenden Donner seines Mundes und seines allgewaltigen Wortes.* Der letzte Zuſatz zerſtört die ganze Wirkung.

Aller Schwulst ist zu verwerfen; aber Schwulst sind nicht harmlose Wörter wie Vorahnung, Vorbedingung, Anrecht, Beihilfe, die von Sprachmeisterern wie Wustmann verdammt werden. Unsre Sprache liebt solche Füllewörter, und sie zu bekritteln ist müßige Pedanterei.

‚Getretner Quark Wird breit, nicht stark‘ warnt uns Goethe. Das Breittreten des Richtigen haben viele unsrer Wortmacher in zarter Jugend von Cicero gelernt. Man lese z. B. den Anfang seiner Rede *Pro Murena; Precor ..., ut vestrae mentes atque sententiae cum populi Romani voluntatibus suffragiisque consentiant eaque res vobis populoque Romano pacem, tranquillitatem, otium concordiamque afferat.* Früher nannte man dergleichen *copia* und *eloquentia*; heute ist man unhöflicher geworden und sagt Schwätzerei. Bald zwei Jahrtausende hindurch wurde an Ciceros erster Catilinarischer Rede diese Breittreterei höchlich bewundert: *Reinige die Stadt von der Ansteckung, die du bereitest; befreie sie von den Ängsten, die deine Gegenwart erzeugt; es seien Mauern zwischen uns und dir. Du kannst nicht länger bleiben; ich werde es nicht dulden, ich werde es nicht ertragen, ich werde es nicht erlauben.* Doch grade Cicero schreibt: ‚Das Zuviel ist fehlerhafter als das Zuwenig‘. Das erscheint mir bestechend, aber falsch. Das Zuviel enthält wenigstens das Genügende und Notwendige; das Zuwenig tut das nicht und erzeugt Unklarheit. Habe ich die Wahl, so ziehe ich übermäßige Helle dem hemmenden Dunkel vor.

Jeder kennt den Ausdruck des Exerzierreglements vom ‚Treten auf der Stelle‘; es gibt dergleichen bei manchen anspruchsvollen Schreibern. Thode beginnt sein Buch über Giotto:

> Die Schöpfungen der Genies sind der Ausdruck eines allgemeinen Verlangens nach einer idealen Gemeinsamkeit. Sie gewähren einem Volke die anschauliche Erkenntnis dessen, was, ihm selber unbewußt, oder doch nur undeutlich, sein Gefühl und seine Phantasie bewegt. Die Quelle künstlerischer Kraft eines mit ungewöhnlichem geistigen Vermögen begnadeten Einzelnen ist in den Tiefen allgemeinen Sehnens zu finden ... In ihr wird das Verlangen zu dem das Wesen ganz ausfüllenden Lebensinhalte und damit das Leben selbst zur Offenbarung des Sehnens. Die Offenbarung aber verwirklicht das zugleich von dem schöpferischen Genius und von der Allgemeinheit Ersehnte.

Es geht noch eine ganze Weile so weiter.

Es soll gesagt werden: Immer mehr Gegenstände, die früher die Frau selbst herstellte, werden heute gekauft. Hieraus wird bei Paul Ernst: *Das tätige Gebiet der Frau in der Wirtschaft wurde immer enger dadurch, daß immer mehr von ihrer Arbeitsleistung zur Arbeitsleistung Außenstehender sich entwickelte und objektiviert (!) als Produkt in Warenform in den Haushalt kam.* Wer wagt aber, einen Satz mit so vornehmen Wörtern wie ‚objektiviert‘ und ‚Produkt‘ Geschwätz zu nennen?

Leo Greiner spricht in seinem Büchlein ‚Lenau‘ über einen entfernten, noch nicht deutlich gesehenen Gegenstand: *Da das Objekt nur erst der Deutung und noch nicht den Kräften des Unterscheidens unterliegt, da es noch einheitlich, synthetisch (!) als Gesamteindruck wirkt und dem Keime ähnlich ist, in dem das Leben noch nicht die Formen des Lebens angenommen hat, so gibt es nichts, was für den menschlichen Geist nicht in ihm enthalten wäre.* Auf Deutsch: Bei einem durch die Entfernung undeutlichen Gegenstande kann man sich alles mögliche denken. — *Als ein so ausgeprägter Naturalist sich Hauptmann in seinen bisherigen Dichtungen zunächst darstellt, dem nicht an der Oberfläche haftenden Blick kann unmöglich entgehen, daß diese krassen Erscheinungsformen (!) des Naturalismus bei Hauptmann doch nur konvulsive Symptome (!) einer gewaltigen inneren Krisis sind, deren Verlauf nicht aus diesen Begleiterscheinungen (!), sondern nach den in der konstitutionellen (!) Veranlagung tiefer liegenden Ursachen gemutmaßt werden kann* (B. Litzmann). Auf Deutsch: Hauptmann ist nur äußerlich Naturalist, innerlich etwas andres, was wir nicht wissen, worüber wir aber breitspurig schwögen. Sätze dieser Art sollten im deutschen Unterricht unsrer Schulen zur dauernden Abschreckung zergliedert werden. Heilsam und lustig abwechselnd wäre die umgekehrte Übung, ganz einfache Sätze nach der Art solcher Schreiber ins Un-

Digitized by Google

endliche auswalzen zu lassen, z. B. den Satz ‚Mein Sohn August Schulze konnte heute wegen Zahnschmerzen nicht zur Schule kommen' in eine harmonische Periode von nicht unter 20 Zeilen. Als Muster mag etwa dienen: *Die räumliche Entwicklung eines Individuums jener Tierspezies, die von manchen Völkern für heilig gehalten wurde, hat sich aus ihrer engen lokalen Beziehung zum schützenden Abschluß der Menschenheimstätte in eine nähere Berührung mit dem Grundfundament alles Irdischen formell umgestaltet.* Etwas ‚synthetischer', aber um wie viel unwissenschaftlicher, würde das lauten: Die Katze ist vom Dach gefallen.

Ein prächtiges Beispiel steht bei dem Schalk Lichtenberg: der selbstverfertigte Satz aus einer Feuerlöschordnung. Der Sinn des Satzes ist diese Selbstverständlichkeit: ‚Wenn ein Haus brennt, so muß man die rechte Wand des links stehenden Hauses und die linke Wand des rechts stehenden Hauses zu decken suchen.' Der Wortmacher hat dies zu zwölf Druckzeilen ausgereckt. Es ist für gewisse Schreiber eine Kleinigkeit, über den Satz: ‚Wenn es regnet, ist es naß', 20 Druckzeilen fertig zu bringen. Stopft er 15—25 Fremdwörter hinein, so entsteht ein ‚meteorologischer Exkurs', und das Geschwätz heißt Wissenschaft.

Das unerreichbare, das klassische Werk der Literatur des getretenen Quarks ist ‚Der Einzige und sein Eigentum' von Max Stirner. Auf mehr als 400 Seiten wird der letzte Satz der Vorrede: ‚Mir geht nichts über mich' breitgetreten. Ist das Wiederholen eines einzigen Gedankens in Hunderten von Formen eine Kunst, dann war Max Stirner ein bemerkenswerter Künstler. Matthias Claudius beantwortete die Frage nach dem Unterschiede zwischen ihm und Klopstock so: ‚Klopstock spricht folgendermaßen: Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und entlade mich, dich beugend, von der Last des staubeinatmenden Kalbfells. — Ich dagegen sage nur: Johann komm und zieh mir die Stiefel aus!'

Reizend ist der Spott über den Schwulst in diesem Rätsel Schleiermachers:

Wenn dich auf rauhem Pfad die erste schreckt,
Wenn Stürme feindlich dir die letzte rauben,
Denk an die Zeit mit hoffnungsvollem Glauben,
Wo still und friedlich dich das Ganze deckt.

(Auflösung: Nachtmütze.)

Die bloße Wortmacherei ist niemals schonungsloser bloßgestellt worden als durch Lassalle an dem Beispiele Julian Schmidts. Die ganze Sippe der Wortgaukler hat er für immer vernichtend gekennzeichnet:

Sie haben sich aus den Schriften der Denker und Gelehrten einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit Hilfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter ‚Bildungssprache' erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen erstaunlich tiefen.

Bei der Ehrfurcht des Deutschen vor allem bedrucktem Papier erfreut sich diese Bildungssprache einer scheuen Bewunderung; denn was der Deutsche nicht versteht, ist er aus verkehrter Bescheidenheit geneigt für tief zu halten. Julian Schmidts Satz z. B.: *Der Protestantismus nahm die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen in das menschliche Herz auf, wo sie sich in konkreter Fülle entfalteten,* ist nichts als Bumbum, oder wie Lassalle es nannte: Bimbam, wurde aber für tiefe Weisheit gehalten und würde, von einem berühmten Schreiber veröffentlicht, noch heute dafür gelten.

Rudolf Gottschall schreibt: *Die Lucinde ist das Evangelium ihrer ästhetischen Ethik, ihrer künstlerischen Sittlichkeit.* Gottschall ahnte nicht, daß das zweite nur die Übersetzung des ersten ist, hinzugefügt zum Füllen, zur Wortmacherei.

Was ist Literatur? Gutzkow sagt es uns so: *Eine im Schatten des Friedens sich entwickelnde Vermischung tiefsinnig abstrahierter Formen oder Stoffe mit den dreisten Wagnissen prädestinierter Genies.* Bei welchem andern Volk der Weltgeschichte ward je solch Wortgebimmel gedruckt! — Ein Kritiker Max Krell schreibt über Hans

Hoffmans Roman ‚Der eiserne Rittmeister‘: .. *zeugt von großer Prägnanz und Lebenswahrheit. — Freilich das Bodenständige mangelt dem Roman, und sein Autor ist oft mehr im Himmel als auf der Erde.* Lebenswahr, aber nicht bodenständig; lebenswahr, aber mehr im Himmel als auf der Erde!

Bei W. Jensen gibt es einmal einen *Morgenaufgang der Sonne*, und bei dem neueren Erzähler Erich Fließ steht zu lesen: *Die Stimme des jungen Mannes zitterte; man hörte die Träne des Mitleids und des aufrichtigen Schmerzes hindurch.* — Fast überall, wo einer mit Subjektiv und Individuum um sich wirft, da urteile man zunächst und bis zum Gegenbeweise: Bumbum, Bimbam. Nordau schreibt von der geschlechtlichen Erregung: *Subjektiv wird dieser Zustand vom Individuum als Liebesdrang oder Liebessehnsucht empfunden.* Wie mag er objektiv und vom Nichtindividuum empfunden werden?

Eine besondere Betrachtung gebührt dem wortemachenden Gelehrtendünkel. Die berechtigte Achtung vor der deutschen Wissenschaft läßt eine strenge öffentliche Kritik ihrer Ausdrucksformen bei uns selten laut werden; nur so ist die zunehmende Wortmacherei, ja Schaumschlägerei zu erklären, die sich bei vielen Vertretern unsrer Wissenschaft breit macht. Die einfachsten Begriffe werden nicht mit einem Wort, sondern mit einem langen hohlen Wortschwall bezeichnet; die alltäglichsten Gedanken ohne den geringsten wissenschaftlichen Neuwert durch selbstgefällige Wortmacherei mit wissenschaftelndem Tiefsinn umflittert. Die Überlieferung dieses scheingelehrten Wortgeschwöges reicht, wie die meisten Grundlaster des Gelehrtenstils, bis in die Humanistenzeit. Erasmus machte — schrecklich auszudenken — Lateinübungen im Ausrecken von *Semper, dum vivam, tui meminero* (Immer so lang ich lebe, werde ich deiner gedenken) zu 20 enggedruckten Seiten. Richard Meyer will die großartige Entdeckung mitteilen, daß die ‚breiten Bettelsuppen‘ im Faust die Rumfordschen Armensuppen bedeuten; hierzu braucht er 5 kleingedruckte Großoktavseiten. An die 6 Seiten der Anmerkung Burdachs zu einem Goethischen Gedicht von 20 Zeilen sei hier gebührend erinnert.

Den Preis aber der unerträglichen Wortmacherei verdiente ein Forscher von so viel wirklichem Wissen, daß er Wortmacherei nicht nötig hatte: Karl Lamprecht. Sein Hauptkunstgriff besteht im Einstreuen vielsilbiger geschwollener Fremdwörter, die nicht im mindesten Tieferes oder Feineres besagen als die gewöhnlichen deutschen Ausdrücke. Es war hohle Wortmacherei, wenn Lamprecht statt ‚Volksseele‘ schrieb: *nationale Psyche*; wenn aus der Schilderung von Sinneseindrücken mit gelehrter Vornehmtuerei ein *physiologischer Impressionismus* wurde, aus der Aufzeichnung seelischer Stimmungen ein *psychologischer Impressionismus*. In dieser Wortmachersprache heißt das Armeleutedrama: *primitiver physiologischer Impressionismus*, das Märchendrama: *primitiver psychologischer Impressionismus*. — Lamprecht will sagen, Sudermann sei durch seine Anlage zum Handlungsdrama geführt worden: hieraus wird folgendes Geschwöge: *Die dramatische Ader führte ihn zum Aufsuchen der künstlerischen Disposition einer bei weitem fester geschürzten Handlung.* — Bei ihm gibt es Bimbam wie diesen: *Mit welchen Augenblicksaufnahmen des Momentes weiß er nicht oft zu überraschen.* — Lamprecht denkt: Man widersetzte sich der Verderbnis der Sprache; sein Gummistil macht daraus: *Man trat zu der Verderbnis des Wortschatzes der Sprache in Gegensatz.* Es gibt eine Goldprobe für den Feingehalt deutscher Wortmacherei: man versuche sie in eine der großen Geistessprachen zu übersetzen, ins Lateinische, Griechische, Französische, Englische. Man mache diesen Versuch mit Lamprechts Mustersatze: *Wir haben gesehen, bis zu welchem Grade eine als Ganzes und Ausgesprochenes noch immer verborgene Geistesbewegung auf neue subjektivistische Ziele hin das rationale Fundament der Dichtung des ausgehenden individualistischen Zeitalters unterwühlt hatte.* Aber man versuche nur die Übersetzung in die uns nächstliegende Geistessprache: in gemeinverständliches Deutsch! Und dieser ahnungslose fremdwörtelnde Wortmacher eiferte gegen seines Fachgenossen Max Lenz angeblichen ‚Unsinn geschwollener Phrasen und niedliche, besonders

häufige Fremdwörterkolonien'. Wie oft doch erinnert uns die deutsche Gelehrtenwelt an die tollsten Theaterpossen!

Unser alter Freund Schöll, der hier nicht fehlen darf, schreibt: *Dies ist nun auch ein kleines Werk von Goethe, das wir zu vermissen haben.* — W. Dilthey schreibt: *Es ist etwas Einfaches in dem geistigen Leben Goethes überhaupt, man fühlt gleich, daß man es hier nicht mit einer komplizierten Natur zu tun hat.* Dies erinnert an den Berliner Scherz: Je einfacher, desto simpler. — Statt ‚Erklärung' schreibt Dilthey: *hermeneutische Operation.* — Robert Vischer, Friedrich Vischers Sohn, sagt statt ‚gedruckt werden': *typographisch verbreitet werden.* Schreiber mit dieser Sprache werden uns nächstens das *hydrologische Element* für Wasser, den *phlogistischen Faktor* für Feuer vorsetzen. Nach meinem Geschmack steht diese Wortmacherei tief unter der Ankündigung einer Dresdener Zigarrenhandlung: *Die Hauptsache bei einer Zigarette bleibt doch immer ihr qualitativer Geschmackswert.* Von den Sonetten Shakespeares schreibt Dilthey: *Wir können nicht darauf verzichten, einen Kern höchst subjektiven persönlichsten Empfindens in ihnen anzunehmen.* Andre Bereicherungen sind ‚Bewußtseinsgefühl' und ‚Pflichtobliegenheit'.

Bei einem Manne wie Wundt wird der Gedanke: ‚Die philologische Vermutung ist eine Art kritischen Versuches' ausgereckt: *Die philologische Konjekturalkritik ist eine Art kritischen Experimentalverfahrens.* — Bei Max Herrmann ist die Einschaltung aus Ossian in Goethes Werther nicht allzu lang, sondern *kompositionell allzulang geraten.* — In Meyers Konversationsbuch schreibt ein gewiß sehr gelehrter Mann von der Diphtheritis: *Wegen ihrer ausgesprochenen Ansteckungsfähigkeit hat man sie stets als eine Infektionskrankheit betrachtet.* Man vergleiche das über Molières Sganarelle Gesagte auf S. 27.

Zwei Dinge sind einander entgegengesetzt. Ist dies klar genug? Man sollte es denken. Hans Delbrück aber hält es für nötig zu schreiben: *Zwei Eigenschaften des Feldherrn scheinen dem dialektischen Verstande fast konträr entgegengesetzt.* Der Berliner Volksmund sagt ebenso schön: *‚Au controlleur,* im Gegenteil.'

Franz Muncker ist auch einer, nämlich mit der Subjektivität und der Individualität: *Nicht auf einzelnen Worten beruht die Ähnlichkeit: diese sind nach der subjektiven Individualität der beiden Dichter ganz verschieden.* Denn wie heißt es bei Goethe? Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben.'

Achtes Buch.

Der Ton.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. (Napoleon.)

Erstes Kapitel.

Stilgemäß und Stillos.

Humilia subtiliter, magna graviter, mediocria temperate dicere
[Das Schlichte einfach, das Große ernst, das Mittlere maßvoll wiedergeben.] (Cicero.)

Une gravité trop étudiée devient comique
[Eine allzu ausgeklügelte Würde wird komisch.] (La Bruyère.)

Wir stehen beim Allerpersönlichsten des Stils, beim Stil des Stils, und müssen wie so oft mit dem Bekenntnis beginnen: Der Ton ist nicht lehrbar; man hat ihn oder hat ihn nicht. Es ist damit genau wie im gesellschaftlichen Verkehr mit dem Takt: den einzelnen Verstoß kann man rügen, und der Belehrte wird diesen Verstoß vielleicht nicht mehr begehen; gegen das Begehen aller andern schützt ihn nur der angeborene und anerzogene, besonders der durch Selbstzucht angeeignete Takt. Was aus diesem Abschnitt an Belehrung zu schöpfen ist, betrifft nicht unwichtige Einzeldinge; die Hauptsache aber bleibt, wie immer, der letzte persönliche Kern des Schreibers: seine Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit. Wer diese beide besitzt, der trifft den richtigen Ton ohne langes Besinnen, hält ihn fest ohne Mühe, wechselt ihn nach dem Bedürfnis des Gegenstandes, — kurz, der hat Stil. Es ist nicht anders als mit dem Ton des stimmbegabten Sängers: das Gehör, nicht die Lehre, läßt ihn den richtigen Ton treffen und festhalten. Das Einzige, was für den Ton des Stiles gelehrt werden kann, lautet: Erfülle dich ganz mit deinem Gegenstande; gib nur ihn, nichts andres, nichts von deiner eignen kleinen Selbstliebe; sei wahr, sei ehrlich, sei natürlich, sei sachlich, — und der stimmende Ton wird ungezwungen erklingen; er wird selbst durch eine vielleicht ungelenke Ausdrucksweise hindurch erkennbar sein.

Es gibt nicht Einen besten Ton, nicht Einen besten Stil für alle Gegenstände ohne Unterschied. Der Schreiber mit nur Einem Ton für alles hat keinen Stil. Sulzer, der nach Lessings Wort auch über Flöhe erhaben schrieb, war ein schlechter Schriftsteller. Schöll, der über das Kleinste wie Größte in Goethes Leben im feierlichen Priesterstile sprach, war ein Schreiber ohne Stil. Heine, der die erhabene Schilderung des über den Wassern hinschreitenden Christus mit einem gemeinen Ausfall gegen einen schon damals gleichgültigen Streber schloß, sündigte heillos gegen ein Grundgesetz des Stils. Nicht der Schreiber wählt aus Willkürlaune Ton und Stil; der Gegenstand zwingt sie ihm auf, und nur der eitle, also der schlechte Schreiber widersetzt sich diesem Zwange. Zusammenklang von Gegenstand und Ton ist Stil, ist innere Form; und daß dabei die Persönlichkeit des Schreibers nicht zu kurz komme, dafür hat die Natur gesorgt, die den natürlichen Schreiber ganz von selbst sein Menschenwesen zugleich mit dem Gegenstande aussprechen läßt.

Darf ich nicht wiederum eins der Beispiele wählen, die dem aufmerksamen Leser und mir für ein Weilchen am nächsten liegen: die Behandlung der Fremdwörterei in diesem Buche? Gibt es nur Einen angemessensten Ton dafür? Die Fremdwörterei ist unkünstlerisch stillos, geschmacklos, — also muß dies nachdrücklich, je nachdem ernst oder spöttisch, gesagt werden. Sie verletzt das zarte Gefühl für die Heiligkeit der Muttersprache, — also darf man sie zornig schelten. Sie artet in lächerliche Albernheit und Geckerei aus, — also ist jedes anständige Mittel der Ironie und des Hohnes erlaubt. Sie gaukelt nichtvorhandene Tiefe und Gelehrsamkeit vor, — also verdient sie grobe Zurechtweisung. Bleibt nur der Ton sachlich; zeigt der Schreiber, daß er an den aus andern Gründen wertvollen Fremdwörtlern ihren Wert schätzt, ihre sprachliche Verirrung beklagt, so wüßte ich, nach strenger Selbstprüfung nicht, warum ich nicht alle Tonarten, über die ich zu verfügen glaube, gegen ein so mannigfaltiges Gebrechen unsers Geisteslebens hätte anschlagen sollen. Ob ich in der berechtigten sachlichen Empörung nicht doch einmal falsch gegriffen habe, darüber steht nicht mir das Urteil zu.

*

Wer selbst kalt und träge ist, der schreibt kalt und träge; wem das Blut heißer und schneller durch die Adern pulst, der schreibt warm und behende. Der ewig Nüchterne und Trockne schreibt nüchtern und trocken, der Phantasiemensch lebendig und farbig. So soll es auch sein! Es gibt ein Unglück, wenn der Kalte einmal heiß, der Träge munter, der Trockne bildernd schreiben will. Das Umgekehrte ist ungefährlicher; der sich kühl beherrschende heiße, phantastische Schreiber kann durch solche Selbstzucht die Wirkung steigern. Der nach seinem Urwesen höchst leidenschaftliche Goethe ist durch die Kunst des Selbstbezwingens der Größte unter unsern Großen geworden. Der sich beherrschende Leidenschaftsmensch bleibt noch natürlich; der sich künstlich erhitzende trockne Schleicher bringt nur Unnatur zustande. Der Deutsche Kronprinz war im Recht, Rudolf Delbrücks Art des Vortrages der Reichsverfassung zu tadeln (S. 374); noch viel schlimmer wäre es gewesen, wenn der trockne ehrliche Delbrück künstliche Wärme hätte heucheln wollen.

Das Geheimnis, leidenschaftlich zu wirken, besteht darin, Leidenschaft zu empfinden. Wehe dem Stil, der leidenschaftlich sein will aus innerer Kälte heraus! Selbst Mephisto hält es nicht lange aus, seinen wahren Stil zu verbergen: ‚Ich bin des trocknen Tons nun satt, Muß wieder recht den Teufel spielen‘; denn er ist ein verhältnismäßig ehrlicher Teufel und spricht einen ehrlich teuflischen Stil. Ein trockner Schreiber, der über einen trocknen Gegenstand trocken schreibt, bleibt natürlich und kann unter Umständen wirken: an einer Abhandlung über die beste Häckselmaschine oder über den Gebrauch des Plusquamperfekts bei Gottsched wird man schwerlich den Mangel der Wärme tadeln. Ja Kant war berechtigt, seine Kritik der reinen Vernunft kühl und trocken zu schreiben; ein innerlich wärmerer Philosoph hätte denselben Gegenstand mit gleichem Recht wärmer und lebhafter behandeln dürfen. Die Werke beider Schreiber könnten klassisch sein, wenn beide ihren Stoff mit gleicher Sachlichkeit und Wahrheit behandelt hätten.

Warm oder kalt, aber beides wahr, beides mit der innern Form dieses Gegenstandes in diesem Schreiber, kann ausgezeichneter Stil sein. Die stilgemäße Kälte wirkt zuweilen wunderbar; was aber niemals wirkt, das ist die Lauheit: ‚Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.‘ Die Wärme ist ein natürliches, die Kälte ein mehr künstliches Stilmittel, berechnet auf die gegensätzliche Mitarbeit des Lesers. Die Lauheit ist unter allen Umständen stilwidrig, denn sie zwingt zu der Frage: Warum behandelst du überhaupt diesen Gegenstand, der dich offenbar nicht viel angeht, da er dich nicht warm noch kalt macht?

Echte Wärme teilt sich wohltuend mit; Strohfeuerglut erhitzt uns für den Augenblick, läßt uns nach ihrem Erlöschen erst recht frieren. Schon ein paar Grade zu viel oder zu wenig nach oben oder unten werden von dem Leser mit seinen Sinnen sogleich empfunden. Herders Glut ist echt; aber zu unruhig geschürt, zu flackernd, um dauernd erträglich zu sein. Der große französische Erzähler Mérimée, der Verfasser von ‚Carmen‘, der Quelle

für die Oper, übertreibt absichtlich die künstlerische Kälte um einige Grade, schafft Meisterwerke ihrer Art, aber die Art ist nicht die höchste. Er liebt seine Kunstweise noch mehr als seine Menschen. Man genießt seine Kunst, doch wird man ihrer nicht froh. Gottfried Keller, nicht weniger künstlerisch als Mérimée, aber wärmer im Ton, steht höher und wird länger leben.

Die richtige Mitte zeigen Goethe und Moltke. Beide sind haushältig mit den Äußerungen ihrer Teilnahme am Gegenstand, Moltke noch mehr als Goethe; doch keiner versteckt sein Gefühl bis zum Nichterkennen, wie Mérimée. Es gibt wenig so feine Reize für den genießenden Leser wie die sich zurückhaltende Wärme: an solchen Schriften übe er seine Mitarbeiterschaft. Der größte Teil von Tacitus' Unsterblichkeit, ein großer von Moltkes, beruht in diesem Reiz. Eine scheinbar kühlere Geschichte des 70er Krieges gibt es nicht; ein stumpfer Leser jedoch müßte der sein, der nicht durch die Kühle hindurch die stille innere Glut des Schreibers verspürte.

*

Kant schrieb im besten Glauben: ‚Der enthusiastische oder begeisterte Stil verdirbt den Geschmack.' Zweifellos dachte er dabei nur an den Stil mit begeisterter Form ohne begeisternden Inhalt, und er selbst liefert den Beweis, wie geschmackvoll der begeisterte Stil, der echte Schwung, wirken kann: *Pflicht! du erhabener, großer Name!* oder: *Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.* Hier ist echte Größe, ohne die Spur von Schwulst.

Je seltner bei einem Schreiber solche Aufschwünge, desto tiefer wirken sie. Bismarck haßte, wie jeder wahrhaft große Redner und Schreiber, die Feierlichkeit, mied zumeist selbst die berechtigte; griff er aber einmal zu diesem Stilmittel, so gelangen ihm außerordentliche Wirkungen. Die eine, berühmteste Stelle wurde schon wiedergegeben (S. 372); eine andre, noch lehrreichere, folge hier (aus Bismarcks erster Rede im Norddeutschen Reichstag 1867):

Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjestr zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde; daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben, auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen; daß die Tausende und Abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, — meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation.

Ausnehmend schön, bis auf den kurzen Schlußsatz mit seiner etwas abflachenden parlamentarischen Redensart.

Ranke zerstört durch eine unglaubliche Stillosigkeit diesen Satz (über Hussens Feuertod): *Einen Mann, der anerkannt fromm und in den meisten Artikeln gut katholisch war, dem Feuer zu übergeben, nur weil er die allgemeine Verderbtheit der Priesterschaft heftig anklagte und befehdete: das war doch überaus stark.* Wie überaus schwach ist der Schluß! — Selbst bei Keller stört uns die Stilwidrigkeit zweier Wörter, die der Leser selbst finden wird, in diesem Satze der ‚Armen Baronin': *Es war wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und nach Maßgabe der noch nicht zu Kräften gekommenen Herzschläge verbreitete sich ein schwacher rötlicher Schimmer über die blassen Wangen.*

Die Meister der echten Erhabenheit sind selten; es muß eben hierzu ein großer Gegenstand zusammentreffen mit einem großen Schreiber, und die Regel ist, daß der große Moment ein kleines Schreibergeschlecht findet. Das unübertreffliche Vorbild goldechter Erhabenheit ist und bleibt die Bibel; gegen die ungeheure Gewalt des kurzen Verses: *Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht* (im Hebräischen nur sechs Wörter) kommt nichts, selbst bei Homer, Dante und Goethe. Sollte man es für möglich halten, daß ein sprachmeisternder Stilstümper wie Adelung sich zu schreiben erfrechte: ‚Diese Stelle sowie die ganze Schöpfungsgeschichte hat nichts Erhabenes, in der von mir(!)

angenommenen Bedeutung des Wortes' — ? Adelungs ‚Bedeutung' ging nämlich dahin: ‚Der erhabene Stil ist diejenige Art des Ausdruckes, welche das Erhabene an den Gegenständen in der Absicht darstellt, Ehrfurcht und Bewunderung zu wecken.' Der fleischgewordene Dünkel ahnte nicht, daß die unabsichtliche Erhabenheit die höchste; die absichtliche, wie alle erkennbare Absicht in der Kunst, minderwertig ist. Im Austilgen jeder Absicht zeigt sich der Meister des Stils. Wie ergreifend sind manche Stellen bei Spinoza, dem scheinbar leidenschaftslosesten Denker und Schreiber.

Einer der feinen Franzosen des 18. Jahrhunderts, d'Alembert, hatte erkannt: ‚Es gibt keinen erhabenen Stil; der Gegenstand muß erhaben sein.' An dem erhabenen Gegenstande wächst selbst ein mittelmäßiger Schreiber; der begabte erhebt sich daran zur Meisterschaft. Man lese am Schlusse der Gespräche Eckermanns die ergreifende Schilderung der Leiche Goethes. — Fichte der Philosoph ist kaum je erhaben im Stil, oft höchst verworren, wortreich, unklar im Ausdruck; Fichte der Redner an die deutsche Nation, ja schon zuvor an die in den Krieg von 1806 ausrückenden preußischen Soldaten, oder nachher an die Freiwilligen der Berliner Universität von 1813, schwingt sich auf zur Erhabenheit, und mit wie einfachen Mitteln:

Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwunden sein aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken solange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äußerlich darzustellen. — Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht beugt oder abschreckt, taugt der Mensch etwas. — Kein Friede, kein Vergleich, von Seiten des Einzelnen zuvörderst. Das, worüber gestritten wird, leidet keine Teilung: die Freiheit ist oder ist nicht. Kein Kommen und Bleiben in der Gewalt, vor allem diesen steht ja der Tod, und wer sterben kann, wer will den zwingen?

Der empfindsame Jean Paul bekannte: ‚Fichte hat in seinem Stile viele Federn aus Luthers Flügeln.' Fürwahr, wer echte Größe aus der Fülle des Herzens hören will, der findet in deutscher Zunge keinen über Luther, auch Lessing nicht, auch Bismarck nicht —: ‚Ich habe kein besser Werk denn den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein, da erfrischt sich mein Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.' Luther konnte weich sein wie ein Mägdelein, furchtbar wüten wie ein Berserker. An Mannigfaltigkeit des Tones, an Herrschgewalt über alle Züge unsrer großen Sprachorgel übertrifft ihn kein deutscher Mann der Feder. Kommt über ihn der große Herzenszorn, so hält er ihn nicht zurück, sondern sorgt nur, daß Ausdruck und Satzbau auf der Höhe seines Empfindens stehen: *Sage mir nur niemand hie von Geduld und Ehre!* (usw. auf S. 293).

*

Der große Zorn bleibt kaum jemals ganz frei von dem, was zarten Zimperseelen Grobheit heißt. Es gibt eine Zeit für die Höflichkeit, und es gibt eine für die Grobheit, oder wie Storm für seine Söhne gedichtet hat:

Blüte edelsten Gemütes — Sind erfrischend wie Gewitter
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten — Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Mit der Feinheit des Schreibers, der niemals grob werden kann, ist es nicht weit her. Alle unsre größten Prosameister, von Luther über Lessing zu Goethe, Bismarck und Vischer, waren so grob wie fein, oft in der Grobheit am feinsten. Ein Pröbchen von Bismarck wurde schon mitgeteilt (S. 377). Feinste Mischung aus Grob und Höflich steht in manchen Briefstellen bei Goethe, z. B. in dieser an Karoline Herder:

Wie ich Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl und Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen; nur bitte ich, mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akt bekehren werde. — So denke ich und so werde ich denken, wenn nicht ein Wunder oder eine Krankheit meine Organe verändert; wie Sie denken, sehe ich aus Ihrem Brief. Meine Absicht ist nicht, auf Sie zu wirken. Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen.

‚Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen', sagt Goethe!

Lessing erklärte dem höflich nichtsnutzigen Klotz gegenüber, der sich über Lessings unhöflichen Ton entrüstete: ‚Die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein.‘ Lessing war übrigens doch zuweilen, aus besonderer Verärgerung, um einen Ton zu grob, beinah so wie Luther, z. B. gegen den ihm besonders zuwidern Klotz: ‚Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekel, weil sie äußerst übertrieben waren, und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer verzog.‘ Wahrlich, im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Persönliches Geschimpfe heißt nicht Beweis. Wer aber durchaus und allemal die zierliche Höflichkeit auch für die sachlichste Schrift fordert, der beraubt den Stil eines unverwerflichen Mittels, vorausgesetzt daß die Sache klotzig grob genug ist, um den groben Keil zu verdienen. Vischers berühmte Abhandlung ‚Mode und Cynismus‘ gegen gewisse schamlose Ausartungen der Frauenkleider vor 50 Jahren, damals von den Betroffenen und einigen sanften Säuslern als maßlos grob verschrien, war beinah zu höflich. Den richtigen Ton der Grobheit des echten und berechtigten Zornes trifft Lassalle in seiner Schrift gegen Julian Schmidt, z. B. da wo er ihm nachweist, daß er den nie gelesenen Schwabenspiegel des 13. Jahrhunderts für eine Dichtung des 19. Jahrhunderts gehalten und höhnische Schlüsse gezogen hatte auf die ‚Anklänge an den Schwabenspiegel‘ bei lebenden schwäbischen Dichtern und Denkern:

Sie erkennen selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen wie Strauß oder Vischer Anklänge an den Schwabenspiegel, an ein Buch, das Sie nie zur Hand genommen! Es ist diese gewissenlose Frivolität, diese freche Windbeutelei, dieser superlativische Humbug, den Sie mit ernsten Dingen und mit einem Publikum treiben, das sich ernsthaft belehren will. Es ist diese tiefe Unsittlichkeit, die noch viel schlimmer ist als Ihre stupende Ignoranz.

Ungerecht übertreibendes Schimpfen wirkt ebenso abstoßend wie lächerlich, gleichviel wer da schimpft. Schopenhauers gröbste Ausfälle gegen ‚Hegel und seine Gesellen‘ empfinden wir nicht als bloßes Geschimpfe: der Leser der Beispiele dieses Buches aus Hegel auf S. 467 und 469 wird Schopenhauers Zorn begreifen. Hingegen ist es widrigkomisch, wenn er sehr harmlose, ja sehr vernünftige Dinge immer gleich ‚Infamie‘ schimpft, z. B.: *Editionen griechischer, ja sogar horribile dictu lateinischer Autoren mit deutschen Noten! Welche Infamie!*

Einer der greulichsten Stilgreuel ist die erheuchelte Erhabenheit; sie steht dicht neben dem unwahrhaftigen Preziösentum. Wir empfinden sie nicht nur als grobe Stilwidrigkeit, uns empört noch mehr die aus ihr redende Lüge. Die geringste Unechtheit des erhabenen Ausdrucks wirkt abstoßend, es sei denn, daß zu einem spaßigen Zwecke mit dem Bombast gespielt wird. Unerlaubt ist dies nicht, nur müssen gewisse Grenzen innegehalten werden. Erhabenheitspielerei mit dem Heiligsten ist gemein und stilwidrig zugleich. Nichts aber ist zu sagen gegen einen feierlichen Anfang wie Scheffels: *Es rauscht in den Schachtelhalmen, Verdächtig leuchtet das Meer*, worauf die rührenden Verse folgen: *Da schwimmt mit Tränen im Auge Ein Ichthyosaurus daher.* Dies unbeschadet der Schillerschen Worte über die Feierlichkeit: ‚Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu tun ist, daß nichts davon verloren gehe, so stimmt er das Gemüt vorher zum Empfang desselben und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung.‘

Echter Schwung entquillt dem übervollen Herzen; er ist wie alles wahrhaft Große sehr einfach. Begegnen wir bei einem Dichter oder Schriftsteller ausgeklügelter Klangspielerei und andern Stilkunststückchen im Aussprechen des Erhabenen, so können wir mit Sicherheit auf die Unechtheit des Gefühles schließen. Die wenigen Scharfsichtigen unter den ersten Lesern von Herweghs Empörungsliedern, so namentlich Vischer, erkannten die Gemachtheit in den ‚Gedichten eines Lebendigen‘ an der seiltänzerischen Versekunst und der gefallsüchtigen Reimspielerei. Ebenso wenig glauben wir an die Echtheit von Hardens gelegentlichem Hochschwung, wenn wir diesen elendesten aller Stilgaukler jeden seiner Sätze unnatürlich verschnörkeln sehen. Das tiefe Gefühl redet eine sehr einfache Sprache und behilft sich ohne Büchmann.

*

Jeder Gegenstand hat seinen Stil; der Widerspruch zwischen Gegenstand und Stil ist die Stillosigkeit oder Stilwidrigkeit. Die kleinste Schwingung des Tones über die durch den Gegenstand gezogenen feinen Grenzen hinaus vermag ein ganzes Schriftstück zu töten. Das grobe Ohr vernimmt nur die ärgsten Stilwidrigkeiten als Mißklänge; das feine und feinste empfindet den leisesten Übelklang beinah wie körperliche Pein. ‚Die Linie des Schönen ist haarscharf' (Hebbel); nur das Genie und die ihm ähnelnde schlichte Einfalt bleiben stets diesseits der Linie. Die Stillosigkeit nimmt alle Formen an: sie ist warm, wo Kühle verlangt wird; künstlich erregt, wo nur Ruhe sich ziemt; zudringlich und würdelos, wo Abstand und Ernst geboten sind; witzelnd, wo uns der Witz wie ein Peitschenschlag trifft; flach, wo die innere Form die Höhe fordert; kneipenspaßig, wo von großen Menschen und Dingen geredet wird. Stillos ist der Witzbold des Feuilletons, der über das wahrhaft Ernste ungesalzene Scherze treibt; stilloser der Gelehrte, der es durchaus dem Feuilletonisten zuvortun will. Eine der ärgsten Stillosigkeiten neuster Zeit ist der Dandyprofessor, der mit den witzelnden Tagesschreibern wetteifern möchte:

Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein. (Goethe auf Gottsched.)

Verwandt mit dieser Stillosigkeit sind leider gewisse Ausschreitungen bei ernsten, hervorragenden Gelehrten. Mommsen hat sein Übertragen von Ausdrücken aus der allerneusten Zeitungsprache auf die alten Römer zu entschuldigen gesucht durch den Ausspruch, man könne das Leben im alten Rom garnicht modern genug auffassen, und hierin liegt wenigstens ein Stilgrundsatz, wenngleich sehr zweifelhaften Wertes. Es ist aber unehrerbietig gegen den Stoff, also gröblich stillos, wenn Wilamowitz z. B. in seinen ernsten Homerischen Forschungen von den Freiern der Penelope schreibt: *Das protzige Pack von adligen Gelbschnäbeln geht auf den Leim.* Oder wenn es bei ihm über die Iphigenie des Euripides heißt: *Da wirkt das Mythische, Echttragische, und hat die Elektra Gevatter gestanden.* Eine gevatterstehende Elektra! Wie würde das verachtungsvolle Urteil eines solchen hochfahrenden Gelehrten lauten über den taktlosen Zeitungschreiber, der solch Zeug verübte! Offenbachs durchgängiges Verulken der antiken Götter- und Heldenwelt ist stilgerechter.

Es ist stillos, wenn ein Prosameister wie Nietzsche im ‚Antichrist' davon spricht, daß *das Kreuz nur für die Kanaille aufgespart blieb.* Stillos schreibt Burckhardt von einem alten athenischen Redner, er falle *sehr leicht in den zur Leierkastenmelodie geordenen Epitaphienton,* und an andrer Stelle über den Kampf zwischen Athenern und Persern: *Durch die Niederlage bei Marathon ist die ganze Partie nur aufgeschoben.*

Stilwidrige Vertraulichkeit begeht Viehoff in seinem Leben Goethes: *So kam denn unser Freund wieder im Vaterhause an.* Mag man in einem Roman so schreiben, nicht aber in einem ernsten Buch über Goethe. — Stillos ist die feierliche Priestergebärde, mit der einige Goethe-Bonzen von den alltäglichsten Verrichtungen ihres zum Buddha oder doch zum Dalai Lama gesteigerten Helden sprechen. So oft ich dergleichen lese, etwa über Goethes heilige Bäder in der Ilm oder über die Symbolik von Pommerscher Spickgans und Teltower Rübchen auf Goethes gastlichem Tisch, fallen mir die schönen Verse ein, womit die Vorrede eines Ulmer Rechenbuches zur Zeit Wilhelms des Ersten von Württemberg schließt:

Auf dem oft so dunkeln Lebenspfade — Und durch Wilhelms Vatertreu und Gnade
Leuchtet segnend Jesu göttlich Licht, — Blüht ein klarer Rechenunterricht.

Ein Gelehrter wie Holzmann vergreift sich in seinem strengwissenschaftlichen Werke ‚Das Ende des jüdischen Staatswesens' in dieser plumpen Weise: *Er fand es am geratensten, still zu verduften.* — Einer der Stillosesten ist Herman Grimm; z. B. über einen schlechten Künstler neben Michelangelo: *Bandinelli hatte sich in den Mediceischen Speck so tief eingefressen, daß er völlig fest saß,* und über Michelangelo selbst: *Im Oktober 1504 waren vier Stück Statuen fertig.* — Speidel über Luther: *Luther ist durch und durch religiös gefärbt. Ein Theologe würde sagen: im Blute Christi gefärbt und*

zwar in der Wolle. Luthers Wolle im Blute Christi gefärbt! — Carl Busse, einer unsrer feinen lyrischen Dichter, kein Börsenmakler, über die lyrischen Gedichte von Ricarda Huch: *Das sind Poeme* (!), *die gewiß lange Kurswert behalten werden.*

Der Naturforscher Karl Voigt geistreichelt folgende Stillosigkeit zusammen:

Es liegt etwas Stabil-Langweiliges in der Erhaltung des tierischen Organismus, in dieser doppelten Buchführung, die über Einnahme von Nahrungsstoffen und Ausgabe verbrauchten Materials von dem Organismus mit ermüdender Gleichförmigkeit geführt wird und wo sich das Haben als Fett ansetzt, während das Soll sich durch Abmagerung kund gibt, und endlich ein Bankerott oder der zunehmende Wucherzins, welchen der Organismus zahlen muß, das ganze Geschäft endigt und die Firma zu den Toten wirft.

Dies sollte zierlich und flott sein; es ist die Zierlichkeit und Flottheit des tanzenden Elefanten. — Ein neuerer Naturforscher schreibt von der Rolle der ‚Mikroorganismen' im Haushalte der Natur: *So finden wir Bakterien in der Erde, auf dem Waldboden, welke Blätter abbauend, in Kadavern, von demselben Pflichtgefühle beseelt.* Das Pflichtgefühl der Bakterien!

In einer Gedenkrede Jakob Minors heißt es: ‚*Schwerlich wird den Historiker die Zukunft Lügen strafen, wenn er an dem heutigen Jubeltage der frohen Überzeugung Ausdruck gibt, daß das Reich dieses Dichters nicht von gestern und nicht von heute.* Um welches Dichters Jubeltag mag es sich handeln? Um den Tag, an dem vor hundert Jahren Heinrich von Kleist in tiefster Verzweiflung freiwillig aus dem Leben schied.

Nur die äußerste Vorsicht, der sicherste Takt schützt vor dem gelegentlichen Vergreifen. Selbst die entfernte Möglichkeit eines Mißverständnisses ist zu vermeiden. Mit überkühner Neubildung schrieb Goethe in Erwin und Elmire von den ‚flohenen (entflohenen) Freuden'. Ich habe es erlebt, daß norddeutsche Hörer über den wundervollen Eingangsvers Mörikes: *O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe* lächelten, — sie hatten ‚pflaumenweich' verstanden.

Stumpfheit des Stilgefühls ließ Tieck im Blonden Eckbert schreiben: *Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch.* Dabei ist der Blonde Eckbert mit dem kleinen Familienzirkel guts Gruseln angelegt.

Harmlos unfreiwillige Stillosigkeit spricht aus dieser ernstgemeinten Todesanzeige des Vaters eines vom Kirchturm gestürzten Sohnes: *Wer die Höhe unseres Kirchturms kennt, wird die Tiefe unseres Jammers begreifen.*

Das Unglaublichste, das Tollste an Stillosigkeit, ja an völlig unliterarischer Geschmacklosigkeit bietet Gerhart Hauptmanns ‚Lohengrin'. Der weihräuchernde Klüngel um Hauptmann herum hat mit gutem Grunde dieses Machwerk totgeschwiegen. Hauptmann läßt z. B. seinen Lohengrin, nach dem kurzen Kampfe mit Telramund, ‚einige Stunden damit zubringen, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in kühlen Wasserbassins [sprich: Bassänkß! — wie denn sonst?] herumzuschwimmen, kalte Brausen über sich ergehen zu lassen, und Ähnliches mehr. Man [wer? *Masseur* oder *Masseuse*?] knetete ihn, man trocknete ihn', als ob Lohengrin ein Schwerathlet im Zirkus, nicht ein Gralsritter gewesen sei. — Der Herzog von Cleve bemerkt seiner ‚lieben, durchlauchtigsten Nichte Else: So einfach sind diese unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu schaffen'. Und der liebe Lohengrin, den seine und Elsens drei Kinder, ‚das vollzählige Kleeblatt', eines Tages ein wenig belästigen, sagt urgemütlich: ‚Else, Else, befreie mich gefälligst [!] von deiner rebellischen Nachkommenschaft.' Die liebe Else führt ihr Kleeblatt vor Lohengrins Tür: ‚Sie mußten mit ihren Händchen dawiderschlagend immer wieder Papa, Papa! rufen', nämlich weil dieser Papa durchaus für immer von dannen ziehen will. In der Schicksalsstunde aber der ewigen Trennung spricht Lohengrin die großen Worte gelassen aus: ‚Was mich betrifft, so ist meines Bleibens nicht in dieser Welt.' — Vollends dem erbärmlichen Hauptmannschen Festspiel von 1913 gegenüber versagen selbst Bezeichnungen wie läppische Stillosigkeit und alberuste Geschmacklosigkeit den Dienst.

*

Digitized by Google

Eine Hauptquelle der Stillosigkeit ist das Fremdwort. Streng genommen ist fast jedes Fremdwort stillos: es wirkt unrein, freilich nur auf gesunde Ohren; so unrein wie eine nicht scharf gestimmte Geige oder ein schlecht gestrichener Bogen. Selbst die Welscher räumen ein, daß das Fremdwort in der Poesie unmöglich, ja schon in der edleren Rede stillos sei (vgl. S. 159 über Röthe). Schon Kant fragte: ‚Ob nicht ein jedes aus einer fremden Sprache entlehnte Wort in einer feierlichen Rede wie ein Spielwerk, wie Flittern klingt?' Schiller schreibt an Körner: ‚Lateinische Wörter wie Kultur fallen in der Poesie etwas widrig auf', und meinte doch nur Gedankendichtung. Durch seine Minderwertigkeit wird das Fremdwort in die niedern und niedersten Bezirke des Schriftwesens verwiesen; drängt es sich in die höheren ein, so wirkt es je nachdem unpassend, lächerlich, ekelhaft, immer aber stillos. Kein Zufall, sondern künstlerische Absicht verbannte aus der acht Seiten langen Weiherede des Grafen Eulenburg für das Denkmal auf dem Niederwald (28. September 1883) jedes überflüssige Fremdwort. In Gustav Freytags sprachlich ausgezeichneten Bildern aus der deutschen Vergangenheit gibt es stillose Flecken, so oft er vergißt, was ein kerndeutscher Stoff von dem deutschen Schreiber fordert. Wie kunstwidrig sind z. B. in dem schönen Abschnitt über die Volkserhebung von 1813 die Ausdrücke: *equipiert, patriotische Spekulation, Departements der Landesregierung.* Welch Vergreifen im Ton, wenn es in einem schwungvollen Satze vom Wirken einer Volkskraft heißt, daß sie *im Reiche des Geistes das Kühnste mit heldenmütiger Konsequenz wagte.* Wie konnte nur Freytag von Jahn schreiben, daß er *in den Ruf eines Poltrons* kam? Verstehen alle Leser der ‚Bilder' dieses französische Wort? Ja Freytag wird flach wie ein schlechter Zeitungschreiber, wenn er nicht prägt, sondern formelt; er spricht von dem, was nach 1806 in Preußen lebendig blieb: *Beamte und Offiziere, vor allem das Volk selbst,* und dies nennt er *ein tüchtiges Material!*

Von Cäsar schreibt Mommsen: *Er hatte sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit,* und *Sein Interesse forderte, denselben (Pompejus) auf andere Weise zu annullieren als durch den Henker.* Mit welchen Empfindungen wird ein sprachgesünderes Geschlecht dereinst ein Buch mit solchem Stile lesen! Darf man da Spielhagen tadeln, wenn er von den Dichtern der Ilias und Odyssee in der Sprache von Ramschhändlern schreibt: *Es waren Dichter ersten Ranges, von ihren Konkurrenten und dem Gros ihres Publikums geschieden, wie jeder wahrhafte Genius immer von seinen Konkurrenten und seinem Publikum geschieden sein wird* —? Bald darauf heißt es: *Der von berufenen Künstlern exekutierte Volksgesang.*

Nicht besser, eher noch schlimmer, jedenfalls häufiger bei Herman Grimm über Homer: *Pandarus will Diomedes nun sicher treffen. Er sucht persönliche Satisfaktion.* Zum Glück ist Diomedes satisfaktionsfähig. Man stelle sich vor: Herman Grimm den Inhalt des Nibelungenliedes in dieser anmutreichen Sprache wiedergebend, etwa: ‚Der blessierte Siegfried sucht persönliche Satisfaktion von Hagen.' Grimm hat mit stilgerechter Feierlichkeit den Anfang der Ilias nacherzählt: dann heißt es: *Von den Individualitäten der Götter sollen wir jetzt erfahren.* Das abgedroschene küchenlateinische Wort platzt plebejisch hinein in die Götterversammlung auf dem Olymp. Eben so platt von Homer: *Mit welcher Feinheit akzentuiert der Dichter hier die Tatsachen.* Über Goethe wird in demselben flott sein sollenden Tone geredet. Grimm hebt hervor, daß es Goethes Eigentümlichkeit war, unabläßig über sein Tun und seine Gedanken sich und andern Rechenschaft abzulegen, und knüpft daran die Bemerkung: *Goethe war das größte Reportergenie.* So etwas sagt man allenfalls mit der Zigarre im Munde beim zehnten Glase Wein und mit gewollter Loddrigkeit; so schreibt aber kein sich, seine Leser und seinen Gegenstand achtender Schriftsteller in einem ernsten Buch über Goethe.

Über Phidias heißt es bei Ernst Curtius: *Ein mit allem Zubehör von Athen (nach Olympia) mitgebrachtes Atelier.* Phidias hatte eine Werkstatt; in einem Atelier hätte Offenbach für seine Spottgottheiten schneidern lassen.

In seinem Buch über die Strategie des Perikles schreibt Hans Delbrück von einer *encouragierenden Rede des Kleon an die Athener*. Warum nicht von einer encouragierenden Harangue? — Friedrich Delitzsch beschreibt in ‚Babel und Bibel' ein altassyrisches Bildwerk: *Der König ruhend auf hoher Chaiselongue, die Königin ihm gegenüber sitzend auf hohem Stuhl*. Warum sitzt diese nicht auf einem Fotölch?

Erich Schmidt spricht von dem *nicht ganz originellen Zyklus der Müllerin* von Goethe. Er meint ‚original'; aber bei der Wahl unter schwammigen Fremdwörtern ist das wohl — ‚egal'. Von Faust und Gretchen: *Die affektvollste Liebestragödie*. Gretchen affektvoll! Die Kerkerszene affektvoll! — Von einer Novelle der Ebner: *Jene Lotti zeigt aber schon einen sicheren Detailsinn*. Sollte es nicht lohnen, Frau Ebner auch auf ihren *En gros*-Sinn zu untersuchen? — Über Immermanns Hofschulzen schreibt er diesen schönen, ich meine wirklich schönen, Satz: *Durch diese Prachtgestalt seines Hofschulzen lebt Immermann im deutschen Volk; auf dem herausgerissenen Teil eines einzigen unter so vielen Dichtwerken ruht unerschütterlich sein Volksruhm*. Leider schreibt er nicht ganz so, sondern der Satz schließt mit der fremdwörtelnden Platzpatrone: Po pularität!, einem platten, ungefühlten, übelklingenden, fast übelriechenden Fremdwort statt eines sich jedem sprachgesunden Schreiber aufzwingenden deutschen Machtwortes mit edlem Gefühlswert. So rächt sich die Welschsucht an einem Manne, der die Stilgeheimnisse unsrer Großen oft mit seinem Geschmack aufgewiesen hat.

Über Goethes Tasso heißt es bei Eugen Wolff: *Wenn Goethe von diesem natürlich gegebenen Schlusse abweicht, so müssen wir vom ästhetischen Standpunkt darin ein bedauerliches Manko sehen*. Vielleicht ergibt sich diesem Germanisten zum Ausgleich bei der Iphigenie ein erfreuliches Saldo. — Über die heidnische Welt zur Zeit des ersten Christentums französelt Richard Muther: *So lechzte man nach mystischen Wonnen, erhoffte im Au delà neue Freuden zu finden*. Fürs irdische Jammertal hält sich *Ici bas* bestens empfohlen.

Rudolf Gottschall spricht vom deutschen Waldeszauber eines Eichendorffschen Liedes und knüpft daran seine Betrachtung über das Naturleben der alten Germanen, das *uralte Flanieren im duftigen Walde oder auf Bergeshöhen*. Wer malt uns den flanierenden Hermann den Cheruskr, zusamt der allda promenierenden Thusnelda! — Der das Französische ganz wunderschön findende Fontane schreibt über die Londoner Nelson-Säule: *Der Sieger von Trafalgar schaut von seiner Colonne herab*. Man greift sich an den Kopf; es steht wirklich Colonne da. — Nürnberger läßt einen österreichischen Bauernwirt sprechen: *Zehn Zentner Sommerweizen, 80 Lucerne per Morgen, das sind nur Durchschnitte, nicht Maxima*, und dieser Wirt ist nicht etwa ein lateinischer Bauer.

Wie tief der Krebsschaden der stillosen Welscherei sich eingefressen, zeigt uns vielleicht am deutlichsten ein sonst wurzeldeutscher Schreiber wie Rosegger. Da heißt es einmal in seinen ernsten Bergpredigten: *Unsittlich ist es, Bestrebungen lächerlich zu machen, zu verfolgen, bloß weil sie heute nicht realisierbar sind*. Und in einer Predigt über die Verderblichkeit des feigen Zweifels spricht er immerfort von der Skepsis, er der ungelehrte ausgezeichnete Meister eigenwüchsiger Prosa. Aber Rosegger ist nicht der Mann, der seine unbewußte Fremdwörtelei tiftelnd verteidigt, der in ‚realisierbar' und ‚Skepsis' feinere Nüankßen zu empfinden vorgibt. In einer andern Predigt bekennt er freimütig: ‚Ich nehme auch mich nicht aus, selbst diese Bergpredigt nicht, wenn ich sage, es gibt kaum einen deutschen Aufsatz, in welchem nicht wenigstens ein paar unnötige Fremdwörter die reine Sprache verunzieren.'

Stillos ist es, wenn Heine schreibt: *Nur die Altertümlichkeit der Einfassung, nämlich die Reste von Mauern, Türmen und Zinnen, geben der Stadt (Goslar) etwas Pikantes*. Das pikante Goslar! — Es ist widerliche Stillosigkeit, wenn über einem Hause in Lothringen, unweit der französischen Grenze steht: *Deutsches Haus und deutsches Land, Schirm' es, Gott, mit starker Hand!* und darunter *Entrée défendue*. — Und es ist . . ., doch der Leser ergänze selber: *Wir geloben aufs neue für Kaiser*

und Reich Treue bis an den Tod. Morituri, Caesar, te salutant! (Schluß der Rede eines Berliner Hofpredigers in der Kapelle des königlichen Schloſſes zum 18. Januar.)

Zweiter Abſchnitt.

Schlichtheit.

Denique sit quidvis simplex dumtaxat et unum (Alles ſei einfach und einheitlich.) (Horaz.)
Ein redlich Wort macht Eindruck, ſchlicht geſagt. (Eliſabeth in Shakeſpeares Richard 3., Akt 4, 4.)
Die Naivetät bleibt das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit. (Schopenhauer.)
Alles Edle und Große iſt einfacher Art. (Gottfried Keller in einer Bettagsverordnung des Züricher Rates.)

In unſern Tagen die Schlichtheit als einen der ſchönſten, ſtärkſten Reize des Stiles zu rühmen, iſt ein faſt hoffnungsloſes Beginnen. Berühmt, das heißt auffallend für heute, ſchon nicht mehr für morgen, wird man nicht durch Schlichtheit, ſondern durch alle Spielarten des Gegenteils. Unter den von der Menge meiſtbewunderten Schreibern der Gegenwart iſt kein einziger mit ſchlichtem Stil, kann keiner ſein. Die, für heute, berühmteſten Künſteler — nicht Künſtler — unſrer Proſa entſprechen dem Bilde Schopenhauers von den Stilgauklern ſeiner Zeit und ihrem verrückten Gebaren (vgl. S. 39).

Der ſchlichte Stil iſt ſchwieriger als jeder andre, denn er iſt reine Kunſt, und die iſt ſchwieriger als jede Künſtelei. Von den modiſchen Schreibern wird er verſchmäht, wie die ſauren Trauben vom Fuchs. ‚Schriftſtelleriſche Vortrefflichkeit beſteht darin: Man branche gewöhnliche Worte und ſage ungewöhnliche Dinge; aber ſie [die Stilgaukler] machen es umgekehrt‘ (Schopenhauer).

Indeſſen die mit den gewöhnlichen Dingen in ungewöhnlichen Worten haben ihren Lohn dahin, ſie verzehren ihren Tagesruhm auf dem Halm. Zunächſt trifft der Bedeutungswandel der Wörter mit unheimlicher Schnelligkeit zuerſt und zumeiſt alle übertriebene verſtiegene Ausdrücke: heute noch glänzender Einfall, morgen ſchon entſlittertes Modewort. Es geht genau wie mit den Getränken: die ſchärfſten vertragen wir am kürzeſten; ein Trunk aus reinem Waſſerquell ſchmeckt der durſtigen Menſchheit heute noch ebenſo gut wie vor Jahrtauſenden. Keine Erklärung des Klaſſiſchen iſt möglich ohne das Beiwort: ſchlicht; keine Form der Kunſt hat ſo ſichre Ausſicht auf Dauer wie die ſchlichte. Das iſt ſehr natürlich: der Menſch verträgt wohl gelegentlich und für kurze Zeit verblüffende, aufreizende Eindrücke; nach den Urgeſetzen des Empfindens aber ſtumpfen ſich dieſe Eindrücke ſchnell ab, um ſo ſchneller, je ſtärker und häufiger. Um von neuem zu wirken, bedürfen ſie einer immerwährenden Steigerung, und wie bald iſt der Gipfel des Möglichen oder noch Erträglichen erreicht! Der geſchmackvolle Leſer wendet ſich widerwillig ab, und es bleibt nur die Berühmtheit des Ungeſchmacks. ‚Der einfache Ausdruck iſt ſchon deshalb vorzuziehen, weil alle, auch die glänzendſten Redeflitter, veralten, und weil ein Buch, das damit aufgeſtutzt iſt, deswegen, bei ſonſt bedeutendem Inhalt, in ſeiner Form ſpäter einen mumienhaften Eindruck machen muß‘ (Hebbel). Ähnlich bei Schopenhauer: ‚Den treffenden Ausdrücken, originellen Redensarten und glücklichen Wendungen ergeht es wie den Kleidern: wenn ſie neu ſind, glänzen ſie und machen viel Effekt; aber alsbald greift jeder danach: wodurch ſie binnen kurzer Zeit abgenutzt und fahl werden, ſo daß ſie endlich ganz ohne Wirkung bleiben‘.

Nur der ſchlichte Schreiber erzeugt im Leſer das unentbehrliche Gefühl der Sicherheit; der Stilgaukler läßt ihn ſtets ein nahes Unheil befürchten: der Seiltänzer wird, er muß einmal herunterſtürzen. Ein Veilchen ſchaut man voll Neugier zu, das Aufſätzchen eines Stilgecken lieſt man wohl mit einem ähnlichen Vergnüglein wie an dem Gliedermann im Zirkus; aber ein ganzes Buch? — brrr!

Schlichtheit als Form für Gehalt iſt Schönheit; es gibt keinen ſchönern Stil als den keuſchen, wie Schopenhauer ihn nennt. Wie rührt uns das tauſend Jahre alte Wort

Otfrieds, des Umdichters der Evangelien, womit er im Gegensatze zu den schmuckvolleren fremden Sprachen, besonders der lateinischen, von der deutschen rühmt: *Si habet thoch thia rihti in sconeru slihti.* Alle schönste Dichtungen der Weltliteratur sind sehr schlicht; alle schönste Prosa sehr einfach, sehr einfältig. Es ist ein Jammer, daß die edle Bedeutung von ‚einfältig' gesunken ist: die Schuld trägt das ursprünglich überflüssige Fremdwort ‚naiv', das wir jetzt kaum noch entbehren können, dessen Herkunft den meisten Benutzern unbekannt ist.

Die Schlichtheit der erhabensten Stellen der Bibel braucht nicht durch weitere Beispiele belegt zu werden (vgl. S. 399). Wie schal sind die Wirkungen der blendendsten Stilkünste unsrer modischen Geschichtschreiber mit ihrem noch so hochentwickelten historischen, historistischen, ja historizistischen Sinn, gegen die der schlichten Darstellung des gewaltigsten Ringens zweier Völker durch den Nichtberufsschriftsteller Moltke! Wir wissen, daß er seinen Stil, außer an Schiller und Clausewitz, an Gibbon, den er als Leutnant übersetzte, gebildet hat; gewiß aber hat auf ihn auch Tacitus gewirkt, soweit man überhaupt vom Stil eines Andern lernen kann, ohne den eignen zu verlieren. Gilt doch von jedem bedeutenden Schreiber Hebbels Wort: Was einer werden kann, das ist er schon.

Viele unsrer gepriesenen Stilgaukler von heute empören sich gegen die Schlichtheit, nennen sie Plattheit, oder Plattbürgerlichkeit, so z. B. Kerr, weil sie bei ihrem eignen Mangel an Dauergehalt den Nachdruck auf die für den Augenblick blendende Flimmerform legen. Die schlichte Form bei wertvollem Kern ist niemals platt, vielmehr gleichbedeutend mit hoher Kunst, je mehr sie sich deckt mit dem natürlichen Ausdruck. Die gebildeten Leser sind nicht so blind, wie sich der Gliederverrenker der Prosa einredet; sie erkennen durch die schlichteste Sprache hindurch den wertvollen Gehalt, wenn einer da ist, und sie ermüden betrübend schnell für den Gaukler, wenn ihnen nur schön Schattenspiel an der Wand vorgeflimmert wird. Je zurückhaltender der Schreiber mit seinem starken Gefühl, desto stärker wird der Leser zur ergänzenden Mitarbeit aufgerufen. Wie furchtbar ergreifen uns Lessings Briefe an Eschenburg vom 3. und 10. Januar 1778 über den Tod seines Sohnes und seiner Frau:

Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen. — Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und ich bin ganz leicht.

Goethe am Begräbnistage Christianens an Zelter: Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will.

Schiller an seine Frau über den befürchteten Tod seiner Mutter: Von Meiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt (!). Meine Mutter ist wahrscheinlich tot. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzenvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Rührung, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten.

In den Dingen selbst schlummert verborgenes Walten, und dessen Kraft kann mit den einfachsten Worten entbunden werden. Dies wußte Quintilian: *Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert* (Den Dingen verleiht manchmal die Schlichtheit des Wortes Kraft), und ein andrer Römer, Vergil, schrieb das tiefe Wort von den Tränen der Dinge (*Sunt lacrimae rerum*). Man lese die in ihrer Schlichtheit so ergreifende Stelle bei Tacitus über das Teutoburger Schlachtfeld (auf S. 493). Auch Moltkes Schlußsatz in seinem Kriegswerk schlage man auf (S. 372), und hinzugefügt seien die kargen Worte über die ungeheure weltgeschichtliche Entscheidung, durch die er die Schlacht bei Sedan herbeiführte: *Noch Abends wurde nun der Rechtsabmarsch vom Könige genehmigt, und in der Nacht gingen die Befehle direkt an die betreffenden Armeekorps ab.* Von Moltke endlich noch diese vorausdeutende Stelle seiner Rede im Norddeutschen Reichstag vom 18. Oktober 1867 in bedrohlichen Zeitläuften: *Wir wollen nicht den Krieg. Wir wollen unsere Verhältnisse im Innern in Frieden ausbauen. Wir wollen unsere deutschen Angelegenheiten in Deutschland regeln, und wenn man*

uns daran hindert, so wollen wir den Krieg. Wie man sich in unserm Zeitalter schwulstiger und rasselnder Wortmacherei nach dem Tatenstil der heldischen Männer einer großen Zeit zurücksehnt!

Kants Wort von dem bestirnten Himmel über ihm und dem moralischen Gesetz in ihm (S. 399) sei in Erinnerung gebracht. — Wie schlicht, aber wie überwältigend durch Überzeugungskraft wirkt in Fichtes Reden an die deutsche Nation der Satz vom Siege der Germanen über die Römer: *Diese* (die Cherusker) *und alle Andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.*

Von klassischer Schlichtheit, darum doppelt wirksam, sind die meisten vom alten König Wilhelm im Werdejahr des Deutschen Reiches unterzeichneten wichtigeren Urkunden. Der Leser lerne an ihnen, eine wie schlichte Einfalt der größte Gegenstand verträgt, nein fordert. Aus dem Hauptquartier in Mainz erging am Tage vor dem eisernen Würfelspiel dieser Aufruf:

An die Armee.

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes und die Ehre des eigenen Heeres. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

Wilhelm.

Des Königs Drahtung an die Königin am Abend der Schlacht bei Gravelotte: Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und nach Metz zurückgeworfen.

Kein Wort zuviel, kein Wort zu voll, zu hoch; alles edelschlicht, aber durch die Gewalt der Tatsachensprache unwiderstehlich.

Bei den großen Dichtern findet der Leser nicht mehr einzelne Beispiele, sondern alle ihre größten Werke sind Muster keuscher Schlichtheit. Darum hier nur noch zwei weniger bekannte Proben, die an sich Freude machen können. Das schon einmal angezogene, einzig lebendig gebliebene Gedicht eines längst Verschollenen, Franz von Schobers, ‚An die Musik' (durch Schubert vertont) spricht in rührend einfachen Worten aus, was dem Dichter die Musik gewesen, und schließt mit dem in seiner Schlichtheit klassischen Verse: *Du holde Kunst, ich danke dir dafür!* Gesprochen oder gesungen, die Worte wirken jedesmal hinreißend. — Das andre Beispiel aus einem fast unbekannten Prosabruchstück (‚Bei uns zu Lande auf dem Lande') unsrer großen Annette von Droste über die Heimat: *Der Boden, wo seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhn.*

Zu den großen Schlichten gehört unter denen nach Goethe vor Allen Keller. Auf keinen seines Zeitalters paßt Schopenhauers Wort von den ungewöhnlichen Dingen in gewöhnlichen Worten so schlagend wie auf Keller. Nur eine Erweiterung des Schopenhauerschen Satzes ist Ricarda Huchs Schilderung des Kellerschen Stils: ‚Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt.'

Sollte diese hohe Kunst nicht erlernbar sein? Einfachheit, Schlichtheit sind gewiß verwandt, wohl gar gleich mit Kunstlosigkeit; was also wäre dabei groß zu erlernen? Diese scheinbare Kunstlosigkeit ist aber eine sehr schwere Kunst und kann nicht gelehrt werden. Sie zeigt sich auf dem Gipfel menschlichen Strebens, da wo Kunst und Natur eines nur werden. Sie wird mit jedem geboren und muß doch von jedem neu ausgegraben werden unter einer Kruste verbildender Stilkünstelei. Gelehrt kann sie nicht werden, wohl aber kann man mit festem Willen auf zwei Umwegen zu ihr gelangen. Der eine führt durch die Dornen und Disteln der berühmt gewesenen oder der heute, das heißt für einige Jahre, berühmten Stilkünstler. Einen Monat nur vom Morgen zum Abend die Werke der Stilgaukler, der Zieraffen und der Schmuckschreiber gelesen, von Saphir über Kerr zu Harden, dazwischen

etwa Jean Paul, Mundt, Pückler: und ein Ekel vor dem geistreichsten Bombast, ein Heißhunger nach der schlichten Menschenrede werden sich als Frucht solcher selbstauferlegten Stilfolter mit allen Wonnen der Genesung einstellen. — Der andre, genußreichere Umweg führt durch die allergrößten Werke der Weltliteratur, die sämtlich an Schlichtheit miteinander wetteifern. Wer seinen Geschmack an ihnen gebildet, ist gegen die Ansteckung der Stilkünstelei wie mit einer kräftigen Impfe gefeit. Und wessen Blick beim Lesen in die Tiefe dringt, dem wird bald die Erkenntnis aufgehen für die Meisterkunst, die hinter der Schlichtheit waltet. ‚Zur Kunst gehört, die Kunst zu verstecken', heißt es bei Quintilian; die versteckte zu entdecken, ist ein Hochgewinn, der reichlich lohnet.

*

Durch dieses ganze Buch geht die Mahnung zur Rücksicht auf den Leser. Alles Schreiben ist ein zweiseitiges Geschäft: jede Schrift soll gelesen werden. Jeder schreibt für irgendjemand, muß also zu diesem Zweck immerfort den Leser vor Augen haben, sich in dessen Verständnis, dessen Empfindungswelt hineindenken. Wem die Kraft der Phantasie fehlt, oder wer überhaupt nicht an den Zweck seines Schreibens denkt, der wird schwerlich etwas Verständliches und Wirksames zustande bringen. Je enger der Kreis der Leser, je geistesverwandter dem Schreiber, desto leichter das Schreiben, desto sicherer die Wirkung. Der gelehrte Schreiber, der etwa in einer Zeitschrift für einige hundert Berufsgenossen über einen Fachgegenstand schreibt, wird mühelos den Ton treffen. Ganz anders der Schreiber, der sich an eine große, fast unbegrenzte Lesermenge auf den verschiedensten Bildungsstufen wendet; dieser hat die Pflicht eines volkstümlichen Stils, sonst verfehlt er den obersten Zweck alles Schreibens: verstanden zu werden. Der volkstümliche Stil ist der schwerste von allen, um so schwerer, je ferner der Schreiber den Klassen steht, für die er schreibt. Je breiter in einem Lande die Kluft zwischen Schrift und Redesprache, desto seltner und schwieriger die Kunst des volkstümlichen Stils. In Frankreich, wo jene Kluft am schmälsten, verstehen einander die Schreiber und Leser fast durchweg, und mit der wachsenden Schulbildung werden dort die Schätze der heimischen Literatur zu höchster Wirkung kommen können. In Deutschland mit seinem großen Unterschiede zwischen gekünstelter Schriftsprache und lebendiger Volkssprache bleiben sehr weiten Leserkreisen viele ausgezeichnete Bücher ewig fremd wegen der Unnahbarkeit ihrer hochgeschraubten, ja verschrobenen Schreibsprache. Nur wenige deutsche Gelehrte besitzen die feine Kunst, ihr reiches Wissen in einer jedem Mittelgebildeten und nach Bildung Strebenden verständlichen Form auszusprechen. Ja in Deutschland wird diese für die Bildung eines Volkes überaus wichtige Gabe von manchen Gelehrten, denen die Natur sie versagt hat, geringgeschätzt. Und doch lehrt uns die Geschichte, daß die Träger der größten Namen auch in der Wissenschaft volkstümlich zu schreiben verstanden: Jakob Grimm, Helmholtz, Schopenhauer sind jedem Deutschen mit guter Volksschulbildung zugänglich. ‚Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren', heißt es bei Luther, und Kant meinte: ‚Nur derjenige kann etwas auf eine populäre Weise vortragen, der es auch gründlicher vortragen könnte'. Der Satz ist umdrehbar: Nur derjenige kann eine Sache wahrhaft gründlich vortragen, der sie so vollkommen beherrscht, daß er sie auch volkstümlich vortragen könnte.

Erst dieses Können ist der Prüfstein für die unbedingte Herrschaft über den Stoff. Natürlich wird hierbei nicht gedacht an die schwierigsten Aufgaben der Chemie, der höheren Mathematik usw., die ja auf einem den Meisten unbekannten Unterbau ruhen. Im übrigen aber ist das dünkelhafte Geringschätzen des volkstümlichen Stils in der Wissenschaft, soweit sie sich nicht auf einen allerengsten Fachkreis beschränkt, nur das Zeichen eines gewissen Mangels in der Sache selbst. In seiner Verteidigungsrede ‚Die Wissenschaft und die Arbeiter' wirft Lassalle, der Verfasser der streng wissenschaftlichen Bücher über Heraklit und das System der erworbenen Rechte, die Frage auf:

ob nicht unter einer zum Zwecke der größern Faßlichkeit ganz leichten und populären Form das tiefste Sinnen der Wissenschaft herausgerungen sei? Ob nicht gerade dadurch eine um so vollere Leistung des

wissenschaftlichen Gedankens vorliege, als es diesem gelungen ist, jede Spur des Ringens mit sich selbst, jede Schwierigkeit, jede Sprödigkeit des Stoffes abzutilgen und sich zur klarsten Durchsichtigkeit zu bringen, zu einem wissenschaftlichen Kunstwerk, welches, wie Schiller sagt, ausgestoßen hat jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit und sich frei und leicht, gleichsam spielend und von selbst, als das eigene Denken des Hörers zu entfalten scheint?

Einige rückständige Gelehrte, die diese freie Höhe der Wissenschaft noch nicht erreicht haben, suchen ihre Unfähigkeit hinter einer hochfahrenden Verachtung Derer zu verbergen, die gemeinverständlich, wohl gar künstlerisch schreiben. Einer der ersten Fachmänner des Volksbildungswesens, J. Tews, klagt über den Schaden der dünkelhaften Gelehrttuerei: ‚Der Fremdwörterkram verriegelt Millionen von helläugigen, geistig frischen, volkstümlich geschulten Volksgenossen tausende von Türen. Und wir andern? Wir sonnen uns in dem Gefühl der Überlegenheit. Ja, man darf es ruhig aussprechen: mancher Hohlkopf mit einer recht mäßigen fremdsprachlichen Bildung benutzt die fremden Marken und Flickwörter, um sich sehr billig bei ihm sonst überlegenen Leuten in ein besseres Licht zu setzen.‘ Wann wird dieser Bann von der deutschen Seele gelöst werden? Wann wird der Gebrauch von Welschwörtern für den zweifellosen Beweis wissenschaftlicher Unreife und Unredlichkeit gelten? Jeder wahre Freund der Volksbildung sollte immer und immer wieder nach dieser Richtung aufklärend wirken. Der Plan der zuerst mit Jubel begrüßten Volkshochschulen scheitert an dem Mangel an Lehrern, die zu ihren Hörern in verständlicher reiner Sprache reden können.

Der volkstümliche Stil verlangt die allerbesten Eigenschaften des Stiles überhaupt; jedem Schriftsteller und Sprecher ohne Unterschied des Standes würde die Übung im Schreiben und Reden fürs Volk zum Segen für alle seine andern Schriften gereichen. Mit dem absichtlich dunkeln, dem tiefsinnig tuenden Stil, dem gezierten, dem fremdwörtelnden, dem schachtelnden, dem schwülstigen, dem wortmachenden, ist ein volkstümlicher Schreiber unmöglich. Dessen Satzbau muß durchsichtig knapp und klar, die Wortstellung auf den ersten Blick verständlich, der Ausdruck scharf und möglichst sinnfällig, die Gliederung bequem sein, die Spannung darf nicht nachlassen. Von wie wenigen Schriften unsrer deutschen Wissenschaft kann man alles dies rühmen: welch ein beweinenswerter Verlust für unsre Volksbildung!

Da schreibt Häckel ein Buch für jedermann: ‚Welträtsel‘ mit dem Untertitel ‚Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie‘, und das Werk strotzt von den wildesten Fremdwörtern, darunter Hunderten, zu deren Verständnis die meisten Leser ein Fremdwörterbuch brauchen. Da begegnen uns Sätze wie: *Die anthropologische Weltanschauung wird schon durch deren kosmologische Perspektive widerlegt*, oder: *Diese zweite Stufe erscheint als Reproduktion der Histonalvorstellungen, jener Assoeion* (!) *von Cellularvorstellungen, die schon mit der Bildung von Cönobien bei den sozialen Protisten beginnt*, oder: *Der amerikanische Indianer, dessen Athanismus* (?) *Schiller in seiner nadowessischen Totenklage so anschaulich schildert*, den aber Häckel durch ein in keinem Fremdwörterbuch stehendes Wort unverständlich macht. — In dem Buche ‚Das Weltall‘ von Wilhelm Meyer heißt es auf dem Titelblatt: ‚Gemeinverständliche Himmelskunde‘, und innen gibt es auf jeder Seite unverständliche Fremdwörter weit über die paar notwendigen Kunstausdrücke hinaus. — In dem sachlich wertvollen Werke ‚Das deutsche Volkstum‘, herausgegeben von Hans Meyer, wimmelt es von überflüssigen und unverständlichen Fremdbrocken; da wird z. B. ‚die physiologische Evolutionstheorie der Lehre von der Epigenesis‘ gegenübergestellt, als ob sich's um eine der deutschen Sprache unzugängliche eleusische Geheimlehre handelte und nicht um eine Plattheit.

In der ‚Sammlung gemeinverständlicher Vorträge‘ von Virchow und Holtzendorff erschien der Aufsatz eines Dr. Töpfer: ‚Das *mechanische Wärmeäquivalent*, seine *Resultate* und *Konsequenzen*‘. Verständlich? Eher schon, für ein feines Sprachgefühl, gemein.

Einer der ‚populären‘ Vorträge Pettenkofers, ‚Über das Verhalten der Luft zum Wohnhause des Menschen‘, beginnt: *Wir werden uns diesen Abend mit einigen*

hygienischen Funktionen des Hauses beschäftigen. Welcher Mittelgebildete denkt sich etwas Klares bei den hygienischen Funktionen eines Hauses? Weiterhin wird geredet von der *Permeabilität der Mauern und Kleider,* um den Schein einer großartigen Geheimwissenschaft zu erzeugen, und doch ist Permeabilität nicht um ein Deut andres oder mehr als Durchlässigkeit. In demselben Aufsatz heißt es: *Die Fähigkeit der Luft, Wasser aufzunehmen, ist bedingt durch die Tension des Wassers, bei verschiedenen Temperaturen zu verdampfen.* Als ich so weit gelesen, warf ich das Buch weg; ich rate dem Leser, es mir nachzutun, aber nicht bloß mit dem Pettenkoferschen Buche.— Ein Mitglied der Berliner Gesellschaft für Erdkunde schreibt einen Zeitungsaufsatz über die Eiszeit, nennt ihn ‚Eine populär-naturwissenschaftliche Skizze', wählt aber als Überschrift: ‚Das Glacialproblem'. — Für eine ‚Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen' schreibt ein Professor Wilhelm Uhl ein Buch ‚Entstehung und Entwicklung unsrer Muttersprache', worin es über die bekannte Kindersprache: ‚du-bo-bi-bost' usw. großspurig heißt: *In der Erfindung neuer Formationen betätigt sich auf dem Gebiete dieser θέσει-Sprache mannigfach die unendliche Kinderphantasie. Das beliebteste Prinzip beruht auf der Einschiebung verabredeter Laute zwischen den einzelnen Silben der φύσει-Sprache.* Wie gemeinverständlich! Hoffentlich haben die vernünftigen Leser das Buch an solcher Stelle für immer zugeklappt. — Ich halte mit der Meinung nicht zurück, daß Schopenhauers Titel ‚Parerga und Paralipomena' für ein allen Gebildeten zugeeignetes Werk höchst abgeschmackt ist. Wir dulden ihn nur, weil auf den Titel ein so ausgezeichneter Inhalt in gemeinverständlicher Sprache folgt.

Die meisten akademisch gebildeten Beamten der Rechtspflege und der Verwaltung, aber auch manche Ärzte haben keine Ahnung von Redeweise und Sprachverständnis des Volkes. In einem berüchtigten Berliner Strafverfahren ermahnte der Oberstaatsanwalt einen oberbayrischen Fischer: ‚Sie wissen, daß Ihr Zeugnis ausschlaggebend ist.' Der arme Kerl glaubte, er sollte den Ausschlag bekommen, und entsetzte sich mit Recht. — Ein Kreisarzt zur Frau eines kranken Bauern: ‚Der Heilungsprozeß geht normal vor sich.' Die Frau fürchtete, sie werde durch die Krankheit in einen Prozeß verwickelt werden. — Ein geschwollener großberliner Kinderarzt zur mittelgebildeten Mutter eines kleinen Mädchens: ‚Wie steht es denn mit ihrer Psyche?' — ‚Ganz gut, morgens und abends reichlich, aber etwas dünn.'

*

Muster von unvolkstümlicher Sprache weist die Arbeiterpresse auf. Die meisten der Zeitungschreiber, die sich ausschließlich an einfache Arbeiter wenden, spicken ihre Rede mit Fremdwörtern, ja mit Brocken aus fremden Sprachen: *Die Nationalzeitung, die publizistische femme soutenue der Großbanken, beschäftigt sich mit dem Elend der Arbeitslosigkeit.* Was soll sich der lesende Arbeiter dabei denken? Oder über eine Rede des Grafen Bülow: *Sonst hatte sich ja der Conférencier des Zolltarifes keinen Gemeinplatz entgehen lassen. Die Rechte posierte während der Rede wiederholt steinerne Kälte.* Könnte man doch den lesenden gutgläubigen Arbeitern begreiflich machen, daß der Mensch, der solch Zeug für eine Arbeiterzeitung schreibt, ein nichtsnutziger eitler Schwindelhuber sein muß! — Aus einem Aufruf an Dresdner Bäckergesellen, offenbar von einem Akademiker mit geknickter Tertianerbildung: *Die wirtschaftliche Entwicklung, die kein Zurück kennt, sie allein ist der Brennpunkt, wenn ein kleiner Meister nach dem andern krachen geht.* — Aus einer Zeitung für Ofensetzer: *Diese Zahlen allein genügen nicht, um das harte Schicksal der Leute, die plötzlich ihre Entlassung erhalten haben, individuell zu beleuchten.* Was hieran auszusetzen ist? Daß die meisten Töpfer nicht wissen, was ‚individuell beleuchten' bedeutet; es ist die unverfälschte Assessorensprache. Die strebsamen Arbeiter sollten den verbildeten Schreibern ihrer Zeitungen und Flugschriften erklären: Wahre Bildung fordert die Kunst, zu einfachen Menschen in einfacher, verständlicher Rede zu sprechen; wer das nicht vermag, der ist nicht würdig, unser Führer zu sein, denn ein Führer muß die geläuterte Sprache Derer reden und schreiben, die ihm

folgen sollen. Fremdwörtelt doch Lassalle in einem Vortrag für Arbeiter: *Es gibt keinen andern Weg hierzu, als einige Jahre seines Lebens der traurigen und ariden Wissenschaft der Zahlen zu weihen.* In demselben Vortrag redet er von der *Ubiquität* und gebraucht das Wort *peroriert.* — Die ‚Volksregierung' von 1919 und alle folgende überbieten womöglich ihre Vorgängerin in der durchaus volkswidrigen dünkelhaften, zugleich lächerlichen ‚festverankerten' Welscherei.

Ein Meister volkstümlichen Stiles ist Goethe; seine Vers- und Prosasprache, wenigstens aus der Zeit vor der absichtlichen Selbstverschnörkelung, klingt überwiegend wie lebendige Menschenrede. Er scheut sich nicht, in der Iphigenie zu schreiben: *Ein König, der Unmenschliches verlangt, Findt Diener gnug,* denn so kann man sprechen, so wird vielfach gesprochen; und im Tasso: *Wenn ganz was Unerwartetes geschieht* und *Daß man klüger ist, als wie man denkt.*

Gab es viele gelehrtere Menschen als D. Fr. Strauß? Und doch sind alle seine Werke im höheren Sinne volkstümlich, selbst die über Hutten und Voltaire. — Muster der Volkstümlichkeit sind auch die Werke seines Landmannes Vischer. In dessen Vorlesungen, z. B. denen über das ‚Schöne und die Kunst', einem der wertvollsten Bücher zur deutschen Kunstwissenschaft, wird der Beweis geliefert, daß man, das heißt daß ein großer Schriftsteller, über die tiefsten Fragen der Geistesbildung für jeden Leser mit bescheidener Schulbildung verständlich schreiben kann. Vischer hat z. B. von ‚Lebenden Bildern' gesprochen und fährt fort:

> Weiter, Tiere auf dem Theater. Man kann sie ja oft nicht entbehren. Daß Geßler zu Pferd kommt in der hohlen Gasse, ist von Schiller in großem Zusammenhang gefühlt. Der Hochmut zu Roß. Es ist wesentlich, daß er vom Sattel heruntergeschossen wird. Aber welche Not hat man, wenn das Pferd kommt! Man weiß nicht, ob dieser Stoff auf der Bühne nicht unpassender Weise improvisiert. Und das störende Stampfen der Hufe auf den Brettern.

Man übersetze sich dies in die geschwollene Papiersprache eines der großartigen Kunstschreiber der Gegenwart, etwa in den Poppenberger Stil (vgl. S. 504)!

Darwins grundlegende Werke sind jedem Engländer mit Durchschnittsbildung ohne weiteres verständlich, ebenso die von Huxley, Spencer, Mill. Damit vergleiche man Lotze, Wundt, Paulsen, um einige unsrer immerhin klarsten wissenschaftlichen Schreiber zu nennen. Von Schreibern wie Lamprecht, Simmel und Genossen darf man in diesem Zusammenhang nur mit Grausen sprechen.

Der unerreichte, geschweige übertroffene Klassiker der Volkstümlichkeit ist Johann Peter Hebel. Und der Mann war Direktor eines Gymnasiums! Wo gibt es heute einen seinesgleichen? Gemeinverständlicheres als seine Betrachtungen über das Weltgebäude ist nie wieder über den Gegenstand geschrieben worden. Und wie köstlich würzt er seinen durchsichtigen Volksstil mit dem feinen Salze schalkhaften Humors!

Dritter Abschnitt.

Übertreibung.

Jeder Superlativ reizt zum Widerspruch. (Bismarck.)

Bei genauer Prüfung ist selbst dieses verallgemeinernde Wort Bismarcks ein Superlativ (Höchststeigerung) und reizt zum Widerspruch: es gibt Superlative, gegen die sich kein Widerspruch regt oder doch nur von berufsmäßigen Rechthabern; sonst aber verdient Bismarcks Wort ernsteste — Verzeihung: ernste Beachtung. Der Superlativstil, oder Schlagadodrostil, oder Schreistil ist das Vorrecht der Jugend, der Unreife; jeder gute Schreiber tönt mit den Jahren seinen Stil auf ein edles Ebenmaß, die Superlative werden bei ihm seltner. Von Bismarck berichtet einer seiner Mitarbeiter: ‚Je älter er wurde, um so größeren Wert legte er auf den Stil. Die Superlative strich er unbarmherzig; das Vorbild für seinen Stil war Luthers Bibel'. Sie war es auch für Goethes Sprache.

Freilich in dieſer Hinſicht nicht für den ſehr jungen Goethe und die ſtürmenden Dränger um ihn. Im Götz ſteht: *Mir war, als hätt' ich die Sonn' in meiner Hand und könnte Ball mit ſpielen,* und im Clavigo hatte es urſprünglich geheißen: *O hätt' ich ihn drüben überm Meer! Fangen wollt ich ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſicht braten und mir's ſchmecken laſſen, und euch auftiſchen, Weiber!* — Der ſich noch toller gebärdende Klinger ſchrieb in einem Brief: *Ich möchte jeden Augenblick das Menſchengeſchlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu freſſen geben und mich nachſtürzen.* — In Schillers Räubern ſteht: *Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Reifen geſprungen wäre.* — Bei Grabbe nennt ſich der Herzog von Gotland *einen Haufen von zuſammengeſperrten Tigern, die einander auffreſſen.*

Die Gefahr jeder Übertreibung liegt auf der Hand: ſie iſt ein Abbiegen von der einfachen Wahrheit und wird als das vom Leſer bald erkannt. Er verzeiht ein gelegentliches Steigern des Ausdrucks über das durchaus Notwendige hinaus, weil er ja ſelbſt in dieſem Tone groß geworden; das immer wiederkehrende Emporſchrauben um eine Oktave oder mehr klingt ihm ſachwidrig und ermüdet ihn. Der ſeeliſche Urſprung des Schreiſtils iſt leicht erkennbar: dem Schreiber fehlt entweder die Kraft der Überzeugung oder die des wirkſam ſchlichten Ausdrucks, und dieſen Mangel ſucht er durch die Höhe des Tones zu erſetzen. Ein eben ſo ſchlechter Erſatz wie in der Muſik der brauſende Lärm anſtatt der muſikaliſchen Erfindung. Der Schreiſtil iſt unvornehm, unwahrhaftig, unwirkſam, iſt ſchlechter Stil, und jeder, wir alle, ſollten uns bemühen, den Ton der Rede und Schrift wieder auf den guten Kammerton edler Einfachheit zu ſtimmen. Darf ich eine lehrreiche Berufserfahrung einflechten? Der Reichstagsabgeordnete Windthorſt, ein ohnehin leiſer Redner, ſprach bei ausbrechender und andauernder Unruhe immer leiſer und erzwang ſich dadurch regelmäßig nach ſehr kurzer Zeit wieder geſpannte Aufmerkſamkeit. Hingegen weiß jeder mit dem Reichstagsleben Vertraute, daß kein Menſch auf ſchreiende Redner hört, ſondern daß grade deren Reden ihren Widerhall in hundertfachen Zwiegeſprächen der Abgeordneten finden. Die Zuhörer fühlen, der Redner ſelbſt traue mehr auf die Macht ſeiner Lunge als ſeiner Gründe, und laſſen ihn ſich ausſchreien. — Im Schmerzensjahr 1919 wurde ein widerlicher Mißbrauch getrieben mit dem hohlen Geſchrei vom ‚flammenden Proteſt'; die Feinde Deutſchlands lachten darüber verachtungsvoll.

Mit der Schrift nicht anders als mit der Rede. Der übertreibende Schreiber rechnet ſo: ich ſteigere meinen Ton auf das Doppelte des Nötigen, alſo werde ich wenigſtens das Nötige bewirken. Er verrechnet ſich: der Leſer zieht noch mehr als die Hälfte ab, wenn er überhaupt bis zu Ende aushält. Man mache an Zeitungen oder Büchern den Verſuch: von 10 Höchſtgraden können ohne Verluſt, nein zum Gewinn für Wirkung und Schönheit des Stils 9 durch die Grundform erſetzt werden. In einer Zeit ſo allgemeinen Geſchreies wie der heutigen wirkt der leiſe Stil ſchon durch ſeine Seltenheit ſtärker als das Getöſe; an dieſes hat ſich der Leſer von jeher gewöhnt und iſt dagegen verhärtet. Zu oft hat er in den Berichten über neue Dramen geleſen: ‚ſtürmiſcher, hinreißender, überwältigender Erfolg; eine neue, unerhörte dramatiſche Offenbarung; die tiefgründigſte Seelenanalyſe; die zarteſte, ſtupendeſte, genialſte Charakterzeichnung', — und hat es erlebt, daß nach drei Wochen kein Menſch mehr nach dieſem Genius und ſeiner unerhörten Offenbarung fragte. Oder in gewiſſen Zeitſchriften für Ruhmesverſicherung auf Gegenſeitigkeit über ein Bändchen lyriſcher Stümpereien: ‚Einfach ein Meiſterwerk, ein unzerſtörbares Buch', und hat nie wieder von dieſem Meiſterwerk etwas gehört. *Man iſt von einer Fuge emporgetragen und hat Viſionen erlebt, Abgründe geſehen, Unendlichkeit im Chaotiſchen geahnt.* Worüber mag das geſchrieben worden ſein? Über die Offenbarung Johannis? Über Dantes Göttliche Komödie? Über Goethes Fauſt? Nein ſo ſchreibt Bierbaum über Dehmels ‚Zwei Menſchen'. — Es iſt längſt dahin gekommen, daß ein Zeitungsbericht, der von ‚der außerordentlich warmen Aufnahme' eines neuen Stückes ſpricht, vom Leſer richtig gedeutet wird: Das Stück iſt hoffnungslos durchgefallen.

Neu ist der Schreistil nicht, denn die Urtriebe des Menschen, auch des schreibenden, bleiben sich gleich. Seit uralten, oder sagen wir leiser: seit alten Zeiten wird übertreibend geschrien. Schon Quintilian rügte die *Hyperbole* als *in usu vulgi et inter ineruditos et apud rusticos* (Übertreibung im Gebrauch des Pöbels, der Ungebildeten und der Bauern). Und im 17. Jahrhundert schalt der Verfasser einer der ersten deutschen Sprachlehren, Schottel, über ‚schrecklich fromm, grausam froh', im 18ten Lichtenberg über den Mißbrauch von ‚unendlich.' Wieland schrieb einsichtsvoll: ‚Das überlegte und ehrliche ‚Gut' eines deutschen Biedermannes sagt oft mehr als das ‚Göttlich' eines brausenden Französchens.' Daß aber in unsern Tagen der Schreistil beinah zur Regel, der vornehme Sprechstil zur Ausnahme geworden, kann kein aufmerksamer Beobachter unsers Schrift- und Redewesens bestreiten. ‚Sehr', einst ein übertreibendes Beiwort, denn es bedeutete ‚wund', wird schon selten; an seine Stelle sind getreten: außerordentlich, unglaublich, unendlich, exorbitant. Wenn in München der Preis eines Liters Hofbräu plötzlich von 23 auf 24 Pfennig steigt, so wird in Zeitungen und Versammlungen vor dem vollen Maßkruge rasaunt von einer *exorbitanten Verteuerung der allervitalsten Lebensbedingungen*. Alles ist heute mindestens ‚hoch': hochgradige Entrüstung, hochmodern, hochkomisch, hochinteressant. Nichts ist bloß tief, alles tiefst: im tiefsten Innern, die tiefste Kenntnis der menschlichen Natur, die tiefste Einsicht. Aber was lesen wir einmal bei Goethe? ‚Im tiefsten Sinne hochtragisch'! — Niemand blickt auf etwas mit Gleichgültigkeit hinab, nur mit souveräner Gleichgültigkeit. Fürchterlich, schrecklich, ausbündig, heillos, tadellos, mordsmäßig, hauebüchen (ein neues Modewort), erstaunlich, unglaublich, überwältigend, — welch ein kleiner (minimaler!) Auszug aus der zwar nicht unendlichen, aber doch wohl eine Elle langen Liste schreiender Eigenschaftswörter.

Man darf nicht mehr schreiben: es ist bedauerlich, — kein Mensch würde bedauernd hinhören; sondern: es ist tief bedauerlich, es ist höchst bedauerlich, außerordentlich bedauerlich, im höchsten Grade bedauerlich, unendlich bedauerlich. *Es ist ganz außerordentlich bedauerlich*, — hu, um welches Trauerspiel des Lebens mag es sich handeln? — *‚daß Zentrumsblätter ohne genügende Kenntnis der Sachlage falschen Vorstellungen über die Ausführungen des Herrn Erzberger Raum gewährt haben* (Zeitung ‚Germania').

Der Kunstschreiberstil ist fast durchweg Schreistil. *Und wieder öffnen sich unendliche Möglichkeiten* (Poppenberg). Es ist die Rede von geätztem Leder. — *Ein Großer im Reiche des Geistes ist hingegangen.* Um Gotteswillen, wäre ein neuer Goethe Schopenhauer, Darwin gestorben? Nein, Albert Langen, ein Münchener Verleger, ist tot, und ein Berliner Schreiblatt hält ihm die Leichenrede.

Sehr beliebt ist ‚unendlich'; wir verdanken das Bombastwort in seiner nichtigen Bedeutung wohl dem Französischen: *Je vous remercie infiniment* als Dank für Feuer zur Zigarette. *Roosevelt ist unendlich feiner und vornehmer als seine Durchschnittslandsleute* (National-Zeitung). — Gern gehört wird auch *monumental*, obwohl grade dieses Zierwort angesichts unsrer vieler unkünstlerischer *Monumente* ängstlich vermieden werden sollte. Lublinski nennt Kellers Grünen Heinrich *einen monumentalen Roman*; ich bekenne, daß ich mir dabei nichts vorstellen kann.

Ein arger Schreier im Stil ist Bölsche: *Schlegel war eine außerordentlich feine ästhetische Natur nach gewisser Seite, ein unendlich fein ästhetisch Verstehender.* Innerhalb sechs Zeilen kriecht bei ihm ein Mensch *aus einem unendlich sich verlierenden Pfuhl uralter Erinnerungen*, und droht *das ganze Drama sich aufzulösen in unendlich verwickelter Exposition.* Bald darauf ist ihm etwas *der grandiöseste Versuch.* Was fängt solch Schreiber an, wenn, was doch immerhin möglich, demnächst ein noch grandiösesterer Versuch gemacht werden sollte? Bölsche spricht über ein von Fontane zu schreibendes Gedichtchen auf eine Landschaft, *so daß in dem Kunstwerk dieser Wald und dieses Fließ und dieser Kartoffelacker dir wie ein unendlich feines, seelenvolles Kunstwerk vor die Augen treten.* Sollte ‚feines' nicht genügen?

Ein ungeheuer bedeutsames Verdienst hat sich die experimentelle Psychologie schon heute erworben. Man iſt ergriffen: hat die experimentelle Pſychologie es endlich erreicht, jede verbrecheriſche Anlage rechneriſch und chemiſch ſicher nachzuweiſen? Noch nicht ganz, aber *sie hat die juristischen Kreise auf die Wichtigkeit psychologischer Kenntnisse hingewiesen.* Wir ſind ſchon bedeutend ſchwächer ergriffen.

Übertrieben, allerdings nur ſprachlich, klingt der ſachlich wohlbegründete Ausſpruch Dahns, Wilhelm Scherer habe *nicht die Spur eines Schattens von Verständnis für Dichtung.* Wirkſamer iſt das leiſere Wort Grillparzers über Scherers Vorgänger Gervinus: *Er versteht von seinem Gegenstande, der Poesie, nicht das Geringste.* — A. Harnack ſchreibt über das Mönchtum: *Es hat seine Geschichte gehabt ... von gewaltigsten Veränderungen und gewaltigsten Wirkungen;* hätte ‚gewaltig' nicht ausgereicht? Fritz Mauthner will geiſtreich übertreiben und wird geiſtlos: *Man sollte glauben, der Spaß (Kellers Kammacher) müßte noch die letzte Nacht eines Verurteilten erheitern können, wenigstens gegen Zahnschmerz hilft er gewiß.* Gegen beides hilft kein noch ſo gelungener Spaß.

Richard Wagners Schreibſtil neigt ebenſo zum Schreiſtil wie ſein muſikaliſcher: *Der deutsche Geist eignet sich nicht von außen kommenden Einfluß innerlichst an,* und: *gebärt sich dann aus seinem eigensten innerlichen Schatze neu.* Gleich darauf: *Sein wahrhaftigstes Wesen galt es zu erhalten,* und auf derſelben Seite: *Dem deutschen Geiste blieb eine letzte Zuflucht, sein innigstes Innere sich deutlich auszusprechen.*

Wie ſchade, daß M. G. Conrad uns nicht die unvergleichlichen Klaſſiker nennt, die er in dieſem Satze beſchreibt: *Es gibt auch unter den Deutschen Geschichtschreiber, die eine unendliche Kraft und Feinheit der Empfindung ... mit vollendeter künstlerischer Noblesse* [!] *des Ausdrucks zu verschmelzen verstehen.* — Doch ſelbſt ein ſo maßvoller Schriftſteller wie Hettner ſpricht einmal von Goethes Natürlicher Tochter, die er doch weiterhin verwirft: *In der unsagbaren Macht und Musik ihrer Sprache reiht sich diese Tragödie an das Allervollendetste, was Goethe jemals geschaffen.* Beſäße Goethes Sprache wirklich eine unſagbare Macht und Muſik, ſo müßte ſie uns vergeſſen machen *die Marionettenhaftigkeit der Charaktere und die Unmotiviertheit der Handlung.*

Durchweg Schreiſtilſchreiber war Friedrich Wilhelm 4. Man leſe z. B. in ſeinen Briefen an Bunſen die Stellen, wo er ſeines Geſandten ‚herrliche und admirable Vorſchläge' preiſt, aber ſogleich vergißt, und beachte das doppelte, drei- und mehrfache Unterſtreichen, die gehäuften Ausrufzeichen auf jeder Seite. — Zu den Unterſtreichern gehörte auch Nietzſche, in den Schriften ſeiner ſpäteren Jahre mehr als ſeiner früheren. Beide haben im Wahnſinn geendet.

Aber wir müſſen gar milde ſein und nie vergeſſen, daß wir Schreiber von heute faſt allzumal in dieſem Punkte Sünder ſind, daß die Ausnahmen, z. B. Moltke, ſich an den Fingern einer Hand herzählen laſſen. Strengen Richtern wird es nicht ſchwer fallen, mir mehr als einen überflüſſigen Höchſtgrad aufzumutzen, den ich trotz allen Streichungen habe ſtehen laſſen: man verfällt zu leicht in den Fehler, ſeine guten Gründe durch Tonſteigerung noch beſſer klingen zu machen; hier aber iſt das ſcheinbar Beſſere der Feind des Guten.

Welche Lächerlichkeiten durch gewiſſe Übertreibungen erzeugt werden können, lehren Alltagsbeiſpiele wie: *Ein riesig kleiner Fuß* oder: *Tolstois Wirkung auf uns ist ungeheuer gering* (dies aus einer Leipziger Zeitung).

*

Anders zu beurteilen ſind die harmloſen Übertreibungen, die aus der Bildlichkeit unſrer Sprache fließen. Nicht bloß die deutſchen Backfiſche ſagen: Er iſt furchtbar nett, ich habe mich ſchrecklich gefreut; die jungen Franzöſinnen werfen ebenſo mit *horriblement* und *terriblement*, die kleinen engliſchen Fräulein mit *dreadfully* und *awfully* um ſich. Man denke an das *awfully* in dem reizenden amerikaniſchen Kinderbuch ‚*Helen's babies*',

Digitized by Google

dessen lustige Übersetzung *‚fubbedoll‘* (furchtbar toll) sich schnell eingebürgert hat. Sich aufzuhalten über ‚furchtbar nett, höllisch oder riesig einfach, kolossal billig‘, vollends über bewußt scherzhafte Übertreibungen wie ‚pyramidal, gletscherhaft, feudal‘, wäre — furchtbar überflüssig. Und nicht das ‚Allermindeste‘ ist zu sagen gegen Wendungen wie: sich sterblich verlieben, sich unsterblich blamieren, vor Sehnsucht vergehen, vor langer Weile auswachsen, vor Zorn aus der Haut fahren, sich die Beine ablaufen oder in den Leib stehen, wie gerädert sein, das Gras wachsen und die Flöhe husten hören, wie ein Bär schnarchen, wie ein Loch saufen. Die deutsche Sprache mit ihrem überquellenden Bilderreichtum will sich an solchen Übertreibungen austoben, und es wäre eine Verarmung, dürften wir nicht mehr sagen und schreiben: todmüde, bildschön, knallrot, stinkfaul, patschenaß, freßlieb, mutterseelenallein, funkelnagelneu, hagelnagelneu (bei Gotthelf), bombensicher, todsicher, himmelangst, kreuzfidel, mausetot, hundsgemein, steinreich, fuchsteufelswild, saugrob. Überhaupt die Steigerungen ‚im Zeichen der Sau!‘ Vischer führt als sehr beliebte schwäbische Redewendung an: ‚Des ischt e saumäßig netts Mädle‘ und verteidigt sie. Warum auch nicht, wenn's Mädle wirklich saumäßig nett ist?

Wollen sich französische Witzblätter über einen Deutschen lustig machen, so lassen sie ihn jedem Beiwort hinzufügen: kolossal. Mir kommt vor, dieser Mißbrauch nehme in letzter Zeit unter den Gebildeten ab; allerdings habe ich mit eignen Ohren in einer Rede gehört: *Meine Herren, unser Etat wirft für die Stadtbibliothek wirklich kolossal wenig aus (Zuruf: Sehr richtig!).* — Dem *kolossal* macht seit einigen Jahren *katastrophal* den Rang streitig: Die *katastrophale* Mißernte der Gurken, die *katastrophale* Steigerung der Streichhölzer. Das gräßliche Wort ist nur welsch und kommt im Französischen nicht vor.

War Kellner nicht eine anständige, angemessene Bezeichnung? Die allgemeine Protzerei des Emporkömmlingwesens in Deutschland hat den Kellner so gut wie ganz unterdrückt und aus jedem ‚Stift‘ einen ‚Ober‘ gemacht. Eine widerwärtige Spracherscheinung. Wie heißt in dieser Protzensprache der Oberkellner, dieser Übermensch? Nun gar in den *Grandhotels?* Würde ‚Überober‘ ausreichen? Die Franzosen, Engländer, Italiener sind bei *Garçon, Waiter, Cameriere* geblieben. Eine sittengeschichtlich lehrreiche Kleinigkeit, etwa wie das seelenlose Geschnarre rrah! rrah! rrah! statt Hoch! im letzten Zeitalter.

Daß die Poesie den Mund übertreibend voll nehme, darf ihr nicht verwehrt werden. Schillers ‚Da gießet unendlicher Regen herab‘, Goethes ‚Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt‘ sind jedem Tadel entrückt. Und wer will Liliencrons Schilderung eines furchtbaren Reiterhiebes bemängeln: ‚Er haut mit einem Hieb, als holt' er aus den Sternen aus zur Erde‘ —?

Ob es überhaupt noch möglich ist, den Schreistil mit Erfolg zu bekämpfen? Das Gelärme des Marktes wird immer mannigfacher, immer lauter, und es gehört ein — ich dürfte schon sagen: außerordentlich seltner Entschluß dazu, inmitten des Getöses leise zu sprechen. Auerbach läßt in seinem Roman ‚Auf der Höhe‘ die Heldin an eine Freundin über einen vornehmen Ausnahmemenschen schreiben:

> Er ist immer ebenmäßig, nie extrem, und was das Schönste ist, er gebraucht nie einen Superlativ. Ich sagte ihm das einmal; er stimmte mir bei und fügte hinzu: Ich möchte der Welt für die nächsten 50 Jahre jeden Superlativ verbieten; das würde die Menschen zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden. Und die Schreiberin fügt hinzu: Wir wollen einen Antisuperlativverein gründen.

Nicht nur einfacher und bestimmter denkt und schreibt man ohne Superlative; man wird auch durch den Verzicht auf das allzubequeme Mittel bloßen Einschiebens eines st gezwungen, die ja nicht grundsätzlich zu verwerfende Steigerung des Tones durch andre, edlere Sprachmittel zu bewirken, besonders durch die Wahl eines an sich inhaltreicheren Ausdrucks. Fast möchte man bedauern, daß uns der echte Höchstgrad verblieben ist; müßten wir ihn gleich den Franzosen durch besondere Einschubwörter bezeichnen, so würden wir ihn gewiß seltner anwenden. Neben uns, ja noch über uns steht die Superlativsprache der Italiener, die es mit ihrem *issimo* ebenso gefährlich bequem haben wie wir.

Mit festem Willen ist der Schreistil leicht abzugewöhnen. Liest man fleißig unsre Klassiker der edlen Einfachheit und überzeugt man sich von der Möglichkeit, ohne alle oder doch ohne viele Höchstgrade kraftvoll zu schreiben, so wird man sich ein wenig besinnen, ehe man die Feder zum st ansetzt. Außer Moltke, wohl dem größten, diesmal wirklich größten, Feinde des Superlativstils, sei Lessing genannt, bei dem sich weniger Superlative finden als bei den andern fünf Klassikern des 18. Jahrhunderts. Hat er doch selbst einmal erklärt: ‚Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache.‘

Vierter Abschnitt.

Humor, Witz, Ironie.

Auch dem beschwerlichsten Stoff noch abzugewinnen ein Lächeln
Durch vollendete Form, strebe der wahre Poet. (Geibel.)

Tau jeden richtigen Honnigkauken hürt en lütt Beting Peper. (Reuter.)

Man spricht von Humor jetzt oft und viel
Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel,
Mancher kursiert als ein Humorist,
Der nichts weiter als Spaßmacher ist,
Nichts ahnt von dem innern Widerspruch,
Von dem Zickzack, dem tiefen Bruch,
Der durch das Weltall dringt.
Hat aber einer die Geistesmacht,
Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,
Versteht er über sich selbst zu schweben,
Sich selber dem Lachen preiszugeben,
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,
Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,
Ohne versteckte Gedankentiefen
Seine Freude zu haben am Naiven. (Vischer.)

Das Beste hat aber doch Goethe über den, in Deutschland manchmal ein wenig überschätzten, Humor gesagt: ‚Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben: er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.‘ Und tiefer noch: ‚Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt.‘

Humor wird nicht gelernt, sondern angeboren; man hat ihn oder hat ihn nicht; wehe aber dem Schreiber ohne allen Humor! Der Humor ist so alt wie die Literatur der Menschheit. Er lächelt in der Bibel und in der altindischen Dichtung; Homer und die griechischen Dramatiker, nicht bloß Aristophanes, haben ihn besessen; er ist dem Nibelungenliede nicht ganz fremd, und selbst bei Dante gibt es vereinzelte Stellen eines, allerdings grimmigen, Humors. Nahezu alle unsre größte Schriftsteller und Männer der Tat waren humorvoll, viele daneben geistreich und witzig. Wir werden hier von Bismarck, ja selbst von Moltke, dem erzenen Manne, humorvolle Witze hören und die beiden darob nicht weniger verehren. Wenngleich wir mit unsrer fast übertriebenen literarischen Gerechtigkeit den Orden von der lachenden Träne den Engländern zusprechen, — eine Literatur wie die deutsche, mit solchen Großmeistern des Humors in allen seinen Abstufungen, vom herbsten bis zum sonnigsten, mit Luther, Murner, Fischart, Hebel, Fritz Reuter, Brinckmann, Otto Ludwig, Keller, Raabe, Vischer, Heinrich Seidel, Timm Kröger, darf die reiche englische Humordichtung bewundern, braucht sie aber nicht zu beneiden. Wenn in dieser Reihe Jean Paul fehlt, so geschieht das, weil seine Humore doch mehr aus den vollen Zettelkästen als aus einer die Welt überwindenden Siegerstimmung flossen. Auch mangelte ihm das Tröpfchen Galle, ohne dessen Beimischung kein echter Humorist denkbar ist, der Peper zu dem Honnigkauken. Ohne dieses Tröpfchen wird man zum Spaßmacher und Witzbold, und das ist nicht dasselbe.

Gewiß, die höchste Feierlichkeit schließt den Humor aus, aber nur sie; sonst gibt es keine Gattung des Schriftwesens, die einzig mit feierlichem Ernst oder gar mit spreiziger Vornehmheit behandelt werden muß. Das Leben ist ohnehin für die meisten Menschen bitterernst, für sehr viele reichlich langweilig; warum sollte also ein Leser, der nach einem Buche greift, den ungemischten Ernst oder gar die ihm schon geläufige Langeweile gedruckt

wiederfinden? Die Notwendigkeit einigen Humors folgt aus dem Grundgesetz des guten Stils: dem der Zweckmäßigkeit. Festgehalten soll der Leser werden, denn nur dem Ausharrenden kann der Gedanke des Schreibers vollständig übermittelt werden. Zum Festhalten darf man sich jedes anständigen Hakens bedienen, und einer der anständigsten und zugleich festesten ist der Humor, der dem Leser die Stimmung beibringt, daß es inmitten des Ernstes und der Langenweile dieses Jammertales eine Auffassung der Dinge gibt, die uns über uns selbst hinaus schwingt und alle Dinge dieser Welt aus einer größern Höhe geringer erscheinen läßt, besonders die unerfreulichen.

Die meisten Schreiber haben etlichen Humor, nur schämen sie sich dessen, er dünkt sie weniger vornehm als der unwandelbare Ernst. Die wahre Größe schämt sich nicht, den Ernst auch vor der Öffentlichkeit abzulegen, denn sie ist sicher, ihn in jedem Augenblick wieder aufnehmen zu können ohne Verlust für den Wert des Gesamtmenschen. Der Minister Goethe fürchtete nicht, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er dem Amtsschreiben an einen Untergeordneten eine absichtlich im steifen Amtston daherstelzende Nachschrift anfügte:

Wollen Sie gelegentlich, wenn sich gesunde eßbare Schwämme in Ihren Gebirgen finden, so auch wenn die Schafkäse ihre Reife erlangen, an mich denken, so würde ich die Auslagen gerne erstatten und diese guten Bissen nicht ohne Dank genießen. — Oder in einem amtlichen Schreiben über einen Weimarer Hofschauspieler, der seine Frau geprügelt hatte: Wir lehnen bei der Kommission wie billig alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie grade an demselben Abend eine Liebhaberin zu spielen hat.

Wer den Humor Schillers genießen will, muß sich an seine Jugendwerke und an Wallensteins Lager halten. Manches humorvolle Wort steht in Schillers Briefen, und daß er im menschlichen Verkehr nicht immer nur der feierliche Dichter der Braut von Messina gewesen, bezeugen manche Besucher. — Lessing erscheint uns auf den ersten Blick, zumal in seinen Kämpferschriften, zu scharf, um unter die Humoristen eingereiht zu werden. Bei näherer Prüfung gewahrt man denn doch unter der rauhen Schale einen linden Kern und bekommt das Gefühl, Lessing würde seinem Gegner die ihm zufällig entfallene Lanze selbst aufgehoben und dargereicht haben, nur damit der Kampf länger daure.

Das Wesen des Humors, sein Durchtränken des ganzen Stoffes, macht es unmöglich, ihn durch viele, gar durch längere Proben zu beleuchten. Zum Glück ist das nicht nötig: wir Deutsche wissen schon, wer unsre guten Humoristen sind. Ebenso überflüssig ist die Erklärung seines Wesens; ‚Humor ist, was man niemals hat, sobald man's definiert', heißt es bei einem unsrer Guten vom jüngern Nachwuchs, Rudolf Presber. Mit zwei kurzen Beispielen des Humors zweier Männer, denen man ihn kaum zutraut, sei geschlossen. Moltke an seinen Bruder aus der Champagnerstadt Rheims am 6. September 1870, fünf Tage nach Sedan: *Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminiert, und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige Hundert explodiert sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten.* Und Fürst Chlodwig Hohenlohe über eine Einladung der Mitglieder des Berliner Kongresses von 1878 nach Potsdam: *In Sanssouci erst Händewaschen in einem langen Saal. Der Kongreß fand zwar viele Waschbecken, aber nur ein einziges porzellanenes Gefäß, das nicht zum Waschen bestimmt war. Um dieses gruppierte sich Europa.*

*

An der Gabe zum großen Stil würde ich bei jedem Schreiber zweifeln, der unfähig zu einer witzigen Wendung wäre. Man hat den Witz ein ‚fragmentarisches Genie' genannt, und in der Tat: wem ein guter Witz gelingt, der hat einmal, für diesen Augenblick, den Flügelschlag des Genius verspürt. Witz ist eine Rettung aus dem Widerstreit der Gegensätze des Lebens und er entsteht nur durch den schärfsten Zusammenprall dieser Gegensätze; oder mit einem Vergleich aus der Lehre von der Elektrizität: durch das knisternde Überspringen des Funkens von Pol zu Gegenpol zweier einander genäherter elektrischer Drähte.

Längere kunstphilosophische Erklärungen sind ebenso überflüssig wie für Humor, und einzig der Geschmack entscheidet, was ein guter, was ein schlechter Witz ist. Wie wär's aber etwa mit diesem Notbehelf: Gutwitzig ist, worüber man lacht, ohne sich hinterher zu schämen? — Wenn Friedrich Wilhelm 4., den man seltsamerweise früher beweislos für besonders witzig hielt, einer Hofdame einen Löffel in die Hand gibt, die Hofgesellschaft fragt, was das sei, und dann selbst antwortet: Löffelgans, so fühlt jeder, dies ist ein schlechter Witz und noch etwas Schlimmeres. Wenn dagegen Schiller den zögernden Goethe zur Fortsetzung des Faust anspornt: Gebrauchen Sie ihr Faustrecht!, so ist das ein feiner, wenngleich nicht grade Zwerchfell-erschütternder Witz.

Der Reiz des Witzes besteht in der Blitzbeleuchtung der Gegensätze; sein Wert für den Stil, außer im Beleben der trägen Massen, in der Ersparnis: er ersetzt eine lange Beweiskette durch das plötzliche Aufzeigen ihres letzten Gliedes. Indessen mit Blitzbeleuchtungen und Plötzlichkeiten muß der Schreiber sparsam, sogar knausrig sein: es gibt nicht viele ärgere Stillosigkeiten als das Vordrängen des Witzes in einer nicht aufs Witzige gestellten Schrift. Feuchtersleben nennt den Schreiber ‚am größten im Witze, wenn er den Verstand hat, nicht zu witzig zu sein; wenn er in jedem Satze etwas Treffendes sagt und nicht, um des Witzes willen, mehr als dieses Treffende sagt.' Der Witz ist Würze, nicht Speise; ein Gran zu viel an Würze verdirbt die ganze Speise. Seltenheit ist ein Hauptreiz des Witzes; kein großer Schriftsteller ohne einigen Witz, kein größter mit zu viel Witz. Es liegt Wahrheit in Börnes richtigverstandenem Satz: ‚Ohne Witz kann man nicht auf die Menschheit wirken'; dennoch bleibt die Wahrheit in Schillers Vers bestehen: ‚Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.' Der Witz ist ein blankes schneidendes Schwert, das, zu häufig geschwungen, auf den zurückschlägt, der es schwingt. Er ist eine gute Waffe, aber doch mehr eine des Schwachen als des Starken, mehr des Gedrückten als des Herrschenden. Daher jenes Überwuchern des Witzes bei den Juden, das einen unsrer besten Kenner und Meister des Witzes, Alexander Moszkowski, zu dem gewagten Ausspruch verleitete: ‚Der jüdische Witz ist das Fundament und die Krone alles Witzes.' Die Krone vielleicht, das Fundament schwerlich: die Juden schliffen sich die feine Waffe des Witzes erst, nachdem ihnen die gröbere der staatlichen Macht entwunden war. Die Griechen von Homer bis auf Aristophanes waren witziger als die Juden der Bibel.

Zum Wesen des Witzes gehört seine schnelle Abnutzung. Nicht bloß durch das zu häufige Anbringen, sondern durch ein Nachlassen der innern Springfedern der Gegensätze. Die Zahl der guten Witze mit einem Alter von mehr als hundert Jahren ist sehr klein. Die Sammlung der 333 allerbesten in der ‚Unsterblichen Kiste' von Moszkowski ist ein dünnes Bändchen, und doch würde es bei strengster Musterung auf ein Viertel seines Umfanges schrumpfen. Alle menschliche Dinge sind im Fluß, alle Gegensätze schleifen sich ab, mit ihnen ihr Erzeugnis der Witz. Man versuche nur sehr alte Jahrgänge von Witzblättern zu lesen!

Der Witz wird nicht gefunden, am wenigsten von dem, der ihn sucht. Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Wem die Gabe geworden, alles im hellsten Licht und zugleich im tiefsten Schatten zu schauen, dem glückt der Witz ungesucht. Die Deutschen sind, nach den Juden, das kritischste, oder doch das krittligste Volk der Erde: da ist es nicht verwunderlich, daß sie die besten Witzblätter haben und — daß die Franzosen reichlich daraus schöpfen. Die amerikanischen Witzblätter stehen über den englischen, aber die Amerikaner sind ja ein zum guten Fünftel deutsches Volk. In neuster Zeit hat der Wettbewerb des Witzbetriebes in Deutschland dazu geführt, daß Witze ‚gemacht werden'. Der geübte Leser entdeckt leicht die Fabrikgeheimnisse: bei nicht völlig mangelnder Gabe kann er selbst täglich einen brauchbaren Witz vom zerstreuten Professor, hochnäsigen Junker, verbummelten Studenten, frechen Dienstmädchen, eine Kasernenhofblüte und einen Schüttelreim verfertigen. So besteht z. B. das Fabrikgeheimnis des Kasernenhofwitzes im Auffinden äußerster Gegensätze zwischen der Dummheit eines Rekruten und der Weisheit eines Andern, etwa von dieser Art: ‚Im Vergleich mit dir kann sich ja ein Rhinozeros zu den sieben Weisen Griechenlands zählen.'

Der gesuchte Witz ist schrecklich, denn er ist das Gegenteil des echten. Es ist mit dem guten Witz sehr ähnlich wie mit dem guten Reim: beide fließen aus einem wirklich vorhandenen innern Berühren zweier scheinbar fremder Begriffs- oder Gefühlswelten. Damit wird nicht gesagt, daß der gute Witz immer nur dem Unbewußten gelingt: der witzig Veranlagte darf dem Witz gar wohl entgegengehen, ihm ein wenig nachhelfen; nur wehe ihm, wenn wir das merken. Das macht ja Saphir so unerträglich, daß wir alle seine Fabrikgeheimnisse kennen und sein Suchen, sein Zurechtmachen deutlich wahrnehmen. Ähnlich bei Jean Paul, ähnlich selbst in vielen Fällen bei Heine, der doch das Suchen nicht nötig hatte. Man sieht ihn von weitem auf den Witz lossteuern: *Die Dame war noch unverheiratet, obgleich schon in jener Vollblüte, die zum Ehestande hinlänglich berechtigt. Aber es ist ja eine tägliche Erscheinung: just bei den schönsten Mädchen hält es so schwer, daß sie einen Mann bekommen. Dies war schon im Altertum der Fall, und, wie bekannt ist, alle drei Grazien sind sitzen geblieben.* Fertig war von vornherein das Witzchen des Schlusses; um es anzubringen, werden die Umwege über die eine unverheiratete schöne Frau und über die schwer verheiratbaren schönen Mädchen im allgemeinen gemacht. Von dieser Art der sorgsam vorbereiteten Umwegswitze waren die meisten der sogenannt witzigen Reichstagsredner, z. B. die von Karl Braun und Alexander Meyer: man sah alle ihre Witze tief am Himmelsrande auftauchen und in wohlberechneter Fahrt heransegeln.

Gelingt es einem witzigen Schreiber, die Vorbereitung eines guten Witzes völlig auszutilgen, so daß dieser uns wie eine Eingebung des Augenblicks erscheint, so erzeugt er unwiderstehliche Wirkungen. Wohl einer der gelungensten ist dieser von Kästner gemachte, von Börne in Schwung gebrachte: *Als Pythagoras seinen Lehrsatz ersonnen, opferte er den Göttern eine Dankhekatombe. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.* Kostbar auch dieser von Paul Lindau; er schließt eine scharfe Auseinandersetzung mit Julian Schmidt über Stil- und Sprachfragen: *Und hiermit überlasse ich Sie Ihrem Schicksal oder, wenn Sie das vorziehen: überschicke Sie Ihrem Lassalle* (vgl. S. 401). Schwerlich das Geschenk dieses Augenblicks, wahrscheinlich langer Hand vorbereitet; aber wie vernichtend flammt der Blitz dieses Wort- und Sachwitzes auf! — Ich gäbe etwas dafür, den Mann gekannt zu haben, der auf die Bemerkung: ‚Das ist das Ei des Kolumbus' scheinbar erstaunt fragte: ‚Legt der alte Mann denn immer noch?'

Es gibt Menschen, die lieber eine Roheit begehen, als einen schlechten Witz unterdrücken, und schlecht ist jeder, der für diese Gelegenheit roh ist. Die Menschennatur bleibt sich in ihrem Grundgerüst gleich; schon Quintilian kennt ein noch älteres Wahrwort über den Kitzel *potius amicum quam dictum perdendi* (lieber einen Freund als einen Witz zu verlieren). Ein Witz, der einen Unschuldigen roh beleidigt, ist keiner. Kuno Fischer nennt mit seltsamem Vergreifen ‚gut und recht witzig' diese Ungezogenheit eines Serenissimus, wahrscheinlich Friedrich Wilhelms 4., der einen dicken Oberbürgermeister mit weißer Weste mitten in einer länglichen Begrüßungsrede unterbricht: *Mein Lieber, erkälten Sie sich Ihren Montblanc nicht.*

Wenn Heine schreibt: *Hier in Hamburg herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko*, so ist das ein dummer Witz, denn der Vordersatz ist sinnlos, nur gemacht, um einen Scheingegensatz zu Banko vorzuspiegeln. — Oder: es handelt sich um den in Spiritus aufbewahrten abgeschnittenen Kopf einer Kindesmörderin, den Goethe im anatomischen Museum zu Straßburg gesehen, mit einem begreiflich tiefen Eindruck, der an einer Stelle im Faust nachgewirkt hat. Wie geschmacklos, wenn ein rechthaberischer Goetheforscher, um jenen Eindruck abzustreiten, über den Spiritus seine phlegmatischen Witze macht. Oder wenn der fürchterliche Saphir wortwitzelt: *Paganini hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden; nur mit dem Unterschiede: Paganini spielt auf der G-Saite, wir mit unsrer Einseitigkeit auf einer Seite, wo es nicht mehr geht.*

Digitized by Google

Teuer zu stehen gekommen ist dem deutschen Volke sein Ruhm, die besten Witzblätter zu haben und zu lesen. Alles was an vaterländischem Zorn und sittlichem Schamgefühl über viele öffentliche Zustände Deutschlands in der deutschen Volksseele lohte und lebte, wurde verwitzelt, erschöpfte sich in geistreich giftigem Hohn über Menschen und Dinge, bis der Wille der Volksvertretung und der Edelsten der Nation gelähmt war, durch die Tat oder doch durch mannhaft offnes Wort an der rechten Stelle zu bessern und zu retten. Der Simplizissimus, die Jugend, der Kladderadatsch, der Ulk, die Lustigen Blätter hatten jeden lodernden Unwillen mit ihrem funkelnden Sprühregen sogleich ausgelöscht und vor lauter ausgezeichneten, für eine Woche von Mund zu Mund getragenen höhnisch begrinsten Witzen — ‚Kennen Sie schon den neusten über den Kaiser?‘ — hatte man in den Tag hineingelebt. Wäre an weißer Wand von Geisterhand eine Warnungsschrift erschienen, in der nächsten Nummer aller unsrer vortrefflichen Witzblätter hätten die köstlichsten Witze darüber gestanden. Allem Anscheine nach werden wir fortfahren, das witzigste Volk Europas zu sein, gleichwie die Griechen es waren oder wurden unter dem Joche der ernsteren Römer.

*

Die witzigsten Köpfe hätten es schwer, wenn Lessings Ausspruch allgemeine und buchstäbliche Geltung hätte: ‚Was ist pöbelhafter als Wortspiele?‘ Er meinte das geistlose Spielen mit Worten ohne würdigen Zweck. Lessing selbst hat das überlegene Spielen mit dem Wortlaut keineswegs verschmäht: *Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte? — Heißt das spielen? schwerlich wohl; heißt mit dem Spiele spielen*, beide im Nathan. Und warum sollte man nicht mit dem gleichen oder ähnlichen Klang der Worte so gut spielen wie mit der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Dinge? Selbst in der Bibel wird zuweilen gewortspielt: im Alten Testament mit fast jedem Eigennamen, z. B. Jakob hergeleitet von *akew* = Ferse (1. Mose, 25, 26); im Neuen mit Petrus und πέτρα (Fels). Odysseus betrügt den Kyklopen durch das Wortspiel mit Οὔτις = Niemand; Ajax spielt bei Sophokles mit seinem Unglücksnamen Αἴας. Petrarca tändelt zierlich ernsthaft mit *Laura* und *l'aura*. Luther ist ein bald feiner, bald derber Wortspieler, und Fischart übernimmt sich in Wortwitzeleien bis zum Überdruß, gleich seinem Vorbilde Rabelais. Ingrimmig spielt bei Shakespeare Mark Anton an Cäsars Leiche mit *hart* und *heart*. In Romeo und Julie wortspielt der todwunde Merkutio zu den Freunden, die ihn morgen besuchen wollen: *You shall find me a grave man.* Wie fein ist Goethes Wortspiel über den Kern des Humors: *Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, Der ist gewiß nicht von den Besten*, und das andre in einem Brief an die Stein: *Ich habe keine zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen.* Goethe hatte Humor genug, sich nicht zu ärgern über Zelters Mitteilung, die Berliner, dieser ‚verwegene Menschenschlag‘, hätten zum Epimenides gesagt: ‚I wie meenen Sie des?‘ Später lehnten die Berliner eine feierlich langweilige Aufführung der Antigone ab: ‚Antik? O ne!‘ — Die Wortwitze des Kapuziners in Schillers Lager stammen nicht alle aus Abraham a Santa Clara; Schiller hat allerlei Gutes aus dem Eignen hinzugefügt.

Weniger bekannt ist, daß Beethoven gern und gut wortspielte, aber auch sonst sehr geistreich scherzte. Als er Paërs Oper Eleonora gehört, rief er aus: *Diese Oper gefällt mir, ich habe Lust, sie in Musik zu setzen*, und schrieb den Fidelio. In einem Briefe Beethovens heißt es: *Alle Noten, die ich mache, bringen mich nicht aus den Nöten.* — Wer aber würde Witz bei Kant suchen? Wirklich von Kant ist dieser: *Die Damen kommen nicht in den Himmel, denn schon in der Offenbarung Johannis heißt es an einer Stelle, es sei eine Stille gewesen von einer halben Stunde. So was läßt sich aber, wo Frauenzimmer sind, gar nicht als möglich denken.*

Zu den besten Wortwitzen gehört der Schleiermachern zugeschriebene: *Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.* — Der kindliche, der von Moltke berichtet wird, gewinnt durch den Augenblick und die Personen seinen Wert, denn es ist nicht gleichgültig, wer einen Witz macht und wann er ihn macht. Moltke nach

einem Besuch bei Bismarck im Juni 1866 mit der Türklinke in der Hand, sich beim Abschied zurückwendend: ‚Wissen Sie übrigens, daß die große Elbbrücke in Dresden gestern gesprengt worden?' — Bismarck fährt erstaunt auf. — Moltke: ‚Es war die höchste Zeit, sie war sehr staubig', und geht. Sollte Moltke diesen Witz nicht gemacht haben, so wär's schade; der folgende aber von Bismarck ist gut beglaubigt. Als einst das Gerücht verbreitet wurde, er werde aus Gesundheitsrücksichten nach Egypten reisen, rief er lachend: *Jawohl, und zwar werde ich auf dem Kamel, das die Nachricht gemeldet, durch die Wüste reiten.* — Nietzsches Wortwitz: er höre aus dem Satze ‚ich bin gerecht' immer heraus ‚ich bin gerächt', klingt mir matt.

Beglaubigt ist der gute Wortwitz des niederträchtigen Pietro Aretino in einem Drohbrief an einen sich *divino* (göttlich) nennenden Künstler: *Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß, wenn Ihr d i v i n o* (*di vino* = aus Wein) *seid, ich auch nicht d'a c q u a* (aus Wasser) *bin.* Und wahr oder unwahr, ausgezeichnet erfunden ist dieses Geschichtchen von Napoleons Wort nach der Rückkehr aus dem ersten italienischen Feldzuge zu einer Italienerin: ‚Ach, alle Italiener sind Räuber und Schelme', worauf ihm erwidert wird: *Non ogni, ma buona parte* (Nicht alle, aber ein gut Teil). Von Napoleon selbst oder von Hindenburg wird kein beglaubigter Wortwitz erzählt. Ebenso wenig gibt es den kleinsten Witz in den Reden des Demosthenes und in Fichtes an die deutsche Nation.

Besonders häufig sind die Wortspielwitze im Französischen: die Sprache eignet sich dazu wie keine zweite. Einer der feinsten ist wohl der von Salvandy bei der Aufnahme Viktor Hugos in die Akademie: *Monsieur, vous avez introduit en France l'art scénique* mit einer Aussprache, die den anzüglichen Doppelsinn (*l'arsenic*), heraushören ließ. Auf der gleichen Höhe steht das Witzwort über Napoleon 3., als er nach dem Staatsstreich die Güter der Orleans einzog: *C'est le premier v o l de l'aigle.*

Prächtige Wortspiele stehen zuweilen in den englischen Witzblättern, namentlich im Punch. Welch ein Glücksfund waren z. B. diese Verse auf den Kaufmann Goschen bei seiner Ernennung zum ersten Lord der Flotte:

M. Goschen — From the motion
Has no notion — Of the ocean.

Einer der guten Witzmacher ist der Volksmund oder was man so nennen darf. Wahre Juwelen, allerdings meist ungeschliffene, findet man in dem Sprachwerk ‚Der richtige Berliner'. Freilich ist nicht jedes Witzwort echtes Volksgewächs; viele sind wohl aus dem Geiste des Berliners, aber immerhin künstlich geschaffen. Echt sind Wendungen wie: *Das geht mir durch Mark und Pfennig. — Er lebt jetzt sehr eingezogen* (von einem verhafteten betrügerischen Verschwender). — Reiche Ausbeute gewährt die Fachsprache der Skatspieler und Kegelschieber.

Der gute Witz darf nicht von langer Hand vorbereitet werden; Witz und Blitz sind so natürliche Reime wie Herz und Schmerz. Ohne Einleitung, als etwas Selbstverständliches, Natürliches muß der Witz plötzlich da sein, anspruchslos und doch für den Augenblick alleinherrschend. Quintilian erklärt das Wesen des Witzes als Überraschung: *cum aliud expectamus* (wenn wir Andres erwarten). Von dieser Art ist das ausgezeichnete Witzwort auf S. 377 vom Verschieben auf übermorgen. Desgleichen die beiden Talleyrand zugeschriebenen Worte: ‚Die Sprache ist erfunden, um die Gedanken — zu verbergen', und: ‚Das ist schlimmer als ein Verbrechen, — es ist ein Fehler.' Von einem andern Franzosen rührt der gemütlich tuende Überraschungswitz her: ‚Von allen unangenehmen Geräuschen kommt das Holländische der menschlichen Sprache noch am nächsten'.

Dem Deutschen geht der Überraschungswitz erst recht nicht ab: Wendungen wie ‚Geld allein macht nicht glücklich, man muß — es auch haben', oder ‚Durch Schaden wird man klug, aber — nicht reich', oder: ‚Was ist das beste Rettungsmittel in Lebensgefahr? — Gegenwart des Geistes. — Falsch! Abwesenheit des Körpers' sind beinah sprichwörtlich geworden, und jede Nummer der Lustigen Blätter, der Jugend, des Simplizissimus enthält mindestens eine Perle von ähnlicher Farbe.

Am tiefsten wirkt der Witz in der Selbstverspottung. 'Goethes Freund Zelter, im Hauptberuf Maurermeister, sagte auf dem Sterbebett, als man ihm den Todesschweiß von der Stirn wischen wollte: ‚Kinder, det is Maurerschweiß, davon kost' jeder Droppen 'n Dukaten.'

*

Ironie oder Feinspott, ist ätzender Humor, darum nur in kleinen Gaben genießbar. Mehr noch als der Witz ist sie eine Waffe des Schwachen, ja des Ohnmächtigen gegen den unbesiegbar Überlegenen. Sie kann aber in den Händen des Mächtigen ein gutes Gewaffen werden, milder als die rohe Gewalt und ein Selbstschutzmittel des Starken gegen allzu rücksichtsloses Ausnutzen seiner Stärke. Wie oft muß ein sich dem Gegner hoch überlegen fühlender Schreiber die Versuchung zur wohlverdienten äußersten Grobheit niederzwingen! Er wählt dann lieber das kleinere Übel, die Ironie, um ohne Selbsterniedrigung den Gegner zu vernichten. Bismarck hat im Kampfe mit kurzsichtigen Widersachern die Ironie meist der Grobheit vorgezogen, besonders in den Jahren vor 1866. Man lese z. B. seine Reden von 1863 im Preußischen Abgeordnetenhause gegen die krankhafte Polenschwärmerei. Mit ironischer Aufrichtigkeit erklärte er selbst einmal einem gegnerischen Abgeordneten: ‚Ich bediene mich bisweilen der Figur der Ironie; es ist dies eine Redefigur, mit welcher man nicht immer das sagen will, was die Worte buchstäblich bedeuten, mitunter sogar das Gegenteil.' Also das Reden in ‚Gänsefüßchen'. Nietzsche bedient sich des Stilmittels der Ironie fast auf jeder Seite.

Die Ironie gleich dem Witz heischt strenge Selbstbeschränkung: Übermaß oder gar Regelmäßigkeit ihres Gebrauches wird lästig und zuletzt aufreizend. ‚Auf die Dauer fällt dieses rednerische Mittel einsichtigen Menschen verdrießlich, die Schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse' (Goethe). Salzlos bis zum Läppischen wirkt die Ironie oder gar Selbstironie der Romantiker, auf die sie doch so stolz waren.

Schopenhauers Ausspruch, daß der angemessenste, das heißt der wahrhaft philosophische Stil für die Geschichte der ironische sei, ist nur mit der Einschränkung gültig, daß die Ironie sehr dünn verteilt sein muß, wenn sie nicht zur abgeschmackten Überhebung dieses einen Geschichtschreibers über all die Menschen und Dinge in ganzen Zeitaltern ausarten soll. Carlyles Geschichte der Französischen Revolution wird durch eine zu starke Beigabe von Ironie auf die Länge ungenießbar.

Viel seltner ist der Fall einer zu dünnen Ironie, die deshalb unwirksam bleibt; so wenn z. B. Eduard Pötzl schreibt:

> Sein Vater war an den Silberminen der Sierra Nevada interessiert, und dessen Eingreifen in dieses Unternehmen erregte soviel Aufmerksamkeit, daß man ihn, wiewohl er sich sehr dagegen sträubte, an eine der höchsten Stellen des Landes versetzte. Trotzdem seine Position dort eine sehr befestigte war, so ließ der strebsame Mann doch bald zur unaussprechlichen Betrübnis seiner Angehörigen den Kopf hängen und gab zu verstehen, daß er ein solches Leben nicht lange zu ertragen vermöge. Er verschied nach kurzen Leiden.

Nicht jeder Leser errät so bald, daß der Gauner am Galgen endete. — Es verdient Hervorhebung, daß bei vielen bedeutenden österreichischen Schriftstellern sich ein Zug leiser Ironie mit Beharrlichkeit geltend macht, z. B. bei Franzos und Schnitzler, aber selbst in vielen der besten Schöpfungen der Ebner-Eschenbach und der Handel-Mazetti.

Das Meisterstück der Ironie größten Stils ist noch immer Mark Antons Rede an der Leiche Cäsars gegen die ehrenwerten Mörder Brutus und Genossen; doch gebraucht Shakespeare dieses Mittel nur gelegentlich und wirft es weg, sobald es ihm blutiger Ernst wird. Nach ihm hat Swift die Ironie meisterlich geübt, nach seinen eignen Worten, um die *saeva indignatio*, den wütenden Unwillen, der sein Herz zerfleischte, nicht völlig Herr über sich werden zu lassen. Aus loderndem Haß gegen die ruchlose Ausschlachtung Irlands durch die Engländer schrieb er seinen berühmten Aufsatz: ‚Bescheidener Vorschlag an das Gemeinwesen, die Kinder der Armen in Irland zu hindern, ihren Eltern oder dem Lande eine Last zu sein, sie vielmehr dem Gemeinwohl nützlich zu machen.' Nach einer sehr ruhigen längern Einleitung empfiehlt Swift: die Kinder nach Vollendung des ersten

Lebensjahres als Leckerbissen für die Tafel der Reichen zu verwenden, etwa an Stelle der jungen Spanferkel, die ja immer teurer würden. Walter Scott nannte diese Schrift ‚eine der außerordentlichsten Humoresken unsrer Sprache'; sie ist vielmehr der höchste Gipfel des Schrecklichen, bis auf den sich die Ironie in irgendeiner Sprache jemals verstiegen hat.

Auch des Verfassers der Juniusbriefe liebstes Stilmittel ist die Ironie; sein Meisterstück ist der 49. Brief an den ersten Minister Herzog von Grafton, den man in der Übersetzung von Arnold Ruge nachlesen mag. Bewundernswert ist darin die Feinheit des Überganges aus der höflichen zur unhöflichen, dann zur groben, endlich zur vernichtenden Ironie, bis diese am Schlusse in den furchtbaren offnen Angriff gegen den Minister und dessen königlichen Beschützer ausbricht:

Solange ich mich erinnere, wieviel Verdienst des Königs geheiligter Charakter in Anspruch nimmt, kann ich Sie nicht, ohne grobe Verletzung des Anstandes, den erbärmlichsten und niederträchtigsten Gesellen im ganzen Königreiche nennen. Ich verwahre mich, Mylord, ich halte Sie nicht dafür, solange noch ein Mann lebt, der Sie seines Vertrauens würdigt und geeignet findet, an seiner Regierung teilzunehmen.

Unter den französischen Klassikern ist Montesquieu der unübertreffliche Meisterfechter mit der Waffe der Ironie; viele seiner *Lettres persanes* können sich mit den besten Juniusbriefen messen, ja überbieten diese noch an witzigem Hohn. Man lese z. B. den 37. Brief mit der Schilderung des altgewordenen Ludwigs 14.! Selbst in seinem ernsten Hauptwerk *L'Esprit des Lois* kann sich dieser geistreiche Franzose zuweilen das überlegene Spielen mit der Ironie nicht versagen; sein Abschnitt über die Negersklaverei (Buch 15, Kapitel 5), ist eine Glanzprobe dieses Stiles:

Si j'avais à soutenir le droit que nous avons eu de rendre les nègres esclaves, voici ce que je dirais: — Ceux dont il s'agit sont noirs depuis les pieds jusqu' à la tête; et ils ont le nez si écrasé qu'il est presque impossible de les plaindre. — On ne peut se mettre dans l'esprit que Dieu, qui est un être très-sage, ait mis une âme, surtout une âme bonne, dans un corps tout noir.— Une preuve que les nègres n'ont pas le sens commun, c'est qu'ils font plus de cas d'un collier de verre que de l'or qui, chez des nations policées, est d'une si grande conséquence. Il est impossible que nous supposions que ces gens-là soient des hommes, parce que, si nous les supposions des hommes, on commencerait à croire que nous ne sommes pas nous-mêmes chrétiens.

Die Ironie als feste Stileigenheit widerstrebt dem deutschen Geschmack; wir dulden oder genießen sie nur neben hervorragenden andern Werten, neben dem Humor und der launigen Phantasie wie bei Lichtenberg, neben der lodernden Leidenschaft wie bei Börne. Bei dem Schwachen empfinden wir das Vorwalten der Ironie quälend, bei dem Mächtigen als Mißbrauch der Macht. Es ist bemerkenswert, wie selten sie sich in den Schriften Friedrichs des Großen findet, des Schülers Voltaires, dieses Meisters der auflösenden Ironie. Meist ist sie mit lächelnder Gutmütigkeit gepaart, ähnlich der liebenswürdigen Ironie des Zweifels bei Anatole France, z. B. wenn er in der *Histoire de mon temps* (Geschichte meiner Zeit) über die lange Dauer der Papstwahl nach dem Tode Clemens des Zweiten berichtet: *Les incertitudes du Saint-Esprit venaient de ce que les factions des couronnes ne pouvaient s'accorder sur le candidat qu'elles voulaient élire.* (Die Unentschlossenheit des Heiligen Geistes rührte davon her, daß die Parteigänger der Mächte sich über den zu wählenden Anwärter nicht verständigen konnten.)

Des freundlichen Mozarts vaterländischer Zorn entlädt sich einmal als Ironie: *Da* (wenn Deutschland ein deutsches Operntheater bekäme) *würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen.*

In Schillers Jugenddramen nimmt die Empörung alle Formen an, darunter die der Ironie; zu großartiger Wirkung in dem Auftritt zwischen der Milford und dem Kammerdiener bei der Schilderung des Auszuges der an England nach Amerika verkauften Landeskinder (Akt 2). Sodann sei an die Verse der Maria Stuart gegen Elisabeth erinnert:

Man weiß, um welcher Tugend willen Anna von Boleyn das Schafott bestieg. — Mephisto ist vorwiegend auf Ironie gestellt und zeigt, daß Goethe Herr auch über dieses Stilmittel war, wenn er wollte. Sein Meisterstück ist wohl Mephistos Antwort auf Fausts recht überflüssige Ermahnung: *Was anders suche zu beginnen, Des Chaos wunderlicher Sohn! — Wir wollen wirklich uns besinnen, Die nächsten Male mehr davon.*

Vom Anfang zum Ende leidenschaftsvolle Ironie ist die recht wenig bekannte, von Görres erfundene ‚Proklamation Napoleons vor seiner Abreise nach Elba'. So fein war die Ironie über das Ganze verteilt, daß die Schrift eine Zeitlang für echt gehalten wurde. Klassisch ist die Stelle, wo Görres Napoleon mit schneidender Verachtung sprechen läßt von der ‚süßen rosenroten Galle des deutschen Lammesvolkes'. Ich habe das Kernstück in meiner ‚Deutschen Meisterprosa' abgedruckt.

Der zarteste Ironiker unter den Prosakünstlern neuster Zeit war Moltke. Nicht oft hat er gespottet, der machtvolle Mann besaß andre Wirkungsmittel; und niemals ätzend, denn er wollte nicht verletzen, sondern überzeugen. Selbst die Franzosen erkennen die Wahrheit der Moltkischen Ironie an: *Eines Tages erfuhr die (französische) Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle.* Seine Antwort vom 15. Januar 1871 auf Trochus Beschwerde gegen die angebliche Beschießung der Pariser Lazarette durch die Deutschen zog einer andern, die schärfer zurückweisend hätte lauten müssen, diese Form der milden Ironie vor: *Sobald klare Luft und kürzere Entfernungen gestatten, die Kuppeln und Gebäude, welche durch weiße Fahnen mit dem roten Kreuze bezeichnet sind, zu erkennen, wird es möglich sein, auch die zufälligen Beschießungen zu vermeiden.*

Aus neuster Zeit nenne ich als ein erlesenes Stück blutigpeitschenden Spottes den einleitenden Aufsatz ‚Kulturpolitik', wohl von Cossmann, in den Süddeutschen Monatsheften (Juni 1916) samt den voranstehenden Bildnissen Wilsons und seines Weibes. Wer sich das Heft irgendwie verschaffen kann, genieße jenes kleine Meisterstück. Leider stumpft sich der Reiz aller solcher Zeitkunstwerke mit dem Versinken ihres Zeitalters ab.

Fünfter Abschnitt.

Geistreichtum und Geistreichtun.

Nil sapientiae odiosius acumine nimio.
[Nichts ist der Weisheit zuwiderer als allzu scharfer Geist]. (Seneca.)

Geistreich seid ihr glänzend wahrlich, daß ich euch bewundern müßte,
Wenn sich nur bei euch nicht jede Zeile selber geistreich wüßte! (Mörike.)

Um geistreich zu sein, braucht man nur vor nichts Respekt zu haben. (Bismarck.)

Über den Wert des wahren Geistes, also des Geistreichen, verliere ich kein Wort; wünsche aber, daß von den um so notwendigeren vielen Worten über den falschen Geist keines verloren sei. Wahrhaft geistreich ist nur der Schreiber, der zu andern guten Geistern den hat, nicht geistreich scheinen zu wollen. Der Stil des Geistreichen muß nicht die leiseste Absicht der Geistreichigkeit verraten, muß als sein selbstverständlicher, natürlicher Stil erscheinen. Das ist aber nur möglich, wenn der Schreiber Vollgehalt beißt; bloßer Geist um die Dinge herum, ohne die Dinge selbst, ist nicht Geistreichtum, sondern Geistreichelei, Geistreichtun. Die gerechte Bewunderung aller Völker für ihre geistreichen Schriftsteller bedeutet doch immer: hier hat einer etwas Wertvolles zu sagen, und er steigert den Wert durch die geistreiche Form. Ohne den innern Wert würde uns die geistreichste Form sehr bald langweilig, wie man doch nur einmal einen elenden Braten wegen der guten Tunke hinunterwürgt.

Um himmelswillen nicht mehr Geist haben wollen, als man wirklich hat. Grade je geistvoller ein Schreiber, desto weniger verzeiht man ihm das Noch-geistreicher-Scheinenwollen. Und man vergesse nicht: je höher hinauf wir in der Literatur steigen, desto dünner verteilt finden wir den ‚Geist', den besondern, weil dort alles Geist ist. Weder die schönsten

Stellen der Bibel noch der Ilias und der Odyssee sind geistreich im engern Wortsinn. Und wie unnötig ist das Sichvordrängen und Aufdrängen des Geistreichen! Der Geist läßt sich nicht dämpfen, man wird seiner gewahr ohne absichtliches Zutun des Schreibers. Geist um jeden Preis, Geist an der falschen Stelle, Geist sich verrenkend, nur um sich durch ein Mauseloch einzuschleichen, wohin er nicht gehört, — welche Stillosigkeit, ja welche Albernheit!

Da sind die geistreichelnden Verblüffer, die aus Geistesprahlerei frech werden, die respektlos Geistreichen nach Bismarcks Wort. Wie groß kam einst Richard Muther sich und seinen geschmacklosen Bewundrern vor, wenn er Rafael nannte einen ‚Commisvoyageur mit dem Musterkoffer seiner Kollegen', Rembrandt einen ‚polternden Schnapsbruder', die musizierenden Engel des Melozzo von Forli ‚die Barrisons ihrer Zeit'. Er und die Seinen verwechselten Schnoddrigkeit mit Geist.

Und dann die atemlosen Sucher nach Geist, nach immer noch mehr Geist, nach Geist in jedem Satz, in jedem Wort, wenn möglich in jedem Satzzeichen. Die Engländer Oskar Wilde und Bernard Shaw sind die neueren Hauptvertreter dieser Gattung. Vor lauter Geistreichtum und mehr noch Geistreichtun werden sie nach kurzer Zeit langweilig; sie werden es um so sichrer, je leichter der erfahrene Leser hinter ihre Taschenspielerkunstgriffe kommt. Vor bald einem Jahrhundert blühte diese Geistreichelei auch in Deutschland; die Jungdeutschen hatten sie uns beschert, meist nach französischen Mustern, und ihre Mit- und Nachläufer setzten das brotlose Handwerk fort. Das war jene Zeit, als Theodor Mundt sich das Ansehen eines übergeistreichen Schriftstellers geben konnte, indem er seinen Philosophasterroman ‚Madonna' durch eine läppische ‚Posthorn-Symphonie' eröffnete und sich selbst von Zeit zu Zeit durch ein Trara unterbricht. In neuster Zeit hat Alfred Kerr jene Geistreichelei aufgewärmt: *Traa, traa, wie wenn jemand eine Trompete dicht an unser Ohr setzte. Traa, traa* ... (über Wildenbruchs Kaiser Heinrich). Und dieses Traa wird noch neunmal wiederholt. Kann man geistreicher, kann man ursprünglicher sein? In den Tagen Mundts galt für überaus geistreich sein Satz: *Die Blindheit des Jahrhunderts wäscht sich an der Augenquelle im Spitalgarten zu Teplitz, und die Unterleibsbeschwerden der Zeit, die sich bei dem gelähmten Prinzip der Bewegung keine Motion für die Gesundheit machen dürfen, trinken einen die Verdauung befördernden Mineralbrunnen.* Dingelstedt, ein andrer Jungdeutscher, geistreichelte über die sich in einer kleinen Kajüte zusammenpressenden Reisenden auf einem Dampfer: *Furchtbar wurden, das ahnte ich in tiefster Seele, die Folgen dieser Preßfreiheit*, oder über die Stadt Kassel: *Keine Stadt ist schöner im Herbst und herbstlicher in ihrer Schönheit*, bloß um durch die Umdrehung zu verblüffen. Die Mitläuferin jener Wortführer von der Geistreichigkeit, die Gräfin Hahn-Hahn, ahmte diesen Stil eifrig nach. *Die Herren schoben Stühle und Tabourets dazwischen, Worte weniger* (über eine vornehme Gesellschaft).

Ganz ausgestorben ist diese Art der Geistreichelei nicht; Herr Schmock mit seinem ‚Brillantenstil' ist der Erbe der Vergangenheit und zugleich der Ahnherr eines neuen vielgliedrigen Geschlechtes:

Der Wettergott scheint neuerdings nicht ganz militärfromm zu sein. Schon am frühen Morgen des ersten Manövertages zeigte er ein recht grämliches Gesicht; vielleicht wollte er, beseelt von modernem Oppositionsgeist, einmal zeigen, wie wenig rücksichtsvoll er sein könne (aus einer Dresdener Zeitung). — Der Seidenwurm ist, als wäre er sich seiner Rolle und Bedeutung bewußt, ein sehr nervöses Geschöpf, launisch, als wollte er sein kurzes Erdendasein sich möglichst angenehm gestalten (C. Alberti). — Max Dessoir über die einseitige Ausbildung des Gehirns auf Kosten des Leibes: Man darf vermuten, daß dem Regenwurm bereits der Hund als ein Gehirnneurastheniker erscheint. — Weit draußen irgendwo, wo der Bach rauscht, lege ich mich auf die Opposition des Bauches (Hermann Bahr).

Was aber sind alle diese Geistreichen von Beruf gegen den Größten ihrer Gattung, gegen Saphir, den Affen Heines:

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Herde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Viel bewundert wurden dazumal auch seine Geistreicheleien von dieser Art:

Der Mensch ist nichts als Obst, welches 70 Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird. — Die Männer sind bloß die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet. — Tränen sind die Augenzeugen des Schmerzes.

Ein Hauptmittel solcher Geistreichelei ist das Bildern; wir werden dieser Stilkrankheit später im Zusammenhang gedenken (S. 446), deshalb hier nur wenige Proben. Gutzkow glaubt geistreich zu bildern: *Napoleon strauchelte so, daß er erst in Elba wieder aufstand*, und wird abgeschmackt. Langbehn, der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher', vergleicht das Innere der Peterskirche in Rom der Mittagsonne, das der Markuskirche zu Venedig der Mitternachtsonne. Es wäre mindestens ebenso geistreich, die Peterskirche mit einem hellgelben Schweizerkäse, die Markuskirche mit einem grüngefleckten Gorgonzola zu vergleichen.

Bismarcks Wort von der Respektlosigkeit als dem Hauptmittel, geistreich zu sein, bedarf in neuster Zeit einer Ergänzung: der ‚Sinnlosigkeit'. Einer unsrer guten jüngeren Romandichter, zugleich ein feiner Sinnspruchformer, G. O. Knoop, hat hierüber den geistreichen Satz geschrieben: ‚Mozart und Wagner verhalten sich zu einander wie Zeit und Raum. Das ist eine vollkommen sinnleere Phrase; wieviel Gescheites aber würden die Leser herauszulesen glauben, wenn man sie druckte! Denn wo man keinen Sinn findet, vermutet man Geist' (aber nur in Deutschland). Vielleicht gar in Raupachs blutigernstem Vers in einem seiner Hohenstaufen-Dramen: *Rund ist das Wort, viereckig ist die Tat.* Oder in Mundts Satz: *Rahel (Levin) war ein Epos.*

Eine Todfeindin hat der wahre Geist: die Eitelkeit; unter ihrem Zwange werden selbst kluge Menschen mit Geist stillos, lächerlich, auf die Länge unerträglich. Wir haben so manchen belesenen und witzigen Feuilletonisten, der daran scheitert, daß er uns in jeder Zeile mindestens einen Brillanten vorfunkeln lassen will. Nietzsche nennt sie ‚die Narren der modernen Kultur' und vergleicht sie den Narren der mittelalterlichen Höfe: ‚Es ist dieselbe Gattung Menschen, halbvernünftig, witzig, übertrieben, albern, mitunter nur dazu da, das Pathos der Stimmung durch Einfälle, durch Geschwätz zu mildern und den allzu schweren, feierlichen Glockenklang großer Ereignisse zu übertäuben.' Vortrefflich, nur sollten diese unentbehrlichen Umgaukler der Ereignisse mehr von den Ereignissen, weniger von sich sprechen. Eitelkeit ist nicht geistreich, oder doch weniger geistreich als ein Geschreibe mit gleichen Geistesgaben ohne Eitelkeit. Das ewige Vonsichsprechen verringert im Leser die Achtung vor dem Gehalt des schriftlichen Ausdruckes dieses Ichs: ‚Gewisse moderne Autoren machen Toilette vor dem Publikum und bilden sich ein, diese große Unverschämtheit sei eine große Tat' (Hebbel). Aber Hebbel selbst kann durch sein Übermaß von Geist ermüdend wirken; er hat so gewirkt auf einen ihm ebenbürtigen Geist: ‚Hebbel weiß alles, selbst was Gott ist, und ich weiß es nicht. Wie wollen wir da miteinander reden?' (Grillparzer.)

Lessing war gewiß nicht eitel, aber er war ein Mensch mit menschlicher Schwäche, und auch seine Geisteswaffe wurde einmal stumpf an Schneide und Glanz, als er aus dem Ärger über ein Geducktsein heraus schrieb:

Doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimbdenrate wie Er, und einem Magister befindet, für so unermeßlich nicht zu halten. Ich meine, er sei gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es ziemte dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über dem Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demütigen Raupe auf dem Boden herabzublicken.

War es etwa Lessings höchster Ehrgeiz, dereinst Geheimbderrat zu werden? Schätzte er diesen Titel oder sonst welche überhaupt? Gab es kein andres Mittel, Klotzens Dünkel zu züchtigen? Sollte es aber Ironie sein, dann war sie so fein geraten, daß sie unfühlbar wurde.

Da wir bei Klotz sind, so mag uns jener gelehrte Windbeutel zum Übergange dienen auf die widerwärtigste Art gewisser Geistreichler, die noch heut ein groß Publikum haben: auf die witzelnden Verunglimpfer der Person, um deren Sache es sich einzig handelt. Erniedrigen sich doch einige dieser Geistreichen bis zur hämischen Verspottung körperlicher Eigenheiten eines Schriftstellers, dessen Bücher sie beurteilen. Dies geht noch über die von Lessing mit so würdigem Ernst gebrandmarkte geistreichelnde Ungezogenheit hinaus:

‚Wenn jemals die Unart elender Kunstrichter zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.‘

Es gab eine Zeit, wo man in Europa den Deutschen allen Geist abstritt. Ein vergessener, seiner Zeit sehr berühmter Franzose, der Jesuit Bouhours, Lehrer am braunschweigischen Gymnasium, warf 1671 in einer besondern Schrift die Frage auf, ob ein Deutscher überhaupt ein *Bel-esprit* sein könne. Es ist längst nicht mehr nötig, ihn oder einen andern fremden Schriftsteller durch die bloße Namennennung von Dutzenden deutscher Schreiber zu widerlegen, die es an echtem Geistreichtum mit den geistreichsten Franzosen aufnehmen. Hätte Bouhours etwas von deutscher Literatur gewußt, so hätte er z. B. in Logau schon für sein Jahrhundert einen *Bel-esprit* von der besten Art gefunden. Die stattliche Reihe ausgezeichneter deutscher Sinnspruchsammlungen von Lichtenberg bis zu Fulda kann sich mit Ehren neben denen der französischen Denker und Stilkünstler auf diesem Gebiet sehen lassen. Eine Sammlung wie Goethes und Schillers Xenien und die Sinnsprüche von Hebbel, Storm, Heyse, Keller, Vischer, um nur die in der edelsten Kunstform zu nennen, besitzt kein andres Volk, und die Prosasprüche von Marie Ebner stehen gleichwertig neben den schönsten dieser Art. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, einige der glanzvollsten Geistesperlen aus diesen und andern Schatzkammern, z. B. aus Fuldas ‚Buch der Epigramme‘, hier leuchten zu lassen; der Leser kann zu hoher Freude ja selbst leicht zu den Quellen steigen.

*

In noch einer geistreichen Kunstübung hat Deutschland allerliebste Dinge aufzuweisen: in der Parodie und im geistreichen Unsinn. Die Angelsachsen haben ihre Thackeray und Bret Harte; Fritz Mauthner ist nach und neben ihnen nicht zu verachten. Hoch über ihnen allen steht Vischers Dritter Teil des Faust, an dem nur so humorlose Menschen wie gewisse Bonzen eines Buddha Goethe Anstoß nehmen. Ein köstliches kleines Werk, der ‚Aeolsharfen-Kalender‘ von Heinrich Seidel und einigen Freunden, ist leider durch seine Seltenheit fast unzugänglich geworden: eine ‚sprechend ähnliche‘ Probe daraus in Karl Bleibtreus lyrischem Heldenstil wird nicht unwillkommen sein:

Bonaparte in Egypten.

Noch hat der Löwe nicht gebrüllt,
Im glüh'nden Wüstensande kauernd,
Mit Tränen ist das Aug erfüllt
Des Krokodils, am Nile lauernd.
Der Zebu weidet vor der Sphynx,
Das Nilpferd Schlamm und Wasser prustet.
Der Ibis singt, und weiter links
Ein Pharaonenenkel hustet.

Ein bunter waffenschwerer Hauf
Hält vor der dritten Pyramide.
(Ein Geier, lüstern, sitzt darauf)
Und ‚Durst!‘ erschallt's von Glied zu Gliede
Ein Auge unterm kleinen Hut
Schaut kalt durch eines Fernrohrs Glase.
‚Bald‘, murmelt's, ‚wird la chose gut!‘
Am Horizont gleißt die Oase.

Eines der köstlichsten Stücke dieser Gattung ist Ludwig Eichrodts ‚Große deutsche Literaturballade vom Schulmeister Biedermeier‘. Hierin wird nicht ein einzelner Dichterling, sondern die Auffassung der ganzen Philisterwelt von der deutschen Klassikerzeit verspottet:

Gegen Abend in der Abendröte,
Ferne von der Menschen rohem Schwarm,
Wandelten der Schiller und der Goethe
Oft spazieren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
Drückten sich die großen edlen Händ',
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandtschaft,
Unterhielten sie sich exzellent.
Dieser war schon etwas grau von Haaren,
Jener zwar nicht weit vom frühen Grab,
Aber grad in seinen besten Jahren
Als ein Dichter und getreuer Schwab.
Keiner tät dem andern was verhehlen,
Sie vertauschten ihre Lorbeerkränz',
Und die wunderschöne Harmonie der Seelen
Trübte nicht der Wahn der Konvenienz.

Sehen Sie, so redete der Goethe,
Dort die schönen Pflanzen in dem Gras,
Jenes Steingebilde, diese Kröte,
Dort den Schmetterling und dies und das.
Und die Sonn', erwiderte verwundert
Drauf der Schiller, sehen Sie, o Freund,
Eben, sehn Sie, geht sie eben unter,
So hab ich's im Räuber Moor gemeint.
Unter solchen göttlichen Gesprächen,
Schritten die verklärten Dichter oft
Auf des Waldes unbetretnen Hägen,
Bis es dunkel wurde, unverhofft.
Und die weltberühmtesten der Verse
Machten miteinander unterwegs,
So der Dichter Tells und der des Verse,
Eingedenk des großen Künstlerzwecks

Digitized by Google

Aus dem gereimten geistreichen Blödsinn älterer Zeiten hat Richard Meyer einige tolle Proben (in Velhagens und Klasings Monatsheften, 1910) gesammelt, aus denen unterm Zwange des Raumes nur diese eine mitgeteilt sei. Eine Prachtstrophe in den ‚Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten' lautet:

Heran, heran zum sprossenreichen Spiegel, Heran, heran mit grinsend mattem Zügel,
Zum flüss'gen Dolch, der bunte Schatten teilt, Bis ihr das Ziel Thermopylae erreicht!

Zu funkelnder Glanzwirkung gelangen solche Edelsteine geistreicher Laune erst im Lichte der Öffentlichkeit: sie müssen mit hochgeschwelltem Brustton dargeboten werden. Unfreiwillige Sächelchen von fast derselben Art finden sich in manchen ernstgemeinten Gedichten unsrer Allerallerjüngsten. Man nennt dergleichen zur Zeit ‚expressionistisch'; bis zur nächsten Auflage dieses Buches werden sie irgendwie anders, aber sicher etwas auf istisch heißen.

Sechster Abschnitt.

Geborgter Geist.

Zitat. — Manier. — Phrase.

Lessing gegen Klotz: Ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann ... Ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon zu viel gelesen habe.

Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre (Mein Glas ist nicht groß, doch ich trink aus meinem Glase). (Musset.)

Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich. (Goethe in den Annalen für 1803.)

Nach diesen drei Leitsprüchen, also Zitaten, weiß ich mir keinen bessern Anfang als ein viertes: ‚Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, Was nicht die Vorwelt schon gedacht?' Nicht bloß gedacht, sondern meist so unübertrefflich niedergeschrieben, wie z. B. Goethe diesen Gedanken, der zu meiner Einleitung doch unentbehrlich ist. Wie sollte ich als Schreiber mich in diesem Falle verhalten? Sollte ich den Gedanken, dem Goethe die unübertreffliche Form gegeben, auf meine Art prosaisch und um einiges breiter ausdrücken; oder den wohlbekannten Klang anschlagen, der in jedem Leser sogleich den Wiederklang zustimmenden Verständnisses weckt? Daß kein ernster deutscher Schreiber aus Eitelkeit einen Satz aus Goethes Faust anführt, liegt auf der Hand, denn den Faust kennen die meisten Leser so gut oder besser als der Schreiber auswendig.

Diese Einleitung mag uns über das berechtigte und das verwerfliche Zitat aufklären. Berechtigt ist es, wenn es durch Gehalt und Form alles überragt, was der Schreiber selbst sagen könnte, und das Gewicht eines Ansehen heischenden Schriftstellers mit in die Wagschale wirft. Verwerflich, wie alles ihr Entfließende, ist das Zitat aus Eitelkeit. Es versteht sich ja von selbst, daß ein gebildeter Deutscher, der dicke Bücher schreibt, schrecklich viel gelesen hat; braucht er dies seinen Lesern noch zu beweisen? Ich muß, widerwillig, von diesem Buche sprechen: jeder Leser erwartet und fordert von dessen Schreiber, daß er alles Wichtigste der Literatur über den Stil kenne, nicht zu reden von den zahlreichen der Beispiele wegen zu lesenden Büchern. Der Leser würde geschädigt, unterdrückte ich die gewichtigsten Aussprüche der großen Stilmeister, seiner und meiner Meister, über unsern Gegenstand. Ich kenne noch einiges außer dem hier Mitgeteilten aus Schriften über Stil, habe mich jedoch auf das sachlich Notwendige und Nützliche beschränkt. Dies aber mußte angeführt werden, um der Sache willen, und ich darf versichern, daß keine einzige Anführung aus einem andern Grunde geschah. Cicero führt die griechischen Meister seiner Kunst, Quintilian führt Cicero und andre an, und so fort durch die Jahrtausende der

Digitized by Google

Beſchäftigung mit den Geheimniſſen des Stiles. Nur die alles von hoch oben herab verfügenden Sprach- und Stilmeiſterer von der Art Wuſtmanns ſind zufrieden mit ihrer Selbſtherrlichkeit. Originale, fahrt hin in eurer Pracht!

Zu ſcheiden alſo ſind ſachlich notwendige und fördernde Anführungen von den überflüſſigen der eitlen Leſefrüchtlerei. Man blicke in eine der wiſſenſchaftlichen Abhandlungen Leſſings mit ihren vielen gelehrten Zitaten oben und in den Anmerkungen unten: jedes unterſtützt irgendwie die Beweisführung, keines kramt eitles Leſewiſſen aus, und wie vieles hat Leſſing der Bücherverſchlinger unterdrückt! In Abhandlungen wiſſenſchaftlichen Inhalts kommt nur der Größenwahnſinnige ganz ohne den ‚Geiſt der Andern' aus; der wahrhaft wiſſenſchaftliche Schreiber ſagt zuvörderſt dem Leſer, wie weit die Wiſſenſchaft es auf dieſem Felde ſchon gebracht, bevor der Schreiber die Feder anſetzte. Er ſagt aber nicht mehr, nennt nicht jeden unwichtigen Vorgänger, nicht jedes mittelmäßige oder dumme Wort eines mittelmäßigen oder dummen Schreibers vor ihm, ſonſt wird er zum eitlen ‚Zitateles'. ‚Durch viele Zitate', heißt es bei Schopenhauer, ‚vermehrt man ſeinen Anſpruch auf Gelehrſamkeit, vermindert aber den auf Originalität, und was iſt Gelehrſamkeit ohne Originalität! Man ſoll ſie alſo nur gebrauchen, wo man fremder Autorität wirklich bedarf.' Alſo nur dann, wenn's die Sache will, nicht das liebe Selbſt. Ein Zitat zur rechten Zeit kürzt ab und iſt eher Beſcheidenheit als Eigenliebe. Wenn jedoch das Zitat nichts Beſſeres und dieſes nicht beſſer ſagt, als es der Schreiber ſelbſt ſagen könnte, dann wage er's lieber mit eignem Geiſt. Spielhagen ſchreibt den Satz hin: ‚Kein literariſches Werk überſchreitet die ehrwürdige Schwelle zur Unſterblichkeit, es ſei denn gefeit durch die höchſte Kraft der Form.' Genügte dies nicht? Nein, denn plötzlich beginnt der Mann Latein zu reden: *vis suprema formae*, — ein überflüſſiges, obendrein falſches Zitat. Es gibt einen von Goethe bewunderten Ausſpruch des Johannes Secundus (Jan Everhaerts, 1511—1536): *Vis superba formae* (ſtolze Kraft der Form).

Wieder einmal kann ich's nicht annähernd ſo gut ſagen wie Schiller: ‚Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!', nämlich mit den ſchnellverdauten Leſefrüchten von geſtern oder heute und mit dem Nachſchlagen während des Schreibens. Kein übergelehrter Profeſſor mit ſeinen den Text überwuchernden Anmerkungen nimmt es mit den kurzdärmigen hochberühmten Tagesſchreibern auf, die ohne den Büchmann und das Konverſationslexikon unmöglich ſind. Namen brauchen nicht mehr genannt zu werden, der Leſer kennt ſie ſchon.

Als im Yildiz (!) die Niederlage der ſcherifiſchen Mahalla (!) gemeldet war, mag Abd ul Hamid lächelnd geſeufzt haben: Other men have ill luck too. Genau ſo, Engliſch iſt ja das Nächſtliegende für Abd ul Hamid im Yildiz. Derſelbe Zitateles — ſeinen verhaßten Namen errät jeder Leſer, es handelt ſich um Deutſchlands widerwärtigſten Schreibgaukler — ſpricht von der Macht des Goldes auch in Marokko, ſchlägt ſeinen Büchmann auf (21. Auflage, S. 466), oder hat ſich's ſchon beim geſtrigen Ährenleſen aufgeſammelt, und legt nun los: *Quisquis habet nummos, secura aura, die Petroniſche Weisheit wird zwei Jahrtauſende überdauern.* Den Petronius hatte er natürlich auch im Büchmann gefunden. Über die Stilloſigkeit einer ſolchen Leſe-, vielmehr Blätternsfrucht ſieht dieſer ſeit geſtern Gelehrte hinweg, denn was liegt ihm am Stil? Blenden, verblüffen will er durch die Fülle ſeines Wiſſens, und es gibt unſchuldige Leſergemüter genug, mit denen es ihm gelingt.

Noch immer kommt, wie in den Tagen des Ariſtoteles, aus Afrika oft Überraſchung. Was hat bei Schmock Zitateles der Ariſtoteles mit der Überraſchung aus Afrika zu tun? Geduld! freundwilliger Leſer, wir werden es noch rechtzeitig erfahren.

In einem politiſchen Aufſatze ſpricht Zitateles plötzlich von dem Spanier Quevedo, von dem er nicht eine Zeile kennt, der an jene Stelle paßt wie die Kuh ins Schaufenſter, und verſetzt dem verdutzten Leſer dieſen aus dem Konverſationslexikon entnommenen Zuſatz: *deſſen lukianiſche Sueños 20 Jahre nach dem Don Quijote ent-*

standen. Don Quijote hat an der Stelle ebenſo wenig zu ſchaffen wie Quevedo, Lukian und die *Sueños*; aber wie großartig ſteht dieſer Fachgelehrte der ſpaniſchen Literatur da!

Zitateles führt das ja nicht unerlaubte, aber nachgrade herzlich abgedroſchene Wort des Ariſtoteles vom Menſchen als einem πολιτικὸν ζῷον an. So weit, ſo gut. Aber dieſer aus der Tertia auf die deutſche Menſchheit losgelaſſene Doktor Allwiſſend darf ſich nicht mit einem Zitat begnügen, das jeder beſſere Tintenkuli kennt und gebraucht; er ſchlägt in ſeinem nie verſagenden Nothelfer, im Büchmann, nach, findet auf Seite 397 (der 23. Auflage!): *‚Der Mensch ein gesellicht Tier‘ ist die Überschrift eines Verses von Friedrich von Logau*, folglich fügt er den Worten des Ariſtoteles hinzu: *des Logauischen gesellichten Tieres.* Hat er ſeine Weisheit nicht von geſtern aus dem Büchmann, ſo hat er ſie von heute aus Fourniers *Esprit des Autres*, worin u. a. die geiſtreichſten Ausſprüche La Rochefoucaults, Chamforts, Vauvenargues', Volnays und andrer glänzender Aufputzer ſeiner ſchriftſtelleriſchen Plattheit und Albernheit ſtehn. Nur ſorge der Leſer, daß er, gleich dieſem Brillantenſchmock, der rechts und links ſchreiben kann, immer die neuſte Auflage des Trichters geiſtreicher Gelehrſamkeit im Schrank habe. So ſtammt z. B. die ‚Überraſchung aus Afrika‘ ſamt den Tagen des Ariſtoteles erſt aus der 23. Auflage des Büchmann (S. 369), und da ſeitdem ſchon eine 27. erſchienen iſt, ſo wird uns Zitateles demnächſt deren Bereicherungen nicht vorenthalten. Und dieſer ohne Büchmann und Genoſſen unmögliche Schreiber nannte den Reichskanzler Bülow verächtlich nur ‚einen leidlich beleſenen Herrn‘, weil der nämlich ſeinen geborgten Geiſt aus wirklich geleſenen Werken, nicht aus Büchmann und Fournier zu ſchöpfen vorzog.

Ein Gelehrter, deſſen höchſter Ehrgeiz iſt, der beleſenſte Zeitgenoſſe — nicht zu ſein, aber zu heißen, will das Erſcheinungsjahr von Emerſons Eſſays anführen. Es ſteht im Konverſationslexikon, aber dieſes dünkt ihn keine Gelehrtenquelle, folglich ſchöpft Profeſſor Zitateles aus — der Nordamerikaniſchen Literaturgeſchichte eines unbekannten Italieners, was ein großartiges Quellenzitat ergibt. Die Strafe folgt auf dem Fuß: der Italiener hatte eine falſche Jahreszahl genannt! Wie ſchrieb doch Leſſing der Seher über Klotz und deſſen unſterbliches Geſchlecht?: ‚Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſten Sachen grade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen, damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.‘

Ein zu ſeinem Unheil mit Goethe, oder doch mit dem Abſchnitt ‚Goethe‘ im Büchmann, bekannt gewordener Naturforſcher, der die früheren Verheerungen ganzer Länder durch Heuſchrecken und ihre allmähliche Ausrottung durch den Fortſchritt der allgemeinen Kultur ſchildert, ſchließt mit dem ergreifenden Zitat: *So erfuhren die Heuschrecken die Wahrheit des Goethischen Wortes: Nichts auf Erden ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.* Fürwahr, keines humoriſtiſchen Dichters Phantaſie erfindet ſolche Meiſterwerke, wie der göttliche Humor der ſinnreichen Zeugemutter Natur, die dieſen Schreiber ſchuf.

Koſtbare Leiſtungen gelingen dem pücklernden Zitateles. Du Bois-Reymond berichtet über ſeinen Verſuch, elektriſchen Strom in das Waſſer, worin ſich ein Zitterwels befand, zu entſenden: *Wenn er* (der Zitterwels) *in die Nähe der Elektroden kam, zog er sich eilend zurück, erteilte auch wohl selber, gleichsam sein Anch' io! sprechend, ein paar Schläge.* Ohne ſolche Brillantenfunde wäre mein Beiſpielſuchen auf die Länge der Jahre nicht zu ertragen geweſen.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn läßt einen Menſchen, der keine Ahnung von einem Schriftſteller Namens Montaigne hat, plötzlich im Geſpräch ſagen: *Mon aller n'est pas naturel usw. sprech ich mit Montaigne*, nur weil die Hahn dieſes, obendrein falſche, Zitat vielleicht Tags zuvor irgendwo gefunden.

Überhaupt die falſchen fremdſprachlichen Anführungen! (vgl. S. 220). Will man durchaus das *Hoc volo, sic jubeo* zum tauſendſten Mal auftiſchen, ſo ſchlage man es wenigſtens im Büchmann auf und ſchreibe die richtige Form ab. Ein Talmi-Mezzofanti wie Harden ſollte wiſſen, daß man in Griechenland nicht Altfranzöſiſch ſpricht, und lieber

nicht ſchreiben: *Deus lo vult! ſo tobt's durch die Straßen von Athen.* Und ein Gelehrter wie Erich Schmidt hätte ſich bedenken ſollen, ehe er ſchrieb: *Am 25. Auguſt iſt der Dichter* (Immermann), *dem ſeine jugendliche Gattin kaum zwei Monate zuvor ein Töchterchen geſchenkt, in reifer Manneskraft einer Vita nuova und einer Fülle von Plänen entriſſen worden.* Die *Vita nuova* des Knaben Dante hat mit dem neuen Leben des Vierzigers Immermann nicht das Geringſte zu ſchaffen, und wir würden von Schmidt auch ohne dieſes lächerlich unpaſſende Zitat vermuten, daß er von Dantes *Vita nuova* etwas weiß.

Der fürchterlichſte Zitateles aber war und bleibt bis auf dieſen Tag Jean Paul; ſelbſt der unausſprechliche Harden reicht ihm nicht an den Zettelkaſten. Ein Beiſpiel für all die Tauſende. Jean Paul beginnt ſeinen Roman ‚Der Komet' mit einem Urkapitel, worin er als die Heimat des Helden ein Landſtädtchen Rom nennt: *Auch der unwiſſendſte meiner Leſer, der nie ein Buch geſehen, kann dieſes Rom weder mit jenem großen italieniſchen verwechſeln, das ſo viele Helden und Päpſte aufzog, noch mit dem kleinen franzöſiſchen, das ſich bloß durch Eſelzucht auszeichnet.* Hierzu die Anmerkung: *Ein Dorf im Departement Deux-Sèvres, ſiehe in Jöchers Zeitungslexikon, von Mannert neu bearbeitet, den Artikel Rom.* Immerhin iſt Jean Paul wenigſtens ſo ehrlich, ſeine Quellen anzugeben; unſre heutigen ſchaumſchlägeriſchen Allwiſſer verſchweigen ſie ängſtlich.

*

Faſt noch ſchlimmer ſind die verſteckten Zitate, die mit nur eitel andeutendem, anſpielendem Preziöſentum. Verſteht der Leſer dieſe durch nichts aufgehellte Anſpielerei Hamanns? *Der eine entdeckt uns, daß er keine beſte Welt glaubt, und der andre ſieht ſich ſeiner Muſe und Schutzengel beraubt bei dem Tode ſeiner Meta.* Wer iſt der eine, wer der andre? Hamanns Zeitgenoſſen wußten noch, daß der andre Klopſtock war; wer der eine, konnten ſchon ſie nicht mit Sicherheit wiſſen. Wahrſcheinlich Voltaire; aber wer etwas ſicher weiß, ſoll nichts Wahrſcheinliches erraten laſſen.

Wer verſteht dieſen Satz Treitſchkes (Deutſche Geſchichte, 5, 732): *Der große Elchi aus Pera Lord Stratford Canning war mittlerweile als außerordentlicher Bevollmächtigter in der Schweiz erſchienen.* Ich war in Pera, weiß aber nicht, was ein Elchi iſt; bin ich verpflichtet, es zu wiſſen? — Wer verſteht dieſe Andeutelei Spielhagens: *Ich kehrte in mein Hotel, das ich als ſchweifender Beduine verlaſſen, zurück als ſeßhafter Hadesi?* — Wie viele Leſer Hardens haben ſeinen Satz verſtanden: *Churchill findet, zwiſchen Britannien und Deutſchland gebe es nicht den winzigſten Anlaß zum Krieg; dieſer Marlborough will alſo nicht ins Feld?* Harden, der alles weiß, wenigſtens alles was im Büchmann ſteht, ſpielt an auf das Liedchen des 18. Jahrhunderts *Malbruck s'en va-t-en guerre* (ſiehe Büchmann!).

Ich halte es ſchon für bedenklich, wenn eine Zeitung, nicht ein Buch, ſchreibt: *Trotzdem ſchwanken manche Freiſinnige wie das Tier Buridans noch immer, ob ſie ſich dem rechten oder dem linken Heubündel zuwenden ſollen;* dreiviertel der Leſer, wenn nicht noch mehr, haben keine Ahnung, was es mit Buridan, ſeinem Tier und ſeinen Heubündeln für eine Bewandnis hat; und dies nicht zu wiſſen, iſt für keinen Zeitungsleſer eine Schande. Schon eher eine für den Schreiber, ſich nicht mit einem ſinnenhaften deutſchen, allgemein verſtändlichen Bilde ausdrücken zu können.

Fontanes Romane werden ſehr wahrſcheinlich binnen kurzem halbunverſtändlich und vergeſſen ſein wegen ihrer zahlloſen anſpielenden Zitate aus der Tagesliteratur und -Geſchichte. Zum Verſtändnis der größten Meiſterwerke der Erzählung bedarf es keiner gelehrten Beleſenheit; was ewig dauern ſoll, muß gelöſt ſein von den Klammern der flüchtigen Gegenwart. Wir empfinden es ſchon als eine Stilloſigkeit, wenn Scheffel im Ekkehard von den Hunnen ſchreibt: *Sie ſtarrten eine Zeitlang verwundert auf den närriſchen Geſellen, wie die Männer des kritiſchen Handwerks auf einen neuen Poeten, von dem ihnen noch nicht klar, in welches Schubfach vorrätiger Urteile ſie ihn unterbringen ſollen.* Es wäre ſtillos, ſelbſt wenn der Vergleich beſſer paßte.

*

Anſpielungen müſſen verſtändlich ſein und paſſen, ſonſt ſind ſie in doppeltem Sinne ſtilwidrig. Von jedermann verſtanden und ſcharf treffend war die Erwiderung, die Bismarck 1849 einem Abgeordneten gab, der ihn einen verlorenen Sohn des großen deutſchen Vaterlandes genannt hatte. Er ſchleuderte den Speer kraftvoll zurück und fügte hinzu: *Ich hoffe, daß er von ſeiner außerhäuslichen, idylliſchen Beſchäftigung bald in ſein Vaterhaus zurückkehren werde.* Gröber und doch feiner kann man das Schweinehüten nicht bezeichnen. — Bismarck war überhaupt meiſt glücklich in ſeinen Anführungen, ohne mit ihnen zu prunken, z. B.: *Der ſchlaftrunkene Kämmerling des König Duncan ſah den Dolch des Macbeth nicht; die Aufgabe der Regierung eines großen Landes iſt es aber, die Augen offen zu haben und wach zu ſein.* — Oder: *Die Coriolane ſind in Deutſchland nicht ſelten, es fehlt ihnen nur an Volskern.* Von den meiſten Mitgliedern des damaligen Reichstags durfte er ſich wohl der Kenntnis von Shakeſpeares Macbeth, vielleicht auch ſeines Coriolans, verſehen.

Wie ein gutes und paſſendes Zitat im glücklichen Augenblick wirken kann, dafür ein Beiſpiel aus der Vorweltkriegszeit, der Satz des Kriegsminiſters von Einem gegen die heeresfeindliche lange Rede eines Abgeordneten: *Seni, komm herab, ... Mars regiert die Stunde.* Selbſt die Parteifreunde des Getroffenen ſtimmten in die ſchallende Heiterkeit ein.

Beſonders vorſichtig ſei man mit allzu ſehr abgegriffenen, an ſich noch ſo ſchönen Dichterworten. Herder nennt die ‚verſauſenden' geflügelten Worte: ‚Sand ohne Kalkſtein', und es iſt nicht zu leugnen, daß Sammlungen wie die von Büchmann für den Stil mancher Schreiber, nämlich der Abſchreiber fremden Geiſtes, gefährlich ſind. Ein ſelbſtgefundenes, ſelbſtempfundenes, nicht abgedroſchenes Wort eines großen Dichters kann am paſſenden Ort wundervoll wirken, jede Erwiderung lähmen, einen langen Beweis krönen. Bekannte Stellen müſſen um ſo anſpruchsloſer auftreten, je bekannter ſie ſind, und müſſen um ſo ſicherer paſſen und treffen. Es war das erſte Mal vielleicht nicht übel, auf ſparſame Verwaltung zu dringen mit dem Worte Hamlets: ‚Wirtſchaft, Horatio, Wirtſchaft!' Bekommt man es aber in jedem Leitaufſatz über die Staatshaushalte zu leſen, ſo wird es bald albern. Im engliſchen Parlament, deſſen Mitglieder früher mehr als jetzt die Hörſäle in Oxford und Cambridge beſucht hatten, wurden bis vor einem Menſchenalter Cicero, Ovid und Horaz bei jeder noch ſo unpaſſenden Gelegenheit angeführt; heute iſt dieſe Unſitte faſt ganz verſchwunden.

Man glaube aber nicht, daß die Zitiererei eine Erfindung neuerer Zeit ſei. Beinah ſeit Priams Tagen wird zitiert, von den Griechen, den Römern, den Hebräern. Platon führte Stellen aus Homer und Aeſop an; Scipio begleitete den Untergang Carthagos mit dem Homeriſchen Schickſalswort: ‚Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt'. Die Griechen gebrauchten bis zum Überdruß das ‚Eulen nach Athen tragen' aus den Vögeln des Ariſtophanes. Cicero und Horaz ſprachen das *Hinc illae lacrimae* (daher die Tränen) aus der Andria des Terenz nach. Der Evangeliſt Matthäus (11, 17) führte einen Satz Aeſops an, ohne den Verfaſſer zu nennen: ‚Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen'. Ja ſogar der ſtilſtrenge Spinoza ſchreibt doch einmal nach: *Solamen miseris socios habuisse malorum* (Troſt im Unglück ſind Unglücksgenoſſen).

Ich denke, Leſer und Verfaſſer werden einander verſtehen: Zitate ſind zwar nicht unentbehrlich, können aber ein nützlicher Schmuck der Rede und in gewiſſen Fällen ein gutwirkendes Stilmittel ſein. Sie ſind erlaubt, wenn ſie der Sache dienen; verboten, wenn ſie nur der Perſon, nämlich der des Schreibers, zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeit dienen ſollen. Zwiſchen dieſen beiden Gattungen des Zitates unterſcheidet der ſchwerlich fehlgreifende gute Geſchmack und der ihm ſo nahe verwandte Takt.

*

Was iſt Manier? Manier im ſchlechten, im geringſchätzigen Sinne. Einer ihrer durch eigne lebenslange Übung erfahrenſten Kenner, Alfred Kerr, behauptet, er muß es behaupten: ‚Manier iſt der Defekt im Leſer!' — Oder: ‚Jeder Stil, deſſen Melodie im

Autor klingt, bevor die übrigen an ihren Gang gewöhnt sind.' Wie aber, wenn der Leser trotz seinem Defekt sich nach zehn Minuten an den Gang der Leierkastenmelodie eines Manierschreibers bis zum Überdruß, bis zum Ekel gewöhnt hat? Der Leser ist bei weitem nicht so ‚defekt', wie die Genies der Manier sich einbilden. Zum Wesen der schlechten Manier, und vornehmlich von dieser sprechen wir hier, gehört eben, daß sie sogleich entdeckt wird. Man gebe einem mittelgebildeten Leser je zwei Aufsätze von Saphir, Kerr, Harden, und er wird mit Treffsicherheit den Gang ihrer Melodie, in ehrlicherem Deutsch: den Kniff ihrer Mätzchen, die Zerrfalten ihres Gesichterschneidens so unfehlbar herausfinden, wie etwa der kunstgeschichtlich ungebildete Besucher jeder größern europäischen Gemäldesammlung den Schimmel auf Wouwermanns Bildern.

Zu fast jeder Zeit ist irgendeine Manier im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Fakse für das, was sie ist, verlacht sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierierten Werke fällt ab, eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer: und wie diese stehen sie alsdann da. — Es ist damit, wie wenn ein Abszeß aufgeht. (Schopenhauer.)

Kerrs Verteidigung der ihm unentbehrlichen Manier (Fakse) verwechselt zwei grundverschiedene Dinge: Stil und Kinkerlitzchen, gesunden Gesichtsausdruck und Fratze. Dieses Buch ruht auf dem Grunde der Überzeugung, daß jeder Schreiber seinen Stil hat oder haben sollte, hält aber nicht für Stil die zu eitler Spielerei ersonnenen und angeübten Gaukelkünstlein und Klaunfaksen. Die echte Manier, diesen scharf umrissenen Ausdruck einer echten Persönlichkeit, hat jeder Schreiber, und grade daran, daß er sie hat, wird er unter den Vielzuvielen ohne Stil erkannt. Homer hat die große Manier; die Bibel hat sie, nicht eine Manier, sondern so viele, wie mächtige Meister des Stiles hinter ihr stehen. Aeschylos, Sophokles, Euripides haben die echte Stilmanier so unverkennbar, daß ein künstlerisch gebildeter Philologe jedes größere Bruchstück des einen der drei seinem wahren Verfasser zuschreiben kann.

Lessings Stilmanier ist oft genug beschrieben worden, einmal von ihm selbst angedeutet (im zweiten ‚Anti-Goeze'):

Also von der, von der Wahrheit, lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt.

Ein allzu strenges Selbsturteil, jedenfalls eins der aufrichtigsten in der Geschichte deutschen Stils. Was Lessing an sich tadelt, ist doch mehr allgemeiner Stilcharakter, als ein zu merklich auszeichnender Fehler, wenn überhaupt Fehler; denn die möglichst helle Sinnen- und Bildhaftigkeit eines Stiles wird zum Fehler nur durch ihren äußersten Widerspruch: das falsche Bildern, das ja aus dem Nichtsehen des Hingeschriebenen fließt. Manier dagegen mag man bei Lessing solche, nicht störende, Liebhabereien nennen wie die häufigen: ‚schnurstracks, schlechterdings, man nenne mir'; und selbst zu diesen wird man nicht ‚schlechte Manier' sagen, denn sie dienen keiner Eitelkeit, sondern sind unbewußte Schreibgewohnheit, wie sie jeder Schreiber hat.

Schlechte Manier ist nur die mit nicht reinkünstlerischer Absicht bewußt geübte Hätschelei gewisser künstlerisch wertloser Ausdrucksmittel. Wo die Kunst aufhört und die Eigenliebe beginnt, dafür gibt es keinen allgemeinen Gradmesser; der an den besten und den schlechtesten Schreibern geübte geschmackvolle Leser wird die Scheidegrenze wohl in jedem Falle finden. Keller hatte ein so feines Ohr für gewollte Manier, überhaupt für erkennbare Absicht, daß ihn schon der ‚leise Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles' in C. F. Meyers Prosa störte.

Einzelne Lieblingswörter sind noch lange nicht schlechte Manier; sie werden es erst durch selbstgefällige Absichtlichkeit. Ciceros ewiges *esse videatur* am Schlusse der Sätze ist harmlose Angewöhnung, noch nicht verwerfliche Manier. Eichendorffs immer wiederkehrendes ‚Rauschen' ist doch eher Stil, wenngleich kein bester, als Manier; und selbst Auerbachs ein bischen häufiges ‚taufrisch', das Mauthner in seiner ‚Walpurga, der taufrischen Amme' so hübsch verspottete, ist höchstens ein winziger Leberfleck, kein Gesichterschneiden wie die Dutzende lächerlicher Geckenmanierwörter einiger unsrer neusten Ritter vom Geist der Andern. Treitschke hatte seine Lieblingswörter, z. B. Werdegang; doch wer kann dagegen etwas sagen? Bismarck gebrauchte gerne bequeme Notbehelfe wie *‚rebus sic stantibus* (bei so bewandter Lage, vgl. S. 205), die Imponderabilien, angebrachtermaßen'. Man mag auch dergleichen Manier nennen, aber wie harmlos ist sie. Gefiel Schillern eine gute Wendung, so gebrauchte er sie wohl zweimal; der Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung beginnt: *Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir . . .*, und im Wallenstein wird es wiederholt. Wer wird hier von Manier sprechen? Eher schon kann manches in Goethes Altersstil als unerfreuliche Manier gelten, und doch nicht im verwerflichen Sinne, denn es ist Goethen garnicht eingefallen, mit seinen immer wiederkehrenden Lieblingen ‚anständig, bedeutend, heiter, und so fortan' etwas Besondres sagen zu wollen; es waren versteinerte Gewohnheiten.

Manier hingegen, nichts als Manier im schlimmsten Sinne, ist es, wenn Kerr statt ‚etwa', um bedeutungsvoller zu scheinen, ‚etwan' schreibt, — regelmäßig! Wenn er, um jemandes Ansicht herabzuwürdigen, nicht ‚sagt er', sondern ‚äußert er' schreibt, — regelmäßig! Wenn er irgendein gleichgültiges Wort bedächtig, wie mit einem Nachdruck gebenden Finger an der Nase, in Klammern wiederholt, — regelmäßig! Wenn er als Hauptmittel des Sichlustigmachens das Stottern benutzt: ‚Die . . . Id . . . Idee des Werkes', — regelmäßig! Der stilgesunde Leser schüttelt sich vor Widerwillen wie beim Anblick eines Unglücklichen, der am Veitstanz leidet.

Lächerliche, ja Übelkeit erregende Manier, durchweg Schmierenstil ist Hardens mittelhochdeutsches ‚küren' statt ‚wählen', gleichviel ob es sich um die Wahl eines Sultans von Marokko oder um Horaz am Hofe des Augustus handelt. Sein Gossudar statt Zar (niemals Kaiser!), sein ewiger King, sein Britenleu, kurz all sein Glieder verrenkendes Geschnörkel.

Auf dem Grenzrain zwischen persönlichem Stil und bewußter Manier bewegt sich vieles bei Nietzsche. Manier großen Stils, um diese Gegensätze einmal zu vereinigen, ist sein Zarathustra; wer weiß aber, ob das nächste Geschlecht die Manier nicht deutlicher empfinden wird als den Stil. Manier ist sein ‚Moralin, moralinsauer, moralinfrei', in die er so rührend verliebt war; sie sind Manier von der schlimmeren Art: der nachgeahmten, denn sie sind eine Nachbildung von Lagardes ‚judainfreiem Judentum'. Ähnlich steht es mit andern Lieblingswörtern Nietzsches: die meisten, vielleicht alle, hat er Andern nachgeschrieben (vgl. S. 113); selbst das Herdentier ist aus einer Stelle Schopenhauers entstanden über die Menschen, die am liebsten herdenweise einhergehen. Ebenso ist sein ewiges *‚par excellence'* Manier, eine wenig schöne, flache: das Lesen der Evangelien ist ihm ein *raffinement par excellence*, die Bibel das Priesterbuch *par excellence*, die Sünde die Selbstschändungsform des Menschen *par excellence*, Paulus ist der Jude, der ewige Jude *par excellence*. Alle Manier ist langweilig, und Nietzsches nicht kurzweilig.

Es gibt ein untrügliches Erkennungsmittel, ob Manier oder Stil: jede Manier läßt sich nachahmen, der Stil nicht. Berninis geziert grinsende Gesichter und verdrehte Leiber wurden im 17. und 18. Jahrhundert bis zum Ekel nachgeäfft; Phidias oder Michelangelo sind unnachahmbar. Die Meister der künstlerischen Parodie haben sich niemals an die Sprache des jungen Goethe gewagt; seine Altersprosa ist ziemlich oft bis zur Täuschung nachgeschnörkelt worden, z. B. von Pustkuchen, Varnhagen, Schöll. Ja selbst der Stil mancher Altersverse hat sich als nachahmbar erwiesen; zum 28. August 1835 dichtete ein sonst unbekannter Stephan Schuhe dieses angeblich Goethische Gedicht von verblüffender ‚Echtheit':

Wohl, ihr Kinder, bleibet so
Treu in Wort und Tat verbunden,
Und gedenkt beharrlich froh
Manch erwünschter schöner Stunden.

Wirkt ihr klar-verständig fort,
Jeder fest in seinem Kreise,
Trennt uns weder Zeit noch Ort,
Leben wir auf gleiche Weise.

Und ich seh in Folgekraft
Ernten neue Saaten streuen,
Und wie alles fördert, schafft,
Schlingt sich's fort in heitern Reihen.

Also fühl ich, heitern Blick
Fernen Räumen hingegeben,
Mächtig, nie sich selbst genug,
Dehnt der Geist die starken Schwingen
Regsam frei im weiten Flug,
Immer Schönres zu vollbringen.

Endlich wie der Sterne Heer
Wird Erkenntnis gut sich mehren,
Keiner fragen, streiten mehr,
Wem das Beste mag gehören.

Wie zum großen Markt der Welt,
Seh ich alle rüstig eilen.
Bringen, forschen, was gefällt,
Und ins Erbe froh sich teilen.

Über Sternen reines Glück,
Mit der Welt — ein selig Leben.

Wäre Schuhe nicht ein ehrlicher Mann gewesen, er hätte mit Fälschungen zu unredlichen Zwecken arge Verwirrung stiften können.

In Immermanns Münchhausen stehen allerlei hübsche Nachahmungen guter und schlechter Manieren zeitgenössischer Schriftsteller. Dabei war Immermann selbst nicht frei von Manier: z. B. machte er von der ‚Blume unter Trümmern', einem seiner Lieblingsbilder, überhäufigen Gebrauch. — Sehr leicht ist Heine in seinem Mittelgut nachzuahmen: man lese z. B. Gumppenbergs köstliche Versuche im ‚Teutschen Dichterroß', einem für unsern Gegenstand lehrreichen Sammelbuch. Heines Verstränen in jeglicher Mischung, bis zu den vergiftenden eines Weibes, sind unter zehn Malen neunmal Manier.

Täuschend ähnlich ist Victor Hugo von Albert Sorel nachgeahmt worden; indessen das war nicht sonderlich schwer. — Die Franzosen behaupten, ihr prächtiger Lafontaine trotze der Nachahmung. Und doch hat auch er Manier, wenn man seine weit ausholenden Einleitungen und plaudernden Abschweifungen so nennen darf. Ob Tacitus mit seinem Quadernstil nachahmbar ist, müßte durch den Versuch eines seiner genauen Stilkenner erprobt werden.

*

Zitiererei aus Eitelkeit, selbstgefällige oder gar nachäffende Manier, ungefühltes nachschwätzendes hohles Gerede, Phrase genannt, sind Geschwister: ihrer aller Mutter heißt Unwahrhaftigkeit, ihr Vater ist der Dünkel. Dies ist die nüchterne Prosa über die drei Unholdinnen; der Dichter erzählt es anders und viel hübscher:

Die Lüge kam zur Wahrheit: Liebe Wahrheit, borge mir eine Maske. — Ich habe keine Maske, sprach die Wahrheit. — Die Lüge ging zur Täuschung und bat sie um ihre Maske. — Ich brauche sie selber, sagte die Täuschung. — Nun ging die Lüge ratlos zu ihrem Vater, dem Teufel, und flehte: Vater, verschaffe mir eine Maske, sonst kann ich nicht bestehen. — Gut, mein Kind, du sollst sie haben, sagte der Teufel, und erfand die Phrase. (Rosegger in den Bergpredigten.)

Die Erfinderschaft des Teufels ist eine dichterische kleine Übertreibung, und das Wort Lüge ist ein bißchen zu grob für Phrase; denn es gibt unschuldige oder doch entschuldbare Phrasen, die nur durch gedankenloses Nachsprechen entstehen, nicht aus trügerischer Absicht. Trotzdem ist es besser, in solchen Stilfragen, die ja zugleich Charakterfragen sind, zu grob als zu höflich zu sein, also mehr die Unwahrhaftigkeit als die Gedankenleere der Phrase hervorzuheben. Phrase stammt von einem anständigen griechischen Wort, das Ausdruck, Ausdrucksweise, auch Satz bedeutet, und hat seinen schlimmen Nebensinn dadurch bekommen, daß man den Satz als solchen, also das Aneinanderreihen von bloßen Wörtern, schärfer aufs Korn nahm. Phrase bedeutet also Wortmacherei und sollte einstweilen beibehalten werden, wie einige andre Fremdwörter für verwerfliche Dinge. Die Franzosen gebrauchen das Fremdwort seltner als wir, drücken sich meist sinnfälliger als wir aus: *se payer de mots* (sich mit Worten bezahlen).

Über die Macht der Phrase zu sprechen, ist überflüssig; vor ihr zu warnen, nutzlos. Sie könnte durch eine tiefere Stilbildung gemindert werden, nicht weil dann die Zahl

Digitized by Google

der absichtlichen Phrasenmacher abnähme, wohl aber weil die Leser feinhöriger gegen den hohlen Klang bloßer Worte würden.

Was Schopenhauer über die Phrase sagt, trifft nur die verhältnismäßig gutartige, die gedankenlose: ‚Die Schreiberei der Alltagsköpfe ist wie mit Schablonen entworfen, besteht nämlich aus lauter fertigen Redensarten und Phrasen, wie sie eben im Schwange und Mode sind, und die sie hinsetzen, ohne selbst etwas dabei zu denken. Der überlegene Kopf macht jede Phrase [Satz] eigens für den gegenwärtigen Fall.' Was in diesem Buche über den ungefühlten Ausdruck, das Modewort, die Wortmacherei gesagt wurde, steht natürlich mit allem über die Phrase zu Sagendem im engsten Zusammenhang; nicht minder gewisse Abschnitte über die Fremdwörterei. Der Leser sei auch hier erinnert, daß da, wo übermäßig mit Fremdwörtern geklappert wird, ‚ein Hufeisen los' und die Phrase mitten unter ihnen ist.

Mehr als ein Wort ein Beispiel tut. Nur der Raum zieht hier die engen Schranken; eine, immer noch höchst unvollständig bleibende, Sammlung hohlen Phrasendrusches könnte in wenigen Wochen auf den Umfang dieses Buches gebracht werden. Eine Auswahl berühmter politischer Phrasen allein würde ein paar Bogen füllen. Eins der berüchtigsten Aktenstücke darf hier nicht fehlen: die feige Phrasenmacherei des Berliner Stadthauptmanns Fürsten Hatzfeld vom 21. Oktober 1806 nach der Schlacht bei Jena:

Nur festes Anschließen an Diejenigen, welche das mühselige Geschäft übernehmen, die von einer solchen Begebenheit unvermeidlichen Folgen zu mindern, so wie die mehr als jemals nötig gewordene Ordnung zu handhaben, kann die schrecklichsten Folgen abwenden, welche der minderste Widerstand oder irgendein unruhiges Benehmen der Einwohner über die Hauptstadt verbreiten würde. — Ich ermahne Jeden (denn hoffentlich werde ich es nicht nötig haben zu befehlen), ruhig bei seinem Gewerbe zu bleiben, und alle Sorgen denjenigen zu überlassen, welche sich rastlos mit seinem Wohle beschäftigen werden (!). Ich verbiete durchaus alles Zusammenlaufen, alles Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an denen so verschiedentlich einlaufenden Krieges-Gerüchten; denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht (!); dieses ist unser einzig höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen.

Schon vorher war der noch berühmtere Erlaß des Grafen Schulenburg angeschlagen worden, worin es hieß: ‚Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.'

Die an ausgedroschenem Phrasenkaff üppigste Zeit Deutschlands war das Jahr vom November 1918 ab: die Scham wird eine Musterlese verhindern. Man denke z. B. an die Dutzende von ‚flammenden Protesten', die nichts waren als bewegte Luft und Rascheln im hohlen Stroh, und an die blöden ‚Verankerungen.'

Eine im Angesicht der Guillotine grausig klingende Phrase war zur französischen Schreckenszeit die von der *Liberté, Egalité, Fraternité* gewesen; das heuchlerische Geschwätz von der Brüderlichkeit wurde treffend übersetzerisch verhöhnt: ‚Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich dir den Schädel ein.' Und wie anders als Phrase darf man Jules Favres großartig klingendes, innerlich hohles Wort vom 6. September 1870 nennen: ‚Wir geben keinen Finger breit Erde, keinen Stein unsrer Festungen preis', geschrieben zu einer Zeit, als die deutschen Heere mehr als ein Drittel französischen Bodens besetzt und die zwei Hauptfestungen unrettbar umzingelt hielten.

Neuntes Buch.

Die Schönheit.

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst. (Mörike.)

Erster Abschnitt.

Schmuck.

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten. (Rückert.)

Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war. (Schopenhauer.)

Als Beispiel führt Schopenhauer die Stelle aus Hiob an: *Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht.* ‚Welche Deklamation über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins, fragt Schopenhauer, wird wohl mehr Eindruck machen als Hiobs?' Das Beispiel ist ausnehmend lehrreich: die Sätze aus Hiob sind ja nicht ganz nackt, es schmückt sie der kurze schöne Vergleich ‚wie eine Blume' sie halten also die gute Mitte zwischen edler Einfachheit und edlem Schmuck. Und siehe da, ein noch kunstvollerer Dichter als der des Buches Hiob, Homer, schmückt seine Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Menschenlebens mit einem ähnlichen, nur ausgeführteren Vergleich;

Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andre wieder
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.

Ein den Beiden nicht unverwandter dritter Dichter, der von ihnen so vieles gelernt zu haben bekannte, vom Hiob z. B. das Vorspiel zum Faust, Goethe, hat dem Daseinsjammer des Erdengeschlechtes den einzigen Trost entgegenzusetzen gewagt: *Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.*

Alle drei Dichtungstellen sind schön, niemand zweifelt daran; sie mögen uns helfen, das Geheimnis des geschmückten, ja des schönen Stiles überhaupt zu lüften. Die Schönheit kann nicht nur von einer Art sein, denn jene drei weltberühmte Stücke sind von sehr verschiedener Schönheit. Die nackteste ist Goethes: nicht ein einziges Beiwort, kein sonderlich poetischer Ausdruck, nicht einmal eine nur der Dichtung eigne Wortstellung. Das Ganze könnte, wie so oft bei Goethe, ungebrochen gedruckt sein und für edelste Prosa gelten, und es ist zugleich erhabene Poesie, an Tiefe und Wohllaut selbst von wenigen Goethischen Versen übertroffen. Bescheidener Schmuck höht die Worte Hiobs auf: ein volles Bild prägt sich uns in Homers Versen ein.

So wissen wir nun: ein ganz schmuckloser Stil kann so schön, ja noch schöner sein als der geschmückte; denn als höchsten Schmuck trägt er den Adel des Wortes, des Satzes, des Aufbaues, dazu das reiche Innenleben. Durchzittert ihn gar die herzbezwingende Musik, so vermissen wir keinen noch so reichen Außenschmuck; ja wir würden ihn für ein Zuviel, daher für stilwidrig halten. ‚Jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen' (Schopenhauer).

Der Leser, der die Erklärung des besten Stils als des zweckmäßigsten für richtig hält, bedarf keiner andern zur Erklärung des schönen Stils; ‚ästhetische' Allgemeinheiten können ihm erspart bleiben. Er ist durch zahlreiche Beispiele in den vorangehenden Abschnitten belehrt worden, was schlechter, was schlechtester Stil ist; Beispiele mehr als Worte sollen auch die Lehre vom schönen Stil bilden. Sehr viele dürfen es nicht sein, denn wo wäre bei unsrer trotz alledem herrlichen Prosa der Besten ein Ende? — Als Ergänzung diene der Abschnitt Klassische Prosa (S. 527).

Man lese diese Stelle aus Kellers Tanzlegendchen, lese sie den Liebsten oder sich selber laut vor:

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde, und die Musen wieder ihren Dienst taten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftiglich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh und dabei so sehnsuchtschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach. Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel.

Es gibt nicht viele schönere Stellen in unsrer Dichterprosa. Man scheut sich, den Reiz zu zergliedern, den dieses aus Seelenfülle, Bildlichkeit, Wortzauber, Satzmusik, aus allen im Verein, gewirkte Meisterstück auf jeden Leser mit gleichgestimmtem Empfinden übt. Nicht der letzte Reiz besteht in dem entzückenden Schweben zwischen gebundener und ungebundener Rede, das Nietzsche so schön bezeichnete: ‚Der Takt eines guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.' Niemals? Ein bescheidnes, sich nicht zu weit vorwagendes Hinüberschweben schadet nichts; der Künstler kennt die Grenze und achtet sie noch im Überschreiten.

Kein bekannter Dichter, aber ein dichterisch empfindender seiner Prosameister hat den Nachruf ‚An mein Volk' auf Kaiser Friedrich verfaßt, der mit Wilhelms des Zweiten Unterschrift im Juni 1888 erschien und worin es hieß:

Der Tugenden, die ihn schmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, solange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Dies sollte nicht Dichtung sein, ist es nicht, wirkt aber gleich ihr, auch durch den Tonfall des Satzes.

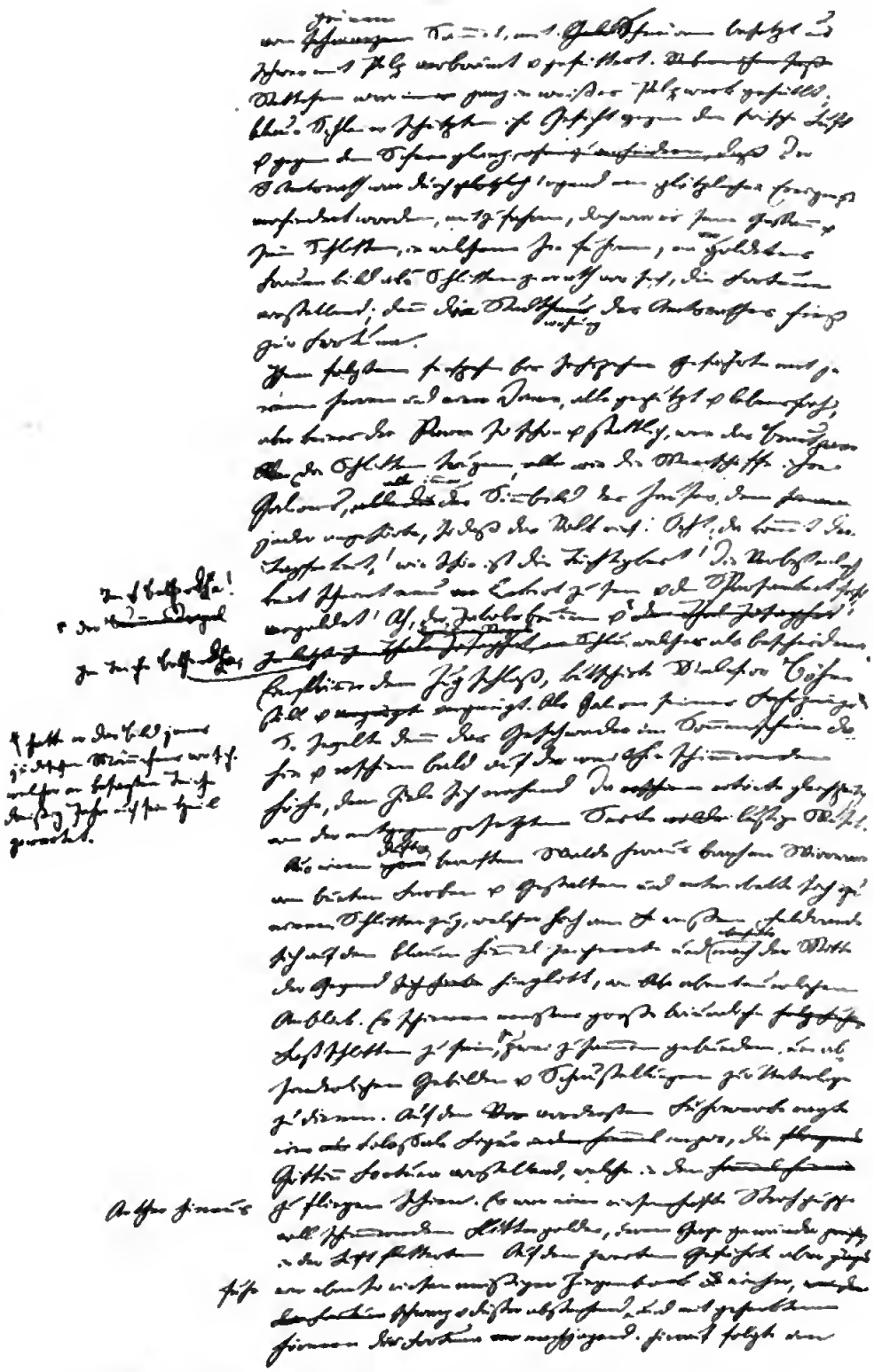
Aber welche Opfer auch von dem Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. (Aus dem von dem jüngeren Hippel verfaßten Aufrufe Friedrich Wilhelms 3. An mein Volk, vom März 1813.)

Viele Tausende kennen diese Worte auswendig wie ein sich durch den Vers einprägendes schönes Gedicht.

Ich werde das Schwingen, Klingen und Singen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Anfang eines neuen jungen Lebens nimmer vergessen. Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage; die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldene Blütenstaub des fröhlichen Maientages der Hoffnungen und des Gemütes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte. (E. M. Arndt.)

Auch dieser schwungvollen Stelle wird keiner die Schönheit abstreiten; doch ist sie von wesentlich andrer Art als die der drei ersten. Den herrlichen deutschen Völkerfrühling von 1813 galt es rückschauend zu schildern: dazu bedurfte es jedes guten Stilmittels, und eines dieser guten heißt Schmuck. Wiederholung klingender Worte, Bilderreichtum, prangende Beiwörter — nichts verschmäht der schlichte, tüchtige Arndt; doch in nichts vergriff er sich über das Maß des diesmal Erlaubten, ja Gebotenen. Warum stört uns der reiche Schmuck nicht? Warum fällt es uns nicht ein, das Schwingen, Klingen und Singen für Klingklang; die Morgenröte deutscher Freiheit, den Sturmwind des Tages, den goldenen Blütenstaub des fröhlichen Maientages, den leuchtenden Anfang eines jungen neuen Lebens für Wortmacherei, Phrase, Schwulst zu halten? Weil der Stoff

Zu Seite 439



Aus Gottfried Kellers Novelle ‚Kleider machen Leute' (etwas verkleinert).
Mit Erlaubnis der Züricher Stadtbibliothek.

einer der allergrößten ist, einer von jenen, die den allergrößten Stil fordern; weil er von solcher Lebensfülle, solchem Sonnenglanze ist, daß ihm einzig durch Fülle und Glanz, wenn überhaupt, Genüge werden kann. Ein nur um wenige Grade geringerer Stoff, und der herrliche Schmuck würde zum wertlosen Behang, zum Plunder.

Die drei ersten Stellen wetteifern mit der vierten an Schönheit, sind jedoch schlichter, schmuckärmer. Braucht dem Leser noch gesagt zu werden, warum sie es sind, es sein sollten und mußten? Es bestätigt sich an allen vier das Wort Schillers:

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem glücklichen Verhältnisse zwischen äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit enthalten ist. (Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen.)

Befremden könnte in Schillers Abhandlung ein späterer Satz, worin er ‚die schöne Form in Schriften für die Jugend über wissenschaftliche Materien‘ verwirft. Bei näherer Prüfung ergibt sich, daß er unter ‚schöner Form‘ hier nur die blühende, schmuckreiche Sprache versteht, also etwas für diesen Zweck Überflüssiges. Das Wesen der Schönheit erklärt er daselbst als ‚höchste innere Notwendigkeit‘; Hebbel fast wörtlich ebenso: ‚Form ist Ausdruck der Notwendigkeit.‘ Damit wird unsre Frage nach der Angemessenheit des Schmuckes beantwortet: Er ist am Platze, wo er notwendig ist, und nur da ist er am Platze. Die sogenannte ‚schöne Sprache‘, die man oft an einem sonst wertlosen Schreiber rühmen hört, ist verdächtig: es gibt für den guten Stil keine bloß schöne Sprache, es gibt nur eine vollkommen angemessene Sprache. Diese ist schön, wenn sie nicht bloß äußere, sondern innere Form ist, Einklang von Stoff und Ausdruck. Wo die schöne Sprache nichts weiter ist als Schmucksprache, da wissen wir, was sie wert ist. Saphir schreibt — wenn er nicht albern witzelt, was bei ihm die Regel ist — das fadeste Zeug in blühender, geschmückter Brillantenprosa. Wer über Saphirs Schmuckprosa urteilt, darf in Saphirs wortspielendem Stil sagen: Schmockprosa.

Der Himmel bewahre uns vor der bloß schönen Sprache. Schmücke dein Heim, schmücke dich selbst, schmücke dein Weib, dein Kind, alles natürlich mit Geschmack; aber schmücke nicht deine Sprache, es sei denn, daß deine Gedanken des Schmuckes wert sind. Nur das Festgewand verträgt Schmuck. Die alten Römer, ein Rednervolk, hatten Freude am Schmuck der Rede, am *sermo ornatus*, an der *amplificatio*, und Cicero schwelgte darin. Selbst der nüchterne Quintilian zieht von den zwei Übeln, dem allzu blumigen und dem allzu trocknen Stil, das erste vor, denn: *Facile remedium est ubertatis; sterilia nullo labore vincuntur* (Gegen die Üppigkeit gibt es ein leichtes Mittel, Trockenheit wird durch keine Mühe besiegt). Ich meine, das Ergänzen des Fehlenden ist für den Leser nicht so widrig wie das Wegschneiden des Überflüssigen, vorausgesetzt daß die ‚Sterilität‘ nicht sogar das Notwendige weggelassen hat. Richtiger ist der Grund, den Tacitus für die Zweckmäßigkeit einigen Schmuckes gibt: auch der Leib des Menschen bestehe nicht bloß aus Adern und Knochen, sondern aus Lebensblut. Gegen den Schmuck, der pulsendes Leben ist, wird niemand etwas haben; sonst aber weg mit jedem Schmuck nur des Schmuckes wegen! Die blühenden Schreiber, die selbst von Flöhen oder Druckfehlern erhaben singen (vgl. S. 397), die Sulzer, Ramler, Schöll, Bernays usw., sind Stilverderber. Klopstock ist untergegangen an dem Mißverhältnis zwischen Gehalt und Schmuck. Man lese z. B. seine Verse über die Genesung:

Hätt' ich deinen sanften Gang nicht vernommen,
Nicht deiner Lispel Stimme gehört,
So hätt' auf des Liegenden kalter Stirn
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod.

Welch eine schöne Sprache! Aber was steht in den Versen? Nicht mehr als: Wär' ich nicht gesund geworden, so wär' ich gestorben, und dieser Gedanke heischte wahrlich keinen Schmuck. Am Übermaß des Schmuckes, an der allzu schönen, aber flauen, nicht eigenwüchsigen Sprache sind Alexander von Humboldts Ansichten der Natur untergegangen. Überflüssiger Schmuck hat denselben Grund wie jede andre Stilunwahrhaftigkeit, wie

z. B. die Gelehrttuerei mit Fremdwörtern: der Schreiber ist sich des Mangels an Ewigkeitswerten bewußt und sucht ihn durch Blender zum Reichtum zu machen. Bettelpracht in beiden Fällen. Oft erschrecke ich über die Gleichheit der Auffassungen vom Stil in den ältesten und den neusten Zeiten. Da hatte ein von mir scharf getadelter schlechtschreibender germanistischer Welscher mir munter unterlegend, nicht auslegend nachgesagt: mein ‚eigentliches Ideal bleiben die farblosen Korrektheiten', und wenige Tage drauf stieß ich im Quintilian auf dessen Abwehr der gleichen Verlogenheit eines antiken Brillantenschmocks: *Nemo ex corruptis dicat me inimicum esse culte dicentibus* (Nenne mich doch kein Lateinverderber einen Feind gepflegter Sprache).

*

Die Wahl zwischen Schmuck und Trockenheit hängt nicht von willkürlicher Geschmackslaune ab, sondern wird geleitet durch das Grundgesetz des Stils: höchste Zweckmäßigkeit. Schmuck an der richtigen Stelle steigert den Eindruck, er vermindert ihn an der falschen; und die äußerste Trockenheit kann da, wo sie hingehört, als Notwendigkeit wirken, wogegen jeder Schmuck von Übel ist. Wie trocken klingt der Schluß der Emser Depesche (S. 322); aber wie mächtig, wie furchtbar hat er nach dem Willen des Verfassers gewirkt! Wie blumig geschmückt war die Depesche Napoleons 3. an seine Kaiserin über die ‚zu Tränen rührende Feuertaufe' des Prinzen Louis in der sogenannten Schlacht bei Saarbrücken, und wie kläglich hat sie sogar auf die Franzosen gewirkt!

Winckelmann, sonst kein Schmuckschreiber, streut alles, was ihm an schmückenden Stilmitteln zueigen, über die Schilderungen der Göttergestalten in den römischen Sammlungen aus; denn sie haben ihn berauscht, und er schreibt im seligen Rausche, z. B. über den Apoll vom Belvedere, wie auf S. 149 steht. Hier ist schöne Sprache, in ihrer Art so schön wie der Gegenstand, und so soll es sein.

Bismarck an seine Frau:

Ich habe dich geheiratet, um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Wände nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert, nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für Andere zu haben, und ich will dein Kaminchen hegen und pflegen und Holz zulegen und pusten und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde; denn es gibt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer, lieber und notwendiger ist als deine Liebe.

Hier ist weniger Schmuck, doch grade soviel, wie dieses vollendete Stück zärtlicher Herzenspoesie fordert.

Es gibt Prosa ohne die Spur von Schmuck und doch von untadliger Schönheit. Schön ist die ehern starre Sprache des Mathematikers Euklid; schön die Sprache von Lehrsätzen wie: Zwischen zwei Punkten ist die grade Linie die kürzeste, — Wenn jede von zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie einander gleich. Häßlich dagegen: Eine vollständige Totalität ist identisch mit der synthetisierenden Summe aller ihrer integrierenden individuellen Komponenten (Sprache eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft).

Reinheit ist schön; schlichte, klare, knappe, bestimmte Sprache ist schön. Ein schöner Schmuck ist endlich noch die Flüssigkeit des Stils. Sie ist nicht Dünn- noch Dickflüssigkeit, sondern einfach Flüssigkeit: der Leser soll ohne größere Mühe vorwärts dringen, als die Gedankenschwere des Gegenstandes fordert. ‚Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mitteilen', heißt es bei Nietzsche, der sich wohl an Heines Urteil über Jean Paul erinnerte: ‚Statt Gedanken gibt er uns eigentlich sein Denken selbst.' Wenn es nur das wäre! Viele aber belasten ihre Gedanken mit gelehrt oder geistreich sein sollendem Schmuck, wälzen dem Leser aus Eitelkeit Knubben und Stubben in den Weg, zwingen ihn zu nutzlosem Abschweifen der Gedanken, halsen ihm unenträtselbare Andeuteleien auf, schmücken ihren Stil mit preziösem Schnörkelkram, — kurz sie machen dem Leser die Arbeit schwerer, als nötig. Der Schreiber hat die Pflicht und Schuldigkeit, sich Mühe zu geben, um sie dem Leser zu ersparen. In der Vorrede zu seinem bedeutsamen, schweren Werke ‚Die Lebensanschauungen der großen Denker' schreibt Eucken vortrefflich: ‚Ein Buch, welches sich mit den tiefsten Problemen

des Menschenlebens befaßt, läßt sich nicht ohne alle eigene Arbeit aufnehmen; aber wir haben mit größtem Eifer gestrebt, diese Arbeit nicht unnütz zu vermehren.' Nur das Nachdenken der Gedanken des Schreibers soll dem Leser Mühe machen, nicht die Elendigkeit seines Stils oder gar die Unkenntnis der Sprachgesetze. Der beste Schreiber ist der, von dem man jeden Satz zwei und mehrmal liest; aber um sich an der innern und äußern Schönheit zu erfreuen, nicht um seinen verrenkten und verhedderten Satzbau zu entwirren. Jede Maschine, deren Reibung außer Verhältnis zum Nutzwerte steht, ist unbrauchbar.

*

Die meisten griechischen und römischen Schriftsteller über Stil widmen den größten Teil ihrer Werke dem Herzählen und Betrachten der sogenannten Figuren. Eine besonders reiche Unterart ist der Tropus, von Cicero Wortvertauschung genannt (*immutatio verborum*). In fast allen deutschen Stillehren spielen die Figuren und Tropen noch immer eine ungebührlich, ja gefährlich große Rolle: der Umfang des an sie verschwendeten Raumes erzeugt leicht den Wahnglauben, daß man sie alle genau kennen müsse, um einen guten Stil zu schreiben; vielleicht gar den, daß einen guten Stil schreibe, wer sie genau kenne. Wie ich über den Wert der gelehrttuenden Rederei von den Figuren und Tropen denke, steht in der Einleitung; sie gehören in keine lebendige Stillehre, sondern nur in eine Geschichte des Stils, streng genommen nur in eine Geschichte der Stillehre. Das Schönste an ihnen sind die Namen, zumal die großartig klingenden griechischen. Quintilian dachte geringschätzig von solcher Wörtergelehrsamkeit: *Neque enim me movent nomina illa quae fingere utique Graecis promptissimum est* (Mich lassen jene Benennungen kalt, in deren Erfindung die Griechen so ausnehmend behende sind). Indessen auch der nichtgelehrte Leser soll wenigstens durch einige Proben erfahren, was hinter den großartig klingenden Benamsungen allbekannter, von jedem Schreiber unabsichtlich geübter Redeformen steckt.

Und sammelt in reinlich geglätteten Schrein Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein. Dergleichen heißt Metonymie (Namentausch), denn Wolle und Lein stehen für wollene und leinene Gewänder.

Als Saphir schrieb: *Ich habe diese Liebe gepflegt und großgezogen, wie eine Mutter ihr einziges Kind*, verübte er eine Prosopopoiia (Umwandlung von Dingen und Begriffen in menschliche Personen, — Verpersönlichung). Der großartige Saphir, der gar nicht ahnte, wie großartig er war!

Windthorst war ein Schlaufuchs: dem so schreibenden Zeitungsmann ist eine Metaphora oder Metapher geglückt. — Der Metapher, der Bilderei, soll allein unter allen Figuren weiterhin eine genauere Betrachtung zuteil werden.

‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?' ist eine Periphrase; ‚Dahin! dahin! möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn' eine *Repetitio* (Wiederholung).

Die gelehrteste Kenntnis aller Figuren und Tropen fördert den Schreiber nicht um einen Schritt auf dem Wege zum guten Stil. Wer sie mit Bewußtsein, wohl gar mit Absicht anwendet, ist nur ein Stümper, kann es aber noch zum preziösen Gecken bringen. Cicero hat oft mit Lieblingsfiguren gefährliches Spiel getrieben, und Vergil hat alle Figuren Homers nachgeahmt: die meisten Römer, vollends ihre Affen, die Humanisten, haben dergleichen gesammelt, studiert, bewundert, nachgedrechselt; heute lächeln oder lachen wir darüber. In Bismarcks Reden und Briefen, ja selbst in seinen Noten, begegnen uns alle wirksame Figuren und Tropen der Alten, selbstverständlich ohne die geringste Absicht. Jeder spricht sie, jeder schreibt sie, fast jeder ohne eine Ahnung von der gelehrten Bezeichnung, und so ist's recht. Grade die Absicht zerstört in diesem Falle die Kunst, der Mißbrauch gar wirkt albern: dies ist der Grund, warum man die lateinischen Schriften der meisten Humanisten nicht mehr lesen kann. *Figurae sicut ornant orationem opportune positae, ita ineptissimae sunt, cum immodice petuntur* (Wie die zweckmäßig angebrachten Figuren den Stil schmücken, so sind sie höchst läppisch, wenn man sie im Übermaß erstrebt (Quintilian). — Leider fehlt bei ihm die gänzliche Verwerfung der absichtlichen Figur, und doch wird selbst die beste durch die erkennbare Absicht in ihrem Werte vermindert.

Zweiter Abschnitt.

Bild.

Der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. (Lessing.)

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. (Goethe.)

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären. (Goethe.)

In seiner Novelle Die Gemälde läßt Tieck einen Philister sprechen: ‚Das Morgenrot streut Rosen. Gibt es etwas Dümmeres? Die Sonne taucht in das Meer. Fratzen! Der Wein glüht purpurn. Narrenpossen. Der Morgen erwacht. Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen?‘ Der Spott ist berechtigt; wer jedes Bild verwirft, weiß nicht, was Schreiben, was Stil ist. Er weiß nicht einmal, was die Sprache ist: der mit der Zeit abgeblaßte, doch immer noch farbige Bildabglanz des Lebens. Dem nüchternsten Stoffel wäre es unmöglich, ganz unbildlich zu sprechen; er dürfte nicht fragen: Wie geht es Ihnen?, denn ein Zustand geht nicht; nicht sagen: Guten Morgen! denn der Morgen ist weder gut noch schlecht. Es gibt keine Sprache ohne Bilder; die scheinbar unsinnlichsten Wörter sind genau betrachtet höchst sinnenhaft: begreifen, fassen, unterbrechen, sich einbilden, sich einprägen, erblicken, mitteilen, einfallen, auffallen, ausdrücken, Zweck (Nagel, Mittelpunkt der Zielscheibe). Alle Begriffswörter waren ursprünglich zum Betasten, zum Begreifen. Die absichtliche Bilderei im Stil ist das Streben zu noch größerer Sinnlichkeit des Ausdruckes.

Die klassischen Sprachen waren gewiß ursprünglich ebenso bildreich wie die deutsche, nur erkennen wir nicht mehr alle ihre Sinnenbilder. Das Griechische προσκυνεῖν (anhündeln) für verehren, grüßen; ihr βουστροφηδόν schreiben (wie der pflügende Ochs); lateinisches *abundare* (wörtlich: überquellen), *suo Marte, aequo Marte* (mit seinem, mit gleichem Glück, eigentlich: mit seinem, mit gleichem Mars), *candidatus* (der Weißgewandete), *callidus* (schlau, eigentlich mit Schwielen an den Händen) sind ein paar von mehr als tausend Beispielen.

Französische und englische Bildwendungen dürfen fehlen: der dieser Sprachen kundige Leser kennt Hunderte. Die bildreichste unter den landläufigen fremden Sprachen ist nach meiner Kenntnis die spanische; Sancho Pansa spricht bildlicher als der mit ihm ‚um die Wette laufende‘ Goethe. Was sagt man zu folgendem Beispiel? Ein kleines spanisches Mädchen fragt eine Freundin: ‚Welchen Sohn hast du mir aus der Taufe gehoben?‘ und meint: ‚Was hast du mir zu Gefallen getan?‘

Uns Deutschen erscheint das Deutsche als die bildlichste aller Sprachen, und wir wollen dies als unbeweisbar oder unbestreitbar gelten lassen. Hermann Schrader konnte ein Schriftchen abfassen: ‚Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und (bildlichen) Redensarten.‘ Wieviele mag es für Prügeln geben? *Ungebrannte Asche zu schmecken oder Jackenfett kriegen, Du kriegst was aus der Armenkasse, Laß deine Knochen numerieren! Laß dich zusammenfegen!* sind ein paar Proben von vielen Dutzenden. Kaum minder bildreich ist oder war das Deutsche fürs Gehenktwerden: z. B. er lernt das Fliegen, guckt durch einen Ring, stirbt am Hanf, macht Hochzeit mit Jungfer Hänfin, geht mit den vier Winden zu Tanze. Wieviele bildhafte Umschreibungen gibt es für den Teufel, das Betrügen (vgl. unter *düpieren* in E. Engels Entwelschung), das Stehlen! Für gar friedliche Dinge schöpft das Deutsche seine Bilder mit Vorliebe aus dem Kriegsleben: *Aufs Korn nehmen, in Harnisch geraten, etwas aus dem Stegreif sagen, im Schilde führen, eine Lanze für jemand einlegen, die Flinte ins Korn werfen, vom Leder ziehen, Spießruten laufen usw.* Sehr belehrend ist der Aufsatz ‚Die Blumen des Zeitungsstils‘ in Kürnbergers ‚Herzenssachen‘; da findet man all die Bilderpracht beisammen, vom Hinwerfen des Fehdehandschuhs übers Verdienen der Sporen bis zum Insgesichtschleudern und Indenkottreten. Man kämpft nicht nutzlos, sondern gegen Windmühlen; man wirkt nicht mit, sondern wirft sein Gewicht in die Wagschale oder legt bei

andrer Gelegenheit sein Wort auf die Goldwage; sagt nicht: Das ist mir denn doch zu toll, sondern: Das geht mir über die Hutschnur. Man hat nicht Angst, sondern läßt sein Herz in die Hosen fallen; wehrt nicht ab: Genug davon!, sondern: Schwamm drüber; fragt nicht: Wovon soll ich leben? sondern: Wovon soll der Schornstein rauchen?

Alles dies und tausendmal, zehntausendmal soviel ist fester Sprachbestand, ist niemands und jedermanns Eigentum. Ein Sprachforscher nannte die Sprache: ‚ein Herbarium verwelkter Metaphern'. Die Sprache, die für uns dichtet und denkt, bildert auch für uns, und kein noch so sprachgewaltiger Schreiber kann mit ihrer Bilderpracht wetteifern. Die Stilkunst hat es überwiegend zu tun mit den bewußten bildlichen Neuschöpfungen; doch auch hier ist ihre Aufgabe weit mehr die einer Abmahnerin vom Schlechten als einer Lehrerin des Guten. Die Kunst, ein guter Maler in Worten zu werden, ist unlehrbar. Jede Stillehre muß sich bescheiden, durch abschreckende Beispiele vor den ärgsten Verzeichnungen zu warnen und als allgemeine Regeln nur diese zwei aufzustellen: Wer kein Meister im Bildern ist, der bildere sparsam! — Wie du zu bildern angefangen, so sollst du zu bildern aufhören!

Je weniger Bilder, desto weniger schief und krumme Bilder. Lieber ein bißchen farblos, aber vernünftig, als bunt wie eine Narrenjacke; lieber gar nicht gebildert, wo man kein Innenbild geschaut hat, als ungeschaute Bilder aus dem Tintenfaß herausgestippt. Wehe dem Bildnerstil des Ewigabstrakten: der Eindruck ist im Geistigen so widerwärtig wie im Straßenleben der Anblick eines Betrunkenen. Wem das innere Sehen beim Schreiben nun einmal versagt ward, der bildere nicht über das Maß dessen hinaus, was ihm die Muttersprache ungebeten und für ihn ausreichend spendet. Was darüber, ist vom Übel, denn es ist die Todsünde des Stils: die Stillüge. In seiner überstrengen Kritik von Bürgers Gedichten tadelt Schiller mit Recht die an so vielen Stellen, selbst in den besten Stücken, ‚vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, . . . ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild.' Als lehrreichstes Beispiel führt er die Strophe in den ‚Beiden Liebenden' an:

Im Denken ist sie Pallas ganz — Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,
Und Juno ganz an edelm Gange, — Melpomene bei sanfter Klage,
Terpsichore beim Freudentanz, — Die Wollust ist sie in der Nacht,
Euterpe neidet sie im Sange: — Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Er knüpft an diese Bilderpracht, zur Beschreibung eines hübschen deutschen Schätzchens, die für Bürger niederschmetternde, von dem Urteil der Nachwelt bestätigte Bemerkung:

Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie befriedigt.

Noch eins gehört zum künstlerischen Bilderstil: das Bild selbst muß uns von seiner Notwendigkeit überzeugen. Wir müssen bei seinem Aufsteigen fühlen: dies war mit unbildlicher Sprache gar nicht oder nicht so wirksam zu gestalten. Rundweg verlangt Quintilian von der *Translatio* (Übertragung — seinem gutlateinischen Wort für das ihm entbehrliche griechische Fremdwort *Metaphora* —, sie müsse *plus valere eo, quod expellit* (stärker sein, als was sie verdrängt). Man kann das Grundgesetz aller Bilderei nicht schärfer und nicht knapper ausdrücken; es deckt sich mit dem Grundgesetz des kleinsten Kunstmittels (S. 383).

*

Für eine Literatur ist es allemal ein schlimmes Zeichen, wenn sie übermäßig bildert: schwaches Empfinden und Ohnmacht des Ausdrucks verstecken sich am liebsten unter krausem Flitterkram. Im 17. Jahrhundert wurde bei uns bis zum Übelwerden Bilderei mit allen nur erdenklichem Außenwerk getrieben. So dichtete z. B. der fürchterliche Zuckerbäcker Hofmannswaldau:

Nektar und Zucker und saftiger Zimmet, Schmeckt mehr bitter als süße
Perltau, Honig und Jupitersaft — Gegen den Nektar der zuckernen Küsse.

Heinrich Mühlpfordt schäferte:

Sie zog den schwarzen Flor von ihren Rosenwangen,
So kommt die Sonn' hervor im Purpurglanz gegangen.
Das Haar flog kerkerlos und flochte gleichsam Ringe,
An denen ein Türkoß, Rubin und Demant hinge.

Doch schon damals setzte der Widerspruch ein; Wernicke spottete:

In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabast, Musk, Bisem und Zibeth,
Samt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröt',
Die sich im Unverstand verschanzen
Und in geschlossener Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie von Anfang bis ans End,
Doch klopf ich lachend in die Händ'
Und denk', es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

Es fehlte am vollen Glockenspiel der Anschauung und Empfindung: drum eben klingelte man mit den Schellen der Bilderchen. Nicht bloß in Deutschland; Frankreich war damit vorangegangen. Der große Malherbe, der nichtdichterische Regelschmied der französischen Dichtung, hatte anhündelnd gebildert: *Prends ta foudre, Louis, et va comme un lion!* (Nimm, Ludwig, deinen Blitz und schreite wie ein Leu!), und die klassische Literatur der Franzosen strotzt von ähnlichem Bilderschwulst.

Wie unsre Jungdeutschen geistreichelnd bilderten, wurde schon an einigen Beispielen gezeigt, z. B. für Mundt (S. 426). Selbst Börne gerät ins wilde Bildern, so oft er gerührt wird; hin und wieder denkt man gradezu an Saphir, dem er übrigens teilweise als Vorbild gedient hat:

Der Frühling des Jahres 1763 brachte nicht nur sich selbst, sondern auch einen Frühling der Poesie mit zur Erde. Er stellte bei seinem ersten Erscheinen die Wiege Jean Pauls in die Welt, um an sie seine eigene Unsterblichkeit anzuknüpfen.

(in der berühmten Gedenkrede auf Jean Paul). Allerdings ganz im Stil; Jean Paul selbst hatte ähnlich gebildert z. B.:

Die Lerche, die über römischen Ruinen gerade so singt wie über deutschen Feldern, ist die Taube, die uns mit ihrem bekannten Gesang den Ölzweig aus dem Vaterlande bringt.

Einen gefährlichen Hang zur Bilderei haben manche österreichische Dichter, so Lenau, Grün, Hamerling. Lenaus Lerche, die an ihren bunten Liedern in die Luft klettert; die Lerchen als Singraketen, die der Lenz in die Luft schleudert; die vom Lenz an Leuchtern von Smaragd im Frühlingsdom angezündeten Rosen: jedes einzelne Bild läßt sich verteidigen, aber so dicht gedrängt wie bei Lenau wirken sie ein wenig schwülstig oder flimmerig.

Betty Paoli bilderte folgenden wohlklingenden Riesenunsinn:

So wird fortan in allen künft'gen Tagen
Hoch über allem Schmerz und aller Lust
Dein Bild als ew'ge Pyramide ragen
In der Sahara meiner tiefsten Brust.

Unsre Jüngstdeutschen waren und sind groß im Bildern, sie sind die eigentlichen Überbilderer. Lessing hatte uns alle, auch sie, gelehrt, daß Dichten und Malen zweierlei; aber was ging sie der alte Lessing an? C. Alberti: *‚Zwei Kreidefelsen starrten seine Wangen'.* — Hermann Conradi: *Es war Nacht. Die Sonne war tot. Die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenserails herum ... Er schweigt entweder mit schwarzgrauer Verachtung überhaupt, oder er wirft einige lilarotgrüne Bemerkungen mit apodiktischer Sicherheit dazwischen.* — Bleibtreu dichtelte von ‚ihrer Lippen Erdbeerblüte' aus der Tiefe seines Gemütes: er hatte vor lauter Dichten nie eine Erdbeere blühen sehen. Er hatte die einfachsten Dinge nicht gesehn, von denen er als schwungvoller Schlachtendichter schrieb: er läßt Napoleon auf einem Tier reiten,

das es nie gegeben: einen fahlen Schimmel, läßt ihn reitend die Landkarte vor sich auf des Pferdes Croupe ausbreiten, läßt die Säbelscheide gegen des Pferdes Bug schlagen: offenbar hatte Bleibtreu, der dichtende Überfeldherr, nie im Leben auf einem Gaul gesessen. Aber stört das einen Dichter, der ‚auf den Trümmern individueller Emotionen seine unsterblichen Gebäude errichtet'?

Hermann Bahr braucht für seine Bilderpracht eine besondere Anatomie:

Das freche ausgelassene Näschen, das mit dem Gesichte nicht gleichen Schritt halten wollte, sondern eigensinnig, launisch, seine eigenen Pfade seitwärts trabte.

Gott ist groß, sagt der Araber, und sein Erbarmen kennt keine Grenzen.

Einer von den noch nicht zur Berühmtheit Bahrs durchgedrungenen allerjüngsten Bildzauberern übt sich in Handzeichnungen wie dieser:

Wie wenige von diesen Mitleidsaposteln sind über die selbstischen Tiraden von Augenblicksstimmungen hinausgekommen, in denen sie gleichwohl unbewußt wie Zaunkönige auf dem Nacken der Niobe Volkselend hockten.

Zur Zeit ist der unübertroffene Meister dieser Bilderkunst Otto Gysä. Schreibern, deren Stil an der Bilderei krankt, ist dringend zu raten, sich durch das Lesen seiner Bücher für immer zu heilen. Was leistet z. B. eine Stille alles bei Gysä:

In dem langen Korridor war eine verschwiegene Stille ... Eine dumpfe sausende Stille ließ die Türen geräuschlos aufspringen, schwang sich über die schlafenden Löwenköpfe des Treppengeländers und schlürfte die Treppen hinauf ..., kroch über des Kaufmanns krummen Rücken. Vor des Jungen Stube ging sie weiter und vor der letzten Tür kehrte sie um ... Die Stille schwoll mit einem Mal hoch auf. Die beiden Männer schwiegen eine Weile noch eindringlich und laut, wie Männer schweigen.

Denen, die Gysä trotz der warmen Empfehlung nicht lesen werden, seien noch ein paar fast ebenso schöne Bilder dargeboten:

Die Frage blieb ungemütlich in der kalten Korridorluft hängen ... Die Gänseleber tegte eine milde Melancholie über die Gesichter der Gäste, und die silbernen Gabeln klirrten wehmütig auf den Tellern ... Die Stimme des Geistlichen, die vorhin wie in schweren Mänteln gegangen war, kam ins Laufen und Klettern, hastete eilends der Höhe zu und schwang sich mit einer letzten Anstrengung auf den Gipfel. Dort holte sie tief Atem und blies mit Posaunen in das Tal hinunter.

‚Gysä ist in den Panzer der Vollkommenheit hineingewachsen', rühmte mit beinah gleicher Bildnerkunst ein Besprecher seiner Werke. Dabei ist nichts leichter, als diese gepanzerte Vollkommenheit im Stil nachzuahmen, ja zu überbieten; ist er doch selbst nur nachgeahmte, langweilige Manier für jeden, der die Vorgänger kennt: einige französische Symbolisten der Neunziger Jahre. Wie Spreu verfliegt das alles vor dem einen Bildverse unsers Matthias Claudius: Der Wald steht schwarz und schweiget.

*

Das echte Bild ist das vom Schreiber deutlich gesehene; das unechte das mit der Feder auf dem Papier zur Anfertigung des ‚poetischen Stiles' gemachte. Kein Bild, auch nicht das echteste, ist der Gegenstand selbst, und jeder Vergleich hinkt; nur sorge der Schreiber, daß das Bild uns nicht wie aus einem Zerrspiegel entgegengrinse, der Vergleich nicht auf beiden Beinen hinke, obendrein einen Buckel habe und schiele. Je deutlicher der Schreiber selbst sein Bild, seinen Vergleich gesehen, desto echter wird es werden; ob es an die Stelle paßt, ist eine andre Frage. — Es ist damit wie mit dem Witz, mit dem Geist überhaupt: Bild und Witz sind Gaben, werden geschenkt, entspringen ungerufen und ungewollt dem Gegenstande, drängen sich auf. Dem Suchenden verfliegt das Bild, dem Geistreichelnden verschiebt es sich zum Zerrbild. Schon Quintilian forderte von jedem Bilde, *ut voluntarie, non vi venisse videatur* (es müsse von selbst, nicht durch Gewalt herbeigekommen scheinen). Nein, nicht gekommen scheinen, sondern gekommen sein! Nur der Schmock, der nach Brillanten suchte, konnte schreiben: *In Interlaken wird der Blick unweigerlich auf die Jungfrau kommandiert, auf die große Solistin, die auf einsamer Estrade ihre kümmerliche Begleitung in Grund und Boden singt.* Hatte er die

Jungfrau wirklich ſingen hören? Sind Eiger und Mönch kümmerlich? Es iſt ein Tintenbild, iſt gemacht, iſt nichts. — Nur zur Geiſtreichelei, nicht aus innerm Sehen hatte Mundt in ſeiner, Madonna' gebildert: *Die Natur iſt das lächelnde Kind in der Wiege, ſie iſt der erſte Säugling an den Brüſten der Schöpfung. Aber der Menſch, dieſer eilige Sohn der Zukunft, kann ſeine Zeit nicht hinbringen, um ihre Wiegenlieder zu ſingen.* Mundt galt einſt als ein Ausbund geiſtreicher Phantaſie und Schreibart. — Börne glaubte zu jenen Zeiten in der Freiheit ‚eine Nachtigall mit Rieſentönen' zu ſehen und zu hören. Ein mit Rieſentönen brüllender Stier wäre vielleicht ein unedleres, aber echteres Bild geweſen. Dem Stile jener Zeit entſprach die Rieſennachtigall.

Nur Wiſſensdünkel iſt Oſſip Schubins Bild: *Ihr Geſicht* (einer alten Jungfrau von heute) *erinnert* (wen?) *an Davids Federzeichnung Marie Antoinettes auf dem Armenſünderkarren.* Abgeſehen von der Scheußlichkeit des Vergleichs, — wieviele Leſer kennen denn Davids Federzeichnung? All ſolch Bilderkram ſteigt nicht ungewollt aus dem Seelengrunde des Schreibers empor, ſondern wird eitel geiſtreichelnd erquält.

Nicht minder verwerflich iſt das Spielen mit den Bildern der Andern, mit den abgegriffenen, abgeblaßten aus dem Bildervorrat der Jahrtauſende, — verwerflich, weil ſie nicht vom Schreiber ſelbſt geſehen waren. Harmloſer werden ſolche Bilder erſt, wenn ſie als verſteinerte Redeformeln gebraucht werden; doch wird ſich ein guter Schreiber ihrer ſelten bedienen, denn er will ja ſich ſelber in Worten geben, keinen Andern. Allzu ſtreng freilich darf man über ſie nicht richten: wer unter uns hat ſolch ein fertiges Bild nicht einmal gebraucht? Nur klar ſollen wir uns werden, wie wenig ſie taugen. Der Geſchmack an dieſer Bilderei iſt wandelbar: wir finden heute die meiſten mythologiſchen Bilder des 17. und 18. Jahrhunderts abgeſchmackt; Moritz, Goethes überflüſſiger Lehrer in der deutſchen Verslehre, durfte noch ſchreiben:

> In einer Ramlerſchen Ode des Winters heißen die Schlittſchuhe: Schuhſtahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geſchwindigkeit barg. Dies iſt ein überaus glückliches und wohlgefälliges Bild, weil dadurch eine Menge verwandter Ideen auf einmal zuſammenſtrömen, die auf die Seele eine äußerſt angenehme Wirkung tun.

Uns dünken der Schuhſtahl, der Mann der Venus ſamt der Venus ſelbſt weder glücklich noch wohlgefällig noch angenehm. Ein geſchmackvoller Schreiber wird auch das Stahlroß und das Dampfroß dem anfängeriſchen Följetongſchmock neidlos überlaſſen.

Wie gefährlich Schablonenbilder werden können, dafür ein paar Beiſpiele: *Dies iſt die Achillesferſe der Wildenbruchſchen Dramatik* (B. Litzmann). Derſelbe wilde Bilderer ſpricht von G. Hauptmanns Nachahmung Ibſens und meint: *Aber nie hat er ſeine eigene Natur dem großen Moloch geopfert.* Ibſen ein Moloch! — Gleich darauf: *Vor allem hat er ſich den von Ibſen importierten Symboliſierungsbazillus fernzuhalten.* Alſo der Moloch Ibſen iſt zugleich ein ‚Importeur von Bazillen'. Unmittelbar danach: *Jenen Bazillus, der den friſcheſten lebensvollſten Figuren das Mark aus den Knochen ſaugt.* Mehr kann man von einem Bazillus kaum verlangen.

Die Achillesferſe wird keinem ſo verhängnisvoll wie den mit ihr ſpielenden Bilderern. In einem Berliner Zeitungsbericht fand ich dieſe Perle über einen verkommenen Strolch: *Der leidige Alkohol war ſeine größte Achillesferſe,* und in einer andern Nummer, ſicher von demſelben Schreiber: *Der Magen war ſeine Achillesferſe.* Selbſt unſerm feinen Naturforſcher Francé iſt dieſe furchtbare Achillesferſe, um gleich ihm zu bildern, einmal zum Stein des Anſtoßes geworden: — *Die Darwiniſtiſche Erklärung des Pilzblumenſchleiers, ſo plauſibel ſie auch iſt, hat doch ihre Achillesferſe, wo man ſie zu Tode verwunden kann.* Peter Altenberg erfreute ſich gleichfalls einer Achillesferſe, doch ſaß ſie ihm an einer zwar ſonderbaren, doch ungefährlichen Stelle: *Ich habe meine Achillesferſe im Gehirn.*

Die Hinterbeine, an deren einem ſich ja die Achillesferſe befindet, ſind ebenſo beliebt und ebenſo gefährlich wie dieſe: *Seien Sie verſichert, daß ſich die Straßenbahnen niemals auf die Hinterbeine ſtellen werden* (aus einer Rede in der Berliner Stadtverordnetenverſammlung).

Schlimmer Bilderunfug wird mit dem Zahn der Zeit getrieben:

Der Zahn der Zeit hat doch schon einigen Rost auf Frau Suchers Organ gelegt (aus einer Hamburgischen Zeitung). — *Der Zahn der Zeit, der alle Tränen trocknet, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen.*

Dies und ‚eine warme Lauge einlegen' sind Blüten aus dem Stiltreibhause des Parlaments.

Aus Zeitungen schöpfe ich noch folgende Perlen: *‚Das große Haus, das sein verschwenderischer Sohn führte, fiel als einziger Wermutstropfen in den Becher der Freude des Alten und wurde der Nagel zu seinem Sarge. — Der Bürgervorsteher G. legte den Stadtverordneten den schon seit Wochen in der Ostertorstraße angesammelten Unrat warm ans Herz.*

Abklatschbilder gehören vornehmlich zum stehenden Sprachgebrauch der Zeitungen. Staub aufwirbeln, brennende Fragen, eine Frage anschneiden, sie ventilieren, jemand brandmarken, an den Pranger stellen, auf etwas festnageln, Dampf hinter etwas machen — lauter abgedroschene, ungesehene,[1] aber in ihrer Anspruchslosigkeit ungefährliche Schattenbilderchen.

*

Wer drauflos pinselt, ohne etwas zu sehen, dessen Bilder müssen schief und krumm werden; wer nicht einmal seine eigne Pinselei betrachtet, dem rinnen die Farbentupfe ineinander. Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Fühlen — alles zerfließt in einen wüsten Brei: *Der Sonnenuntergang bot ein bezauberndes Konzert von Farbentönen, die sich in der klaren Flut gebrochen spiegelten* (Häckel). — Nürnberger, der doch selber die überüppige Bildnerei geistreich verspottet, schreibt einmal: *Die melancholische Ollampe schlägt ihr Auge nieder vor dem Auge, dem sie hier begegnet.* — Jean Paul, der ewig Bildernde, bildert unvermeidlich auf je zwei Seiten mindestens dreimal schief und krumm, z. B. so:

Häßlich leckten seine vielfarbigen Pantheraugen gleich roten, scharfen Tigerzungen über das süße, weiche Gesicht [von Menschenaugen ist die Rede!]. — Dunkel, dunkel lag dem Jüngling das Leben vor; im langen schwarzmarmornen Säulengang der Jahre schritten die Panthertiere der Schmerzen heran und wurden hell gefleckt unter den weglaufenden Sonnenblicken der Vergangenheit.

Ich bin überzeugt, daß Jean Paul nie im Leben einen Panther gesehen hatte.

Sie war es satt, daß er immer abstieg und den zwischen den Rädern hängenden Teertopf der Tränendrüse aufmachte, um den Trauerwagen zu teeren [von einem Menschen, der von Zeit zu Zeit weint].

Börne spricht von dem Argwohn als dem *Rost, der das reinste Gold der Tugend verzehrt*; wußte er nicht, daß reinstes Gold, noch so sehr beargwöhnt, niemals rostet? — Heine bildert von den Bewohnern Norderneys:

Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens stopfen.

Von einem Invaliden, der auf der Zitadelle von Dieppe nachts Lieder auf Napoleon singt:

Das Meer schien seinen Gesängen zu lauschen, das Wort Gloire zog immer so feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauschten. Wenn sie nach St. Helena kamen, grüßten sie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragischen Felsen.

Bei Laube heißt es einmal: *Einige der jungen Männer hatten hier vor Einsamkeit und Sorge den Wahnsinn umarmt.* Und Rückert dichtet: *Ich sah die Brunnen rauschen der Ewigkeit um mich.* Hatte er sie wirklich gesehn?

Einer der lächerlichsten Bilderer war Redwitz in seiner süßlichen ‚Amaranth'; an ihm zeigt sich so recht, wie die wildeste Bilderei nur dem Wunsch entspringt, die dichterische Ohnmacht hinter Bilderbogen zu verbergen:

Ich möcht' das riesige Erdenrad,
Dem Herrn entrollt vom Lügenschwarm,
Mit milliardenfachem Arm
Zurückziehn in des Glaubens Pfad.

Faſt immer ſchief und krumm bilderte Gottſchall, aus dem gleichen Grunde wie Redwitz und Julian Schmidt. In Wahrheit ganz undichteriſch, ſuchte er durch blühende Bilderſprache den Schein einer überſtrömenden Phantaſie zu erzeugen. Man darf bei ihm die Probe machen: die Nadel zwiſchen irgend welche zwei Blätter ſtechen, um auf jeder der zwei Seiten ein Bild von dieſer Gattung zu finden:

Tragiſche Paradepferde mit antikem Gebiß (über das Schickſalsdrama). — Der Aufſchwung ergießt ſich in göttlichem Takte. — Das deutſche Volk iſt eine Danae, die in heißem Glutverlangen ſich ſehnt, Friedrich Wilhelms 4. Worte (!) goldenen Regen in ihrem Schoße zu empfangen. — Der Lyriker wird keine Nibelungenſtrophe in die elegiſche Schwemme reiten. — Freiligrath ſteckte zuerſt ſeinen dichteriſchen Kopf der Tierwelt in den Rachen und zog ihn unverſehrt wieder heraus. — Da kam einmal wieder der rararíſche Marmor der deutſchen Sprache zulage. — Pücklers Tiermalerei iſt mit Potterſcher Grazie ausgeführt.

Dabei iſt Potters berühmteſtes Bild, der Stier, ſo derb, wie eben ein rechter Stier ſein muß. Wer ſich einen ſpaßig ärgerlichen Genuß bereiten will, der leſe Gottſchalls geſchlagene anderthalb Seiten über Schlegels Lucinde (in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur): faſt in jeder Zeile wird gebildert; nur vergißt der Schreiber in ſeinem Bilderrauſch, dem Leſer zu ſagen, was für ein Ding die Lucinde denn eigentlich iſt und was ſie enthält. Aber der Leſer bekommt ein paar Dutzend Bilder von dieſer Art zu ſehen: *Die Lucinde enthält nur ſehr doktrinäre Fäden, zuſammengeblaſene Glasfiguren.*

*

Von Günther Saalfeld rührt für dieſe Stilgattung das treffende Wort ‚Blumenkohl' her. Die fremdwörtelnde Stilwiſſenſchaft bedient ſich für die taumelnde Bildertrunkenheit des gelehrt klingenden Wortes: Katachreſe. Nennen wir alſo die folgenden Beiſpiele aus den Schriften unſrer Gelehrten höflicher und ſtilgerechter ‚katachretiſch':

Der Hauptſchwerpunkt der Forſchung gipfelt in der Frage (A. von Wurzbach.) — Der blaſſe Silberton Goethiſcher Altersposſie, der nicht ſelten in dunkle und harte Schwere verſinkt. (Burdach.) — In den ausgeweideten Trümmern des Fauſt von Marlowe. (E. Schmidt.)

‚Die Keuſchheit der Tropen, heißt es bei Goethe hierüber, ihre Propretät (!), iſt Grundmaxime des Stils im weſtlichen Europa, außerdem fällt man ins bodenlos Verwirrte, Abſurde.' — Bei Hebbel noch ſchärfer:

Ein ſogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache herausgeboren, ſondern mühſam aufgejagt und umſtändlich ausgemalt wird, iſt ſelten etwas anderes als eine chineſiſche Laterne, die der bankrotte Poet neben einer grauen Abſtraktion aufhängt, um Blödſichtige zu täuſchen.

Ein gewagtes, aber gewiß nicht verwerfliches Bild.

Unſre beſten Schriftſteller verzeichnen ihre Bilder, wenn ſie einmal gleich Homer einnicken. *Ich und mein Herzogtum verflüchtigen uns in dem Hexenkeſſel, der in deinem Kopfe brodelt,* heißt es in C. F. Meyers Verſuchung des Pescara. In Fichtes vierzehnter Rede an die deutſche Nation ſteht dieſe Unachtſamkeit: *Die Reden haben ihre laute Stimme zunächſt an Sie gerichtet, aber ſie haben im Auge gehabt die ganze deutſche Nation.* Hier iſt allerdings ‚im Auge haben' ſchon ganz formelhaft gebraucht.

Aus Unkenntnis der Wortbedeutung ſchrieb ein Darſteller von Humboldts Leben: *Er entzündete die Oriflamme der Wiſſenſchaft.* — Im Eifer der Rede bilderte ein Reichstagsabgeordneter: *Eine weitverbreitete Eiterbeule hat dieſe Verbrechen in ihrem Schoße großgezogen.* — Ohne Ahnung vom Weſen des ſeit hundert Jahren mißbrauchten roten Fadens bilderte ein Berichterſtatter: *Wie ein roter Faden zog ſich durch die Verhandlung die Perſon des als Dolmetſcher tätig geweſenen Reiters.* — Aus blumenkohliger Bilderſucht ließ der Herausgeber eines Leſebuches für höhere Schulen drucken: *Vor etwa dreihundert Jahren hat Drake die Kartoffel aus Chile nach Europa gebracht. Sie iſt ſein Ruhmeskranz geworden, der alljährlich wieder von neuem blüht.*

Sehr ſchön iſt auch dieſe Frucht von den Beeten des Blumenkohls: *Mit einem Fuße ſtehen wir im Zuchthaus, mit dem andern nagen wir am Hungertuch.*

Sehr gemütlich heißt es einmal bei Seidel mit Absicht: *Der Bengel schob das genaschte Stück Fleisch dem Hunde in die Schuhe.* So schrieb ja Schiller einmal launig: *Meine Füße haben alle Hände voll zu tun.* Mit ähnlicher, allerdings unabsichtlicher Drolligkeit jener Arzt, der da warnte: *Nehmen Sie Ihr krankes Bein ja nicht auf die leichte Achsel!* In der absichtlichen Bildermengerei steckt das Geheimnis der Wippchen-Witze Stettenheims: *Mit tausend Masten den Parnass erklimmen, aber still auf gerettetem Boot vor die Menschen treten; ... Eine Friedenstaube aus bester Quelle; ... Die Neige bis zum Rande leeren; Dem Fluge der Phantasie auf Schritt und Tritt folgen.* — Schon der Schalk Liscow (1701—1760) führte das Beispiel bei einem Gegner an: einen mit den Herzen seiner Untertanen gepflasterten Weg. — Eines aber dieser tollgewordenen Bilder ist zu geschichtlicher Berühmtheit oder doch sprachlicher Unsterblichkeit gelangt: der Prinzipienreiter, dessen fürstlich reußischen Ursprung Büchmann kündet.

*

Der Bilderrausch des Schreibers wird zum Stiljammer des Lesers. Viele Schreiber haben keine Ahnung, wozu Bilder überhaupt dienen sollen; sie glauben, man könne allerlei Bilderchen über die Darstellung streuen, etwa wie man Zucker und Zimmet über einen sonst faden Reisbrei streut. Undichterische, unbildnerische Menschen und Redner, die Mühe genug haben, einen Satz in schlichter Prosa richtig zu bauen, wollen durchaus bildern; die alte Überlieferung vom blühenden und glänzenden Stil verführt sie zu den ärgsten Albernheiten. Da redet ein Prediger, der sich lieber auf Jesu herrliche Gleichnisse beschränken sollte, diesen blühenden Blödsinn daher: *Das bescheidene Veilchen des Glaubens blüht am glänzendsten, wenn die Hammerschläge des Schicksals es auf dem Amboß des Herzens zu leuchtenden Strahlen erwecken.* Da baut ein gewisser Köhler in einer Zeitschrift ‚Wirtschaftsfreund‘ folgenden Kohl: *Die Wiege dieses für die Landwirtschaft so wichtigen Huhnes hat in Spanien gestanden.* ‚Dieses Huhn stammt aus Spanien‘ wäre klar und ausreichend, aber der Mann muß bildern. Da faselt ein Abgeordneter in einem der größten Parlamente Deutschlands: *Die Universitäten sind wie rohe Eier: man darf sie kaum anfassen, sofort stellen sie sich auf die Hinterfüße und wehren sich,* und ein andrer zeichnet dieses tiefsinnige Bild: *Der Sturz Delcassés war eine Eintagsfliege.* — Das dem Grafen Bethusy zugeschriebene Bild *‚den Strom der Geschichte an der Stirnlocke fassen‘* ist erfunden; das von ihm wirklich gebrauchte Bild (in einer Rede vom 6. Dezember 1870): *Wir müssen das Glück, welches im reißenden Strom der Geschichte uns entgegentritt, an der Stirnlocke fassen* ist nicht vollkommen, aber nicht sinnlos.

Dieser Paragraph ist wie eine Oase hineingeschneit in eine Wüste (Deutscher Reichstag). — *Das Pflaster ist so schlecht, daß ein Loch dem andern die Hand reichen kann* (Wiener Gemeinderat).

Auf den Blumenbeeten des ehemaligen österreichischen Parlaments waren folgende Blüten gewachsen: *Dieser Antrag ist wie eine Seifenblase, die, wenn man ihr auf den Zahn fühlt, wie Schnee in der Sonne schmilzt. — Dieses Mistvieh von einem Feldhasen ist das gescheiteste Luder, das ich zu kennen die Ehre habe. — Was nützt es uns, wenn wir vorne eine schöne Fassade und hinten keine Luft haben. — Der Herr Vorredner möge sich gewissenhaft bei seiner Nase nehmen, dann wird er erkennen, wo seine Achillesferse sitzt. — Ich kenne den Ministerpräsidenten ganz genau — mit der einen Hand liebäugelt er mit den Tschechen, mit der andern verkauft er die Deutschen. — Die Regierungsvorlage hat ein zweischneidiges Gesicht wie das bekannte Medusenhaupt. — Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes.*

Überhaupt die Herren Politiker! Ob die Politik den Charakter verdirbt, ist noch nicht ausgemacht; daß die meisten Politiker im dichterischen Bildermalen schlechte Musikanten sind (um ähnlich wie sie zu bildern), hat mich die Erfahrung eines Menschenalters gelehrt. Ein Herrenhausmitglied sagte in seiner ersten Rede: *Da ja die Etatberatung die Mutter-*

milch für parlamentarische Säuglinge bildet, aus der ich neulich auch einen tiefen Zug getan habe, so ... und wunderte sich, als man ihn auslachte. Nur ein bewußt schiefes Bild war die Wendung: *Der Tabak muß stärker bluten;* trauriger Ernst aber: *Die breite Schulter des Bieres ...* und *Der Diamantenbergbau in Südwestafrika liegt noch in den Windeln.* — Der Kreuzzeitung verdanken wir diese Bereicherung der Naturgeschichte: *Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches gleicht dem Kamel, das vor seinen Verfolgern den Kopf in den Sand steckt;* der Welt am Montag eine ähnliche: *Berlin, diese Gigantenschnecke, in deren Steingehäuse so unendliches Leben flutet.*

An verlogener Bildnerei hat die *National*versammlung von 1919 alle ihre Vorgängerinnen überboten: je bildungsärmer die Herren Volksvertreter und ‚Volksbeauftragten', desto reicher an Blumenkohl. Ein Redner forderte, daß ‚der Tropfen demokratischen Öles [nach einem schönen Bilde Uhlands] noch ganz anders herniederrieseln' müsse. Einer der ‚Unabhängigen' bilderte: ‚Diese Nachricht trägt ihre unsaubere Quelle deutlich an der Stirn'. Ein andrer: ‚Dies ist der Gesichtspunkt, der uns trägt.' Einer der fünf oder zehn Reichswirtschaftsminister erklärte gewichtig: ‚Die Not besteht nicht nur, sie ist sogar vorhanden'. — In der preußischen Landesversammlung von 1919 sagte ein ‚Mehrheitssozialist': ‚Wir begrüßen das hohe Lied der Arbeit, das der Finanzminister gestern hier angeschnitten hat.'

Sehr schön ist auch Blumenkohl von dieser Art:

Das Gespenst von Hammerstein und Stöcker ist schon so abgedroschen, daß nur ein politisches Wickelkind darauf herumreiten kann. (Nationalzeitung.) — Dieser See wird den Forschern noch viele interessante Nüsse zu knacken geben. (Münchener Neueste Nachrichten.) — Eine imposante junonische Erscheinung (in einer Elbinger Zeitung über einen Bassisten). — Es ergibt sich hieraus, daß die Kurzschrift als das Schoßkind kulturgeschichtlicher Kulminationspunkte auch ihresteils eine Repräsentantin politischen Niveaus der Weltgeschichte ist. (In Hans Mosers Geschichte der Stenographie.) — Tausende von Existenzen kommen an den Rand des Bettelstabes. (Dresdener Zeitung.)

Ein österreichischer Justizminister ermahnte 1848 die Wiener Studenten: *Der Wagen der Revolution rollt einher und fletscht die Zähne.* Und eine große Wiener Zeitung berichtete jüngst über einen Brand zur Winterszeit: *Das Komité ließ Glühwein verteilen, wodurch manche Träne getrocknet wurde.*

Großartig im Bildern sind die Verfasser der Börsenberichte; hier jedoch handelt es sich meist um absichtliche Bilderpracht: *Schweine verhielten sich leblos. Getreide befindet sich auf der Retirade ohne Aussicht auf Besserung.* Ein Sprachmeisterer, der diese Börsenscherze ernst nahm, bilderte selbst, ihre Kühnheit streife ans Aschgraue. Was er sich dabei gedacht, bleibt dunkel — wie die Pechhütte.

Max Bewer, dem zuweilen ein beinah lesbares Gedicht gelingt, will durchaus nur Bilderprosa schreiben und erleidet dabei das Schicksal des Erzbilderers Gottschall:

Goethe und Bismarck gehören zusammen wie ein deutsches Vogelpaar. Goethe ist nur das Weibchen, das uns das Nest des Gemütes warm hält: Bismarck nur das Männchen, das tapfer ausflatternd Reisig zu seinem Schirm und Schutz herbeiholt. — Ihre (Goethes und Bismarcks) Seele hat denselben dunklen Humus der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. — Unsichtbar in seinem (Bismarcks) Innern sickert das Poetische wie das Wasser einer Tropfsteinhöhle.

Köstlich ist noch diese Perle unsrer älteren Literatur, aus dem Roman des jetzt verschollenen, einst hochberühmten Karl van der Velde; sie steht ganz am Schlusse:

Da sank das holde Geschöpf, einer Purpurrose gleich, an des Kriegers Panzer, und unten bliesen die Trompeten gedämpft und feierlich: Nun danket alle Gott!

Dergleichen erfindet nur das einfältige Genie.

Und wie gefallen dem Leser diese beraunchenden Beispiele aus unsrer Literatur im letzten Menschenalter:

Eitelkeit, dieses stinkende Aas in unserer Brust. (Bleibtreu.) — Die Seele beginnt wieder auszuströmen und auszustrahlen aus dieser Zelle, dieser Retorte, dieser Klausur, dieser Sackgasse. (Johannes Schlaf.) — Warum krochen alle Mahnungen an den Richterstand samt allen Beschwerden aus Laienkreisen ohne Spuren über die grünen Tische? (E. Avenarius.)

Sind die über die Tische kriechenden Mahnungen und Beschwerden Raupen oder Schnecken, die Schleimspuren hinterlassen müssen?

In die großen braunen Augen senkte sich das Bild hinein und senkte sich langsam auf einen Fahrstuhl, um dort sitzen zu bleiben und wann? wieder emporzutauchen. (Liliencron in ‚Breide Hummelsbüttel'.)

*

In seiner Schrift über die deutsche Literatur erzählt Friedrich der Große, ein Berliner Professor habe von einer Königin von Preußen gesagt: ‚Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der itzigen Zeit.' Vor 60 Jahren war das geschehen, aber das tolle Bild hatte sich dem König unvergeßlich eingebrannt.

Großartig hat zuweilen Lassalle gebildert, so in den berühmt gebliebenen Worten von der vielleicht einst hereinbrechenden Revolution ‚mit wildwehendem Lockenhaare, erzne Sandalen an ihren Sohlen'. Jedoch da auch er bei jeder Gelegenheit bildern wollte, so widerfuhren ihm dieselben Lächerlichkeiten, wie die an dem wilden Bilderer Julian Schmidt von ihm so herb gerügten. Die Begeisterung läßt ihn gut, die Verachtung kläglich bildern: *Vielleicht hoffte man, daß eine solche Anklage wirken würde wie ein nasses Handtuch, um das in leiser Röte erglühende Gesicht unserer Bourgeosie geworfen.* — Im Arbeiterprogramm führt er zahlreiche Ereignisse seit dem 15. Jahrhundert auf und schließt: *Alle diese Ereignisse ziehen an dem Triumphwagen der Bourgeoisie.*

Wo lächerlich gebildert wird, darf Spielhagen nicht fehlen: *Auf Eduard fiel ein düsterer Strahl dieser Freude.* — Aus Hardens prangendem Schmockbilderſaal nur eine Probe: *Die Spätsommerfrucht seines Harrens hatte, wie so oft die Frühlingsfrüchte, ein fremder Wille bebrütet.* Offenbar sind Eierpflaumen gemeint.

Geistreich wie immer bildert Richard Muther über die heidnische Welt beim Aufkommen des Christentums: *Eine sterbensmüde Welt will sich schlafen legen, nimmt die letzte Ölung, nachdem sie den Cancan des Lebens getanzt.* — Bei Bertha von Suttner beichtet sich jemand *allen Sauerteig vom Herzen herunter,* und bei ihrem Landsmann Baron von Torresani steht: *Er rieb sich seine geistigen Hände.* Dies erinnert lebhaft an Reuters absichtlich komisches Bild: *Von buterwennig let sei sick dat nich alltau sihr marken, äwer inwennig wrung sei de Hän'n un smet up Antonen en Blick...* (Reis' nah Konstantinopel).

Achim von Arnim läßt in ‚Isabella von Egypten' *die Sterne sich in eines Mädchens glatten* (eingesetteten?) *Locken wie im Haupthaar der Berenice spiegeln:* sein Zeitgenosse Clauren-Heun spricht von der *Alpenpracht der bebenden Schwanenbrust der holden Jungfrau,* und — Wolfram von Eschenbach vergleicht einmal eine Frau wegen ihrer Schlankheit mit einem am Bratspieß steckenden Hasen! Er zog sich durch dergleichen die Rüge Gottfrieds von Straßburg zu, in wilden Mären zu bildern.

*

Genug von diesem tollen Bilderguckkasten des deutschen Stils aus acht Jahrhunderten, und eingetreten in die Hallen edler Kunst! Lehrreicher sind, wie stets, die Tollheiten; erfreulicher werden die Proben kühner und zugleich meisterlicher Bildsprache sein. Wer scharf zusieht, kann auch aus ihnen lernen: einmal, daß nur bildern darf, wer zu schauen und treu nachzuzeichnen versteht; dann, daß das Bild erst vonnöten und von Wirkung ist, wenn das hochgespannte Gefühl einen volleren Strom der Rede fordert.

Der Morgenländer ist ein Sinnenmensch, drum ist er ein Bild- und Gleichnismaler. Er sagt nicht bloß ‚gnädig sein', sondern ‚sein Antlitz leuchten lassen'; die Hände werden ‚in Unschuld gewaschen', er ‚pflügt mit fremdem Kalbe', Vergängliches ist ihm ‚Spreu im Winde', er schreit ‚gleich dem Hirsche nach frischem Wasser'. Fast alle schönste Stellen des Neuen Testaments sind Bilder und Gleichnisse: *Neuen Wein in alte Schläuche füllen; nicht wert sein, jemandem die Schuhriemen zu lösen; Mücken seihen und Kamele verschlucken; ein Ankertau durch ein Nadelöhr ziehen; klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; den Wölfen in Schafskleidern gleichen; den Teufel durch Beelzebub austreiben; feurige Kohlen aufs Haupt sammeln, usw.*

Was in der Bibel oft nur sinnlicher Ausdruck morgenländischer Alltagsrede ist, haben wir zum festen Bildspruch, zum geflügelten Wort gemacht: *die Lenden gürten, mit gleicher Elle messen, mir geht ein Licht auf, sein Pfund vergraben, an seine Brust schlagen, sein Licht auf oder unter den Scheffel stellen.*

Luther bildert zuweilen ebenso wirksam wie kühn, z. B. wenn er die fremden Sprachen die Scheiden nennt, darin das Messer des Geistes steckt. Von ihm rühren die Bilder her von den Schwarmgeistern, den auf einander platzenden Geistern, und viele viele andre.

Shakespeare der große Dichter ist selbstverständlich der große Bilderer: des Gedankens Bläße, das Kanonenfutter, der Kaviar fürs Volk, die Milch der Menschenliebe sind nur ein paar vereinzelte Proben, allbekannte; seine schönsten Bilder sind viel weniger bekannt geworden, z. B.: ‚Mein holdes Schweigen!' aus dem Munde Coriolans an sein scheues, liebendes Weib.

Unser größter Bilderer außer Goethe war Lessing, und, wenn wir allein an die Prosa denken, überhaupt unser größter. Lessing bildert nur, um noch sichtiger zu werden, sehr oft um lange trockne Auseinandersetzungen durch ein hellaufleuchtendes Bild überflüssig zu machen. Vom kleinsten Farbentupf durch ein einziges Wort bis zum breit ausgeführten Stilgemälde überschreitet seine Sprache alle Stufen dichterischer Veranschaulichung. Da spricht er von des Nichts' unfruchtbaren Lenden, vom Wetterleuchten des Witzes, nennt die Anrede ‚Frau Mutter': Honig mit Zitronensaft; schildert die *kurzsichtigen Starrköpfe, die Luthers Pantoffeln in der Hand, den von ihm gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig dahinschlendern.* Und gar die prachtvollen Bildersätze von der Rechten und Linken Gottes mit der Wahrheit und dem Suchen nach Wahrheit, von der Windmühle außer dem Dorfe (vgl. S. 137), von dem Druckwerk und den Röhren seiner eignen Dichternatur. Lessings Bilder stammen aus allen Bereichen der toten und der belebten Welt, spiegeln den Himmel wieder und verschmähen die Pfütze nicht, wenn sie passend und wirksam ist:

Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollten tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen. — Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest ins Land gebracht haben?

Über Goethe, den ewigen ‚Gleichnismacher', wie er sich selbst nannte, muß man sich gewaltsam kurz fassen, denn sonst wäre kein Aufhören. Der Schädelforscher Gall hatte ihm auf den Kopf zugesagt, er könne den Mund nicht auftun, ohne einen Tropus auszusprechen: für einen Leser seiner Werke allerdings keine besonders auffallende Entdeckung. ‚In Gleichnissen laufe ich mit Sanchos Sprichwörtern um die Wette' schrieb Goethe an die Stein. Die Begeisterung ist ihm je nachdem eine Auster oder ein Hering. Er und Lavater stehen zu einander *wie zwei Schützen, die mit den Rücken an einander lehnend nach ganz verschiedenen Zielen schießen. — Die welkende Blume des Vertrauens, die Sandbänke der Zärtlichkeit, die Gedichte als gemalte Fensterscheiben; Kultur, die alle Welt beleckt; die Geschichte der Wissenschaft als eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen; die Gehaltlosigkeit der Dramen Platens gleich einem Kork, der auf dem Wasser schwimmt und keinen Eindruck macht;* der sehr grobe und sehr feine Vergleich der deutschen Gelehrten mit Zughunden (vgl. S. 330); *ein wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegender Gedanke* — nur der Raum zwingt zum widerwilligen Abbrechen.

Unerschöpflich ist Goethe in Vergleichen für sein Leben: *die klingelnde Schlittenfahrt seiner Jugendtage; die Pelikannatur des Dichters des Werther; sein Lied schwebt gleich dem Geier; die sich hoch in die Luft spitzende Pyramide des Daseins.* Dann die spaßigen Selbstvergleichungen: mit einem Käse, einer giftfressenden Ratte, einem Frosch, einem Strumpf; endlich der allerschönste: *Ich komme mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.*

Um an dieses besagte Ferkel einen andern großen Gleichnismacher anzuknüpfen: Bismarck vergleicht einmal die deutschen Kleinstaaten mit *Ferkeln, die man auf der Wolfsjagd im Schlitten mitnimmt und die man kneift, damit sie durch ihr Schreien die Wölfe anlocken;* sie sollten nur noch mehr schreien, nämlich über die Höhe der Matrikularbeiträge. Der boshafte Tagebuchschreiber Chlodwig Hohenlohe bildert gleichfalls einmal sehr anschaulich mit den Ferkelein: *Ein chinesischer Gesandter mit einer Brille sah aus wie eine Institutsvorsteherin, seine zwei dicken Sekretäre wie gemästete Spanferkel.*

Es ließe sich ein hübsches bebildertes Bändchen füllen mit Bismarcks großen und kleinen Gleichnissen, von denen kaum eines verfehlt, keines unwirksam war. Das ‚Stolpern über juristische Zwirnsfäden' hat er Schiller nachgebildert; sonst ist sein ganzes Bilderbuch eigne Arbeit:

Setzen wir Deutschland in den Sattel; reiten wird es schon können. — Ein braves Pferd stirbt in den Sielen (von sich selbst). — Wir tun nicht gut, den Milchtopf abzurahmen und das Übrige (Süddeutschland) sauer werden zu lassen (gegen den verfrühten Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund). — Das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie (1806) wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte (höchst kühn und höchst gelungen). — Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, zu Karpfen zu werden. — Ich wirke wie das rote Tuch . . . ich will den Vergleich nicht fortsetzen . . . wie der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist etwas los.

In Erinnerung gebracht seien Bismarcks ausgeführte Bilder in wenigen Worten: die Klinke der Gesetzgebung, Wißmanns aus Afrika mitgebrachte weiße Weste, die Fortschrittspartei als Vorfrucht der Sozialdemokratie, das ihm zur Verfügung gestellte Quantum weißen Papiers.

Zu seinen großartigsten Vergleichsbildern gehören aber wohl diese beiden. Über das Mißlingen des Kulturkampfes:

Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbeln hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hintertüren und Schlafzimmer nachsetzten. — Über den anmaßlichen und eitlen Gortschakow: Es sei kein freundliches Verhalten, wenn man einem Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schulter springt, um dort eine Zirkusvorstellung auf seinem Kopfe in Szene zu setzen.

Den schlechten Schreibern, die sich etwa zur Rechtfertigung ihrer wüsten Pinseleien auf die Tollkühnheit solcher Bilder berufen möchten, sei gesagt: Je größer der Gegenstand, desto erlaubter die Kühnheit; auch ist es nicht gleichgültig, wer mit schrankenloser Phantasie bildert, Bismarck oder Bewer, oder gar der Erz- und Überschmock Harden.

Ein herrlicher Bilderer ist Gottfried Keller, einer der markigsten Zeichner, der farbensattesten Maler. Wie Goethe, wie Bismarck lehrt er uns, daß dem Seher der kühnen Gesichte das kühnste Bild erlaubt ist. *Das rote Fähnchen ihres Blutes flatterte jetzt schon etwas kräftiger an den weißen Wangen; — Schon hat die Nacht den Silberschrein des Himmels aufgetan; — Der goldne Überfluß der Welt; — Die Seele des Lasterhaften, die sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren dunklen Hände reibt;* — der unvergleiche *‚Maus der Zahllose'*: wie ist das alles doch so wunderschön in seiner ausgelassenen Waghalsigkeit! Wenn die Fliegenden Blätter einmal von einem Major mit buschigem Schnurrbart schrieben: er sehe aus, als habe er zwei Eichkätzchen geschnupft, so war gewiß Maus der Zahllose ein Ahnherr jenes furchtbaren Majors. Und wie überwältigend wirkt Kellers Bild über W. Jordans stabstammelnde Nibelunge: *Es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen.*

In Kleists Hermannschlacht spricht der Römer Septimius zu Hermann:

Also gebeut dir das Gefühl des Rechts,
In deines Busens Blättern aufgeschrieben.

Der Busen hat keine Blätter; aber das ist ja die Zaubermacht des Dichters, daß auf sein Wort sich alles in alles verwandelt. Arndt sah in dem gekrümmten Rhein bei Mainz

ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wenn es ihm gefällt, auf Deutſchlands Nacken ſetzen und womit es dasſelbe erwürgen kann, und warum ſoll eines Dichters Phantaſie dies nicht ſo ſehen dürfen? C. F. Meyer gebraucht ein andres Knie des Rheins zu einem nicht minder ſinnvollen Bilde; in der Geſchichte ſeines Erſtlingswerkes ſpricht er davon, daß er in ſeiner geiſtigen Entwicklung *zu einer ſcharfen Wendung bereit war, etwa wie ſie der Rhein zu Baſel nimmt.* Und was iſt einzuwenden gegen Freiligraths Bildgedicht auf den doch franzöſiſchen Alexandriner: *Spring' an, mein Wüſtenroß aus Alexandria!*

Goethe nannte das Gleichnisbildern: ‚das Wechſelweſen der Weltgegenſtände'; noch ſchärfer Viſcher: ‚die Herſtellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantaſie'. Jeder wahre Dichter und gleich ihm jeder aus der Tiefe ſchöpfende Proſaſchreiber erblickt in den Dingen der irdiſchen Sinnenwelt nur die Sinnbilder einer noch größeren, ſieht in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis. Für Freiligrath iſt das Deutſchland ſeiner Zeit eine hinkümmernde Pflanze; er ſieht ſie mit Geiſtesaugen dereinſt erblühen und ruft: *Herrgott im Himmel, welche Wunderblume Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein!* Aus einem ähnlichen ſchönen Bilde entſprang der Vers von Strachwitz auf Deutſchland: *Herzblatt du der Weltenblüte!* Und bedenkt einer bei ſeinen Worten: *Wer je der Klinge feſt und traut Ins zornig blaue Aug' geſchaut,* daß die Schwertklinge keine Augen hat? Will's der Dichter, ſo hat ſie welche. — Die Zeit hat keine Haare: dennoch empfinden wir Schopenhauers *glattgekämmtes Zeitalter* (von der zimperlichen Gegenwart) als vortreffliches Bild.

Meiſterlich iſt bei Görres das Bild des Volkspöbels: *Wie Staubwolken treibt der Wind des Glückes ſie vor ſich her, das Unglück aber regnet ſie ſchnell zu Kot zuſammen.* — So ſchön wie kühn Dahns Vergleich der Schillerſchen Sprache:

> . . . Kam jener königliche Schiller mit ſeinem ehrnen Heldengang,
> Wie einen Kaiſermantel prächtig wirft er die Sprache um ſich her,
> Sie rauſcht bei jedem Schritt ihm mächtig, von Wohllaut und Gedanken ſchwer.

Hat die Seele Flügel? Wie ſollte ſie, da ſie doch keinen Leib hat? Und doch erſcheint uns Herweghs: *Raum, ihr Herrn, dem Flügelſchlag einer freien Seele* als etwas ganz Natürliches. — Anaſtaſius Grün über Lenau: *Es iſt dein Lied der rätſelvolle Falter. Der einen Totenſchädel trägt zum Schilde.* — Hebbel über Gutzkows Ideen und deren dichteriſche Geſtaltung: *Es iſt, als ob Kornſäcke auf der Kaffeemühle durchgemahlen werden ſollten.* — Strauß über Goethes Wilhelm Meiſter: *Auf dem klar und ſanft hingleitenden Fluſſe der Erzählung ſchwimmen die ſchönſten Lieder wie kleine bewimpelte Nachen.* Strauß war eben, was nicht bekannt genug iſt, ein Dichter und ſah wie einer. — Wie entzückend iſt dieſes Bild in Annette von Droſtes Erzählungsbruchſtück ‚Bei uns zu Lande auf dem Lande': *Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf dieſem Boden, wo ſie ſich mit ihrer ſüdlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirſichkorb geraten iſt.*

Mommſen, von dem wir einige ſchöne Gedichte haben, nennt die Alpen einmal einen ‚gewaltigen Gebirgsvorhang', und das Bild iſt nicht unerlaubt. — Inhaltlich berechtigt oder nicht — Berlin als Waſſerkopf der Monarchie (in einer Rede von 1882 des Abgeordneten Bachem) war von greifbarer Anſchaulichkeit. Das Wort iſt viel älter, wie ſchon Büchmann lehrt, der Smollett (1771) anführt; es iſt aber auch in Deutſchland ſchon vor 1882 geſagt worden, z. B.: von Riehl in ‚Land und Leute (10. Aufl. S. 103): ‚Die großen und kleinen Großſtädte ſind die Waſſerköpfe der modernen Ziviliſation'. — Und wer will etwas einwenden gegen das vielleicht kühnſte aller je gewagten Bilder, gegen Napoleons Satz: *Von der Höhe dieſer Pyramiden blicken 40 Jahrhunderte auf euch herab?*

Horaz, um mit einem der Alten zu ſchließen, gebot im allgemeinen über keine ſehr bildreiche Phantaſie; ein unvergeßliches Bild aber zeichnet ſein Vers: *Poſt equitem ſedet atra cura* (Hinter dem Reiter hockt die düſtre Sorge).

*

Ein kühner Bilderer ist der Volksmund, zumal der geringschätzende: *Häringsbändiger, Ellenreiter, Ladenschwengel, Stoppelhopser* (Inspektor), *Küchendragoner, Teigaffe, Krawattenmacher* und *Schieber* (Wucherer) sind glücklich gezeichnet, und Redensarten wie: *Es regnet Schneidergesellen oder Bauernjungen, Er kommt so langsam wie die Fliege aus dem Milchtopf, Ein Gesicht wie auf dem Rohrsessel gesessen* sind auch ‚nicht von schlechten Eltern'. — Es gibt ganze Bücher über die feldgraue Bildersprache im Weltkriege; doch ist unser Graun über seinen Ausgang so qualvoll, daß das Volk jetzt aus dem besondern Sprachschatz jener ewig großen Zeit ungern schöpft.

Die alldeutsche Dichtung ist zumeist sparsam mit Vergleichen: im ganzen Nibelungenliede stehen nur 20, gegenüber den 178 der Ilias. Alles menschliche Urteilen ist ja nur ein Vergleichen, also müßte die Sprache sich je nach dem Fortschreiten der Urteilskraft bildreicher gestalten. Schon Aristoteles rühmte als eine Eigenschaft der Geistesgröße: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν (das Gleiche wahrzunehmen), und Goethe empfahl gemütlich: ‚Bei schwerbegreiflichen Dingen tut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen.' Der Philosoph findet den letzten Grund: ‚Gleichnisse sind von großem Werte, sofern sie ein unbekanntes Verhältnis auf ein bekanntes zurückführen' (Schopenhauer).

Dritter Abschnitt.

Musik.

Man sagt: der Deutschen Sprache Art
Ist ungefüge, spröd und hart.
Ja, wenn der rechte Schmied nur käme
Und sie auf seinen Amboß nähme
Und rüstig mit dem Hammer schlüge
Wie Stahl, dann würde sie gefüge.

(Aus dem altdeutschen Gedichte ‚Pilatus' um 1180.)

Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst, —
Trau keinem solchen. Horch auf die Musik! (Shakespeare.)

Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen! (Nachlaß zum ‚Faust'.)

Tanzen können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, daß man es auch mit der Feder können muß? (Nietzsche.)

Ob es wirklich schreibende Menschen ohne alle Musik in ihnen selbst gibt? Oft möchte man's meinen, wenn man Sätze liest, an denen man sich beim lauten Lesen die Zunge zerbricht. In einer Stillehre mit einem langen Kapitel über Wohlklang fand ich diesen Satz: ... *so gilt auch für die Glieder der zusammengesetzten Sätze das Gesetz* ...

Indessen ich möchte annehmen, daß solche und andre Mißklänge mehr aus der uns bekannten deutschen Stilschluderei herrühren als aus gänzlichem Mangel an Tongefühl: die unachtsam gewesenen Schreiber haben unachtsam und ohne hinzuhören durchgelesen. Bei dem einen oder andern mag es so stehen, wie Vischer schreibt: ‚Die Natur trennt oft, was an sich zusammengehört, segnet ein Menschenkind mit der Gabe der idealen Anschauung, des fein schwingenden Gefühls, und versagt ihm das feine Gehör.' Solch ein Unglücklicher ist freilich übel dran, ihm kann keiner helfen als er selbst: durch halblautes Überlesen seines Geschreibes, vorausgesetzt daß er nicht zu den innerlich Taubstummen gehört. Wer jedoch die holde Gabe des feinen Gehörs für den eignen Stil empfangen, der pflege sie liebreich: ihre Wirkungen vermögen manchen Fehler auszugleichen, manches Ohr und damit manches Herz zu bezwingen, wo der Verstand sich widerspenstig zeigt.

Ist es nur Zufall, daß, mit der einzigen Ausnahme Richard Wagners, alle große Musiker eine wohlklingende Prosa geschrieben haben? Schwerlich; so wenig wie die andre Tatsache, daß unsre edelste Prosa weit überwiegend von unsern großen Dichtern herrührt. Freilich ist es mit dem Sinn für Wohllaut in der Wortkunst nicht anders als mit den Sinnen für alle Künste: Was dem Einen ein Uhl, ist dem Andern ein Nachtigall. Für Wustmann war z. B.: ‚Habt ihr ihr ihr Buch wiedergegeben?' Nachtigallenlaut; uns klingt

es mehr wie Uhlengepiepse, und einen unparteiischen Dritten gibt es in solchen Geschmacksfragen nicht.

Wozu aber wird auch von der Prosa Wohlklang verlangt? Hier geht es nicht bloß um den Geschmack, hier greift vielmehr wiederum das oberste Stilgesetz durch: Wohlklang ist auch für die Prosa zweckmäßiger als Übelklang oder eindrucksloses Lautgetöne. Was im Alltagsleben gilt, was der kunstloseste Mensch als eine Macht empfindet: Wohllaut der Menschenstimme, das ist für die Wirkung der Prosa von gleicher Wichtigkeit. Quintilian nennt das Ohr ‚das Vorzimmer des Gefühls' und schreibt: *Nihil potest intrare in affectum, quod in aure, velut quodam vestibulo, statim offendit* (Nichts erlangt Eintritt ins Gefühl, was in dessen Vorzimmer, dem Ohre, sogleich Anstoß erregt). Der Mensch ist Gottlob noch immer ein Sinnenwesen, nicht bloß ein Gemisch aus Verstand und Druckpapier, — also muß die Prosa außer zum Verstande auch zu den Sinnen sprechen. Wer auf die Tonwirkung des Geschriebenen verzichtet, beraubt sich eines der stärksten Eindrucksmittel. Oft genug haben sinnlose oder doch gedankenarme Dichtungen allein durch ihren Klang hinreißend gewirkt. Auf den Wellen einer schönen Musik dringt der matte Gedanke leichter bis ins Herz, und selbst der dumme bis in dessen Nähe.

Lessings Ausspruch: ‚Meine Prosa hat mir stets mehr Mühe gekostet als meine Verse' ist, in seiner Tiefe betrachtet, nicht bloß ein geistreicher Augenblickseinfall, sondern eine wertvolle Stilwahrheit. Dem Versdichter hilft ein Heer von Mitteln, die dem Prosaschreiber mangeln: dichterische Steigerung des Ausdrucks, musikalischer Satzschritt, Reim; der Prosaschreiber muß alles dies durch weniger fest umgrenzte Hilfen ersetzen. Wir haben wer weiß wie viele Verslehren, aber bis jetzt kein Buch über die Musik der Prosa, und es wird noch lange keins geben. Für den Prosaschreiber dichtet und denkt die deutsche Sprache weit weniger als für den Dichter.

Es gibt keinen an sich schönen Stil, es gibt nur Eine wahre Schönheit des Stils: Einklang zwischen bedeutendem Inhalt und angemessener Form. So gibt es auch keine musikalische Prosa an sich, denn diese müßte Klingklang heißen. Echte Musik hat nur die Prosa, die der Musik wert ist: Unsinn in noch so wohlklingenden Wörtern bleibt Unsinn; es gibt keine ‚schöne Sprache' für wertlosen Inhalt. Die wie Musik klingenden Verse für einen schwachen oder mittelmäßigen Gedanken sind Unkunst, die allenfalls durch klangvollen Vortrag einen der Sprache nicht kundigen Ausländer Kunst dünken kann.

*

Als verre als ichz bedenken kan, Daz ich in niemer Wort gesage,
Sô soll ich mich bewarn daran, Daz iuwern ôren missehage.

So heißt es im Tristan Gottfrieds von Straßburg, und es wäre gut, wenn sich alle Schreiber danach richteten. In einem Falle ist mir's übel gelohnt worden: ich hatte das ‚sich' möglichst weit vorangerückt, — da rügte mir ein gestrenger Freund, daß ich einige Male nicht ‚daß sich', sondern ‚daß ... sich' geschrieben. Er hatte nicht gemerkt, daß mir höher noch als die ja nicht unverbrüchliche Regel des Voranrückens der Fürwörter die andre stand: den gefährlichen Zusammenstoß von ‚daß sich' zu vermeiden. Aus ähnlichem Grunde schreibe ich ‚im Gegensatze zu'. Die Sprache selbst weist uns den Weg: viele lautliche und sprachgesetzliche Wandlungen die Jahrhunderte hindurch sind nur durch das Verfeinern des Gehörs der Sprechenden zu erklären. Die Frage ob **e** oder nicht **e** im Drittfalle (!) der Einzahl (König oder Könige), ist fast nur eine des Wohlklanges, doch sind dessen Gesetze dunkel. ‚Dank vom Hause Österreich', nicht Haus, trotz dem Gähnlaut (Hiatus): e ö.

Die Franzosen gehen in ihrer Angst vor dem Gähnlaut so weit, daß sie dem Dichter die unentbehrlichsten Verbindungen verbieten: kein französischer Dichter darf schreiben oder schreibt: *mère et enfants, tu es, tu as, il y a, tu aimes.* Dies ist Unnatur und führt zu lächerlichen Umwegen. Wie weit dürfen wir im Vermeiden des Gähnlauts in der Prosa gehen? Allzu peinlich braucht man nicht zu sein, wird ihn aber meiden, wo man es ohne Zwang vermag. Goethe wurde erst nach seiner italienischen Reise strenger, wandelte

z. B. den Vers der ersten Iphigenie: ‚O süße Stimme, o willkommener Ton!‘ in: ‚O süße Stimme, vielwillkommener Ton‘, obwohl die erste Fassung nicht übelklingend heißen kann. Man denke sich z. B. Kellers Verse: ‚Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!‘ geändert in: Trinkt, ihr Augen . . ., — wäre dies noch dasselbe? Und Goethe hatte geschrieben und stehen lassen: ‚So oft er trank daraus‘. Vermeiden wird der achtsame Schreiber den Zusammenstoß gleicher Selbstlaute, doch ohne peinliche Angst. Goethe schrieb sogar im Vers: ‚Ich freue mich bei einem jeden Schritte‘, da er mit Recht die zwei verschieden betonten ei nicht als störenden Zusammenstoß empfand. Die Verschiedenheit der Tonhöhe mildert für das deutsche Ohr so manchen Gähnlaut, der die französischen Versdichter seit Malherbe unerträglich dünkt. Einen Zwang: ‚da aber, — die ist, — liebe Else‘ zu meiden, wird und soll der deutsche Schreiber nicht dulden.

*

Nötiger als die Scheu vor dem Zusammenstoß gleicher Selbstlaute ist die vor dem Häufen der Mitlaute, namentlich der Zischlaute. Über das Binde-s zwischen Zischlauten wurde schon gesprochen (S. 80). Nur ein Ohrloser wie Jean Paul konnte Jetztzeit erfinden, und unbegreiflich ist es bei Hebbel (in dem Gedichte ‚Tieck‘). Jean Paul bildete auch ‚Selbstzwist‘, und gar in seiner Vorschule der Ästhetik! In der Novelle eines vielgenannten süddeutschen Schreibers fand ich jüngst das ebenso schöne Juchzschrei. Ohrlose Schreiber bringen solch Hottentottengeschnalze fertig wie: die ‚Nietzeschen Anschauungen‘, mit ‚Treitschkescher Entschiedenheit‘. Schon die einfachen Namen Nietzsche und Treitschke sind nicht grade Musik mit ihrem Zauberklang. Von den Fremdwörtlern, die ja fast alle ohrlos sind, ein Gefühl für den Mißklang von *Rezepisse, Reziprozität, Inadmissibilität, Mystifikation, historizistisch, Inkompatibilität* zu erwarten, wäre ungerecht, und dem Germanisten Adolf Frey klingt sein Satz: *Ihm fehlte die aggressive Initiative* wohl gar wie Himmelsmusik. Unsre Sprachmeisterer und leider gleich ihnen viele Lehrer bestehen auf genaues schst im Superlativ; Goethe schrieb mit nachahmenswerter Freiheit: *das Allernärrischte an der Sache, das heimtückischte Verfahren.*

Eine Sprachmeisterregel verbietet die Häufung einsilbiger Wörter. So allgemein ist solche Regel nicht haltbar; Goethes Verse: *Wohl hast du Recht, ich bin nicht mehr ich selbst, Und bin's doch noch so gut, als wie ich's war* (Tasso, 2254) gehören nicht zu seinen schönsten, verletzen aber noch nicht unser Ohr. Der auf und nieder wogende Atem der Verse, dazu der sich Wortgruppen bildende Sinn des Satzes (nicht ‚Satzsinn‘) lassen uns diese 20 aufeinander folgenden Einsilber kaum als solche empfinden. Der Zufall ließ mich gar ein Stück deutscher Prosa mit 41 einsilbigen Wörtern hintereinander entdecken, von — Nietzsche! Man prüfe selbst, ob sie wohl oder übel lautet: sie steht im Zarathustra, in dem Abschnitt ‚Das andere Tanzlied‘, 2, beginnt „. . . wir uns auch nicht‘ und schließt ‚daß ich auf . . .‘ Auch hier achte man auf die Musik der Wortgruppen. Anders steht es mit dem Häufen von wert-, ja sinnlosen Silben in diesem gelallten Satze Johannes Schlafs: ‚nur zwar wohl schon nur mehr noch Freude‘.

Alle Bildungsprachen lieben das Spielen mit dem Gleichklang, wenngleich nur die altdeutsche Dichtung den Anlautreim (Allitteration) zum Rang einer festen Versform erhöht hat. Noch heute spielt dieser ‚Stabreim‘ in allen germanischen Sprachen eine nicht unverächtliche Rolle; Wilhelm Buschs Max und Moritz z. B. verdanken ihm ein Stückchen ihrer Unsterblichkeit. Bei den Engländern sind Büchertitel wie *The woman in white* und Schlagwörter wie *Men, not measures* immer noch sehr beliebt. Doch schon die Alten kannten den Wert dieses feinen Stilmittels: Heraklit schrieb den stabreimenden Spruch vom πόλεμος πάντων πατήρ; die Römer schufen den Ehrennamen eines *Pater patriae*, freuten sich an Sätzchen wie *Dies diem docet, . . . Homines cum docent, discunt*, und Cäsar stabreimte im großen Stil sein *Veni, vidi, vici.*

*

‚Bilde Künstler, rede nicht!‘ heißt Goethes kürzestes und inhaltreichstes Mahnwort an die Bildner jeglicher Art. Von den Kunstmitteln des Bildners in Worten war hier

ſchon oft die Rede, beſonders in dem Buch über den Ausdruck. Zu ergänzen iſt er jetzt durch einen Zuſatz über die Tonmalerei. Sie iſt eine Kunſt, kann alſo nicht gelehrt werden; lehrbar iſt nur das Handwerksmäßige, was jeder Kunſt eigen, und deſſen iſt in dieſem Falle ſehr wenig. Auch der Anfänger weiß etwas von den Zuſammenhängen des Inhaltes und des Wortklanges; kennt viele Stellen in unſern Dichtwerken, wo ſich die innere Form in der Sprachmuſik offenbart. ‚Horch, die Glocken hallen dumpf zuſammen‘ in Schillers Kindesmörderin, — ‚Von dem Dome ſchwer und bang Tönt die Glocke Grabgeſang‘, — ‚Völker verrauſchen, Namen verklingen‘ werden von jedem Leſer als notwendiger Ausdruck der Wortmuſik gefühlt. Aber ‚die Kunſt iſt eine Vermittlung des Unausſprechlichen‘, heißt es bei Goethe, und Torheit wäre es, die Art dieſer Vermittlung im einzelnen genau ergründen zu wollen. Von einer auszubildenden Wiſſenſchaft des tonkünſtlichen Zuſammenhanges zwiſchen Gehalt und Form kann keine Rede ſein; es bleibt beim Vermuten und Ahnen, denn hier ſind wir im Reich des Unbewußten und des Unwißbaren.

Wir vermuten in den Selbſtlautern von Goethes Verſen ‚Mit hundert ſchwarzen Augen ſah‘ und ‚Umſauſten ſchauerlich mein Ohr‘ künſtleriſche Ausdrucksmittel für die Finſternis und die Winde. Wir glauben in den zwei, drei betonten und halbbetonten i und im Takte des Verſes ‚Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich‘ das Ziehen zu fühlen; aus der ſtabreimenden Wiederholung des Anlauts ‚Nach ewigen, ehernen großen Geſetzen‘ das unwandelbare Geſchick zu ſpüren; beim hohlen Ton vom ‚weſenloſen Scheine‘ in die gleichförmig graue Ferne zu blicken; bei den gefärbten Umlauten in ‚Nun glühte ſeine Wange rot und röter‘ die Röte des Höhengefühls aufblühen zu ſehen. Doch wie ungreifbar iſt dies alles, wie geheimnisvoll-dämoniſch! ‚Wollte man darüber nachdenken, man würde verrückt und brächte nichts Geſcheites zuſtande‘ (Goethe zu Eckermann). In der hochberühmten lyriſchen Fuge ‚Ganymed‘ ſpielt unſer Tönemeiſter im erſten Satz auf den Saiten *G, L, N, U*, und keine Selbſttäuſchung iſt es, wenn wir uns bei den Verſen: ‚Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühſt‘ vom erſten Sonnenleuchten angeſtrahlt fühlen. Solche ſich jedem Ohr aufzwingende Klangmittel wie in den Verſen: ‚Töne, Schwager, ins Horn, Raßle den ſchallenden Trab‘, oder: ‚Wenn die Räder raſſelten, Rad an Rad, raſch ums Ziel weg‘ finden ſich auch bei geringeren Dichtern. Nur den ganz Großen aber gelingt die Verzauberung des Leſers, die bannendere noch des Hörers, durch die ihn wohlig umflutenden Sprachwellen im ‚Fiſcher‘:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?

oder durch die traumhaft ahnungsvollen Klänge in den feierlichen Verſen:

Sag, was will das Schickſal uns bereiten?
Warum band es uns ſo rein genau?
Ach, du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.

Und wann hat je ein Dichter mit den Tönen der Menſchenſprache das Ungeheuerſte nachzumalen gewagt und vollbracht, wie Goethe in der Geburt des neuen Lichtes:

Horchet! horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geiſtesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſentore knarren raſſelnd,
Phöbus' Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!

Hoffentlich wähnt kein Leſer, dieſe Tonkünſte ſeien mit klügelnder Abſicht zuſtande gekommen. Goethe ſelbſt hätte hierüber nur ſein Wort an Eckermann wiederholen können. Urſprünglich hieß es bei Goethe: ‚Denn ich bin ein Menſch geweſen, Und das heißt ein Streiter ſein.‘ Die vier ei im zweiten Vers zwangen zu der Änderung: ein Kämpfer ſein.

Welche wunderſame Ton- und Taktmalerei in Mörikes lieblichen Verſen: *Zierlich iſt des Vogels Schritt im Schnee, Wann er wandelt auf des Berges Höh.* Nur vier zweiſilbige Wörter, kein Wort über zwei Silben, neun einſilbige: glaubt man, dies ſei Zufall? Doch ebenſo falſch wäre der Glaube, hier walte bewußte Abſicht. — Oder man leſe Kellers Gedichtanfang: *Ich will ſpiegeln mich in jenen Tagen, Die wie Lindenwipfelwehn entflohn*: fällt dem Leſer hiebei nichts auf?, z. B. daß kein R vorkommt? —

Oder in der berühmten Prosastelle in Mörikes Mozart über das Endspiel des Don Juan: *Mozart löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral ‚Dein Lachen endet vor der Morgenröte' erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.* Ward in deutscher Prosa je ein schönerer Satz geschrieben als der letzte? je ein in seiner erschütternden Klangsprache vollendeterer von einem Griechen oder Italiener?

Daß es einem Schreiber mit Musik in ihm selbst möglich ist, in nichtdichterischer Prosa eines Dichters vollwürdig zu sein, das lehrte uns Vischers Erklärung zu den ersten Versen Iphigeniens bis zu den Worten ‚Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet': *Wie schreitet, weilt, sinnt und schreitet wieder und weilt betrachtend, gefühlhauchend, in wallenden Togafalten die weitere feierliche Rede.* Allerdings war Vischer selbst ein Dichter, und keiner von den geringen. — Alle große, schon alle gute Prosa ist Musik; jeder Prosameister muß etwas, muß sogar recht viel vom Dichter und Tonmeister zugleich haben. Jeder vollkommen schöne Satz in den Beispielen dieses Buches verdankt einen beträchtlichen Teil seiner Schönheit und Wirkung der ‚holden Kunst', der Musik.

*

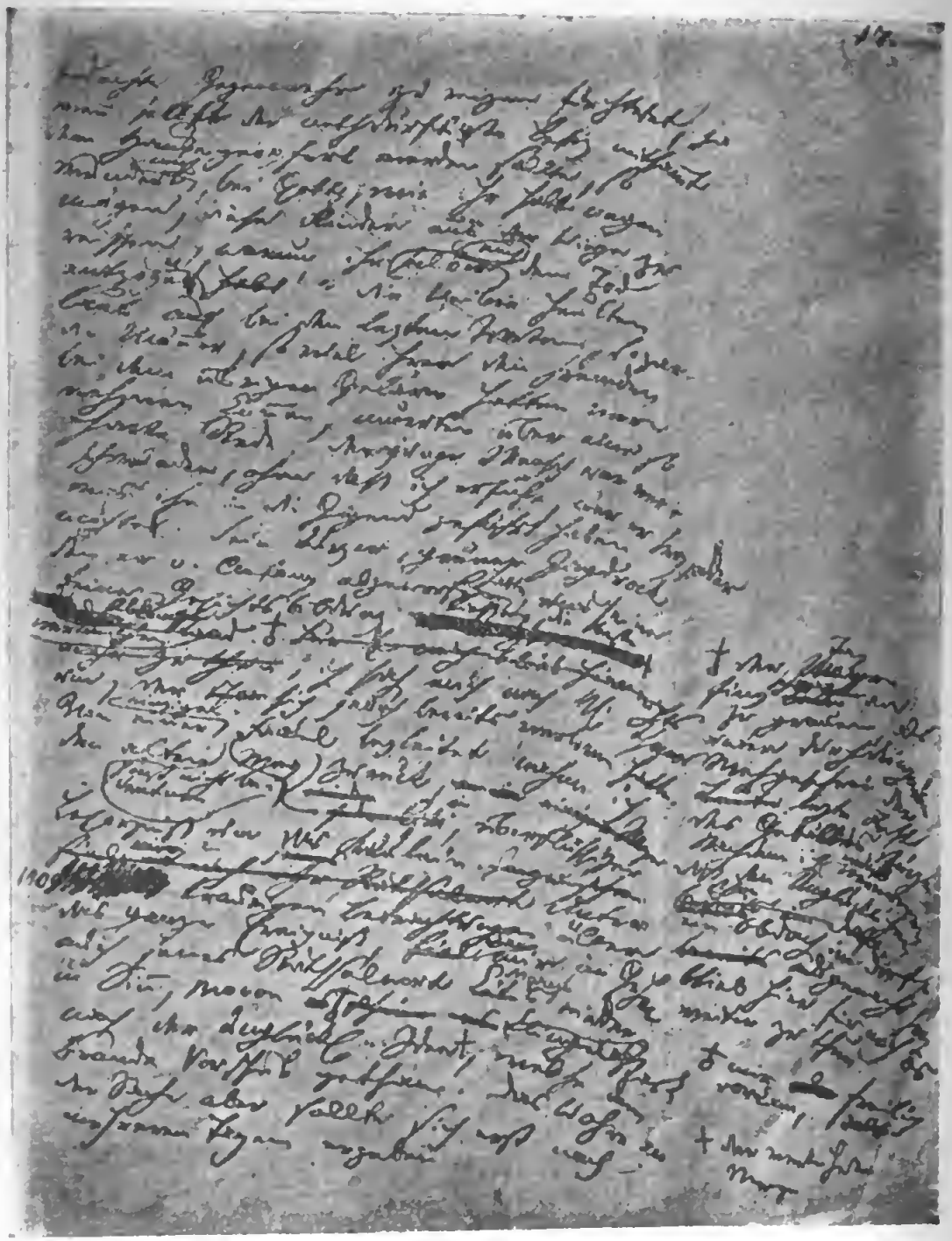
Die gebildete deutsche Sprache dichtet und denkt für uns; befriedigt sie aber unser Bedürfnis nach Wohlklang? Ziemlich genau so alt wie die ältesten Nachrichten von den Germanen sind die Klagen über Rauheit und Mißklang ihrer Sprache. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. schrieb der Römer Pomponius Mela, leider ohne Beispiele, eine römische Zunge könne die Namen mancher deutscher Berge nicht aussprechen. Kleist hat diese Ansicht sehr fein in der Hermannschlacht verspottet:

Pfiffikon! Ipfikon! — was das, beim Jupiter!
Für eine Sprache ist! als schlüg' ein Stecken
An einen alten, rostzerfress'nen Helm!
Ein Greuelsystem von Worten.

Im vierten Jahrhundert verglich der Kaiser Julian den Klang der deutschen Schlachtlieder mit Raubvogelgekrächze. Wir brauchen keinen Wert auf solche Geschmacksurteile zu legen; wir kennen die Gotische des vierten Jahrhunderts, finden es an Wohlklang dem Griechischen und Lateinischen nicht nachstehend, und andre Völker stimmen uns darin bei. Fast jede nichtverstandene Sprache klingt dem Hörer übel. Besäßen wir Urteile von alten Germanen über den Klang des Lateinischen, so würden die vielleicht besagen, daß die Römersprache sich wie das Piepsen von Sperlingen anhöre; sie hätten damit mehr Recht als die Römer mit ihrem Urteil über das Deutsche: auf 100 Selbstlauter und Zwielauter im Lateinischen kommt i 28 mal, ist also ein vorherrschender Laut, häufiger selbst als i in der heutigen Aussprache des Griechischen.

Durch alle Jahrhunderte ziehen sich die Klagen deutscher Schriftsteller über die Sprödigkeit des Deutschen. Otfried schalt in einer Zeit der Anbetung des Lateinischen: ‚Diese barbarische [deutsche] Sprache ist rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt', mahnte aber seine Leser: *Ili du zi note, theiz scono thoh gilute*, glaubte also an die Möglichkeit, ihr dennoch Wohllaut abzuringen, gleich dem Verfasser des Pilatus-Gedichtes, dessen Worte über diesem Abschnitt stehen. Aber hat nicht selbst Goethe in unmutiger oder übermütiger Laune die deutsche Sprache als den ‚schlechtesten Stoff' für den Dichter bezeichnet und dadurch Klopstock zu grimmigem Zorne gereizt? Sehr ähnlich dem Kaiser Julian schrieb Karl August von Weimar 1805 an Schiller aus Anlaß seiner Phädra-Übersetzung: ‚Die deutsche Sprache sanft und klingend zu machen, ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt'.

Über Wohl- und Mißklang einer Sprache entscheidet vornehmlich die Verteilung ihrer Selbstlauter. Für eine der wohlklingendsten Sprachen gilt uns, nicht mit Unrecht, die italienische; ihr Verhältnis von Mit- zu Selbstlautern ist wie 54 zu 46. Im Neu-



Aus Mörikes nachgelassenem philosophischem Roman.

Mit Erlaubnis des Schiller-Museums in Marbach

hochdeutschen ist es wie 60 zu 40, aber im Gotischen wie 55 zu 45, nahezu gleich dem Italienischen. Danach kommt in Betracht die Häufigkeit der einzelnen Selbstlauter: hier zeigt sich allerdings, daß im Neuhochdeutschen das e nicht nur jeden einzelnen Vokal überragt, sondern häufiger ist als alle übrige einfache Selbstlauter zusammengenommen. Von 100 Selbstlautern einschließlich der Doppellaute kommen: auf e 43, auf i 15, auf a 12, auf u 9, auf o 5; also 43 e gegenüber 41 andern Selbstlautern und 16 Doppellauten. Überdies ist kurzes stumpfes e bei weitem häufiger als langes geschlossenes.

Dazu die nicht seltenen Selbstlauterhäufungen im Deutschen. Schon im Gotischen gibt es schwer aussprechbare Gruppen, z. B. *svumfsl* (Teich); und Wörter wie Kopfschmerz, Sumpfpflanze, Strumpfstricker, Machtspruch, Wettstreit, Angstschweiß fallen einer romanischen Zunge nicht leicht. In ‚strengst' kommen auf einen Selbstlauter sieben Mitlauter. ‚Dennoch', so heißt es mit Recht bei Jakob Grimm, ‚tut der deutschen Sprache das Überwiegen der Konsonanten gar nicht weh, sondern sie hat noch die Fülle milder und anmutiger Wörter'. Ähnlich bei Herder: ‚Wahrlich, die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt.' — Nicht sehr beweiskräftig, aber aus einem richtigen Gefühl geschrieben ist Luthers Satz: ‚Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderer Sprache reden möge, daß es also dringe und klinge ans Herz, durch die Sinne, wie es tut in unserer Sprache.'

Bei unbefangener Vergleichung, soweit ein Deutscher in diesem Fall unbefangen ist, ergeben sich mancherlei Klangvorzüge unsrer Sprache vor den romanischen. Für die Dichtung ist der größte, daß wir gewichtiger und edler als diese reimen. Durch unser Grundgesetz: der Hauptton fällt auf die Stammsilbe, die Trägerin des Wortsinnes, gewinnen die Reime im Deutschen mehr Würde und Wucht als im Französischen, Italienischen und Spanischen, wo sie durch die reimenden ein-, zwei-, dreisilbigen Endungen in zahllosen Fällen zum bloßen Klingklang werden. Die ersten zwei Reime in Dantes Göttlicher Komödie: *vita-smarrita* sind für die deutsche Verskunst wertlos, weil unrein: Stammsilbe reimt auf Endung.

Das Deutsche besitzt jeden schönen Klang der romanischen Sprachen, dazu aber noch einige wichtige Wohllaute, die diesen fehlen: die Doppellaute ei, eu, au, den sanften Hauch des h. Werden wir uns etwa beklagen, daß wir nicht gleich den Franzosen näseln? Außer unsern Welschern, die gern Perron, Façon, Teint, Terrain, Nuance näseln möchten, aber nicht können, findet jeder Deutsche die französischen Nasenlaute widerwärtig. Daß die Franzosen sie herrlich finden, nimmt nicht wunder: in einem nicht übeln Stilbuch von A. Roche heißt es: *Le son nasal donne de l'éclat à la voyelle ... Il contribue à rendre notre langue plus sonore, plus mâle et plus majestueuse.* Auch dem Manne möchte man zurufen, wenn er's nur verstünde: ‚Höd di vör de Inbildung!' — Und was würden die Franzosen und Engländer sagen zu Vischers Urteil über ihre Sprachen:

Wie sie zu süßlichem Brei näselnd der Franke vermanscht,
Wie sie mit Fröschegequak und Zischen und Prusten und Blasen
Britischer Mund kurios gurgelt und strudelt und quirlt.

Nicht viel gerechter lautet sein Urteil in Prosa:

Übrigens kann man die Sprachen auch so einteilen: das Englische reine Austern, schleimig mit Seegeruch, das Italienische Rotwein mit Orangen, das Französische Likör und Biscuit, das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettich und kräftigem Bier, das Holländische ganz Hering.

Und entschiedenen Widerspruch werden wir dem Urteil Hebbels entgegensetzen:

Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist
Auch die französische nicht, nur die italische klingt.

Lassen wir alle diese wenig fördernden, weil befangenen Urteile auf sich beruhen; nehmen wir uns vor, unser Deutsch, ob wohl, ob übel klingend, so holdtönig zu machen, wie es die Sprache nur irgend vollbringt, wenn unser Ohr sich ihr zu Diensten stellt. Nicht in blinder Eigenliebe ihre Mängel übersehen wollen wir, sondern diese nach Möglichkeit

abschwächen. Da ist zunächst ihr größter, das tonlose ĕ in den immer wiederkehrenden Endungen e, er, es, en, em, est, ere, erere, ererer usw. Friedrich der Große hatte dieses Hauptübel erkannt und schlug vor: ‚Man darf diesen Worten am Ende nur noch ein a hinzusetzen und sie in sagena, gebena, nehmena verwandeln, so werden sie unserm Ohre gefallen'. Friedrichs Zeitgenossen lachten darüber; auch wir lächeln; selbst der mächtigste Fürst kann solche Verwandlungen nicht erzwingen. Unsre Sprachentwicklung hat nun einmal die volleren Selbstlautendungen mit a, i, o bis zur Tonlosigkeit abgeschliffen; müssen wir aber mehr als durchaus nötig diese Tonlosigkeit vorherrschen lassen? Ernst Eckstein führte folgenden, allerdings von ihm selbst verfertigten, Satz an: *Helene Weber gedenkt des Strebens jenes edelsten Menschen, der je Dresdens belebte Wege betreten.* Aber schon die Hälfte, schon ein Drittel der tonlosen ĕ ist in einem Satz von solcher Länge zuviel, und gern möchte ich die 7 ĕ auf 17 Wörter in meinem Satz bis ‚zuviel' vermindern. Wie wäre das zu machen? Darf ich's versuchen mit: ‚Aber schon halb, schon drittel so viel ĕ sind in einem so kurzen Satz lästig'? Hier haben wir nur noch 3 ĕ auf 14 Wörter. Bei J. Grimm fand ich den Satz: *Dieses schöne, in mehrere vorliegende heutige holländische Volksliederbücher aufgenommene . . . Lied,* und Grimm hatte nichts gemerkt. — Das ist sicher: sowie sich die Rede aufschwingt, mindern sich bei guten Schreibern die ĕ; jede genaue Untersuchung ergibt, daß in der guten Dichtung das ĕ seltener ist als selbst in der besten Prosa.

Was den deutschen Schreiber in seinem Streben nach Wohllaut zumeist lähmt, ist das Gefühl: wer dankt mir's? In Deutschland wird fast durchweg ebenso taubstumm gelesen wie geschrieben; ohrlos nennt Schopenhauer die Menschen dieser Art. Die Romanen sehen nicht bloß, sie hören was sie schreiben. Wir Deutsche sollten alles von uns Geschriebene halblaut überlesen. Keller empfand diesen Mangel schwer:

> Das Auge beim Durchlesen fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift hinweg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Molière hatte wenigstens seine Köchin zum Anhören, und er fühlte sich ihr dankbar verpflichtet. Goethe suchte sich schon in der Weimarer Frühzeit gegen die Ohrlosigkeit beim Schreiben durchs Diktieren zu schützen und ist diesem Hilfsmittel bis an sein Ende treu geblieben. So fein war Goethes Ohr durchs Diktieren gegen Mißklänge geworden, daß er den Titel ‚Wahrheit und Dichtung' wegen der zwei zusammenstoßenden d wandelte in ‚Dichtung und Wahrheit'. Nur ein ohrloser Schreiber konnte den Satz drucken lassen: *Dieses Denkmal sollte aus einem aus einem Haufen noch aus dem alten Staatsgefängnisse stammender Ketten und Riegel gebildeten Unterbau bestehen* (Deutsche Revue, 1898). Und nur im Halbschlaf war ein Satz wie dieser möglich: *Bei Übersendung der Aufforderung zur Anmeldung von Ansprüchen auf Vergütung von Kriegsleistungen an die Regierungen.* Ohrlos ist Lamprechts Wort ‚reizsam' gebildet, das dem Schreiber und vielen Lesern so ansnehmend gefiel. Ein wohlmeinender Ohrloser schlug vor, ‚national' zu ersetzen durch ‚volklich'; er hörte nicht den Gleichklang mit ‚folglich'; zum Glück wurde es bald durch das treffliche ‚völkisch' verdrängt.

Wortgeklingel ist nicht Musik. Wenn Bierbaum sein ‚Kling Klang Gloribusch' anstimmt oder ‚Bummel, Bammel, Spinnenräderrockentanz, Rockentanzgeschrammel' singt, so wendet sich der zu solchem Ohrenschmaus geladene Gast mit Grausen. Nichts Besseres ist zu sagen von Dehmels ‚Glühlala!' oder Else Laskers ihm nachgeklingeltem ‚Blüheilala!' Noch so wohllautender Unsinn, noch so süß hinschmelzende Plattheit sind schlechter Stil. Die Freude am Wohlklang darf nicht einmal dazu verführen, ein klanglich schöneres, aber weniger scharf zeichnendes Wort dem klangärmeren Eigenwort vorzuziehen: dieses hat stets soviel Musik wie nötig. Halten wir es mit dem strengen Quintilian: *Neque ullum idoneum aut aptum verbum praetermittamus gratia lenitatis* (Wir wollen kein taugliches oder gut passendes Wort aus Wohllautsgründen weglassen). Cicero dagegen empfahl die *complementa numerorum*, die rhythmischen Beigaben, — sie finden sich bei ihm bis zum

Überdruß. Nachahmer Ciceros sind die mittelmäßigen unter den französischen Prosaschreibern; die guten verwerfen solche *complementa* (im Französischen: *chevilles*, Flickwörter). Besonders sündigen darin ihre Redner, unter diesen am meisten die Prediger: *Je plains en cette chaire un sage et vertueux capitaine, dont les intentions étaient pures, et dont la vertu semblait mériter une vie plus longue et plus étendue* (Fléchier). Der Klang-Zusatz *et plus étendue* macht den Schluß voller, wirkt aber nicht Sinn-steigernd, sondern schwächend, ja erscheint gradezu albern. — Schleiermachers Monologen sind nicht mehr lesbar, weil er der Musik die Körnigkeit und Klarheit des Gedankens geopfert hat.

Die Künstler des Wortes erfinden schon die Namen ihrer Menschen tonmalend. Was für wunderschöne Namen wählte oder erfand Shakespeare! Ophelia steht in keiner Quelle, und wie fein wandelte er die von ihm in einer italienischen Novelle gefundene Disdemona (die Unglückselige) in Desdemona, um den Gleichklang mit *this demon* auszuschließen. Aus dem heldisch klingenden Fastolf machte er den dicken Falstaff. Cordelia, Perdita, Imogen, Nerissa sind Shakespeares Eigenschöpfungen.

Aus der neuern Literatur seien genannt: Kellers Vrenchen, noch einmal sein Maus der Zahllose, die Jungfer Züs Bünzlin; Lux im Sinngedicht; Gutzkows Schlurk in den Rittern vom Geist; Mörikes schöne Lau; Reuters Bräsig; Sudermanns Michalke in der ‚Ehre'. — Wie abgeschmackt ist dagegen der Name Quaquaro für einen echtberlinischen Hausverwalter in G. Hauptmanns ‚Ratten'; wie lächerlich der ernstgemeinte Herr von Kammacher in dessen elender ‚Atlantis'! Oder wußte Hauptmann nichts von Kellers Gerechten Kammachern?

*

Wohl dem Schreiber, der alles Geschriebene zuerst einem klugen willigen Hörer — noch besser einer solchen Hörerin! — vortragen kann. Vereinigt dieser oder diese mit der Freundschaft oder Liebe die strenge Wahrheit, um so wohler. Vier Ohren hören mehr und besser als zwei; selbst das Diktieren ist kein so sichrer Schutz gegen klangliche Unglücksfälle. Platen wird um vieler schönklingender Verse willen als einer unsrer tonschönen Dichter gerühmt; aber wie seltsam: grade bei ihm gibt es Stellen mit unerträglichen Mißklängen. Einer seiner Hexameter beginnt: *Mit Schießscharten versehn;* ein andrer schließt: *zu ergänzen des Stoffs Fehl,* ein dritter: *Kein Bleiben vergönnt des Geschicks Beschluß mir.* Und dieser merkwürdige Dichter erdreistete sich, die Hexameter in Hermann und Dorothea ‚holpricht' zu schelten. — Bei dem ihm nicht unähnlichen Hugo von Hofmannsthal, dessen Sprachmusik als unübertrefflich gerühmt wird, steht in Prosa: *Der spanische Aufenthalt enthält ein kleines Erlebnis* und im Reimvers: *Und säng recht etwas Trauriges, Indes ich hier im Dunklen säß.*

In Herders ‚Ideen' ist stehen geblieben: *Der in sich selbst überall allgenügsamen Natur.* Gleim schreibt gar an Herder: *Laßt uns uns unsers Schicksal freuen.* Wendungen wie ‚um nicht zu weinen zu brauchen' (Gutzkow) kommen sehr oft vor; unvermeidlich sind sie nicht, nur muß man sich nicht so sprachwidrig wie Ebers zu helfen suchen: *ohne eine Entdeckung befürchten zu brauchen.* Bei Laube heißt es einmal: *Die Gesellschaft muß sich sicher stellen,* und dem feinhörigen Eichendorff ist einmal widerfahren: *Die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch* (im ‚Taugenichts').

Nicht ganz so arg, doch arg genug sind diese aufgefangenen Mißtöne:

Unmittelbar nach den Ereignissen, als also von besonnener Kritik noch gar keine Rede sein konnte. (Bölsche.) — Schiefe Bezüge zu zufälligen Unzüchtigkeiten. (Borinski.) — Der Egmont ist durchaus aus einem Guß. (R. M. Meyer.) — Ein Wesen, das Goethen so nahe stand, zwingt uns, uns eine Ansicht über sie zu bilden. (H. Grimm.) — Die ganze Haut ist als nichts anderes zu betrachten, als als eine Lage von Nervenwärzchen. (Oken.) — Bismarck betrachtete ihn eher als einen angesehenen Nachbarn als als Mitarbeiter. (Vossische Zeitung.) — Nach Nachrichten, die die Pforte aus Serbien erhalten hat. (Dresdener Zeitung.)

Immerhin sind die gehetzten Zeitungschreiber entschuldbarer als die bedachtsamen Gelehrten.

*

Strömt im Wohllaut der Sprache das Empfinden aus, so gibt der Satzschritt (Rhythmus) die innere Bewegung wieder. Der für seine eignen Schriften so oft vertaubte Jean Paul hatte ein feines Ohr für die Musik der Andern:

Wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder hinüber, unwillkürlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorener Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen.

Das ist's: der echte Herzschlag des Satzes läßt sich so wenig künstlich erzeugen wie das echte Gefühl. Der gefälschten Begeisterung, dem erheuchelten ‚Brustton der Überzeugung' entspricht der verlogene Satzschritt. Was vom Satzbau gesagt wurde, daß er etwas ganz Persönliches ist (S. 295), gilt vom Schrittmaß des Satzes und der Darstellung. ‚Es gibt einen prosaischen Rhythmus, aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten.' (Jean Paul). Er bietet sich ungesucht dem in der Tiefe empfindenden Schreiber dar und schmiegt sich gehorsam, ewig wechselnd, dem ewig wechselnden Inhalt an. Nietzsche schreibt hierüber nur halb klar:

Gute Schriftsteller verändern den Rhythmus mancher Periode bloß deshalb, weil sie den gewöhnlichen Lesern nicht die Fähigkeit zuerkennen, den Takt, welchem die Periode in ihrer ersten Fassung folgte, zu begreifen; deshalb erleichtern sie es ihnen, indem sie bekanntere Rhythmen den Vorzug geben.

Ist Satzmusik überhaupt zu lernen, dann nur aus den Dichtern. Über die Satzmusik bei Goethe verweise ich auf mein Buch über ihn (S. 515). Man lese mit lauschenden Ohren besonders Goethe, Schiller, Hölderlin, Uhland, Mörike, Eichendorff, Heine, Hebbel, Geibel, Leuthold, Heyse, Storm, C. F. Meyer, Keller, und es müßte wunderlich zugehen, wenn aus ihnen ein Schreiber mit Sinn für Wohllaut nicht einiges lernte. Aus Regeln wie der von der Notwendigkeit des ‚aufsteigenden Rhythmus' ist nichts zu lernen. Der Leser wird in allen größten Prosawerken auf jeder Seite Satzmusik von ganz andrer Art finden. Denn nur ein Gesetz gibt es, für den Schritt des Satzes wie für den Stil überhaupt: sie sind der Ausdruck des Empfindens und Denkens des Menschen.

Vierter Abschnitt.

Klarheit und Verständlichkeit.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit. (Lessing.)

Die Deutschen besitzen die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen. (Goethe.)

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Ausdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele. (Goethe zu Eckermann.)

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wußten, was sie ausdrücken wollten. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen. (Schopenhauer.)

Klarheit und Verständlichkeit sind aufs nächste verwandt, aber nicht genau gleich. Ein Mathematiker kann kristallklar schreiben, mir jedoch unverständlich bleiben, weil er bei seinen Lesern voraussetzt, was mir abgeht; Gedankenbahnen durchmißt, die mir ungangbar sind. Ein andrer Schreiber kann mir in jedem Einzelwort verständlich, aber durch die Verworrenheit des Ganzen unklar sein: er hatte die Teile in der Hand, fehlte ihm nur das geistige Band. Hegels einzelne Wörter in den Beispielen auf S. 468 und 469 sind uns zur Not verständlich; die ganzen Sätze hat nie ein Mensch verstanden, auch Hegel nicht.

Mit Ausnahme der absichtsvollen Dunkelmänner, also der Zieraffen und andrer Stilgaukler, ist alle Welt im Lobe der Klarheit einig. Selbst die Dunkelmänner nehmen es übel, wenn man sie so nennt: sich selber kommen sich sonnenklar vor. Der Mensch ist ein lichtfreudiges Wesen, die Helle ihm lieber als das Dunkel, die Nacht ist keines Menschen Freund. Indessen hier wie überall handelt es sich nicht um den tausendfach verschiedenen Geschmack des Einzelnen, sondern um ein allherrschendes Gesetz: von allen Stilarten ist

Digitized by Google

die klare die beste, denn sie ist die zweckmäßigste. Den hellbelichteten Satz, die durchsichtige Gliederung, den leuchtend erkennbaren Sinn des Ganzen nehmen wir ungetrübt auf, und das ist doch wohl die Absicht des ehrlichen, des guten Schreibers. So wenig oder so viel er uns zu geben hat, ganz will er es geben, nichts soll aus Mangel an Licht übersehen werden. Und die wohlige Empfindung des Lesers, daß ihm nichts verborgen bleibt; seine Freude am Finden, Erkennen, Aufnehmen, Verarbeiten — sie sind Schönheitsgenuß: darum steht dieser Abschnitt in dem Buche von der Schönheit; darum an der Spitze des Abschnitts das Bekenntniswort Lessings über seinen Stil.

Es gibt an sich mehr oder weniger klare Sprachen. Vom Französischen hat Rivarol (S. 165) mit ähnlicher Entschiedenheit, wie Lessing von seiner eignen Schreibweise, geurteilt: *Tout ce qui n'est pas clair, n'est pas français* (Alles, was nicht klar ist, ist nicht französisch). Für so wichtig hielt er diesen Satz, daß er ihn mit lauter Großbuchstaben drucken ließ. Man darf ihm zustimmen, wiewohl es auch einige dunkle französische Schriftsteller gibt, allerdings nur absichtlich dunkle, z. B. Mallarmé. Die Franzosen schützen sich gegen sie durch das von Schopenhauer empfohlene Mittel: ‚Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region gerät als die eigene.' Das Deutsche hat Eigenschaften, die unter der Feder eines unachtsamen Schreibers zur Unklarheit, unter der eines preziösen, eines unredlichen zur Dunkelheit führen. Der gute Schreiber muß die dunkeln Winkel seiner Muttersprache kennen und in sie desto stärkeres Licht ergießen. Einem so klaren Kopfe wie E. M. Arndt widerfuhr die Doppeldeutigkeit: ‚Und Gott im Himmel Lieder singt.' Man sollte es kaum glauben: Nietzsche hat dies wirklich falsch verstanden, oder — verstehen wollen, um einen Witz einzuschmuggeln: ‚Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum. Der Deutsche denkt sich selbst Gott liedersingend.' (Sprüche und Pfeile, 33.)

Die zwei hier unterschiedenen Gattungen der Unklarheit, die aus Unachtsamkeit und die aus unredlicher Absicht, verdienen natürlich ein verschiedenes Urteil. Mit der Unachtsamkeit soll man Nachsicht üben, denn wer von uns allen ist sicher vor ihr? Unbarmherzig zu verurteilen ist das absichtliche Verdunkeln, denn es entspringt allemal unlauterer Sinnesart: dem Streben, die bewußte oder unbewußte Unklarheit, ja Unwissenheit des Schreibers zu verschleiern und Gedankentiefe vorzuspiegeln. Die absichtliche Unklarheit, die gefährlichste und die gemeinste, ist zur Zeit die vorherrschende; einen ihrer Hauptkunstgriffe, die Fremdwörterei, haben wir untersucht. Nur der unausrottbare Fetischglaube an die Heiligkeit bedruckten Papiers läßt diese absichtlich schwindelnde Dunkelheit in Deutschland noch gedeihen. Rudolf Hildebrand, unser feinster Deutschkundiger nach Uhland und Jakob Grimm, hat nachdrücklich betont: ‚Die volle wahre Klarheit ist gebunden an die lebendige Sprache, an die Muttersprache, auch für die Wissenschaft; an das Fremde aber, vor allem an die abstrakte Schulsprache, hängt sich Unklarheit.' Eines der überzeugendsten Beispiele sind Friedrich Schlegels ‚Fragmente': die gescheiten, die klaren Sätze sind überwiegend deutsch; wo er bewußt oder unbewußt schwafelt, rücken unfehlbar Haufen von Fremdwörtern an. Klar und geistreich sind z. B. die Sätze: *Noten zu einem Gedicht sind wie anatomische Vorlesungen zu einem Braten. — Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.* Dagegen halte man dieses tiefsinnig sein sollende unverständliche Kauderwelsch: *Moderantismus ist Geist der kastrierten Illiberalität. — Die intellektuelle Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.*

Sprachliche Unklarheit ist selten ganz frei von Unredlichkeit. Schon Plutarch schrieb von den Sophisten: ‚Sie gebrauchen in ihren Unterhaltungen und Streitschriften Worte als Vorhänge vor den Gedanken', wahrscheinlich die Quelle des angeblich Talleyrandschen Wortes von der Sprache als Mittel zum Verbergen der Gedanken (S. 422), das sich übrigens schon bei Molière findet: *La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée.* Den Nagel aber auf den Kopf trifft ein andrer wasserklarer Franzose, Vauvenargues, der die Klarheit nennt *la bonne foi des philosophes* (den guten Glauben der Philosophen). Schopenhauer, der Hegels sinnlose Dunkelheit immer wieder Unredlich-

keit schalt, tat dies nicht aus gekränkter Eigenliebe; wer kann glauben, daß z. B. folgende Sätze Hegels ihm selbst klar gewesen sind:

Das Selbstbewußtsein in dem Elemente der Unmittelbarkeit oder des Seins die Sittlichkeit ausdrückend, oder ein unmittelbares Bewußtsein seiner wie alles Wesens so als dieses Selbsts in einem Andern. — Der Geist ist in seiner einfachen Wahrheit und schlägt seine Momente auseinander. Die Handlung tönet ihn in die Substanz und das Bewußtsein derselben; und trennt ebenso wohl die Substanz als das Bewußtsein. Die Substanz tritt als allgemeines Wesen und Zweck sich als der vereinzelten Wirklichkeit entgegen; die unendliche Mitte ist das Selbstbewußtsein, welches an sich Einheit seiner und der Substanz, nun für sich wird, das allgemeine Wesen und seine vereinzelte Wirklichkeit vereint, diese zu jenem erhebt und sittlich handelt und jenes zu dieser herunterbringt, und den Zweck, die nur gedachte Substanz, ausführt: es bringt die Einheit seines Selbst und der Substanz als sein Werk und damit als Wirklichkeit hervor. In dem Auseinandertreten des Bewußtseins hat die einfache Substanz den Gegensatz teils gegen das Selbstbewußtsein erhalten, teils stellt sie damit ebenso sehr an ihr selbst die Natur des Bewußtseins, sich in sich selbst zu unterscheiden, als eine in ihren Massen gegliederte Welt dar.

Das sinnlose Zeug ist hiermit noch lange nicht zu Ende, nur die Geduld des Abschreibers reichte nicht weiter. Und zu den Füßen Hegels haben vor bald hundert Jahren im zweifelsüchtigen Berlin die klügsten und edelsten Männer gesessen, solcher Weisheit lauschend.

*

Der Stil kann gar nicht hell genug sein; mehr Licht, immer noch mehr Licht! heißt die Forderung des Tages und aller Tage. Dunkel zu schreiben, hat zur äußersten Not nur der ein Recht, in dem eine Überfülle tiefster, selbst ihm noch nicht ganz enthüllter Offenbarungen flutet; solch ein Wundermann aber würde zugleich redlich genug sein, mit dem Schreiben zu warten, bis lichtvolle Klarheit sich über seine Schätze ergossen hat. Gar nicht schroff genug kann grade in Deutschland Streit verkündet werden dem Aberglauben, Klarheit und Tiefe vertrügen sich nicht. Was ist klarer und zugleich tiefer als die Worte Jesu? Wer hat mit größerer Leidenschaft nach Klarheit gerungen als Spinoza, Lessing, Goethe, Schopenhauer? Dunkelheit des Ausdrucks ist fast jedesmal Ausdruck der Dunkelheit, denn ‚Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken' (Schopenhauer). Und von dem absichtlich preziösen und dunkeln Skribler heißt es bei ihm, er suche etwas darin, so zu schreiben daß es aussehe, als vermöchten keine Worte seine hohen und tiefen Gedanken auszudrücken. Von dem leichtgläubigen Leser aber: ‚Er denkt am Ende, es müsse etwas höchst Gescheites, nämlich sogar seine Fassungskraft Übersteigendes sein, und nennt nun seinen Autor einen tiefsinnigen Denker.' Einzig in Deutschland, dem Erblande des gelehrttuerischen dünkelhaften Dunkelstils, herrscht vielfach noch die Scheu vor der Klarheit, welche die Dunklen Seichtheit schelten, die Ehrfurcht vor dem sich in Dunkel hüllenden Scheintiefsinn.

In Westermanns Monatsheften erklärte ein Besprecher der ersten Auflage dieses Buches, mein Stil gefalle ihm nicht, weil er ‚zu eindeutig, zu wasserklar' sei. Nie ist mir Erfreulicheres über meinen armen Stil gesagt worden; ich muß mich hüten, durch solchen Tadel zur Eitelkeit verführt zu werden. In welche Abgründe aber der deutschen Auffassung vom Wesen des Stils erschließt solch Urteil den Blick! — Der deutsche Schriftsteller, der nicht verstanden wird, nennt den Leser einen Esel. Diderot schreibt in seiner ‚Philosophischen Unterhaltung mit der Frau Marschall ... —: ‚Wenn Sie mich nicht verstünden, so wäre das wohl meine Schuld.' Ich denke wie Diderot.

Paul Heyse rät spottend:

Lernt darum den Kunstgriff üben,
Der euch den Erfolg verdriese:
Müßt das seichte Wasser trüben,
Daß man glaubt, es habe Tiefe.

Die im Trüben nach Bewunderung fischenden Scheintiefsinnigen führen gern Lichtenbergs hübschen Ausspruch an: ‚Wenn ein Buch mit einem Kopf zusammenstößt, und es klingt hohl, so liegt die Schuld nicht immer am Buch.' Nicht immer! Viel gemeingültiger ist aber die Fassung: ‚so liegt die Schuld nicht immer am Kopf'.

Der Amerikaner Mark Twain, ein Meister der lachenden Wahrheit, ein herzlicher Freund Deutschlands, hat sich wiederholt liebevoll lustig gemacht über die *awful german language*, weil sie ihm so oft mit unnötiger Unklarheit begegnet war. Wegen solcher Scherze von einem Deutschen zur Rede gestellt, machte er ihm diesen brieflichen Vorschlag, dessen Humor ich nicht übersetzend verwässern möcht: Clarity and simplicity are possible in that tongue, and people who muddy it and confuse it and darken it ought to be taken out and hanged. If you can get this plan tried, even for a single year, I am sure you will see a change. It will cost the lives of a few authors — possibly a hundred —, but what of that? Great reforms always cost something, and this one would be cheap at the price. There's plenty of authors. There is no use in being stingy with material, when there is such opulence of it and so much to be gained at such a small outlay. Come — sacrifice the hundred! Hier haben wir einen der Fälle, wo verzärteltes Mitleid einen unbezweifelbaren Bildungsfortschritt hindert. Dabei hatte der gutgläubige Mark Twain nicht an die Möglichkeit gedacht, daß es absichtliche Verdunkler gäbe; welche Todesstrafe würde er wohl über diese verhängt haben? Vielleicht die mittelalterliche für die Münzfälscher.

*

Keine Entschuldigung der Unklarheit ist die Schwierigkeit des Gegenstandes; sie ist eher eine neue Anklage: je schwieriger das Darzustellende, desto klarer muß die Darstellung sein. Unklarheit in wissenschaftlichen Schriften, Unklarheit gar in Lehrbüchern — welches Wort ist zu hart für diese Stilsünde? Denen aber, die Klarheit für nicht vornehm, nicht wissenschaftlich genug halten — auch solche gibt es —, sei ins Gedächtnis gerufen, daß keiner unsrer großen Prosaschreiber sich für zu vornehm gehalten hat, sich die äußerste Mühe um die höchste Klarheit zu geben. Goethe, der sich hierauf verstand, rühmte, nach Schopenhauers Bericht über eine Unterredung, an Kant, ihm würde, wenn er eine Seite von ihm lase, zumut, als träte er in ein helles Zimmer. Wo Kant uns dunkel erscheint, da liegt es an der Neuheit des Gegenstandes, an einer gewissen sprachlichen Spröde Kants, zum Teil an einem Wandel unsers Sprachgebrauches, niemals an einem vornehmtuerischen Tiefscheinenwollen. Dies erkennt man schon an der verhältnismäßigen Sprachreinheit des Philosophen Kant: er gebraucht nur die damals allgemein üblichen Fremdwörter, erfindet sich kein neues Fremdwörterbuch, wie die Philosophler Lamprecht, Simmel und Genossen.

Wenn wir den Stil Lessings, Goethes, seiner Mutter, Schillers, Clausewitzens, Moltkes, Treitschkes, Freytags, Nietzsches rühmen, drängt sich uns nicht an erster Stelle das Lobeswort Klarheit auf? Moltkes kurze Geschichte z. B. des Krieges von 1870 mit ihrem gewiß verwickelten Stoff ist für jeden mittelgebildeten Laien mit Hilfe einer Karte des Schauplatzes in jedem Satze wie im Ganzen durchsichtig klar. Ich kannte eine edle alte sehr friedliche Frau, die mit Vorliebe Clausewitzens Buch vom Kriege las und durchweg verstand. Damit vergleiche man die Unfähigkeit, wenn nicht den bösen Willen, vieler wissenschaftlicher und andrer Schreiber über sehr einfache Dinge. Wir erwarten z. B. von dem Verfasser eines Stilbuches Belehrung über den Satzbau; wir dürfen sie erwarten, denn wozu hätte er sonst sein Buch geschrieben? Was aber lernen wir aus folgenden Sätzen:

Der durch die Verbindung eines Verbs mit einem Objekt der Art (?) gebildete besondere Begriff wird oft durch ein zweites Objekt der Art auf eine besondere Unterart zurückgeführt. Auch wird die so bezeichnete Unterart des Begriffes oft durch mehr als ein Objekt des Individuums (?), durch den Personenkasus und zugleich durch ein Raum- und Zeitverhältnis auf Einzelnes zurückgeführt.

Dies ist nur Unfähigkeit des Schreibers, denn er selbst wird sich wohl etwas ihm Verständliches dabei gedacht haben. Für bewußte Verdunkelung zum Verschleiern tiefer Unwissenheit halte ich Hegels Erklärung der Elektrizität:

Die Elektrizität ist der Zweck der Gestalt, der sich von ihr befreit, die Gestalt, die ihre Gleichgültigkeit aufzuheben anfängt; denn (!) die Elektrizität ist das unmittelbare Hervortreten oder das noch von der Gestalt herkommende, noch durch sie bedingte Dasein — aber noch nicht die Auflösung der Gestalt selbst, sondern der oberflächliche Prozeß, worin die Differenzen die Gestalt verlassen, aber sie zu ihrer Bedingung haben und noch nicht an ihnen selbständig geworden sind.

Harmloser sind folgende Dunkelheiten: *Wenn Cäsar Tränen vergießt bei der Säule des mazedonischen Jünglings, und dieser bei dem Grabe Achills mit Eifersucht an einen Herold des Ruhmes denkt, wie der blinde Minnesänger (?) war, so biegt ein Erasmus im Spott sein Knie für den heiligen Sokrates, und die hellenistische Muse unsers von Bar muß den Schatten eines Thomas Diafoirus beunruhigen, um uns die unterirdische Wahrheit zu predigen . . . .* (Hamann). Auffallend ähnlich den Sätzen Erich Schmidts auf S. 43.

Warum und wozu schreibe ich über Tolstoi? Wenn man in der Luft und in dem Umkreis von Jasnaja Poljana immer wieder eingekehrt ist und dort Stunden des tiefsten und reichsten Lebens zubrachte, dann drängen sich einem solche Urfragen auf (Julius Hart zu Beginn eines Büchleins über Tolstoi). Also der Schreiber war bei Tolstoi, und oft? — Hart war niemals in Jasnaja Poljana; wer das aber zufällig nicht weiß, erfährt der aus diesem Satze, daß alles sozusagen nur sinnbildlich gemeint ist?

Steigen wir aus den Reichen der Sinnbilderei in die der Wirklichkeit und fragen uns, warum nicht halb oder ganz dunkel geschrieben werden darf, sondern sonnenhell, so lautet die Forderung an die noch so großartigen Dunkeldünkler: Ihr sollt uns nützen oder sollt schweigen! Wer drucken läßt, will ja nützen; und seinen Mitmenschen nützen ist selbst im Zeitalter der Ästheten keine Schande. Auch diese lassen drucken, weil sie ihren Mitästheten zu nützen glauben. ‚Nur der Schriftsteller wird uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt' (Schopenhauer). Abermals muß gesagt werden: ein Schriftsteller von mittlerem Wissen und Können, der all seine geistige Habe durch die fleckenlose Klarheit seines Stiles Andern übermittelt, nützt mehr als ein grundgelehrter Schreiber, der einen großen Teil seines Geschreibes in undurchdringliches Dunkel hüllt. Auf den tiefen Zusammenhang zwischen Dunkel und Dünkel hat übrigens schon der Menschen Weisester, Goethe, hingewiesen: ‚Bei Bornierten und Geistigdunkeln findet sich der Dünkel' (zu Eckermann). — Ein gutes Beispiel für den überragenden Nutzen der Klarheit aus neuster Zeit ist Ludwig Speidel, mehr als ein Menschenalter hindurch nicht ohne Grund der Abgott der Wiener Leser. Er war weder ungewöhnlich gelehrt noch sonderlich tief; alles jedoch, was er schrieb, war verständig, jeder Satz verständlich: so hat er seinen zahlreichen Lesern unvergleichlich mehr wahre Bildung gespendet als viele seiner vorgeblich oder wirklich kenntnisreicheren Zeitgenossen, die sich aus Ungeschick oder aus Dünkel in Dunkel hüllten.

Einen nicht unebnen seelischen Grund für den Vorzug der Verständlichkeit gibt Cicero in seinen ‚Pflichten' (2, 3): ‚weil der Hörer, der alles versteht, sich in Folge dessen auf seine Gescheitheit etwas einbildet.' In der ganzen übrigen Bildungswelt gilt der Grundsatz höchster Klarheit; in Deutschland verlangen manche Leser gradezu, durch tiefsinnig scheinende Unverständlichkeit beschwindelt zu werden. Eindeutigkeit und Wasserklarheit (vgl. S. 468) sind ihnen zuwider; sie ziehen Vieldeutigkeit und Pfützentrübe vor: auch in deren Deutung und Aufhellung kann man sich und andern gescheit vorkommen.

*

Klarheit kann niemals in einen Fehler ausarten. Wenn zuweilen geurteilt wird: Dieser Schreiber ist klar bis zur Plattheit, so täuscht man sich über den Sinn von Klarheit und Plattheit. Der klare Schreiber läßt das Licht in die Dunkelheit ausströmen; der platte zündet Licht am hellen Tage an. Er schreibt gewichtig Sätze nieder, die man nicht einmal im Gespräch sagen oder beachten würde; aus Überschätzung seiner selbst und aus Unterschätzung des Lesers verkündet er Selbstverständlichkeiten, als seien sie unerhörte Offenbarungen. Der oft geistreiche Friedrich Schlegel salbadert in einem Aufsatz über ‚Nordische Dichtkunst': *Die Jugend ist der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer teuer bleiben.* — Zacharias Werner läßt seine Makkabäermutter Salome nach dem Sieden eines ihrer Kinder in Öl ausrufen: *O es ist schwer doch, von Märtyrern Mutter zu sein!*

Verwunderliche Plattheiten stehen in Platens Dichtung und Prosa:

Nicht für Handwerksburschen allein, — für denkende Männer,
Für großfühlende Fraun, dichte der deutsche Poet! —

Wen die Natur zum Dichter schuf, den lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren.

Hat man jemals hieran gezweifelt? muß dies der Dichter in pomphaften Versen sagen? — Platen in Prosa über Homer: *Die Vorzüge der Homerischen Dichtungen sind nicht die Vorzüge unserer Zeit; dafür aber* (haben wir) *andere, von denen sich Homer nichts hat träumen lassen. — Wie oft gewinnen Dinge ein ganz anderes Aussehen, sobald sie bedacht werden. — Bewahre in allen Angelegenheiten die Klarheit des Geistes. — Unter allen Ländern bist du doch immer dem Vaterlande am meisten schuldig* (die letzten drei Sätze aus Platens ‚Lebensregeln'.) — Die Franzosen nennen dergleichen Plattheiten ‚die Weisheit des Herrn von la Palisse', über den es z. B. diese Verschen gibt:

Monsieur de la Palisse est mort
En perdant la vie,
Un quart d'heure avant sa mort
Il était encore en vie.

In dem einstmals als ein Gipfel des Geistreichtums ausposaunten Modebuch von Langbehn: ‚Rembrandt als Erzieher' steht neben Dutzenden von Plattheiten diese: *Handschrift entsteht immer durch ein Zusammenwirken zweier Faktoren: eines beweglichen, der Hand, sowie eines festen, des Stiftes.* — J. Wassermann erklärt uns mit wichtigtuerischer Plattheit: *Die Art des Erzählens ist nur ein scheinbar Äußerliches, denn in Wirklichkeit ist sie die Seele der epischen Kunst.* Das scheinbar so unschuldige Fremdwort ‚episch' hatte ihn verführt; gewiß hätte er nicht zu schreiben gewagt: Die Art des Erzählens ist die Seele der Erzählungskunst. — In G. Hauptmanns ‚Kaiser Karls Geisel' ertönt das abgrundtiefe Wort: *Wer tot ist, ist des Lebens ledig.* Aber besonders platt, in tiefsinnigtuender Aufplusterung, wird er jedesmal, wo er von einer Zeitung um einen geistreichen Ausspruch ersucht wird; dann vernehmen wir Weisheitssprüche wie diesen: *Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur stärker in ihrer Wesenheit [!] als Irrtümer, entfernen sich dadurch aber um so mehr von der Wahrheit.* —Lamprecht stellt die ‚schöne Kaiserzeit des Mittelalters' und die ‚Reformation' gegenüber dem ‚Zeitalter des Subjektivismus', dem 18. Jahrhundert, und fügt begeistert hinzu: *Um wieviel näher aber liegen diese Zeiten dem lebenden Geschlecht!*

Großartig klingende Plattheiten stehen fast auf jeder Seite bei Julian Schmidt: *Das Urteil über ein Volk hängt sehr davon ab, von welcher Seite man es betrachtet. — Was wir Zivilisation nennen, ist nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe gewesen, — Byron hat für uns etwas Fremdes; er sieht kaum mehr wie einer unsrer Zeitgenossen aus.* Byron hatte allerdings eine Entschuldigung: er war schon seit 1824 tot.

Etwas überaus Neues glaubte wahrscheinlich auch Spielhagen mit dem Satze gesagt zu haben: *Jedes Geschlecht ist der Epigone des vorhergegangenen.* Der Satz ließe sich noch erweitern: Es ist der Progone des folgenden. — Ob Spielhagen, der doch kein Dummkopf war, ohne die Selbsttäuschung durch das Fremdwort solche Plattheit begangen hätte?

Anders steht es natürlich mit schalkhaft absichtlichen Plattheiten wie Buschs ewig wahren Versen: *Musik wird oft nicht schön gefunden, Weil sie stets mit Geräusch verbunden,* oder: *Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr.* — Auf unabsichtlicher, aber gänzlich anspruchsloser Plattheit beruhen die hinreißenden Wirkungen mancher Verse der schlesischen Dichterin Friederike Kempner, z. B. diese höchst edelsinnige Mahnung ‚An die Anarchisten':

Kehrt zurück zu Recht und Ehre,
Merkt euch der Geschichte Lehre:
Niemals nützlich war der Mord,
Und es gibt ein ewiges Dort.

Und diese ebenso unbestreitbare wie entzückende Wahrheit über ‚das Tier':

Es liebt und haßt, fühlt Weh und Freude,
Das müsset ihr ja zugestehn;
Daß es nicht auch französisch spricht,
Das ändert doch die Sache nicht.

Zu den älteren Perlen großartiger Plattheit gehören Raupachs berühmte Verse:

Ich wußte es, es mußte so verlaufen,
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

*

Klarheit ist Schönheit, Klarheit ist Kunst; Dunkelheit ist keins von beiden. Wieviele der Besten greifen immer noch zur Erquickung nach Goethe, wenn sie sich den Kopf wüst gelesen haben an dem anspruchsvoll dunkeln Geschwöge mancher Tagesgrößen. Goethe ist so klar wie die klarsten Franzosen und Engländer, — ein sprechender Beweis, daß das Tiefste sich aufs klarste ausdrücken läßt. Von Goethes Prosa rühmte Heine: ‚Sie ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden.' — Und Lessing! Wie ist er besorgt ums Verstehen seiner Leser; wie gliedert er, beleuchtet er jedes Satzglied, meidet er jedes dunkle Wort. Keine der kleinen Hilfen des Stiles verschmäht er, wenn er dem Leser dadurch einen Gefallen tun kann: *Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat als die Franzosen?* Wie kurz ist die Unterbrechung; aber Lessing wiederholt ‚immer Shakespeare', um den Satz zu schmeidigen und dem Leser das geringste Stocken zu ersparen. — Und in wie strahlendem Lichte erscheint uns die Klarheit Schillers in seinen Schriften zur Philosophie und Kunst, wenn wir erwägen, daß er ja fast in jeder der erste war, der diese schwierigen Fragen in deutscher Sprache allgemein verständlich zu behandeln wagte. Über den Unterschied der naiven und der sentimentalischen Dichtung schreibt er so einfach, so klar, daß ihn jeder ein wenig belesene Primaner versteht, mindestens den Wortsinn jedes Satzes ungetrübt aufnimmt. Welcher Hochgelehrte aber versteht z. B. diesen Satz eines hochberühmten Germanisten über Goethes Prometheus: *Mahomets monotheistischer Aufstieg vom Gestirndienst und die künftigen Wirren des Propheten waren in Hymnen und Gesprächen angelegt* (von Goethe? von alten Arabern? oder von wem sonst?), *längst bevor Goethe nach dem Scherz der geistreichsten Romantikerin* (Karoline? Bettina? Dorothea? Rahel? Günderode? und wie lautete der Scherz?) *den Voltaire (?) in Musik setzte (??), wie Mozart den Schikaneder* — ? Hier geht die Unklarheit des gezierten Ausdrucks, ja die Schiefheit des Satzbaues — Goethe gehört mit einem ‚von' hinter ‚waren' — so weit, daß die zweite Hälfte garnicht, die erste falsch verstanden wird.

Die Verteidigung der Dunkeldünkler mit der Pflicht des Lesers, durch verdoppeltes Forschen hinter den Sinn solcher Rätsel zu dringen, ist rundweg, im Notfalle grob, abzuweisen. Ein Genius für Jahrtausende müßte der sein, der von uns verlangen dürfte, daß wir jeden seiner Sätze zweimal, fünfmal, zehnmal hin und her drehen, um dessen Abgrundtiefe zu ermessen. Von dem Schreiber des Tages für den Tag oder doch nicht weit darüber hinaus fordern wir, daß er dem aufmerksamen Leser beim ersten Lesen zunächst äußerlich verstehbar sei. Man bedenke: jeder Schreiber verlangt vom Leser ein Stück von dessen Lebenszeit; und da will er sich nicht die Mühe geben, ihm so wenig wie möglich Leben zu kosten? Die Forderung, daß jedes Wort jedem gebildeten Leser verständlich sein müsse, ist nicht zu streng. Kein Schreiber weiß bestimmt vorher, in wessen Hände seine Schrift kommt; er will und er soll von jedem Leser seines Bildungskreises

verstanden werden. Griechen, Römer, Franzosen, Engländer schreiben so, daß jeder gebildete Landsmann sie versteht; von vielen Sätzen gelehrter deutscher Schreiber darf man behaupten, daß sie ihren eignen Verfassern nach ein paar Jahren dunkel klingen. Mit Recht fragt Cicero, ‚ob es nicht besser wäre, stumm zu sein, als zu sagen, was niemand versteht?', und Quintilian geht so weit, zu verlangen: *Oratio debet negligenter quoque audientibus esse aperta* (Selbst nachlässig Zuhörenden muß der Vortrag klar sein). Dies ist übertrieben; durchaus richtig aber seine andre Forderung: *Non solum ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum* (Nicht bloß verstanden soll man werden, sondern unter keinen Umständen mißverstanden). Mit aller Schärfe stellte schon Aristoteles den Grundsatz auf: ‚Das Wort, das nicht verstanden wird, verfehlt seinen Beruf' (wörtlich: wird sein Werk nicht tun), und der durch kein schwindelhaftes Dunkel zu täuschende Schopenhauer hat, ein Menschenalter vor Mirza Schaffys ‚Alles gemeinem Verstand Unverständliche Hat seinen Urquell im Unverstand', rücksichtslos der Katze die Schelle angehängt: ‚Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt, und allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, daß eine Mystifikation, als daß ein großer Tiefsinn darunter verborgen liegt.' Mystifikation ist nur die allzu höfliche fremdwörtelnde Beschönigung für Schwindel.

*

Jeder Schreiber, dem es um sofortiges Verstandenwerden zu tun ist, sollte sich vor allem der Gefahren bewußt sein, die in gewissen Eigenheiten unsrer recht schwierigen deutschen Sprache lauern, z. B. der Vieldeutigkeit von *die, sie, ihr*, der Gleichform von Erst- und Viertfall, Zweit- und Drittfall in der Beugung weiblicher Hauptwörter, gewisser Eigenschafts- und Umstandswörter, und dergleichen mehr. Auch andre Sprachen leiden an gewissen Doppeldeutigkeiten; Quintilian führt als Beispiel die letztwillige Bestimmung an, der Erbe soll dem Erblasser nach dem Tode *statuam auream hastam tenentem* errichten: die Quelle eines Rechtsstreites darüber, ob das ganze Standbild oder nur die Lanze golden sein sollte (vergleiche das deutsche Beispiel auf S. 385). Und wieviel Streit hat das Doppeldeutige *suo* in Vasaris Bericht über ein Bild Rafaels entfacht: *A Bindo Altoviti fece il ritratto suo* (Dem B. A. machte er sein Bildnis)! Altovitis oder Rafaels eignes Bildnis? Solcher Fallstricke sind im Deutschen weit mehr, und die folgenden Beispiele, allerdings zum Teil von nachlässigen Schreibern, sollen uns alle zur äußersten Vorsicht mahnen.

Gutzkow über die romantische Begeisterung für das Mittelalter: *Der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland ...* — Wer versteht diesen Satz H. Grimms: *Hoch oben über dem Kreise der Auserwählten die Seligen mit den Werkzeugen des Todes und der Marter Christi, die sie umschweben und im Triumph herbeitragen?* Es ist Grimm zuzutrauen, daß ‚sie' sich einmal auf die Seligen, daß zweite Mal auf Werkzeuge beziehen soll.

Bei übers Kreuz verheilten Seh- und Hörnerven hörten wir mit dem Auge den Blitz als Knall (Du Bois-Reymond). Erst der weitere Zusammenhang ergibt, daß ‚hörten' bedeuten soll: würden wir hören. — Ossip Schubin: *Seit einigen Monaten teilt Nita das Atelier mit einer Freundin, einer jungen Russin, die sie liebgewonnen.* Wer hat wen liebgewonnen?

Aber, aber — der große Lessing schreibt einmal, allerdings nur in einem Brief an den Bruder: *Da sind ein paar Wolfenbüttelsche Damen, die ihre Männer nach Berlin schleppen.* Nie wird die Lessing-Forschung mit völliger Sicherheit ermitteln, ob die Männer die Damen, oder die Damen die Männer nach Berlin geschleppt haben.

Sie nehmen die Atmosphäre für die Welt selbst, um welche sie sich gebildet hat. (Schleiermacher.) — *Allein freilich ist Freiheit die notwendige Bedingung, ohne welche ...* (W. von Humboldt.) Was bedeutet ‚allein'? *Allein die bayrische Armee soll zur Zeit des Waffenstillstandes 100000 Köpfe stark gewesen sein* (Bismarck). Wir stocken einen Augenblick. ‚Allein' ist oft doppeldeutig, also Vorsicht! Dasselbe gilt für

‚ſelbſt', das auch ‚ſogar' bedeutet; man erinnere ſich, daß es ein gutes Unterſcheidungswort ‚ſelber' gibt.

Hebbel an Heine (18. Dezember 1855): *Vielleicht ſollen Sie den Theologen, die Sie ſo oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unſterblichkeit der Seele liefern.* Wer hat wen geärgert? — Wenn Guſtav Freytag von Friedrich Wilhelm 3. und dem preußiſchen Volke ſchreibt: *Jetzt kam das Volk, das ſeine Ahnen geſchaffen, und gab der letzten Anſtrengung eine Richtung . . .*, ſo entſteht für einen Augenblick, vielleicht für länger, eine Zweideutigkeit.

Wer verſteht ſogleich unzweifelhaft richtig dieſe Verſe C. F. Meyers:

Frommer Augen helle Luſt
Überſtrahlt an voller Bruſt
Blitzendes Geſchmeide . . .?

Schopenhauer wetterte eigenſinnig gegen das Vertauſchen von ‚ſicher' und ‚ſicherlich', nennt aber nicht den einzigen Grund, der wirklich zur Vorſicht zwingt: die Möglichkeit von Unklarheiten, wie z. B. in dieſem Satz Erich Schmidts: *Schiller beherrſcht ſicher die Stoffe* (in den Balladen), *die er roh aus alten und neuen Büchern ſchürft.* Beherrſcht Schiller ſie mit Sicherheit oder ſicherlich? Und iſt jeder Zweifel unzuläſſig, ob nicht ‚roh' ein zu ‚ſchürfen' gehöriges Umſtandswort iſt? Warum nicht Rohſtoffe? Warum ſie geziert auseinanderzerren und eine, noch ſo kurz dauernde, Zweideutigkeit ſchaffen?

Johannes Schlaf über Poe: *Ich denke hier nur etwa des Falles Waldemar, jenes grauſigen Stückes . . .* Weiterhin: *Gerade dieſes Stück ſcheint mir von einer höchſt eigenen Symbolik erfüllt zu ſein.* Alſo iſt der Fall Waldemar von Poe ein Drama? Der Leſer wird durch die Unachtſamkeit des Schreibers irregeführt, der nicht ein einzig Mal den wahren Sachverhalt mitteilt: es handelt ſich um eine Erzählung Poes.

Der Schreiber darf ſich nicht begnügen mit dem Bewußtſein, daß er ſein Geſchreibe ſelbſt in der unklarſten Form verſteht; er iſt verpflichtet, ſo zu ſchreiben, daß es der Unkundige, der ja erſt durch ihn zu Belehrende verſtehe. Nur Erich Schmidt wußte beſtimmt — vorher iſt die Rede von Goethes Bruchſtück des Ewigen Juden —, welchen Helden er in dieſem Satze meinte: *Der junge Goethe mag (?) Gretchens Erdenlaufbahn erſchöpfen, nicht die verſchlungene Bahn vom erſten Monolog des Helden her;* der Leſer muß es zu enträtſeln verſuchen. — Bei einem weniger zierigen Schreiber würde man den Satz: *Die pantheiſtiſche Sehnſucht, die Goethe-Ganymed aufwärts an den Buſen des allliebenden Vaters beflügelt* wahrſcheinlich ſogleich richtig verſtehen: Goethe-Ganymed im vierten Fall; wer aber iſt bei Schmidt ſicher, daß es nicht der erſte, ‚die' nicht der vierte ſein ſoll?

Sage mir deutlicher, wie und wenn,
Du biſt uns nicht immer klar . . .
Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's ſelber war? (Goethe.)

H. Grimm über ein Bild Rafaels: *Was die Echtheit anlangt, ſo ſtehen auf dem Werke genug Stellen zu Tage, welche Raphaels eigenes Machwerk erkennen laſſen.* Alſo iſt es Schund? Erſt viel ſpäter erfahren wir das Gegenteil: Machwerk bedeutet hier nach Grimms empörender Sprachzuchtloſigkeit einfach Werk!

Gervinus: *An die Stelle des Religionsintereſſes trat nun das Handelsintereſſe, das nun die Staatskunſt vorſchrieb.* Iſt ‚das' erſter oder vierter Fall? — Karl Borinski: *Das durchſchnittliche Geſellſchaftsſtück der modernen Welt hat ſchon Shakeſpeare von ſeiner Bühne vertrieben.* Erſt nach Hin- und Herwenden des Satzes ahnen wir, was vielleicht gemeint war; aber beide Deutungen des Bezugfalls von ‚das' und ‚Shakeſpeare' geben einen annehmbaren Sinn. — Adolf Bartels: *Als ſchöpferiſche Kräfte brauchen wir die Juden unbedingt nicht.* Sind wir die ſchöpferiſchen Kräfte? ſind es die Juden?

Carl Buſſe über Guſtav Falke: *Die Stellung, die er ſich dauernd in unſerer Literatur ſchuf, kann ein neues Buch nicht mehr tangieren.* Stellung ſoll wohl der

vierte Fall sein; den Leser aber tangiert es, daß er das nicht auf den ersten Blick unzweideutig erfährt; ja den sprachfeinfühligen Leser tangiert sogar die Unklarheit von ‚tangieren.' Der Gedanke ließe sich ja auch in Versen aussprechen, und Busse wäre der Mann dazu gewesen; hätte der feine Lyriker nicht vermocht, die angeblich so einzigartige Nuance von ‚tangieren' deutsch auszudrücken?

Sind Edukte das Wesen einer Substanz, sie sei nun organisch oder kryptobiot? (Feuchtersleben). Von hundert hochgebildeten Deutschen versteht dies kaum einer; und weder Demosthenes noch Cicero hätten es verstanden. — Malvida von Meysenbug hat vielleicht gewußt, was sie schrieb: *Die Menschheit im Ganzen ist eine furchtbare Offenbarung des Grundes der Dinge in der Individuation.* Von je tausend ihrer Leser versteht dies vielleicht einer; ich bin dieser Eine nicht.

Der gegen sich selbst ehrliche Leser beantworte sich die Frage, ob er diesen Satz von Franz Blei begreift: *Die Musik des Novalis ist nicht die der transzendentalen Pneumatologen und Theurgen, die in ihrer Seele nach den Geheimnissen forschen.* Wäre es für einen deutschen Schreiber zu unvornehm, die Sprache seiner Leser zu schreiben? — Ist es schön, daß mindestens alle weibliche Leser, und die meisten männlichen, Paul Heyses Satz über Geibel: *Gleichwohl bedurfte es auch für dieses Stück der mäeutischen Beihilfe guter Freunde* nur mit Hilfe eines Fremdwörterbuches verstehen können? Gehört es etwa zur Allgemeinbildung, ein Unwort wie *mäeutisch* zu verstehen? Ich habe es nach sorgsamer Überlegung nicht in meine ‚Entwelschung' aufgenommen. — Und was sagt man zu der fremdwörtelnden Unwissenheit der deutschen Gesetzgeber vom Juni 1870, die im Urhebergesetz zur Bezeichnung der zu schützenden dichterischen Werke jeder Art (Romane, Dramen, Verserzählungen, Lyrik usw.) den lächerlichen Ausdruck ‚novellistisches Erzeugnis' wählten? Bis zur Gesetzesänderung von 1901 hat Schutz oder Vogelfreiheit der neuschöpferischen deutschen Literatur von der schwankenden Erklärung jener sinnlosen Worte abgehangen.

Unverständlichkeit als Folge einer allzu blumigen Sprache steckt in diesem Satze Richard Wagners: *Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik hervor. Als Goethes Götz erschien, jubelte er auf: Das ist Deutsch! und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch.* Leider verstehen wir nicht, wer aufgejubelt hat. Muß jeder Leser wissen, daß beim Erscheinen des Götz, 1773, Bach schon 23 Jahre tot war? Haben nicht die meisten Leser des Satzes geglaubt, Bach habe über den Götz gejubelt: Das ist Deutsch!

Was bedeutet bei Ranke: . . . *nachdem man die Geschichte des Tell als eine Sage hat aufgeben müssen*? Hat man sie aufgeben müssen, weil sie eine Sage war, oder hat man ihre Sagenhaftigkeit aufgeben und sie als Geschichte anerkennen müssen?

Gegensätze werden im Deutschen manchmal durch ‚anders als' bezeichnet, und Bernays wußte dies; warum also schreibt er: *Es ist etwas ganz andres, einen Künstler in Beziehung zu seiner Zeit zu erblicken und darzustellen und sein Können und Tun im Einzelnen von äußern Einwirkungen abzuleiten.* Erst aus dem folgenden Satz erfahren wir, daß ‚und' bedeuten soll ‚als'. — Über Byron schreibt er: *Ein unauslöschliches Leben glüht hervor aus den lyrischen Gedichten und aus den Werken, die, wie Childe Harold und Don Juan, den Poeten nicht durch eine strengere Kunstform beengt haben.* Also entbehren Childe Harold und Don Juan einer strengern Kunstform? Aber dies sind ja grade die zwei Dichtungen Byrons mit der strengsten Kunstform. Bernays wußte dies, fühlte aber nicht, daß jeder Leser durch seine sinnwidrige Wortstellung zu dem gegenteiligen Glauben verführt werden muß.

In welchem Fall stehen ‚Ansehen' und ‚Heine' in diesem Satze Wychgrams: . . . *zu einem andern Teil beabsichtigter Spott gegen die Gefühlsschwärmerei der Romantiker, deren Ansehen gerade Heine den empfindlichsten Schlag versetzt hat?* — Wer versteht sogleich diese Zeitungsüberschrift? *Aus Liebe zur Mörderin* —? Aus Liebe zu der Mörderin das und das verübt? oder aus Liebe eine Mörderin geworden? Erst nach

dem Lesen von 5 Zeilen erfährt man: aus Liebe zu der Mörderin gemordet. Wozu dienen denn Überschriften?

Ein norddeutscher Stadtrat ordnete beim Heereseinzug von 1871 einen aufsteigenden Tribünenbau an, *damit man nicht bloß die Vorderen, sondern auch die Hinteren sehen könne*, und war nicht wenig bestürzt über das Gelächter der Leser. — Ohne strafrechtliche Folgen blieb dieser Satz in einer Berliner Zeitung: *Ein lebhaftes Interesse erregten die Sprünge der Affen, besonders der italienischen Kronprinzessin.*

*

Ich wiederhole: Solche Unglücksfälle können jedem Schreiber einmal widerfahren und bieten keinen Anlaß zu überheblichem Pharisäertum. Gewiß aber widerfahren sie dem ehrlichen, schlichten, achtsamen Schreiber seltner als dem eitlen, dem gezierten, dem schludrigen. Begegnen sie uns bei einem guten Schreiber, so sind wir betrübt; bei einem schlechten erregen sie uns die reinste, jedenfalls die ‚objektivste' aller Freuden, die Schadenfreude. Doch gleichviel ob Trauer oder Freude, sie sollen uns zum Nachdenken zwingen über die Abwendemittel solchen Unfällen gegenüber. Der Leser kennt sie schon alle aus manchem voraufgegangenem Abschnitt. Wer seinen Gedanken bis zur lichtesten Klarheit in sich durchläutert hat, wird ihn weniger mißverständlich aussprechen, als der unbewußte oder bewußte Dunkelmann. Im schlichten Stil sind Unklarheiten seltner als im geschmückten oder gar im aufgeputzten: ‚Sage, was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt', nicht wie ein Geist aus der vierten Dimension oder wie ein Pfau in Menschenhaut! — Vergiß nie, was für eine schwierige Sprache die deutsche ist; sei stolz auf sie, doch sei nicht minder vorsichtig gegen ihre Gefahren! — Schreibe Deutsch, nicht Rackerlatein oder Kellnerfranzösisch: klares Deutsch wird klar verstanden; selbst etwas unklares Deutsch noch klarer als dunstiges Welsch. — Gedenke, daß du nicht für dich, der du alles weißt, sondern für Andre schreibst, die alles erst durch dich erfahren sollen. — Unterschlage ihnen nichts Notwendiges aus Unachtsamkeit, geschweige aus Vornehmtuerei. — Eine treffliche Warnerin ist die menschliche Stimme: höre, was du geschrieben! Hast du einen liebreich geduldigen Freund, so laß ihn mithören. Widerfährt dir trotz alledem ein Stilunglück, so tröste dich: Menschenlos! Lerne aber daraus: noch klarer zu denken, noch schlichter zu schreiben, noch schärfer nachzuprüfen, noch strenger jedes Aufzucken der Eitelkeit zu unterdrücken, dich noch menschlicher und natürlicher auszudrücken. Und zu guterletzt: Wenn einer dauhn deiht, wat hei kann, denn kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht.

Fünfter Abschnitt.

Hilfsmittel zum guten Stil.

Ajoutez quelquefois et souvent effacez (Fügt manches Mal hinzu und streichet oftmals aus).
(Boileau.)

Stilfehler soll man in fremden Schriften entdecken, um sie in den eigenen zu vermeiden.
(Schopenhauer.)

Die in diesem Buche schon einige Male gestreifte Frage: Läßt sich ein guter Stil erlernen und wie? wird am Schlusse dieses vorletzten größern Abschnittes noch einmal aufgeworfen und zu beantworten versucht. Mehr als das Ergebnis der Erfahrungen eines Schreibers, der sich durch mehr als ein Menschenalter um Sprache und Stil bemüht hat, soll und kann nicht geboten werden. Keine aus dem Wolkenreiche der allgemeinen Redensarten gegriffenen Ratschläge werden hier erteilt; geraten wird nur das Selbsterprobte und Bewährte.

Das Unmögliche zu lehren, vermißt sich der Verfasser nicht: der gute Stil ist unlehrbar. Stil und Stillehre verhalten sich zu einander wie angeborener Charakter und Erziehung. Wie die Erziehung nicht viel mehr vermag, als gute Neigungen zu stärken, böse zu schwächen, üble Angewöhnungen auszutreiben, so wird es keinem Stillehrer je gelingen, dem Schüler des Schreibens einen guten Stil beizubringen, es sei denn jenen guten, den

der Schüler ursprünglich in der Anlage besessen, aber durch Verbildung verdeckt hat. So ziemlich alles, was von der Übung abhängt, läßt sich durch Übung erlernen und bis zu hoher Leistung vervollkommnen, vom Seiltanzen bis zum Klavierspielen; Stil dagegen ist die sich in Worten aussprechende Persönlichkeit, und eine Persönlichkeit ist man oder ist man nicht. Gewiß, der Nachahmungstrieb des Menschen befähigt ihn, mittels fleißiger Übung jeden Stil ein paar Zeilen, vielleicht eine Seite lang so nachzuschreiben, daß selbst Kenner beinahe getäuscht werden können; doch nicht für länger. Stil ist ja nicht bloße Form für beliebigen Inhalt; Stil ist Seelengehalt in einer bestimmten Ausdrucksform, und nur diese Form, nicht der Gehalt läßt sich nachahmen, oder nachäffen. Wie sich der alte Goethe räusperte und spuckte, hatte ihm der elende Pustkuchen (vgl. S. 435) für seine falschen Wanderjahre abgeguckt; des Goethischen Geistes hatte er keinen Hauch verspürt. Und wie unüberbrückbar ist die Kluft zwischen Schöll, dem Nachahmer des Goethischen Altersstiles, und dem Meister selbst. Goethe blieb noch in der Schnörkelform seines verrufenen Geheimratstiles sonnenklar; den Sinn der Schöllschen Spreizungen muß man mühselig enträtseln, und wie dürftig ist die Auflösung seiner Rätsel. Es bleibt dabei; solange Menschen schreiben: es gibt keinen andern guten Stil als den eignen, wenn er gut ist, und kein andres Mittel zum guten Stil, als seinen eignen Stil zu entdecken und zu pflegen. Lessing erzählt im 16. Stück der Hamburgischen Dramaturgie ein lehrreiches Geschichtchen: Ein Londoner Theaterleiter vertraute die Rolle der Zaire in Voltaires Drama einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie gespielt hatte. Er urteilte so: dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme, und Figur und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verlernen; wenn sie sich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu sein, was sie vorstellet, so darf sie nur reden, wie ihr der Mund gewachsen, und alles wird gut gehen. Es ging auch ... und der erste Versuch in ihrem 18. Jahre ward ein Meisterstück.

Noch einmal sei gefragt: wer hatte den Tockenburger Geisbuben Ulrich Bräker seinen wunderschönen Stil gelehrt (vgl. S. 297)? Die erste Fassung des Kellerschen Grünen Heinrichs von 1854 ist in demselben Kellerschen Stil geschrieben wie die zweite von 1880, aber von einem Stillehrer Kellers wissen wir nichts. Auf das in dem Abschnitt ‚Satz und Persönlichkeit' Gesagte wird hier zurückverwiesen. Kann nicht einmal ein bestimmter Satzbau so gelehrt werden, daß er Eigenstil wird, wie will man auf einen Andern sprachliches Feingefühl übertragen, diese unerläßliche Grundlage alles guten Schreibens?

Das Beste am Stil ist unlehrbar, denn es ist Kunst-gewordene Natur. Doch selbst das Schlimmste läßt sich durch Lehre nicht ausrotten: die Stillüge, der Hang zum naturwidrigen Stil, zum Schwindelstil. Auch er fließt aus den geheimen Seelentiefen, und nicht die edelsten Vorbilder, die noch so eindringlichen Ermahnungen vermögen den bösen Urtrieb eines Schreibers zu vernichten. Die abschreckenden Beispiele dieses Buches werden den Stil niemandes ändern, der von der Natur mit einem der darin gekennzeichneten Unheilstile heimgesucht wurde. Nur für die nicht von Grund aus verderbten oder unheilbar verbildeten Schreiber, die noch unbeschriebenen Blätter, haben die schreckhaften Beispiele Erziehungswert, und nur für solche hat sich der Verfasser die Mühe gegeben, sie durch jahrelanges Suchen bequem darzubieten.

*

Der gute Schreiber bereitet sich vor, ehe er den ersten Federstrich tut. Von Nutzen oder Entbehrlichkeit einer vorherigen Anordnung handelt ein besondrer Abschnitt (S. 356). Als durch reiche Eigenerfahrung bewährt darf empfohlen werden, die einzelnen Gedankenkerne, Tatsachen, Anführungen auf einzelne Blättchen von gleicher Größe zu schreiben; der, allerdings stenographierende, Verfasser benutzt solche von 7 zu 4 Zentimetern. Die Ordnung dieser Zettel ergibt zugleich die Gedankenfolge der Schrift. Oben rechts sollte auf jedem Zettel ein ‚Kopf' stehen, das Schlagwort für die Gruppe, den Abschnitt; oben links der Kopf für die Untergruppe. Die Merke sind nicht zu knapp zu halten; man verlasse sich nicht aufs Gedächtnis, denn wie oft benutzt man erst nach Monaten, nach Jahren seine Zettel. — Anführungen aus Büchern schreibe man sofort ab; wie schwer ist oft das benutzte Buch später wiederzuerlangen, wie störend unterbricht das Suchen die Arbeit.

Wohl dem Schreiber, der in jungen Jahren gründlich die Stenographie erlernt und geübt hat: sie ist eine Mitarbeiterin ohnegleichen, erleichtert nicht allein das Sammeln des Stoffes; nein, sie hält den flüchtigen Gedanken im Augenblick des Aufsteigens, in seiner vollen Lebensfrische und bis in seine letzten Schwingungen fest. Gewöhnliche Schrift hinkt elend nach, und der Schreiber erlahmt unter ihrer Unbeholfenheit zum Schaden für Schärfe und Fluß seiner Gedanken.

Wer gut, daß heißt für einen Andern unbedingt lesbar stenographiert, der mag stenographisch sauber selbst ausarbeiten und das Stenogramm von Hilfskräften übertragen lassen. Auf Grund von Erfahrungen, wie sie reicher nicht viele Schreiber besitzen können, empfehle ich solchen, die dazu geeignet sind, als die vollkommenste Art des ersten Entwerfens die stenographische Niederschrift mit eigner Hand. Sie ermöglicht dem Schreiber, seinem Gedankenfluge in dessen Eilen oder Zögern zu folgen, vermindert die Reibung zwischen Denken und Niederschreiben um reichlich Dreiviertel der mit der gewöhnlichen Schrift unvermeidlich verbundenen und läßt dennoch dem Geübten jede Freiheit des sofortigen oder späteren Feilens.

In diesem Punkte wird die eigne Stenographie allerdings noch vom Diktieren übertroffen: beim Diktieren hört man seinen Ausdruck und Stil. Indessen auch dieser Vorteil läßt sich ja mit der Stenographie verbinden: man kann einem Stenographen diktieren. Arbeiten für den Tag, zumal Briefe, vertragen dies; schriftstellerische Kunstwerke über den Tag hinaus sollte man keinem Stenographen diktieren: er verführt durch seine fast unbeschränkte Geschwindigkeit den Diktierenden zu einer dem Stil gefährlichen Eile. Ein Stenograph von mittleren Gaben schreibt mühelos 200 Silben in der Minute. Gewichtige Arbeiten diktiert man am besten einem gewöhnlichen Schreiber. Cäsar hat so diktiert, Napoleon nicht anders, hat allerdings alle seine nichtstenographierenden Schreiber halb oder ganz tot diktiert. Goethe hat mehr als 50 Jahre nur diktiert und mochte zuletzt überhaupt nicht mehr anhaltend selbst schreiben. Schon die Bewegung beim Diktieren — er ging dabei im Zimmer umher — rühmte er als dem Zustrom der Gedanken förderlich: ‚Was ich Gutes finde in der Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen.‘ Radelnde Schriftsteller haben von ihrer noch schnelleren Bewegung Ähnliches behauptet. Quintilian verwirft das Diktieren, führt aber keine triftigen Gründe an. Vielleicht verstand er die Kunst des Diktierens nicht, denn es ist eine kleine Kunst, die erlernt und geübt sein will.

Deutsche Schreiber würden vom Diktieren zwei Hauptvorteile haben: ihr Ausdruck würde weniger dunstgrau, ihr Satz weniger verschachtelt werden, denn das Diktieren erzieht zu kürzeren Sätzen. Für die schlechtesten Stile: den gezierten, den eitel fremdwörtelnden, den verrückt bildernden, den scheintiefsinnigen, den seiltänzerischen usw. wäre das Diktieren vielleicht das einzige sittliche Heilmittel: die an solchen Stillastern Leidenden würden sich vielleicht vor ihren gebildeten Schreibern schämen. Diese sitzen als sichtbare urteilende Menschen vor ihnen; die Leser sind eine unbekannte, verachtete Größe.

Die Schreibmaschine wäre die beste Schreibgehilfin für die Diktierenden, wenn sie geräuschloser arbeitete. Sie würde dann die gute Mitte sein zwischen dem Schreiber mit gewöhnlicher und dem mit stenographischer Schrift. Welche Werkstatt beschert der schreibenden oder doch der schriftstellernden Menschheit endlich die geräuschlose Schreibmaschine?

Über die Wirkung des Alkohols auf die Schreibtätigkeit, die ja auch mit der Stilfrage zusammenhängt, wurde einst eine Rundfrage veranstaltet, auf welche die meisten Schriftsteller rundweg gegen den Alkoholgenuß antworteten (vgl. Literarisches Echo, 15. 10. 1906). Goethe hat gelegentlich, ausnahmsweise und nur in jüngern Jahren, mit Burgunder und Champagner nachgeholfen, z. B. um seine Erwiderung auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur ‚aufs Trockne zu bringen‘. Leider ist grade diese Arbeit verloren, so daß die Erforschung der Rolle des Alkohols in Goethes Stil künfti-

gen Gelehrtengeschlechtern überlassen bleibt. — ‚Bekanntlich' hat Goethe vom Mannesalter ab die frühesten Morgenstunden zur Arbeit bevorzugt.

*

Zum Schreiben gehört die volle Herrschaft über die Sprache: eine scheinbare Selbstverständlichkeit, die aber irgendwo in diesem Buche ausgesprochen werden muß. Wodurch man in den Besitz jener Herrschaft kommt? Durch Hören und Lesen, durch Leben und Bücher. Bücher sind gut, d. h. die guten; Leben ist besser. Luther bekannte sich zu ihm als dem besten Sprachlehrer: ‚Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden.'

Ein gutes deutsches Wörterbuch ist ein guter Freund des ungeübten Schreibers, denn Deutsch ist eine sehr schwere Sprache. Wieland und Goethe haben sich oft aus Adelungs schlechtem Wörterbuch Rat in Zweifel gesucht. Ob ein Wörterbuch der Sinnverwandten (vgl. S. 128) von Nutzen sei, weiß ich nicht: ich besitze keins. Übrigens gibt es bis zur Stunde kein wirklich brauchbares. Dringend aber zu empfehlen ist ein Entwelschungs- oder Verdeutschungswörterbuch; denn aus dem tiefen, breiten Sumpfe der Fremdwörterei kommt der auf Reinheit bedachte Schreiber ohne eine hilfreiche Retterhand heute kaum mehr heraus.

Als ein Mittel zur Ausbildung des Stiles wird oft das Übersetzen aus fremden Sprachen empfohlen. In Deutschland mehr als in andern Ländern; die Franzosen z. B. halten mehr von der Erziehungskraft ihrer besten Schriftsteller und der lebendigen Rede. Cicero empfahl und übte das Übersetzen aus dem Griechischen; Friedrich der Große riet den deutschen Schreibern dringend das Verdeutschen der alten Klassiker. Ich halte das Übersetzen aus fremden Sprachen für ein unter Umständen gefährliches Mittel: man kann sich leicht undeutschen Satzbau und Ausdruck anübersetzen. Die Griechen haben sich nicht im Übersetzen geübt, nicht einmal unter der Römerherrschaft etwas Namhaftes aus dem Lateinischen übersetzt. Nutzen vom Verdeutschen wird nur haben, wer schon bis zu hohem Grade Herr über das Deutsche ist; unreife Schreiber sollten sich davon fernhalten. Eine ausgezeichnete Stilzucht hingegen ist das Übersetzen der eignen Schrift in eine fremde Sprache, besonders ins Französische. Hätte z. B. Schöll je diesen Versuch gemacht, vielleicht wäre ihm dann die Einsicht aufgedämmert, daß er überhaupt in keiner Menschensprache geschrieben habe, da er in keine Menschensprache übersetzt werden könne. Sprachenkundige Leser mögen sich einmal an das Übersetzen ins Französische wagen mit gewissen schlimmsten Beispielen dieses Buches aus Hegel, Schelling, Schöll, Simmel, Harden, E. Schmidt, Lamprecht usw. Doch ich weiß, was unsre Unverständlichen und Preziösen entgegnen werden: Das liegt an der Armseligkeit des Französischen. So möge der Versuch der Reihe nach gemacht werden mit dem Lateinischen, Griechischen, Englischen, Italienischen! Gewisse Dinge sind eben nur im Deutschen möglich, richtiger in Deutschland, doch ohne Schuld der deutschen Sprache: die Hauptschuld hat die Langmut des deutschen Lesers.

Unsre Klassiker des 18. Jahrhunderts, vorehmlich Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, haben gewußt, wieviel sie für ihren Stil dem Französischen verdankten. Selbst Arndt der Franzosenfeind empfahl es den deutschen Schreibern in seiner Abhandlung über den Gebrauch einer fremden Sprache (Geist der Zeit, Band 1) als einen Zuchtmeister. Nur mit ängstlicher Scheu wiederhole ich diese Empfehlung; denn der Sprachzustand des letzten Menschenalters lehrt, daß den meisten deutschen Schreibern das Französische nicht zum Vorbild reiner Sprache und klaren Stiles dient, sondern zum sprachlichen Warenhaus, aus dem sie ohne Wahl, ohne Geschmack für die fremde wie für die eigne Sprache, allerlei Brocken stehlen, um sich vor den bewundernden Landsleuten als Überpariser aufzuspielen. Die deutschfranzösische Brockensprache, namentlich die der Kunstschreiber, ist der sicherste Beweis für die Stümperei im Französischen. Nur der Sprachenstümper gebraucht fremde Brocken in deutscher Rede; der tiefe Kenner einer fremden Sprache schätzt diese zu

Digitized by Google

hoch, um sie durch solche Lumpenflickerei zu verschandeln. Karl Hillebrand, der das Französische geläufig schrieb, hat sich gehütet, sein Deutsch mit französischen Bröcklein zu durchsprenkeln; nur unsre gebildeten Hausknechte aus Paris, die weder das Deutsche noch das Französische beherrschen, treiben Unfug mit beiden Sprachen.

Durchsichtige Gliederung, klarer Satzbau, Bestimmtheit des Ausdrucks — wer am Hange zu deren Gegenteil leidet, der lese die Meister des französischen Stils: Montaigne, Pascal, Larochefoucault und die Moralphilosophen des 17. und 18. Jahrhunderts; lese La Bruyère, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, Beaumarchais; Joseph de Maistre, Musset, Courier, Sainte-Beuve. Von den neusten nenne ich keinen, denn es steht ja so, daß der deutsche Schreiber nahezu aus jedem französischen Buch, aus jeder französischen Zeitung mehr für seinen Stil gewinnen kann als aus vielen hochberühmten deutschen Büchern mit jämmerlichem Stil. Mit wie tiefem Schmerz ich dies niederschreibe, wird der Leser nachfühlen; geschrieben aber mußte es werden. Vor mir hat einer der feinsten Kenner des Französischen, eben Karl Hillebrand, in dem Musterwerk unparteiischer Völkerkunde ‚Frankreich und die Franzosen' noch Stärkeres gesagt: ‚Ein französischer Primaner schreibt seine Sprache geschmackvoller, komponiert namentlich seinen Aufsatz gefälliger und übersichtlicher, als mancher deutsche Schriftsteller.'

*

In jedem Buch über Stil wird als Hauptmittel zum guten Stil das eifrige Lesen der gutgeschriebenen Bücher, besonders unsrer Klassiker empfohlen. Ich kenne ein noch besseres: das Lesen schlechtgeschriebener Bücher, besonders der Klassiker der schlechten Stile. Gute Bücher können nützen, aber doch nur denen, die eines guten Willens sind, denen ihr natürlicher Stil nicht schon in jungen Jahren durch die Stillüge so verbildet wurde, daß der beste Stil ohne Einfluß auf sie bleibt. Was mich am Erziehungswert der gutgeschriebenen Bücher zweifeln läßt, ist die hundertfache Wahrnehmung, daß gewisse Gelehrte, besonders viele Germanisten, die sich ein Leben lang mit dem Durchforschen unsrer Klassiker, mit den edelsten Eigenschaften ihres Stiles beschäftigt haben, grade an solchen Stillastern kranken, von denen sich bei ihren Lieblingsklassikern nichts findet. Zu den gelungensten Abschnitten in Erich Schmidts ‚Lessing' gehört der über Lessings Sprache und Stil; was aber hat dieser Forscher vom Meister des Stils für den eignen Stil gelernt? Wie scharf ist Schmidts Auge für Lessings Stilredlichkeit: ‚Er haßt das ‚Kostbare', [*Preziöse*], die ‚Blümchen', jene Erbschaft des Hotel Rambouillet (vgl. S. 51), dessen *gezierte* Gemeinde, von Molière ausgehöhnt, auch keine Kleinigkeit ohne *Wendung* sagen kann. *Er will das Ding beim rechten Namen nennen*, ohne Scheu vor dem delikaten Geschmäckchen.' Hat jenes klassische Vorbild des klaren, des natürlichen Ausdruckes seinem Darsteller Schmidt im geringsten genützt? Hat dieser nicht, um in seinem Andeutestil zu sprechen, gehandelt ‚nach des Römers *Video meliora*' (Ich sehe das Bessere [und lobe es, folge aber dem Schlechteren])?

Ich halte es mit Schopenhauer, der über den Nutzen des Lesens guter Bücher schreibt:

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Überredungskraft, Bilderreichtum, Vergleichungsgabe, Kühnheit oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdruckes noch auch Witz, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivetät u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften *falls wir sie schon als Anlage potentia besitzen*, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtsein bringen, können sehn, was alles sich damit machen läßt, können gestärkt werden in der Neigung, ja im Mute, sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art, wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, *den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können*: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts als kalte tote Manier und werden zu seichten Nachahmern.

Also auch hier nach dem Worte: Wer hat, dem wird gegeben.

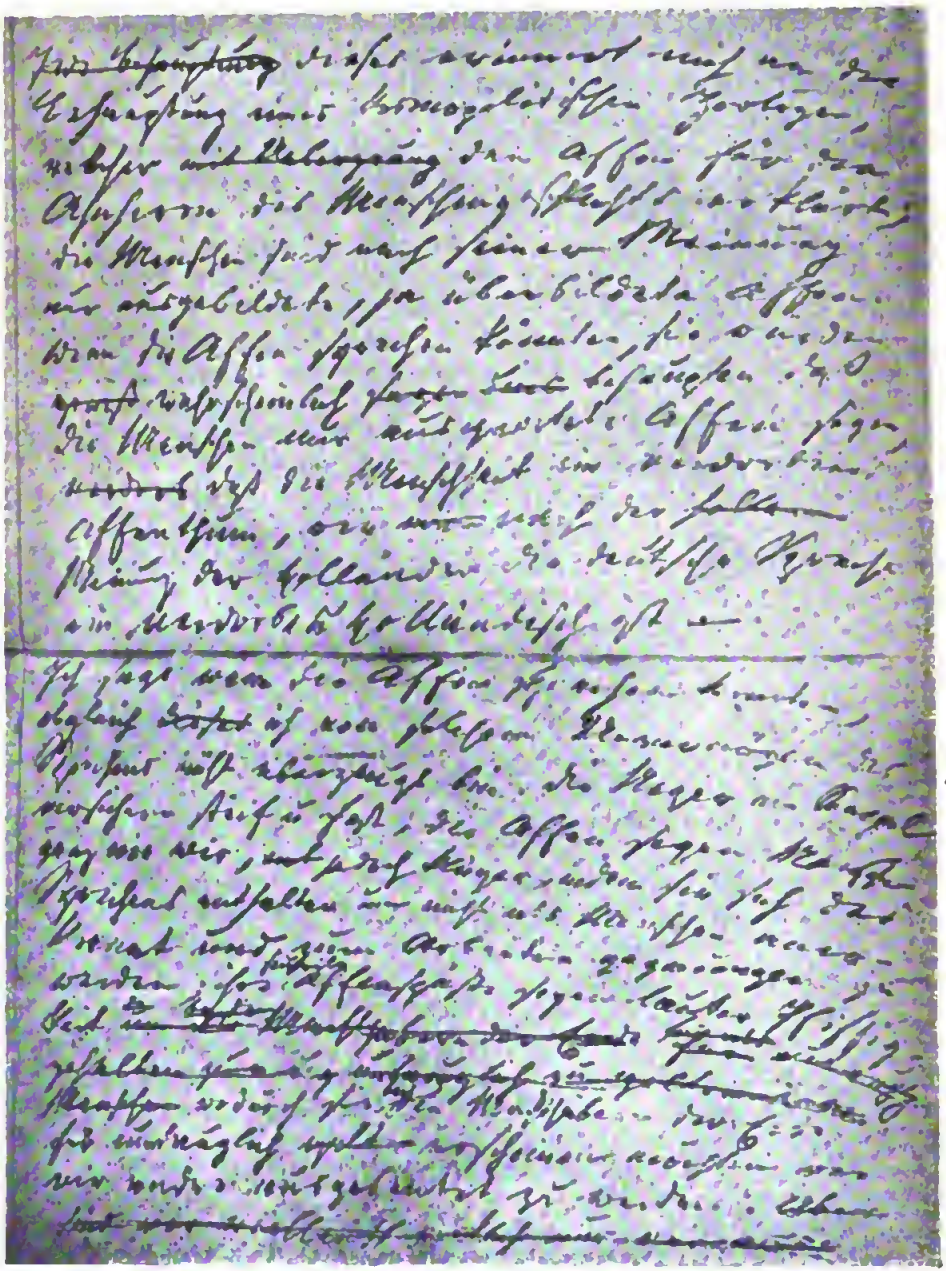
Die rettungslos dem widernatürlichen Stil verfallenen Schreiber muß man ihrem Schicksal überlassen. Sie sind um so weniger zu heilen, als sie von der Trefflichkeit ihres

Stiles, ja von dessen ‚Ungesuchter Natürlichkeit' fest überzeugt sind und als Glieder eines Klüngels niemals ein Wort strengen Urteils von einem Fachmann zu hören bekommen. Die Mehrzahl der schlechten Schreiber dagegen läßt sich noch bessern, jedoch nicht durch den Hinweis auf die ihnen ja längst bekannten guten Bücher, sondern durch die Erziehung mit abschreckenden Mitteln. Alles Wichtigste in der Stillehre nimmt von selbst die Form des Verneinens an: sie warnt vor den Sünden gegen die Wahrheit, die Klarheit, die Einfachheit des Stiles, und sie verspricht sich mit Recht mehr von abschreckenden Beispielen der Unwahrhaftigkeit, der Dunkelheit, des Schwulstes als von den klassischen Mustern. Lernt man doch Arzneikunde nicht am gesunden, sondern am kranken Menschen. Jeder schreibende Anfänger steht mindestens so sehr unter dem Einfluß der schlechten wie der guten Bücher: in der Regel genießen grade die allerschlechtesten Schreiber einen Tagesruhm, gegen den an erziehlicher Macht die ewige Geltung unsrer Klassiker nicht aufkommt. Im stillen ist es der sehnlichste Wunsch vieler zukünftiger Schreiber, es gleich oder zuvor zu tun: Harden in geckenhaft gespreizter und verzerrter Unnatur und Zitatenpracht, Kerr im Gelenke-verrenkenden Drahtseiltanzen und krankhaften Gesichterschneiden, Poppenberg im Plündern des berlinfranzösischen Wörterbuches, Lamprecht in der tiefscheinenden Verblasenheit und fremdwörterischen Neuschöpfung, Erich Schmidt in der Künstelei des Uneigentlichen und der Andeutelei des Unverständlichen oder Überflüssigen. Einmal hingewiesen auf die Natur- und Kunstwidrigkeit dieser und andrer weitbekannter Prosaschreiber, wird der ernstlich um die wahre Stilkunst bemühte Anfänger zu dauerndem Gewinn durch die Schreckenskammer deutscher Widerstile wandern.

Schon der ältere Plinius kannte den Nutzen schlechter Schreiber: *Nullus est liber tam malus, ut non aliqua parte prosit* (Kein Buch ist so schlecht, daß es nicht irgendwie nütze), nämlich durch seine verekelnde Schlechtigkeit. Von unserm derbwitzigen Satirenschreiber Liscow (1701—1760) haben wir sogar eine ernsthaft scherzende Abhandlung über die ‚Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der schlechten Skribenten', worin er diese von sich u. a. rühmen läßt: ‚Unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt notwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe'. Wer den geringsten Schreibkitzel zum Aufplustern und Verschnörkeln des Einfachsten verspürt, der lese nur einen Tag, aber vom Morgen zum Abend, Schölls ‚Goethe in den Hauptzügen seines Lebens': heilt ihn dies nicht für immer, so heilt ihn nichts. — Wer ein wenig Französisch gelernt hat und sich gestachelt fühlt, der staunenden Welt solch unerhörtes Kellnerwissen durch echte oder falsche französische Bröcklein zu offenbaren, der lese eine Woche oder zwei unsre großartigen Pariser von Pückler bis zu Poppenberg: er wird sich vor jedem Einstreuen eines französischen Wortes in seine deutsche Rede körperlich ekeln oder die Zahl unsrer ‚gebildeten Hausknechte' vermehren. — Um sich von dem Hautjucken witzelnder Wortspielerei zu heilen, genügt wohl ein Bändchen von Saphir; und wer in seinem Stil die ersten Anzeichen der eiteln Zitierwut entdeckt, der lese Spielhagen, bei vorgeschrittener Krankheit — es ist eine Pferdekur auf Tod und Leben — die 52 Aufsätze Hardens in einem Jahrgang der ‚Zukunft'. — Gegen die Bilderbetrunkenheit gibt es Gottschall; gegen die fremdwörtelnde Unverständlichkeit und tiefsinnig tuende Wortmacherei die unabsehbare Reihe deutscher Gelehrter, deren Name Legion, deren zeitgenössische Hauptvertreter der Leser kennen gelernt hat.

Solchermaßen gefeit gegen die ärgsten Stilsünden, befestige man sich im guten Stil durch das Lesen guter Bücher. Nicht zum Nachahmen eines ihrer Stile, und wär's des besten; sondern zu jener Selbsterziehung, die im Würdigen der meisterlichen Vorbilder besteht. Die schon mehrmals genannten ebenso traurigen wie komischen Nachahmer des Goethischen Alterstils mögen uns zur Warnung dienen. Es wird in Deutschland kein Schriftsteller mehr erstehen, der wie Luther schreibt; dennoch können seine Schriften fruchtbringend für unsern Stil werden. ‚Wenn irgendwo die echtdeutsche Erscheinung von Leidenschaft und Vertraulichkeit und Weltleben zu studieren ist, so muß sie bei dem urdeutschen

Zu Seite 483



Aus Heines Memoiren (Bleihandschrift aus den letzten Jahren).

Luther zu studieren sein. Von dorther könnte deutsche Sprache, deutsches Wesen wieder konkretes (!) Blut gewinnen' (Otto Ludwig). Mein kritischer Leibgönner R. M. Meyer hat mir den verblüffenden Vorwurf gemacht, daß ich Lessing verehre und leidlich darstelle, aber — nicht wie Lessing schreibe! Keiner wird je wie Lessing schreiben lernen: ‚Solange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben' (Herder). Doch keinem ist es verwehrt, sich von Lessing in dem Eifer für Wahrheit und Klarheit des Stiles bestärken zu lassen; das ist besser, als wie Lessing oder irgendwer sonst schreiben zu wollen.

*

Ist eine Schrift fertig, ach so ist sie eben nur fertig, nicht vollendet. ‚Man muß nicht schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt', rät Lessing, und man muß nicht alles stehen lassen, was man hingeschrieben hat. Alle große Stilmeister waren unermüdliche Durchseher ihrer Schriften; nur der Pfuscher ist so verliebt in all sein Tun, daß er sich das Nachprüfen erspart. Alle Kunst ist Wahl, jede zweite Wahl die Richterin der ersten. Indessen um noch einmal, noch strenger künstlerisch zu wählen, muß einem das eigne Werk in die Ferne gerückt sein, so daß man es ohne verblendende Eigenliebe prüfen kann. Schon Quintilian empfahl, das Geschriebene einige Zeit ruhen zu lassen, damit es uns dann wie neu und fremd erscheine. Ausdrücke, die uns beim Niederschreiben ausnehmend gefielen, haben alsdann ihren ersten Glanz verloren; Sätze, deren kunstvollen Bau wir einst bewunderten, verstehen wir beim Wiederlesen nicht mehr; Gedanken, die uns damals vor der Seele standen, scheinen uns jetzt Lücken zu haben. Würde nicht der Schreiber dieses Satzes: *Wir besichtigten das Ghetto und gelangten in jene winkligen, schmutzigen Straßen, in denen sich das Judentum am reinsten erhalten hat*, den lächerlichen Gegensatz beim Durchlesen ebenso bemerkt haben, wie wir? Aus eigner Erfahrung empfehle ich mehrmaliges Durchlesen, jedes mit einem besondern Zweck, und führe als Beispiel die Schrift an, deren Zustandekommen ich am deutlichsten in Erinnerung habe: meinen ‚Goethe'. Ich habe die Handschrift sechsmal durchgelesen, und zwar nach einer ersten sachlichen Prüfung unter diesen Hauptgesichtspunkten: 1. Ausdruck (Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Wörter auf ung usw.); 2. Beiwörter, Umstandswörter; 3. Satz- und Absatzlänge; Satzzeichen, Satzbau, Wortfolge, Schachtelung, Bezugsätze; 4. Klang; 5. Überflüssiges. Hätten meine Augen nicht versagt —, wie gern hätte ich alles noch einmal gelesen, bevor es in den Druck ging. Die Druckbogen wurden zweimal, dreimal genau durchgesehen, und wie unzufrieden war ich, als das Buch endlich sozusagen fertig war.

Die meisten französischen Schriftsteller leiden an dem Fehler einer Tugend; sie können sich im Durchsehen und Ändern nicht genug tun. Balzac hat mehr als die Hälfte der Erträge seiner Romane für die Kosten der Druckänderung geopfert. La Bruyère hat ein einziges Buch hinterlassen, an das er zehn Jahre gesetzt hatte. Wir haben keinen großen Schriftsteller mit nur einem Buch. Buffon hat seine *Epoques de la Nature* vierzehnmal durchgelesen; Lafontaine, der so Anmutleichte, dessen Fabeln man für die Frucht eines ersten Hinschreibens halten möchte, hat einige der bekanntesten zwölf- und mehrmal umgearbeitet. Friedrich der Große hat seine *Histoire de mon Temps* zweimal, verschiedene Teile der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten und den Antimacchiavell dreimal geschrieben.

Unter den deutschen Prosakünstlern steht als unermüdlicher Durchseher und Besserer Heine obenan; seine auf dem letzten Krankenlager mit Bleistift geschriebenen ‚Memoiren' haben mir bei der Herausgabe große Schwierigkeiten bereitet durch die über einander getürmten Lesarten. Und dieser Schreiber, der bis an die Pforten des Todes mit solcher Peinlichkeit seine Prosa feilte, mußte mit der Linken die Augenlider zum Sehen öffnen. — Zu den unermüdlich feilenden Durchsehern gehörte auch Uhland in seinen Prosaschriften.

‚Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit, zu korrigieren', heißt es bei dem formenstrengen Geibel. Der wahre Künstler aber, gleichviel ob in Vers oder in Prosa, fühlt die Grenze, über die hinaus nicht mehr gefeilt werden darf. Zuletzt erlahmt wie die

Teilnahme so die Kraft, und schon manches Kunstwerk ist durch allzu langes Umformen verschlimmbessert worden, so z. B. Flauberts letztes Werk *Bouvart et Pécuchet*. Paul Heyse hat vor dieser Gefahr gewarnt:

Schaffst du ein Werk der Kunst, gib acht,
Daß nicht die letzte Hand der ersten schade.
Den letzten Schritt mach' mit so straffer Wade,'
Wie du den ersten einst gemacht.

Das Bild von der straffen Wade hatte ihm Adolf Menzel geliefert.

Die ungefährlichste Art des Besserns ist das Streichen. Alle Kunst ist Scheidekunst; in jede mischt sich zuerst ein peinlicher Rest von Unkunst, und diesen gilt es auszuscheiden. Dafür ist gesorgt, daß der echte Künstler nichts Unentbehrliches ausstreicht; die geschichtliche Erfahrung mit zwei Bearbeitungen eines Dichterwerkes lehrt, daß selten etwas früher Gestrichenes wieder aufgenommen wurde. Horaz empfahl: *Saepe stylum vertas* (Wende oft den Schreibgriffel), nämlich zum Auslöschen auf der Wachstafel. Quintilian erblickte im Streichen sogar ein dem Schreiben gleichwertiges Tun: *Stylus non minus agit, cum delet* (Der Schreibgriffel wirkt nicht minder, wo er auswischt); an andrer Stelle: ‚Beim Schreiben gefällt uns alles, sonst würden wir es ja nicht schreiben.' Lessing rühmte an Klopstock: ‚die Kunst, auszustreichen' (im 19. Literaturbrief). Und der große Änderer und Streicher Heine schrieb an einen Freund: ‚Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst, das ist des Künstlers erstes Gebot.' Es ist wirklich so: am besten gefällt uns gewöhnlich, was den Andern mißfällt; aber grade unser großes Wohlgefallen an einem Wort, einer Wendung, einem Satz sollte uns ängstlich machen und zu verdoppelter Strenge spornen. Wohl dem Schreiber, dem beim Schreiben ein kluger, liebender, also strenger Freund, noch besser eine Freundin: die liebevoll kluge Frau, über die Schultern blickt!

Der Hauptzweck des bessernden Streichens sollte das Kürzen sein. Man glaubt gar nicht, was alles sich ohne Schaden, nein zum Gewinne streichen läßt. Jedenfalls kann der Leser in dem, was gestrichen ist, keinen Fehler entdecken. Man hat ja nicht für sich, sondern für die Andern geschrieben, und diesen gegenüber gilt das Wort Quintilians: *Obstat quidquid non adjuvat* (Was nicht fördert, das hindert). Wer schon in der Schule das Kürzen und Verdichten gelernt (vgl. S. 393), hat es nachher leichter; wer es nicht gelernt, der hole es nach. Es sollte Übungsbücher fürs Kürzen geben, mit Beispielen wie: *Ein Mensch, der seinen Willen gestählt und kraftvoll gemacht, wird sich auch im Notfall den richtigen Weg erschließen.* Nur 18 Wörter für einen nicht wertlosen Gedanken, scheinbar nicht zu lang. Die Engländer sind stolz auf ihren kurzen Satz: *Where there is a will, there is a way.* Wir können's noch kürzer und besser: Willenskraft Wege schafft.

Zehntes Buch.

Stilgattungen.

Est in hoc incredibilis quaedam varietas, nec pauciores animorum paene quam corporum formae.

(Ihre Mannigfaltigkeit ist unglaublich, und es gibt fast so viele Geistes- wie Körperformen.) (Quintilian).

Erster Abschnitt.

Belehrungsstil.

Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus. (Schiller: Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen).

Was sollen Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen. (Goethe zu Eckermann).

Die Überschrift des Abschnittes hätte auch lauten dürfen: Wissenschaftlicher Stil; das noch umfassendere Wort Belehrung wurde gewählt, weil in Deutschland mit ‚Wissenschaft' meist der zu enge Begriff einer staatlichen Anstalt und Aufsicht verknüpft, wohl gar nur an die Universität gedacht wird. Die Wissenschaft im weitesten Sinn umfaßt für unsre Untersuchung des Stiles jegliche Form der Belehrung. Ihre Literatur ist um ein Vielfaches jeder andern an Masse überlegen, und rechnen wir zu ihr das ganze Gebiet des öffentlichen Lebens, so verschwindet dagegen beinah die schöne Literatur. Dient doch auch das gesamte Zeitungswesen der Belehrung. Nicht nach der Sprache seiner schöpferischen Prosa ist eines Volkes Stilkunst zu beurteilen; entscheidend ist der Stil der Belehrungsliteratur jeder Art, von der tiefgründigen Forschung eines Fachgelehrten bis zum Lesebuch für Volksschulen, von der Reichsverfassung bis zu einer der 851 Verbotstafeln im Grunewald und den 11371 Verordnungen über Lebensmittel und Wucher im Weltkriege und nachher; von der Philosophie des Unbewußten bis zu einem Aufsatz über die Raupenplage; von der Inschrift auf dem Sockel des Niederwalddenkmals bis zum Wortlaut eines Fahrscheines der Straßenbahn. Daß in den vorangehenden Abschnitten die Beispiele unsers wissenschaftlichen Stils überwiegend den Werken der berühmtesten Gelehrten entnommen wurden, folgte aus den in der Einleitung ausgesprochenen Grundsätzen. An Wichtigkeit für die Geistesbildung eines Landes übertrifft natürlich die volkstümliche Belehrungsliteratur, die sich an die Millionen wendet, die strenge Wissenschaft, die nur für wenige Zehntausende da ist.

Ob die Belehrungsliteratur eines Landes ihren vollen Bildungssegen spendet oder nicht, das hängt, außer vom Wahrheitstriebe in der gelehrten und ungelehrten Wissenschaft, von nichts anderm so notwendig ab, wie vom Belehrungsstil. Eine Verbesserung des Stiles der deutschen Wissenschaft aller Grade würde ein Bildungsfortschritt sein, mit dem sich so leicht keiner vergleichen ließe. Schätze der edelsten Belehrung, die jetzt ungenützt bleiben, weil die Belehrer sich nicht verständlich machen können, würden sich erschließen; alles Wertvollste in unsrer hohen Wissenschaft würde Licht spendend bis in die Niederungen der Bildungsschichten dringen; Wissenschaft und geistiges Volksleben einer Einheit zustreben, an die heute gar nicht zu denken ist, weil die Wissenschaft und das Volk ganz verschiedene Sprachen reden.

Digitized by Google

Zwei Dinge werden von jedem verlangt, der lehren will: Fülle des Wissens und Gabe des Mitteilens. ‚Der Beweis des Wissens liegt im Lehrenkönnen', meinte Aristoteles; dieser Sohn eines Volkes von guten Schreibern und Sprechern dachte nicht an die Möglichkeit, daß ein Mensch sein Wissen darum nicht lehren könne, weil ihm die Gabe der verständlichen Sprachvermittlung an andre fehle. Zum Wissen der zu lehrenden Dinge gehört die Kenntnis des geistigen Aufnahmevermögens des Schülers. Dies besagt das Schillersche Wort, das über diesem Abschnitte steht. Da sind wir also wiederum bei der Notwendigkeit der Phantasie angelangt, von der schon in den Grundfragen des Stiles gesprochen wurde (S. 22). Um von jedem Leser selbst nur eines begrenzten Kreises verstanden zu werden, kann der Schreiber gar nicht genug nach höchster Klarheit streben. Für ihn gibt es zunächst nur eine Schönheit des Stiles: die vollkommne Verständlichkeit. Nichtverstandene Wissenschaft ist keine; denn wer beweist uns, daß sie nicht Unwissenschaft, Unsinn ist? Nicht ganz unmöglich, daß der ‚Erklärung' Hegels vom Wesen der Elektrizität (S. 469) irgendwelches Wissen zu Grunde lag; da jedoch der Schreiber unfähig war, dieses Wissen unserm Verständnis zu vermitteln, so sind wir berechtigt, seinen Satz für Unsinn, wenn nicht für noch Schlimmeres zu halten.

Die Unverständlichkeit eines belehrenden Schreibers kann vielerlei Ursachen haben. Er hat vielleicht gar nicht für uns geschrieben, wir verstehen nichts von seinem Gegenstande, selbst nicht in der klarsten Darstellung. Ein von mir hochgeschätzter Meister der naturwissenschaftlichen Mathematik sandte mir eine Abhandlung in musterhaftem Stil über ein von ihm erfundenes ‚Chromoskop'. Ich vermochte die Durchsichtigkeit des Satzbaues zu würdigen, erhielt sogar durch die Schlußworte einen Begriff vom Wesen seiner wichtigen Erfindung, konnte aber seiner Darstellung nicht folgen, weil er, mit Recht, Voraussetzungen an seine Leser stellte, die ich nicht erfüllte. Der Schreiber war also nicht überhaupt unverständlich; er war, wie ich erfuhr, ausnehmend verständlich für seine Fachgenossen, blieb aber unverständlich für eine große Zahl von Menschen, zu denen ich gehörte, für die er aber nicht hatte schreiben wollen. Für diesen Fall gilt allerdings Lichtenbergs Wort: Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, so hat nicht immer das Buch die Schuld. Mein Kopf hatte die Schuld.

Die drei andern Ursachen der Unverständlichkeit fallen dem Schreiber zur Last. Entweder hat dieser selbst nicht verstanden, was er schrieb, — dann trifft Schopenhauers Wort zu: ‚Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt.' Oder er hatte überhaupt nichts zu sagen, — dann gilt die Fortsetzung Schopenhauers: ‚Allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, daß eine Mystifikation, als daß ein großer Tiefsinn darunter verborgen liegt.' Oder der Schreiber hat etwas zu sagen, versteht auch das zu Sagende, kann sich aber nicht verständlich ausdrücken, — dann sollte er überhaupt nicht schreiben. Die Zwischenstufen dieser drei Gründe der Unverständlichkeit aus schriftstellerischer Zweckwidrigkeit, z. B. die eitle Wortmacherei, das geckenhafte Preziösentum, die gesuchte, nur andeutelnde Knappheit usw. wurden schon betrachtet. Am eingehendsten die *Fremdwörterei*, die an dieser Stelle noch einmal als das *Gegenteil wahrer Wissenschaftlichkeit* gekennzeichnet sei. Die wahre Wissenschaft strebt nach der höchsten erreichbaren Klarheit; die fremdwörtelnde trübt bewußt oder aus schlechter Gewohnheit die Klarheit, die zum Wesen der Wissenschaft gehört. Fremdwörtelnder Belehrungsstil ist ein innerer Widerspruch.

Wissen und Klarheit sind viel, sind das Wichtigste für den Belehrungsstil, erfüllen aber noch nicht alle Bedingungen, die der Belehrungszweck dem belehrenden Schreiber stellt. Der lesende Schüler will nicht nur Lehre hören, er will einen lebendigen Lehrer sehen; nicht bloß das Buch, sondern den Menschen. An Fichte schreibt Schiller einmal: ‚Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst (in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen), das Ensemble der Gemütskräfte zu beschäftigen und soviel wie möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem Andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte

so wie auf seine geistigen wirken.' Und die Fortsetzung seines über diesem Abschnitt stehenden Satzes lautet: ‚Seine Wirkung (des Lehrers) beschränkt sich nicht darauf, bloß tote Begriffe mitzuteilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.' Warum? Weil nur auf solche Weise der höchste Zweck alles Schreibens erfüllt werden kann: den Leser in die Gedankenbahn des Schreibers zu zwingen. Menschenwesen wirkt auf den Menschen stärker als Papier, und sehr fein bemerkt Jean Paul: ‚In der bloßen Gelehrsamkeit tut oft das leise Erscheinen des Menschen so viel höheres Vermögen kund, als in der Dichtkunst das Verstecken desselben.' Die Papierenen und die Ledernen wissen, warum sie den Schreibern aus Fleisch und Bein und mit Blut in den Adern so gram sind, sie mit dem ärgsten ihrer lächerlichen Scheltworte: ‚subjektiv' belegen: sie fühlen, daß die Subjektiven auf den Leser wirken, während dies ihnen, den angeblich Objektiven, ewig versagt bleibt.

Leben wird nur durch Leben erzeugt, lebendiges Verarbeiten des Lehrstoffes im Leser nur durch lebendigen Vortrag des Schreibers. Einzig der Lehrer voll eignen Lebens belehrt, und wir Deutsche sollten nach einem Aberglauben von Jahrhunderten endlich aufhören, Langeweile für besonders wissenschaftlich zu halten. Scharf fertigt Lessing den Göze ab, der sich, wie einst Klotz, über den belebten Stil seines Gegners aufgehalten hatte —: ‚Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient?' Und Goethe erklärte: ‚Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite der Wissenschaft darbieten'. In Deutschland herrscht über die wissenschaftliche Darstellung noch immer der Irrtum, sie müsse sich grundsätzlich von der Redesprache unterscheiden; wissenschaftliche Sprache komme vom Schreiben her. Hierdurch erklärt sich zum größten Teil das Übermaß der Fremdwörterei: in der Redesprache ist sie unmöglich, sie ist Papier- und Tintensprache. — ‚Unsern Gelehrten fehlt es an der Geschicklichkeit, ihrem Stoff eine Gestalt zu geben', klagte schon Lessing. Trotz vielen rühmlichen Ausnahmen gilt dies im allgemeinen vom Belehrungsstil noch heute. Man empfängt aus manchen Büchern den Eindruck: ihre Verfasser sind in Sprache und Stil auf ihrem Sekundanerstande geblieben und haben fürs wissenschaftliche Schreiben nur den gehörigen Vorrat abgedroschener Welschwörter hinzugelernt.

Wieviel ein Belehrungsschreiber bei seinen Lesern voraussetzen darf, ist nicht bloß eine Frage der Wissenschaft; sie bestimmt ebenso sehr den Stil und verdient daher eine Untersuchung. Übertriebene Voraussetzungen führen zur Dunkelheit, ja zur völligen Unverständlichkeit. Lächerlich ist der Mißbrauch von ‚bekanntlich'; aber der Leser erfährt wenigstens das angeblich Bekannte:

Die atmosphärische Luft ist bekanntlich keine chemische Mischung, sondern ein Gemenge von Stickstoff, Sauerstoff, Argon, Kohlensäure, Ozon, Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Wasserstoff. (In einem Belehrungsaufsatz der Vossischen Zeitung.) — Gelegentlich hat er sogar den bayrischen Maximiliansorden angelegt, der bekanntlich nur auf Vorschlag des aus sechs Künstlern und sechs Gelehrten bestehenden Kapitels verliehen wird. (In einem Buch über Spielhagen; der Verfasser hatte das Bekanntliche eigens zu diesem Satze soeben im Konversationslexikon nachgeschlagen.) — Chamisso hat bekanntlich einmal gesagt: An Grabbe ist das eine Gute, daß er Freiligrath zu dem schönen Gedichte auf ihn Veranlassung gegeben. (Nicht einem von tausend Kennern Chamissos war dies bekannt.) — Bekanntlich hat die ägyptische Kunst unter Amenhotep dem Dritten einen neuen Aufschwung genommen. — Nachdem Strauß seine ersten epochemachenden Werke verfaßt hatte, trat bekanntlich mit dem Jahr 1841 in seiner literarischen Tätigkeit ein Stillstand ein. (E. Zeller in der Vorrede zu Straußens Hutten.)

Der alte Dove pflegte zu sagen: ‚Wenn wir Professoren unsicher sind, beginnen wir unsern Satz mit Bekanntlich.'

*

Schlimmer ist die Vornehmtuerei solcher Belehrungsschreiber, die mit dem Leser Versteck spielen, ihm von fern ein großes Wissen zeigen, aber den Zugang dazu versperren. Und doch hat auch der Schreiber alles einmal nicht gewußt, besitzt sein überlegenes Wissen

zum Teil erſt ſeit geſtern, mutet aber dem Leſer zu, entweder ebenſoviel zu wiſſen oder auf unklares Andeuteln alles ſofort zu erraten. Der ſeeliſche Grund iſt durchſichtig: der Schreiber will nicht ſo ſehr belehren, wie ſich von dem nur halbbelehrten Leſer bewundern laſſen. *Er* (Leſſings Nathan) *hat überwunden, und heitre Selbstbeherrschung macht ihn zum εὔκολος im schönen Sinne der Alten* (E. Schmidt). Wieviele Leſer wiſſen ſofort, was εὔκολος bedeutet? Wieviele ſelbſt von dieſen Leſern kennen den ſchönen Wortſinn ‚der Alten‘? Obendrein verbanden ‚die Alten‘ (wer z. B.?) mit εὔκολος (leicht, heiter, behaglich) durchaus keinen ſo beſonders tiefen Sinn, daß man ihn nicht deutſch ausdrücken könnte. Abgeklärt iſt reichlich ebenſo ſchön, εὔκολος aber den meiſten unverſtändlich, alſo vornehmer; es iſt, um mit derſelben billigen Dicktuerei zu reden, δυσκολώτερον. Daß der eukoloſige Nathan nicht aus der einzigen, natürlich verſchwiegenen griechiſchen Urquelle — Ariſtophanes' ‚Fröſchen‘, Vers 82, wo Sophokles, im Gegenſatze zu Aeſchylos, εὔκολος genannt wird —, ſondern aus einer unbekannten Schrift über Leſſings Nathan geſchöpft iſt, erhöht den Spaß des Simili-Kenners an dieſem Stilbrillanten.

Schmidt will ſeine Leſer mit einem lateiniſchen Ausſpruch über Stil bekannt machen: *Vielmehr hielt er's* (Leſſing) *mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert* (vgl. S. 47 und 407); er verſchweigt ihnen aber den Namen ‚des Römers‘. Der Leſer bleibt ohne volle Belehrung und bewundert tiefbeſchämt den Schreiber, der alle ſolche Ausſprüche am Schnürchen hat. Ich habe durch Befragen feſtgeſtellt, daß Gelehrten von höchſtem Wiſſen, ſogar Fachmännern im Latein und Fachgenoſſen Schmidts, der Römer ſamt ſeinem Spruche unbekannt war, ja daß keiner aus dem Spruche den römiſchen Verfaſſer mit Sicherheit erkannte. Ich beſtreite, daß ſelbſt der gelehrteſte Lateiner, mit Ausnahme der zwei oder drei Quintilian-Forſcher, jeden Satz dieſes Römers zu kennen verpflichtet iſt; hingegen ſind wir Schreiber redlicherweiſe ſämtlich verpflichtet, dem Leſer ohne Wiſſensheuchelei alles Nötige unzweideutig zu ſagen. Schopenhauer hat jene vornehmtueriſche nur andeutelnde Schreibweiſe gekannt und unübertrefflich kurz gekennzeichnet: ‚Sie ſchwanken zwiſchen dem Beſtreben, den Gedanken mitzuteilen, und dem, ihn zu verſtecken.‘ Er konnte nicht wiſſen, daß ſchon Goethe ſich für den zweiten Teil des Fauſt dieſe lückenhaften Verſe auf ein Blättchen geſchrieben:

Die bloße Wahrheit iſt ein ſimpel Ding,
Die jeder leicht begreifen kann;
Allein ſie ſcheint euch zu gering,
Drum wollt ihr, daß man euch betrüge,
Und dankt dafür, wenn . . .
Und . . . daß man es halb verſteckt.

Der Belehrungsſchreiber Schmidt ſetzt voraus, daß jeder Leſer folgenden Satz verſtehe (über das Fehlen eines Vorwortes Leſſings zum Nathan im erſten Druck): *Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehn und die Leser fragen, ob neben der eigentlichen Tendenz auch genug eigentümliche Schönheit gewonnen sei: mochte es nun ohne einen Glückwunsch an den Ort, der zuerst die Freiheit einer Aufführung besäße, sein Heil versuchen.* Wer weiß ſofort, wer iſt zu wiſſen verpflichtet, daß die von mir unterſtrichenen Worte die Umſchreibung eines damals ungedruckt gebliebenen Leſſingſchen Satzes ſind? Anführungszeichen ſind vornehm weggelaſſen; es wird vorausgeſetzt, daß alle Leſer alles wiſſen; aber wozu dann überhaupt noch ſchreiben?

Über Leſſings Fauſt: *Beide grandiosen Züge* (der Fauſt-Sage) *fanden etwa ein Jahr nach dem Druck der zusammengestoppelten Historia von 1587 in Christopher Marlowe einen kongenialen Bildner auf der Bühne Londons.* Mit keinem Wort iſt vorher die Rede geweſen von einer Hiſtoria von 1587; mit keiner Silbe wird geſagt, wie es mit Marlowe als Bildner auf der Londoner Bühne ſteht. Der zur Belehrung Schreibende fordert ſein eignes Wiſſen vom Leſer: daß die Hiſtoria ein deutſches Buch und daß Marlowe kein Schauſpieler war. Der Leſer, der dies nicht ſchon genau ſo gut wie der Schreiber weiß, verſteht nichts von der zuſammengeſtoppelten Hiſtoria und gerät in den Irrtum, Marlowe ſei, wie Shakeſpeare, ein Schauſpieler geweſen und habe die grandioſen Züge der Fauſtſage auf der Londoner Bühne verkörpert.

Über die Wiener Aufführung der Minna von Barnhelm: *Die Huber-Lorenzin geſiel als Minna, doch Stephanie ruinierte den Major.* Hier wird von jedem Leſer das fernabliegende theatergeſchichtliche Wiſſen vorausgeſetzt, daß ein männlicher Schauſpieler den weiblichen Namen Stephanie führte.

Anders ſteht es mit einem Chemiker, der über die ſtofflichen Eigenſchaften von alten Ölbildern vor der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften einen Vortrag hält: *Ikonoskopiſche Studien.* Das Fremdwort iſt natürlich nur überflüſſige Gelehrtuerei; Farbenforſchungen oder Über Bildfarben wäre ebenſo gut, wäre beſſer, denn Ikonoſkopie bedeutet garnicht Farbenforſchung, ſondern Bildforſchung. Indeſſen die meiſten Mitglieder der Akademie verſtehen wohl ſämtlich noch ein bißchen Griechiſch und wiſſen wenigſtens annähernd, was der Mann ſagen will.

*

Belehrende Darſtellung ohne Beiſpiele iſt in den meiſten Fällen zweck- alſo ſtilwidrig und verführt den Schreiber faſt immer zur Wortmacherei. Späteren Geſchlechtern wird es unglaublich ſein, daß es einſt z. B. dicke Literaturgeſchichten gegeben, welche die Kenntnis alles deſſen, worüber ſie handelten, der tauſend Dichter und ihrer zehntauſend Bände, bei jedem Leſer vorausſetzten, alſo keine lebendige Probe deſſen boten, worüber ſie ſeitenlang ſchrieben. Das bekannteſte Muſter iſt Gervinus; man leſe z. B. ſeine Rederei über W. Schlegels Jon, Fr. Schlegels Alarcos, Novalis' Heinrich von Oſterdingen: nicht ein einziges Wort wahrer Sachbelehrung, nichts als Namen ohne Sinn und des Verfaſſers Gerede darüber. ‚Der Leſer und der Autor verſtehen ſich häufig deshalb nicht, weil der Autor ſein Thema zu gut kennt, ... ſo daß er ſich die Beiſpiele erläßt, die er zu Hunderten weiß; der Leſer aber iſt der Sache fremd und findet ſie leicht ſchlecht begründet, wenn ihm die Beiſpiele vorenthalten werden' (Nietzſche). Dergleichen iſt deutſcher Belehrungsſtil; der franzöſiſche und engliſche iſt anders, beſſer. Der deutſche Schreiber weiß vielleicht manchmal mehr und denkt vielleicht tiefer; vom Franzoſen und Engländer lernen wir mehr, denn wir verſtehen alles, was ſie denken, ihr Wenig oder ihr Viel.

Zum Glück haben wir eine nicht geringe Zahl deutſcher Belehrungsſchreiber mit einem Stil, der das Wiſſen reſtlos und ungetrübt auf den Leſer übertragen hilft. Zunächſt alle unſre Proſaklaſſiker des 18. Jahrhunderts. Die Höhe ihres Wiſſens iſt vielfach von der heutigen Forſchung überſchritten; klar jedoch überſchauen wir dank der Klarheit ihres Stils, wie weit ſie es im Wiſſen gebracht hatten.

Von den belehrenden Schriftſtellern des 19. und 20. Jahrhunderts mit dem richtigen Belehrungsſtil nenne ich, nach Gruppen geordnet, einige der beſten. Zur Geſchichte: Clauſewitz, Bismarck, Moltke, Dahlmann, Gregorovius, Marcks, Oncken, Treitſchke, W. Zimmermann, Ernſt Dümmler, D. Schäfer, Th. Lindner, Egelhaaf, Hauck. Von Lebensbeſchreibern: Strauß, Jähns, Köſtlin, Bächtold. — Zur Kulturgeſchichte: M. Eyth, G. Freytag, L. Friedländer, Hehn, K. Hillebrand, Riehl, G. Voigt. — Zur Kunſtgeſchichte: Fr. Viſcher, C. Gurlitt, C. Juſti, A. Lichtwark, J. Volkelt, H. Wölfflin, K. Wörman. — Zur Literaturgeſchichte: Fr. Viſcher, Bellermann (Schiller), Berger (Schiller). H. Hettner, Ricarda Huch, A. Köſter. — Zur Erd- und Völkerkunde: Ratzel. Selbſtverſtändlich ſind bei dieſer kleinen Ausleſe die Reinheit der Sprache und die Klarheit des Stiles entſcheidend geweſen; daß einige aus andern Gründen hochberühmte Namen hier ungenannt bleiben müſſen, liegt nicht an meinem mangelnden reinen Willen, ſondern an ihrem mangelnden reinen Stil.

Beiſpiele des guten Belehrungsſtiles findet der Leſer u. a. auf jeder Seite der naturwiſſenſchaftlichen Schriften Goethes, der philoſophiſchen Schillers. Wie ein redlicher Schreiber im völligen Beſitze ſeines Gegenſtandes jedem Laien das Verwickeltſte klarmachen kann, dafür dieſes klaſſiſche Beiſpiel der Erklärung des Krieges durch Clauſewitz: *Der Krieg iſt ein Akt von Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unſeres Willens zu zwingen.* Dazu der Folgeſatz: *Um dieſen Zweck ſicher zu erreichen, müſſen wir den Feind wehrlos machen.* — Die kürzeſte klaſſiſch gewordene Erklärung des Weſens

der Staatskunst rührt von Bismarck her: ‚*Die Politik ist die Lehre vom Möglichen.*‘ Eine nützliche Übung wäre die Übersetzung in den Stil Hegels, Schellings, Lamprechts, Simmels. Die in den ‚Stil‘ Hardens ist keinem anständigen Menschen zuzumuten.

*

Eine gesonderte Betrachtung fordern Naturwissenschaft und Philosophie. Von unsern Belehrungsschreibern sind die der Naturwissenschaft die mit dem besten, die von der Philosophie mit dem schlechtesten Belehrungsstil. Der durchschnittliche deutsche Kunstschreiber steht allerdings außerhalb alles Stils, bedient sich zumeist einer Zigeunersprache und muß für sich behandelt werden (S. 501). Im täglichen Verkehr mit der redlichen Natur legt der naturwissenschaftliche Belehrungschreiber leichter die Stilverbildung ab und bemüht sich, sein Wissen mit redlicher Klarheit vorzutragen. Unter den namhafteren Schriftstellern dieses Gebietes ist mir kein einziger mit zierigem Schnörkelstil, mit Dünkeldunkel, mit schwammiger Fremdwörterei, mit schachtelnder Gedankenflucht vorgekommen. Die Fremdwörter der Naturforscher, größtenteils zwar auch entbehrlich, sind mehr überlieferte Kunstausdrücke als gelehrttuerische Neuprägung. Bücher wie Brehms großes Tierbuch, F. Cohns Pflanze, Francés Pflanzenleben, Haakes und Kuhnerts Tierleben, Kräpelins Naturstudien, Roßmäßlers Jahreszeiten, die Tiergeschichten von Löns, die großen und kleinen Schriften von Helmholtz haben an Zweckmäßigkeit des Belehrungsstils nur wenig ihres Gleichen in den andern Wissenschaften.

Die deutsche Philosophie und die ihr verwandten Wissenschaften halten sich gewiß und gelten vielleicht für die ersten der Neuzeit. Noch größere Übereinstimmung aber herrscht über ihren Vorrang in der Unverständlichkeit. Jedes philosophische Werk eines andern Volkes läßt sich ins Deutsche übersetzen; viele der berühmtesten deutschen Philosophen bleiben den des Deutschen nichtkundigen Ausländern als unübersetzbar unzugänglich, aber selbst den meisten gebildeten Deutschen totes Papier wegen ihres kläglichen Belehrungsstiles. Goethe ging so weit, die Beschäftigung der Deutschen mit der Philosophie überhaupt für eine Stilverderberin zu erklären: ‚Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie.‘ Mir scheint die Philosophie selbst, gleichviel welcher Schule, weniger Schuld hieran zu tragen, als die jahrhundertelang schlechte Stilgewöhnung der deutschen philosophischen Schreiber, Dunkelheit für wissenschaftlich, Klarheit für unwissenschaftlich zu halten und mit überhebungsvoller Vornehmtuerei den Zweck alles Schreibens: die Belehrung Andrer, geringzuschätzen. An diesem Gebrechen des deutschen Philosophenstils tragen die deutschen Leser kaum geringere Schuld als die Schreiber; der Aberglaube, die Tiefe sei an der Unverständlichkeit zu messen, scheint in Deutschland unausrottbar. So gut wie garnichts hat es geholfen, daß Schopenhauer den wahren Sachverhalt schon vor drei Menschenaltern aufdeckte: ‚Ich meine den verschmitzten Kniff, dunkel und unverständlich zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Gallimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er denselben nicht versteht.‘ Einige schaudervolle Beispielsätze von deutschen Philosophen stehen durch dieses Buch verstreut; einige weitere gehören an diese Stelle zur Prüfung ihres Belehrungsstils. Der Hegelschen Erklärung der Elektrizität (S. 469) steht gleichwertig zur Seite Schellings Erklärung der Schwere: *Sie ist das Verendlichende der Dinge, indem sie in das Verbundene die Einheit oder innere Identität aller Dinge als Zeit setzt. — Die Schwere wirkt auf Beschränkung des Raums, des für-sich-Bestehens hin und setzt in dem Verbundenen das Nacheinander oder die Zeit, welche dem Raum eingeschwungen jenes bloß endliche Band des Zusammenhangs oder der Kohärenz ist.*

Was ist nach Hegel Griechenland? *Die Substanz, welche zugleich individuell ist; das Allgemeine als solches ist überwunden, das Versenktsein in die Natur ist aufgehoben.* Was hätten wohl Platon und Aristoteles hierzu gesagt?

Welche dauernde Bewegung der Geister schien einst Feuerbachs ‚Wesen des Christentums' entfesselt zu haben, wie berühmt war es für einige Jahre, — und wo ist es heute? Es ist versunken wegen seines Stils, wenn man überhaupt von Stil sprechen darf bei dem Schreiber dieser blindlings herausgegriffenen drei Sätze von reichlich tausend ähnlichen:

Alles, was im Sinne der hyperphysischen transszendenten Spekulation und Religion nur die Bedeutung des Sekundären, des Subjektiven, des Mittels, des Organs hat, das hat im Sinne der Wahrheit die Bedeutung des Primitiven, des Wesens, des Gegenstandes selbst. — Wodurch entsteht die Welt, das von Gott Unterschiedene? Durch den Unterschied Gottes von sich selbst. Gott selbst in Gott denkt sich, er ist sich Gegenstand, er unterscheidet sich von sich, also (!) entsteht dieser Unterschied, die Welt, nur von einem Unterschied andrer Art, der äußere von einem innerlichen, der seiende von einem tätigen, einem Unterscheidungsakte, also (!) begründe ich den Unterschied nur durch sich selbst, d. h. er ist ein ursprünglicher Begriff, ein Non plus ultra meines Denkens, ein Gesetz, eine Notwendigkeit, eine Wahrheit. — Der Gegenstand des Gefühls wird nur deswegen gleichgültig, weil, wo einmal das Gefühl als das subjektive Wesen der Religion ausgesprochen wird, es in der Tat auch das objektive Wesen derselben ist, wenn es nicht gleich als solches, wenigstens direkt, ausgesprochen wird.

Ein Nacheiferer Hegels in der sinnlosen Wortmacherei, in den ‚Deliramenten der Tollhäusler', wie Schopenhauer dergleichen nannte, war der zu seiner Zeit sehr berühmte Professor der Physiologie Purkinje. Nach ihm hat man sich die Zeugung, die er sich einredete entschleiert zu haben, vorzustellen *‚als einen besonderen Akt, die Subjekt-Objektivierung der Allgemeinnatur, indem diese in ihrer Tendenz zum Selbstbewußtsein, zum Selbstgenuß allenthalben bestrebt ist, sich in organisierbaren Stoff und organisierende Kraft zu scheiden.'* Die Zeugung geht vor sich, *‚indem die Qualität in die Quantität tritt, die Intention in die Extension übergeht, die intendierte Form in materieller organischer Gestaltung ihre Realität erlangt.'*

Die vollkommne Sinnlosigkeit dieses gelehrttuenden Geschwätzes leuchtet ohne weitres ein. Man kann aber schon in den kürzesten Sätzen unverständliche Wortmacherei treiben, aus der nichts zu lernen ist, so wenn z. B. Lamprecht spricht von *einer unerhörten Tragik der Zeitstellung* (Friedrichs des Großen) *zwischen Individualismus und Subjektivismus*. Wo immer mit ismus links und ismus rechts gearbeitet wird, da sei der Leser auf der Hut gegenüber der ‚pupillarischen' Sicherheit solcher Wissenschaft.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß noch einmal in Deutschland ein beinah wie Hegel schreibender Philosoph auftreten und eine gewisse Geltung erlangen konnte. Aber auch hier gilt das Wort: Denn der Boden zeugt sie wieder, wie er sie von je gezeugt. Man vergleiche:

Den Sinn der Geschichte verleihen ihr jene Voraussetzungen, die sie von der reinen Tatsache qualitativ ebenso abscheiden, wie die Notwendigkeit der Auswahl aus dem Komplex völlig koordinierter Ereignisse es quantitativ tut. — Statt daß aber diese Wissensgleichheit zwischen Subjekt und Objekt der Historik (!) zu ihrem realistischen Sich-Decken mit dem Erkenntnisinhalte führte, zeigte sich, daß das Erkennen durchaus keine Parallelität mit dem Objekte bedeutet; vielmehr ist es ein mannigfach verwickelter Prozeß, der sehr mannigfache Verhältnisse zu seinem Gegenstande besitzt, ganz gleichgültig, ob dieser Gegenstand selbst Geist ist, ja an dieser substantiellen Einheit mit ihm erst die funktionelle Autonomie des Erkennens und seiner Richtigkeit markierend. — Damit ist die Eingestelltheit der Existenz auf einen Endzweck und die gleichzeitige Versagtheit seiner in eine Gesamtanschauung projiziert.

Der Schreiber dieser Sätze, denen ein paar Hundert ähnliche beigegeben werden könnten, heißt Georg Simmel und galt vielen für einen der ersten Philosophen unsrer Zeit, beinah ebenso vielen für einen unsrer großen Stilisten. Er war ein noch unerträglicherer Wort- und Fremdwortmacher als selbst Lamprecht und verdankte seine ganze Berühmtheit der Unverständlichkeit seiner Schriften. Lamprecht starb 1915, Simmel 1918, — beide versinken schon dem lebenden Geschlecht ins Bodenlose.

Tröstlich ist es, bei einem andern Philosophen, Volkelt, zu lesen:

Wörter wie Resultat, Realität, Disziplin, Basis, Substrat, Reaktion, historisch (!), kontinuierlich, kantisch, speziell, modifizieren usw. halte ich für durchaus überflüssig. — Andere Ausdrücke wie Faktor, Funktion, Akt, Poesie, poetisch, direkt, empirisch, scheinen mir in den meisten Fällen durch deutsche Wörter ersetzbar zu sein, ohne daß in der Bedeutung irgendeine Schattierung, Zumischung, Abbiegung verloren ginge.

Merkwürdigerweise ist der so ungewöhnlich rein schreibende Volkelt von seinen Berufsgenossen noch nicht in die Acht der Unwissenschaftlichkeit erklärt worden. Man denke: ein Philosoph der Ästhetik, der sogar Nüankße für überflüssig hält und dafür Schattierung, Zumischung, Abbiegung schreibt!

*

In den meisten Stillehren wird das Beschreiben als eine der leichteren Aufgaben des Stiles bezeichnet, und in den Schulaufsätzen der oberen Klassen hört das Beschreiben auf. In Wahrheit gibt es kaum eine schwierigere Stilaufgabe, und tatsächlich liest man nichts so selten wie eine vollkommen befriedigende, genau belehrende Beschreibung. So ist mir z. B. noch niemals eine dem Laien wirklich für immer unterrichtende Darstellung einer Dampfmaschine, eines Fernsprechers, einer elektrischen Antriebsmaschine, eines Kraftwagens begegnet. Daß nicht meine besondere Verständnislosigkeit die Schuld trägt, habe ich durch Befragen hochgebildeter Freunde festgestellt: jeder hatte der Beschreibungen viele gelesen, keine hatte ihn bis zu voller Klarheit belehrt, selbst nicht Beschreibungen mit Bildern. Die Unfähigkeit der Beschreiber, sich aus ihrer wohlunterrichteten Seele in die des unwissenden Lesers zu versetzen, also die schon oft erwähnte Phantasielosigkeit im Bunde mit dem Mangel eines anschaulichen Stiles machen alle solche Beschreibungen wert- und zwecklos. Von Moltke hätte ich eine Beschreibung der Dampfmaschine lesen mögen.

In einem berühmten Erkenntnis des Reichsgerichtes wird die Eisenbahn so erklärt:

Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften, — Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon durch die eigene Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. f. — bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckterweise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.

Moltke erklärt sie in seinem schon erwähnten Aufsatz von 1843 (S. 367): *Die Eisenbahn ist ein Weg mit Geleisen aus starken gußeisernen Schienen, welcher mit der ausführbar geringsten Abweichung von der geraden Linie zwischen den zu verbindenden Punkten geführt wird.* Man stelle sich einen Deutsch verstehenden Marsbewohner vor: welche der zwei Erklärungen würde ihm einen Begriff von der nie gesehenen Eisenbahn geben? Ein Witzblatt beantwortete jene höchstgerichtliche Erklärung der Eisenbahn durch diese andere: ‚Was ist ein Reichsgericht? Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis entgegen kommen sollende, aber bisweilen durch sich nicht ganz vermeiden haben lassende, nicht ganz unbedeutende beziehungsweise verhältnismäßig gewaltige Fehler im Satzbau auf der schiefen Ebene des durch verschnörkelte und ineinander geschachtelte Perioden ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definitionen, welche das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen fähig sind, liefert'.

Der mögliche Einwand, Moltke sage ja gar nichts vom Zwecke der Eisenbahn, ist hinfällig: daß eine Bahn, ein Weg zum Fortbewegen von Menschen und Sachen dient, durfte er als allgemein bekannt voraussetzen. Der Irrtum der meisten Beschreiber besteht grade in der allzu großen Vollständigkeit, bei der man den Wald vor Bäumen nicht zu sehen bekommt. Der Beschreiber muß alles Notwendige sagen, aber nicht mehr als das Notwendige; durch das Beiwerk wird der Leser eher verwirrt als gefördert. Boileau warnte vor allzu vielen Einzelheiten im Beschreiben, nannte diese Art eine *abondance stérile* (unfruchtbaren Überfluß), und unser Meister der Naturbeschreibung, Ratzel, bemerkte: ‚Die wortreichsten Schilderungen sind in der Regel die seichtesten. Wenig Worte, diese gut gewählt und jedes an seinem Platz, sind das Merkmal der guten Landschaftsschilderung.' Er begegnet sich darin wunderbar mit Bismarck, der in einem Briefe sehr fein bemerkt: ‚Die Kunst landschaftlicher Schilderung besteht nicht darin, eine ganze Landschaft getreu-

lich abzumalen, ſondern vielmehr darin, den einen Punkt zu entdecken, wodurch ſich dieſe Landſchaft von jeder andern unterſcheidet.' Je ſparſamer, aber aus innerm Sehen heraus beſchrieben wird, deſto wirkſamer. Walter Scott und Stifter waren die ſich im Zerfaſern nie genug tuenden Beſchreiber der Natur, aber bei keinem ſehen wir die lebendige Natur. Wer alle Blätter eines Baumes malt, hat gar keinen Baum gemalt. Wo in der neuern Literatur gibt es eine wahrhaft anſchauliche Beſchreibung einer Schlacht oder nur eines Schlachtfeldes? Alle unſre wortreichen Schlachtenmaler beſchreiben zu viel und beſchreiben uns nichts. Man vergleiche damit die paar Zeilen in Tacitus' Annalen über das Schlachtfeld im Teutoburger Walde mit den Gebeinen der Erſchlagenen und den ſonſtigen Spuren der furchtbaren Begebenheit: *Medio campi albentia ossa, ut fugerant, ut restiterant, disjecta vel aggerata; adjacebant fragmina telorum equorumque artus. Lucis propinquis barbarae arae, apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant; simul truncis arborum antefixa ora.*

Die Phantaſie des Leſers, den man etwas ſehen läßt, malt weiter aus und freut ſich ihrer Mitarbeiterſchaft. Zola z. B. überſättigt mit ſeiner alles Dageweſene überbietenden Beſchreiberei die Einbildungskraft und hinterläßt doch kaum ſo viel wie der kargſte Schilderer. Am tiefſten prägt ſich das vom Leſer ſelbſt Hinzugedachte ein. Garnicht haften die abgedroſchenen Allgemeinheiten; was kann der Leſer z. B. ſehen an einer Landſchaft wie in Hauffs Lichtenſtein: *Steigt das Auge aufwärts, ſo begegnet es maleriſch gruppierten Felſen?* So ſchildern heute nur noch Anfänger; maleriſch gruppierte Felſen ſind eine ausgekernte Hülſe. Nichts iſt gefährlicher als ſolche ſtehende Beiwörter, überhaupt die Wortſchablonen. Ratzel hob richtig hervor, daß für den, der wirklich beobachtet, nicht ‚jedes Getreidefeld wogt, nicht jeder Wald rauſcht'. Z. B. nicht für den feinen Beobachter M. Claudius: ‚Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget'. Jedes Wort einer Beſchreibung ſoll ein Stück der ſichtbaren Welt entſchleiern, kann alſo nicht vorſichtig genug gewählt werden, muß aus innerm Sehen fließen. Wenn z. B. der ſonſt ſo anſchauliche Eyth ein mal ſchreibt: *Ein ſchwerer Aprilhimmel hing in ſchwarzen Wolkenfetzen über der Stadt. Bleigrau ſtarrte die Schelde zu ihm empor*, ſo ſehen wir bei ‚ſtarrte' ebenſo wenig, wie der Schreiber geſehn: ein bleigrau dahinfließender Strom ſtarrt nicht.

Am ſchwierigſten zu begreifen iſt der Menſch, beſonders ſein Geſicht. Hier gilt die durchgreifende Regel: Je weniger, deſto mehr; nur die vom Schreiber entfeſſelte Einbildung des Leſers hilft ein Bild vollenden. Walter Scott, der für unſre älteren Erzähler lange vorbildlich blieb, zerſchilderte ſeine Menſchen zu Nebelbildern. Auf Goethes Knappheit im Menſchenmalen wurde ſchon hingewieſen (S. 143). Wie fein findet ſich Immermann mit dieſer Schwierigkeit ab (im 2. Kapitel des Oberhofs:) *Ich werde mich nicht vermeſſen, ihre* (Lisbets) *Schönheit zu beſchreiben; es käme dabei doch nur auf rote Wangen und blaue Augen hinaus, und dieſe allerliebſten Dinge, ſo friſch ſie ſich in Wirklichkeit halten, ſind ſchwarz auf weiß etwas abgeſtanden. Es denke ſich daher jeder Leſer ſeine jetzige oder ehemalige Geliebte, und jede Leſerin blicke in den Spiegel oder erinnere ſich, wie ſie an ihrem Brauttage ausgeſehen hat, ſo wird die Lisbeth vor allen Leuten daſtehen, wie ſie leibt und lebt.* Drei Leſergeſchlechter haben ihm Recht gegeben. — Oder wie unvergeßlich ſchildert Annette von Droſte ein ſeltſames Mädchen, indem ſie nur von deſſen Geſichtsfarbe ſpricht: *Die Art ihres Teints, der, für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergeſſen macht, daß man ein Mädchen vor ſich hat; aber bei der kleinſten Erregung, geiſtiger wie körperlicher, fliegt eine leichte Röte über ihr ganzes Geſicht, die unglaublich ſchnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel.* Dies iſt deutlich vorſtellbar; hingegen mutet uns eine neuere Erzählerin, Oſſip Schubin, zu, wir ſollen Augen ſehen, *die oft plötzlich nachdunkeln und dann unheimlich und unergründlich tief werden.* Dies iſt nur gemacht, die Schreiberin hat es nicht geſehn und läßt uns nichts ſehn. — Wie greifbar anſchaulich hingegen iſt, trotz dem Mangel an ‚Logik', Heinrich Seidels Bild: *Dann begrüßten wir unſre Tante Emma, die ſo klein, wie*

mein Onkel groß war. Manche Schreiber helfen sich dem Leser gegenüber mit der Ausflucht: ‚Dies ist unbeschreiblich'. Gewiß ist vieles, wohl das meiste im Grunde unbeschreiblich; aber der Schreiber schweige dann entweder ganz, oder er versuche, ohne Beschreiberei, einen tiefen Eindruck zu erzeugen. Sehr fein heißt es hierüber bei der Ebner: ‚Das Wort ‚unbeschreiblich' sollte der Schriftsteller nie gebrauchen. Freilich kann er nicht alles beschreiben; aber in seinem Leser muß er ein Bild, ein Gefühl, eine Ahnung dessen erwecken können, was sich nicht beschreiben läßt'. Solch Bild, solch Gefühl, solche Ahnung läßt sich mit den einfachsten aus der Tiefe geschöpften Worten erwecken.

Vom Berichtstil wird gewöhnlich nur schärfste Bestimmtheit, knappste Sachlichkeit verlangt, und als Regel für das Handwerk mag das gelten. Es gibt aber viele Fälle, wo mit feinerem Pinsel gemalt werden muß, und da beginnt die Kunst. Will man einen meisterlichen Berichtstil genießen, so lese man die an Friedrich Wilhelm 4. gerichtete Denkschrift seines Bruders Wilhelm von 1855 über die Zustände in Rußland nach dem Tode des Zaren Nikolaus. Eine klassische Sammlung stellen Bismarcks Gesandtschaftsberichte aus Frankfurt dar. Noch freier gibt er sich in den vertrauten Briefen aus jener Zeit, z. B. an Leopold von Gerlach. Der vom 22. Juni 1851 mit der Schilderung der verschiedenen Bundestagsgesandten ist eins der besten Stücke unsrer Kunstprosa. Nachdem er sie einzeln beschrieben, faßt er zusammen: *Daß wir mit dieser Gesellschaft Deutschland reformieren und Europa durch die Regeneration unseres Vaterlandes staunende Teilnahme* (Bismarck schreibt nicht ‚Interesse'!) *ablocken werden, glaube ich nicht. Es ist kein einziger Mann von geistiger Bedeutung darunter; die meisten sind wichtigtuende Kleinigkeitskrämer, die die Bundesvollmacht mit ins Bett nehmen, und mit denen keine Konversation zu führen ist, weil sie bis in die gleichgültigsten Gespräche hinein diplomatisieren, beobachten und zum Bericht notieren.*

Zweiter Abschnitt.

Zeitungsstil.

Wer hätte auf deutsche Blätter Acht,
Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um all seine Zeit gebracht. (Goethe).

Der Sekundenzeiger der Geschichte. (Schopenhauer über die Presse).

Schopenhauers Vergleichsbild ist eines der besten in deutscher Sprache; es ist noch treffender, als er sich's vielleicht beim Bildern gedacht hat. Er meinte mehr das Haften der Zeitung am Augenblick; wir wollen, um ihr gerecht zu werden, an den Schritt des Sekundenzeigers denken, an dieses ruhelose Pulsen und Vorwärtszucken, dieses Sichtbarwerden der vorüberzitternden Zeit. Und diesem mit Tick tick tick tick von einem Sekundenstrich zum andern hastenden Pfeil macht der träge Stundenzeiger, dessen Schreiten kein Auge wahrnimmt, die beschimpfendsten Vorwürfe wegen seiner fiebernden Eile. Wenn die Uhr die falsche Zeit weise, so sei das einzig die Schuld des nichtsnutzigen Sekundenzeigers; er, der würdige, weise, wichtige Stundenzeiger könne nichts dafür, gehe untadelig seinen unsichtbaren Schritt, bedürfe nie einer bessernden Uhrmacherhand.

Mein Bild ist ein bißchen verzeichnet, gibt aber einen Begriff vom Verhältnis unsers Zeitungsstiles zum Prosastil überhaupt. Die Zeitung ist der Sühnebock für alle Sünden des deutschen Stiles geworden; wer über diesen schimpft, der wählt seine Beispiele zunächst und zumeist aus Zeitungen. Besonders alle wissenschaftliche Schreiber, die über den betrübenden Zustand deutscher Sprache und deutschen Stils bewegliche Klage geführt, haben fast ausschließlich den Zeitungsstil gemeint und genannt. Von Schopenhauer bis zu Nietzsche (vgl. S. 16) — ein wahres Wutgeheul über das ‚Zeitungsdeutsch', das ‚Schweinedeutsch'.

Mit der einen Ausnahme Schopenhauers, des schonungslosen Züchtigers der noch größern Sünderin Wissenschaft, ist mir kein einziger angesehener Schreiber über Stil bekannt, der in seinen Rügeschriften gegen die Sprachverderbnis nicht allein oder weit überwiegend die Zeitungen dafür verantwortlich gemacht hätte. Treitschke, Heyne, Heintze, Wustmann — alle haben sie ihre Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem sie das Zeitungsdeutsch, den Zeitungsstil mit den härtesten Verdammungsurteilen belegten. Wie der Verfasser über diese schreiende Ungerechtigkeit denkt, hat er im ersten Abschnitt dieses Buches ausgesprochen und an andern Stellen eingehend begründet.

Zunächst wird über dem Geschimpfe auf den Zeitungsstil eine Tatsache fast immer übersehen: Wir haben in der deutschen Presse Deutschlands, Österreichs, der Schweiz mehr als ein volles Hundert glänzender Schreiber; wie viele glänzende Stilkünstler gibt es in der deutschen schreibenden Wissenschaft der drei Länder? Auf jeden guten wissenschaftlichen Schriftsteller kommen zehn, kommen zwanzig gute Zeitungschreiber. Wer dies bestreitet, ist entweder durch seinen Beruf nnd sein eignes schlechtes Schreibergewissen befangen, oder ich bestreite ihm die Kenntnis der Tatsachen. Nur darum wird das richtige Verhältnis der vielen glänzenden Zeitungsmänner zu den wenigen guten Schreibern der Wissenschaft nicht erkannt, weil die Zugehörigkeit zur Zeitung keine Würden und Titel verleiht, ja in den meisten Fällen nicht einmal einen Namen: Wer von den Lesern einer Zeitung kennt die ja meist nicht unterzeichnenden Verfasser der besten Aufsätze, wer kennt sie über den nächsten Leserkreis hinaus? Der wissenschaftliche Schreiber hingegen kann noch so klägliches Deutsch, noch so hilflosen Stil verüben, seiner wissenschaftlichen Berühmtheit tut das keinen Abbruch; ja die Geschichte der deutschen Prosa lehrt, daß die schlechtesten Schreiber vielfach am berühmtesten waren: dieses Buch liefert die überzeugendsten Beispiele.

Unsre großen Zeitungen erleichtern uns ja den Vergleich zwischen den beiden Hauptstilen, indem sie gutschreibende Wissenschafter zur Mitarbeiterschaft zulassen. Man darf schwerlich behaupten, daß der Stil der Wissenschafter unterm Strich den des Zeitungsmannes überm Strich immer oder nur oft in den wichtigsten Eigenschaften alles guten Stiles übertreffe. In einer unsrer großen Zeitungen schrieb vor einiger Zeit Fritz (nicht Franz!) Bley zur Abwehr: ‚Mit Schelten auf die in schlechtem Deutsch geschriebenen Zeitungen ist es nicht getan. Den größeren Teil der Schuld tragen die deutschen Schriftsteller. Selbst Mitarbeiter von gefeiertem Namen empfinden es nicht als Schimpf, ihre Aufsätze derartig mit Fremdwörtern zu verunreinigen, daß sie an das Gauner- und Gaunerdeutsch armer Seiltänzer und Zirkushanswürste erinnern. Deshalb soll man milder urteilen über die Schriftleiter kleiner Zeitungen und die berechtigten Vorwürfe deutlicher dorthin richten, wohin sie gehören: an die Verfasser!‘ — Trefflich, aber nicht ins Schwarze treffend. Welche Schriftsteller, welche Verfasser? — Dies hätte deutlich gesagt werden müssen. So können wir nur ahnen, daß die Schreiber unterm Strich gemeint sind; und da unsre bekannten Erzähler, deren Werke zuerst in Zeitungen erscheinen, meist ein leidliches, vielfach ein gutes Deutsch schreiben, so bleiben eben nur die wissenschaftlichen Schriftsteller übrig.

Doch nicht bloß um die sprachverderbenden wissenschaftlichen Mitarbeiter der Zeitung handelt es sich. Das Übel sitzt viel tiefer oder — viel höher. Schreibt etwa die deutsche Zeitung einen von ihr erfundenen Stil? Das unbestimmte Wort Zeitung führt irre; eine Zeitung schreibt überhaupt nichts, sie wird von Menschen geschrieben, durchschnittlich von gebildeten, häufig von höchstgebildeten Menschen, und wer sich mit dem Stil dieser zeitungschreibenden Menschen beschäftigt, der ist verpflichtet, nach dessen Ursprung zu forschen. Die Zeitungschreiber kommen fast alle von unsern hohen Schulen, die meisten von unsern Universitäten her und führen den nur auf Hochschulen zu erwerbenden Ehrentitel Doktor. Sie haben sich ihr Deutsch und ihren Stil nicht selbst gemacht, sondern haben beides aus ihren hohen und höchsten Schulen, aus den Lehrstunden, Vorlesungen und Schriften ihrer Lehrer mitgebracht, allerdings zum Glück später veredelt. Keinem Franzosen fällt es ein, von einem besonders schlechten Stil der französischen Zeitungen zu sprechen.

In Frankreich schreiben die Lehrer der Lyzeen, die Professoren der Universitäten, die Zeitungsmänner ungefähr den gleichen Stil: den klaren, gefälligen, reinen, den wir kennen und beneiden. Was am deutschen Zeitungsstil tadelnswert ist, verrät fast durchweg seinen Ursprung: den wissenschaftlichen Stil; was ihn vor dem der wissenschaftlichen Schreiber auszeichnet, verdankt er dem erziehlichen Zwange des Zeitungsberufes.

Von den Vorzügen des deutschen Zeitungsstils vor den meisten andern Stilgattungen wollen wir zuerst sprechen, denn von ihnen ist sonst fast niemals die Rede. Was an ihm zu rügen, wird nicht verschwiegen werden. Der wissenschaftliche Stil unterliegt so gut wie nie einem den jedesmaligen Schreiber treffenden Urteil; der Stil des Zeitungschreibers ist ihm täglich ausgesetzt. Man befrage nur die Herausgeber einer Zeitung, wie viel grobe oder boshaft feine Briefe und Postkarten jeder unglückliche Ausdruck, jeder lederne oder unverständliche oder geschwollene Aufsatz hervorruft. Ein Gelehrter hingegen kann sein Lebenlang einer von denen sein, die ein nützliches Buch, aber keinen brauchbaren Satz schreiben, — er bleibt in Amt und Würden, sieht bewundernde Schüler zu seinen Füßen und gilt, solang er lebt, für einen großen Mann, den Unkundigen wohl gar für einen großen Schriftsteller. Der Zeitungschreiber, der dauernd unklar, geziert, schachtelnd schreibt, wird als dauernd unbrauchbar entlassen.

Der Zeitungsstil ist im allgemeinen unvergleichlich klarer als der wissenschaftliche. Der Zeitungschreiber weiß vielleicht oft, nicht immer, weniger als der Mann der Wissenschaft; aber er besitzt die Gabe, all sein Wissen dem Leser verständlich zu übermitteln. Er hält künstlerischer als der Wissenschafter Maß: behandelt eine Frage, für die ein Gelehrter mindestens ein Heft braucht, ebenso erschöpfend und besser belehrend in zwei Spalten. Vielleicht ist der Zeitungsstil gemeinplätzlicher, flacher als der wissenschaftliche; streicht man aber aus diesem alle gelehrttuerische Fremdwörter und ersetzt sie durch ehrliches Deutsch, so ergibt sich sehr oft eine herzlich dürftige Gewöhnlichkeit, wo nicht Plattheit. Gekocht wird in der Zeitung wie in der Wissenschaft mit Wasser; meist ist das Wasser der Zeitung reinlicher.

Daß der Zeitungsstil lebendiger, daher fesselnder ist, wird ihm von den Schreibern des unlebendigen, daher langweiligen Gelehrtenstils als Zeichen seiner Minderwertigkeit gedeutet. Was hiervon zu halten, wurde schon gesagt. — Der Ausdruck in der Zeitung ist, bis auf die noch zu rügenden Gebrechen, durchschnittlich schärfer, bezeichnender, sogar anschaulicher als in der Wissenschaft. Es werden weniger Umschweife gemacht, die Katze heißt Katze, in Weimar heißt in Weimar, nicht ‚in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung'. In der Tagespresse ist mir kein einziger Preziöser bekannt; seines Bleibens wäre ja nicht bis zum nächsten Kündigungstag. Es gibt recht viele Zeitungschreiber, die mindestens ebenso viele Bücher in mindestens ebenso vielen Sprachen gelesen haben, wie ein großer Gelehrter; aber sie kramen ihr reiches Wissen nicht bei jeder Gelegenheit, auch bei der unpassenden, aus.

Der Satzbau der Zeitung ist fast durchweg straffer, übersichtlicher gegliedert, klanglich feiner, besonders zum sofortigen Verstehen geeigneter als der durchschnittliche Bücher- oder Kanzleistil. Ein zum Scherzen aufgelegter Freund aus Reuters Heimat empfiehlt mir, den Zeitungsstil und den wissenschaftlichen Bücherstil zu unterscheiden als den ‚Jüst-so-Stil' und den ‚Wat will de Kirl?-Stil'. Der Zeitungschreiber rühmt sich manchmal, alle verborgenste politische Geheimnisse des In- und Auslandes auf telegraphischem oder heliographischem Wege erkundet zu haben; er tut dies gewissermaßen ehrlich, einfältig, denn der Glaube des Lesers an die Allwissenheit der Zeitung gehört zu ihrem Lebensatem. Er versucht aber nicht, diesen Glauben durch bloße Wortmacherei und gespreizte Welscherei zu erzeugen.

*

Der Zeitungsstil, geschrieben von wissenschaftlich gebildeten Männern, hat sich aus dem Stil der Wissenschaft entwickelt, die meisten von dessen groben Lastern abgelegt oder abgeschwächt, dafür aber einige neue Lästerchen von Berufswegen hinzuerworben. Daß dies größtenteils Berufsmängel sind, ergibt sich aus der Übereinstimmung dieser Seite

des deutschen Zeitungsstils mit dem aller andern Zeitungsvölker. Das Sonderlaster der Fremdwörterei im deutschen Zeitungsstil ist selbstverständlich, denn er wird ja von Deutschen geschrieben. Bis auf dieses eine fließen alle Gebrechen unsrer Zeitungssprache aus derselben Quelle wie in allen andern Ländern: aus der jagenden, hetzenden Hast beim Schreiben. Diese erklärt das meiste, entschuldigt es aber nicht völlig: ein wohlerzogener Stil darf selbst in der fiebernden Eile gewisse ärgste Ungezogenheiten nicht begehen. Die selbstgerechten wissenschaftlichen Tadler des Zeitungsstils, die einen viel schlechteren schreiben, haben keinen Begriff vom Zeitungsbetriebe. In diesem geht es ähnlich zu wie in der mordenden Männerschlacht: im Augenblick müssen die Entschlüsse gefaßt, sofort müssen sie ausgeführt werden. Die Sache, die Sekunde herrscht mit Allgewalt und erdrückt die Form, die ja nur durch die Stunde gelingt. Um 12 Uhr nachts kommt der Depeschenbote: Der Papst ist tot, der Zar ist ermordet, der König von Portugal ist geflohen, das französische Ministerium gestürzt, das englische Parlament aufgelöst, die Monna Lisa gestohlen. In einer Stunde muß ein 100 bis 200 Zeilen langer Aufsatz darüber geschrieben und gesetzt sein, denn um 1 Uhr nachts geht das Hauptblatt in die Schnellpresse. Die Feder fliegt übers Papier, das in Blättchen zerschnitten ist, um den wartenden Druckerjungen schneller abzuspeisen. Wahl des Ausdrucks? Keine Möglichkeit. Abmessung der Satzlänge? Lächerlich. Gliederung des Satzes? Unsinn. Verständlichkeit? Lesers Sache. Rhythmische Schönheit? Wir sind nicht in Utopien. Innere Form? Wir verstehen nicht Chinesisch. Sorgsames Durchlesen und Bessern? O ja, unter dem Donner der Maschinen, mit brennenden Augen, schläfrig, in zwei Minuten, in einem nassen Fahnenabzug, worin keine Änderung erlaubt ist, die dem Setzer Zeit kostet.

Und angesichts dieses Entstehens des meisten, was in der Zeitung steht, wagt ein wissenschaftlicher Schreiber mit unverständlichem, geschachteltem, wirrem Stil, nasrümpfende Mäkelei am Zeitungsstil zu üben! Er, der vielleicht alle fünf Jahre ein Buch, jeden Monat einen kleinen Aufsatz über einen ihm genau bekannten Stoff für hundert Leser eines Fachblättleins schreibt. Der überreichliche Zeit hat, Anordnung und Untergliederung des Ganzen, jedes Wort, jeden Satzteil, jeden Satz, jeden Absatz zehnmal zu überlegen; das Wörterbuch und alle andern Hilfsmittel zu benutzen; die Handschrift so oft durchzulesen, wie ihn die Gewissenhaftigkeit treibt; zu ändern, zu streichen, zuzufügen, umzustellen; die Arbeit ruhen zu lassen, wieder aufzunehmen, umzuwerfen, neu zu gestalten, Freunde zu befragen. Und der in aller Behaglichkeit einmal, zweimal, dreimal den Probebogen durchbessern kann. Wer vom Zeitungschreiber untadelige Form verlangt, begeht dieselbe Ungerechtigkeit, wie der Kunstrichter, der einem Stegreifdichter vorwirft, nicht so kunstgerecht zu formen, wie etwa Paul Heyse. Ein germanistischer Oberlehrer in Berlin schreibt an den Rand eines Aufsatzes über eine ihm anstößig klingende Wendung: Letzteres ist Zeitungsdeutsch, dasselbe ist zu vermeiden.' Was mich an den von wissenschaftlichen Stilstümpern überhebungsvoll beschimpften Zeitungschreibern erstaunt, ist die Langmut, womit sie sich diese in der papiernen Welt einzig dastehende Unverschämtheit gefallen lassen.

Die Zeitung lebt vom Augenblick und für ihn; die Zeitung von gestern ist wie der Schnee vom vorigen Jahr. Der Zeitungschreiber muß mit der Gegenwart geizen, auf die Gegenwart wirken, den gegenwärtigen Leser packen, — nicht für lange, nur für die paar Minuten des Lesens, mehr verlangt ja der Leser nicht. Dies erreicht der Schreiber, da die Ereignisse selbst nicht immer aufregend sind, vornehmlich durch den aufgeregten Stil. Die Zeitungsprache lebt vom Steigern, ja Übertreiben. Die Aufmerksamkeit des von so vielen andern Anliegen stürmisch beanspruchten Lesers muß immer von neuem geweckt, immer stärker aufgepeitscht werden. Dem geschwollenen Fettdruck der Überschriften entspricht das Anschwellen des Tones in den Aufsätzen selbst. Es gehört zum Wesen der Zeitung, alles was sie schreibt dem Leser wichtig erscheinen zu lassen: folglich muß sie in unzähligen Fällen das Unwichtige durch den gesteigerten Stil verwichtigen. Sie überbietet darin natürlich den wissenschaftlichen Stil, bleibt aber noch weit hinter dem gesprochenen des Alltags zurück. *Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kasseler Tagung der Na-*

tionalliberalen vollständig ergebnislos ausläuft. ‚Ergebnislos' genügt, der Zeitungsmann fordert noch ‚vollständig': erst dadurch bekommt der abgestumpfte Leser das Bild der Ergebnislosigkeit. — Man könnte schreiben: *Bassermann erkennt nicht, daß die Lage für seine Partei bedenklich ist;* geschrieben aber wird: *Bassermann verkennt keinen Augenblick. — Der Reichskanzler zweifelt nicht an dem Erfolge seiner Kundgebung.* Zu matt, der Leser würde nichts von des Reichskanzlers Siegesgewißheit fühlen, also: *zweifelt nicht im allermindesten. — Die Konservativen im Wahlkreise Elbing haben dieses Anerbieten der Polen abgelehnt.* Bloß abgelehnt? Das könnte ja bedeuten, daß sie es beinahe angenommen haben; also: *haben auf dieses Anerbieten eine runde scharfe Absage erteilt.*

Für den Zeitungsstil gehören Wörter wie: nicht, sehr, groß, klein, gut, schlecht, traurig, erfreulich usw. zu den zwar nicht ganz entbehrlichen, aber nichtssagenden, also nur in Ausnahmefällen zu gebrauchenden. Aus ‚nicht' wird: niemals, nie und nimmer, nimmermehr, nun und nimmermehr, unter keinen Umständen. Aus ‚sehr': außerordentlich, ganz außerordentlich; aus ‚groß': allergrößt; aus ‚klein': allerkleinst, allergeringst, minimal; aus ‚gut': ausgezeichnet, ausgezeichnetst, vorzüglichst. *Die Jungfernrede des* (in Wahrheit ausgelachten) *Abgeordneten Schulze aus Kuhschnappel machte den allerbesten Eindruck.* Schlecht wird zu allerschlechtest, ganz minderwertig, bodenlos schlecht, erbärmlichst. Trauriges geschieht nicht; alles ist tieftraurig, erschütternd, herzbewegend, *katastrophal.* Erfreulich wird zu hocherfreulich, außerordentlich erfreulich. Man fordert nicht, sondern man fordert nachdrücklich, entschieden, unbedingt, mit aller, mit größter Entschiedenheit. Man sagt nichts klar, sondern klipp und klar, oder klar und unzweideutig: behauptet nicht, sondern behauptet steif und fest; bestreitet nichts, sondern bestreitet mit Entrüstung, Entschiedenheit, mit aller *Energie* und — legt flammenden *Protest* ein.

Dieser Schreistil ist nicht schön, verliert aber viel von seiner Häßlichkeit, wenn man seinen Ursprung bedenkt. Und es gibt ja ein einfaches Mittel gegen ihn: man zieht im Lesen von jedem Schreiwort die Hälfte oder Dreiviertel ab, liest die Zeitung, wie ein Sänger ein für die Menschenstimme oder doch für seine Stimme zu hoch liegendes Tonstück vorträgt: um eine Tonleiter nach unten versetzt.

*

Die Zeitung schwimmt auf der Oberfläche des Lebens, schöpft nur dessen Schaum ab, hat nicht die Zeit, auch nicht die Aufgabe, in die Tiefe zu dringen; denn ihre Leser wollen nicht, können nicht morgens, mittags, abends in die Tiefe tauchen und darin verweilen. Daher die Flachheit der Zeitungssprache, ihre Vorliebe für die Begriffsschablone, die Ausdrucksformel. Unübersehbar ist das Wörterbuch der festen Abklatsche; ein französischer Stillehrer drückte das aus: *Le journal vit du cliché* (Die Zeitung lebt vom Abklatsch'). Alle europäische Zeitungen leben von den europäischen Redensarten. Der Schreiber macht sich's in der Eile leicht; er wählt nicht, prägt nicht neu, sondern ergreift einen der nach Begriffsgruppen geordneten bereit liegenden Prägestempel. Da sind vor allem die schon erwähnten kriegerischen Ausdrücke (S. 444). Dann die stehenden Beiwörter, ganz wie bei Homer: die Tatsache ist entweder nackt oder unumstößlich, die Wahrheit unleugbar oder sonnenklar; die Behauptung — des Gegners — ganz subjektiv, völlig verkehrt oder mindestens außerordentlich gewagt; der Widerstand ist schroffst, die Prüfung unnachsichtlichst, die Kontrolle strengst. Es muß gründlichst Wandel geschafft, es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, die Tatsache ist nur ein Glied einer unendlichen Kette und läßt sich durch nichts auf Erden aus der Welt schaffen. — Aus der Tiefe der Zeitungsschreiberseele stammt das Wort ‚Wir glauben zu wissen', diese rührende Versöhnung zweier sonst feindlicher Mächte, des Glaubens und des Wissens. Doch eine einzige Nummer jeder beliebigen Zeitung liefert ja dem aufmerksamen Leser mindestens ein Hundert solcher fertiger Abklatschwendungen.

Schön ist dieser Stil nicht, aber immerhin verzeihlicher als in Schriften, die dauern sollen. Zeitungsschreiber sind gehetzte Menschen, und von ihnen die immer neu prägende

Wortkunst zu verlangen, hieße ihnen die Ausübung ihrer sehr besondern Lehrtätigkeit erschweren, ja verbieten. Daß diese Schablonensprache den Leser sprachlich verflacht, ist ebenso sehr, wenn nicht mehr, die Schuld des Lesers, dessen ganze Beziehung zur Welt des Gedruckten sich in vielen Fällen auf die Zeitung beschränkt. Das gutgeschriebene Buch ist ein heilsames Gegenmittel gegen den Stilverderb durch die Zeitung; der Zeitungschreiber hindert keinen, dieses Mittel zu gebrauchen.

*

Zwei Stilseelen wohnen in der Brust des Zeitungschreibers, vertragen sich aber auffallend gut. Die eine strebt nach Länge, die andre nach Kürze, oft in demselben Satze. Statt ‚beseitigen' schreibt er lieber: aus der Welt schaffen; statt ‚nur': nichts andres als, was Goethe so grimmig haßte. *Er schloß seine Ansprache, die auf alle Anwesenden sichtlich einen Eindruck zu machen nicht verfehlte,* — vielleicht eine Wirkung der bei vielen Zeitungen üblichen Bezahlung nach Zeilen, einer sehr schlechten Stilerzieherin. Aber derselbe Schreiber bildet Wortschweißungen wie Kaufmannsgerichtswahlen, Dritteabteilungswahlen, Auswärtsmarkt, Abrüstungsverständigung, Frauenarbeitgewerbeordnungsnovelle, Kainz-Nachlaßversteigerung, sogar Joseph Kainz-Nachlaßversteigerung. Hier wirkt die Hast noch stärker als der Hunger; mag sich doch dieser an andern Möglichkeiten sättigen.

Der durchschnittliche Zeitungschreiber will verstanden werden; er hat ja nichts vom Nichtverstandenwerden, denn da er keinen berühmten Namen trägt und sogar seinen unberühmten verschweigt, so genießt er nicht einmal den Ruhm des unverständlichen Tiefsinns, des ‚feierlichen Stumpfsinns'. Trotzdem neigen einige, nicht viele, Zeitungschreiber, die schlechtesten, zur Fremdwörterei. Sie hätten sich mit solchem Hange lieber der Wissenschaft widmen sollen. Für die unverständliche Zeitungsprache ist kein Wort zu stark, auch nicht das auf S. 195. Ein Schreiber für Hunderttausende von Lesern beider Geschlechter, aller Alters- und Bildungsstufen, der bei vollem Bewußtsein ein Wort hinschreibt, von dem er bestimmt weiß, daß mehr als die Hälfte der Leser es nicht verstehen kann, ist ein Geck oder ein Trottel. Eine kleinbürgerliche Zeitung berichtet, der König von Rumänien leide an *Hypertension der Arterien, verbunden mit allgemeiner Arthritis.* Jetzt wissen's die Leser genau und können den hohen Herrn bedauern. — Eine Zeitung ‚fürs Volk' schreibt: *Wir bestreiten dem Herrenhaus die Aktiv-Legitimation, über die Volksrechte mitzuraten und mitzutaten.* Was eine Legitimation ist, weiß man in dem Lande, wo jeder beinahe schon mit einer Legitimation geboren wird; was eine Aktiv-Legitimation ist, danach muß ich, der ich Latein gelernt, einen Juristen fragen, denn es ist Juristenlatein. ‚Berechtigung' hätte jeglicher im Volk verstanden; ‚Aktiv-Legitimation' verstehen nur einige, die Juristen, genau. — Aus einer Zeitung mit gerichtlich bestätigten 190 000 Beziehern, also fünfmal so viel Lesern: ... *Wenn sich nicht gar die Notwendigkeit herausstellen sollte, dies Impedimentum aus dem Wege zu räumen.* Das Blatt wird gewiß von einer Viertelmillion Frauen gelesen, die keine Ahnung haben, was für ein gefährlich Ding solch *Impedimentum* ist. — Von Deutschland, nicht von Italien ist die Rede, von den vereinigten Konservativen und Katholiken: *Vielleicht hat die schwarzblaue Irredenta mit ihrer Taktik nichts andres bezwekt.* Das fremde Wort ist für die eine Hälfte der Leser unverständlich, für die andre sinnlos, und selbst der Büchmann, das italienische und das Fremdwörterbuch versagen. — *Herr von Bethmann Hollweg müßte auf ein Weilchen seinem Freunde Heydebrand die Rolle abnehmen und selber den Deus ex machina spielen.* Wundervoll, nur versteht das kaum ein Viertel der Leser. — Der Leitaufsatz einer sich besonders ‚national' gebärdenden Berliner Zeitung über einen neuen deutschen Staatssekretär schließt: *Adelante adelantador!* Höchstens 10 Leser ahnen, aus welcher Sprache das ist; höchstens 5 wissen halbwegs, was es bedeutet; alle übrigen bewundern den gelehrten Schreiber.

Alles dies ist sehr töricht, und der Zeitungschreiber selbst würde, aufs Gewissen befragt, die Zweckwidrigkeit solcher Sprache zugeben. Dennoch ist seine Fremdwörtelei nicht ganz

so hart zu beurteilen wie die der Wissenschaft. Er will nicht einer hohen, himmlischen Göttin dienen, sondern den nicht genau prüfenden Zeitungsleser für den Augenblick beschäftigen, wohl auch belehren, aber doch mit dem Bewußtsein, daß das Gelernte morgen vergessen ist. Und er hat es von Jugend auf so gelesen, es von seinen hochverehrten wissenschaftlichen Lehrern aller Grade so gehört; es gilt diesen sogar für das Kennzeichen des wahrhaft wissenschaftlichen Mannes. Und dann: Der Zeitungschreiber begnügt sich doch mit den 140000 Fremdwörtern des neusten Heyse, fühlt sich nicht berufen, für die immer subtileren Nüancen und Neoimpressionen seiner differenzierten Forscherpsyche neue unerhörte Fremdwörter zu creieren. Die Historik, Emotivität, Verintensivierung und all das Gezücht entstammen dem Rotwelsch unsrer Wissenschaft, werden von anständigen Zeitungschreibern nicht nachgeplappert.

Das Erfreulichste aber an Sprache und Stil unsrer Zeitungschreiber ist die nicht mehr wegzuleugnende Besserung. Es gibt schon jetzt ein halbes Hundert großer und mittlerer deutscher Zeitungen, deren Leiter und Hauptmitarbeiter sich mit festem Willen und erfolgreichem Geschick um reines, gutes Deutsch und um klaren, edlen Stil bemühen. Gibt es 50 bedeutende wissenschaftliche Schreiber, von denen man das Gleiche sagen darf? Keine einzige deutsche Zeitung verteidigt heute noch den Glauben an die Unentbehrlichkeit der Fremdwörterei, wie er im allgemeinen noch immer in der Wissenschaft herrscht. Der größte Teil der deutschen Presse, natürlich mit Ausnahme gewisser heimparisischer Zeitungen für Landesverrat in Berlin und anderswo, unterstützt nachdrücklich das Streben des Deutschen Sprachvereins zur Veredelung unsers Stils; der größte Teil der amtlichen Wissenschaft dagegen verhält sich gleichgültig, ja in einigen ihrer hervorragenden Vertreter feindselig gegen ihn. Es gibt in der gesamten deutschen Presse keine so leidenschaftlichen Feinde saubrer deutscher Sprache wie Gustav Röthe den Germanisten und Hans Delbrück den Historizisten.

So ist es denn heute dahin gekommen, daß wir die Hoffnung auf reine Sprache und gepflegten Stil nicht auf die Ein- und Umkehr unsrer Wissenschaft gründen können; im Gegenteil, die Welscherei in der Wissenschaft nimmt zu, und der künstlerische Prosastil wird in ihr zu einer immer größern Seltenheit. Es ist sehr wohl möglich, daß der Stil unsrer besten Zeitungen den deutschen Stil überhaupt auf die Höhe unsrer sonstigen Bildung heben wird. In der Presse herrscht ja das grausam-heilsame Naturgesetz von der Auslese der Besten mit ganz andrer Gewalt als in der schreibenden Wissenschaft. In dieser kann ein Schreiber mit bejammernswertem Stil bis ans Ende seiner Tage ruhmvoll die Lücken des Weltbaues stopfen, wenngleich ihm keine größere Zeitung den Bericht über die Sitzung eines Bezirksvereins anvertrauen würde. Der Zeitungsstil ist lange genug, seit Jahren schon mit Unrecht, der Stein des Anstoßes gewesen, am meisten für die Schreiber mit dem anstößigsten Stil. Jeder bessere deutsche Zeitungschreiber, zusammen viele Hundert, fühlt seine Mitverantwortlichkeit für Adel und Ehre deutscher Sprache; in der deutschen Wissenschaft sind bisher nur wenige Gelehrte auf die Höhe solcher Auffassung gelangt.

Kein Kenner des Pressewesens der großen Völker der Erde kann ehrlicherweise bestreiten, daß die deutsche Presse an innerm Gehalt, an rastloser Mitarbeit im Dienste der Geistesbildung jede andre bei weitem übertrifft. Die deutsche Zeitung ist mehr als die irgendeines Volkes zugleich Literatur. Bis in die kleinen Provinzblätter reicht das Bestreben, ihre Leser mit allen Künsten und fördernden Wissenschaften in enger Verbindung zu erhalten. Weder von der französischen noch von der englischen, geschweige von der amerikanischen Zeitung läßt sich Gleiches sagen. Nicht nur das politische und wirtschaftliche Leben der Bildungswelt, nein auch das geistige aller Völker des Erdenrundes durchflutet die deutschen Zeitungen, die bescheidensten wie die größten. Schon seit mehr als zehn Jahren hat die deutsche Presse an Zahl der Zeitungen und Zeitschriften, insgesamt gegen 8000, die französische und die englische hinter sich gelassen und wird nur noch von der nordamerikanischen übertroffen. Die Menge des in einem Jahr vom deutschen Volke gelesenen Zeitungstoffes ist nun vieles größer als die des wissenschaftlichen, und diesem

Verhältnis entspricht der jeden andern überragende Einfluß der Zeitung auf Sprache und Stil des Gesamtvolkes. Möge sich die deutsche Presse dieser ungeheuren Rolle in unserm Sprachleben immer stärker bewußt werden und unbeirrt durch die ungerechten Beschimpfungen der Unverbesserlichen in der Wissenschaft immer eifriger an der Verbesserung ihres und damit unsers Stiles arbeiten.

Dritter Abschnitt.

Kunstschreiberstil.

Es übersteigt alle Beschreibung, in welch sonderbarem Gemische des fadesten und unsinnigsten Gallimathias mit einzelnen äußerst pikanten Streiflichtern von Scharfsinn sich der Mensch in einer süßlich wispernden Stimme gegen mich vernehmen ließ. (Mörikes Maler Nolten über den Besuch eines Kunstkenners).

Der Kunstschreiber tritt zwar zuerst und zumeist in der Zeitung unterm Strich auf, gehört aber zur Wissenschaft, will jedenfalls zu ihr gehören; die Sünden seines Stiles kommen auf die Rechnung des wissenschaftlichen. Man übersehe nicht: unsre meisten Kunstschreiber sind aus ‚germanistischen Kollegien und Seminaren' hervorgegangen und schreiben die Sprache ihrer verehrten Lehrer; die berlinischen französeln fast alle wie E. Schmidt, Max Hermann, R. M. Meyer; einige, besonders F. Poppenberg, bei weitem mehr als selbst R. M. Meyer und Max Hermann. Hier wird Pückler noch überpücklert.

Der deutsche Kunstschreiberstil ist zur Zeit der allerschlechteste unter den mancherlei schlechten. Er vereinigt alle widrigste Eigenschaften deutscher Schundstile und trägt als besondres Kennzeichen die ekelhaft pücklernde Geckerei. Er ist unverständlich, wichtigtuerisch, preziös, bilderkrank, und er ist unfähig, deutsch zu schreiben. Kein Stil ähnelt so sehr dem des Gauners Riccaut de la Marlinière, wie der unsrer meisten Kunstschreiber. Er ist aber lächerlicher und widerwärtiger zugleich als der Riccaut-Stil: Riccaut hält sich in Deutschland auf und spricht mit einer Deutschen so gut oder so schlecht deutsch, wie er, der Franzos, kann; seine Sprache klingt uns lächerlich, aber wir wissen, der Lump will durchaus deutsch sprechen, gibt sich Mühe und kann es nicht besser. Die vorgeblich deutschen Kunstschreiber leben in Deutschland, von deutschem Gelde, schreiben in deutschen Zeitungen für deutsche Leser, können ohne Ausnahme das Französische nur stümperhaft, wollen trotzdem durchaus französisch schreiben, und was dabei herauskommt, werden wir schaudernd erleben.

Dabei gehören die Ahnherren der deutschen Kunstschreiberei zu den erlauchtesten unsrer Geistesgeschichte: Dürer, Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Vischer. Und neben ihnen steht Heinse, einer unsrer besten Kunstschreiber, mit einem sehr eignen, glühenden Stil. Man kann also, jene sechs, sieben Meister beweisen es, in deutscher Sprache über die tiefsten Fragen der Kunst schreiben, ohne zum lächerlichen Hampelmann zu werden, so gut wie irgendein Pariser auf Französisch. Schönere Prosa über ein Kunstwerk als Winckelmanns über den Apoll vom Belvedere (vgl. S. 149) ward nie geschrieben, nicht bloß nie in deutscher Sprache

Der Urgrund des heutigen Kunstschreiberstils von der schlechtesten Art liegt in dem Mißverhältnis zwischen Können und Wollen. Alle, von denen nachher Proben gegeben werden, sind innerlich unkünstlerische Menschen; haben im besten Fall ein gutes Auge für die Kunst Andrer, entbehren aber jedes eignen Kunstvermögens. Dies ist nicht so gemeint, als müsse jeder Schreiber über Kunst selbst Kunstwerke hervorbringen, der Schreiber über Bildnerei selbst Bildhauer sein, der über Malerei malen, der über Dichtungen dichten. Besser wäre es gewiß, wenn es so wäre, und die schöpferischen Künstler Dürer, Lessing, Goethe, Schiller, Vischer verdankten ihrer eignen Schöpfergabe die feinsten Einsichten in das Wesen der Kunst; wie das Beste über Musik doch herrührt von Weber, Schumann, Mendelssohn, Wagner, Cornelius. Indessen wir wären schon zufrieden, wenn

die heutigen Schreiber über Kunst ihr Künstlertum durch eine Gabe bewiesen: die der Sprache. Über die Kunst Andrer aber berufsmäßig zu schreiben und selbst nicht die Kunst des Schreibens zu besitzen, sich nicht einmal um sie zu bemühen, ist wohl ein Gipfel der Widersinnigkeiten neuerer Bildung. — ‚Was aber die Schönheit sei, weiß ich nit. Die schönen Dinge zu erforschen, dazu dient wohl ein guter Rat. Doch soll derselb genommen werden von denen, die da gut Werkleut sind mit der Hand. Denn den andern, ungelernten ist es verborgen, wie dir eine fremde Sprach.' Dies bekannte Albrecht Dürer; unsre heutigen Kunstschreiber hingegen wissen ganz genau, was die Schönheit sei, ob sie zwar nicht im mindesten gute Werkleute sind mit der Hand, nicht einmal mit der schreibenden, und sicher keine Ahnung haben von dem, was die Schönheit der Sprache sei.

Winckelmann hatte sich, aus dem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl des nichtschöpferischen Forschers, der über Kunst schreibt, für seine Kunstgeschichte vorgesetzt, ‚die Schönheit in Gedanken und Sprache aufs höchste zu treiben', und man muß sagen: eine edlere, ja bezauberndere Prosa als Winckelmanns hat das 18. Jahrhundert trotz Lessing und Herder vor Goethes Werther nicht hervorgebracht. Welche wunderbare Mischung des Herben und des Zarten, trotz dem Zwange zum Entfalten großer Gelehrsamkeit, umflossen von griechischer Anmut und Würde, immer den großen Gegenständen angemessen; eindringlich ohne äußere Leidenschaft, lind und leise im Ton, hinreißend durch die künstlerische Wahl der Worte. Sein Deutsch, in der italienischen Fremde geschrieben, ist von einer Lauterkeit, die uns rührt und entzückt. ‚Wahrlich, die Schreibart seiner Schriften wird bleiben, so lange die deutsche Sprache dauert' (Herder). Aber Winckelmann hatte ja seine Götter angefleht, ihm zu gönnen, ‚daß seine Werke nicht bloß der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen möchten'. Blättert man, wie der Verfasser getan, unmittelbar nach Winckelmann in einem der Riecauts unsrer Kunstschreiberei von heute, so steigt einem der körperliche Ekel hoch zum Halse herauf. Aber er mußte ertragen werden, und nur das wäre ein Lohn für solche Qual, wenn es gelänge, denselben Ekel im Leser zu erzeugen.

Muß ich sagen, daß wir auch heute verehrungswerte, ausgezeichnete Schriftsteller über Kunst besitzen? Muß ich Namen nennen? Justi, Wörmann, Gurlitt, Wölfflin und manchen andern, Schriftsteller die ihre Sprache kennen und die Achtung vor der Kunst durch die künstlerische Behandlung ihres Stiles bezeugen? In einem Buch über deutschen Stil ist leider von solchen vortrefflichen Schreibern sehr wenig zu sagen. Ihre Schreibweise hat die guten Eigenschaften, die sich für jeden Schriftsteller über Kunst von selbst verstehen: sie schreiben verständlich, denn der Leser soll von ihnen lernen; sie geben vor allem die große Sache, nicht ihre kleine Eitelkeit; sie empfinden klar, also streben sie nach Klarheit; sie sind durchdrungen von dem Gesetze des reinen Kunstmittels, also schreiben sie so rein, so echt, wie sie wünschen, daß die Kunst es sei.

*

Der schlechte Kunstschreiberstil, von dem leider allein im Folgenden zu sprechen ist, weil er den guten durch Masse und Wirkung auf die gebildeten Massen überwuchert, ist berlinfranzösischer Kellnerstil mit einer kleinen Zugabe von schlechtem Italienisch. In den gemütlichen Fliegenden Blättern heißt es über ihn: ‚Man schreibt ein bischen vom *Milieu*, ein bischen vom *Niveau* und zuletzt wird man *intim*'. Der schärfere ‚Ulk' versuchte es mit der Parodie: *Erst ging ich in eine quattrocenteske Ausstellung, um ein minodafiesoleskes Werk zu bewundern, besichtigte dann die lionardeske Büste, trank einen baueresken Kaffe, sah ein kadelburleskes Lustspiel und aß eine aschingereske Wurst.* Doch keine Kunst des Parodisten kommt den unfreiwilligen Parodien der Kunstschreiberei auf sich selbst gleich.

Es steckt gotisches Blut im Wertheimban (Leo Nachtlicht). — Herr W. Riemeyer (über Raumästhetik) fragt: Wie entsteht Form? Nichts kann einfacher und klarer sein: *Eine Harmonie der formalen Impulse, der Niederschlag der optischen Bewegungen und Vorstellungen erzeugt Form* (vgl. Sganarelles Erklärung auf S. 27). — *Je*

einengender Gefühlsgebundenheiten empfunden werden, desto mehr wird der auf die Aggressive gerichtete revoltierende Verstand für die Defensive ihrer biologischen Schutzstoffe versagen. (Frankfurter Zeitung).

Frau Careño legte das Gewicht ihrer ſprühenden Virtuoſität, ihrer pulſierenden Rhythmik und ihrer muskulöſen Hände, die doch auch ſo lieblich zu ſäuſeln verſtehen, für das vierte Konzert in die Wagſchale. — Auch Liſzts ungariſche Phantaſie war wie geſchaffen, um den Aplomb der ſchönen Frau in allen Spielarten zu beleuchten. (Aus einer rheiniſchen Zeitung).

Victor Hugos Hernani iſt ‚getaucht in eine Atmoſphäre voll kühner Anachronismen‘. (H. von Hofmannsthal). — So iſt die Dichtung Hoffmanns einerſeits eine dithyrambiſche Apotheoſe des reinen Künſtlertums, gewiſſermaßen Amateurtopographie ſterilisierter Empfindungen, ſublimſter Entzückungen. (Schaukal). — Über Schuch: Er iſt voll Caprice und Chik, Verve wie Elan. Charme und Eſprit halten ſich bei ihm in eminenter Weiſe die Wage. (Arthur Seidl, Profeſſor am Leipziger königlichen Konſervatorium). — Prachtvoll orcheſtrierte Faltenmaſſen übertönen die ſchlanke Elaſtizität des jungfräulichen Leibes. (Wilhelm Klein). — Es ſoll hier beileibe nicht chronologiſiert oder katalogiſiert werden. Das Logiſieren überlaſſen wir ſein den Koryphäen von Metier, die anderswo ihre literariſchen Beine theoretiſch für Fachkreiſe brechen mögen. (Aus einem Aufſatz über Pariſer Tänze in der Zeitſchrift Welt und Haus). — Wie die viereckige Anlage des Kutſchkaſtens dann mit kalipygiſchem Reize auslädt! (Felix Poppenberg über Kraftwagen). — Die Karoſſerie baut ſich vom Chauffeur-Parterre über das erſte Coupé zum Hochſitz der dritten Etage auf (Derſelbige daſelbſt). — Ein polyphones Orcheſter in jauchzenden Fanfaren. (Selbiger über die Marmortafeln an den Wänden der römiſchen Paulskirche).

*

Der größte Teil der heutigen deutſchen Kunſtſchreiberei iſt eine ſprachliche Schande und eine Schmach für die deutſche Geiſtesbildung. Die Schuld an dieſer Schande und Schmach trifft zu gleichen Teilen die Schreiber, die ſie verüben, und die Leſer, die ſie dulden. Schreiber und Leſer verdienen einander. Sich mit dieſem Stil eingehender zu beſchäftigen, wäre nur möglich durch eine gewiſſe Gabe naturwiſſenſchaftlichen Sinnes, wie ihn Körperforſcher haben, die ſich mit auserleſenen Mißgeburten abgeben. Er iſt eine Spielart des Stiles des Gebildeten Hausknechtes (vgl. S. 193), von dieſem dadurch unterſchieden, daß keiner der Schreiber zwei Jahre in Paris war. O, ſie waren einmal da, für ein paar Wochen, während einer Kunſt-, einer Weltausſtellung; im übrigen haben ſie ihr Franzöſiſch aus dem kleinen Plötz und den Pariſer Kunſtzeitſchriften. Nicht einer von ihnen könnte mit einem Franzoſen zwei Minuten geläufig über Kunſt ſprechen; aber zum Schreiben für die dummen deutſchen Leſer taugt ſolch Franzöſiſch von eignen Gnaden vortrefflich.

Der Grundſatz dieſes ſogenannten Stils iſt ſehr einfach: Miſche in ein nur halbverſtändliches Geſchwöge ſo viel wie möglich Pariſer Kunſtausdrücke, echte und ſelbſtverfertigte; ſchreibe nie ein wichtiges Begriffswort in deutſcher Sprache; gib dir den Anſchein, als ob du im Pariſer Künſtlerviertel aufgewachſen, mit den größten Pariſer Bildhauern, Malern, Zeichnern, Kunſtgewerblern Bruderherz auf Du und Du ſeieſt, eine Wonne der Pariſer Kunſtwerkſtätten, der Liebling der Pariſer Modelle, der Erkorene der Mimi Pinſon, der Tonangeber des Pariſer Geſchmackes, und du biſt ein deutſcher Kunſtſchreiber. Angenehm, doch nicht notwendig, iſt der Kniff, in deiner Sprache die Ausdrucksformen aller Künſte durcheinander zu quirlen: Marmorfalten ſind orcheſtral; Bilder ſind nicht polychrom, was ſchon ganz hübſch wäre, ſondern polyphon, was tiefſinniger klingt; Töne ſind je nachdem iriſierend, opaliſierend, oder emailliert (ſprich: emalljiert); ein hölzerner Kutſchkaſten iſt kalipygiſch, was von tauſend Leſern nur einer verſteht und blödſinnig findet, die 999 andern ohne Verſtändnis bewundern. Wer es fertig bringt, ſämtliche Künſte ſprachlich ineinander zu rühren, iſt Meiſter, wie z. B. dieſer in der Allgemeinen Muſikzeitung über ein Klavierſtück des Grafen Hochberg: *Sein genetisches energisches Agens gibt statt eines Organismus melistische Glieder, statt eines fertigen Bauwerks Fassaden mit reizvollen lyrischen Arabesken in guter Mosaikarbeit.* — Allgemeine Sprachregel: Griechiſch iſt noch vornehmer als Franzöſiſch, Berlinfranzöſiſch feiner als echtes; das wahre Sprachkunſtwerk entſteht durch ein Gemanſche aus Küchengriechiſch und Kellnerfranzöſiſch. Deutſch darf nur für die Formwörter und ſonſt ſpärlich zur Aushilfe gebraucht werden. Das Höchſte aber iſt der Stil, dem es gelingt, dem gemeinen Deutſch die Rolle des ſeltnen Fremdwortes anzuweiſen inmitten der vornehmen franzöſiſch-griechiſchen Sprachgeſell-

schaft, wie z. B. in dem Satze des Professors Arthur Seidl auf S. 503. Dieses Höchste wird natürlich nur wenigen Begnadeten zu teil.

Avenarius, der Herausgeber des Kunstwarts, ‚Organs für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten' (mit Ausnahme des deutschen Ausdrucks) gehört noch nicht zu ihnen, bemüht sich aber darum: Israel ist ihm ‚der Künstler vom *visuellen Typ*' im Gegensatze zu den *‚idealistischen Arrangements'* der Andern, und bei Richard Wagner entdeckt er eine *Motivik*. Und dieser anmaßende Deutschverderber nimmt sich heraus, von ‚Schundschriftstellern', wie z. B. dem von ihm in den Tod gehetzten Karl May, zu sprechen! Niemals hat Karl May solch grausliches Welsch verübt wie der selbsternannte Eckart der deutschen ‚Ausdruckskultur'.

Ich sagte, der Kunstschreiberstil spotte der Parodie; ich wage sie nur zum Trotz. Dürers großes Wort, allerdings in niedrigem Deutsch, über das Wesen der Kunst: ‚Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie', würde auf Kunstschreiberdeutsch, etwa bei Richard Muther, so lauten: ‚Denn *parbleu*, das *artistische Element, l'essence artificielle* (er meint *artistique*), ist der Natur *inhärent, ce sont deux inséparables*. Wer sich auf ihre *Analyse* und *Synthese* versteht, wird ihr *beatus possidens*.' Der Leser male sich selbst aus, wie ein neuster Kunstschreiber Dürers Ausspruch über das Recht des künstlerischen Bahnbrechers verschönern würde: ‚Es muß ein gar spröder Verstand sein, der ihme nit trauet, auch etwas Weiters zu erfinden, sonder liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein andern nach und unterstehet sich nichten weiter nachzudenken.' Vielleicht so: ‚Ein *purement imitatorisches Ingenium* ohne das *don d'au-delà* mit einem *Manko* an *produktiver Initiative* . . .' Doch nein, ich strecke die Waffen; die Meister der Kunstschreiberei können es unvergleichlich schöner. Am schönsten von Allen Felix Poppenberg, der Erfinder des Poppenbergerstils *pur et simple:*

Der moderne Geschmack genießt Associationen, Visionen in der polychromen Plastik Klingers, der brünstig mit Moreauscher Wollust in der triefenden Koloristik vielfarbigen Marmors wühlt. — Gläser sind bei ihm *lyrische koloristische Visionen, Träumereien des Crépuscule* (Dämmerung? Pfui wie gemein!) — *Dazu kommt die raffinierte Intelligenz des Großspekulanten, ein logisch strategisch operierendes Gehirn, das in Diplomatik und Politik die kompliziertesten Gespinste in glänzender Präzision webt und löst.* Doch leider noch immer zwei ruppig-deutsche Begriffswörter! Weiß denn dieser große Gallier nicht, wie Gehirn und Gespinst auf französisch heißen? Welch eine Bloßstellung!

Seine (Heinses) Bilder sind voll Fluidum, voll Erlebnis-Atmosphäre und voll der Assoziationen, die jeden Eindruck (Eindruck!) zu einem état d'âme machen. — Das Echo du temps passé tönt so stark in das Orchester der Zukunftsmusik hinein. — Das Kaiser Friedrich-Museum gibt den aufgestellten Objets d'art die atmosphärische Stimmung. — Auf dem Boden gebreitet und an den Wänden hängend, entströmen sie (Teppiche) ihre koloristischen Symphonien, es sind alles choses très rares et recherchées. — Silbergefäße wirken, als vibrierten sie unter karessanten Fingerspitzen; gebeizte Holzmuster sind eine multiplication de l'individualité. — Zärtliche Hände haben diese Dosen und Fächer, diese souvenirs du dix-huitième siècle, gestreichelt. (Erinnerungen des 18. Jahrhunderts? Nicht um die Welt!)

Mit Poppenberg ringt um die Palme der veredelten deutschen Kunstsprache Karl Scheffler; da er aber hinter jenem ersten Meister bis jetzt noch weit zurückbleibt, so begnügen wir uns mit nur einer Probe. Über die Japaner: *Ihr Ornament ist nicht harmonisch-symmetrisch, also architektonisch, sondern graphologisch-charakteristisch, ist dekorativ, nicht tektonisch, motivierend.* Auch schon ganz hübsch, aber gar zu ausschließlich griechisch-lateinisch; wir vermissen schmerzlich das so wunderschön klingende bißchen Französisch. Indessen auch die Kunst der Kunstschreiberei ist ja perfektibilistisch, es gibt für sie ein *Au-delà* und *Il ne faut désespérer de rien.*

Man stelle sich vor, diese Schreiber würden eines Tages gezwungen, etwa von geschmackvollen Leitern guter Zeitschriften und Zeitungen, ohne eingestreute französische Brocken und mit nur je einem Fremdwort auf einen Satz auszukommen; sie müßten,

Digitized by Google

ſoweit ſie nicht ſonſt mit irdiſchen Gütern geſegnet ſind, verhungern, denn ein anſtändiges Handwerk haben ſie nicht gelernt. Sie können überhaupt in keiner reinen Menſchenſprache ſchreiben, weder in der deutſchen noch in der franzöſiſchen. Da ſie die fremde Sprache nicht gründlich gelernt, ſondern nur allerlei Brocken aufgeſchnappt haben, ſo werfen ſie mit den lächerlichſten Franzöſeleien um ſich, bei denen einem gebildeten Franzoſen übel wird. Da faſelt der Eine vom *Coin de bibliophilie*, was es nicht gibt; da ſchreibt ein Andrer, dem ſogar die Anfangsgründe duſter ſind, von *à bas jours*. Franzöſiſch iſt nämlich eine ſchwere Sprache, eine ſtrenge Sprache; es unterſcheidet ſich vom plumpen Deutſch u. a. dadurch, daß man jenes durchaus gelernt haben muß, um es zu ſchreiben: wirklich eine ſehr unbequeme Sprache.

Alle jene Affereien werden von den Schreibern begangen, um uns ihre ſprachliche Überlegenheit zu zeigen. Und die Franzoſen? Wie entzückt müſſen die ſein, ſolche Liebe deutſcher Barbaren, der verhaßten *Boches*, für ihre Sprache zu gewahren! Ihren Kunſteinfluß auf dieſe Weiſe beſtätigt zu finden! Ach wenn unſre Kunſtſchreiber läſen, was die gebildetſten Franzoſen über ſolche Verquatſchung des Franzöſiſchen ſchreiben, wie höhniſch ſie ſie nachäffen, wie verächtlich ſie über unſre ganze Kunſtſchreiberei urteilen; — ‚*Le Boche* (das Boſch!) *tel qu'on le parle*‘, ſo höhnte der *Matin* im Weltkriege.

Selbſt ein ſo geſchmackvoller Schriftſteller wie Karl Hillebrand erniedrigte ſich, ſobald er von Kunſt ſprach, zum kunſtwidrigen Geſtammel: *Gracilste, beinah dürre, Giotteschische* (o über den Wohlklang!) *Formen drängen sich hier oft mit Gliederkontorsionen, ... knappster Dantischer Ausdruck mit üppigsten Seicentismo*. Unſer Kunſtſchreiberſtil iſt nämlich längſt über die Zeitungswelt hinausgedrungen und fängt an, ſich die ſtrenge Wiſſenſchaft zu erobern: man denke an ‚Goethes *œuvre*, Goethe *intime*, Goethes *tomber en jeunesse*‘!

Das Allererſtaunlichſte jedoch an dieſer Sprachverwilderung, — nein das iſt zu milde, an dieſer Sprachverluderung, iſt Folgendes. Einige der Kunſtſchreiber, auch Felix Poppenberg, zeigen ein bemerkenswertes Verſtändnis für allerlei Künſte, einen ſcharfen Blick für das Neue, beſonders für das im Stoff Echte und Tüchtige. Echtheit des Stoffes iſt ihr A und O. Der Anblick eines ſchnöden Maſſenöldrucks, eines gemeinen Zinkguſſes, einer ‚*à la* Leder‘ gepreßten Pappe, eines geſtanzten Bleches genannt *Cuivre poli*, überhaupt jeder ‚garantiert echten Imitation‘ erregt ihnen Entſetzen, Ekel, und mit Recht. Aber keinem dieſer Echtheitſchwärmer iſt je der Gedanke gekommen, daß der Stoff ihres Stiles an Unechtheit jeden andern Unkunſtſtoff übertrifft, daß ſie Öldruck, Zinkguß, Pappe, Blech ſchreiben. Gibt es eine größere Stilloſigkeit, als über echte ſelbſtändige Kunſt mit kunſtwidrig nachäffender Unechtheit zu reden? Alle ſolche Kunſtſchreiber, auch Bartels gehört zu ihnen (vgl. S. 231), ſind feſt überzeugt, daß man über Kunſt nicht in deutſcher Sprache ſchreiben könne; denn welchen andern Grund wollen ſie für ihr Franzöſeln angeben? Ich weiß einen, den wahren, und die Leſer wiſſen ihn längſt: der aber iſt nicht eingeſtehbar.

Stoff gibt es in der Kunſtſchreiberſprache längſt nicht mehr; verſchiedene Stoffbehandlung heißt: ‚*Differenzierung der mise en scène des Materials*.‘ Farbe wird hier und da noch geduldet; alle Ableitungen ſtammen aus dem Küchenlatein: *koloristisch, antikoloristisch, Koloristik*. Zimmer? Niedrige Knotenſprache! *Intérieur* (ſprich: Änteriör) muß es heißen, wo von Kunſt geredet wird. Stuhl? So ſagen noch einige Hinterwäldler, Oſtelbier, Plattbürger, ſprachliche Nationaliſten und Chauviniſten; ein Poppenberg ſchreibt: *Sitzarrangement*. — *Arrangements* (ſprich: Arrangſchemanſß! wie ſonſt?) ſind überhaupt ſehr beliebt: ein Blumenſtrauß wird zum *fleuristischen Arrangement* (bei Poppenberg: *mit floralen und animalischen Motiven*); ein Stilleben wird zum *Stillebenarrangement*. Koſend, ſtreichelnd? Ganz nette Wörter, aber doch eben nur deutſch; Poppenberg kennt nur *karessant*: *Gegen das karessante Filigran sind sie stupend in der drastischen Variation*. Aus dem allerdings nur verſtändlichen, nur deutſchen Satze: ‚Manet verſtand das Fleiſch ſehr natürlich wiederzugeben‘ wird unter

der Künſtlerhand Meier-Gräfes der großartig klingende, aber eben nur klingende: *Manet verſtand die Phyſiologie des Fleiſches phänomenal (!) zu fixieren.* Von demſelben Meiſter des Kunſtſchreiberſchwulſtes haben wir dieſe Überſetzung von ‚genießen‘: *Genußflächen der Seele mit wahrer Pracht geſchmückt finden.* — Von einem andern rührt her: *Nie hat einer das Madonnenproblem (!) eſoterischer wiedergegeben.* Wie das großartig klingt, aber wie das dürftig denkt! In der Kunſtſchreiberſprache nämlich iſt alles Problem, niemals Gegenſtand, Aufgabe, Vorwurf, Frage uſw. Man kann Problem beliebig hinzuſetzen oder weglaſſen; es bedeutet ſo gut wie nichts, hört ſich aber ſehr tiefſinnig an.

Eindrücke? Rückſtändiges Wort, längſt abgeſchafft; es gibt nur noch Impreſſionen, Neoimpreſſionen, dazu die ſchönen Ableitungen: Impreſſionismus, impreſſioniſtiſch, Neoimpreſſionismus, neoimpreſſioniſtiſch. Alſo doch wohl auch Archäo- und Paläoimpreſſionismus? Hoffentlich ſind mir dieſe gleichberechtigten Wörter nur entgangen; ſie müſſen ja da ſein. Daß es keine Wirkungen, ſondern nur noch Effekte gibt, begreift jeder Leſer.

Plein air, das herrliche, einſt ſo vornehme, iſt von ſeiner Höhe geſunken; einige ins gemeine Deutſch entartete Kunſtſchreiber ſprechen zuweilen einfach von Luftmalerei. Was die deutſchen Maler früher mit hübſchen Zunftwörtern Kitſch oder Schmarren benannten, iſt verfeinert worden in *croûte*, denn ſo ſagen jetzt die Pariſer Maler. — Kleine Kinder ſind allemal *bambini* oder *bimbi*, Halberwachſene werden gern *Epheben* genannt. — Landſchafter? Aber, Leute, wo bleibt denn die Bildung? *Paysagiste!* — Mittelalterlich? Hm, ſo ſagte man ja wohl früher in den künſtleriſchen Niederungen, es klingt wie ein *Echo du temps passé;* der deutſche Kunſtſchreiber auf der Höhe ſeines Stiles ſagt: *moyenageus.* — Sammlungen, Ausſtellungen, Verkäufe? Alles *vieux jeu, mon ami!* Der Kunſtſchreiber kennt nur *Kollektionen, Expoſitionen, Venten.* — Radierung, Radierer klingen doch vornehm genug; der Kunſtſchreiber hat dafür nur ein *je m'en fiche*-Achſelzucken‘: Sie meinen wohl *Aquaforte, Aquafortiſten?*

Nichts iſt dem Kunſtſchreiber heilig; die braune Kunſtſoße ſeines Croûteſtils ergießt er ſogar über — die Berliner Weiße: *Sie, mit ihrem Expanſionsdrang, ihrer Schaumkappe, die voluminöſer iſt als das, was ſie deckt, macht ſich am beſten breit in dem traditionellen zylindriſchen [?] Napfgefäß, das ſeinem Format nach auch Goldfiſchen ein komfortables Heim bieten könnte* (Poppenberg). Kann man die Bildung noch weiter treiben? Doch! man kann, das heißt Poppenberg kann: *Der Trinker ſieht durch das Stengelglas wie durch ein Fernrohr ſein (!) Terre promiſe.*

Noch immer iſt der Gipfel der Kunſtbildung nicht erreicht; das Franzöſiſche muß überfranzöſelt werden. *Nippes* iſt ein ganz hübſches Wort, in der Poppenbergerſprache ſogar ein *ſouvenir du dix-huitième ſiècle;* aber in Paris hört man heute noch öfter *bibelots,* — folglich iſt alles bei jenem Überpariſer *bibelot.* Er iſt verliebt in das Wort, ein ganzes Buch wird ſo benannt, obgleich es zum größten Teil von ganz andern Dingen handelt. Ohne *bibelots* kaum einer ſeiner Aufſätze, z. B. ſo: *Heinſe beſtrickt uns nicht durch die Vitrinen-Bibelots der Empfindung.* Dies iſt jenſeits von Gut und Böſe, denn es iſt völlig ſinnlos; aber wie ſchön es klingt! Und um jeden Wettbewerb mit den geliebten Bibelots auszuſchließen, erklärt Poppenberg Nippſachen für ein ‚Dienſtbotenwort‘. Er weiß nämlich nicht, daß Nipp = *Nippes* ebenſo gutes Franzöſiſch iſt wie Bibelot, ſogar den Vorzug genießt, ein *Echo du temps passé* zu ſein. Ach, er hatte ſo viele neuſte Pariſer Modeausdrücke zu lernen, daß dem Armen keine Zeit für die Sprache der Gräfinnen und Markiſinnen des 18. Jahrhunderts blieb. Nun gar mit veraltetem Kram wie den franzöſiſchen Genusregeln ſich abzugeben, darf man einem Berlinpariſer nicht zumuten: *Säulen aus tranſlucider Email,* denn im Berlinfranzöſiſchen iſt *Email* (ſprich: Emallje) weiblich. — Daß in Paris abends Laternen angezündet werden, iſt zu *ſtupend,* zu *épatant,* zu *renverſant* fürs Deutſche: *Auf den Boulevards ein Feſt der Lichter. Paris s'illumine.* Daß die Pariſer Straßenbeleuchtung kläglich hinter der Berliner zurückſteht, weiß jeder wirkliche Kenner der beiden Städte. — Auch mit griechiſcher Gram-

matik darf man einem Schreiber nicht kommen, der außer in französischen Fremdwörtern in griechelnden schwelgt. Bei Poppenberg gibt es einen ‚metamorphosischen Rhythmus'.

*

Vielleicht wird mir eingewandt: Dies ist der Stil der ‚feuilletonistischen' Kunstschreiber, die ernste Kunstwissenschaft treibt solchen Unfug nicht. Gemach! meine Sammelmappe könnte mit ebenso vielen Proben aus den Büchern stolzer Professoren, Generaldirektoren und aus den gelehrtesten Zeitschriften dienen, wenn nicht meine und des Lesers Geduld mit dieser sprachlichen Höllenbreugelei erschöpft wäre. Nur wenige Perlen aus einer langen Schnur: *Ein höchst importantes Werk, welches das Niveau der Primitivenabteilung wesentlich erhöht* (im Repertorium für Kunstwissenschaft, herausgegeben von den Professoren und Geheimen Räten Thode und Tschudi). Und wie lange ist es her, da galt für einen ebenso großen Stilmeister wie Kunstschreiber jener Richard Muther, von dessen widerwärtigem Zigeunerdeutsch schon gelegentlich die Rede war, der jedoch in diesem Zusammenhange noch etwas näher betrachtet werden muß. Von Dürer französelt er: *Solche Köpfe wirken in Dürers Oeuvre fremd. Weit mehr als weiblicher Charme hat ihn die Herbheit charaktervoller Männerköpfe gefesselt*, und ein paar Seiten später heißt es: *In der Tat, man findet bei Dürer alles, was man als Deutsch bezeichnet*, — olglich muß ein deutscher Kunstschreiber zur Kennzeichnung dieses kerndeutschen Künstlers französeln. Dürers Bodenständigkeit wird von ihm so ausgedrückt: *Er lebt nicht nur im au-delà*. Über Jan van Eyck: *Jan hatte nicht die priesterliche Geste, die monumentale Allüre seines Bruders — ihm liegt jede auf das Corriger la nature gerichtete Ästhetik fern.* Von Lukas Cranachs Heiliger Familie heißt es, sie erinnere ihn an *Honoratiorenfrauen, die beim Kaffeeklatsch sitzen, an ein Damenkränzchen.* In Geschmacklosigkeiten dieser Art überbietet er sogar noch Poppenberg: Christus auf einem Bilde nennt er einen ‚leuchtenden Spirit', Dürers heiligen Hieronymus ein ‚Intérieurbild', was Poppenberg doch vielleicht verschmäht haben würde. Ohne die paar Dutzend aufgeschnappter Französeleien hätte Muther keinen Künstler, kein Bild beurteilen, ohne *Charme* (der *Charme* eines Busens, der *Charme* einer Wiese) keine Seite schreiben können. Und der Mann war von einer deutschen Regierung damit betraut, deutsche Jünglinge Kunstgeschichte zu lehren!

*

Ach und die Herren Musikschreiber! Für die erbitte ich nach all der Qual noch ein geneigtes Ohr. Musik mit ihrem Zauberklang beflügelt die Feder des Kunstschreibers zu noch schwungvolleren Phrasen. Der hier zu Tage geförderte Blödsinn ist aber von gemütlicherer Art: es sind die Schreie der Musikraserei, meist ausgestoßen von untergeordneten Schreibern außer Zusammenhang mit der Literatur, also viel weniger schädlich. Auf Französisch oder gar Griechisch lassen sie sich seltner ein, ihr Fremdwörtervorrat ist der altbekannte abgedroschene. Ein Wiener Blatt berichtet über ein Konzert Rubinsteins: *Welche Titanenhaftigkeit im Übereinanderwälzen der Harmonienblöcke! ... Als der Meister geendet, da erhob sich das Publikum wie ein aus den Ufern getretener See und tobte Beifall. Noch um 10 Uhr produzierte sich die festgestaute Menge in rasenden Ovationen.*

Gleichfalls zu den die Stilblöcke nur so hinschleudernden Zyklopen gehört der Verfasser dieses Berichtes eines Prager Blattes über Rubinstein: *Wenn der Meister zum dritten Male an unsere Konzerttüre gepocht haben wird, so dürfte er den Krähenfuß kleinbürgerlicher Entschlossenheit, der seinen dämonischen Riesenschritt noch gestern an der Schwelle hemmte, bereits unter Siegesdonner übersetzt haben.* — Ein Berliner Kunstschreiber entdeckte an einem jungen Fräulein, das ein paar Liederchen mit dünnem Stimmlein gesungen hatte: *Atem versetzende Realistik mit unbarmherzig festgefügter Rhythmik.* Dies hat keinem geschadet und dem Fräulein gewiß sehr wohlgetan. Über ein Konzert des Geigers Weinmann schreibt ein Stilmeister in den Braunschweiger Neuesten Nachrichten: *Rudolf Weinmann war wie der ungefußte große Karlsbader Sprudel:*

Digitized by Google

mächtig und drängend floß der Tonstrom aus der Geige, überschäumend, einreißend, nebenbeispringend, und alles mit unheimlichem innern Druck und sehr hoher Temperatur. Weiterhin heißt es: Weinmann habe *in seinem Schaffen den starken Kohlensäuregehalt seiner heimischen Brunnen entwickelt.* Es gibt eine treffliche Berliniſche Redensart, die in ſolchen Fällen jedesmal tröſtlich wirkt: ‚Quatſch nich, Krauſe!‘ Sie ſei den Leſern beſtens empfohlen.

Dann gibt es die ſtrengen Richter, die ihren Unſinn in ſo ſchöne Fremdwörter einwickeln, daß die meiſten Leſer nicht wiſſen, ob mehr gelobt, mehr getadelt wird: *Die Pianistin Fräulein N., die von einer Tourné (!) in England zurückgekehrt ist, bot etwas Exquisites in einem Piano-Recital* (wie zartſinnig und ſtilvoll dieſes engliſche Wort für die aus England Zurückkehrende!), *dessen virtuose Executierung kolossal applaudiert wurde... Die Totalleistung wurde vom Publikum refüsiert, wenn auch eine kleine Publikumsfraktion mit dem Applaus nicht zurückhielt* (in den ‚Signalen‘).

Endlich die zarten Säuſler, die geiſtreichen Schwerenöter von dieſer Art: *Die preisgekrönte Schönheit hat der Lieder süßen Mund an den Nagel gehängt* (Berliner Lokalanzeiger). — Gefährlich wird dem Kunſtſchreiber dieſer Art das nackte, nicht verfremdwörtelte Latein: *Dadurch gewinnt die Tragödie an plastischem Eindruck; ihr Schluß, der sich in coram publico abspielt, an unmittelbarem Leben* (Dresdener Zeitung über eine ruſſiſche Oper).

*

Alſo ein Schreiber über Kunſt ſoll ſich der platteſten Alltagſprache bedienen? Auf jeden Hochſchwung der Sprache, auf jedes Bild verzichten? Über Kunſt nicht anders ſchreiben, als man etwa über Bau- und Brennholz ſchreibt? — Wo iſt der Eſel, der den Kunſtſchreibern dergleichen zur Pflicht macht? Wenn der Gegenſtand ſie begeiſtert, ſo mögen ſie ihren Stil ſo hoch ſteigern, wie ſie wollen; mögen die Erde unter ſich laſſen und ſich in den Äther ſchwingen, wie das Mörike in ſeinem herrlichen Satz über Mozarts Don Juan getan (S. 461); mögen in Tönen und Farben und Bildern ſchwelgen nach ihres Herzens Gelüſten. Künſtleriſch aber ſollen ſie ſchreiben, wenn ſie über Kunſt ſchreiben; nicht wie ungebildete Kellner ein Speiſekartenfranzöſiſch ſtammeln, bei dem uns ſchon vor dem Eſſen übel wird. Keiner wird ihnen verargen, wenn ſie ein paar Dutzend herkömmlicher fremder Kunſtausdrücke gebrauchen, die zwar überflüſſig, aber durch die Zeit und die allgemeine Sitte oder Unſitte entſchuldigt ſind. Sie mögen außerdem noch fremdwörteln wie die beſſeren Schreiber der andern Wiſſenſchaften; doch damit ſollen ſie es genug ſein laſſen. Den Schwindler Riceaut vertragen wir nur, wenn er ganz echt iſt, alſo wirklich ein aus Frankreich bezogener Schwindler. Mit dieſem ſprachlich zu wetteifern, ſollte für einen deutſchgeborenen Menſchen ekelerregend ſein; für uns iſt es ſchon der Anblick ſolches Wetteifers.

Die unleidliche Entartung unſers Kunſtſchreiberſtils hat bei keinem andern Volk ein Gegenſtück; keines würde ſich eine ſolche Beſudelung gefallen laſſen, bloß damit die Schreiber ihre lächerliche Eitelkeit befriedigen, zu zeigen, daß ſie Franzöſiſch — nicht etwa gelernt, aber in Bröckchen aus franzöſiſchen Aufſätzen über Kunſt aufgepickt haben. Den Kunſtſchreibern dieſer Gattung kommt nicht der mildernde Umſtand zu gute, der für den übrigen Zeitungſtil gilt: die übergroße Eile, denn ſie verfertigen ihr Rotwelſch in aller Ruhe, bei kaltem Blut, mit Vorſatz und Überlegung. Wie ſpätere Geſchlechter, die auf ſolch vermodertes Zeug zufällig ſtoßen, über die Verfaſſer, die Leiter der es druckenden Zeitſchriften und Zeitungen, aber auch über die Leſer denken werden, iſt nicht ſchwer vorauszuſagen: ſie werden es für die äußerſte Verpöbelung unſers in der Sprache zum Ausdruck kommenden Geiſteslebens erklären.

Vierter Abschnitt.

Kanzleistil.

Ich erinnere euch nochmalen, in euren Berichten nicht so abscheulich weitläufig zu sein, sondern gleich ad rem zu kommen und nicht hundert Wörter zu einer Sache zu brauchen, die mit zwei Wörtern gesagt werden kann. (Friedrich der Große).

Über den Kanzleistil herrscht Eintracht: er ist nicht schön. Auch ich finde ihn nicht schön; kommt man jedoch von den berlinfranzösischen Kunstschreibern, die weder Deutsch noch Französisch können, zu dem deutschen Kanzleirat aller Grade, der nur sein Kanzlei deutsch schreibt, so atmet man erlöst auf: sachliche Langeweile in schwerfälliger Form ist Hochgenuß nach Gemeinplätzen in ekelerregender Geckerei.

Der Kanzleistil, unter dem hier aller Amtstil, von dem des Dorfschulzen bis zu dem der Reichskanzlei, von dem des Amts- bis zu dem des Reichsgerichts verstanden wird, der Kanzleistil hat eine gute Eigenschaft und einige wenig gute. Die gute ist seine Wahrheitsliebe, und die macht sehr viele Untugenden wett. Die persönliche Eitelkeit, vollends die gezierte Geckerei findet im Amtstil keinen Tummelplatz; was er Wichtigtuerisches zeigt, ist Gesamteigentum des Beamtenstandes, übrigens nicht bloß des deutschen. Er sagt die Dinge – zwar nicht wie sie sind, aber genau so, wie die Behörde sie aufgefaßt wissen will; sagt sie recht ausführlich, oft so sehr, daß der dünne Kern sich in Wortdunst löst; sagt sie im Stil einer unpersönlichen Behörde, eines nebelhaften Begriffes, nicht eines fühlenden Menschen. Aber immerhin, die meisten Kanzleischriften kann man verstehen, was von vielen wissenschaftlichen Schriften nicht gesagt werden kann. Insofern ist der Kanzleistil besser als sein Ruf, besser als mancher andre Stil, denn er dient redlich dem Zweck alles Schreibens: verstanden zu werden.

Der deutsche Beamte aller Grade fühlt sich zuerst als hocherhabene Behörde, lange nachher, wenn überhaupt je, als Mensch. Er bestrebt sich daher, alles Menschliche aus seinen Schriftstücken auszutilgen; zieht den unsichtigen Ausdruck dem sichtigen vor, denn dieser könnte ihn dem Empfänger des Schreibens menschlich zu nahe bringen. Schreibt ein hochtronender Eisenbahndirektor an einen gemeinen Reisenden, so verflüchtigt er sogar die schon genügend begriffliche ‚Direktion' in ‚diesseits', also beinah in ein Formwort: *Es schweben diesseits noch Erwägungen über die Anbahnung einer eventuellen Änderung der diesbezüglichen Verfügung betreffend die Anordnung der Lage der Ein- bezw. Ausgangsöffnungen.* Je mehr uns der Kanzleimann anbringt, desto glücklicher ist er: desto aschgrauer, unlebendiger, unirdischer hat er seinen Stil gestaltet, und danach trachtet er bei jedem Federzug. Er ahnt in seiner ehrlichen Unschuld nicht, wie sehr er dadurch das vernünftige Verhältnis zwischen Staat und Bürger verzerrt; wie er aus einem zwar ernsten, aber menschlich liebreichen Hüter des Gemeinwohls eine papierne Regierungsmaschine macht, der man kein Gefühl für menschliche Freuden und Schmerzen zutraut. Um wie viel wärmer, herzlicher, väterlicher war der Kanzleistil vor 100, noch vor 70 Jahren! Man hört aus jenen alten Erlassen der höchsten Stellen wie aus den Verfügungen der mittleren einen im Grunde gütig gesinnten Menschen zu Mitmenschen sprechen; von wie vielen amtlichen Schriftstücken der Gegenwart kann man das sagen? Dies hat sich seit dem Umsturz vom November 1918 nicht im mindesten gebessert; die Sprache ist eher noch herzloser, barscher, schnauziger geworden. Der Stil ist der Mensch, der Stil ist der Beamte: mit dem Beamten mußte sich sein Stil wandeln, und nur der oberflächliche Beurteiler wird den Kanzleistil der Gegenwart für einen Fortschritt halten.

Der Stil ist der Mensch: der Beamte ist nach seiner eignen Meinung der höhere Mensch; mit Ausnahme der alleruntersten Beamten ist er der Vorgesetzte andrer Beamten, und noch der allerunterste hält sich für den Vorgesetzten des Bürgers: folglich schreibt der Beamte, die Behörde den feierlich aufgehöhten, den wichtigen oder doch wichtigtuerischen Stil. Der Beamtenstil aller Länder hat hiervon etwas, der deutsche etwas zu

viel. Da der Inhalt der amtlichen Schriftstücke nicht jedesmal von weltgeschichtlicher Bedeutung sein kann, so wird der Mangel an Inhalt durch den Überfluß an Form auszugleichen gesucht. Daher die Üppigkeit des Ausdrucks, die Breite des Satzbaues, das Bepacken mit nutzlosen Redensarten, mit Höflichkeits- und Ergebenheitsformeln. Ein Prachtstück teilte der Unterstaatssekretär Rothe in seinem vortrefflichen Schriftchen ‚Über den Kanzleistil' mit:

Ew. Hochwohlgeboren haben wir die Ehre, in Erledigung des am Rande vermerkten hochverehrlichen Erlasses vom 28. August d. J. zur Journalnummer D III 12837, betreffend die Beschwerde des X., ganz gehorsamst zu berichten, daß mit Rücksicht darauf, daß Ew. Hochwohlgeboren schon mittels des auf unseren ehrerbietigsten Bericht vom 2. Mai d. J. zur Journalnummer A. 9734 ergangenen hohen Erlasses vom 10. Juni d. J. Journalnummer D III 10022 unser bezügliches Vorgehen gebilligt hatten, wir uns nicht glaubten veranlaßt sehen zu sollen, dem von dem X. in der vorliegenden an Ew. Hochwohlgeboren gerichteten Eingabe vom 12. August d. J. wiederholt gestellten Antrag eine weitere Folge zu geben. Indem wir nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgeboren den nebenvermerkten verehrlichen Erlaß vom 28. August d. J. nebst den sämtlichen zugehörigen Anlagen desselben hierneben ganz gehorsamst wieder vorzulegen, gestatten wir uns ebenmäßig, hierbei gleichzeitig noch zu bemerken, daß wir nach vollständiger Erledigung der fraglichen Angelegenheit nicht unterlassen werden, Ew. Hochwohlgeboren weiteren Bericht zur Sache ehrerbietigst zu erstatten.

Er bemerkte dazu mit anerkennenswerter Schärfe der Kritik: ‚Mein Musterstück enthält, die Zahlen eingerechnet, 159 Worte. Sein wesentlicher Inhalt läßt sich ohne Schaden für Deutlichkeit und Höflichkeit in 47 Worte zusammenfassen. Der Rest ist Spreu, Floskel ohne Inhalt, nicht einmal tönendes Erz und klingende Schelle, da es weder tönt noch klingt.' Dabei ist es das Schriftstück einer Behörde an die andre! Rothe hat es auf folgende 47 Worte verkürzt; *Nachdem Ew. Hochwohlgeboren schon durch Erlaß vom 10. Juni dieses Jahres unser Vorgehen gebilligt hatten, sahen wir keinen Anlaß, der Beschwerde des X. Folge zu geben. Nach vollständiger Erledigung der Angelegenheit werden wir weiter berichten. Der Randerlaß vom 28. August dieses Jahres wird nebst Anlagen gehorsamst beigefügt.* Der Leser selbst mache sich das Vergnügen, von den 47 Worten die Hälfte zu streichen: es wird ihm mühelos gelingen. Rothe, ein genauer Kenner unsers Behördenwesens, schloß seine Untersuchung dieser Art des Kanzleistils mit dem beachtenswerten Satze: ‚Ich bin überzeugt, jede größere Behörde könnte einen oder mehrere Kanzlisten sparen, wenn die Kanzleisprache sich annähernd innerhalb der Grenzen des Notwendigen hielte.' Nur annähernd!

Ich opfere den teuren Raum, um auch dem ehemaligen Österreich die kleine Unsterblichkeit seines Kanzleistils zu sichern:

Das k. k. Ministerium für Landesverteidigung fand mit Erlaß vom 12. Juli 1915, Nr. 863/XIV, im Einverständnis mit dem k. u. k. Kriegsministerium zu verfügen, daß im Hinblick auf den dermaligen Kriegszustand — in gleicher Weise, wie bereits seinerzeit mit dem Erlaß des genannten k. k. Ministeriums vom 13. Jänner 1915, Dep. XIV. Nr. 1596 ex 1914, h. o. [bedeutet: hochortlich!] Erlaß vom 18. Jänner 1915, Zl. 1068, hinsichtlich der Begünstigung nach § 31 u. 32 W.-G. (als Familienerhalter) angeordnet — auch der nach § 109 I, 1. Abs., § 118 I und § 121 I W.-V. I., im Juni 1915 zu erbringende Nachweis des Fortbestandes der die Begünstigungen nach § 30, § 32, (als Landwirt) und § 92 W.-G. (§ 32 W.-G. von 1889) begründeten Verhältnisse bis auf weiteres aufgehoben wird, wobei die bezeichneten Begünstigungen einstweilen — die Begünstigungen nach § 30 und nach § 32 mit der gemäß § 108 I, zweiter Absatz W.-V. I, dem termingemäß erbrachten Fortbestandsnachweis zukommenden Wirkung — als fortbestehend anzusehen sind.

Dieser ‚hochortliche Erlaß' war für Bauern bestimmt!

*

Der Beamte, die Behörde wollen ihr Schreibwerk durch die Masse wichtig erscheinen lassen; also wird gereckt, gestreckt, gestopft. Es ist von eignem Reiz, den Kanzleischreiber bei dieser Tätigkeit zu beobachten. Sein Hauptkunstgriff heißt: aus Eins mach Drei! Aus ‚untersuchen' macht er ‚die Untersuchung vornehmen'; aus ‚benachrichtigen': ‚in Kenntnis setzen'; aus ‚verlesen': ‚zur Verlesung bringen', oder ‚zur Verlesung schreiten', aus ‚vortragen': ‚zum Vortrag bringen'; aus ‚abschließen': ‚zum Abschluß bringen'.

Dieses Recken und Strecken reicht sehr hoch hinauf: es hat Reichstagspräsidenten gegeben, die das Haus nicht auszählen, sondern die Auszählung vornehmen ließen. ‚Ich werde die Feststellung des Resultates vornehmen lassen' statt: ich lasse das Ergebnis feststellen.

Der Kanzleimann schreibt nicht: nach dem Vertrage vom . . ., sondern ‚ausweislich des unter dem Datum des . . . abgeschlossenen Vertrages.' Aus ‚können' wird regelmäßig ‚in der Lage sein', so noch kürzlich in einem Schreiben des höchsten Beamten des Reichsmarineamtes: *Ich muß (?) es grundsätzlich ablehnen, in Erörterungen . . . . einzutreten (statt: zu erörtern), da ich nicht in der Lage bin zuzugestehen . . .* Natürlich hat dies ein mittlerer Beamter verfaßt; warum aber unterschreibt ein wackrer Seemann solchen Landrattenstil? Hochbeglückt ist der Kanzleischreiber, wenn er ein Wort in mehr als drei auswalzen kann: aus ‚nach § 1' macht er: ‚in Gemäßheit der betreffenden Vorschrift des § 1' und dünkt sich ein Meister des Stils.

Gelingt es dem Kanzleistil nicht, Eins in Drei zu strecken, so begnügt er sich zur Not mit der Verdopplung: er schiebt ein nutzloses Wort ein, schreibt nicht: nach Prüfung, nach Einsicht, nach Ermittlung, nach Kenntnisnahme, sondern: nach erfolgter oder vorgängiger Prüfung usw. Oder er reckt das einfache Vorwort etwa so: aus ‚von' wird ‚von Seiten', *die leeren Kisten, oder die Kisten werden nach erfolgter Entleerung von Seiten der Anstalt zurückgeschickt werden*, oder: *die Rücksendung der . . . wird erfolgen.* Aus ‚zu' wird unter seiner Künstlerhand: zum Zweck; *ein Grundstück zum Zweck einer Markthalle; zu Gunsten von Kriegswohlfahrtszwecken* statt des einfachen zu oder für; aus ‚mit': in Begleitung von, zusammen mit; aus ‚wegen': in Folge von, aus Veranlassung von. Das Strecken erstreckt sich auf alle Wortarten ohne Unterschied: aus ‚und' wird: so wie, und auch, wie auch, so wohl . . . als. ‚Wenn' wird zu ‚sofern', das wenigstens zweisilbig, also erhabener ist; aus ‚Wenn nichts anders vereinbart ist' wird großartig: ‚Sofern nicht ein Andres vereinbart', noch besser: ‚Sofern nicht eine andre Vereinbarung getroffen ist.' Dem ‚wir' wird noch, ‚unsrerseits' angehängt, ‚wofern' nicht das reizende ‚diesseits' bevorzugt wird. Ein köstliches Aktenstück wurde jüngst mitgeteilt, das Schreiben eines humorvollen von der Urlaubsreise zurückkehrenden Richters an den Aufsicht führenden Amtsgenossen: *Zurück mit dem ergebensten Bemerken, daß diesseitig unterzeichneter Richter bei jenseitigem Schreibeneingang bereits jenseits der Alpen war, infolgedessen diesseits eine Entscheidung für jenseits nicht gefällt werden konnte, bei schon erwähntem Nichtgegenwärtigsein dieselbe aber diesseitigen Erachtens auch nicht zu treffen ist.* Das ist ja höchst spaßhaft; in allem Ernst aber ist zu verlangen, daß Beamte, grade Beamte, eine Ehre drein setzen, den knappesten, klarsten Stil zu schreiben. Sie vertreten ja nicht ihre persönliche Stilehre, wiewohl es für den Beamten auch diese gibt; sie vertreten mit jedem geschriebenen Wort, außer dem Ansehen, die Stilehre des Staates, und damit sollte man nachgrade bei uns ebenso streng werden wie mit der Beamten- und Staatsehre im allgemeinen. Solange die Regierten und die Regierenden den gleichen schlechten Stil schrieben, kam nicht so viel auf den Behördenstil an; heute wird, wie der Inhalt, so die Form der amtlichen Schriftstücke strenger beurteilt, und der Behördenstil darf nicht länger unter dem der guten nichtbeamteten Schreiber all zu tief zurückbleiben. Mehr Straffheit, weniger Wortmacherei, und unser Kanzleistil könnte sich sehen lassen; den durchschnittlichen der Wissenschaft übertrifft er schon jetzt.

*

Der Kanzleimensch hält jeden Nichtkanzlisten für ein Wesen zweiter Ordnung, vielleicht für ein ganz wackres, aber etwas beschränktes, das nur begreift, was ihm doppelt, oder dreifach, jedenfalls aber möglichst breit vorgetragen wird. Aus diesem Überlegenheitsgefühl entspringt die sprachliche Pedanterei so vieler Behörden. Die Eisenbahnverwaltung verkündet auf ehernen Tafeln: *Das Hinauslehnen des Körpers aus dem Fenster ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr auf das strengste unter-*

sagt. Das Hinauslehnen der Seele ist also gütigst gestattet? Und zur Tür hinaus darf man sich lehnen? Auch zur Decke hinaus, wenn sie ein Loch hat? Indessen muß man zufrieden sein, daß nicht geschrieben steht: Das Hinauslehnen des Oberkörpers, und: aus dem zu diesem Zwecke eventuell geöffneten Fenster. Es gibt Eisenbahnverwaltungen, englische, italienische, belgische und andre, die sich mit der Warnung begnügen: Hinauslehnen lebensgefährlich!

Auf den Stadtbahnhöfen Berlins prangen Tafeln: ‚Hier halten die Wagen der 2. Klasse', oder ‚Hier hält die 2. Wagenklasse.' Wie leicht käme sonst der dumme Reisende auf den, nicht wahr?, so naheliegenden Gedanken: Hier hält die zweite Töchterschulklasse oder die zweite Soldatenklasse; oder nicht die Wagen, sondern die zweiten Lokomotiven, die Bahnhofsvorsteher usw. der zweiten Klasse. Vor nicht gar langer Zeit leuchtete auf einem Berliner Bahnhof die Inschrift: Ringbahn-Bahnhof. Bloß Ringbahnhof? Ausgeschlossen! Das könnte ja mißverstanden werden: Hof der Ringbahn, oder Bahnhof des Ringes. — Auf einer der so nützlichen Zeigertafeln der Bahnhöfe steht: ‚Nach den Fahrkartenverkaufsschaltern.' Bloß Karten? Unmöglich! Das könnte heißen: Landkarten, Spielkarten, Tischkarten, Speisekarten. Oder bloß Fahrkartenschaltern? Hm! das ginge zur Not; aber was nützen dem Reisenden die hinter den Schaltern aufgestapelten Fahrkahrten? Er will sie ja nicht von fern bewundern, sondern kaufen, also unbedingt Verkaufsschaltern. In England schreibt man auf eine Fingertafel: *Tickets*, und es genügt. In Deutschland geht man jetzt hier und da auch zu Tafeln mit: ‚Fahrkarten' über; hoffentlich geschieht dadurch kein Eisenbahnunglück. — In dem Wagen einer sächsischen Nebenbahn fand ich die so überaus einfache Inschrift: *Das Stehen auf der Plattform während der Fahrt ist nur Erwachsenen und auch diesen nur, soweit von Seiten (!) des Zugsführers im einzelnen Falle kein Einspruch erfolgt, gestattet.* Auf der Berliner Eisenbahnausstellung habe ich diese Inschrift schmerzlich vermißt. Ein köstliches Muster des Kanzleistils fand ich auf der Rückseite eines Fahrscheines der Darmstädter Straßenbahn: *Als Umsteigefahrschein zur Weiterfahrt gültig nur von der in der auf der rechten Seite benannten und durch Lochung gekennzeichneten Umsteigestelle aus mit dem nächsten anschließenden noch nicht vollbesetzen Wagen.*

Ich besitze eine Sehenswürdigkeit: eine Polizeikarte mit der Aufschrift *Radfahrkarte zum Fahren auf dem Rade.* Bei gutem Willen hätte es noch etwas ausführlicher werden können, denn die Karte soll mich doch nicht zum immerwährenden Fahren verpflichten, also: zum Zwecke des betreffenden Fahrens auf dem im einzelnen Falle dazu benutzten Rade. Und ‚schieben' darf ich das Rad nicht?

Neben meinem Schreibtisch liegt ein dickes Buch mit blauem Deckel, betitelt: *Verzeichnis der Teilnehmer an den Fernsprechnetzen in Berlin und Umgegend.* Wie notwendig ist Verzeichnis! Wie leicht könnte ich durch den Titel: ‚Teilnehmer an' in den Wahn verfallen, die Bilder der Teilnehmer darin zu finden. — In Berlin und Umgegend! Daß man jetzt allgemein Großberlin sagt, weiß die Postverwaltung, darf es aber nicht wissen.

Es werden Zeigerdroschken, Uhrendroschken in Berlin eingeführt, aber sie dürfen beileibe nicht so heißen. Der Sprachpedant, der nicht ‚Taxameter' schreiben soll, schüttelt ängstlich sein Haupt: die Droschken bestehen doch nicht bloß aus einem Zeiger und sie haben nicht die Form einer Uhr; ‚Fahrpreisanzeigerdroschken' müssen sie heißen, sonst weiß ja kein Mensch, was für Droschken das sind. Der Bürger sieht sie täglich fahren oder fährt selbst darin; aber der Bürger ist dumm und die Polizei klug für zwei: für sich und den Bürger. Hätten Beamte mit solcher Geistesverfassung einst die ersten Uhren zu benamsen gehabt, sie hätten Stunden- und Minutenzeiger-Apparate geheißen. — Ich übertreibe? In Bayern las ich jüngst ‚Feuerlöschrequisitenlokal' für — Spritzenhaus. Ich übertreibe durchaus nicht.

Glaubt man, nur der Staatsbeamte schreibe den Kanzleistil? Für diesen gibt es keine Verwaltungsgrenzen: der Gemeindebeamte, ja der Vereinsbeamte fühlt sich zum

Kanzleiſtil verpflichtet, ſobald er ‚als ſolcher‘ ſchreibt. Der Schulrat einer großen Stadt unterſcheidet: ‚Schüler der höheren Lehranſtalten (Anſtalten würde irreführen, nicht wahr?) und Mittelſchüler‘; um Himmels willen nicht Mittelſchüler, denn der wäre ja einer mit mittleren Fähigkeiten. — Eine der Gemeinden von Großberlin pflanzt eine Gedächtniseiche und ſchreibt auf den Denkſtein: ‚Generalfeldmarſchall Prinz Friedrich Karl von Preußen-Eiche.‘ Unehrerbietig genug, denn es fehlt vor Eiche: ‚Königliche Hoheit.‘ — Ein großer Wohltätigkeitsverein gründet ein Kinderheim, nennt es aber ängſtlich Kleinkinderbewahranſtalt. Wie nötig iſt ‚bewahr‘! Wie nahe läge ſonſt die Vermutung, in der Anſtalt ſollen die Kinder geboren werden. Wie doppelnötig iſt ‚klein‘; ſonſt müßte man ja an Jungen und Mädel von 10 bis 18 Jahren denken; denn der Vereinsſchreiber iſt weiſe, der Leſer iſt dumm.

*

Eine beſondere Betrachtung fordert der Gerichtsſtil, das vielgeſcholtene Juriſtendeutſch. Es iſt in den letzten Jahren etwas menſchlicher geworden, muß es aber noch viel mehr werden, ehe man von Stilkunſt reden darf. Schreibt ein andrer Wiſſenſchafter unverſtändliches Zeug, ſo geſchieht kein größeres Unglück, als daß der Leſer von dieſem Schreiber nichts lernt; aber die Wiſſenſchaft iſt ſo reich, daß er hoffen darf, von einem verſtändlicheren Schreiber zu lernen, was er wünſcht. Schreibt der Juriſt einen Stil, den kein andrer, oft nicht einmal ein andrer Juriſt, verſteht, ſo richtet er unabſehbaren Schaden an. Dieſer beginnt bei der unverſtändlichen oder zweideutigen Geſetzesſprache und endet bei dem unverſtändlichen Erkenntnis, umfaßt alſo unſer ganzes Rechtsleben. Zu meiner Freude erfahre ich, daß in neuſter Zeit einige juriſtiſche Prüfungsämter ſo weit gehen, Prüflinge durchfallen zu laſſen, die ſich nicht rein, klar und gewandt ſchriftlich ausdrücken können. Wann wird ſich dieſe berechtigte Strenge auf die Prüfungsämter für alle andern Geiſteswiſſenſchaften erſtrecken, z. B. auf die Philologie, namentlich auf die Germaniſtik, noch namentlicher auf die Herren Prüfer?

Ob unſre Zeit mehr Beruf zur Geſetzgebung habe als das Zeitalter, welchem Savigny jenen Beruf abſtritt, entzieht ſich meinem Laienurteil; das aber weiß ich, daß unſer Bürgerliches Geſetzbuch und faſt alle unſre großen oder kleinen Geſetze des letzten Menſchenalters an Klarheit, Bündigkeit, Lebensausdruck, gemeinverſtändlicher Sprache weit zurückſtehen hinter den Geſetzen vieler andrer Länder, aber auch hinter unſrer eignen ältern Geſetzgebung, z. B. dem preußiſchen Landrecht. Es iſt ein wahres Unglück, daß unſer neues bürgerliches Hauptgeſetzbuch nur von Juriſten, ohne Beihilfe von beſonders ſprachkundigen und ſtilkünſtleriſchen Laien verfaßt wurde. Man vergleiche z. B. die Paragraphen über die Wirkungen der Ehe für die Mündigkeit mit den drei Worten des ſchweizeriſchen Geſetzbuches: ‚Heirat macht mündig.‘ Man vergleiche ferner die verblaſene Faſſung unſers § 2 mit der ſchweizeriſchen: ‚Mündig iſt, wer das 21. Lebensjahr vollendet hat.‘ Die deutſche Faſſung iſt Papierſprache, die ſchweizeriſche Menſchenrede. Wie konnte im § 839 des B. G. B. der ſinnloſe ‚Dritte‘ aus den verſunkenen Zeiten Papinians auftauchen: *Verletzt ein Beamter vorſätzlich oder fahrläſſig die ihm einem Dritten gegenüber obliegende Amtspflicht, ſo hat er dem Dritten den daraus entſtehenden Schaden zu erſetzen?* Alſo einem Zweiten nicht? — Was bedeutet der § 148 der Strafprozeßordnung: *Dem verhafteten Beſchuldigten iſt ſchriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Verteidiger geſtattet. So lange das Hauptverfahren nicht eröffnet iſt, kann der Richter ſchriftliche Mitteilungen zurückweiſen, falls deren Einſicht ihm nicht geſtattet wird —?* Mitteilungen von wem an wen?

An die Geſchworenen bei einem Berliner Gericht ſtellte der Vorſitzende folgende Entſcheidungsfrage: *Iſt der Angeklagte ſchuldig, zu Berlin den Entſchluß, in der Abſicht, ſich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verſchaffen, das Vermögen eines andern, nämlich des A, dadurch zu beſchädigen, daß er durch Vorſpiegelung falſcher oder durch Unterdrückung wahrer Tatſachen einen Irrtum erregte, durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung des beabſichtigten, aber nicht*

zur Vollendung gekommenen Vergehens enthalten, betätigt zu haben? Die Geſchworenen antworteten Nein; vermutlich weil ſie ſich ſagten: niemand kann eines Vergehens ſchuldig ſein, das weder er noch ein Geſchworener begreift.

‚Seit Jahrhunderten thronet in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Rieſengeſtalt unerſchütterlich neben der heiligen Göttin‘ (Bürger). Auf dem geduldigen Papier ſtehen die ſchönſten Verordnungen gegen die unüberſehbaren Erkenntnisſätze. Die Geſchäftsordnung z. B. des Reichsgerichts ſchreibt vor: ‚Die Entſcheidungsgründe ſind in bündiger Kürze, unter ſtrenger Beſchränkung auf den Gegenſtand der Entſcheidung und tunlicher Vermeidung von Fremdwörtern und nicht allgemein üblichen Ausdrücken abzufaſſen.‘ Hiermit vergleiche man in einem Urteil des 4. Zivilſenats des Reichsgerichts vom 30. Oktober 1895 den Satz, der beginnt ‚Ebenſowenig‘ und ſchließt ‚zurückgewieſen hat‘: zwiſchen Anfang und Ende ſtehen Schachteleien mit zuſammen 147 Wörtern. Ein noch längerer, noch unverſtändlicherer Satz ſteht auf Seite 37 des 21. Bandes der Zeitſchrift für deutſchen Zivilprozeß:

Mag dieſe materielle Rechtskraft ihren Grund darin haben, daß ſie das Ergebnis der logiſchen Entwickelung aus dem Begriffe der Rechtſprechung über beſtrittene ſubjektive Rechte und deshalb ſelbverſtändliche Begleiterin der Rechtſprechung über ſtreitige ſubjektive Rechte iſt, oder darin, daß die Urteile Willensakte (Quaſikontrakte) der Parteien ſind oder doch unter weſentlicher Mitwirkung der Parteien zuſtande kommen und die ſtreitigen Rechte der Verfügungsgewalt der Parteien unterliegen, oder darin, daß mit dem Beginn eines Prozeſſes ein beſonderes Prozeßrechtsverhältnis, das heißt eine Summe beſonderer rechtlicher Beziehungen der Beteiligten zum Gerichte und unmittelbar zu einander entſteht und infolgedeſſen die darin ergehende Entſcheidung die bisherigen Anſprüche erledigt und an ihre Stelle die in ihm feſtgeſtellten ſetzt, oder darin, daß es ſowohl um der allgemeinen Rechtsförderung und Rechtsſicherheit willen als zum Schutze des einzelnen ſich auf jeden Prozeßeingriff einzulaſſen verpflichteten Rechtsſubjekts und behufs Verhinderung einer Schwächung des Anſehens der Gerichte durch widerſprechende Entſcheidungen und einer Vergeudung von Koſten und Arbeit einen finis controversiarum geben muß, auch der Staat nicht mehr tun kann, als für jeden Rechtsſtreit ein einmaliges Verfahren zu eröffnen, einmal den Rechtsſchutz zur Verfügung zu ſtellen, oder darin, daß dem Urteile, weil es vom Richter, als dem dazu berufenen Organe des Staates, in Übung des ſtaatlichen Hoheitsrechtes der Gerichtsbarkeit erlaſſen worden iſt und ſich als ein Ausſpruch der Staatsgewalt darüber, was im gegebenen Falle Rechtens ſei, darſtellt, die Bedeutung einer den endgültigen Austrag des Streites in ſich tragenden, nicht mehr beſtreitbaren Entſcheidung gegeben werden darf, und gegeben werden mag; niemals werden hiervon die reformatio in pejus und ihre Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit berührt.

Nicht weniger als 269 Wörter! — Wir brauchen ein Geſetz, wonach alle ſprachlich unverſtändlichen Gerichtsurteile, bis hinauf zu denen des Reichsgerichts, ungültig ſind und den Verfaſſer zum Schadenerſatz verpflichten; über die Unverſtändlichkeit entſcheidet ein Sprachgerichtshof von Nichtjuriſten.

Ehemals waren nach dem ſcharfen Ausdrucke Rothes, ‚unſre Kanzleiſtuben Hauptbrutſtätten des Fremdwortbazillus.‘ Gottlob ſind die lateiniſchen Bröckchen wie *‚in duplo, pro informatione, brevi manu, conferatur, sub petitione remissionis, peto‘* heute faſt nur noch der Stolz einiger an der Tertia geſcheiterter Gerichtſchreiber. Auch die Fremdwörterei verſchwindet mehr und mehr aus ſolchen Amtſtuben, über die ein wahrhaft gebildeter Beamter gebietet. In dieſem Punkte ſteht unſer Kanzleiſtil ſchon ſeit Jahren hoch über dem unſrer Wiſſenſchaft, ſogar noch ein wenig über dem durchſchnittlichen der Zeitung. Angeſichts ſolcher löblicher Beſſerung dürfen wir nachſichtig ſein gegen gewiſſe andre Lieblingswörter des Kanzleiſtils, gegen die Zöpfchenwörter, hinter denen man den Schreiber des 18. Jahrhunderts mit ſeinem wohlgepuderten Haarbeutel zu ſehen glaubt. Obenan ſteht das Wort ‚betreffend‘; es gibt Schreiber, die keine Verfügung, keine Überſchrift einer Verfügung fertig bringen ohne ein oder mehre ‚betreffend‘, etwa nach dieſer Art:

Unter Bezugnahme auf die Bekanntmachung Großh. Bürgermeiſterei vom 30. März lf. Jahres betreffend Abänderung des Ortsſtatuts, betreffend den Betrieb und die Benützung des öffentlichen Schlachthauſes, und Polizei-Verordnung, betreffend das Schlachthausweſen in der Stadt Worms vom 19. Februar 1904, machen wir die Intereſſenten darauf aufmerkſam, daß die Beſtimmungen der Polizei-Verordnung vom 19. Februar 1904 betreffend das Schlachtweſen der Stadt Worms in Gültigkeit bleiben

Nur noch ein Zöpfchenwort teilt sich in die Vorliebe des Kanzleimenschen: einstmals hieß es *respective*; jetzo, *respective* seit einem Jahrzehnt, heißt es ‚beziehungsweise.' Der Kanzleischreiber verabscheut die viel zu kurzen, also viel zu unvornehmen ‚und' beziehungsweise ‚oder': *Jeder Dienstbote muß bei der Polizeibehörde binnen drei Tagen nach dem Antritt des Dienstes, beziehungsweise dem Austritt aus demselben, an- beziehungsweise abgemeldet werden.* — Ach aber in wie vielen gelehrten Schreibern steckt der Kanzlist! Bei einem Ästhetiker, auf Deutsch Kunst- beziehungsweise Geschmackslehrer, fand ich diese Perle: *Das Drama flößt uns Haß, beziehungsweise Liebe, gegen das Böse, beziehungsweise das Gute, ein.*

Die Gerechtigkeit fordert, rühmend anzuerkennen, daß die Zahl der gut, ja der vorzüglich schreibenden höheren Beamten, besonders in unsern höchsten Ämtern, seit etwa zwei Jahrzehnten stetig gewachsen ist. Besondere Auszeichnung verdienen — oder verdienten —: das Auswärtige Amt, die Generalstäbe und die Kriegsministerien, ferner die Ministerien des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten in Preußen, aber auch manche höchste Behörden der Mittel- und Kleinstaaten. Sprachlich und stilisch hat sich die Reichspostverwaltung leider nicht auf der unter Stephan erreichten Höhe behauptet. In der bewußten und fast durchweg geschickten Sprachreinigung stehen — oder standen — unsre obersten Ämter fast allen andern Berufsklassen, außer den besten unter den schöpferischen Schriftstellern, voran; auf sie zumeist stützte sich einst die Zuversicht, daß auch das deutsche Volk in ferner Zukunft das kostbare Gut einer reinen edlen Sprache genießen wird.

Fünfter Abschnitt.

Rednerstil.

Werk her! Taten her! Mit Geschwätz, mit Worten lasse ich mich nicht abspeisen. (Moscherosch).
Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. (Goethe).
Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor. (Goethe).

Unter den lebenden Schreibern hat der Verfasser, schon in der ersten Sitzung des Deutschen Reichstages dienstlich beschäftigt, mehr Reden als irgendein andrer mitangehört. Ein Menschenalter und mehr im amtlichen Dienst der zwei größten deutschen Volksvertretungen, hat er einige tausend Redner, alle berühmte und unberühmte, kennengelernt, zehntausende ihrer langen und kurzen Reden genossen, diese nachher pflichtmäßig auf ihre Form geprüft. Er muß erklären, viele wirksame Redner gekannt und reden gehört zu haben, — formvollendete Redner vier oder fünf, sprachlich und künstlerisch schöne Reden vielleicht zwanzig, gewiß nicht dreißig.

Es ist nicht wahr, was man so oft liest, daß der Deutsche von Natur kein Redner sei. Er erfüllt fast alle Vorbedingungen der öffentlichen Rede so gut wie die Redner andrer Völker: Herrschaft über den Gegenstand; Überzeugung; Leidenschaft, Tapferkeit vor dem Feinde, dem Hörer; Gefühl für das auf Gefühl und Verstand Wirkende. Man kann nicht einmal sagen, daß dem deutschen Redner im allgemeinen der Fluß der Rede mangle; im Gegenteil, sie fließt bei den meisten nur gar zu unerschöpflich. Was dem deutschen Redner fehlt, ist dasselbe, was wir an dem deutschen Schreiber vermissen: die künstlerisch ordnende sichre Gewalt über eine saubre, gepflegte Sprache. Lange bevor der Deutsche zum Reden berufen wird, hat er schreiben gelernt, und unter Schreiben hat er, gleich seinen Lehrern, einen Stil verstanden, der von der Menschenrede grundsätzlich abweicht. Er muß in harter, oft demütigender Lebensschule lernen, daß auf Menschenohren und Menschenseelen nur mit Menschenrede zu wirken ist, und die meisten lernen das nie. Sie reden wie ein Buch: der Volksmund spricht mit diesem kurzen Satze das schärfste Urteil über den Rednerstil, ja den Stil überhaupt, denn auch der gedruckte Stil redet bei uns fast immer wie ein Buch, nicht wie ein Menschenmund. Der Franzose, der Engländer spricht von der Rednerbühne, wie er als Gast inmitten einer erlesenen Gesellschaft sprechen

Digitized by Google

würde, nur noch gewählter im Ausdruck, achtsamer auf die Übersichtlichkeit des Satzes und der Gliederung, feinfühliger für den Eindruck jedes betonten Wortes. Der deutsche Redner spricht, wie er zu lesen gewöhnt ist: Buch; je feiner gebildet er ist, desto mehr spricht er Buch. Der Grundstil der gewählten deutschen Rede ist der des Heft-ablesenden Professors auf dem Katheder.

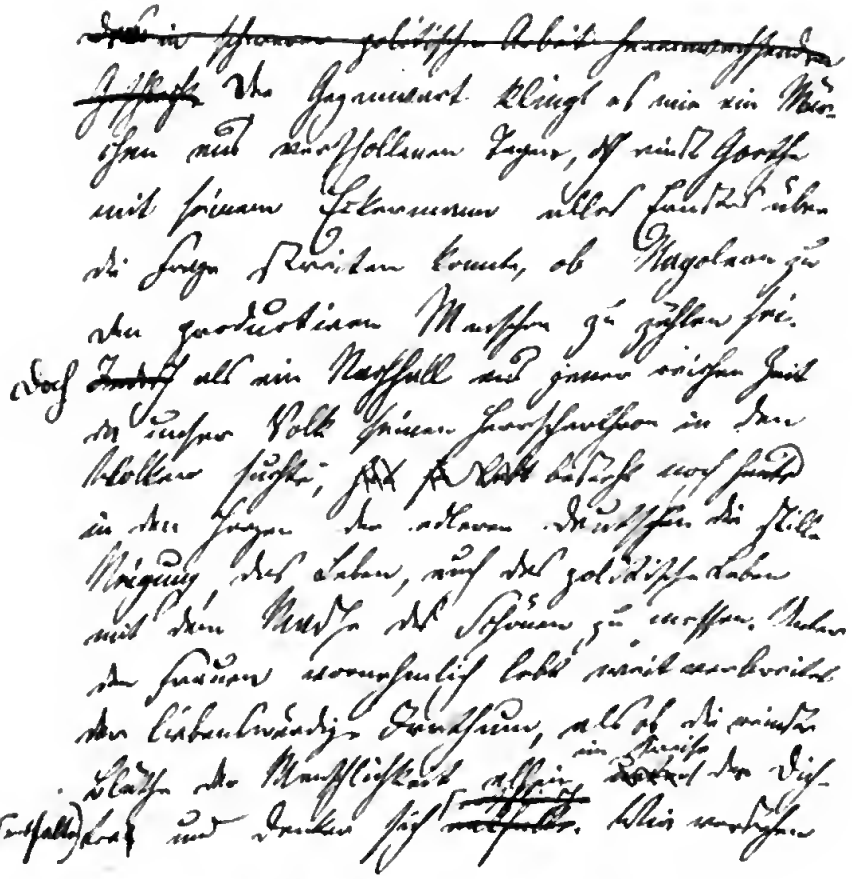
Zum Glück gibt es Ausnahmen, sonst wäre der dauernde Aufenthalt in einer Volksvertretung für gebildete Menschen unerträglich. Manchen Rednern gelingt das Überwinden des Buches, und sie reden ‚wie ein Mensch aus dieser Welt.' Den Abgeordneten mit selbsterworbener Bildung, besonders den Nichtakademikern, gelingt dies viel eher als den andern; doch kommen auch unter den Akademikern geborene Redner vor, die wie Menschen zu Menschen sprechen. Aus diesen beiden Gattungen stammen die geschichtlichen Redner, deren Namen wenigstens noch nicht verklungen sind. Von ihren Reden allerdings weiß das lebende Geschlecht nichts mehr, denn Rednerruhm gleicht dem des Mimen: die Nachwelt flicht ihm keine Kränze. Robert Blum und Gabriel Rießer in der Paulskirche sollen von dieser Art gewesen sein. Vincke, Waldeck, Twesten aus späterer Zeit werden von zeitgenössischen Zuhörern gerühmt. Die wahrhaft großen Redner, die ich gehört — ich spreche von nichts anderm als ihren Reden — waren Ziegler, Hoverbeck, Simson, Eugen Richter, Barth, Bennigsen, Mallinckrodt, Peter Reichensperger, Schorlemer, Moltke, Bebel. Auch Treitschke rechne ich hinzu, ihn den Tauben, der den Klang seiner eignen Worte nicht vernahm, peinigend für den Hörer, ein Stilgenuß für den Leser. Auf den Bänken der Regierung haben nur wenige bedeutende Redner gesessen. Bismarck stellt eine Gattung ganz für sich dar: des Redners, dessen Formenmängel durch die Gewalt des Inhalts, zuweilen allerdings nur durch die Gewalt seiner Persönlichkeit, fast ausgetilgt wurden.

*

Die innern Gesetze des Rednerstiles sind natürlich die gleichen wie für jeden andern: Sachkenntnis, Wahrheit, Verständlichkeit, Leben. Die äußeren weichen in vielen Dingen vom Schreibstil ab. Der Redner sieht die Hörer, er hört sich selbst, er gewahrt sofort den Eindruck. Nicht wie beim Lesen kann der Hörer nach Belieben beschleunigen, zögern, ruhen, zurücklesen, zweimal aufnehmen, überdenken, vergleichen. Der Redner schreibt ihm das Gesetz des Aufnehmens vor; doch der Hörer dem Redner das Gesetz des Wirkens: was nicht im Augenblick verstanden wird, bleibt für immer tot, wird durch Kurzschrift und Druck hinterher nur zu einem Scheinleben erweckt, jedenfalls nicht mehr zum vollen Leben einer Rede. Der gute Rednerstil ist der Augenblickstil, berechnet auf Augenblickswirkung, hierin sehr ähnlich dem Zeitungstil oder — dem des Dramas auf der Bühne. ‚Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im bürgerlichen Leben zu erreichen.' (Goethe).

Der Rednerstil muß auf die oben genannten Hilfen des Lesens, auf das ganze Gedankenweberspiel zwischen Auge und Gehirn, verzichten; ihm stehen dagegen viele Mittel zu Gebote, die dem Schreibstil mangeln. Er beherrscht Auge und Ohr zugleich, also eine ganze große Sinneswelt mehr, und von der Welt des Auges wie unvergleichlich mehr als der Lesestil! Was dem Schreiber eins der höchsten, der schwierigst zu erreichenden Ziele, das höchste Glück der Erdenkinder ist: dem Leser eine Persönlichkeit zu zeigen, das wird dem Redner ohne jede Mühe beschert: er erhebt sich von seinem Sitz, oder steigt auf die Rednerbühne, und man sieht ihn in voller Leibhaftigkeit. Wie oft quält uns beim Lesen der Wunsch, die Stimme eines uns teuren Schreibers zu hören, den Glanz seiner Augen, das Spiel seiner bewegten Lippen zu sehn, Lessings, Goethes, Schillers, Vischers, Kellers, Bismarcks, Moltkes. Dem Sprechenden wird die Fülle all dieser mächtigen Mittel geschenkt; er braucht nur noch die Sache zu besitzen und eine menschenmögliche Form, um schon ein leidlicher Redner zu sein. Eigentlich müßte es weit mehr gute Redner als gute Schreiber geben; daß es umgekehrt ist, liegt an der immer mehr sinkenden Achtung der

Zu Seite 516.



Heinrich von Treitschke (Anfang des Aufsatzes „Cavour").
Mit Erlaubnis des Herrn Dr. Hirzel in Leipzig.

öffentlichen Redner vor einander und vor der Stelle, an der sie stehen: sie geben sich noch weniger Mühe um Inhalt und Form als die Mehrzahl der Schreiber. Über diese sitzen doch auch die Edelsten der Nation zu Gericht, und die Schreiber wissen das; wer aber richtet die schlechten Redner? Andre schlechte Redner.

Um wieviel leichter wird es dem Redner, sich verständlich zu machen, als dem Schreiber. Er braucht keine Tonzeichen, kann durch Heben und Senken der Stimme einmal, zweimal, dreimal unterstreichen, kann gesperrt, fett, doppelfett reden so viel er will; kann seinen Stil zum Flüsterton versäuseln, zum Donnerhall anbrausen lassen, und gebietet obendrein noch über alle wirksame Mittel des Schreibenden: Wortwahl, Wortfolge, Wiederholung, über alle Feinheiten des Satzbaues, der Gliederung, des Schmuckes, über viel reichere des Wohlklanges. Mißverständnisse, die der Schreiber so leicht hervorrufen kann, beseitigt der Redner durch unscheinbare Mittel. Man lese diesen Satz in Moltkes Reichstagsrede vom 1. März 1880: *Wir haben alle Kriege ausbrechen sehen, die weder das Staatsoberhaupt noch das wirkliche Volk gewollt haben.* Nur ein selbstherrliches Abweichen von der amtlichen Rechtschreibung: ‚Alle‘ statt, ‚alle‘, stellt für den Leser den richtigen Sinn her. Geschrieben würde Moltke wohl haben: Wir alle haben Kriege; sprechen durfte er: Wir haben alle Kriege, denn der Hochton auf ‚alle‘, eine unmerkliche Pause zwischen ‚alle‘ und ‚Kriege‘ genügten, um jedes Mißverstehen auszuschließen. Das Beispiel absichtlicher Zweideutigkeit auf Seite 350: *Si omnes consentiunt, ego non dissentio* mit einem fast unsichtbaren Beistrich zwischen den zwei letzten Worten war nur mit der Feder auf dem Papier möglich; als Redner hätte der hinterhältige Feigling Farbe bekennen müssen.

*

Alle Gesetze des guten Stiles fließen aus dem Zweck; dieser ist für den Redner derselbe wie für den Schreiber: andern Menschen seine Gedanken zu übermitteln. In fast allen Fällen will der Redner den Hörern auch seine Überzeugung aufzwingen. Eine schöne Rede mit keinem andern Zweck als dem, schön zu sein, ist ein eben solches Unding wie der bloß schöne Satz oder die bloß schöne Abhandlung. Es gibt allerdings sogenannte Schönredner; dem urteilsfähigen Hörer heißen sie Schönschwätzer.

Andre Menschen durch eine Menschenrede zu gewinnen — welch eine herrliche Aufgabe, welch ein Sieg der Persönlichkeit! Sehr engherzig urteilte Kant: ‚Die Kunst, zu überreden, das heißt durch den schönen Schein zu hintergehen.‘ Er zog die Dichtkunst vor, ‚bei der alles ehrlich und aufrichtig zugeht.‘ Nun, eine wahrhaft gute Rede ist auch nur die, bei der alles ehrlich und aufrichtig zugeht. Wo es anders zugeht und doch die Überredung glückt, da hat der Unverstand der Hörer reichlich so viel Schuld wie die Unehrlichkeit des Redners. In unsern Zeiten des Redens vom Morgen bis zum Abend, ja tief in die Nacht hinein, ist der unehrliche Redner viel weniger gefährlich als in den längst verfloffenen Zeiten des redenlosen öffentlichen Lebens: es wird immer schwieriger, durch Reden tief und nachhaltig zu wirken; die Hörer haben gar zu viele Reden gehört und kennen alle ehrliche und unehrliche Rednermittel zu gut, um sich allzu leicht überreden zu lassen. Den rednerischen Volksverführern aller Parteien wird die Wirkung immer schwerer gemacht. Die Vollen und Ganzen, die Unentwegten und Festverankerten, die irgendeine Fahne im steifen Arm hochhalten, sind aus der Mode und werden so bald nicht wieder hineinkommen.

Die rednerische Feierlichkeit stirbt aus; nur im Munde eines an sich bedeutenden Redners ist sie noch anhörbar, bei den andern wirkt sie lächerlich. Sie ist im Laufe des letzten Menschenalters zu oft mißbraucht worden. Ich habe feierlich beschwörende Reden gehört für und wider einen Zoll auf Kreide, Häringe, Quebrachorinde, für und wider amtlich beglaubigte Zuchtstiere. Man ist mit der Zeit dahinter gekommen, wie unecht meist die rednerische Begeisterung ist, wie leicht der ‚Brustton der Überzeugung‘ erkünstelt werden kann. *Si vis me flere, dolendum primum ipsi tibi* (Willst du mich weinen machen, mußt du selbst Schmerz empfinden): diese Forderung stellen die Zuhörer von heute an die hochtönende Rednerei. Man kann diesen Fortschritt zu größerer Wahrhaftigkeit im öffent-

lichen Leben nur mit Freude feststellen. Hohler Rednerschwulst findet im deutschen Volke keinen dauernden Schallboden, und das ist gut. Die Menschen- und die Engelzungen allein tun es nicht, die Liebe tut es.

Der gute Schreiber darf nichts Überflüssiges sagen, es gibt für ihn keine Flickwörter. Der beste Redner kommt nicht aus ohne Wortmacherei wie: Ich möchte sodann noch darauf hinweisen; Ich möchte ganz besonders darauf aufmerksam machen; Endlich, meine Herren, muß ich noch eins hervorheben, — lauter eindruckslose Wendungen, die keines Hörers Aufmerksamkeit steigern. Dann das Einleiten jedes neuen Gedankens mit nichtssagenden Weitschweifigkeiten: Ich glaube, Ich meine, Ich möchte der Meinung Ausdruck geben; ‚Ich muß es offen aussprechen: ich stehe auf dem Standpunkt, daß ich glaube, wir dürfen die Kosten für diesen Schuppen nun und nimmer bewilligen.' Die einzige Entschuldigung für solchen Wortdunst ist die, daß der Redner dadurch Zeit gewinnt, einen Augenblick über das Folgende nachzudenken.

In einer Eigenschaft übertrifft der Stil der Redner den der Schreiber: die gesprochenen Sätze werden durchschnittlich weniger verschachtelt, sind kürzer und verständlicher. Ein Berufsredner lernt schnell, wie gefährlich es ist, sich auf die schöne Periode einzulassen, wie leicht er darin stecken bleibt oder sich durch einen gewaltsamen Satzbruch retten muß. Der rednerische Satzbau bevorzugt unwillkürlich die Nebenordnung; von selbst drängt sich das Zeitwort voran; das schmückende Beiwort wird selten, die Wortstellung wirksamer. Mit Ausnahme der unverbesserlichen Papierredner nähern sich die meisten öffentlichen Sprecher nach kurzer Erfahrung mehr und mehr dem Gesprächston. Rednerische Unnatur ist weit seltner als schriftstellerische; Ziererei, außer in wörtlich abgelesenen Reden, so gut wie unmöglich. Selbst Erich Schmidt gebrauchte in seinen Vorlesungen zwar weit mehr Fremdwörter als in seinen Schriften, gab aber den Hörern nur selten ein unenträtselbares Rebus auf und sprach annähernd wie ein Mensch aus dieser Welt. Ja sogar Harden hat einen annähernd menschlichen, fast natürlichen Redestil; den unmenschlichen, widernatürlichen Schmierenstil gönnt er nur seinen Lesern.

*

Wer durchaus nicht vor einer Menschenmenge reden kann, der erzwinge es nicht durch Ablesen oder Auswendiglernen. ‚Eine Rede darf nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden, — eine Rede ist keine Schreibe' (Vischer). Da Moses sich als schlechten Redner kannte, so weigerte er selbst Gott, der ihn zum Reden aufforderte, den Gehorsam, also daß der beredtere Aron zum ‚Munde Mosis' bestellt werden mußte. Etwas Einschläfernderes als abgeleierte fertige Reden gibt es nicht. Gewöhnlich sind diese in der reinsten Papiersprache abgefaßt, so z. B. die bis zur Unerträglichkeit gekünstelten Schleiermachers, selbst die beim Ausbruch des Befreiungskrieges gehaltene mit Sätzen von mehr als 20 Zeilen. Von Isokrates wird berichtet, er habe an seiner Hauptrede, dem Panegyrikus, zehn Jahre gearbeitet, — schrecklicher Gedanke.

Aus eigner und fremder Erfahrung mag hier ein Rat an solche Redner stehen, die unter dem Gefühl der Angst vor einem Gesichtermeer leiden. Er durchdringe sich mit dem Gefühl: Ich spreche ja nur zu Menschen, wie ich einer bin; suche sich ein freundlich aufmerksames, kluges Gesicht in den vordersten Reihen und richte die Rede an diesen einen Menschen! Allerdings ist das Entdecken eines solchen Gesichtes Glücksache.

Daß eine frei gesprochene Rede fast niemals ohne Verbesserungen der Kurzschreiber und des Redners gedruckt wird, gedruckt werden kann, ist begreiflich. Noch ist die sprachliche und stilische Vorbildung in Deutschland viel zu dürftig, um einen selbst hochbegabten Mann zu einer unverändert druckfertigen unvorbereiteten Rede zu befähigen. Der Einzige, von dem ich dies aus eigner Erinnerung bezeugen kann, war Eduard Simson, der einzige Schönredner, der zugleich ein sachlich guter Redner und ein formvollendeter war. Moltke und Bennigsen standen ihm an Sprachsauberkeit und Formenadel am nächsten. Einen Vierten habe ich in Deutschland nicht kennen gelernt. Sie sind übrigens auch in andern Ländern nicht so häufig wie die guten Durchschnittsredner, deren es in allen romani-

schen Ländern, in England, aber selbst im heutigen Griechenland weit mehr gibt als bei uns.

Immer seltner wird in Deutschland der Kurzredner; in dem Maße, wie der Gehalt der Reden abnimmt, wächst ihre Länge. Selten sind schon die Reden, die ihre Hauptgedanken nur zweimal entwickeln; die Meisten schließen: Ich fasse das Gesagte noch einmal kurz zusammen, und tragen es zum dritten Male vor, meist nicht viel kürzer als das erste und zweite Mal. Welchem Redner dieser Art ist je der Gedanke gekommen: wenn ich vor einer Versammlung von nur hundert Menschen fünf Minuten unnötig lange spreche, so raube ich ihnen zusammen acht Lebensstunden? Und wie viele Versammlungen gibt es, aus denen sich die also Beraubten ohne Unhöflichkeit vor dem Ende entfernen können.

Dem Redner wird das Schließen schwerer als dem Schreiber. Trotz mehrmaligem trostreichem ‚schließlich', trotz verheißungsvollem ‚Ich komme zum Schluß' fließt der Schwall der Rede mit ungebrochener Flut. Es gibt Redner, bei denen man nicht begreift, daß und warum sie überhaupt schließen. Und doch ist kein Redner so beliebt wie der kurze mit geringer oder gar keiner Rednergabe, keiner so unbeliebt wie der begabte, aber immer zu lange. Der seltne große Redner läßt den Hörer die Zeit vergessen, wie der große Schriftsteller den Leser. Bismarck hat mehr als einmal jedes Mitglied im versammelten Reichstag über zwei Stunden an den Platz gefesselt; einer durchweg langweiligen Rede Bismarcks erinnere ich mich überhaupt nicht.

Die Weltliteratur hat uns manche berühmte Rede überliefert; doch wie veränderlich ist der Geschmack gegenüber dieser Prosagattung! Aus dem Altertum haben wir streng genommen nicht eine einzige Rede, die uns vollendet erscheint: selbst die schönsten, die von Demosthenes kranken für unser Gefühl an der übergroßen Länge. An den selbstverfertigten, in sein Geschichtswerk eingefügten Reden des Thukydides hat schon Cicero die durch allzu große Verdichtung, *compressione rerum*, erzielte dunkle Kürze vermerkt; sie sind schöne Stilübungen, keine Reden zum Gehaltenwerden. Cicero selbst ist für unser Empfinden zu wortreich, zu schönrednerisch, zu sehr auf Figurenschmuck bedacht.

Von den berühmten Reden während der Französischen Revolution haben wir nicht eine in ihrem ursprünglichen Wortlaut; sie wurden sämtlich nach der sorgfältig durchgefeilten Handschrift der Redner im Moniteur gedruckt. Nur die kurzen Zwischenreden wurden nach mangelhaften kurzschriftlichen Aufzeichnungen, meist nicht ohne Verbesserungen der Redner, veröffentlicht. Ähnlich steht es mit den Reden der berühmtesten englischen Unterhausführer, Pitt, Fox, Burke. Vorher ausgearbeitete und verlesene Reden können nicht zum Vergleich dienen, denn vorher ausarbeitende, schön vorlesende Redner haben wir auch in Deutschland zu allen Zeiten gehabt. Nur vorher durchdacht, nicht vorgelesen wurde Wilhelms 1. schöner Trinkspruch in Versailles am Neujahrstage 1871: *Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heer, das von Sieg zu Sieg gezogen; mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die teils Führer in diesem Heere gewesen sind, teils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes, einen ehrenvollen Frieden!* — Gleichfalls nur durchdacht, aber frei gesprochen, war Bismarcks Rede vom 9. März 1888 im Reichstag auf den hingeschiedenen ersten Kaiser: . . . *Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat!*

Sechster Abschnitt.

Briefstil.

Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön. (Lessing an seine Schwester.)

Schreibe, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben. (Goethe an seine Schwester.)

So schrieben der Knabe Lessing und der Jüngling Goethe; Lessing der Mann dachte nicht anders, drückte es nur etwas umständlicher aus: ‚Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt.‘ Also auch hier der Grundzug in Lessings Kunstanschauung von der Einheit zwischen Kunst und Natur. Der beste Briefstil folgt aus dem Zweck des Briefes: er soll das Gespräch ersetzen; Goethe der Purist verdeutschte Korrespondenz durch Briefgespräch. Menschen, die kein rechtes Gespräch führen können, sind schlechte Briefschreiber. Es gibt solche, nämlich die im Gespräch nur an sich, nicht an den Zuhörer denken. Ein guter Brief darf nicht zum Selbstgespräch werden; er ist die Unterhaltung mit einem Abwesenden, der notgedrungen den Mund zu halten hat, dessen geistige Gegenwart sich aber dem Briefschreiber immerfort aufzwingt. Die schönsten Abhandlungen in Briefform sind Abhandlungen, nicht Briefe. Indessen es kommt auf die Briefschreiber an. Goethes und Schillers Briefe an einander schwellen vielfach zu Abhandlungen an, bleiben aber in den Formgrenzen des Briefes: nichts hindert uns, Goethe und Schiller fast genau so miteinander sprechen zu hören. Goethes Gespräche mit Eckermann sind, abgesehen von ihren durchschnittlich etwas kürzeren Sätzen, nicht sehr verschieden von seinen Briefen an Schiller. Selbst der ‚galante‘ Leipziger Gellert empfiehlt: ‚Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht sowohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgang ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte.‘ Also doch jedenfalls ‚sprechen‘!

Der Brief ist die leichteste Form der Prosa: man schreibt nur für einen Leser, den man kennt; trotzdem gibt es nicht viel mehr gute Briefschreiber als Schreiber für den Druck. Aus dem gleichen Grunde, der so viele nicht schlecht veranlagte Druckschreiber verderbt: sie können sich nicht dazu zwingen, ihren eignen, natürlichen Stil zu schreiben, sondern halten sich für verpflichtet, irgendwelchen Kunststil zu erzeugen, und daraus wird Künstelei. Je näher der Natur ein Mensch geblieben, je weniger verbildet er ist, desto bessere Briefe schreibt er: daher die Frauen durchschnittlich viel bessere als die Männer. Unter den Männern sind gute Briefschreiber meist solche, die nicht ganz zu Stubenmenschen geworden. Schlecht schreiben sie, sobald sie vergessen, was sie eigentlich sind, und etwas andres sein, den Stil eines Andern schreiben möchten.

Aus dem Aberglauben, daß man alles, auch die Briefe, so schreiben müsse, wie man *nicht* spricht, sind die Briefsteller entstanden, die sicheren Verderber jeder Anlage zum Briefstil. Bis zur Verfälschung unsers Geisteslebens durch die lateinernde Humanisterei wurde in Deutschland ein höchst natürlicher Briefstil geschrieben; mit dem lateinischen und dem ihm nachgestammelten deutschen Kunstbrief hielt sogleich der Briefsteller seinen Einzug. Schon 1493 wurde ein Buch gedruckt: ‚Brief-Formulari des hochdeutschen Stylums‘; sein Inhalt ist so schön wie sein Titel. Die zwei Gattungen des deutschen Briefstils gingen seitdem nebeneinander her: die natürlichen Menschen schrieben die natürlichen, die lateinisch verbildeten die unnatürlichen Briefe. Luther, über den der Humanismus nie beherrschende Gewalt geübt, schrieb alle seine deutschen Briefe im geläuterten Gesprächstil, der ihnen bis heute den Odem des Lebens verleiht:

Lies Du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon Du sagtest: ‚Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt.‘ Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte erstöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge,

ich habe einen besseren Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe und hängt an einer Jungfrau Zitzen, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden. Amen.

Man muß es gradezu als ein Glück ansehen, daß im 17. Jahrhundert der französische Briefstil den unnatürlich lateinernden austrieb, ein jedenfalls liebenswürdigerer Beelzebub den widerwärtigsten Schreibteufel. Deutsch wurden dadurch die von Deutschen geschriebenen Briefe noch nicht, aber ein Hauch des Lebens begann sie zu durchwehen. Und als die deutsche Schreiberwelt sich darauf besann, daß sie weder aus Lateinern noch Franzosen sondern aus Deutschen bestand; als selbst ein steifleinener Pedant wie Gottsched das geschriebene Deutschtum entdeckte; vollends als Klopstock und Lessing der deutschen Sprache Glut und Schwung und Schneidigkeit wiedergegeben hatten, da wurde auch der Brief, was er sein soll: ein die trennende Ferne überwindendes Reigen von Herzen zu Herzen.

Leben in geschriebenen Worten ist der Brief; so sehr wie nur möglich Leben soll er sein. Aus Ferne soll er Nähe schaffen, Abwesenheit zur Gegenwart. So schreibt denn Bismarck im Felde aus Herny am 14. August 1870 an seine Frau in Varzin auf 150 Meilen Entfernung: *Einige Stunden östlich von Metz findest Du vielleicht auf der Karte das Dorf, wo wir heute sind, aber nicht die vielen Fliegen, die mich zwingen, kopfschüttelnd zu schreiben.* Was haben die Fliegen in einem schöngestilten Brief zu tun? Aber grade die lästigen Fliegen lassen die Leserin ihren geliebten Gatten deutlicher sehen, als die gefühlvollsten Liebesbeteuerungen es vermöchten. Merkwürdig ähnlich den Bismarckschen sind Blüchers Briefe aus dem Felde an seine Frau. Der alte Goethe diktierte seine Briefe, um sie lebendiger zu machen: ‚Während ich diktiere, denke ich mir die Person, an die ich schreibe, als gegenwärtig, überlasse mich naiver Weise dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl.' Aber schon der sehr junge Goethe hatte, genau wie Bismarck, in seinen Studentenbriefen aus Leipzig die Gegenwart leibhaftig sehen gemacht:

Riese, guten Abend! Gestern hatte ich mich kaum hingesetzt, um euch eine Stunde zu widmen, als schnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangenen Blatte hinwegriß. Heute werde ich auch nicht länger bei euch bleiben. Ich geh' in die Komödie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! Ich bin unschlüssig! Soll ich bei euch bleiben? Soll ich in die Komödie gehen? — Ich weiß nicht! Geschwind! Ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! — Doch halte! Ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich ins Kolleg, und Besuche und abends zu Gaste. Da will ich also jetzt schreiben.

Von derselben strotzenden Gegenwärtigkeit sind fast alle Briefe Goethes bis Weimar und noch ein paar Jahre aus Weimar; später läßt dies nach, und man spürt aus ihnen die Ferne. Die lebendigsten, die er je geschrieben, sind die an Riese und Behrisch in den Leipziger Jünglingsjahren.

*

Die unübertrefflichen Meisterinnen aber des Briefstils sind die Frauen; sie waren es zu alten Zeiten und sind es noch heute im Zeitalter der Postkarte, der Drahtung und des Fernsprechers. Nach deutscher Art bewundern wir in der Frau von Sévigné eine große Meisterin des Briefes und lassen unsre eigne große Briefkünstlerin Frau Elisabeth Goethe nur so mitgehen. Ich stelle die unsrige der französischen mindestens gleich und bewundre die beiden Schreiberinnen mit hoher Freude. Näher steht uns aber Goethes Mutter, und was sie schreibt, ist für uns inhaltlich wertvoller als die reizendsten Plaudereien der Französin über den Hof Ludwigs 14.

Il faut un peu entre bons amis laisser trotter les plumes comme elles veulent; la mienne a toujours la bride sur le cou (Zwischen guten Freunden muß man die Federn ein wenig laufen lassen, wie sie wollen; meine hat stets den Zügel lose überm Hals). So entschleiert Frau von Sévigné ihr Geheimnis: die Feder laufen lassen, wie sie will; sie meint dasselbe wie Frau Rat: ‚Frau Aja! Frau Aja! Wenn Du einmal in Zug kommst, sei's Schwatzen oder Schreiben, so gehts wie ein aufgezogener Bratenwender.' Und beide tun noch besser, als sie meinen: sie lassen ihre Federn nicht laufen, wie sie wollen, sondern so wie die Zunge im Zügel der zarten Seelenbildung und der feinen Sitte sprechen würde.

Daß ich's doch einmal mit aller Entschiedenheit ausspreche, ob man mir beistimme oder nicht: ich kenne der Form nach keine schönere deutsche Prosa als die besten Briefe von Goethes Mutter und wünsche herzlich, man möchte sie in den Oberklassen unsrer Mädchenschulen als klassisches Vorbild des Briefstils, nein alles Stils, benutzen. Nicht so, daß man nun jeden Gegenstand im Ton und Stil der Frau Rat behandeln solle; wohl aber um von ihr zu lernen, bis zu wie hoher Kunst sich unverfälschtes Leben steigern läßt. Frau Rat hat nicht genau so gesprochen wie geschrieben, oder umgekehrt; aber sie hätte so sprechen können, und sie hat gewiß nicht wesentlich anders gesprochen. Sie hat künstlerisch gesteigerte Redesprache geschrieben: die Abwesenheit des Briefliesers hat sie dazu gezwungen, ihre Rede von all den kleinen Unebenheiten zu säubern, die grade durch das persönliche Gegenüber zweier miteinander sprechender Menschen entstehen. Die ergänzenden Blicke, Betonungen, Gebärden sind im Brief nicht möglich; diese Mängel ergänzt die unbewußte Stilkunst des Briefschreibers, und das Ergebnis ist die höchste Kunstnatur oder Naturkunst. Man übertrage dies sinngemäß auf das Verhältnis zwischen dem Druckschreiber und seinen Lesern, so kommt man wiederum zum Redestil als dem Hochziel alles Schreibens.

Nicht alle Leser haben im Augenblick die Briefe der Frau Rat zur Hand; indessen auch den Besitzern werden diese paar bequeme Proben nicht unwillkommen sein:

An die Herzogin Anna Amalia. 1782 — Durchlauchtigste Fürstin! Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle und alles, was sich nun noch dahin zählen läßt; was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit geraten — die teuerste Fürstin denkt noch an Dich — fragt nach Deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sei Ihro Durchlaucht davor dargebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade, zu fragen, was ich mache? O beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrein von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen — wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen, aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind gar trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen, könnte sagen, daß, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt Mineralisch Wasser tränke — welches sonst eigentlich nur vor Kranke gehört usw. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anbringen — aber der Witz, der Witz! den habe ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl, aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack — alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen, — denn da ist's so still und öde wie auf dem Kirchhof.

Frankfurt den 17. November 1786. — Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom. Jubellieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen. — Und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreise zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben: ‚Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringet er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurückkommen.' — Aber sehen hätte ich Dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch Du versprichst ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt Du mir alles haarklein erzählen.

Den 27. Oktober 1806. — Lieber Sohn! Mein erstes Geschäfte, nach Erhaltung Deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes war, Gott dem Allmächtigen auf meinen Knieen zu danken und laut mit Anbetung zu jubeln: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Ja lieber Sohn! Das war wieder eine Errettung — wie die 1769—1801—1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar, dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergesse. Er der große Helfer in allen Nöten wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, denn ich habe Glauben, Vertrauen und feste Zuversicht auf Ihn, und niemand ist noch zu Schaden worden, der Ihm das Beste zugetraut hat. Jetzt noch einmal Dank vor deinen trostreichen, lieben und herrlichen Brief. Zu Deinem neuen Stand (Goethes Ehe mit Christiane) wünsche ich Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen; da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt ihr hiermit in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochbeinigen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld, die Wechselbriefe, die ich von unserm Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich

dieses schreibe, die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch. Ihr sollt mit Eurem Teil zufrieden sein, das schwöre ich Euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirrwarr lebten.

Die andre berühmte deutsche Briefschreiberin, die Pfälzerin Liselotte, das heißt die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (1652—1722), steht an geistiger Feinbildung tiefer als Frau Rat. In ihren Briefen befremdet mehr als einmal ein hoher Grad von Roheit, selbst wenn man Zeiten und Menschen bedenkt. Ihr Stil ist der des durchaus natürlichen Briefes, der Ausdruck des Augenblicks. Sie hat es bald heraus: Auf Französisch schreiben ist nicht gar schwer, man schreibt ja nur wie man spricht, ganz natürlich. Ihre gesunde Eigenart im Bunde mit der Schulung durchs Französische hat sie gelehrt, ihre deutschen Briefe ebenso gut zu schreiben, nämlich wie man spricht: *Ihr wißt wohl, daß ich ganz natürlich bin. Wären mir Eure Briefe nicht angenehm, so würde ich ja nicht sagen, daß sie mirs seien, würde auch nicht exakt darauf antworten, wie ich tue.* Als Inhaltsprobe noch diese Stelle über die ihr gräßliche Maintenon, worin sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht: *Mein Parthy ist gefaßt; ich will hinfüro, wo mirs möglich ist, die Zeit nehmen, wie sie kommt, und mir vor meine Gesundheit sorgen, denn ob ich schon nicht jung mehr bin, so ist doch die alte Zott älter als ich, hoffe also, daß ich noch vor meinem End den Spaß haben werd, den alten Teufel bersten zu sehen.* Nicht sehr christlich; stilisch aber untadelig, besonders im Satzbau.

Von sonstigen deutschen Briefschreiberinnen mit gutem Stil seien genannt: die Gottschedin, deren Briefe die ihres Gatten in fast allen guten Stileigenschaften bei weitem übertreffen; Meta Moller, Klopstocks Frau, mit ihrer so reizenden Natürlichkeit, daß sie eine kleine Probe fordert: *Er* (Klopstock vor der Verlobung) *las ein Stück aus dem Messias. Die Schmidt war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? Die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küsse keine Mannsperson, er disputierte viel dagegen. Ich dachte: warum küßt der Affe* (Klopstock!) *Dich denn nicht? Du kannst ihm den Kuß ja nicht geben.*

Eva König, Lotte Schiller, Christiane Goethe, waren nicht grade bedeutende, aber sehr natürliche Briefschreiberinnen, die natürlichste, im Satzbau vortreffliche: Christiane. Auffallend ungelenk in Ausdruck und Satzfügung sind fast alle Briefe der Frau von Stein: sie dachte sie meist französisch und übersetzte ungeschickt. Die romantischen Frauen waren sämtlich gute, einige sogar ausgezeichnete Briefschreiberinen. Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling schrieb besser als Wilhelm Schlegel; es gibt Stellen in ihren Briefen, die in die Literatur hineinragen. Große Prosa ist z. B. diese Stelle eines Briefes an Schlegel über das Verhältnis von Kunst und Kritik: *O mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter erlöschen, Systeme wechseln; aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Knuden sein, die in das Haus Gottes gehen, — dann erst kommt Finsternis.*

In den geistreichen und natürlichen Briefen der Rahel Lewin-Varnhagen stört die fortwährende Durchflitterung mit den damals üblichen französischen und berlinfranzösischen Brocken: was einst zierliche Mode war, klingt jetzt häufig albern. Selbstverständlich mangelt es nicht an lächerlichen Fehlern im Französischen, aber französelt mußte werden.

*

Man beklagt oft den Mangel unsrer Prosaliteratur an wertvollen hinterlassenen Denkwürdigkeiten; er wird wettgemacht durch die nicht geringe Zahl von Briefwechseln ersten Ranges. Sie stehen an persönlichem Reiz und inhaltlichem Vollwert hinter keinen eines andern Literaturvolkes zurück. Sie alle oder nur die wichtigsten aufzuzählen ist hier unnötig; ich darf auf das Verzeichnis am Schlusse meiner Deutschen Literaturgeschichte verweisen und mich auf einiges weniger Bekannte beschränken.

Vortreffliche Briefschreiber waren fast alle unsre großen Tonmeister, ein prächtiger z. B. Vater Haydn. Was für ein edler Satzbau in dieser Stelle von 1787 über Mozart: *Könnt ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen.*

Mozart, Weber, Beethoven als Briefschreiber wurden schon erwähnt. Einer der liebenswürdigsten war Felix Mendelssohn; man lese z. B. seine köstliche Beschreibung eines Orchesters in der Peterskirche zu Rom (Brief an Bärmann vom 14. Februar 1831).

Aus den andern Künsten seien genannt: Dürer, dessen Briefe uns über die Jahrhunderte hinweg durch ihre schlichte Wahrheit, Tiefe und Anmut rühren; und Anselm Feuerbach mit seiner adligen Sprache, seinem oft tief ergreifenden Stil.

Von den besten unsrer Dichter braucht hier kaum noch gesprochen zu werden. Vielleicht nur erwähnt, daß Goethe Schillern für den bessern Briefschreiber von ihnen beiden erklärte, welcher Ansicht die meisten Leser beistimmen werden. Auf den berühmten Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg sei nachdrücklich hingewiesen: er gehört zu den Kleinoden unsrer Briefliteratur, zugleich zu denen unsrer Bildungsgeschichte. — Freiligraths Briefe sind jetzt bequem zugänglich (Ausgabe von Hesse und Becker in Leipzig); man wird seine Freude an Inhalt und Form haben, z. B. an dem köstlichen Brief aus Amsterdam an die Geschwister vom 31. März 1835.

Mörike, Keller, Storm, C. F. Meyer, Heyse sind als Klassiker des Briefes bekannt; besonders hingewiesen sei auf Kellers wundervollen Heiratsantrag an Johanna Kapp (in E. Engels ‚Deutscher Meisterprosa'). Die jüngst erschienenen Briefe Fontanes sind ganz und gar so, wie der liebe Mensch gewesen; in ihnen stört uns das viel zu viele und viel zu falsche Französisch nicht so arg wie in seinen Romanen.

Auf Blücher zurückzukommen: wer diesen Schreiber nur aus Erlassen, die er nicht selbst verfaßt hat, oder aus flüchtigen Zetteln kennt, der weiß nicht viel von ihm. Blücher der Briefschreiber ist von der allerbesten Art, der ganz natürlichen, urlebendigen, der Bismärckischen:

Ich kriege von Dir (seiner Frau) nicht die mindeste Nachricht, das macht mich (im Felde gegen Napoleon) unbeschreiblich unruhig. — Ein paar Zeilen weiter: Ha, ha, da krieg ich in diesem Augenblicke Deinen Brief vom 25. Dezember. Nun bin ich wieder beruhigt. — Ein ander Mal an seine Frau: Ich bin gesund und sehr vergnügt, daß ich dem großen Mann (Napoleon) eine Nase angedreht habe; er soll wütend sein, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können. Es hat auf beiden Teilen Menschen gekostet.

Für den schönsten aller Briefe aus der Zeit der Freiheitskriege halte ich Theodor Körners an seinen Vater vom 10. März 1813 und bedaure, nur diese Stelle hersetzen zu können:

Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier (in Wien) gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. . . . Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu.

. . . Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?

Die großen Briefschreiber Moltke und Bismarck sind dem Leser bekannt oder müssen es durchaus werden; sie hier näher zu betrachten, ist nicht von Nöten. Sie mögen nur als klassische Ratgeber für Inhalt und Form des guten Briefes heraufbeschworen sein. Moltke rät seiner Frau: ‚Lies doch immer den Brief, den du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und

selten Wichtigem.' — Merkwürdig ähnlich Bismarck an seine Schwester: ‚Wenn man in einem wohlerhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen. Ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben.' — Nicht unerwähnt darf neben Moltke und Bismarck der größte Briefschreiber der Franzosen bleiben: Napoleon, wenn man dessen Briefe noch hierher, nicht vielmehr zur Literatur der geschichtlichen Urkunden weisen will. An eherner Sachlichkeit und kristallener Klarheit zugleich an äußerster Wortkargheit, haben sie kaum ihres gleichen. Die formstrengen Franzosen haben dem Korsen eine Menge grober Sprachfehler nachgewiesen; seinem Briefstil zollen sie unbegrenztes Lob.

*

Hinzugefügt seien nur noch einige Bemerkungen, nicht um ganz ungeschickte Briefschreiber geschickt zu machen, was durch keine Lehre möglich ist, sondern um leidlich geschickte vor einigen Verstößen zu bewahren, die ihnen bei den Empfängern schaden. Nicht wahr, wir leben ‚im Zeichen des Verkehrs', und der einzelne Schreiber darf nicht annehmen, daß er der einzige sei, der den Empfänger mit einem Briefe beglückt. Er sei also bemüht, dem Leser, zumal dem geneigt zu stimmenden, nicht eine Minute, nicht eine halbe mehr Zeit zu rauben, als durchaus notwendig ist. Ich habe Briefe von Unbekannten bekommen, die mich um einen Dienst ersuchten, mich aber erst auf der dritten Seite mit ihrem Gegenstande bekannt machten. Der Zufall, die Laune entscheidet, ob ich überhaupt so weit lese, wenn ich zwei Seiten nutzlosen wässrigen Geredes durchwaten muß. Würden die Briefschreiber im mündlichen Verkehr ebenso verfahren? Ich rufe alle solche Briefschreiber ‚zur Sache!', es geschieht zu ihrem Besten.

Und dann: wer einen Menschen besucht, zieht ein Besuchskleid an, meist das beste. Wer einen Brief schreibt, soll sich einer leserlichen Schrift befleißigen. Auch dies gehört zur Kunst des Stiles, des Schreibgriffels. Desgleichen die Art der Briefformeln: über die Hochachtung oder meinetwegen die vorzügliche Hochachtung hinaus braucht man niemals zu gehen, es sei denn, daß man an Empfänger schreibt, die dem Herkommen nach ein Recht auf besondere Ehrerbietung haben.

Man beklagt das Verschwinden des schöngeschriebenen Briefes, schiebt die Schuld auf die Erfindung der Postkarte, des Kartenbriefes und ähnlicher Bequemlichkeiten. Mit Unrecht; wir sind nur sachlicher geworden als die breitspurigen Briefschreiber des 18. Jahrhunderts, und die Entfernungen haben sich durch die besseren Verkehrsmittel vermindert. Wer den Freund in wenigen Stunden sehen kann, gewöhnt sich die langen Briefe ab, und das ist kein Schaden. Kunstlos, stillos braucht aber der kurze Brief darum nicht zu werden; selbst eine Postkarte kann ein kleines Meisterstück der Prosa sein, ein vollkommneres als ein langer Brief mit überflüssigem Geschwätz, das man niemals im Gespräch wagen würde.

Angeschlossen sei eine Bemerkung über den kaufmännischen Briefstil. Einen einheitlichen Berufstil, guten oder schlechten, gibt es auf diesem ungeheuren Gebiete nicht: der gebildete Kaufmann, gleichviel wie groß oder klein sein Geschäftsbetrieb, schreibt den Briefstil gebildeter Menschen; der mittelgebildete oder verbildete den nur zu bekannten lächerlichen, ja widerwärtigen mit alfanzigen Wendungen wie: *Ich bekenne mich zu zu Ihrem Geehrten vom ... und beehre ich mich, Ihnen auf dasselbe ganz ergebenst zu erwidern ... — Ich schätze Sie im Besitz meines ergebensten Gestrigen ... In der Falte übermache ich Ihnen ... Im Verlauf meines Jüngsten ... Die Waren sind (wir) erst in 8 Tagen gewärtigend.* — Die Einsicht in die Albernheit solches und ähnlichen Geschreibsels ist seit mehr als einem Jahrzehnt im Kaufmannstande selbst durchgedrungen, und bis tief in die untern Schichten dieser Schreiberwelt rührt sich jetzt das Streben nach unverschnörkeltem, klarem und gefälligem Stil. Mit besonderer Freude muß es begrüßt werden, daß der höhere Kaufmannstand sich von der Fremdwörterseuche mehr und mehr reinigt und schon jetzt den meisten wissenschaftlichen Schreibern zum Vorbilde dienen kann.

Irgendwer hat irgendwo in einem Briefſteller eine Regel verkündet, die jetzt noch millionenfach befolgt wird: in einem kaufmänniſchen Briefe darf man ſich nicht des Wortes ‚ich‘ bedienen, geſchweige denn einen Brief mit ‚ich‘ beginnen. Daß dies Unſinn iſt, braucht kaum geſagt zu werden. Wer es noch nicht wiſſen ſollte, dem ſei geſagt, daß die Engländer ſich nicht im mindeſten ſcheuen, ‚Ich‘ zu ſchreiben, und daß ſie es ſtets, auch mitten im Satz, mit großem Anfangsbuchſtaben ſchreiben.

Siebenter Abſchnitt.

Deutſche Proſameiſter.

Ich möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feierkleide ſehen. (Leſſing).

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für klaſſiſch hält. . . . Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke klaſſiſcher Autor, klaſſiſches Werk höchſt ſelten gebrauchen. (Goethe, 1795).

Kein Dichter kann klaſſiſch genannt werden, der die Form vernachläſſigt, und ſtände er noch ſo hoch an Talent. (Viſcher.)

Es gibt viele ſchöne Erklärungen deſſen, was klaſſiſche Proſa iſt, kurze und langatmige, klare und weniger klare; eine, die ſich ſo durchgeſetzt hätte, daß jeder ſie kennt, haben wir nicht. Zum Teil mag das an der Dunkelheit des Fremdwortes ‚klaſſiſch‘ liegen; zum Teil an dem Fehlen von unbeſtrittenen Beiſpielen klaſſiſcher deutſcher Proſa. Wir fühlen alle, daß mit zu ihrem Weſen die fleckenloſe Muſtergültigkeit der Form gehören muß, daß man alſo von ihr ſagen könne: Schreibe, wie dies geſchrieben iſt, und du ſchreibſt vollkommne, klaſſiſche Proſa. Aber zugleich wiſſen wir alle, daß es in Deutſchland ein klaſſiſches Proſawerk in dieſem ſtrengſten Sinne nicht gibt. Nein, es gibt keins, und es wird nicht eher eins geben, als bis wir an klaſſiſche Proſa die gleich ſtrengen Forderungen ſtellen wie an klaſſiſche Dichtung: Inhalt mit allgemeinmenſchlichem Ewigkeitswert und vollendete Form.

Der Leſer, der bis hierher gelangt iſt, wird aus allem Vorangegangenen erfahren haben, was der Verfaſſer unter vollendeter Form verſteht, und nur zur ſtärkeren Veranſchaulichung ſtehen hier noch einige beweiskräftige Beiſpiele. In Kellers Romeo und Julie leſen wir: *Sie horchten ein Weilchen auf dieſe eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche ſie mit den magiſchen Wirkungen des Mondlichtes verwechſelten, welches nah und fern über die grauen Herbſtnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen* (vgl. S. 135). Wunderſchön, würdig der wunderſchönen Erzählung; und doch ſtört uns etwas, erſcheint uns etwas ſprachlich mangelhaft, ja ſtilohnmächtig: das Aneinanderleimen von vier Nebenſätzen mit Welcher, deren zwei letzte abhängig und unterabhängig von dem erſten ſind. Gäbe es nur dieſen einen unvollkommenen Satz in der Novelle, ſo könnten wir darüber hinwegſehen, wie über einen vereinzelten dunklen Fleck auf der Marmorhaut eines ſonſt vollendeten Kunſtgebildes. Leider gibt es manche andre Stellen mit andern Gebrechen in Kellers ſchönſter Dichtung, und klaſſiſch in dem Sinne, wie Franzoſen und Engländer dies Wort nehmen, iſt ein Werk mit ſo vielen Mängeln der Form nicht.

Man leſe dieſen Satz Nietzſches: *Ich ſtelle, um nicht aus meiner Art zu fallen, die jasagend iſt, und mit Widerſpruch und Kritik nur mittelbar, nur unfreiwillig zu tun hat, ſofort die drei Aufgaben hin, derentwegen man Erzieher braucht.* Von ſolchen Sätzen unſrer großen Stilmeiſter wird man einem Stilſchüler nicht ſagen dürfen: Baue deine Sätze nach dieſen Vorbildern, und du wirſt vollkommne oder doch gute Proſa ſchreiben. Nietzſche erklärte, ohne ſelbſt mit Leſſing, Goethe, Schiller Ausnahmen zu machen: ‚Wir haben keinen muſtergültigen, an öffentlicher Beredſamkeit emporgewachſenen deutſchen Stil.‘ Nicht der Mangel öffentlicher Beredſamkeit hat das Emporwachſen des

deutschen Prosastils zur Höhe der Vollendung gehindert, sondern Deutschlands unglückselige Sprachgeschichte. Erst seit 1789 gibt es in Frankreich eine Volksvertretung; aber die französische, klassische Prosa reicht bis ins 16. Jahrhundert, bis auf Montaigne zurück. Und das Zeitalter der ersten klassischen Prosa Englands, gleichfalls das 16. Jahrhundert, in welchem Ascham, Sidney, Bacon schrieben, liegt weit zurück vor der Öffentlichkeit des englischen Parlaments. So ist ja auch unser ältestes wahrhaft klassisches Prosawerk, das es mit jedem der größten Prosavölker an Sprachvollendung aufnimmt, Luthers deutsche Bibel, nicht an der öffentlichen Beredsamkeit so meisterlich gediehen.

Luthers Bibel ist, wie sie das erste war, so das letzte klassische Prosabuch deutscher Sprache geblieben, wenn wir die allerstrengsten Maßstäbe anlegen. Grade sie lehrt uns, wodurch in Wahrheit der grade Wuchs deutscher Prosa verkrümmt worden. Kein andres Volk, nicht einmal das italienische, ist in der Humanistenzeit dem Zauber römischer Sprache und Literatur so widerstandslos erlegen wie das deutsche. Einer der unvertilgbaren Urtriebe der deutschen Seele ist damals mit äußerster Gewalt durchgebrochen: die Leidenschaft für das Fremde. Die Schönheiten lateinischer Dichtung und Prosa wurden in Frankreich und England ebenso gewürdigt wie in Deutschland; doch nur in Deutschland wirkte der Reiz des Fremden feindselig gegen das eigne Volkstum. ‚*Patriam fugit*' — der Deutsche entfloh seinem Vaterlande. In den beiden andern Ländern erblühte grade aus der Beschäftigung mit dem Altertum die künstlerische Eigenprosa der Wissenschaft. Ascham schrieb sein prächtiges Buch über Unterricht, *The School-master* (1570 gedruckt), englisch; Amyot (1513—1593) schuf ein klassisches Werk französischer Übersetzungsprosa in seinem Plutarch. In Deutschland hingegen hat es zwei Jahrhunderte gewährt, bis ein deutscher Professor in deutscher Sprache zu lehren wagte.

Zur Humanistenzeit herrschte in Deutschland allgemein der Wahn, die lateinische Sprache sei viel schöner, viel edler als die Muttersprache. Ein so deutscher Mann wie Hutten hat diese Überzeugung geteilt, und Spuren davon finden sich sogar bei Luther. Wohl fühlte sich Hutten durch äußerste Gewissensnot gedrängt, zur Eroberung eines größern Leserkreises einige seiner lateinischen Schriften zu verdeutschen: ‚Jetzt schrei' ich an das Vaterland!', doch er fügte hinzu, ‚daß das in Latein viel lieblicher und künstlicher denn im Deutschen lautet'. Die tiefe, bleibende Deutschverderbung durch das lateinische Blutgift hat erst der Humanismus des 16. Jahrhunderts dem Körper der deutschen Sprache eingeträufelt. Weit mehr als in Frankreich, England, Italien wurde die Gelehrtensprache Deutschlands zu einer besondern unkünstlerischen Kastensprache, und in gewissem Sinne ist sie das bis heute geblieben: die gelehrte Welschersprache. In einer Kastensprache aber schreibt man keine klassische Prosa, und der eine Luther mit all seiner Sprachgewalt vermochte nicht, die Flut der Sprachverderbnis einzudämmen. Von jeher hatte er das Latein der Gelehrten als das größte Hindernis deutscher Sprachveredlung empfunden. In seinem Sendbrief vom Dolmetschen heißt es schlicht und überzeugend ‚Die lateinischen Buchstaben (gemeint ist: Sprache) hindern aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden.' Und was das Latein nicht hatte verderben können, wurde durch die Oberherrschaft des Französischen im 17. Jahrhundert in den Boden gestampft.

Wie bezeichnend ist Goethes Aufsatz ‚Literarischer Sansculottismus' von 1795 für den wahren Grund unsers Mangels an klassischer Prosa. Er verteidigt darin die Literatur seiner Zeit gegen die törichte Herabwürdigung durch einen wertlosen Berliner Schreiber; deutet an, daß die Zeit einer klassischen deutschen Prosa schon angebrochen sei; kein Wort aber sagt er in dem fünften Absatz, in der Antwort auf die Frage: ‚Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor?', über den damaligen Zustand der deutschen Sprache, 14 Jahre nach Lessings Tode, ein Jahr nach der Knüpfung seines großen Bundes mit Schiller! Die Prosa von ‚Nationalautoren' kann nicht klassisch sein.

*

‚Klassisches Prosawerk' hat im Deutschen einen andern Sinn als in andern Sprachen; noch für lange, weit über die Dauer unsers Lebens hinaus, muß man sich hiermit abfinden

An den Gehaltswert deutscher Prosa stellen wir die gleich strengen Ansprüche wie an die französische und englische; an ihre Formvollendung dürfen wir sie nicht stellen. Wollen wir auf den Ruhm einer klassischen Prosaliteratur nicht ganz verzichten, und wer möchte das?, so müssen wir zu ihr viele Werke zählen mit unzweifelhaft groben Verstößen gegen Sprachlehre, Ausdruck, Satzbau; ja selbst viele mit einer über das Maß des zur Not Erlaubten hinausgehenden Fremdwörterei. Goethes und Schillers arg fremdwörtelnder Briefwechsel ist trotzdem eins unsrer herrlichsten klassischen Prosabücher im deutschen Sinne des Wortes; ein sprachlich feinfühliger Franzose oder Engländer mit guter Kenntnis des Deutschen wird vielleicht anders urteilen.

Wir haben nun einmal eine andre Auffassung vom Wesen des Stils als andre Völker, und keine unbedingt falsche. Wir wollen unsre großen Schriftsteller nicht eingeschnürt sehen in ein engmaschiges ehernes Netz von unverbrüchlichen Regeln; wollen keinen starren Satzbau mit der Reihenfolge, wie sie den Franzosen vorgeschrieben ist: Satzträger, Aussage, Satzziel; kein Ausschroten fertiger Ausdruckshülsen, noch Hineinflicken stehender Redensarten. Freiheit herrscht und soll für immer herrschen in Sprache und Stil schreibender deutscher Menschen. Doch nicht die Freiheit steht der klassischen Prosa im Wege; ihr Feind ist die Zügellosigkeit des überspannten Eigensinns.

Ich habe einen Sammelband ‚Deutsche Meisterprosa' herausgegeben und für ihn meine Grundüberzeugungen vom Wesen guter Sprache und Darstellung angewandt. Nun wohl, bei strengster Prüfung kann man darin mit ganz ungetrübter Freude an fleckenloser deutscher Sprache fast nur unsre Prosaliteratur bis zu Luther lesen. Wie ein quellklares Bad wirkt z. B. ein Stündlein mit Meister Eckhart, dem Dominikaner des 13. Jahrhunderts, dessen Prosa sich in guten Übersetzungen noch heute als verblüffend lebendig erweist. Der Ausdruck so rein wie nur bei einem der klassischen griechischen Philosophen; der Satzbau klar und schmiegsam wie bei den besten Franzosen; dabei der Gedankenflug hoch und kühn wie auf den Adlersittichen unsrer größten Denker. Außer vereinzelten Fremdwörtern, zusammen noch nicht zehn, wie *crêatûren, natûre*, alles, auch die philosophischen Kunstausdrücke, in edelstem Deutsch.

Dann seien hier genannt die zwei großen deutschen Gesetzbücher des Mittelalters, der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, hinter deren lebensvoller Sprache alle unsre Gesetze seit mehr als einem Jahrhundert weit zurückbleiben. — Die eifervollen Predigten Bertolds von Regensburg, dessen Satzbau auf Luther vorausdeutet. — Die sanfteren Johann Taulers, dessen Straßburger Mundart den Reiz noch erhöht. Kein Franzose noch Engländer im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts hat schönere Prosa geschrieben als jener predigende Mönch:

Ich will dir sagen: wo der jude oder der heiden einer ist, der do in eime solichen großen ernesten lebete, sage mir: solte der einre gotte nüt vil lieber sin denne vil böser valscher cristenner menschen, die den tof hant enpfangen und wol wissent, daz sie wider got tunt und es doch tunt? Ich wil dir sagen: Dis tut der gute jude oder der gute heiden nüt; er bekennet kein bessers; bekante er ein bessers, er wolte e den tot liden durch got, er keme denne zu dem bessern.

Auch der elsässische Prediger des 15. Jahrhunderts Geiler von Kaisersberg muß mit einer Probe vertreten sein. Luther hat von ihm gelernt; der junge Goethe ihn mit solchem Gewinn gelesen, daß er sich unglücklich fühlte, als er in Leipzig unter der Fuchtel der Sprachmeisterer vom Schlage Gottscheds ‚vergessen sollte, daß ich ihn gelesen hatte':

Der mensch, der got lieb hat und jm anhangt allain darumb, das er im das hymelreich geb, der selb mensch hat got nit recht lieb. Warumb? Darumb: er mainet got nit lauterlich; er mainet sich selber; er suocht seinen nutz. Nit sprich ich, das du das hymelreich nit begeren solt, oder das du got nit darumb bitten solt oder das du got nit darumb dienen solt. Nain, ich verwürff es nit; die geschrifft ist sein voll, das man got umb das hymelreich bitten soll. Du solt das hymelreich begeren; du solt gott darumb bitten; aber du solt nit da gestan, das ist das du got allain darumb bieneſt, und jn allain darumb liebhadeſt, das er dir das hymelreich geb, und anders nit. Das haisset nit rechte lieb; das ist fründschafft umb fründschafft, da ainer aim ain fründschafft tuot, darumb das er jm wider dargegen thuot, als so du ainem ain wurst schenckst, das er dir ain seyten specks dar gegen schenck; da suochstu deinen nutz inn: du thuost jm ain fründschafft; werestu aber kainer fründschafft dargegen wider warten, du theteſt jm auch kain.

Man zeige mir eine Stelle von gleicher Länge bei einem Berliner Germanisten in so reinem Deutsch!

Von den deutschschreibenden Zeitgenossen Luthers verdient namentlich Johann Eberlin von Günsburg Beachtung als einer unsrer trefflichen älteren Prosaschreiber (Neudruck seiner ausgewählten Schriften, Halle 1896). Man lese z. B. seine an den Kaiser gerichteten ‚Fünfzehn Bundesgenossen' und erfreue sich an der goldreinen Sprache, dem straffen Satzbau, der Kraft der mutigen Gedanken. — Von der Sprachreinheit müssen wir nach der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Abschied nehmen.

Aus dem 17. Jahrhundert haben wir ein sprachlich klassisches Buch in dem leider wenig bekannten ‚Christlichen Vermächtnis oder schuldiger Obsorg eines liebenden Vaters' (1643) von Johann Michael Moscherosch, aus dem wenigstens dieser eine Kernsatz hier zum zweiten Male stehen mag: *Werk her! Taten her! Tugend her! Mit Geschwätz, mit Buchstabenstreit, mit Worten lasse ich mich nicht abspeisen.*

Der guten Prosaschreiber, der nach Sprache und Stil klassisch zu nennenden, haben wir aus dem 18. Jahrhundert außer den sechs eigentlichen Klassikern viel mehr, als gemeinhin bekannt ist: den feinen Erzähler Sturz; den unglücklichen Freund Goethes: Merck; die staatswissenschaftlichen Schriftsteller Moser, Möser, Abbt; den in neuster Zeit immer mehr zu Ehren kommenden geistreichen Lichtenberg; die für die Sprachreinheit fast musterhaften Garve und Spalding. Daß Winckelmann einer unsrer ersten Prosaschreiber ist, wissen leider nur wenige. Auf das Buch des Armen Mannes im Tockenburg sei abermals nachdrücklich hingewiesen (vgl. S. 297). Neue Ausgaben der Schriften Heinses erleichtern jetzt die genußreiche Kenntnis dieses neben Lessing und Winckelmann bedeutendsten Würdigers der bildenden Künste in unserm klassischen Zeitalter. G. A. Forsters ‚Reise um die Welt' und seine ‚Ansichten vom Niederrhein' zwingen uns Bewunderung ab durch die kristallne Klarheit und Reinheit seiner Sprache.

Über Goethes Stil steht durch dieses ganze Buch verstreut so vieles, daß von ihm nichts mehr gesagt werden soll. — Über Schiller nur noch dies, daß Moltke bekannte, seinen Stil u. a. an dem des ‚Abfalls der Niederlande' gebildet zu haben. — Über Lessing noch das gewichtige Urteil Heines: ‚Das schöne Wort Buffons ‚Der Stil ist der Mensch selber' ist auf niemanden anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die innewohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze aufeinander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlußfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessingschen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserm Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen.'

Doch nicht eher scheiden wir vom 18. Jahrhundert, als bis wir eines seiner anmutreichsten und lebensvollsten Schreiber noch einmal gedacht haben, dessen Bedeutung als mustergültigen Stilkünstlers noch nicht annähernd bekannt ist: der Mutter Goethes, der hochgepriesenen Frau Rat, der nie zu hoch gepriesenen Meisterin einer ganz natürlichen und darum vollendeten Prosa. Man läßt sie, hauptsächlich weil sie Goethes Mutter ist, als muntre Schreiberin gelten, empfindet wohl etwas vom Reiz dieser heiter bewegten Schreibart, ist aber noch zu sehr in dem Glauben befangen, der schöne Stil sei etwas Künstliches, mühsam zu Erlernendes, nur den Menschen mit großer Gelehrtheit, jedenfalls mit umfassender Bildung Zugängliches. Die in ihrer Art kaum je erreichte, gewiß niemals übertroffene Briefschreiberin steht in der ersten Reihe der klassischen Meister unsrer Prosakunst. Ich kann nur aus meinem ‚Goethe' wiederholen: ‚Mit ihrer Schlagkraft des Ausdrucks, ihrer Sinnfälligkeit der Darstellung, dem künstlerischen Wechsel zwischen getragenem und heiterm Stil ist sie einer unsrer ganz großen Prosaschriftsteller des 18. Jahrhunderts.' Daß dies keine Behauptung ins Blaue ist, beweist die Untersuchung auf S. 306.

*

Den Reigen unſrer Proſaklaſſiker des 19. Jahrhunderts führt Jakob Grimm; die von Max Koch veranſtaltete Auswahl ſeiner kleineren Schriften ſei dringend empfohlen. Hier iſt höchſt perſönlicher Stil: edler Inhalt, ſchöne Form, trotz einer gewiſſen Zähflüſſigkeit, und dahinter ein unvergeßlicher Menſch.

Der große Freiherr vom Stein iſt kein reiner Schreiber, hat er doch den größten Teil ſeiner Briefe franzöſiſch geſchrieben; ſein Satzbau aber iſt von einer Kraft und Klarheit, die ihn unſern ſehr bemerkenswerten Stilmeiſtern zugeſellen. Schilleriſch klingt ein Satz wie dieſer: *Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm ſogar die Verwaltung ſeiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Oppoſition mit ſich zu betrachten.* — Arndts Buch über ſeine Reiſe mit Stein, das Werk eines 89jährigen, iſt von ſtaunenswerter Friſche; es gehört in jeden Schrank unſrer beſten Proſabücher, neben Arndts Geiſt der Zeit. — Nicht weit davon muß Nettelbecks ſelbſtverfaßte Lebensgeſchichte ſtehen; dieſer ungelehrte Schreiber, ein einfacher Handelſchiffsführer, ſchrieb einen Stil, um den ihn unſre berühmteſten Hiſtoriziſtiker zu beneiden Grund haben.

Von Fichtes Reden an die deutſche Nation, dieſem Meiſterbuch, wurde hier wiederholt geſprochen. Schon um einer unerhörten Seltenheit willen ſollte es geleſen und ſprachlich aufs höchſte gewertet werden: von den heiligſten Anliegen eines Volkes, ja der Menſchheit, wird darin mit faſt makelloſer Reinheit geſprochen, von einem deutſchen Profeſſor der Philoſophie! Nicht jeder Leſer hat das Buch jeder Zeit zur Hand; drum ſei dieſer Satz aus dem Schluſſe als ein Schmuckſtück unſrer klaſſiſchen Proſa herausgehoben:

Alle Zeitalter, alle Weiſe und Gute, die jemals auf dieſer Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren miſchen ſich in dieſe Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ſelbſt wenn man ſo ſagen darf, die Vorſehung und der göttliche Wettplan bei Erſchaffung eines Menſchengeſchlechtes, der ja nur da iſt, um von Menſchen gedacht und durch Menſchen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beſchwört euch ſeine Ehre und ſein Daſein.

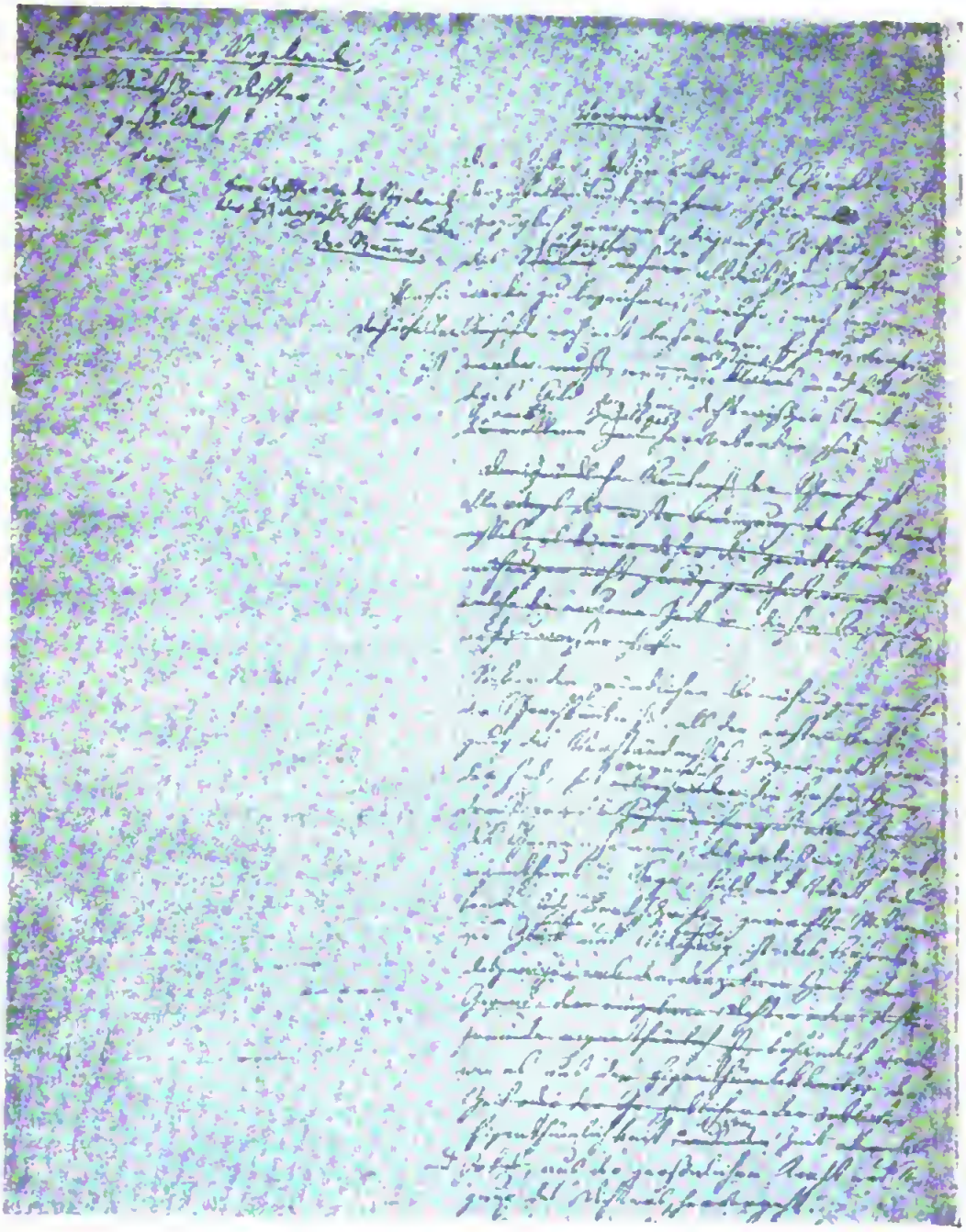
Nicht vergeſſen ſei ferner das ganz einzige Proſaſtück von Görres: ſeine erfundene Proklamation Napoleons an die Völker Europas nach ſeiner Abdankung im Jahr 1814. Kein deutſches Leſebuch kannte früher dieſes klaſſiſche Werk unſrer Satire größten Stils (vgl. S. 425).

Uhlands Proſaſchriften über altdeutſche Literatur hätten, gleich denen Jakob Grimms, vorbildlich werden müſſen für alle nachfolgenden Germaniſtengeſchlechter; aber natürlich reicht Uhlands und Grimms reine deutſche Sprache über deutſche Dinge nicht aus für den unerſchöpflichen Reichtum an Begriffs-Nüanken unſrer ‚Heroen von heut‘ (vgl. Hebbels Gedicht auf S. 107).

Peter Hebel wäre ein Klaſſiker des ſonnenklaren Belehrungsſtiles auch ohne die köſtliche Beigabe ſeines treuherzig ſchalkhaften Humors. — Wilhelm Hauff, den der Tod lange vor der Vollendung abberufen, iſt keiner unſrer größten Dichter geworden, verdient jedoch ſchon um ſeines ausgezeichneten Stiles willen die Beliebtheit, die ihm namentlich bei der Jugend zuteil wird. — Von Robert Prutz kennen die meiſten höchſtens ein paar gefühlvolle Lieder; ſein Roman Das Engelchen iſt ſprachlich eins unſrer beſten Proſabücher.

Guſtav Freytag wird vielfach für einen muſtergültigen Proſaſchreiber im höchſten Sinne gehalten. Sprachlich iſt er das nicht, wie jede ſtrenge Prüfung, nicht bloß die ſeiner überflüſſigen Fremdwörter, ergibt. Höher durch Schwung, perſönliche Eigenart, ſcharftreffenden Ausdruck und nicht zum wenigſten durch Reinheit ſteht ſein Freund Treitſchke. Der von dieſem verfaßte Glückwunſch der Berliner Univerſität zu Freytags fünfzigſtem Doktortage (in Freytags und Treitſchkes Briefwechſel abgedruckt) zeigt Treitſchke auf dem Gipfel ſeiner Proſakunſt; leider iſt er für einen Abdruck zu lang. Für einen der ſchönſten und ſeinen Stil bezeichnendſten Sätze, die er je geſchrieben, halte ich dieſen aus einem Aufſatz über Leſſing: *Wenn erſt von den großen Kulturvölkern jedes zerriſſene ſich geeint, jedes geknechtete aus ſeinem Volksgeiſte heraus ſeinen Staat ſich geſtaltet hat, wenn damit verſchwunden ſind die größten, die gefährlichſten*

Zu Seite 531



Aus Uhlands Aufsatz „Walther von der Vogelweide".

Digitized by Google

Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgertum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne, als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste.

Bei Lebzeiten hätte sich Treitschke empört über jede Gesellung zu Börne; Treitschkes Stil, mehr noch als Ausdruck seines Wesens denn seiner Form, reiht ihn unter unsre Schreiber des großen Zornes. ‚Zu heiß für einen Historiker' hat er selber zu Freytag seinen Stil genannt. Börne steht neben Treitschke auch wegen der peinlichen Sprachrichtigkeit und -Sauberkeit. Immer wieder staunt man: woher hatte jener Juda Löw Baruch, genannt Börne, aus der Frankfurter Judengasse, sein klassisches Deutsch? Des heimatlosen Volkes Sohne war einzig die deutsche Sprache Heimat und höchstes Seelengut geworden. Börne übertrifft an Sprachrichtigkeit bei weitem Heine, aber selbst die meisten andern Zeitgenossen vom jungen und jüngsten Deutschland.

Ein merkwürdiges Beispiel für die Macht einer einzigen großen Stunde bietet die Schilderung des toten Goethe am Schlusse von Eckermanns Gesprächsbuch: dem als Schriftsteller herzlich unbedeutenden Arbeitsgehilfen des Bedeutendsten ist ein einzigmal in seinem Leben ein Stück sehr schöner, ja großer Prosa geglückt. Es ist die Stelle: ‚Auf dem Rücken ausgestreckt' bis ‚um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen'; man schlage sie auf und verehre das geheimnisvolle Walten der Kunst, deren Kraft so groß ist in diesem Schwachen. Hier packt uns die Einsicht in das innerste Wesen des Stils: edlen Stoff durch tiefes Gefühl und edle Form zu höchstem Adel zu steigern.

Ein flauer Prosaschreiber war Platen, ein sehr feiner Chamisso. Von Mörike, einem unsrer jetzt unbestrittenen Meister der Erzählungs- und Briefprosa, braucht nur der Name genannt zu werden. Nicht zu weit hinter ihm der von Hermann Kurz. Diesen zwei Schwaben seien zugesellt: Paul Pfizer, der Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen (1831), Vischer, Strauß. Vischers Festrede an Schillers hundertstem Geburtstage ist ein erlesenes Meisterwerk.

Storm, Keller, C. F. Meyer werden nur genannt. Otto Ludwigs Prosa ist reiner und gepflegter als die in Hebbels Erzählungen. Fritz Reuters Satzbau und Sprache weisen ihm seinen Platz unter unsern Prosaklassikern an; Mundart her, Mundart hin. Von den Tonmeistern des 19. Jahrhunderts gehören Weber, Mendelssohn, Schumann, Cornelius zur klassischen Prosaliteratur; dem Stil und der Sprache nach muß Wagner ihnen nachstehen.

Unter den Erzählern, toten und lebenden, des letzten Menschenalters dürfen als Klassiker der Prosa gelten: Heyse, Raabe, Seidel, Klaus Groth, Hans Hoffmann, Rosegger, Rudolf Lindau (einer der reinsten und feinsten neueren Stilmeister), Sudermann (besonders in ‚Frau Sorge'), Reicke, Hermann Hesse. Carl Busse hatte vor seinem beklagenswert frühen Tode sich durch mich zur Sprachreinheit bekehren lassen: in der zweiten Auflage seiner ‚Schüler von Polajewo' wurden über 500 Fremdwörter gestrichen. — Sodann die edelsten schweizerischen Dichter der Gegenwart: Widmann, Zahn. Von den Frauen: Marie von Ebner Eschenbach, Ilse Frapan, Isolde Kurz, Ricarda Huch, Enrica von Handel-Mazzetti.

Über Nietzsche lautet ein meist ohne strenge Prüfung nachgesprochenes Urteil, er sei unser erster Stilmeister des letzten Menschenalters gewesen. Erfreulich ist, daß man im Erblande der schlechten Prosa die glänzenden Eigenschaften Nietzsches wenigstens erkennt und schätzt: seine Klarheit und Verständlichkeit, seinen schlanken Satzbau, bestimmten Ausdruck, seinen Sinn für Wohllaut des Satzes, namentlich in Zarathustra. Es ist aber an der Zeit, dem Gerede von einer untadeligen Prosa Nietzsches entgegenzutreten. Er hat bewußte Manier, z. B. das Umdrehen zu verblüffender Wirkung (S. 380); er hat die kleine Eitelkeit, seine Kenntnis fremder Sprachen zu zeigen; er fremdwörtelt oft weit über das einem Schriftsteller seines Ranges erlaubte Maß hinaus, fremdwörtelt bis zur Abgedroschenheit (S. 435).

Die Klassiker unsrer wissenschaftlichen Prosa sind bald hergezählt; viele mit Recht berühmte Förderer der Wissenschaften scheiden aus, weil ihre Sprache weder verständlich noch rein ist. Unter den Geschichtschreibern haben wir nur zwei Sprachklassiker: Moltke und Treitschke; weder Mommsen noch Sybel vertragen die Goldwage. Der einst bewunderte Ranke ist ein gar zu schlechter Satzbauer, von seiner Fremdwörterei nicht zu reden. In neuster Zeit wurde ein Versuch gemacht, ihn durch eine Übersetzung ins Deutsche zu retten. Lamprechts letzte Bände der Deutschen Geschichte schließen ihn aus der Literatur edler deutscher Sprache aus. Johannes Janssen ist sprachlich fast einwandfrei, doch ist sein Stil etwas trocken.

Von den Darstellern der Sitten- und Bildungsgeschichte dürfen Gregorovius, Riehl, Karl Hillebrand, Johannes Volkelt als Sprachklassiker gerühmt werden; von den neueren Philosophen Lotze und Wundt; mit noch größerm Rechte Rudolf Eucken, einer der verhältnismäßig reinsten Prosaschreiber der Gegenwart. Eine Literaturgeschichte in klassischer Prosa hat Hermann Hettner geschrieben; Rohde ist mit Ehren nach ihm zu nennen.

Zur Natur- und Völkerkunde besitzen wir eine erfreulich große Zahl klassischer Prosabücher. Gustav Fechner, Brehm, Roßmäßler, Masius, Löns, Helmholtz, Schleiden, Liebig, Peschel, allen voran Ratzel, haben ein Deutsch geschrieben, auf das wir stolz sein dürfen. Ratzels Buch ‚Über Naturschilderung' ist eines der besten Bücher neudeutscher Prosa.

Ein größeres staatswissenschaftliches Werk in klassischer Sprache ist mir nicht bekannt. Unter den gutgeschriebenen kleineren Arbeiten möchte ich denen von Lothar Bucher einen der ersten Plätze anweisen. Wer ihn liest, der begreift, daß ein Würdiger guten Stiles wie Bismarck einen solchen Mitarbeiter, einmal gewonnen, nicht wieder fahren ließ. — Dem, der sich an edler Prosa über tiefe Lebensfragen erquicken will, sei Adolf Matthias genannt, besonders sein schönes Buch ‚Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?' Es ist eine Ehre für den ganzen Lehrerstand, dem der Verfasser früher angehörte.

Am besten haben es unsre Offiziere: die Literatur über Heeresfragen steht durchschnittlich an Sprachreinheit und manchen andern Stiltugenden beträchtlich über allen andern Wissenszweigen. Außer dem Klassiker Moltke haben sie seinen großen Vorgänger Clausewitz, dessen Buch ‚Vom Kriege' auch dem Laien einen Kunstgenuß bereitet. Die letzten Dienstvorschriften unsers Heeres bis zum Weltkriege, mit ihrer reinen, knappen, verständlichen Sprache, zeichnen sich rühmlich vor allen Reichs- und Landesgesetzen aus. Ich kenne kein so gutes Erziehungsmittel gegen die Wortmacherei wie z. B. die preußische Felddienstordnung und die Ausbildungsvorschriften für die Kavallerie. Sie sind in mustergültigem Deutsch, mit Moltkischer Kürze und Bündigkeit verfaßt. — Ein in seiner bewußten Sprachreinheit fast einzig dastehendes, auch inhaltlich sehr wertvolles Buch zur deutschen Seelengeschichte des Weltkrieges ist Franz Schauweckers ‚Im Todesrachen' (Halle, H. Diekmann).

*

Wie stehen wir heute zu der Sprache unsrer Klassiker des 18. Jahrhunderts? Anders als die Italiener zu den ihrigen des 14. und 15., die Engländer zu den englischen des 16. und 17., die Franzosen zu ihren Klassikern des 17. und 18. Jahrhunderts. Die deutsche Sprache hat sich in vielen wichtigen Dingen schneller, überwiegend zum Guten, geändert, als andre Sprachen; ein Veralten, ja Verschwinden so vieler ehedem von den besten Schriftstellern gebrauchter Wörter wie im Deutschen kennt ja kein andres Volk: der Fremdwörter. ‚Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er aufhört groß zu sein', heißt es bei Johannes Müller, und bei Gildemeister: ‚In jeder Kunst ist es ratsam, sich an die Meister zu halten und vor den Systemen (?) zu hüten. Das gilt auch von der Kunst, die Sprache zu gebrauchen'. Gildemeister hat das gewiß in dem Sinne gemeint, der in diesem Buche schon mehrmals ausgesprochen wurde: Die deutschen Klassiker sollen und können uns nur mit ihrem Vortrefflichen Vorbilder sein, nicht mit ihren offenbaren Mängeln. Ein Beispiel bietet uns Gildemeister selbst, indem er schreibt: ‚Seit Goethe und Schiller hat es (das Gesetz über die Unterscheidung

von Als und Wie) ſich bei allen ſorgfältigen Schriftſtellern feſtgeſetzt, ſo daß ſeine Legitimität (?) nicht mehr angefochten werden kann.' Gildemeiſter irrte: es hat ſich weder bei Goethe und Schiller noch bei vielen unſrer beſten Schriftſteller nach ihnen unerſchütterlich feſtgeſetzt. Dennoch ſind wir berechtigt, jenes Geſetz aufzuſtellen, ſeine unverbrüchliche Befolgung von jedem Schreiber fortan zu fordern, ein Berufen auf gelegentlich abweichenden Gebrauch bei Goethe und Schiller rundweg zurückzuweiſen. Bei Moltke kommt vereinzelt Derſelbe ſtatt Er vor —: gibt es heute noch einen Schreiber, der ſich damit ſeine öde Derſelberei zu entſchuldigen erdreiſtet? Bei Winckelmann heißt es: die Wachstum, die Schwulſt; Leſſing ſchreibt: er kömmt, ich ſchmeichle ihn, Aufnahme (Aufſchwung) des Theaters, in Willens ſein; Goethe: das Chor, abwechſelnd der und das Giſt, der Periode, der Angel, das Verkehr, der Laken, eine ſich ereignete Begebenheit, ich ruſte; Schiller: er hatte geſcheitert. Dürften auch wir ſo wie Winckelmann, Leſſing, Goethe, Schiller ſchreiben? Leſſings Wort: ‚Was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut finden, das ſind Regeln, in Ehren; aber natürlich bedeutet ‚beobachten' nicht: gelegentlich abweichen, und Leſſing, Goethe, Schiller hätten es ſich ernſtlich verbeten, mit ihrem Sprachgebrauch auf den des 17. Jahrhunderts verwieſen zu werden.

Der Leitſatz für das Verhältnis zur Sprache unſrer Klaſſiker muß der ſein, den Goethe ſelbſt für die Stellung ſeiner Zeitgenoſſen zur klaſſiſchen Literatur des 18. Jahrhunderts geprägt hat: ‚Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein klaſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, *dasjenige, was ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anſtändig bedauern.*' Dieſes ganze Buch, ſoweit es von unſern Größten des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus handelt, iſt erfüllt von jener bewundernden Ehrfurcht und dieſem anſtändigen Bedauern.

Deutscher Stil im Deutschen Kriege.

Ein Nachwort.

Die deutsche Sprache, der deutsche Stil haben die ungeheure Staats- und Schicksalsprüfung dieser Zeitwende schlecht bestanden. Unsre weltgeschichtlichen Aktenstücke, Reichstagsreden, amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen an Feinde, Freunde und Volksgenossen stehen fast ohne Ausnahme sprachlich weit zurück hinter den Urkunden der Befreiungskriege und des Jahres 1870/71. Im Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs hat es, zum schweren Schaden für die Geltung des Vaterlandes in der Welt, wie keinen Staatsmann mit großem Sinn, so keine Feder mit großem Stil gegeben. Eine Sprache wird eben nicht ungestraft Menschenalter hindurch dem Schicksal der Verwahrlosung durch die Welscherei überlassen. Weithin schallend und wirkend, anfeuernd oder schreckend, in jedem Worte mannhaft und kernhaft, fürs eigne Volk ein steter Trost, gegen den Feind eine schneidende Wehr — nein, das konnte die Sprache nicht werden, die selbst im dreijährigen Ringen ums deutsche Dasein deutsch zu sein nicht lernen wollte.

Nie wird, nie darf vergessen werden, daß des drei Jahre hindurch führenden deutschen Staatsmannes Sprache und Stil für das Ziel der ungeheuren Opfer an Blut und Gut keinen andern Ausdruck fanden als die *‚realen Garantien‘*. Dies ist keine kleinlich peinliche Wörterbuchfrage, kein Streit um erlaubte oder unzulässige einzelne Fremdbrocken; sondern hierin liegt eine weltgeschichtliche Tatsache, deren Bedeutung dem Sprecher ganz unzugänglich war, dem deutschen Volk erst nach Jahrzehnten aufgehen wird: im Kampf auf Tod und Leben sprach Deutschlands amtlicher Mund Küchenlatein und Französisch. Und so nicht einmal, sondern bei jeder Gelegenheit, wo Deutschland und die Welt aufhorchten und hätten vernehmen sollen:

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre, Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah,
Und dein Schwert, Germania!

Dein Schwert sahen wir blitzen und hörten wir sausen; aber dein Wort klang fern und nah: *Démarche, Désintéressement, absolut aktuell, reale Garantien.*

In der Stunde, wo ich dies für die Leser nach dem Kriege niederschreibe, lodert durch ganz Deutschland die Empörung über eine neue verleumderische Lüge der Feinde. Ihre Zeitungen melden, die Deutschen hätten hinter ihren Schlachtreihen Anstalten errichtet zur gewerblichen Ausnutzung der Leichen der Erschlagenen. Niederträchtige bewußte Verleumdung! schreit es aus der gesamten deutschen Presse. Die Feinde aber bleiben bei ihrer Lüge: Habt ihr, erwidern sie, nicht selbst frohlockend berichtet, daß ihr eine *Kadaver*verwertungsanstalt *etabliert* habt, die vortrefflich *funktioniert?* In der Tat, statt Deutsch zu sprechen und zu sagen: Wir haben eine Anstalt zur Verwertung von Tierleichen, spricht der Deutsche Lateinisch; und da die von der Lüge gegen Deutschland

Digitized by Google

lebenden feindlichen Regierungen und ihre Presse sich nicht verpflichtet fühlen, auch wirklich nicht verpflichtet sind, sich um die unergründlichen Geheimnisse der deutschen sprachlichen Ausländerei zu kümmern, so schreien sie uns zu: *Cadavre* heißt in unsern Sprachen Leiche, gleichviel ob Tier ob Mensch, und da ihr es vorzieht, unsre Sprachen zu reden, so urteilen wir über euch nach dem Wörterbuch unsrer Sprachen.

Eine gutdeutsch gesinnte Zeitung in Berlin schließt ihren begeisterten Aufsatz über eine neue deutsche Kriegsanleihe: ‚Wir zweifeln keinen Augenblick, es wird eine wahre *Levée en masse* werden.'

Der unvergeßliche deutsche Held der Lüfte Bölcke, der Sieger in vierzig Kämpfen für Deutschlands Leben und Ehre, wird zuletzt ein lautbeweintes Opfer dieses Krieges. Eins der verbreitetsten deutschen Blätter nennt seinen Todesflug ‚eine *Record*-Leistung', und nur wenige Leser fühlen die Verpöbelung der Sprache und mit ihr des Gefühls in solcher Ausdrucksform.

Ein deutsches Tauchboot durchquert das Weltmeer und steigt in einem nordamerikanischen Hafen empor. Bewunderndes Staunen in der ganzen Welt, Entsetzen bei den Feinden über die unversieglichen Hilfs- und Kampfmittel der verhaßten Deutschen. Dieses Tauchboot gleich allen andern der deutschen Flotte ist dazu bestimmt, die Willkürherrschaft Englands über das freie Meer zu brechen. Die meistgelesene deutsche Zeitung erbettelt sich zur Bezeichnung dieser neuen deutschen Heldenleistung ein Wort von den Engländern, überschreibt ihren Verherrlichungsaufsatz: ‚Ein Ozean-*Raid*', und kaum einer von je hunderttausend Lesern nimmt Anstoß an solcher Selbstbeschmutzung.

Ach aber selbst eine unsrer verehrtesten Amtsstellen teilt mit, daß die deutschen Tauchboote so und so viel englische Dampfer im *Atlantic* versenkt haben. Zur Ehre dieser Behörde sei gesagt, daß sie die Engländerei einmal und nicht wieder beging.

Daß es im Weltkriege bei uns nur die *Offensive* und die *Defensive* gab; daß Wörter wie Angriff, Vorgehen, Ansturm, Verteidigung, Abwehr, Widerstand so gut wie ausgetilgt waren durch jene beiden völlig entbehrlichen Französeleien — auch dies wird sprach- und volksgeschichtlich denkwürdig bleiben.

Deutsche Behörden zu Dutzenden, deutsche Zeitungen zu Tausenden warnen deutsche Menschen, besonders deutsche Bauern vor der gefährlichen *Sabotage* der Kriegsgefangenen. Zur Bezeichnung einer so einfachen Sache wie der böswilligen Beschädigung, Zerstörung, Schadenstiftung finden sie kein andres Wort als eines der französischen Zuhälterisprache. Selbst „Zermurksung" wäre besser, weil verständlich und deutsch. Keinem Engländer, Italiener, Russen käme es in den Sinn, solch Wort, nun gar vom Feinde, aufzuschnappen; die deutsche Würde hält solch Nachstammeln eines sogar den Sprachkennern unverständlichen fremden Luderwortes für das Selbstverständliche.

Nun muß sich alles, alles wenden — so denkt man in Deutschland, hoffentlich nicht ohne Grund, von der innern Umgestaltung des Vaterlands, von der Umstellung, der Neurichtung, den neuen Bahnen und Zielen, der Neugeburt, Neugestaltung, dem Umlernen, und wie man sonst mit zehn, mit zwanzig deutschen Worten sagen und wirklich etwas sagen kann. Nein, ein unglückseliger Sprachschmock hat einmal von der *Neuorientierung* gefaselt, — sogleich wird dieses blöde Unwort millionenfach als einziger Seelenausdruck für die heißersehnte deutsche Zukunft nachgeplappert. Jeder Redner und Schreiber erklärt, es tauge nichts; aber jeder hält sich verpflichtet, die Zahl der Nachplapperer und Nachschmierer solches hohlen Strohwortes zu vermehren.

Den Feinden ist dieser grauenvolle Zustand unsrer Sprache nur zu wohl bekannt. Besonders die französische Presse schwelgt in der giftigsten Verhöhnung der deutschen sprachlichen Ausländerei. Weiß einer meiner Leser etwas Tristiges zu erwidern auf diese Sätze im Matin: ‚Die Deutschen sind mächtig genug, uns den Krieg zu erklären und ihn zu führen; sie sind nicht mächtig genug, sich des Französischsprechens zu enthalten, wenn sie sich verständlich ausdrücken wollen. Wenn die Deutschen von Wissenschaft und Kunst sprechen wollen, müssen sie sich bettelnd an die Franzosen wenden.' Allenfalls könnte

man den durch uns in ihrer Eitelkeit bestärkten Franzosen entgegnen: Ihr seid nicht die einzigen von uns Angebettelten, sondern wir betteln noch bei vielen andern Völkern, um unsre Sprachblöße zu bedecken.

Derselbe Matin brachte schon im ersten Kriegsjahr einen bübischen Schmähaufsatz: ‚*Le Boche tel qu'on le parle*', also ‚Das wirklich gesprochene Bosch' (oder Schweinedeutsch nach französischem Sprach- und Denkgebrauch), worin die Roheit und Gemeinheit des deutschen Welsch mit ekelhaften Beispielen belegt wurde, die wir alle kennen, bei denen sich aber die wenigsten Deutschen, sicher kein Welscher, das geringste denken. Die Beispiele könnten wirken, wenn bei der Übermacht der Welschschreiber in der Wissenschaft und der Presse irgend etwas wirkte. Für das Roheste an Bosch hält der Schreiber im Matin eine Welscherei, die in Deutschland für besonders vornehm gilt, wenigstens wird sie nur von den Gebildetsten gebraucht: Menschen*material*.

Und möcht' ich ihn zusammenschmeißen,
Könnt' ich ihn doch nicht Lügner heißen!

Natürlich schließt der französische Besudler deutscher Volksehre aus solcher Sprachroheit, daß der deutsche Mensch aller Grade — wir haben ja noch Schüler*material*, Richter*material*, Offizier*material* usw. — nur Rohstoff unter den Fäusten einer Gewaltherrschaft sei, die alles höhere Menschentum zertrete.

So steht es um deutsche Sprache, so um deutschen Stil nach drei Jahren, deren gleichen die Geschichte der Menschheit nicht verzeichnet. Nur ein Lichtblick in dieser bedrückenden völkischen Finsternis, und aus diesem Lichtblick mag nach dem Kriege eine Lichtflut werden: Sprache und Stil der deutschen Heereszeitungen. Der Krieg ums Dasein des deutschen Volkstums hat in dem Volk zu Hause, besonders in dessen daheim weilenden geistigen Führern, das Pflichtgefühl gegenüber dem höchsten Gut alles Volkstums, der Sprache, nicht berührt, geschweige gestärkt. ‚Jeder ist zu jedem Opfer bereit!' rief einer der welschenden Verfertiger ‚Deutscher Reden in schwerer Zeit' mit hochgeschwelltem Brustton in eine Beifall spendende Hörermenge hinein. Man sollte von dem begeisterten Opferpriester einmal das Opfer der Hälfte seines Welschgeredes auf dem Altar deutscher Sprachehre fordern! In unsern Herreszeitungen dagegen hat sich die deutsche Sprache unter den Händen wackerer Kriegsleute und feldgrauer Schriftsteller zu einer Reinheit durchgeläutert, die nie zuvor in der gesamten deutschen Zeitungswelt erhört war, und siehe: über den Wert unsrer Heerespresse nach Inhalt und Form herrscht Einhelligkeit draußen und daheim.

Endlich Sprache und Stil der deutschen, meist auch der österreichischen Heeresberichte! Unsre weltgeschichtlichen Heerführer melden und beschreiben die umwälzenden Taten, deren Nachhall durch die Jahrhunderte klingen wird, mit voller Verständlichkeit in einer Sprache, die der ärmste deutsche Taglöhner, der bescheidenste deutsche Schipper versteht. Wer dieses Sprachwunder nicht fassen kann, oder wer es unterschätzt, dem sei es erklärt: Die Führer unsrer Heldenheere stehen an Gesinnung und Leistung so hoch, daß sie erhaben sind über die armselige Eitelkeit gelehrter oder gelehrtuender Schreiber, die ihren zu allermeist schon eine Woche nach dem Druck in alle Winde zerstiebenden Plunder wichtigtuerisch aufputzen mit dem glitzernden Sprachkatzengold aus aller unsrer Feinde Ländern.

*

Vor drei Jahren schloß ich die Einleitung meines Kriegstagebuches mit dem Satze: ‚Dies ist der Deutsche Krieg, und ein deutsches Deutschland ist sein höchstes Ziel.' Wird das deutsche Volk nach der Heimkehr seiner feuergestählten Männer zu der Einsicht gelangen: Das deutsche Volkstum steht und steigt und — sinkt mit der deutschen Sprache? Werde ich, wenn mir vergönnt sein sollte, eine abermalige Ausgabe dieses meines Lebensbuches zu veranstalten, hoffnungsfreudiger in eine nahe oder ferne deutsche Zukunft blicken? Alles Sehnen und Wünschen und Flehen meines Herzens lautet: O daß ich dürfte!

Bornim (Mark)
Ende Juli 1917

E. E.

Nachwort zur 25.—29. Auflage.

Das Sehnen und Wünschen und Flehen blieb unerfüllt: nicht hoffnungsfreudig kann ein Deutscher in eine nahe, ja kaum in eine ferne deutsche Zukunft blicken. Das deutsche Volkstum steht und steigt und sinkt mit der deutschen Sprache: furchtbarer als je zuvor ertönt die Schicksalsmahnung. Die Frage der deutschen Sprache, des deutschen Stils, also des deutschen Wesens ist die wichtigste aller uns angehenden Fragen geworden. Wären wir Deutsche unsrer Sprache unerschütterlich sicher, — kein noch so haßerfüllter Feind hätte Macht über uns; kein uns geraubter Volksteil könnte uns dauernd verloren gehen.

Deutschland liegt am Boden; über seine Freiheit, seine Güter, ja seine Herzen gebietet ein unbarmherziger Feind. Ein Gut, das höchste, das heiligste, das uns die Zukunft sichernde, bleibt unser unzerstörbarer Besitz, wenn wir wollen, wenn wir ihn nicht selbst zerstören: die deutsche Sprache. Jedem Leser dieses Buches sei sie in die Obhut seines Herzens befohlen!

Bornim (Mark), im Trauermonat Mai 1919 E. E.

Nachwort zur 30. Auflage.

An den Grenzen meiner Tage erlebe ich diesen in größerer Stückzahl als je zuvor hergestellten Neudruck. Noch immer ist der unter uns und zu den uns knechtenden Feinden gesprochene Stil schlaffer und welscher Lakaienstil. Ein Deutschland hoch in Ehren wird nur wiedererstehen, wann im Vaterlande Luthers, Lessings, Goethes, Schillers die Sprache eines freien und hochgemuten Herrenvolkes geredet und geschrieben wird. Ich werde sie nicht erleben; kommen aber muß sie in einer besseren Zukunft, oder Deutschland erlebt diese Zukunft nicht und verdient sie nicht.

Bornim (Mark), Weihnachten 1921 E. E.

Blattweiser.

A.

à 226
Abbt 530
Abgedroschenheit 109
Abklatschwörter 105
Abraham a Santa Clara 421
Absatz 355, 360
‚abstrakt' 135, 145
Abwechselung 127
Adelung 53, 54, 55, 77, 81, 124, 251, 255, 260, 399
Äschylos 152, 434
Aesop 433
Akademie, Berliner 19, 60
Akademie, Kasseler 12
Alberti, C. 426, 446
d'Alembert 400
Alexis, W. 365
Alkidamas 50, 145
Alkohol 478
Alliteration 460
als und wie 66, 68—70
Altenberg, P. 222, 226, 232, 353, 448
Amyot 528
Anakoluth 325—326
Analogie 58, 59
Andersen 371
Andresen 55—56, 88, 90
Anfangen 364—368
Anführungsstriche 81, 354—355
Angelus Silesius 117
Anhalt-Cöthen, L. von 248
Anmerkungen 330, 362
Anschaulichkeit 135 bis 145
Anspielungen 433
Antithese s. Gegensatz
Anzengruber 123, 129, 199
Apposition s. Beisatz
April (Gesandter) 257
Arbeiterzeitungen 206, 411
Aretino, P. 422
Aristophanes 79, 314, 389, 417, 419, 433, 488
Aristoteles 20, 50, 53, 63, 144, 145, 146, 162, 164, 274, 301, 303, 305, 329, 360, 382, 431, 486, 490
‚Armer Mann im Tockenburg' 27, 297
Arndt, E. M. 64, 108, 119, 155, 165, 258, 284 (Fremdwörterei), 300, 302, 305, 310, 439, 455, 467, 479, 531
Arnim, A. von 61, 119, 453
Arnim, Bettina von 197
Ascham, Roger 528
Auerbach 91, 134, 165, 416, 435
Augusta, Deutsche Kaiserin 219
Ausrufzeichen 354
Avenarius, F. 139, 206, 452, 504

B.

Bachem 456
Bacon 528
Bächtold 489
Bahr, H. 129, 176, 178, 183, 225, 313, 426, 447
Ballestrem, E. von 72, 221
Balzac 106, 483.
Bamberger, L. 187
Barbier, A. 153
Bardt, K. 111
Bartels, A. 95, 134, 164, 206 (Fremdwörterei), 231, 332, 352, 474, 505
Barth, Th. 516
Bastian 309
Baumbach 130
Beaumarchais 480
Bebel 516
Becker, F. 87, 88, 347
Bedientensprache 127
Beethoven 314—315, 421, 525
Behaghel 171, 268
Beisatz 81—83
Beistrich 348, 350—351
Beiwort 145—157
Bekker, J. 382
Belehrungstil 485 bis 494
Bellermann 489
Bennigsen 111, 516, 519
Benzmann, H. 234
Berg, L. 198, 391
Berger 489
Berlinfranzösisch 225
Berichtstil 494
Bernays, M. 50, 108, 391, 441, 475
Bernini 435
Berthold von Regensburg 93, 529
Beschreibungstil 492
Bethmann Hollweg 198, 536
Bethusy, Graf 452
‚betreffend' 89, 514
Bewer, Max 133, 452, 455
‚beziehungsweise' 515
Bezugsätze 324—325
Bibel 79, 82
Bierbaum 177, 179, 221, 226, 413, 464
Bilderei 141—142, 444 bis 457
Binde-s s: . . s
Bindewort 318
Bin-Form 85—87, 110, 120, 121, 123, 139, 145, 147, 171
‚Bios' 182, 194
Bismarck 11, 24, 32 bis 35, 48, 57 (‚Wir Deutsche'), 62 (frug und fragte), 63 (-weise), 90, 95, 187 bis 188 (Fremdwörter), 197, 204 (‚Indemnität'), 219, 228, 241, 285, 290, 319 (Satzbau), 322 (Emser Depesche), 324, 326 (Anakoluth), 360 bis 332 (Gliederung), 365 372, 377, 378, 399, (Schwung), 400, 412, 417, 422 (Witz), 423 (Ironie), 425—426, 427, 433, 435, 442, 443 (Figuren), 455 (Bilder), 473, 489, 490, 492, 494, 516, 520, 522, 526 (Briefstil), 534
Björnson 31
Blei, Franz 180, 475, 495
Bleibtreu, K. 136, 198, 221, 232, 428, 446, 452
‚Blendol' 194, 232
Bley, Fritz 495
Blücher 522, 525
Blum, R. 515
‚Blumenkohl' 8, 450
Blumenthal 130
Boccaccio 339
Bode 118
Böhlau, H. 63
Bölcke 537
Bölsche 139, 189, 205, 216, 343, 349, 391, 414, 465
Börne 53, 102, 106, 223 (Pückler), 344, 369, 382 (Gegensatz), 419, 424, 446 (Bilderei), 449, 533
Börsenstil 452
Boileau 23, 52, 368, 391, 476, 492
Boner (‚Edelstein') 207
Borinski, K. 142, 465, 474
Bossuet 144, 386
Bouhours 428
Bräker 27, 297, 477, 530
Braun, K. 420
Brehm 368, 378, 498, 534

Brentano 119, 156, 197, 325, 382
Bret Harte 428
Briefstil 521—527
Brinckmann 417
Brunner, K. 166
Bucher, L. 83, 534
Büchmann 28 und 45 (Harden), 46, 47, 118, 119, 297, 430—432, 451, 456
Bülow, Reichskanzler 431
Bündig, Bündigkeit 384
Bürger 11, 62, 98, 445, 514
Bürgerliches Gesetzbuch 327
Buffon 19, 26, 32, 49, 297, 483, 530
Burckhardt, J. 72, 106, 190, 230, 352, 392, 402
Burdach 327, 362, 395, 450
Burke 520
Busch, W. 226, 340, 382, 459, 471
Busse, C. 178, 207, 211, 242, 403, 474, 533
Byron 314

C.

Cäsar 295, 329, 333, 459, 478
Campe 71, 194, 210 („Umwelt"), 249, 251 bis 252, 255, 261 (Schiller), 278, 279, 290
Carducci 31
Carlyle 31, 423
Cato 26, 101, 964, 378
Cauer 55, 266
Cervantes 216, 244, 339
Chamfort 431
Chamisso 181, 258, 331 bis 332, 367, 533
‚Chaos' 110
Chiasmus 345
Cicero 53, 111, 145 (Beiwort), 152, 162 bis 163 und 263, 272, 274, 285, 302, 303, 313, 314, 345 (Fremdwörter), 368 (Übergänge), 376, 378, 386 (Kürze), 393 (Schwulst), 397, 429, 433, 441, 443, 464, 470, 473, 475, 479, 520
Claudius, M. 100, 119, 153, 363, 381, 394, 447, 493
Clauren 453
Clausewitz 119, 256, 295, 407, 469, 489, 554
‚clou' 192
Coburg, Herzog Ernst von 131
Cohn, F. 490
‚Connationale' 282
Conrad, M. G. 183, 415
Conradi, H. 183, 446
Corneille 31, 384, 391
Cornelius, P. 332, 501, 533
Corpus juris 344
Coßmann, P. 17, 425
Courier 480
Credé 285
Cromwell 133
Curtius, E. 31, 75, 86, 328, 404

D.

Dach, S. 119
Dahn 165, 353, 392, 415, 456
Dahlmann 84, 489
D'Annunzio 303
Dante 152, 174, 296, 314, 339, 399, 417, 432, 463
Darwin 31, 109, 209, 375, 412
das und was 64
Daudet 219
David, J. J. 124, 332
Dehmel 134, 242, 386, 413, 464
Delbrück, H. 55, 72, 95, 117, 120, 131, 170, 171, 174, 175, 180, 190, 199, 205, 230, 237, 253, 255, 256, 258, 266, 287, 396, 405, 500
Delbrück, R. 374, 398
Delille 125
Delitzsch, Fr. 405
Demosthenes 152, 218, 295, 405, 422, 475, 520
der (welcher) 93—44
Dernburg, H. 74
‚Desperanto' 42
derselbe, dieselbe, dasselbe 66, 70—77
Deschanel, P. 342
dessen 70
Dessoir, M. 26, 426
‚Deutsche Meisterprosa' 17, 529
Deutsche Sprachakademie (Sprachamt) 18 und 19
‚Deutscher Sprache Ehrenkranz' 65
Deutscher Sprachverein 9, 18, 65, 169—174, 286—287, 291
Devrient, E. 57
Dickens 214
Diderot 316, 366, 382, 468, 480
Diels 60, 245
Dietlein 183
Diktieren 478
Dilthey 26, 69, 73, 75, 160, 171, 206, 396
Dingelstedt 227, 426
Dörmann 221
Dove 487
Dreyer, M. 96
Drittfall mit e 458
Drittfall mit m und n 81
Droste, Annette von 99, 119, 122, 385, 408, 456, 493
Du Bois-Reymond 80, 431, 473
Dubray 225
Ducis 125
Dühring 178, 309
Dümmler, E. 489
Düntzer 74, 327, 334, 336
Dürer 5, 20, 238, 501, 502, 504, 507, 525
Düsel 186
Dumas (Vater) 362
Dunger, H. 185, 227, 266, 286
Dunkelheit 466—476

E.

Eberlin von Günzburg 530
Ebers 95, 134, 323, 465
Ebert 110
Ebner-Eschenbach, M. v. 56, 85, 122, 171, 245, 335, 423, 428, 494, 533
Eck 274
Eckermann 31, 91, 299, 400, 533
Eckhart, Meister 12, 247, 529
Eckstein, E. 464
Edel und Unedel 126
Egelhaaf 489
Eichendorff 101, 435, 465, 466
Eichrodt 429
Eigenschaftswort s. Beiwort
Eigenwort 102
‚ein' beim Aussagebeiwort 94
Einem, von (Kriegsminister) 433
Einleitungen 366
Eitelkeit 48—49
Emerson 142, 296, 313, 349, 421
Emser Depesche 101, 322
Engel, E. 18, 52, 55, 245, 355
Engländerei 227, 264
Epitheton ornans 146 bis 147
‚Enteignung' 117
‚entsprechen' 122
Erasmus 395
Erbe, E. 57
Erklärung von 1898: 16, 19, 82 (Rodenberg) 118, 170—175, 180, 238—239, 243, 264, 267, 272, 275, 278, 281, 289
Ernst August König von Hannover 13
Ernst, P. 393
‚Ersterer' 94—95
Erzählform 83—84
‚es' nach Vorwörtern 77—78
Eschstruth, N. von 221
Esperanto 272
Eucken 260, 272, 392, 442, 534
Eulenburg, Graf von 404
‚empfindsam' 118
Euklid 442
Euphemismus 126
Euphuismus 51
Euripides 434
Europäische Redensarten 196
Eyth, M. 489, 493

F.

Falke, G. 111
Fallmerayer 124
Faure (Präsident) 342
Favre, J. 437
Fechner, G. 534
Feilen, Verbessern 483 bis 484
Fendrich 184
Fettschrift 354
Feuchtersleben 419, 475
Feuerbach, A. 382, 491
Feuerbach, L. 382, 491
Feuilletonstil 374
Fichte 26, 88, 91, 142, 156 (Beiwort), 201, 203, 243, 274, 281,

344, 400, 408, 422, 450, 431
Figuren 443
Fiſchart 186, 417, 421
Fiſcher, K. 159, 420
Flaubert 102, 106, 147 (Beiwort), 152—153, 214, 484
Fléchier 457
Fliegende Blätter 455, 502
Fließ, E. 395
Flüſſigkeit des Stils 442
Fontane 97, 106, 171, 181 (Fremdwörterei), 220, 223, 257, 405, 432, 525
Forel 190
Forſter, G. 251, 530
Fournier 431
Fox 520
fragte und frug 62
France, A. 16, 424
Francé 448, 490
Francis, Ph. 317
Frankl, L. A. 324
François, L. von 64, 171
Franz 1. von Frankreich 12
Franzos, K. E. 18, 216, 423
Frapan, J. 533
Freiheit, ſprachliche 64, 97—100
Freiligrath 14, 456, 525
Fremdwörterbücher 167
Fremdwörterei 7, 12, 33, 50, 60, 63, 97 (Rechtſchreibung), 103, 104, 105, 107, 113—115, 119, 120, 123, 130, 133, 134, 137, 138—140, 158 bis 292, 385, 398, 404—406, 437, 486, 499, 536—538
Frenſſen 87, 321
Frenzel, K. 96, 328, 332, 345, 352
Frey, A. 225, 459
Freytag, G. 17, 62, 64, 104, 109, 110, 170, 171—173, 267, 278, 287, 290—291, 323, 331, 352 (Semikolon), 375, 404, 469, 474, 489
Friedländer, L. 489
Friedländer, S. 272
Friedrich der Große 12, 98, 107, 123, 165, 174, 219, 257, 309, 327, 359 (Gliederung), 383, 424, 453, 464, 478, 479, 483, 509
Friedrich, Paul 196
Friedrich, Deutſcher Kaiſer 187, 189, 374, 398
Friedrich Wilhelm, Großer Kurfürſt 248
Friedrich Karl, Prinz 133
Friedrich Wilhelm 3. 242
Friedrich Wilhelm 4. 153
Fruchtbringende Geſellſchaft 120, 248, 252
Fulda, L. 161, 428

G.

Galen, Ph. 134
‚Gaulois, Le' 215
Gall 454
Garve 530
Gaunerſprache 164
Gedankenſtrich 353 bis 354
Gegenſatz 379—383
Gegenwart 84
Geibel 42, 61, 87 (Sei-Form), 99, 108, 165, 417, 466, 483
Geiger, L. 159, 223
Geiler, von Kaiſersberg 12, 247, 529
Geiſtreich 425—429
Gellert 43, 331, 521
Genetiv, ſ. Zweitfall
Gentz, Fr. 219, 315, 334
George, Stefan 98, 183
Gerhardt, P. 100
Germaniſten uſw. 159, 165, 234, 194, 486
Germaniſtik 189, 501
Gerok 170, 256
Gersdorff, A. von 223
Gervinus 133, 176, 360, 415, 474, 489
‚geste' 112, 183
Geſuchtheit 106—107
Gibbon 316, 407
Gildemeiſter 55, 60, 63, 214, 239, 256, 261 bis 262, 264—270, 534
Gladſtone 153
Gleichklang 459
Gleichniſſe 444, 456 bis 457
Gleim 464
Gliederung 360—361
Gneiſenau 119, 310
Gneiſt, R. 140, 260, 344
Goedeke 324
Görres 425, 456, 531
Goethe, Chriſtiane 524
Goethe 7 (Ton), 14, 17, 24—25, 26, 27, 28, 29, 30, 31 (Stil), 31 (Altersſtil), 32, 33, 34, 36, 37 (Redeſprache), 40, 41, 44, 45, 50, 53, 54 (Adelung), 56 (Campe), 57, 59, 61, 62, 63, 64, 98, 71 (derſelbe), 77, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86 (Sei-Form), 88, 90, 91 zuſammengeſetztes Zeitwort), 92 Hilfszeitwörter), 93, 94, 95, 96 (her und hin), 97, 98—99 (Freiheiten), 101, 103, 104, 105—106, 111, 115, 117, 119 (perfide), 120, 122 (Mundart), 123, 124, 125, 126, 128, 129, 130, 136, 137, 140, 141, 142, 143, 144, 145 (Wörter auf ung), 146—151 (Beiwort), 152, 153 157, 159, 160, 168, 172, 174, 176, 182 (Pſyche), 186, 188, 190, 193, 195, 198 (prägnant), 200 (Großkophta), 204, 209 bis 210 (Milieu), 212 bis 213 (perfide), 215, 216, 217 (Fremdwörter), 219 (Franzöſiſch), 220, 225, 227 (‚Weimaraner'), 231, 232, 244 (Fremdwörter), 246 (Sprachreinigung), 249, 251, 252, 257, 260 (Fremdwörter), 261, 268, 274—280 (Verdeutſchung), 286, 292, 293 (Satzbau), 295, 299 (Satzbau), 304 bis 307, 308, 310, 312, 316, 318, 320, 321, 323, 325 (Bezugſätze), 326, 329, 333, 337, 338, 339, 344, 345, 347, 348 und 349 (Zeichenſetzung), 357, 358 (Anordnung), 359, 360, 362, 363 (Titel), 364 (Dilettantismus), 366—368 (Anfangen), 369 (Übergänge), 371, 372 bis 373 (Schließen), 375 (Redeſprache), 377 (Steigerung), 378, 379, 381 (Gegenſatz), 384, 386, 388, 389, 390, 391, 393, 399, 400 (Grobheit), 402, 403, 408, 412—413, 414, 416, 417 (Humor), 418, 421, 423 und 424 (Ironie), 428, 429 (Zitate), 431, 435, 438, 444 (Gleichniſſe), 448, 450 bis 454 (Bilderei), 456, 457, 458 bis 459 (Hiatus), 460 (Tonmalerei), 461, 466, 468 (Klarheit), 469, 470, 472, 474, 477, 478 (Diktieren), 479, 485, 487, 488, 489, 490, 493, 494, 501, 502, 515, 516, 521—525 (Briefſtil), 527, 529, 530, 535
Goethe, Frau Rat 31 255, 306, 308, 344 (Wortſtellung), 469, 522—524, 528 und 529, 530
Götzinger 57
Göze 29, 141, 298, 350, 487
Goldberger 155
Goncourt, E. und J. de 106, 147
Goſchen 422
Goßler, Miniſter von 289
Gottfried von Straßburg 12, 43, 168, 188, 453, 458
Gotthelf 119, 122, 129, 416
Gottſchall 29, 394, 405, 450 (Bilderei), 452, 481
Gottſched 21, 26, 51, 53—54 (Schulmeiſterei), 55, 58, 176, 250, 263, 381, 402 522, 529
Gottſchedin 44, 524
Grabbe 413
Gregorovius 489, 534
Greif, M. 165
Greiner, L. 393
Grillparzer 31, 122, 148 (Beiwort), 151, 215, 309, 415, 427
Grimm, H. 66—68, 72, 90, 96, 98, 100, 131, 133, 171, 198, 242

(Fremdwörter), 301, 309, 313, 327, 330 (Stopfstil), 333, 336 und 337, 347, 349, 390, 402, 404, 465, 473, 474
Grimm, J. 17, 53, 55, 57, 66 (Sprachrichtigkeit), 76, 77, 78, 81, 83, 90, 92, 97 (Rechtschreibung), 100, 122, 133, 189, 249, 274, 275 (Fremdwörter), 281, 285, 291, 323, 344, 348 (Rechtschreibung), 350 und 352 (Zeichensetzung), 367, 375, 383, 409, 463, 464, 467, 531
Grimm, W. 122, 217, 233
Grimmelshausen 79, 281
Groth, Klaus 56, 122, 170, 317, 533
Grün, A. 148, 446, 456
Grünfeld 287
Gryphius 249
Günderode, K. von 197
Güßfeld, P. 183
Gumppenberg 436
Gurlitt, C. 489, 502
‚Gutes Deutsch' (Engel) 18, 89, 111, 120
Gutzkow 78, 241, 305, 392, 394, 427, 456, 465, 473
Gysi 141, 447

H.

Haake 490
Haarhaus 334
Häckel 74, 190, 410, 447
Hahn-Hahn, J. von 223, 241, 426, 431
Halatschka 58
Haller 123, 252
Halm 101
Hamann 22, 65, 432 470
Hamerling 84, 124, 446
Hammerstein, Minister von 199
Handel-Mazzetti, E. von 423, 533
Handlungsform des Zeitworts 83
Handschrift 526
Hansjakob 88, 123, 129
Hanslick 90
‚Hapag' 118
Harden, M. 28, 39—40, 45—48 (preziös), 49 (Wortstellung), 50, 51, 80 (Binde-s), 205, 207, 221, 297, 309, 313, 344, 349, 401, 408, 430—432 (Zitateles), 435 (Manier), 453, 455, 479, 481, 490, 517
Harnack, A. 161, 178, 238, 415
Harraden, B. 363
Hart, H. 161, 200
Hart, J. 78, 95—96, 200, 334, 365, 391, 470
Hartleben, O. E. 199
Hartmann, E. von 73, 77
Hartmann von Aue 88
Hase, K. 308, 319
Hatzfeld, Fürst von 437
Hauck 489
Hauff, W. 101, 493, 531
Hauptmann, G. 18, 89, 134, 191, 241, 287, 323, 363, 372, 403 (stillos), 465, 471
Hauptsatz 319—320
Hauptwort 78—83
Häußer 378
Haybn 314, 525
Haym R. 133, 138, 171, 180, 183, 205, 237
Hebbel 14, 19, 27, 70, 92 (Hilfszeitwörter), 98, 101, 102, 106 und 107, 121, 122, 151 (Beiwort), 155, 338 (Wortstellung), 344, 353 (Semikolon), 375, 402, 406, 407, 427, 428, 441, 450, 456, 459, 463, 466, 474, 531
Hebel 129, 335, 412, 417, 531, 533
Heeressprache 528
Hegel 22, 73, 141, 274, 284, 323, 324, 366, 401, 466, 467—469, 479, 486, 490, 491
Hehn, V. 489
Heine, H. 14, 16, 53, 55, 61, 71, 81, 95, 99, 117, 119, 122, 135, 150—151 (Beiwort), 153, 155, 188, 219, 220, 226, 240, 243, 324, 336, 343, 372 (stillos), 382, 391, 397, 405, 420, 436 (Manier), 442, 449, 466, 472 (Goethe), 482—484, 530, 533
Heinrich, A. 270
Heinroth 252
Heinse 501, 530
Heintze, A. 8, 18, 76, 495
Helmholtz 31, 257, 409, 490, 534
Henckell 80, 208
her und hin 58, 95, 96, 133
herab und hinab 58, 95—96
Heraklit 459
Herbart 28, 319
Herder 11, 12, 16, 34, 53, 98, 104, 129, 153, 165, 172, 204, 245, 274, 358, 360, 373, 375, 376 (Zeitwort), 384, 433, 463, 465, 483, 502
Herrmann, G. 308
Herrmann, Max 179, 290, 396, 501
Herwegh 401, 456
Hesiod 384
Hesse, H. 533
Hessen R. 180
Hettner 415, 489, 534
Hevesi, L. 225
Heyne, M. 11, 17, 171, 495
Heyse, P. 31, 61, 99, 109, 120, 130, 155, 170, 267, 281, 373, 379, 428, 466, 468, 475, 484, 497, 525, 583
Heysesches Fremdwörterbuch 167, 230
Hiatus 458
Hildebrand, R. 57, 171, 266, 335, 467
Hilfszeitwörter 91—92
Hillebrand, K. 133, 219, 310, 480, 489, 505, 534
Hille, K. G. von 201
hin und her 95—96
Hindenburg 422
Hippel (der Jüngere) 242, 439
Hirschberg, J. 190
Hölderlin 153, 466
Hölty 153
Hoffmann, E. T. A. 343, 392
Hoffmann, Hans 61, 120, 345, 533
Hoffmann von Fallersleben 196
Hoffmannswaldau 445
Hofmannsthal 129, 465, 503
Hohenlohe, Fürst Chlodwig 85, 86, 131, 196, 219, 418, 455
Holtzendorff 133
Holzmann 402
Homer 147, 148, 153, 314, 317, 365, 384, 399, 417, 426, 433, 434, 438, 443, 450, 457, 497
Horaz 26, 62, 130, 163, 269, 433, 456, 484
Hoverbeck 516
Huch, R. 80, 90, 186, 323, 408, 489, 533
Hugo, V. 31, 51, 125, 382—383, 422, 436 (Manier)
Humanismus 113, 528
Humboldt, A. von 258, 441
Humboldt, W. von 32, 76, 104, 140, 213, 281, 283, 473
Humor 417—418
Hutten 1, 158, 227, 528
Huxley 375, 412

J.

Jacobowski, L. 206
Jäger, O. 160, 334
Jähns 489
Jahn, L. 118, 119, 122, 193, 252—253, 254, 281
Janssen, J. 534
Ibsen 31, 153, 448
Jean Paul 22, 32, 80 (Binde-s), 87—88, 92 (Hilfszeitwörter), 118 (Jetztzeit), 119, 147, 148 (Beiwort), 164, 222, 251, 263, 273, 359 (Anordnung), 400, 409, 417, 420, 432 (Zitat), 442, 446 (Bilderei), 449, 459, 466, 487
Jensen, W. 395
ieren 97, 372
Iffland 363
Ihering 72, 75, 76, 334, 368, 391
Immermann 91, 107, 119, 143—144, 145, 150, 220, 223 (Pückler), 432, 436 (Manier), 493
Imperfektum 83—84
Inhaltsverzeichnisse 362
‚Interesse' u. s. w. 110, 260—261, 276, 374 (Kant), 494 (Bismarck)
Inversion nach Und s. Satzbreh
Ironie 423—425

Isokrates 517
Johannes Secundus, 430
Jordan, W. 120, 309 455
Judensprache 123
‚Jugend, Die' 421, 422
Julian, Kaiser 461
Junius-Briefe 296, 316 und 317, 382, 424
Justi, C. 489, 502

K.

Kästner 250, 420
Kant 77, 86 (Sei-Form), 88, 117, 135, 155, 193 (Fremdwörter), 261, 272, 274, 319 (Satzbau), 331 (Schachtelung), 360, 374, 392, 398, 399, 404, 408, 409, 421, 469, 516
Kanzleistil 32, 93, 142, 389—390, 509 bis 516
Karl August von Weimar 461
Kaßner, R. 380
Kaufmannsstil 526 bis 527
Keller, G. 14, 16, 17, 21, 33 (eigner Stil), 40, 59 (Schopenhauer), 79, 81, 91, 99, 107, 120, 122, 123, 135, 137, 151, 155, 160, 171, 191, 200, 227, 229, 258, 323, 324, 326, 363 (Titel), 370 (Schmidtsche Schule), 371, 385, 399, 406, 408, 417, 428, 434 (Manier), 439, 455 (Bilder), 459, 460, 465, 466, 477, 525, 527, 533
Keller, R. G. 55, 75, 94, 129
Kempner, Fr. 471 bis 472
Kerner 155
Kerr, A. 226, 349, 380, 408, 426, 433, 435 (Manier), 481
Kestner, Ch. 325
Kettensatz 323
Kirchbach, W. 206
Klaar, A. 133
Klabderabatsch 421
Klassiker 17, 527—535
Klein, W. 503
Kleinpaul, R. 108
Kleist, H. von 57, 61, 136, 272, 309, 323 (Schachtelung), 325, 333, 345, 392, 455, 461
Klinger 413
Klopstock 63, 70, 79, 104, 148, 165, 172, 255 (‚Schriftsteller'), 292, 325, 341, 394, 441, 461, 484, 521, 524
Klotz 13, 29, 34, 37, 54, 401, 427, 487
Kluge, Fr. 171, 191, 239, 266
Knoop, G. C. 190, 426
Koburg, Ernst von 131
Koch, M. 530
Kohler 138, 139, 324
Köhler 451
König, Eva 524
Körner, Th. 525
Köster, A. 489
Köstlin 489
Kolon 353
‚kolossal' 416
Komma s. Beistrich
Konjunktionen s. Bindewort
Konjunktiv 85—87
Konsonantenhäufung 436
Kräpelin 490
Krafft-Ebing 191
Kraus, K. 42, 46 (Harden) 48
Krell, M. 394
Kretzer, Max 134
Kröger, Timm 417
Kühn, P. 179
Kühnemann 334
Kürnberger 89, 242, 405, 444, 449
Kürze 383—388
Kürzen 484
Kuhnert 490
Kunstausdrücke 234 bis 235, fremde 271 bis 272
Kunstschreiberstil 501 bis 508
‚Kunstwart' 138, 182, 206, 349, 504
Kurz, H. 533
Kurz, J. 85, 533

L.

Laas, E. 309
La Bruyère 397, 480, 483
Länge der Wörter 127
Länge des Satzes 307 bis 313
Lafontaine 436, 483
Lagarde 435
Lamprecht, Karl 134, 140, 141, 164, 175, 176, 177, 201 (Fremdwörterei), 216, 230, 233, 235, 237, 240, 249, 259, 268, 305, 312, 320, 371 (Übergänge), 395 (Wortmacherei), 412, 464, 469, 471, 479, 481, 490, 491, 534
Langbehn 181, 427, 471
Lange, Fr. 161
Lange, Pastor 38, 54, 171
Lange, W. 204
Langen 414
Langeweile 9, 128
Lanson 77
Larochefoucauld 382, 386, 431, 480
Lasker, Eduard 111
Lasker, Else 464
Lassalle 89, 140, 197 (Fremdwörter), 345, 872 (Schließen), 392, 394, 401, 409 (Volkstümlichkeit), 412, 453
Lasson 118, 133, 139
lateinischer Satzbau 322
Laube 53, 72, 86, 93, 380, 449, 465
Lauremberg, J. 225
lebendiger Stil 373 bis 383
Leboeuf 153
Lebrun 125
Lehmann, R. 181
Lehnwörter 164, 167 bis 168
Leibniz 11, 177, 193 (Fremdwörter), 195, 229, 234, 266, 389
Leibform des Zeitworts 83
Leland 162
Lenau 148, 446, 456
Lenz, M. 395
Lenz, R. 217, 261, 286, 885
Leo, H. 153, 327
Lessing 7 (Ton), 12, 13, 14, 16, 17, 20, 23 (Wahrheit), 25 (Fabel), 26, 27, 29—30, 31, 34, 38, 40, 41, 43, 44, 53, 54, 57, 59, 61, 62, 63 (-weise), 68, 79, 80, 81, 82, 92, 104, 110, 112, 115, 118, 119, 124, 128, 135, 136—137, 138, 140 bis 141, 92 (Hilfszeitwörter), 93, 96 (Synonyma), 122 (Mundart), 142, 145, 159 (Beiwort), 152, 157, 158, 171, 172, 180, 186, 200 (Fremdwörter), 203 (Fremdwörter), 209—210 (Milieu), 212, 215 (Fremdwörter), 221, 225, 236, 239, 240, 241, 244 (Fremdwörter), 250—251, (Verdeutschung), 261, 262, 274, 286, 292, 293 (Satzbau), 298, 300, 301 (Satzbau), 310, 316, 322, 332, 335, 339, 340 (Wortstellung), 342—343 (Wortstellung), 348 bis 352 (Zeichensetzung), 354, 355, 357 (Anordnung), 362 (Titel), 366 (Anfangen), 375, 376, 379 (Wiederholung), 380—381, 383 (Gegensatz), 384 (Kürze), 385, 386 (Fabeln), 397, 400, 401, 407, 417 (Superlativ), 418, 421 (Wortspiele), 427, 429 und 431 (Zitate), 434, 444 (Gleichnisse), 446, 454 (Bilder), 458, 466—467 (Klarheit), 468, 469, 472, 473, 477, 479, 480, 483, 484, 487, 501, 502, 521—522 (Briefstil), 527, 528, 530, 535
‚letzterer' 94—95
Leutholb 165, 262, 466
Lewin, Rahel 524
Lichtenberg 101, 103, 119, 281, 339, 394, 414, 424, 428, 468, 486, 529
Lichtwark, A. 489
Liebig, J. 534
Liebknecht 184, 206 bis 207
Lienhardt, Fr. 334
Liliencron 89, 100, 134, 220, 416, 453
Linbau, P. 76, 421
Lindau, R. 171, 533
Lindner, Th. 489
Lingg, H. 110, 326, 391

Liskow 451, 481
Liszt, Fr. von 180, 233
Litzmann, B. 64, 139, 177, 290, 333, 393, 448
Löns 490, 534
Logau 428
Longfellow 244
Lorenz, C. 85
Lorm, H. 136
Lotze 138, 353, 412, 534
Lublinski 82, 112, 231, 238 392, 414
Ludwig, L. von Bayern 89, 327
Ludwig 14, 127
Ludwig 18. von Frankreich 12
Ludwig von Anhalt 248
Ludwig, Otto 69, 86, 109, 122, 376—377 (Spannung), 417, 483, 533
Luise, Königin von Preußen 219
Lukian 163
Lukrez 50—51
‚Lustige Blätter' 194, 421, 422
Luther 12, 14—15 (Handschrift), 34, 53, 62, 63, 68, 79, 82, 88 (Mittelwort), 94, 100, 107, 110, 118, 119, 129, 148, 152, 161, 164, 171, 180, 215 und 248 (Fremdwörter), 251, 274, 276, 293, 310, 315, 321, 325, 335, 339, 341, 345, 357 (Anordnung), 383, 400, 401, 409, 412, 417, 421, 454 (Bilder), 463, 479, 481, 521 (Briefstil), 528—529
Lyzeum 192

M.

Macaulay 31, 206, 316, 375, 382
Machwörter 130
Maistre, J. de 480
Malherbe 446, 459
Mallarmé 467
Mallinckrodt 516
Manier 429, 433—436
Manteuffel, Minister 382
Manzoni 31
Marcks 489
Mark Twain 307, 469
Marlowe 43, 488
Marx 181
Masius 534
Massillon 386
‚Matin, Le' 221, 505, 537, 538
Matthias, A. 534
Mauscheln 164
Matthias, Th. 8, 18, 157, 534, 555 bis 576
Mauthner 36, 331, 415, 428, 435
May, K. 504
Mayne 5
‚mehrere' 94—95
Meier-Gräfe 79, 506
Meier Helmbrecht 169
Meißner, A. 155
Mela, P. 461
Mendelssohn, F. 501, 525, 533
Meusdorff 223
Meuzel, A. 484
Merck 529
Mérimée 398—399
Merkzettel 477
Metapher 443, 444, 445
Metternich 219
Metonymie 443
Meyer, A. 420
Meyer, C. F. 9, 31, 74, 89, 91, 100, 122, 151 (Beiwort), 171, 222, 345 (Wortstellung), 380, 434, 450, 466, 466, 525, 533
Meyer, Hans 410
Meyer, Heinrich 278
Meyer, R. M. 57, 78, 96, 188 (Teichoskopie), 201, 202, 216, 220, 226, 261, 265, 279, 290, 334, 370—371 (Übergänge), 395, 429, 465, 474, 501
Meyer, W. 410
Meysenbug, M. von 88, 475
Mezzofanti 265
Michelangelo 435
‚Milieu' 96, 207 bis 211
Mill, St. 395, 412
Minckwitz, J. 42, 79
Minor, J. 57, 93, 124, 185, 202, 329, 403
Miquel 111
Mistral, F. 122
Mittelwort 87—90
Modewörter 111 bis 143
Mörike 30, 95, 122, 136, 155, 252, 301, 321, 321, 326, 341, 403 (Beiwort), 425, 438, 460—461, 465, 466, 501 (Kunstschreiberstil), 508, 525, 533
Möser, J. 89, 219, 251, 530
Molière 14, 21, 27, 28, 51, 127, 296, 340, 396, 464, 467
Moller, Meta 524
Moltke 17, 25, 31, 35, 63 (-weise), 100, 123, 141 (Fremdwörter), 152, 171, 217, 228, 244, 269, 287, 295, 310, 320, 322, 332, 333, 338, 339, 367 (Anfangen), 371 (Übergänge), 372 (Schließen), 377 (Spannung), 380 (Wiederholung), 387—388, 399, 407, 415, 417, 418 (Humor), 421 (Witz), 425 (Ironie), 469, 489, 492, 516, 518, 519, 525, 534, 535 (Briefstil)
Mombert 98
Mommsen 31, 120, 155, 178, 233, 360, 402, 404, 456, 534
Montaigne 339, 356, 431, 480, 528
Montesquieu 316, 382, 391, 424, 480
Monumenta Germaniae 163
Moritz, K. 124, 448
Moscherosch 192, 389, 515, 530
Moser, A. 232
Moser, Hans 452
Moser, K. Fr. 530
Moszkowski 419
Mozart 424, 425
Mühlpfordt, S. 446
Müllenhoff 56, 57
Müller, J. von 534
Müller, K. O. 50
Müller, Max 122, 219
Münch, W. 24, 72, 392
Muff 289
Muncker, Fr. 111, 189, 436
Mundarten 121—124
Mundt, Th. 161, 334, 409, 426, 427, 446, 448
Murner 417
Musäus 123, 251
Musik 457—466
Musset 383, 389, 429, 480
Muther, R. 184, 405, 426, 453, 504, 507
Mythologie 110

N.

Nachklappen des Zeitworts 91
Nachtlicht, L. 502
Napoleon I. 20, 273, 397, 422, 424, 456, 478
Napoleon 3. 422, 442, 526
Naumann, Fr. 287
Nebensatz 318—322
Neunform 90
Neteibeck 531
Neubildungen 115, 121
Neumann-Hofer, O. 392
Nibelungenlied 78, 105, 148, 152, 417, 457
Niebuhr 353, 367
Niederdeutsch 124
Niemeyer, W. 502
Nietzsche 13, 16 (Prosa), 16 (Zeitungsstil), 17, 25, 27, 79, 86, 106, 113, 114, 153, 155, 233, 178 (Fremdwörter), 222, 224, 238, 308, 362 (Gliederung), 380 (Gegensatz), 384, 402, 415, 423 (Ironie), 427, 435 (Manier), 439, 457, 459, 466, 467, 469, 489, 494, 527, 533 (Fremdwörterei)
Nordau 395
Note personnelle 220, 225
Novalis 99, 145 (Beiwort), 156, 325
‚Nuance' 197, 211 bis 217, 260, 274

O.

‚Objektiv, Subjektiv' 198, s. Subjektiv
Odysseus 421
Österreichische Mundarten 124
Offenbach, J. 402
Oken 369, 465
Olivier 153
Oncken 378, 489
Opitz 51, 118, 249
Orleans, Herzogin von 524
Osborn, M. 198

Otfried 12, 65, 236, 407, 461
Ovid 433

P.

Pallesle 91
Palm, A. 309
Paoli, B. 446
Parlamentsprache 111, 187, 258
Parodie 428—429, 504
Pascal 208, 480
Paulsen 178, 233, 412
Paulsieck 289
Paulus, Apostel 315
Pedanterei 126
Pennälerei 263
per 226
Percy, Bischof 42, 43
Perfektum 83—84
‚perfide' 119, 212 bis 213
Perikles 295
Periphrase 443
persönliches Fürwort (Stellung) 41
Pertz 310
Peschel 534
Petrarca 421
Petenkofer 410
Pfeffel 353
Pfizer, P. 533
Pfleiderer 231, 233
Pforten, C. v. d. 282
Phidias 435
Philosophenstil 490
Phrase 429, 436 bis 437
Pietsch, P. 171
‚Pilatus' (Gedicht) 457, 461
Pitt 520
Platen 156 (Beiwort), 379, 465, 471, 533
Platon 152, 164, 218 bis 219, 433, 490
Plattheit 470—471
Plauderstil 356
Plinius 384, 481
Plotho 257
Plutarch 467, 528
Pocci 79
Poe, E. 474
Pötzl, E. 423
Poincaré 375
Poppenberg 109, 176, 178, 216, 223, 240, 367, 392, 412, 414, 481, 501, 503, 504, 505—507
Prädikat mit Ein 94
‚prägnant' 198, 333
Präfens 84
Prediger Salomonis 337
Presber, R. 418
Preußchen 223
Preziösentum 7, 21, 24, 37—51, 60, 108, 113, 432, 480, 496
‚Problem' 189
‚Proporz' 168
Prosopopoiia 443
Prutz 531
Psyche 182, 194, 411
Pückler 29, 111, 193, 223, 241, 409, 481, 501
Pücklerei 60, 217 bis 228
Pufendorf 284
‚Punch' 422
Punktstrich 348, 352 bis 353
Punktzeichen 348, 349 bis 350
‚Puristen' usw. 167, 169, 172, 273—286
Purkinje 491
Pustkuchen 435, 477

Q.

Quintilian 19, 23, 37, 50 (preziös), 53, 66, 102, 130, 142, 145 (Beiwort), 146, 163, 186, 264, 313, 344, 385 (Kürze), 407, 409, 414, 420 und 422 (Witz), 429, 441, 442, 443 (Figuren), 445, 447, 458 (Wohllaut), 464, 473, 478, 483, 484, 485, 488

R.

Raabe 31, 378, 417, 533
Rabelais 22
Rabener 43
Racine 125, 386
Raimund 193, 225
Ramler 441, 448
Ranke 16, 73, 139, 233, 280, 399, 475, 534
Ratzel 489, 492, 493, 534
Raupach 427, 473
Rechtschreibung 97
Rechtsprache 492, 513 bis 514
Redesprache 33—37
Rednerstil 515—520
Redwitz 449
Reichenperger 516
Reichsgericht 22, 81, 82
Reichsverfassung 61 (Sprache), 68, 75 (derselbe),
Reicke, G. 78, 533
Reinhart, J. 341
‚Reitende Artilleriekaserne' 80
Relativsätze s. Bezugsätze
Renan 375
Repetitio 443
respective 515
Reuleaux 153
Reuter, Fritz 37, 107, 122, 124, 186 (Fremdwörter), 200, 207, 302, 323, 376 (Gesprächstil), 417, 453, 496, 533
Revue critique 221, 270
Rhythmus 466
Richter, Eugen 111, 516
Riegel 169, 266
Riehl 108, 199, 456, 489
Riemer 88, 279, 300
Rießer, G. 516
Riff, J. 211
Rivarol 165, 283, 467
‚Robinion' 339
Robinion, H. C. 220
Roche, A. 463
Rodenberg, J. 75, 81, 82, 90, 171
Römer, Fremdwörter der 162—163
Röthe, G. 19, 60, 111, 117, 159—160, 191, 195, 223—224, 231, 259, 266, 270, 283, 290, 500
Rohde, E. 534
Rosegger, P. 58, 85, 91, 122, 129, 156, 171, 287, 405, 436 (Phrase)
Rosegger (Sohn) 156
Rosenkranz 21, 178, 206
Roßmäßler 490, 534
Rothe 510
Rotteck 155
Rousseau 316, 339, 480
Rückert 79, 80, 98, 104, 113, 121, 165, 438, 449
Rümelin 169, 172, 216, 235, 266, 269, 271
Ruge, A. 424
Ruskin 23, 31
Ruß, R. 95
...s in Zusammensetzungen 46 (Harden), 58, 80

S.

Saalfeld, G. 185, 450
Sachs, Hans 31
Sachsenspiegel 169, 529
Sainte-Beuve 375, 480
Saint-Simon, Herzog von 208
Salvandy 422
Sanders 56, 81, 185
Saphir 408, 420, 426 bis 427, 441, 443, 446, 481
Sapper, A. 284
Sarcey 184
Sarrazin, C. 196, 254, 266
Satzdreh nach Und 66, 68—69, 116
Savigny 513
Schablonenwörter 109
Schachtelsatz 11, 21, 60,
Schäfer, D. 489
‚Schauburg' 249
Schaukal 183, 242, 503
Schauwecker, Fr. 534
Scheffel 85, 107, 155, 327, 382, 401, 432
Scheffler, K. 176, 183, 504
Schelling 73, 141, 479, 490
Schenkendorf 16, 165, 256
Scherer, W. 26, 75, 132 184, 196 (Fremdwörter), 215, 229, 234, 300—301, 304, 312—313, 352 (Zeichensetzung), 371, 385, 415
Schiff 201
Schiller 17, 19, 20, 28, 29, 31 (Lessing), 32, 33, 43, 53, 59, 61, 62, 63 (-weise), 68, 70, 77, 79, 81, 82, 88, 91, 95, 98, 107, 122 (Mundart), 123, 124, 136, 140, 141, 142, 150, 153, 159, 172, 183, 186, 187, 188, 209—210 (Milieu), 213, 218, 220, 221, 240 (Fremdwörter), 242, 243, 244, 247, 252 u. 261 (Campe), 268, 274, 280, 281, 293 — 295, 299 bis 300 (Satzbau),

310—312, 313 (Rhythmus), 316 (Satzbau), 318, 321, 325, 331, 333, 339, 343 (Wortstellung), 344, 348, 356, 363, 366 (Anfangen), 367, 372 (Schließen), 375, 381 (Gegensatz), 383, 401, 404, 407, 413, 416, 417 (Humor), 418, 421, 424 (Ironie), 428, 430, 435, 441, 445, 451, 455, 460 (Tonmalerei), 461, 466, 469, 472, 479, 485, 486—487 (Belehrung), 489, 501, 521, 525, 527, 528 bis 529, 530, 535
Schiller, Lotte 524
Schlaf, J. 137, 226, 362, 365, 452, 459, 474
Schlagworte 112
Schlegel, T. 61
Schlegel, Fr. 220, 243, 258, 265, 332, 450, 467, 470
Schlegel, Karoline 524
Schlegel, W. 105, 147, 150, 258, 260, 274, 524
Schleiden 534
Schleiermacher 265, 382, 394, 421, 465, 473, 517
Schleswig-Holstein-Augustenburg, Herzog von 525
Schlichtheit 406—412
Schließen 371
Schmidt, Erich 6, 29, 39—45 (preziös), 46, 47, 48, 50, 51, 54, 64, 75, 89, 90, 118, 130, 170—175 (Erklärung von 1889), 163, 185, 190, 198, 201, 203, 231, 220 bis 221 (Pücklerei), 238—239, 242, 244 bis 245 (Fremdwörter), 275, 287, 289 bis 290, 302, 305 (Satzbau), 319 und 328, 329 (Stopfstil), 330, 335—336, 339, 345 (Lessing), 352 u. 354 (Zeichensetzung), 359, 370, 390, 405, 432, 450, 470, 472, 474, 480 (Lessing), 481, 488—489, 501, 517
Schmidt, Julian 26, 64, 90, 97, 132, 140, 141, 301, 324, 394, 401, 420, 453, 471
Schmoller 64, 81, 100, 184, 334
Schmuck 145—148, 438 bis 443
Schnitzler 423
Schober, Fr. v. 155, 408
Schöll 32, 48, 51, 90, 179, 221, 296—297, 301, 303, 308, 312, 318, 319, 332, 391, 396, 397, 435, 441, 477, 479, 481
Schöpflin 219
Schönbach 96
Scholz, H. 171
Schopenhauer 5, 8, 16 (Zeitungsstil), 20, 25 bis 26, 28, 30, 31, 37—39 (preziös), 43 45, 50, 57, 59—60 (Sprachmeisterei), 73, 82, 84, 92 (Hilfszeitwörter), 105, 107, 118, 119, 132, 135, 138, 140, 142, 213, 216, 233, 272, 279, 293, 300, 303, 304, 305, 327, 329, 335 (Stopfstil), 348 (Zeichensetzung), 356, 360, 363 (Titel), 374, 382, 383—385, (Kürze), 389, 401, 406, 409, 410, 423 (Ironie), 430 (Zitate), 434, 435, 437 (Phrase), 438, 442, 456, 457, 464, 466 (Klarheit), 467—469, 470, 474, 476, 480, 486, 488, 490—491 (Philosophiesprache), 494 bis 495
Schülersprache 115
Schorlemer 516
Schottel 60, 92, 249, 262, 414
Schraber, H. 142, 444
Schreibmaschine 478
Schreistil 354, 412, 498
Schrempf 343
‚Schriftleiter' 255
Schriftsprache 33—34
‚Schriftsteller' 252, 255
Schroeber, O. 71
Schubart 90, 119
Schubert 155, 408
Schubin, Ossip 82, 120, 157, 185, 221, 363, 448, 473, 493
Schuhe, St. 435
Schulenburg, Graf v. 437
Schumann, R. 501, 533
Schuppius 51
Schur, E. 353
Schwabenspiegel 401, 529
Schweizerdeutsch 123, 129
Schwindelstil 193—201, 232
Schwulst 392
Scipio 433
Scott 424, 493
Seidel, H. 100, 326, 368, 417, 428, 451, 493, 533
Seibl, A. 503, 504
Seidl, J. G. 78
Sei-Form 85—87
‚Selbstredend' 89
‚Selten' 96—97
Semikolon s. Punktstrich
Seneca 130, 163, 380, 425
Seume 155
Sévigné 522
Shakespeare 44, 51, 54, 125, 141, 152, 153, 220, 234, 244, 314, 328, 363, 366 (Anfangen), 378, 381 und 382 (Gegensatz), 384, 406, 421, 423 (Ironie), 433, 454 (Bilder), 457, 465
Shaw, B. 426
Sidney 528
Sigl 129
Simmel, G. 240, 412, 469, 479, 491
‚Simplizissimus' 421, 422
Simson, E. 516, 519
Smollett 456
Sophokles 31, 314, 382, 421, 434
Sorel, A. 436
Soret 31
Sosnosky 58
Spalding 250, 530
Spannung 363, 376 bis 378
Speidel 392, 402, 470
Spencer, H. 31, 412
Spielhagen 29, 71, 74, 76, 92, 133, 171, 178, 180, 223 (Pücklerei), 228, 237, 238, 241, 323, 391, 404, 430 (Zitat), 432, 453, 471, 481
Spinoza 260, 400, 433, 468
Spitteler, C. (Fremdwörterei), 166
Sprachakademie, Deutsche 18
Sprachgebrauch, Sprachrichtigkeit 60—64
Sprachgesellschaften 120, 248—249, 252
Sprachleben 61
Sprachreinigung 169 bis 170, 172, 246 bis 268
Sprachschutzmeisterei 52—60, 169
Sprachverein, Allgemeiner deutscher 9, 18, 65, 169—174, 248, 259, 266, 286—287, 291
Stahr, A. 72, 133
‚Standpunkt' 111
Stein, Frau von 524
Stein, Freiherr vom 97, 389, 531
Stein, L. 231
Stelzhamer 226
Stenographie 478
Stephan, H. v. 168, 255—256
‚stetig' 119, 290, 515
Stern, A. 301, 319
Stern, M. v. 331
Stettenheim 451
Stifter 391, 393
Stilblüten 6
Stillosigkeit 401—406
Stinde 177
Stirner, M. 394
Stopfstil 329—332, 335—338
Storm 16, 31, 62, 81 94 (welcher), 99, 122, 136 (Beiwort), 154, 155, 400, 428, 466, 525, 533
Strachwitz 456, 536
Strauß, D. Fr. 120, 326, 332, 335, 352 (Semikolon), 412, 456, 489, 533
Streichen 484
Streicher, O. 266
‚Subjektiv, Objektiv' 29, 135, 198, 395, 487
Sudermann 120, 242, 372, 465, 533
Sulzer 366, 397, 441
Superlativ 412 bis 417
Suphan 171, 221
Suttner, B. v. 453
Swift 42, 423

Sybel 57, 73, 120, 170, 534
Synonymen 104—105, 128, 479

T.

Tacitus 152 (Beiwort), 159, 178, 296, 308, 365, 369 (Übergänge), 384 (Kürze), 385, 386, 399, 407, 436, 441, 493
‚tadellos' 109
Taine 208, 375
Talleyrand 422, 467
Tannhäuser (Minnesänger) 168
Tauler, J. 12, 247, 529
Tegnér 307, 309
‚Teichoskopie' 188
Temme, J. D. 307
Tennyson 31, 234
Terenz 105
Tetens 115
Tews, J. 410
Thackeray 428
‚Theke' 206
Thode, H. 74, 139, 141, 334, 391, 393, 507
Thomasin von Zirklære 12, 168
Thomasius 13, 174, 260, 291
Thukydides 50, 152, 295, 365, 520
Tiberius 285
Tieck 57, 107, 155, 156, 365, 390, 403, 444
Tiefsinn 48
Tironische Noten 111
Titel 362
‚Tockenburg, Armer Mann im, s. Bräker
Töpfer 410
Tolstoi 31
Tonmalerei 460
Tonzeichen (Akzent) 354
Torresani 453
Tovote, H. 82
‚tragisch' 262
Traub 165
Trautmann, M. 171, 201, 266
Treitschke 11, 17, 24, 30, 55, 63, 81, 120, 170, 171, 172, 283, 287, 290, 432, 435, 459, 469, 489, 495, 516—517, 531—533, 534
Treppensatz 323
Trimberg, Hugo von 121
Tropen 443
‚Truth' 221
Tschudi, A. 248
Tschudi, v., 507
Turnersprache 118
Twesten 516

U.

Überraschung 377
Übersetzen 17, 479
Übertreibung 412—417, 498
Uhl, W. 411
Uhland 8, 23, 117, 122, 155, 274, 286, 291, 452, 466, 467, 531—532
Uhlig, G. 171
Ule 201
Ulfilas 62, 315
‚Ulk' 421, 502
‚Umwelt' 210
um zu 90, 132
unedel und edel 125 bis 126
ung 137
‚unlauterer Wettbewerb' 117, 121
Unterstreichen 354
Unverständlichkeit 201 bis 206
Unwahrhaftigkeit 7, 23 bis 27, 136, 188, 193 bis 194, 199—201

V.

Van der Velde 452
Varnhagen 32, 48, 240, 258, 315, 435
Vasari 473
Vauvenargues 431, 467
Verbessern, Feilen 483 bis 484
Verdoppelung 391 bis 392
Vergil 384, 407, 443
Vergangenheit (Partizip) 89
Verhaeren 249
Verständlichkeit 201 bis 207, 466—476
Verwässerung 391 bis 392
Viehoff 402
Vigny 125
Viktor Emanuel 153
Vincke 516
Virchow 31, 170, 337
Vischer, Fr. 24 (großer Stil), 25 (Wahrheit), 29, 30, 31, 37, 50, 52, 65—66, 108 (‚voll und ganz'), 120, 121 (Mundart), 122, 123, 124, 126, 129, 142, 179 (Fremdwörter), 217, 243 (‚cynisch'), 275, 283, 298, 326, 363 (Titel), 365 und 367 (Anfangen), 378, 400, 401, 412, 416, 417 (Humor), 456, 457, 461, 463, 489, 501, 517, 533
Vischer, R. 395, 429, 527
Vitet, A. 50
Voigt, G. 489
Voigt, R. 403
Volkelt, J. 489, 491, 534
Volkmann, D. 171
Volkmann (R. Leander) 191
Volksmund 253, 375 457
volkstümlicher Stil 22 bis 23, 409—412
Voll, R. 196
Vollendungsform 83—84
‚voll und ganz' 107
Volnay 431
Voltaire 14, 24, 31, 146, 219, 316, 381, 382, 384, 424 (Ironie), 477, 480
Vornehmtuerei 48
Voß, J. H. 53, 119, 254

W.

Wackernagel, Ph. 18, 19
Wackernell 171
Wagner, A. 139
Wagner, R. 57, 76, 82, 89, 155, 206, 211, 227, 258, 315, 354 (Ausrufzeichen), 391, 415, 457, 475, 501
Wahrhaftigkeit 5, 7, 23—24
Walbeck 516
Wallenstein 229, 239
Walloth, W. 134
Walther von der Vogelweide 167, 375
Walzel, O. 231
was und das 64
Wassermann, J. 471
Weber, R. M. v. 314, 501, 525, 533
Wechsel des Ausdrucks 127
Weckherlin 177
Weinhold, K. 171
Weise 18
‚weise' 63—64
Weiße 54
Weizsäcker 171, 180, 274
welcher 93—94, 527
Wendt, G. 171
‚wenn' mit ‚würde' 83, 84—85
Werner, J. 479
Wernicke 259
Werther, preußischer Gesandter 225
Wibmann, J. V. 110, 120, 533
wie und als 68—70
Wiederholung 77, 378 bis 380
Wieland 53, 54, 112, 172, 215 bis 216 (Fremdwörter), 249, 250, 251, 258, 308, 414, 479
Wienbarg 155
Wilamowitz-Möllendorff 73, 171, 233, 301, 324, 402
Wilde, O. 200, 426
Wilbenbruch 170, 426
Wilhelm I. 20, 78, 147, 187, 204, 243, 282, 285, 380, 408, 494, 520
Wilhelm 2. 111—112, 191, 243, 439
Willemer, Marianne 99
Willemien, H. 182
Wilmanns, W. 171
Wilson 425
Winckelmann 72, 100, 148—149, 172, 210, 325, 442, 501, 502, 520, 535
‚wir Deutsche' 57
Windthorst 413
Winterfeld 385
Witz 418—423
Wölfflin, H. 489, 502
Wörmann, K. 489, 502
Wohlklang 461
Wolf, Chr. 119, 260
Wolf, J. 249
Wolff, E. 179, 230, 235, 237, 239, 240, 244, 290, 324, 405
Wolff, J. 130
Wolfram v. Eschenbach 453
Wolters, W. 156
Wortmacherei 382
Wortspiele 421
Wortstellung 338
Wrangel 131
Wülcker, R. 369
Wundt 76, 235, 261, 343, 396, 412, 534
Wurzbach, A. v. 451

Digitized by Google

Wustmann 8, 53—57 (Schulmeisterei), 14, 59, 68, 87, 93 (welcher), 99, 100, 123, 124, 345, 354, 393, 430, 457, 495
Wychgram 475

X.

Xenien 53
Xenophon 152

3.

Zahn, E. 122, 129, 533
Zeichensetzung 348 bis 355
Zeitungsstil 16—17, 22, 142, 494—501
Zeitwort 83—92, 91 (zusammengesetztes), 144, 876
Zeller, E. 487
Zelter 421, 423
Zesen, Ph. v. 167, 248 bis 249, 253, 255, 273
Ziegler, Fr. 516
Ziegler, Th. 75, 160, 176, 177, 331
Zigeunersprache 164 bis 165
Zille 211
Zimmermann, W. 489
Zinkgrei 234
Zischlaute 459
Zitate 429
Zitatetes' 28, 430—432
Zola 208, 382, 493
Zusammensetzungen 78—79 (Hauptwort), 91 (Zeitwort)
Zweckmäßigkeit 20—21
Zweifall 81—82
zwischen 77

Von Eduard Engel sind ferner erschienen:

Im Verlage von G. Westermann in Braunschweig:

Goethe. Der Mann und das Werk. 14. Auflage. 2 Bände.
Deutsche Meisterprosa. 4. Auflage.
Frankreichs Geistesführer. 5. Auflage.
1914/19. Ein Tagebuch. 6 Bände.

Im Verlage von Hesse & Becker in Leipzig:

Sprich deutsch! (40. Tausend.) — **Entwelschung.** (40. Tausend.) — **Gutes Deutsch.** (26. Tausend.) — **Deutsche Sprachschöpfer.** (10. Tausend.) — **Goethes Werke.** Volksausgabe. — **Freudvoll und Leidvoll (Goethes Liebeslieder).** — **Die Weisheit Goethes.**

Im Verlage von Fr. Brandstetter in Leipzig:

Geschichte der französischen Literatur. 9. Auflage.
Geschichte der englischen (u. nordamerikanischen) Literatur. 9. Auflage.
William Shakespeares Leben und Werke. 3. Auflage.
Shakespeare-Rätsel. 3. Auflage.
Die Heimat des Odysseus: Lewkas oder Ithaka.

Ferner:

Novellensammlungen: Paraskewula. (Stuttgart, Colla.) — Des Lebens Würfelspiel. (Stuttgart, Union.)
Griechische Frühlingstage. 3. Auflage. (Jena, Coslenoble.)
Die Aussprache des Griechischen. (Jena, Coslenoble.)
Kaiser Friedrichs Tagebuch. (Halle, Diekmann.)
Byron. Tagebücher und Briefe. 4. Auflage. (Berlin, H. Simion.)

Eduard Engel

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart

30.—37. Auflage.

2 Bände Wörterbuchgröße. Mit 101 Bildnissen und 36 Handschriften.

Nur gebunden.

□ □ □ □

Aus Urteilen:

„Es gehört mitten hinein in das Gewoge, in den Kampf der Kräfte, die um die Fortführung unseres nationalen Erbes streiten . . .

Es ist ein Deutscher, der hier den Werdespuren der deutschen Dichtung nachgeht."

„Auf eine Tatsache soll endlich noch mit allem Nachdruck hingewiesen werden, die gerade diese Literaturgeschichte so besonders empfehlenswert macht: das ist der Stil des Buches!"

□ □ □ □

Der 2. Band kann einzeln abgegeben werden:

Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart

7. Auflage.

Mit 77 Bildnissen und 22 Handschriften. Nur gebunden.

□ □ □ □

Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschichte

378 Seiten mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften.

27.—36. Auflage. Nur gebunden.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

SEP 19 1932

OCT 3 1932

APR 23 1946

7 Mar'56 LS

MAY 1 8 1956 LU

LD 21-20m-6,'32

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046568933

770829

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY